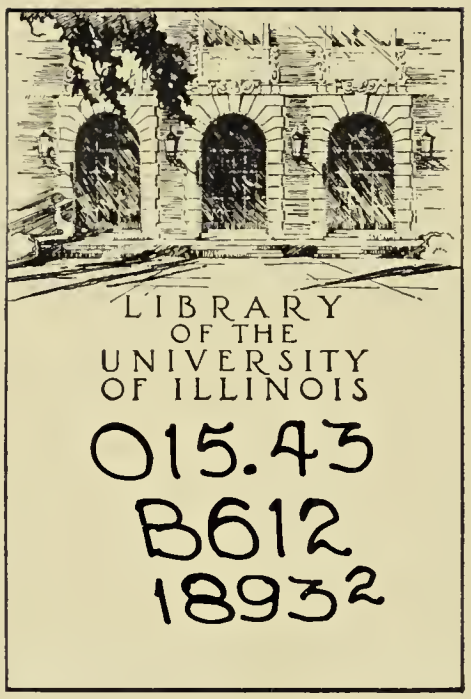

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
015.43
B612
1893²

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1893.

Zweiter Band.

Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/blatterfurliter1893unse_0

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1893.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

—

1893.

015.43
B613
1893²

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 27. — 6. Juli 1893.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich.
Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Aus dem Nachlasse von Friedrich Hölderlin. Von Karl Müller-Rastatt. — Franz Liszt in seinen Briefen. Von Heinrich Reimann. — Allerlei Skizzen. Von Richard Weitbrecht. — Neue Dramen. Von Richard Friedrich. — Romane und Novellen. Von Karl Schratteuthal. — Ein neuer Lyriker. Von Benno Rüttenauer. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Aus dem Nachlasse von Friedrich Hölderlin.

Soweit der poetische Nachlaß Hölderlin's sich im Besitze Christoph Theodor Schwab's, des verdienten Herausgebers der Werke des Dichters, befand, ist er nach dessen Tode an die königliche öffentliche Bibliothek in Stuttgart übergegangen, zu deren schönsten Schätzen er gehört (Cod. poet. et phil. Fol. 63). An lyrischen Gedichten und Fragmenten enthält er in 47 Heften und Blättern 467 Nummern. Die Lektüre ist überaus mühevoll — die Zeit hat die schlechte Handschrift Hölderlin's, die er selber scherzweise „Silberdruck" nennt, nicht leserlicher gemacht —, aber sie erschließt uns erst das rechte Verständniß für die Schaffensart des Dichters. Sie zeigt uns, welche ungeheuere Summe von Arbeit in den Gedichten Hölderlin's steckt, wie er es sich nicht verdrießen ließ, wieder und wieder die Feile anzulegen, Worte und Verse zu verwerfen und neu zu bilden, bis er sich selber genug gethan zu haben glaubte. Und sie zeigt uns vor allem, daß er die wunderbare, durchsichtige Klarheit, die classische Ruhe, die seinen Gedichten, wie sie uns jetzt vorliegen, zu eigen sind, erst durch diese Arbeit, dies immer wiederholte Feilen in sie hineingetragen hat, daß er die ersten Entwürfe, die in der Regel die leidenschaftliche Erregung, die ihn erfüllte, sehr deutlich widerspiegeln, mit bewußter Absicht abschliff und maßvoller, kühler gestaltet hat. Jedes dieser Blätter läßt uns einen Blick in die Seele des Dichters und in die Werkstatt des Künstlers thun, der ihn unserm Verständniß näher bringt.

Aus der Zeit seiner Reife findet sich in dem Nachlasse nichts, was die bisherigen Herausgeber nicht benutzt hätten, dagegen enthält er aus der Zeit des Werdens doch noch das eine und das andere Stück, das bisher nicht zum Druck gelangt ist und das doch einerseits poetisch werthvoll, andererseits wohl geeignet ist, den Charakter des Dichters in klarere Beleuchtung zu rücken. Daß seine erste Jugendliebe zu Luise Nast ihm die Anregung zu manchem Gedicht gab, würden wir annehmen, auch wenn wir es nicht durch einen seiner Briefe an die Geliebte ausdrücklich bestätigt fänden. Doch sind diese Gedichte alle verloren gegangen, bis auf eins (Nachlaß 24), das, wenn es auch Fragment geblieben ist, doch schon um deswillen hier mitgetheilt sein mag, weil es das einzige ist, in dem Hölderlin scherzhafte Töne anschlägt:

So lieb, wie Schwabens Mägdelein,
Gibt's keine weit und breit,
Der kann mein Trauter nimmer sein,
Der ihrer sich nicht freut!
Wie war mir immer wohl zu Sinn,
So lang' ich bei ihr war,
Bei meiner Herzenskönigin
Im blonden Lockenhaar.

Sie blickt des lieben Herrgotts Welt
So traut, so freundlich an
Und geht gerad' und unverstellt
Den Lebensweg hinan;
Die Blumen wachsen sichtbarlich,
Wenn sie das Land begießt,
Es beuget Birk' und Erle sich,
Wenn sie den Hain begrüßt.

Entgegen hüpft ihr jedes Kind
Und schmiegt sich traulich an,
Die Mutter und die Basen sind
Ihr sonders zugethan,

1161692

Es freu'n sich alle, fern und nah,
Die meine Holde seh'n:
O lieber Gott, wie sollt' ich da
Die süße Minne schmäh'n!

Nicht minder lob' ich alle mir
Die Schwabenmägdelein
Und tracht' im Herzen für und für
Mich ihrer Gunst zu freu'n. . . .

Und zieh' ich einst um Ruhmsg[ewinn] *)
In Helm und Harnisch aus,
Kommt ihr mir [nimmer aus dem Sinn,]
Stets kehrt der Held nach Haus.
Und [trennt mich von der Heimat einst]
Das Land Arabia
So ruft: He, Schwabe! komm [zurück!]
Gleich bin ich wieder da.

Wer mir die Holde nicht verehrt,
Der höre meinen Hohn,
Er ist des Vaterlands nicht werth,
Er ist kein Schwabensohn!
Er schmähe mir die Minne nicht,
Die Minne treu und rein,
Es spricht der Thor: Die Rose sticht.
Laß Rose Rose sein!

Wir wissen, daß die reizbare, selbstquälerische Natur Hölderlin's auch in dieser harmlosen ersten Neigung zu dem lieblichen Töchterlein des maulbronner Klosterverwalters tausendfach Grund zu Gram und Sorgen, zu leidenschaftlichster Erregung und niedergeschlagenem Brüten fand, sodaß er „im ganzen Kloster für gefährlich melancholisch ausgesagt" wurde und sogar „sein Körper immer kränklicher wurde". Es wirkt erfreulich, daß wir nun daneben in dem vorliegenden Gedicht ein Zeugniß von seiner eigenen Hand dafür haben, daß diese Liebe ihm auch glückliche, heitere Stunden bereitete, in denen die Grillen verbannt waren und ihm sogar der Schalk im Nacken saß. Auch später noch, als er in Tübingen im Stift weilte und Luisens Bild in seiner Seele verblaßt war, als er das Verlöbniß mit ihr aufgehoben hatte, kommen ihm Stunden, wo mitten in seinen hohen Bestrebungen, seinem übermenschlichen Ringen nach Dichterruhm, die Sehnsucht nach ihr, nach seiner Stella, wie der Verehrer Platon's sie genannt hatte, in ihm mächtig wird. Einer solchen Stunde verdankt das nachstehende Gedicht (Nachlaß 34) seinen Ursprung:

An die Ehre.

Einst war ich ruhig, schlummerte sorgenfrei
Am stillen Moosquell, träumte von Stella's Kuß,
Da riefst du, daß der Waldstrom stille
Stand und erbebte, vom Eichenwipfel.

Auf sprang ich, fühlte taumelnd den Zaubertrank,
Hin flog mein Athem, wo sie den Lieblingen
Die schweißbedeckte Stirn' im Haine
Kühlend, die Eich' und die Palme spendet.

Umdonnert, Meereswogen, die einsame
Gewagte Bahn! euch höhnet mein kühnes Herz!
Erthürmt euch, Felsen, ihr ermüdet
Nicht den geflügelten Fuß des Sängers!

So rief ich — stürzt' im Zauber des Aufrufs hin,
Doch, ha, der Täuschung! wenige Schritte sind's,
Bemerkbar kaum und Hohn der Spötter,
Freude der Feigen umzischt den Armen.

Ach! schlummert' ich am murmelnden Moosquell noch,
Ach! träumt' ich noch von Stella's Umarmungen!
Doch nein, bei Mana nein! auch Streben
Ziert, auch der Schwächeren Schweiß ist edel!

Spricht aus dieser Ode schon das Gefühl, das ihn fast sein ganzes Leben hindurch nicht verließ und mit ein wesentlicher Grund seines Unterganges wurde, das Gefühl des Zweifels an seinem dichterischen Können, so wird uns ein zweiter Grund, weshalb er sich im Stift so unglücklich fühlte, aus der Ode „Einst und Jetzt" (Nachlaß 34) klar. Er war nicht im Stande, sich in die strenge Klosterordnung zu fügen, sein Geist bäumte sich beständig gegen den Zwang auf, dem er in den Mauern des Stifts unterworfen war. Die Vorstellungen seiner Mutter, die sich darüber schwere Sorgen machte, veranlaßte ihn wol zu dem Entschluß, sich in dieser Hinsicht zu ändern und mit seinem Schicksal zufrieden zu werden. Aber es gelang ihm nicht, da sein „Temperament so wenig für Mishandlungen für Druck und Verachtung taugte". Immer kehren die Klagen über den ihm unerträglichen Druck in den Briefen aus dem Stift wieder. Besondern Anstoß aber scheint sein für äußere Eindrücke überaus empfindlicher Geist an der Stellung der Stipendiaten gegenüber der Außenwelt genommen zu haben. Ursprünglich hatten sie die alte Mönchskutte getragen, mit der Zeit war an deren Stelle der schwarze Mantel mit weißen Ueberschlägen, die frühere Tracht der protestantischen Geistlichen, getreten und man rühmte Hölderlin nach, daß er den flatternden Mantel mit weißem Krägchen „mit Eleganz" zu tragen wisse. Aber behaglich fühlte er sich nicht darin, denn es schien ihm, als ob man auf die Träger dieses Gewandes geringschätzig herabsehe. Aus diesem Gefühl heraus ist das nachstehende Gedicht entstanden, das uns zugleich ein reizvolles Bild seiner Jugendfreuden entrollt:

Einst und jetzt.

Einst, thränendes Auge, sahest du hell empor,
Einst schlugst du mir so ruhig, empörtes Herz,
So wie die Wallungen des Bächleins,
Wo die Forell' am Gestade hinschlüpft!

*) Die Worte in [ ], weil eine Ecke des Folioblattes abgerissen, durch Conjectur ergänzt.

Einst in des Vaters Schoße, des liebenden,
Geliebten Vaters — ach und so lange schon
Entrissen, Vater, Vater! schon dem
Knaben, dem stammelnden armen Knaben!

Ha, du gerechte Vorsicht! so bald begann
Der Sturm, so bald? — doch nein, straft mich des Undanks,
Ihr Stunden meiner Knabenfreude,
Stunden des Spiels und des Ruhelächelns!

Ich seh' euch wieder — herrlicher Augenblick!
Da füttert' ich mein Hühnchen, da pflanzt' ich Kohl
Und Nelken, freute so des Frühlings
Mich und der Ernt' und des Herbstgewimmels;

Da sucht' ich Maienblümchen im Walde mir,
Da wälzt' ich mich im duftenden Heu umher,
Da brockt' ich Milch mit Schnitten ein, da
Schleudert' ich Schwärmer am Rebenberge.

Und o! wie warm, wie hing ich so warm an euch,
Gespielen meiner Einfalt, wie stürmten wir
In offner Feldschlacht, lehrten uns den
Strudel durchschwimmen, die Eich' erklettern.

Jetzt wandl' ich einsam an dem Gestade hin;
Ach keine Seele, keine für dieses Herz,
Ihr frohen Reigen? Aber weh' dir,
Sehnender Jüngling, sie geh'n vorüber!

Zurück denn in die Zelle, Verachteter,
Zurück zur Kummerstätte, wo schuldlos du
So manche Mitternächte weintest,
Weintest im Durst nach Lieb' und Lorber!

Lebt wohl, ihr güldnen Stunden vergangner Zeit,
Ihr lieben Kinderträume von Größ' und Ruhm,
Lebt wohl, lebt wohl, ihr Spielgenossen!
Weint um den Jüngling, er ist verachtet!

Daß diese vermeintliche Verachtung nur in der allzu lebhaften Einbildung Hölderlin's bestand, beweist schon der zweite Liebesbund, den er gerade während seines tübinger Aufenthalts mit Elise Lebret, der Tochter des nachmaligen Universitätskanzlers knüpfte. Denn auch darin war er ein echter Dichter, daß er nicht ohne „Herzenskönigin" sein konnte. Sein Verhältniß zu Elise-Lida liegt allerdings sehr im Dunkeln, die Briefe, die zwischen beiden gewechselt wurden, sind vermuthlich vernichtet, jedenfalls aber für uns verloren. Schwab, der noch am ehesten in der Lage gewesen wäre, darüber Näheres zu erfahren, begnügt sich aus Rücksicht auf die Familie Lebret mit sehr unbestimmten Andeutungen; er sagt, Hölderlin's „Neigung soll nicht unerwidert geblieben sein, die Aeltern des Mädchens waren jedoch einem solchen Verhältniß entgegen und da die Gelegenheit, sich öfter zu sehen und kennen zu lernen, selten war, scheint sich dasselbe nicht sehr weit entwickelt zu haben". Die Briefe Hölderlin's lassen uns im Gegensatz zu dieser Darstellung und theilweise der Litzmann's Folgendes feststellen: Elise erwiderte Hölderlin's Neigung thatsächlich und das Verhältniß zwischen beiden entwickelte sich so weit, daß eine Heirath ganz ernstlich ins Auge gefaßt wurde. Hölderlin's Mutter, der eine so einflußreiche Verbindung für ihren Sohn nur erwünscht sein konnte, war mit ins Vertrauen gezogen worden und vermittelte den Briefwechsel zwischen beiden während Hölderlin's Aufenthalt in Waltershausen und Jena. Im Sommer 1795 waren die Beziehungen noch so lebhafte, daß Hölderlin um ihretwillen eine ihm in Stuttgart angebotene Hofmeisterstelle ausschlug, und erst im Herbst fanden sie ihr Ende, das nicht er herbeiführte, sondern Elise, dadurch daß sie seinen letzten Brief unbeantwortet ließ. Daß jedenfalls während des tübinger Aufenthalts Hölderlin's Liebe zu Elise noch nicht erkaltet war, wie Litzmann fälschlich behauptet, beweist der warme Ton des nachstehenden Gedichtfragments (Nachlaß, Nr. 29), das seinem Inhalt nach erst nach seinem Abschied von Tübingen, frühestens in Nürtingen, wahrscheinlich aber erst in Waltershausen entstand.

Trunken, wie im hellen Morgenstrahle
Der Pilote seinen Ocean,
Wie die Seligen Elysens Thale,
Staunt' ich meiner Liebe Freuden an:
Thal und Haine lachten neugeboren,
Wo ich wallte, trank ich Göttlichkeit,
Ha! von ihr zum Liebling auserkoren,
Höhnt' ich stolzen Muths Geschick und Zeit.

Stolzer ward und edler das Verlangen,
Als mein Geist der Liebe Kraft erschwang;
Myriaden wähnt' ich zu umfangen,
Wenn ich Liebe, trunkne Liebe sang.
Wie der Frühlingshimmel, weit und helle,
Wie die Seele, schön und ungetrübt,
Rein und stille, wie der Weisheit Quelle,
War das Herz von ihr, von ihr geliebt!

Sieh, im Stolze hatt' ich oft geschworen:
Unvergänglich dieser Herzverein,
Lida mir, zum Heile mir geboren,
Lida mein, wie meine Seele mein!
Aber neidisch trat die Scheidestunde,
Theures Mädchen zwischen mich und dich,
Nimmer, nimmer auf dem Erdenrunde,
Lida, nah'n die trauten Arme sich!

Stille wallst du nun am Rebenhügel,
Wo ich dich und deinen Himmel fand,
Wo dein Auge, deiner Worte Spiegel,
Mich allmächtig, ewig an dich band;
Schnell ist unser Frühling hingeflogen,
O du Einzige! vergib, vergib!
Deinen Frieden hat sie dir entzogen,
Meine Liebe, kummervoll und trüb.

Als ich deinem Zauber hingegeben
Erd' und Himmel über dir vergaß,
Ach, so selig in der Liebe Leben,
Lida, meine Lida, dacht' ich das? . . .

Aber wenn auch der Abschied von der Geliebten ihm einen Schatten auf den Weg warf, den er zu Ende des Jahres 1793 hinaus in die Fremde zog, so ließ er sich das doch nicht allzu sehr kümmern, froh, seine Schwingen zum ersten male in der Freiheit regen zu können, voll Hoffnungen und Pläne, wie er war. In diese Zeit oder wenig später dürfte das schöne Gedicht an Herkules (Nachlaß, Nr. 32) zu setzen sein, das hier gleichfalls zum ersten Abdruck gelangt und in dem das Gefühl der Kraft und des Selbstvertrauens so stolz zum Ausdruck kommt. Abgesehen davon, daß sein Inhalt sich enge berührt mit dem Gedanken an den Sieg, den „ein Götterknabe den Ungeheuern abgewann" in dem um dieselbe Zeit entstandenen „Schicksal", ist es aus einem Gefühl seelischen Gleichgewichts, aus einem festen Glauben an Erfolg heraus geschrieben, wie sie Hölderlin weder vor noch nach dieser Zeit wieder eigen gewesen sind. Auch Wendungen, wie „den Knaben hast zum Manne du gemacht", „von der Mutter Tisch und Haus" passen am besten in jene Tage, wo der Dichter zuerst auf eigenen Füßen stand.

In der Kindheit Schlaf begraben
Lag ich, wie das Erz im Schacht;
Dank, mein Herkules! den Knaben
Hast zum Manne du gemacht!
Reif bin ich zum Königssitze
Und mir brechen, stark und groß,
Thaten, wie Kronions Blitze,
Aus der Jugend Wolke los.

Wie der Adler seine Jungen,
Wenn der Funk' im Auge glimmt,
Auf die kühnen Wanderungen
In den fernen Aether nimmt,
Nimmst du aus der Kinderwiege,
Von der Mutter Tisch und Haus
In die Flammen deiner Kriege,
Hoher Halbgott, mich hinaus.

[Höre, was ich nun beginne:
Wie der Pfeil im Köcher, liegt
Mir ein stolzer Rath im Sinne,
Der mich tödtet, oder siegt.] *)

Wähntest du, dein Kämpferwagen
Rolle mir umsonst ins Ohr?
Jede Last, die du getragen,
Hebt die Seele mir empor.

Zwar, der Schüler mußte zahlen!
Schmerzlich brannten, stolzes Licht,
Mir im Busen deine Strahlen,
Aber sie verzehrten nicht.
Was du glücklicher geschaffen,
Als der Göttersohn vollbracht,
Führ' ich aus mit eignen Waffen
Mit des Herzens Lust und Macht.

Wenn für deines Schicksals Wogen
Hohe Götterkräfte dich,
Kühner Schwimmer, auferzogen,
Was erzog dem Siege mich?
Was berief den Vaterlosen,
Der in dunkler Halle saß,
Zu dem Göttlichen und Großen,
Daß er kühn mit dir sich maß?

Was ergriff und zog vom Schwarme,
Der Gespielen mich hervor,
Was . des . Arme
Mich des Aethers Tag empor?
Freundlich nahm des jungen Lebens
Keines Gottes Hand sich an,
Aber froh des eignen Strebens
Blickt und wuchs ich himmelan.

Sohn Kronions! an die Seite
Tret' ich nun erröthend dir;
Der Olymp ist deine Beute,
Komm und theile sie mit mir!
Sterblich bin ich zwar geboren,
Dennoch hat Unsterblichkeit
Meine Seele sich geschworen
Und sie hält, was sie gebeut!

Mit diesen schönen, in ihrem prachtvollen Fluß den eifrigen Schüler seines großen Landsmannes Schiller verrathenden Strophen mag unsere Nachlese zu den Gedichten des unglücklichen Dichters, der gerade vor funfzig Jahren von seinen Leiden erlöst wurde, beschlossen sein.

Karl Müller-Rastatt.

*) Die Verse in [ ] im Manuscript durchgestrichen.

Franz Liszt in seinen Briefen.

Als im Jahre 1887 der Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt erschienen war, ließen sich sogar die hartgesottensten akademischen Gegner Franz Liszt's — ich nenne hier nur einen: E. Hanslick — zu dem Bekenntniß herab, diese Correspondenz sei „das schönste Denkmal, das man Liszt setzen konnte", und selbst „der erbittertste Gegner müßte Liszt nach dieser Lektüre bewundern und liebgewinnen". Freilich ist bisjetzt trotz jenes Briefwechsels von einem Liebgewinnen Liszt's von seiten jener auf die „Classiker" und ihre Epigonen (bis Brahms) eingeschworenen Partei noch nichts zu

merken gewesen. Denn nach Liszt's Grundsatz: „Wer liebt, versteht" hätte sich jenes „Liebgewinnen" folgerichtig als ein allmähliches Verstehen seiner Werke, die das Bleibende seiner künstlerischen Persönlichkeit sind, entwickeln müssen. Davon ist nun leider auch nicht die geringste Spur, weit eher das Gegentheil zu merken gewesen. Aber ich glaube kaum, daß jene musikalischen Akademiker überhaupt den Briefwechsel gelesen haben; man legte ihn einfach, wie alles was auf Liszt Bezug hat, „zu dem Uebrigen" und war froh, so durch keinen musikalisch revolutionären Gedanken aus der olympischen Behaglichkeit des Selbstvergötterungsgefühls aufgeschreckt zu werden.

Die neue Sammlung Liszt'scher Briefe, von der Liszt-Biographin und -Uebersetzerin La Mara (M. Lipsius) herausgegeben *), wird zwar sicher nicht einen bessern und eindringlichern Erfolg als jener Briefwechsel haben, mit dem sie sich ja auch an kunsthistorischer Bedeutung weder messen will, noch kann. Aber sie gibt dem, der sich solchem Eindrucke hingeben mag, ein in unantastbarer Frische für alle Zeiten entworfenes Bild Franz Liszt's als des idealsten Künstlers und des edelsten Menschen seiner Zeit, in viel mannichfaltigerer Weise als dies in jener Wagner-Correspondenz möglich war.

Die beiden Bände enthalten im ganzen 659 Briefe, 2 davon aus dem Ende der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts, 21 aus der Zeit von 1830 bis 1840, 47 fallen in die Jahre 1840—50, 172 zwischen 1850—60, 128 zwischen 1860 und 1870, 157 zwischen 1870 und 1880, 132 endlich von 1880 bis zum 3. Juli 1886. Der letzte Brief, und zwar der letzte, den Liszt überhaupt schrieb, ist an Sophie Menter gerichtet. Alles was innerhalb dieser vierzig Jahre in Deutschland und dem Auslande auf dem Gebiete der Tonkunst emporstrebte, trat mit ihm in Berührung, sei es, um von dem einflußreichsten aller Patrone, Empfehlungen, oder von dem genialsten aller Künstler Anregungen, oder endlich von dem liebenswürdigsten aller Lehrer Unterricht und Belehrung zu erhalten. Freilich nur wenige Namen ziehen sich durch die ganze Serie der Briefe hindurch. Ihre Träger (wie Brendel, Uhlig, Eduard von Liszt) starben entweder vor Liszt oder wandten sich von dem Liebwertheften aller Künstler ab und wurden aus Freunden entweder Gleichgültige oder gar ausgesprochene Feinde, aus Beschützten Widersacher, selbst Lästerer und Verleumder. Dies letzte Register weist hochberühmte Namen der neuesten Musikgeschichte auf; wen dies traurige Kapitel interessirt, findet in den Briefen Exempel in Hülle und Fülle.

Angeblich war es Liszt's Thätigkeit als Componist, die den Widerspruch herausforderte. Nun, niemand war so wenig auf Anerkennung gefaßt, niemand wußte besser, daß seine Werke mehr „Befremdung als Befreundung" erregen mußten, niemand übte eine bescheidenere Zurückhaltung mit der Aufführung seiner Werke aus, als Liszt. Ihm erscheint jede Aufführung eines Werks von ihm als ein „Wagniß". „Ich muß als Regel beibehalten, von den Aufführungen meiner Partituren allenthalben abzurathen", schreibt er an Professor Stern in Berlin. An Brendel: „Was die Aufführung meiner Werke anbetrifft, bin ich darüber mehr als je negativ gestimmt"; die Legende der heiligen Elisabeth kann „ruhig in meinem Papierkasten fortschlummern". Er meinte, daß seine Zeit noch nicht gekommen sei und nahm mit der Resignation einer vornehmen, edeln Seele die Schmähungen und Verunglimpfungen seiner Werke ruhig hin. „Vincit, qui patitur", „wir können warten" — das war sein Trost.

Nicht weniger Feinde erwarb ihm sein muthiges Eintreten für die neue Kunst: Schumann, Chopin, Berlioz, Wagner — ihnen allen hat er durch persönliches Eingreifen mit Wort und Beispiel die Wege geebnet. Die canonische Sanction der musikalischen Akademie hat freilich nur Schumann erreicht, Chopin nur theilweise; Berlioz und Wagner sind heutzutage noch in akademischer Acht und Bann. Aber Liszt's muthiges Beispiel feuerte die junge Generation an und brachte ein frisches Leben in die deutsche Tonwelt. Die Briefe an Brendel über Einrichtung und Veranstaltung der Tonkünstlerversammlungen sind in dieser Hinsicht das schönste Gedenkblatt für den Meister. Eines Künstlers muß indessen noch besonders gedacht werden: er war aus Liszt's „musikalischem Herzen" gewachsen: Hans von Bülow's. „Ein Meister derer, die wissen", „un véritable souverain de musique", dessen „Wissen, Können, Leisten erstaunlich sind und ans Fabelhafte grenzen", der in der Probe zur weimarer Tonkünstlerversammlung (1861) ohne Partitur dem Orchester „die zahlreichen Buchstaben und Doppelbuchstaben mit unfehlbarer Genauigkeit" auswendig ansagte u. a. m. Anfang April 1870 besucht Liszt (nach der Vermählung seiner Tochter Cosima, der geschiedenen Gattin Bülow's, mit R. Wagner) den Künstler in Florenz! Welch unendliche Tragik liegt in der einfachen Mittheilung in einem Briefe aus jener Zeit: „Anfangs April besuchte ich Bülow in Florenz!"

In der That: trotz aller Ehren und Auszeichnungen, trotz aller Liebe und Verehrung hat Liszt gar manche bittere Stunde erlebt! „Seit meiner Jugend", schreibt er an seine Biographin Lina Ramann, „halte ich das Sterben für viel einfacher als das Leben" und die Aufforderung, Denkwürdigkeiten aus seinem Leben niederzuschreiben, weist er mit dem Bemerken zurück, für ihn sei es genug, sein Leben zu leben! Aber alles, selbst das härteste Ungemach ertrug er mit bewundernswerther Geduld und Nachsicht. Der Wahlspruch des heiligen Franz von Paula, seines Namenspatrons: „Caritas!" ist auch der seine (vgl. II, 345), und seine Handlungsweise bestimmt das Lieblingswort des Grafen Szechényi: „Tiszta lélek, tizsta sázndek, akár siker, akár nem" („Reine Seele, reine Absicht, ob erfolgreich oder nicht"). Gegen alle Menschen, mit denen sein Lebensweg ihn zusammenführt, ist er freund-

*) Briefe von Franz Liszt. Herausgegeben von La Mara (M. Lipsius). Zwei Bände. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1893. 8. 12 M.

lich, liebenswürdig; aber „eine geheime Zelle" birgt sein Herz für die liebsten und nächsten: „Da wo die letzten Worte seiner lieben Mutter und seines Eduard von Liszt *) aufbewahrt sind."

Von den Künstlern kann dasselbe, wie von den Menschen im allgemeinen gelten: Bach (den er herrlich mit Händel vergleicht, II, 55), Beethoven, Schubert, Chopin und Wagner wohnen ebenfalls in einer besonders intimen Zelle seines Herzens, sonst ist sein Herz offen und weit für alles, was etwas Tüchtiges leistet. Neid, Eifersucht erregen ihm Ekel; jeder der ihm wohl will, ist seines innigsten Dankes sicher: von Bülow — „der allein seine Werke zu dirigiren versteht", bis zu Bechstein, dem er für ein ihm zur Verfügung gestelltes siebenoctaviges Instrument eine „siebenoctavige chromatische Tonleiter von Danksagungen widmet".

Ein Hauptcharakterzug seines Wesens ist ferner Einfachheit und Schlichtheit. Er ist eine Franciscusnatur und sein Ideal ein „klösterlich künstlerisches" Leben. Ohne irgendwelche äußere Lebensbedürfnisse sieht er in Geld und Gut nur das Mittel andern wohlzuthun, Noth und Elend zu stillen und Kunst und Künstler zu fördern. Und so protestirt er denn auch gegen ein Begräbniß, wie das Rossini's war. „Keinen Staat, keine Musik, kein Ehrengeleite, noch irgendwelche Reden. Man möge meinen Leichnam nicht in einer Kirche, sondern auf irgendeinem Friedhofe begraben und möge sich ja hüten, ihn von dieser Grabstätte nach einer andern zu überführen. . . . Die Inschrift meines Grabsteins könnte sein: „Et habitabunt recti cum vultu suo». . . ." Am 25. April 1865 hatte Liszt bekanntlich die niedern „geistlichen Weihen" in der Capelle des Cardinals Hohenlohe im Vatican zu Rom empfangen. In einem Briefe an den Fürsten spricht er hierüber folgendermaßen: „Convaincu que cet acte m'affermissait dans la bonne voie, je l'ai accompli sans effort, en toute simplicité et droiture d'intention. Il correspond d'ailleurs aux antécédents de ma jeunesse, comme aussi au développement qu'a pris durant ces quatre dernières années mon travail de composition musicale, que je me propose de poursuivre avec une nouvelle vigueur. . . . Pour parler familièrement: si «l'habit ne fait pas le moine», il ne l'empêche pas non plus; et dans certains cas, quand le moine est tout fait au dedans, pourquoi ne pas y approprier à l'extérieur l'habit?" Diese Stelle ist die beste Erwiderung auf das leere Geschwätz über die Beweggründe, die Liszt bewogen, in den geistlichen Stand zu treten. Von ganzem Herzen und aus vollster Ueberzeugung fromm, in streng katholisch-kirchlichem Sinn, war der heilige Franciscus von Assisi sein Lebensideal. Er schien ihm „keiner von den Dutzend Heiligen", sondern der Nachahmung würdig. Und daß er sich diese Nachahmung angelegen sein ließ, hat man ihm als Heuchelei und Eitelkeit ausgelegt. Niemandem ist je ärgeres Unrecht widerfahren, als Liszt durch diese Verdächtigung!

H. Reimann.

*) Der jüngere Stiefbruder seines Vaters, gest. 8. Februar 1879 als Generalprocurator in Wien. Auf ihn übertrug F. Liszt im März 1867 den erblichen Ritterstand.

Allerlei Skizzen.

1. Für gewöhnliche Leute. Hunderterlei in Versen und Prosa. Von Johannes Trojan. Berlin, Freund u. Jeckel. 1893. 8. 3 M.
2. Provenzalische Tage und spanische Nächte. Von Siegfried Samosch. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1893. 8. 2 M. 25 Pf.
3. Ein Veilchenstrauß. Skizzen von Franz Jedrzejewski. Bielefeld, A. Helmich. 1892. 8. 1 M. 25 Pf.

Johannes Trojan liebt es, bescheiden aufzutreten, deshalb hat er vielleicht noch nicht die Anerkennung gefunden, die ihm gebührt. So klingt auch der Titel seines neuesten Buchs „Für gewöhnliche Leute" (Nr. 1) gar bescheiden, und es steckt doch viel Poesie und gute Laune, und vor allem außerordentlich viel Gemüth in ihm. Manches ist allerdings für gewöhnliche Leute: ich rechne dahin Sächelchen wie die lustige Kleinigkeit S. 163 „Zur Untersuchung von Wein ist ein Chemiker sehr gut geeignet. Man macht es aber am besten so, daß man den Chemiker zuerst den Wein trinken läßt und dann am andern Tage den Chemiker untersucht" — ein Recept übrigens, dem wir unsere volle Billigung nicht versagen können. Aber das sind wirklich Kleinigkeiten, denen gegenüber so viel echt Dichterisches, so warm und innig Empfundenes, so viel Kernhaftes, Spruch- und Gnomenartiges und Drolliges in Vers und Prosa in dem Buche sich findet, daß man es nicht am Blättern bewenden läßt, sondern gern zu demselben zurückkehrt. Ja das Buch hat lyrische Perlen, an welchen die weisen Leute unsers zu Ende gehenden Jahrhunderts vielleicht vorübergehen, die wir „gewöhnlichen Leute" aber als solche zu schätzen wissen. Hier zwei von ihnen:

Stille.

O Einsamkeit, du traute,
Die mich umfangen hält,
Wie liegt so weit die laute,
Die friedelose Welt!
Die Augen kann ich schließen
Vor allem, was da stört,
Die Ruhe ganz genießen,
Nach der ich lang begehrt.

Nichts regt sich in den Zweigen,
Nichts regt sich auf der Flut.
O schaurig süßes Schweigen,
Du thust der Seele gut.
Ihr ist als könnt sie schweben,
Befreit von Kraft und Noth;
Ich weiß nicht, ist es Leben?
Ich weiß nicht, ist es Tod?

Nun in des Himmels Ferne
Blinkt auf ein goldner Kranz.
Wie friedlich seid ihr, Sterne,
Wie still ist euer Glanz!
Mir klingen alte Lieder,
Die einstmals mich beglückt,
Mir ist, als würd' ich wieder
Ans Mutterherz gedrückt.

Drei Rosengärten.

Ein Rosengarten im Thale
Erblüht gar wunderbar;
Es schließen dem Sonnenstrahle
Sich auf die Rosen klar.

Darüber auf Bergeswarten
In unnahbarer Höh
Blüht auf ein Rosengarten
Aus Sonnenglanz und Schnee.

Hoch über den Zacken droben
Erblüht in reinster Luft
Ein Rosengarten, gewoben
Aus Morgenlicht und Duft.

Drei Rosengärten über
Einander — wie das erglüht!
Mir ahnt es, daß darüber
Noch einer, der schönste, blüht.

Schade um den Mangel der Form im letzten Vers. Wie gemüthvoll Trojan Bilder aus dem Familienleben abzuconterfeien vermag, das zeige:

Die Maus im Zimmer.

In meinem Zimmer ist eine Maus,
Nett wie die Mäuschen alle,
Drum jag' ich sie auch nicht hinaus
Und stell' ihr keine Falle.

Sie huscht herein, wenn ich da steh'
Beim Schreiben oder im Sinnen,
Und huscht hinaus, und wieder seh'
Ich sie auf einmal drinnen.

In meine Schränke guckt sie hinein,
Darin herumzuspüren;
Ich denk', es muß ja wol so sein
Und schließe nicht ab die Thüren.

In meine Bücher guckt sie auch,
Die ihr doch nicht gehören;
Ich denk', das ist so Mäusebrauch
Und hüte mich, sie zu stören.

Sie weiß genau, wo ich für sie
Etwas zu naschen habe,
Und unbescheiden wird sie nie,
Ist froh bei kleiner Gabe.

In einem Eckchen sitzt sie dann
Sich drüber her zu machen,
Ihr Knuspern hört sich lustig an,
Ich muß im stillen lachen.

Und nun — hört da nicht alles auf? —
Geht sie mir gar zu Leibe:
Sie klettert zu mir ans Pult herauf,
An dem ich steh' und schreibe.

Zur Seite seh ich — da ist die Maus!
Ich werde sie schelten müssen.
Säh sie nur nicht so schalkhaft aus,
So herzig, so zum Küssen!

Und wenn ich ins Gesicht ihr schau,
Dann thut sie gar nicht erschrocken,
Sie hat zwei Aeuglein, die sind blau,
Und goldig sind ihre Locken.

Reizende, zum großen Theil humoristische Plaudereien enthalten die Prosaskizzen. Hier der Anfang der einen: „Vom Umgang mit den Büchern".

Mit Büchern umzugehen ist im ganzen leichter als mit Menschen, ganz leicht aber doch auch nicht. Die meisten Menschen gehen mit Büchern schlecht um, und darauf beschränkt sich ihr Verkehr mit ihnen. Freilich liegt in vielen solcher Fälle die Schuld auch mit an den Büchern.

Gewöhnlich werden Bücher gekauft, um gelesen und dann hingeworfen zu werden wie die Schalen einer Frucht, die man genossen hat, und allerdings ist auch das meiste von dem, was die gewöhnliche Marktwaare bildet, nicht des Aufhebens werth. . . .

Wenige schaffen sich Bücher an mit der Absicht, sie für Lebenszeit als Gesellschaft zu behalten. Damit fängt aber erst das wahre Vergnügen am Bücherbesitz an. Welch eine angenehme Unterhaltung gewährt es einem, sich umzusehen unter seinen Büchern wie in einem Garten; das kommt der Lust nahe, die der Umblick in der freien Natur gewährt. Es ist natürlich, daß, wer überhaupt Bücher liebt, auch auf ihr Aeußeres Werth legt. Uneingebundene Bücher sind für jeden derartigen Menschen ein Greuel. Sie stehen zwischen den ordentlich angezogenen umher wie Männer in Hemdsärmeln. Noch mehr Verdruß aber als die broschirten bereiten die sogenannten cartonnirten Bücher, welche den Anspruch erheben ordentlich gekleidet zu sein und es doch nicht sind, sondern den Eindruck von Leuten machen, die mit Papierwäsche und in carrirtem, baumwollenem Sommeranzug in eine anständig gekleidete Gesellschaft hineingerathen sind. Aber von allem das Greulichste sind die Bücher in den modernen, fabrikmäßig hergestellten Kattuneinbänden, welche nach etwas aussehen, aber möglichst wenig kosten sollen. Dabei kommt alles zu Tage, was Geschmacklosigkeit in Verbindung mit Armseligkeit leisten kann.

Was broschirt gekauft ist, muß, ehe es zum Buchbinder geschafft ist, dem Anblick entzogen werden; wie denn ja auch ein Mensch, ehe er sich ordentlich angezogen hat, sich in seiner Kammer zu verbergen pflegt. Was des Bindens nicht werth erscheint, muß, wenn es sich weder aus dem Hause schaffen, noch vernichten läßt, in einen dunkeln Raum weggestaut werden, in den weder die Sonne hineinscheint noch der Mond mit den Sternen. Was aber behalten werden soll, muß zum Buchbinder geschafft werden, damit er es gut einbinde. Das ist leicht gesagt, aber nicht leicht zu erreichen u. s. w.

Wir armen Kritiker freilich sind in diesem Stücke übel daran, da wir trotz aller unserer Bitten jahraus jahrein von den Herren Verlegern broschirte Bücher erhalten. Und gerade die werthvollen unter ihnen bindet uns unser Land- oder Stadtbuchbinder nicht würdig genug, selbst wenn wir die verhältnißmäßig hohen Kosten daran zu wenden im Stande sind. So muß ich denn auch Trojan gestehen, daß ich sein Buch, wieder eines derjenigen, die ich für werth halte, meiner Bibliothek einverleibt zu werden, broschirt, scheußlich aufgeschnitten und mit einigen sich lösenden Bogen in meine Bücherei Abtheilung „Neue Lyrik" sub lit. T einreihen werde.

Reiseskizzen aus Südfrankreich und Spanien gibt uns Siegfried Samosch (Nr. 2). Ich bin im allgemeinen kein Freund von Reiseschilderungen so wenig wie von Biographien — andern Leuten ergehts anders — aber diese Skizzen habe ich mit steigendem Genuß gelesen, obwol ich ihre Lektüre lediglich „der Noth gehorchend nicht dem eigenen Trieb" begann, da mir das Buch einmal zur Besprechung gesandt war. Es ist fast keine Seite in ihm, auf der nicht etwas Bemerkenswerthes steht, und auch das rein Persönliche der Erlebnisse, die ohne jede Selbstgefälligkeit vorgetragen werden, interessirt als ein unausscheidbarer Theil des Ganzen. Ueber die Richtigkeit der Beobachtungen vermag ich kein Urtheil abzugeben, da ich die Gegenden nicht selbst kenne. Doch macht der Verfasser den Eindruck eines so sichern, vielgewandten und vielgewanderten Beobachters, der zudem auch in Geschichte und Literatur wohl Bescheid weiß, daß ich ihm auch in den Partien glaube, wo er mit der herkömmlichen Auffassung im Widerspruch steht. Und das ist doch bei einem Buch mit Reiseskizzen eines der ersten Erfordernisse, daß der Leser den Eindruck gewinnt: diesem Führer kannst du dich vertrauensvoll überlassen.

Die Darstellung geht ruhig, sozusagen Schritt für Schritt ihren Gang, ist aber belebt von zahlreichen Einzelzügen, kurzen allgemeinen Betrachtungen und, wie gesagt, von feinen Beobachtungen.

Literarische Skizzen, wie sie nicht sein sollen, sind die von Franz Jedrzejewski (Nr. 3). Ich glaube, im ganzen Buche ist kein einziger origineller Gedanke, und auch die Form läßt von dem ersten zwanzigzeiligen Satz an manches zu wünschen übrig. Der Verfasser führt uns in durchaus unzulänglicher Weise theils bekannte Namen wie E. Palleske und Wilhelm Herz vor, theils lobt er in ungemessener Weise Leute, die mehr oder minder unbekannt sind, wie Leopold Prowe, Georg Klingenburg, Hermann Kiehne, und versichert, daß in Paul Baehr, dem ich übrigens sonst nicht zu nahe treten will, und seinen „herrlichen Gedichten, die zu den schönsten Erzeugnissen der deutschen Lyrik gehören", sich „ein neuer großer Genius aufgeschlossen" habe. Gewidmet ist das Buch der mir bisjetzt auch unbekannten „vorzüglichen Dichterin" Frau C. Bruch-Sinn in Wien-Währing.

Richard Weitbrecht.

Neue Dramen.

1. Künstlerdramen. Von Julius Schaumberger. München, Dr. Albert. 1893. 8. 3 M.
2. Anatol. Von Arthur Schnitzler. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893. 8. 2 M. 50 Pf.
3. Das verlorene Paradies. Schauspiel in drei Aufzügen von Ludwig Fulda. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1893. 8. 2 M.
4. Der Talisman. Dramatisches Märchen in vier Aufzügen von Ludwig Fulda. Zweite Auflage. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1893. 8. 2 M.
5. Hanna Jagert. Komödie von Otto Ehrich Hartleben. Berlin, S. Fischer. 1893. 8. 2 M.
6. Das unbeschriebene Blatt. Lustspiel von Paul Heyse. — Jungfer Justina. Schauspiel in vier Acten von Paul Heyse. Berlin, W. Hertz. 1893. 12. Je 2 M. 60 Pf.

Ernst von Wolzogen's Tendenz im „Lumpengesindel" wird in Julius Schaumberger's „Künstlerdramen" (Nr. 1) aufgenommen und mit etwas größerer Deutlichkeit wiederholt. Wenn jener in seiner heitern Weise den innern Werth und Gehalt des sogenannten Lumpengesindels in die verklärendste Beleuchtung rückt, dadurch die Bezeichnung fast zu einem Ehrennamen machen will und Lesern und Zuschauern den Schluß auf außerhalb der Künstler- und Schriftstellerwelt stehende Kreise überläßt: ist Schaumberger mehr unmittelbar, weniger andeutend, als gerade heraus. „Lumpenpack, Mordgesindel" sind ihm die Frau Rath Kogler und ihr Sohn, der verschuldete Lieutenant, die Familie des Rentiers Jodl, die Gattin des Kunstakademieprofessors Rembold, Frau Kamilla, „bestrickende beauté. Schlanke, biegsame Figur mit rundschwellenden Formen. Beauté de diable, Femme de trente ans. Dunkler Teint, große, schwarze Augen, lange seidenweiche Wimpern. Die Oberlippe kaum sichtbar beflaumt. Ihr Gang ist leicht und elastisch, geräuschlos, wie der einer Katze. Ihr Wesen hat überhaupt etwas Katzenhaftes. Halb unbewußt läßt sie im Verkehr mit Männern fortwährend kleine Verführungskünste spielen." Dies ihr Steckbrief nach dem Personenverzeichniß. Darnach gehört nicht viel Ahnungsvermögen zu der Voraussage, daß sie ihren Gatten hintergeht. Und der Dichter thut ein Uebriges, wenn er durch die Charakteristik des Professors ihre Untreue noch besonders motivirt. Er ist „stattlicher Vierziger, äußerlich ein Kraftkerl", aber eine geradezu abstoßende Persönlichkeit. Ewig lachend über sich, über andere und alles mögliche, kennt seine Frau, ahnt ihr Vorhaben, findet sogar den Muth zu Anzüglichkeiten gegen seine Frau — aber nur in Anwesenheit dritter. So trifft ihn, was zu hindern wol Gelegenheit, er aber nicht der Mann war. Bei der Verführungsscene selbst nun muß man doch fragen: war es unumgänglich nöthig, daß der Dichter diesen knabenhaften, weltunkundigen Adolf fast in der Stunde seiner Verlobung mit der treuherzigen, braven, zärtlich-liebenden Sabina das Opfer der verführerischen Frau Potiphar werden läßt? Daß er die Pein dieses Vorgangs noch steigert durch alle erdenklichen Mahnungen, Warnungen, Beschwörungen? Von Kunst ist dabei gar nicht zu sprechen; aber ist das noch Wirklichkeit? Oder ist das vielmehr erklügelte Berechnung einer vollständig unwählerischen Einwirkung auf dienstunwillige Nerven?

„Künstler ist einer, der was kann", sagt Schaumberger selbst. Den Widersinn des Satzes in dieser allgemeinen Fassung erkennt er selbst, wie es ja in beiden Dramen an treffenden Bemerkungen aus dem Gebiete der Kunst nicht fehlt. Er findet die nothwendige Einschränkung in dem Zusatz: „Der mit Liebe arbeitet". Ja, warum spricht er denn nicht unverhohlen aus, daß er Kunst in ganz anderm Sinne faßt, als es bisher in deutscher Zunge geschah? Eben weil die nähern Bestimmungen durch das Was? — Stoff, Vorwurf — und das Wie? — die Ausführung — sich stellenweise gegen sein eigenes Hervorbringen richten würden! Sie würden ihm auch die lose Anknüpfung des unvermittelten zweiten Aufzugs als unmöglich haben erscheinen lassen.

Die Idee des ersten Stücks „Freude", der Gegensatz der wahren Freude zu der bacchantischen, die „ein Rausch ist", wird in einer stattlichen Reihe theilweise ganz leibhaft angeschauter Menschen verkörpert. Vervollständigt wird der Begriff durch seinen Gegensatz im Pessimismus des Polen Krasinsky. Und wie dieser Ideengehalt das Drama emporhebt, so hat es einen zweiten Vorzug, nämlich menschlich wahr zu sein. Denn Schaumberger kennt auch rein liebende, opfermuthige, unverdorbene Menschen. Zu ihnen gehört z. B. das Künstlerpaar und -Ehepaar aus dem pietätlosen Menschen. Das Stück hat nur einen Aufzug, dieser eine ist aber in seinem geschickten Aufbau außerordentlich wirksam. In der Zeichnung erscheinen anfänglich die Künstlerehelente etwas zu einfach, auch später noch klingt der Ausfall Wenzel's, der eben sein Bild verkauft hat, doch etwas wunderlich: das Publikum wolle nur Futter für seinen Bauch, Futter für seine geilen Sinne.

Arthur Schnitzler (Nr. 2) zeichnet uns in sieben dramatisirten Bildern eines Roués Erdenwallen. Der Dialog ist recht flott; die Anschaulichkeit der Gestalten bedeutend; viel moderne Weisheit über Mann und Weib als Gattung und das Verhältniß der beiden Geschlechter zueinander ist eingestreut. Die einzelnen Aufzüge, um so zu sagen, sind rein äußerlich und ganz lose durch die Person Anatol's verknüpft. Ihm zur Seite steht eine Art Mephistopheles in abgeblaßten Farben, ein Vertreter der sogenannten Lebens- und Welterfahrung, Max. Mehr als die Namen beider verräth der Dichter nicht. Er will offenbar dadurch seine Gestalten loslösen von unserer Wirklichkeit und in eine eigene Lebenssphäre versetzen, in der Sinnentaumel und Unsittlichkeit Daseinszweck und -Inhalt ist. Denn auch Max nimmt einfach Anatol's Treiben als gegeben, als Thatsache hin, er urtheilt nicht, vermittelt höchstens und gleicht aus. Das zahlreiche weibliche Personal ist ganz für diese Sphäre geschaffen. Eine einzige Frau scheint eine Ausnahme zu machen; aber scheint eben nur; denn „sie hatte nur nicht den Muth so zu lieben", wie die Kleine aus der Vorstadt. Im übrigen ist die Mannichfaltigkeit in der Zeichnung dieser Venuspriesterinnen nicht gewöhnlich; die Anlage und Einkleidung der einzelnen Gespräche zeugt von Geschick und Erfindungsgabe. Auch an Witz fehlt es der Darstellung nicht, vor allem in der lächerlichen Erscheinung des halt- und grundsatzlosen Anatol. Aber jeder Genuß wird unmöglich gemacht durch die Unsauberkeit und Stickluft dieser Verhältnisse, die im Schlußstücke: „Anatol's Hochzeitsmorgen" einfach widerlich erscheinen. Für wen mögen diese Dialoge geschrieben sein?

Männlich ernst zeigt sich im erlösenden Gegensatz zu dem eben besprochenen Werke die Lebensanschauung Ludwig Fulda's im „Verlorenen Paradiese" (Nr. 3). Angeschaut hat er das Leben ohne Selbsttäuschung, hinter die glänzende Außenseite dringt sein kühl forschender Blick. Und auch für ihn war die entschleierte Wahrheit keine Augenweide, kein beglückendes Idyll. Aber er ist Dichter genug, um in dem Höllenbrenghel eines Bildes unserer Tage noch menschliche Tüchtigkeit, geraden Sinn und unbeirrtes Gefühl zu entdecken. Mit dem verheißungsvollen Ausblick in eine mögliche Aenderung zum Bessern schließt sein Stück. Ohne in langweilige Lehrhaftigkeit zu verfallen, führt er die unscheinbare Gediegenheit und pflichttreues Selbstvergessen zum Siege, zeigt er in der weltmännischen Leichtlebigkeit doch den unverdorbenen Kern auf und wandelt die verwöhnte und verzogene „höhere Tochter" zu einem tief und rein empfindenden Wesen. Und alles dies erscheint in seinem Schauspiel durchaus natürlich, wahr, ungezwungen. Solche Motivirung stellt Fulda's Kunst in das schönste Licht, wie es andererseits der geschickte, erfindungsreiche Aufbau des Schauspiels thut. Auch das habe ich hervorzuheben, daß der Dichter diesmal ohne unwahrscheinliche Voraussetzungen und abstoßende Naturalismen geschaffen hat. Trefflich ist die Charakteristik. Der Allerweltsmann und Ueberallundnirgends, die Vertreter der Arbeiterschaft und der schneidige Offizier a. D. mit seinem vollständigen Fiasco beim Ausstand weisen lebenswahre Züge auf; für den letztern erinnere ich nur an das „Gedient?" und „Unbewaffnet". Was nun die Idee des Stücks, den Verlust des Paradieses für die Menschen der Gegenwart betrifft, so ist ihre Doppelausführung in der Erkenntniß, die der Tochter des reichen Hauses die Augen über die Quelle ihres Wohllebens öffnet, und in der Verurtheilung des Lebenskünstlers Dr. Heideck durch den tüchtigen Hans ebenso wahr, wie ernst. Das gilt auch von ihrer Verallgemeinerung für die besitzenden und besitzlosen Kreise überhaupt. Aber, wie schon gesagt, der Dichter läßt uns nicht stecken inmitten trostloser Unentrinnbarkeit des Lebens, wie es ist.

Ungewöhnlichen Beifall hat desselben Dichters dramatisches Märchen „Der Talisman" (Nr. 4) gefunden. Das überhebt uns eines nähern Eingehens auf das Stück. All das Lob, das man der vornehmen Art dieser Dichtung gespendet hat, der Kunst der Charakteristik, der dramatischen Bewegung der Handlung, der schönen Sprache und gewandten Handhabung des Verses, alles das kann nur bestätigt werden. Bekanntlich liegt dem Drama ein altes Märchen zu Grunde, das vielen aus Andersen bekannt sein dürfte. In der kunstvollen Erweiterung und dichterisch-

schönen Ausgestaltung, die Fulda dieser sinnreichen Erzählung gibt, hat nun seine Dichtung einen so greifbaren Werth und so unbestreitbare Vorzüge, daß sie als eine wahrhafte Bereicherung unserer Bühnenliteratur zu betrachten und zu begrüßen ist.

In „Hanna Jagert" will O. E. Hartleben (Nr. 5) eine große, freie, edle Seele zeichnen. Das ist ihm unleugbar in einzelnen Zügen gelungen, aber gerade nicht nach der Seite hin, von der das Stück vornehmlich, ja fast ausschließlich die Heldin betrachtet, nämlich der Liebe in ihrer alles überwindenden und rechtfertigenden Kraft. Vorausschicken muß ich, daß das Verständniß der Idee des Dichters thatsächlich, wenn auch unnöthiger und kaum noch statthafterweise erschwert wird durch freiwillige oder erzwungene Knappheit in der Charakteristik und Motivirung. Ob und wie weit hier die Vorgeschichte des Stücks — seine Aufführung war polizeilich verboten — mitgewirkt hat, weiß ich nicht. Darf man solchen Einfluß annehmen, so würde sich z. B. das durch wortkarge Andeutungen eher gesteigerte als gelichtete Dunkel, das jetzt Hanna's Verhältniß zu Dr. Könitz und seine Lösung unverständlich macht, leichter begreifen lassen. Unter demselben Belieben des Dichters leidet aber auch auffallend die endliche Lösung durch die Vereinigung mit dem Freiherrn von Vernier. Hier muthet meines Erachtens der Dichter seinem Publikum Unmögliches zu. Gegen diesen Bräutigam ist ja wahrhaftig der Graf Appiani in „Emilia Galotti" noch ein Ideal. Der ist doch wenigstens etwas mehr als nur hohler Formenmensch. Wie kann dieses Weib, das nach des Dichters Absicht durchaus hoch- und dabei scharf denkend, ernst und selbstbewußt erscheinen soll, noch dazu nach engen Beziehungen zu charakterfesten, auch bedeutenden Männern, einen solchen Seichtling lieben, als der der Vernier überall, auch in seiner schwer auffassenden Naivetät erscheint? Das bleibt eine Unbegreiflichkeit, die des Verfassers ganze Ausführung über den Haufen wirft. Verstehe ich den Dichter recht, so behauptet er das Recht des Herzens gegen eine vernunftsgemäße, auf Achtung gegründete Einigung durch gemeinsame, höhere Ziele, das Recht des Herzens gegen eine durch verehrende Dankbarkeit dictirte Verbindung. Jetzt kommt die höchste Steigerung in der reinen, wahren Liebe, die sich eher zum Concubinat erniedrigt, als daß sie den Schein unlauterer, ehrsüchtiger Berechnung auf sich ladet. Aber hier versagt dem Dichter die beweisfähige Gestaltungskraft: der Gegenstand solcher Liebe erscheint in keiner Weise ihrer Inbrunst würdig. Vielmehr ist die Voraussage durchaus statthaft, daß die neugebackene Freifrau geb. Jagert in absehbarer Frist von neuem auf der Suche nach „dem Rechten" sein wird, genau so, wie eine Standesgenossin von ihr in der Mitte unsers Jahrhunderts fast Zeit ihres Lebens. Einer derartigen Misdeutung und Wandlung von Hanna's Charakter will der Dichter offenbar vorbeugen durch die Einflechtung des süßen Geheimnisses; damit verwirrt er aber nur seine Darlegungen noch mehr. Was behält nun recht? Herzensneigung oder Mutterpflicht? Und zweitens, wer über doppelten Treubruch mit beschönigenden Allgemeinheiten oder vielsagendem Stammeln wegkommt, wird im Wiederholungsfalle seine Selbständigkeit auch gegen Mutterpflichten zu rechtfertigen wissen mit den schon geläufigen Redensarten, wie: „Ich kann mich durchaus verantworten — vor mir selber", oder: „Gewiß! Ja! Ich habe ein gutes Gewissen. Ein neues vielleicht, aber. . . . Ja! — Und dies ist der Kampf mit dem alten. Damit muß ich fertig werden, ich wäre ja sonst. . . . Nein! Es ist ja nur . . ." u. s. w. in abgerissenen Sätzen bis zur unwiderleglichen Selbstermuthigung: „Ich muß mir nur treu bleiben." Führwahr, eine bitterere Satire auf das hohe Weib vermöchte kaum Strindberg zu schreiben. Von dem Aufbau der Handlung will ich hier schweigen. Läßt man Goethe's Seelendramen gelten, so kann auch ein neuerer Dichter für sich das Recht in Anspruch nehmen, äußere Geschehnisse zu ersetzen durch überzeugende Seelenvorgänge, durch reiche Entfaltung und glaubwürdige Entwickelung seiner Charaktere. Inwieweit das Hartleben erreicht hat, ist oben an einigen Punkten gezeigt. Jedenfalls läßt sich die Einheit in der Heldin Charakter nur in einer zu des Dichters Absicht gegensätzlichen Auffassung gewinnen.

Möge uns nun der Leser freundlich begleiten zur Betrachtung eines andern Lustspiels, dessen Verfasser allem Naturalismus abhold ist, zu Paul Heyse's „Unbeschriebenem Blatt" (Nr. 6). Eine freundliche Dichtung in reinlicher Ausführung, gibt es auch Wirklichkeit, wenn auch nicht gerade auf der Gasse aufgelesene. Lächelnd entlarvt der Dichter die bibelfeste Scheinheiligkeit, köstliche Komik, wie erfahrungssichere Menschenkenntniß bietet er, wenn er Frau Blessing ihrer Freundin, der sie erst den Schwiegersohn entfremdet hat, am Schluß des Stücks, wo sie denselben Aurel für ihre Tochter als Mann gewinnt, fast gotteslästerlich erklären läßt: „O liebe Julie, die Wege der Vorsehung sind unerforschlich." Die starre Unwandelbarkeit heuchlerischer Verlogenheit in diesem Charakter und der vertrauensseligen Menschenunkenntnis in der Frau von Kaltern steht in fein erdachtem Gegensatz zum Neigungswandel, der sich kreuzweise in den vier jugendlichen Gestalten vollzieht. Dazu kommt eine Fülle aller Arten Witz und Komik in Wort, Handlung und Situation, ein dichtes Gewebe von Fäden, die mit sicherer Hand zu einem künstlerischen Durcheinander geordnet sind. Im Mittelpunkte stehen die beiden Mädchengestalten: Hilde, die wohlerzogene Geheimrathstochter, im Geheimen aber Zola-lüsterne Emancipirte, ihr gegenüber das unbeschriebene Blatt, Klara. An ihnen erläutert der Dichter seine Beobachtungen und Gedanken über die jetzige ungesunde Erziehung mit all ihrer Unaufrichtigkeit, ihrer Verschrobenheit und ihrem Dünkel. In besonnenem Realismus verkörpert er in zwei Contrastfiguren das Leben, wie es ist, wie es schult. Das Lustspiel gestattet und fordert nun wol ein gewisses Uebermaß in der Charakterzeichnung; indessen, erscheint schon Hilda's Besuch bei dem Junggesellen gewagt, so ist die Voraus-

setzung, auf der sich das Lustspiel aufbaut, kaum glaubhaft, ich meine die weltfremde Unerfahrenheit Klara's. Ueber dieses Bedenken hat mir selbst wiederholtes, gewissenhaftes Lesen nicht hinweggeholfen. Um des Dichters willen wünschte ich, irrthümliche Auffassung ließe mich mit dieser Ansicht allein stehen.

Auch desselben Dichters Schauspiel: „Jungfer Justina" hat die bekannten Vorzüge der Muse Paul Heyse's aufzuweisen. Zuerst ist es überaus flott geschrieben: wie der Rhythmus der Sprache in raschem Flusse dahingleitet, so schreitet auch die Handlung dramatisch bewegt unaufhaltsam vorwärts. Mit großer Sorgfalt und Feinheit werden weiterhin die Fäden verknüpft, Motive angelegt und entwickelt, Verwickelungen begründet und gelöst. Auch der geschichtliche Hintergrund — die Zeit des Ueberfalls von Hochkirch — ist mit kräftigen Strichen glücklich gezeichnet. Endlich treten auch die Charaktere anschaulich und lebendig hervor, so wird der Dichter in einem kurzen Auftritt selbst der Gestalt Friedrich's des Großen gerecht. Schwieriger war das bei Ziethen, und es läßt sich auch nicht behaupten, daß es dem Bemühen Heyse's gelungen wäre, den General im Bilde so zu treffen, wie die überlieferte Auffassung ihn erblickt. Fast possenhaft ist die Figur des Hofconditors a. D. Dietrich mit seiner Silhouettenwuth. Uebrigens wenn dieser Sachse einmal sächsisch redet, mag er seine Mundart doch richtig sprechen. Einen Herrn Gott von Strambach gibt es im ganzen Königreich nicht. Bei Ellinger ist nun freilich zuzugeben, daß der Dichter für seinen Zweck des zweiten Motivs, des bestochenen Ehrgeizes, nicht entrathen konnte, aber warum dann das Stück nicht mit richtigem Namen Lustspiel nennen? Die Lösung wird doch mit den Mitteln und auf dem Wege dieser Gattung herbeigeführt. Scheute er etwa den Vergleich mit Minna von Barnhelm? Aber der ist doch zu naheliegend, als daß er sich ablehnen ließe. Ob er allerdings der Jungfer Justina förderlich ist, mag unerörtert bleiben. Richard Friedrich.

Romane und Novellen.

1. Einsame Wege. Roman von Josephine Gräfin Schwerin. Zwei Bände. Leipzig, Reißner. 1892. Gr. 8. 6 M.
2. Komödie. Roman von Nataly von Eschstruth. Zwei Bände. Jena, F. Costenoble. 1892. 8. 8 M.
3. Liebeswirren. Novellen von Hanna Schomacker. Hamburg, Verlags-Anstalt u. Druckerei, A.-G. 1893. 8. 3 M.
4. Drei Novellen von A. Jüngst. Köln a. R., J. Bachem. 1892. 8. 3 M. 50 Pf.
5. Um den Wildsee. Schwarzwald-Novelle in Versen von Wilhelm Arminius. Dresden, Pierson. 1893. 8. 4 M.

Es ist ein Glück, daß die meisten Bücher, Dank der Consequenz der Besprecher, in anständigem, auch dem ältesten Auge leicht leserlichem Drucke erscheinen, denn man geriethe sonst beim Lesen langweiliger Erzeugnisse der erzählenden Dichtung in nicht allzu gelinde Verzweiflung. Diesen Dank muß ich hier der Verlagshandlung der „Einsamen Wege" von Josephine Gräfin Schwerin (Nr. 1) aussprechen. Die beiden Bände lassen in Druck und Ausstattung nichts zu wünschen übrig; sie sind äußerlich schön und freundlich angethan. Innerlich ist der vorliegende Roman leider nicht so anziehend. Ich kann getrost sagen, daß er selbst in der Leihbibliothek keine hervorragende Stelle einnehmen wird. Ein Schriftsteller, der bisher mehrere Werke veröffentlicht hat und, wie Gräfin Schwerin, schon seit 1875 auf dem Gebiete der Romanliteratur thätig ist, erlangt eine gewisse Praxis, die sich dann natürlich auch in dem schwächsten Producte seiner Phantasie zeigt. Er versteht es, eine oder die andere Figur mit lebhaftern Farben zu zeichnen, sie mehr oder weniger interessant zu machen, uns für sie zu erwärmen; das wäre aber auch alles, was ich über das jüngste Opus der Verfasserin Gutes sagen könnte. Summa summarum, es ist ein schwächliches Erzeugniß, wozu auch noch der Umstand beiträgt, daß der Stil sich über die Mittelmäßigkeit kaum erhebt. Die einzelnen, an und für sich gut charakterisirte Personen, wie der General, die beiden Frauengestalten Gerta und Sophie, ja, auch der Herr von Hostewitz schwimmen im gewöhnlichen männiglich bekannten Romanfahrwasser.

Hoch über diesem Werke steht, trotz seiner Fehler, Nataly von Eschstruth's „Komödie" (Nr. 2). Da ist im Stile, im Aufbau, in der Durchführung alles kraftvoller und flotter, es zeigt sich auch überall die größere Leichtigkeit im Produciren und die größere Routine. Scheinbar ist dieser Roman nicht nach Marlitt's allbekanntem Recept verfaßt, denn es wird uns nicht ein Aschenbrödel, wie bei der Marlitt selig, vorgeführt, das schließlich seinen Märchenprinzen bekommt, sondern eine reiche Dame, der der Hochmuth den Sinn verwirrt und die sich, durch des Schicksals wuchtige Schläge gebeugt, selbst zum Aschenbrödel macht, um dann in den Hafen des Glücks einzulaufen; es ist, um mit der Verfasserin zu sprechen: „Ein Drama nach modernem Geschmack, ein glänzend Stücklein des socialen Elends, welches voll Trug und Schein «droben» anfängt, um «drunten» zu enden." Allerdings nimmt sich die Sache mit dem „drunten" nicht so hart aus, da die Heldin zum Schlusse nach Noth und Entbehrung doch wieder von ihrem nach Amerika durchgegangenen Vater mit klingenden Beweisen seines noch nicht ganz erstorbenen Familiensinns beglückt wird. Der ethische Grundzug des Werks gipfelt wol in der Aeußerung des endlich nach so viel Jammer und Drangsal durch echte Mannesliebe belohnten Weibes: „Ich habe nicht viel in der Welt gelernt, Hans, aber eine Erfahrung habe ich zu meiner Ueberzeugung gemacht, die,

daß der vornehmste Adel derjenige des Verdienstes ist!"

Der Roman wird, sowie viele andere der Verfasserin, seinen Weg machen, denn sie versteht es, auch die Gemüthsseiten des menschlichen Herzens in Bewegung zu bringen, sie versteht es, trotz mancher ungerechtfertigten Längen, das Interesse des Lesers zu spannen, sie zeichnet einzelne Figuren und Situationen mit unleugbarem Geschick — aber es ist auch manches verzeichnet, und ganz besonders in der Schilderung der neugeadelten Parvenus ist sie zu weit gegangen, es werden unter ihrer Feder Caricaturen daraus und oft zappelt die Handlung an dem Faden der Unwahrscheinlichkeit. Was sonst über Protzenthum und moderne Ehe gesagt wird, ist nur zu sehr gerechtfertigt, doch manchmal auch zu dick aufgetragen.

Frau Hanna Schomacker in Petersburg hat zwei Märchenbücher veröffentlicht, die von der Kritik freundlich begrüßt wurden. Ihre neueste Publication „Liebeswirren" (Nr. 3) — ein übrigens zu hochtrabender Titel für die beiden sehr einfachen Erzählungen — zeigt auch in der Novelle „Die Wäschers-Käthe" einen Zug des Märchenhaften und dies ist's, was der hübsch geschriebenen Geschichte einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Es ist absolut nichts Besonderes, was uns die Verfasserin bietet, aber die Art und Weise der Durchführung läßt uns gerne die Einhaltung eines modern realistischen Recepts vermissen. Die zweite Erzählung ist minder anziehend. Eine wenig originelle Wette wird da sehr breitspurig behandelt, zum großen Theile jedoch recht temperamentvoll vorgetragen. Leider überwiegt das Conventionelle, die Schablone; der erwärmende Hauch fehlt.

Das neueste Buch von A. Jüngst bedeutet gegen die Novelle „Gesucht und gefunden" (1889) derselben Verfasserin insofern einen Fortschritt, als die religiöse Tendenz sich in „Drei Novellen" (Nr. 4) nicht in ungerechtfertigter Weise hervordrängt. Die erste Novelle „Wider Willen" ist sogar flott und warm erzählt und einzelne kleine Züge, hier mit Recht angebracht, zeugen von der glücklichen Beobachtungsgabe der Schriftstellerin. Ein Zug von Wärme und Temperament geht auch durch die Erzählungen „Wandlungen" und „Hüben und drüben", so sehr sie sich im Geleise des Althergebrachten bewegen. Rettungen kommen in beiden vor und das wirkt ja, wie bekannt.

Das dichterisch werthvollste der fünf vorliegenden Werke ist „Um den Wildsee" (Nr. 5). Der Verfasser, Wilhelm Arminius, ist ein Romantiker; er zollt trotz Zola und Realismus der blauen Wunderblume den mit Begeisterung gespendeten Tribut und man läßt sich durch ihn nicht ungern in deren scheinbar abgethanes Zauberreich führen. Ich freue mich durch diese Dichtung die Bekanntschaft des strebsamen Poeten gemacht zu haben, der nach Kürschner's „Literatur-Kalender" zu schließen, noch der jüngern Generation angehört. Die Handlung der versificirten Novelle ist spannend; in den Mitteln zur Erreichung seines dichterischen Ziels geht er nie über die Grenzen hinaus; Gemüthstöne stehen ihm ebenso zu Gebote, wie das Wettern der Leidenschaft, und seine Naturschilderungen haben einen eigenthümlichen Reiz. Alle Personen, die in dem Gedicht handelnd auftreten, sind gut charakterisirt; die Sprache ist edel, oft schwungvoll, die Versification leicht und natürlich. Doch der Gerechtigkeit die Ehre! Abgesehen davon, daß der Verfasser stellenweise zu breit wird, müssen eben bei seinem anerkennenswerthen Geschick in der Behandlung des Verses und des Reims viele ungelenke Inversionen, Flickwörter und lahme Versfüße gerügt werden; ja manchmal schleicht sich eine ganz und gar prosaische Stelle in den lieblichen Gang seiner Dichtung; auch erlaubt er sich hier und da Apostrophirungen, die nicht statthaft sind. Ein Dichter von Arminius' schöner Begabung sollte selbst im kleinsten strenge Selbstkritik üben. Diese Fehler werden allerdings während des Lesens leicht übersehen, aber sie stören ein geübtes Auge, ein geübtes Ohr im Vollgenusse des dichterisch Gebotenen. Diese Fahrlässigkeiten abgerechnet, ist „Um den Wildsee" eine liebenswürdige Gabe und ich stehe nicht an, sie warm zu empfehlen. Der Verfasser wird uns hoffentlich noch oft mit einem Werke seiner erzählenden Muse erfreuen.

Karl Schrattenthal.

Ein neuer Lyriker.

Auf einem Gebiet der Dichtung, auf dem der Lyrik, übertrifft unsere Literatur unbestreitbar jede andere, in der Breite und in der Tiefe: der Vorrang der deutschen Musik vor jeder andern der Welt hängt damit zusammen. Auf diese Thatsache, welche nur von Unverstand oder bösem Willen geleugnet werden kann, dürfen und sollen wir ebenso stolz sein, als wir uns, zu eigenem Vortheil, unserer Schwächen auf andern Gebieten recht deutlich bewußt sein sollten, z. B. auf dem Gebiet der modernen Epik, d. h. des Romans.

Für die Kritik folgt daraus, daß sie lyrischen Darbietungen gegenüber nicht streng genug sein kann, und daß nur das wirklich Hervorragende der Gattung auf ihre Beachtung überhaupt Anspruch erheben darf.

Damit habe ich meinen Mann nun im allgemeinen schon geschätzt, und es handelt sich nur noch darum, auch meine Leser zu überzeugen, daß Friedrich Adler diese Schätzung verdient. Nach meiner Ueberzeugung verdiente er sie schon, wenn man, von allem Inhalt absehend, auch nur die Form seiner Gedichte*) ins Auge faßte, oder viel-

*) Gedichte von Friedrich Adler. Berlin, W. F. Fontane u. Comp. 1893. 8. 3 M.

mehr ins Ohr: diese Vollendung im Rhythmus und Reim, diese einschmeichelnde Musik der Sprache, diesen süßen bezaubernden Wohlklang, diesen ebenso kunstreichen wie leichten Bau der Strophen, lauter Dinge, welche bekanntlich die schwächere Seite der deutschen Lyrik bilden neben ihren unerreichten Stärken und Tugenden. Und gerade darin leistet Friedrich Adler Erstaunliches. Man höre folgendes Gedicht auf den Walzer:

O lieblich Schweben,
O freudig Neigen
In deinem Reigen,
Du holder Tanz!
O zauberisch Weben!
Die Lippen schweigen:
Dir wird zu eigen
Die Seele ganz.

Du rufst aus Tiefen
Geheime Fluten,
Die lange ruhten,
Mit lockendem Schall,
Die träumend schliefen,
Des Herzens Gluten,
Die süßgemuthen,
Du weckst sie all.

Ob Grenzen dir setze
Ein ängstlich Schwanken,
Du brichst die Schranken,
Die kalten, gleich:
Du schlingst die Netze,
Die tönenden Ranken
Um alle Gedanken —
Dein ist das Reich!

Oder auf den Galopp, die erste und letzte Strophe:

Sonder Rasten
In das Hasten,
Alle Lasten
Wirf beiseit!
Bald verronnen
Ist der Bronnen
Holder Wonnen —
Brauch die Zeit!

Nicht Besinnen
Wirds gewinnen,
Rasch Beginnen
Führts hinaus —
Drum in's Jagen
Ohne Zagen!
Laß dich tragen
Vom Gebraus!

Daneben einfach große odenhafte Töne, wie folgende Schlußzeilen aus dem Gedicht „Am Wasserfall“:

Nicht mag ich's misachten
Das Sinnen und Trachten,
Das Sorgen und Wirken
In engen Bezirken —
Aber das Höchste ist doch die Kraft,
Die nicht sinnt, nicht schafft,
Die hinbraust ohne Zweck und Ziel,
Keine Mühle treibt und trägt keinen Kiel,
Nicht die Tropfen zählt und nicht die Frist,
Herrlich und prächtig, weil sie ist
Ungebunden und unbändig,
Weil sie nur lebt, doppelt lebendig!

Diese Proben schon beweisen, daß Friedrich Adler bei allen noch so hohen, bei allen noch so erstaunlichen Anforderungen in der Form, doch kein bloßer Formvirtuose ist, sondern daß seine Verse zugleich im höchsten Sinn gehaltvoll sind. Schon in der ersten Nummer der Sammlung, „Frühlingsgebet“, offenbart sich die Menschlichkeit des Dichters in so reiner inniger Schönheit, daß wir ihn um des einen Gedichts schon lieb gewinnen müssen. Leider ist für das wunderbare Gedicht hier der Platz zu beschränkt. Sein Schluß aber lautet:

Laß mir die Seele frei von Bitterniß,
Daß mir immer traut und verständlich
Die Sprache sei,
Die der Mai spricht,
Daß keine Rose vergebens
Den köstlichen Hauch mir entgegenwehe,
Kein Lied,
Das freier Kehle wirbelnd entsteigt
Ungehört an das Ohr mir schlage. . . .

Laß mir die Seele frei von Neid,
Laß mich glücklichere Lippen
Schlürfen sehen der Freude Labetrunk,
Und dann ruhig zurückkehren
Unter die Last der Arbeit,
In den eisernen Dienst der Pflicht!

Daneben steht eine „Morgenandacht“, sehr fromm, mit fast Eichendorff'schem Anfang, aber ganz in modernem Empfinden ausklingend:

Auf den Höhen tiefes Schweigen,
In den Wipfeln leises Neigen,
Eine Lerche trillert nur . . .
Heilige Andacht der Natur.

Aus der Stadt, um die im Grauen
Noch die fahlen Nebel brauen,
Dringt in ungestümem Chor
Schrill und rauh Geräusch empor.

Lärme, dröhne, schmett're, schmiede!
In der Arbeit liegt dein Friede;
Dampfgezisch und Hammerschlag —
Sie auch grüßen fromm den Tag!

Als besonders reich an Stimmungs- und Gedankengehalt, oder ausgezeichnet durch selbsteigenen Ton, hebe ich noch hervor: „Lied der Klotho“, „Das Ende“, „Im Dunkeln“, „Am Morgen“, „Erinnerung“, „Sonne und Regen“, „Vor dem Schauspielhause“, „Der Dienstmann“, „Pythia“, „Die komische Alte“, „Der Obmann“, „Papiere Michelangelo“, „Im Maien“, „An Schiller“, „An Anzengruber“, „Der deutsche Jude“. Diese alle können als bedeutend bezeichnet werden, und noch verschiedene andere verdienen dasselbe Prädicat.

Ihrer Kürze zulieb mögen noch die zwei folgenden hier stehen, von denen ich hoffe, daß sie beim Leser für meine Auffassung zeugen werden:

Blütenregen.

Welch frohes Wallen,
Welch bunter Gruß!
Die Blüten fallen
Vor deinen Fuß.

Doch was dies Blinken,
Hast du's bedacht? —
Ein seufzend Sinken
In Todesnacht.

Und die folgende Historie:

Non scholae, sed vitae.

Streng und ernst war Karl der Große; sah daß Echtes sich entfalte,
Daß im großen wie im kleinen nur Verdienst den Preis erhalte,
Und Poeten rühmen gerne, wie er's in der Schule probte,
Wie er schalt die trägen Reichen und die braven Armen lobte.

Aber keiner singt, wie weinend nach dem schimpflichen Examen
Die geschmähten kleinen Junker in das Haus der Aeltern kamen,
Wie die Thränen mild getrocknet dann der Vater seinem Söhnchen,
Und mit Lächeln Trost gespendet dem verzweifelten Barönchen:

„Mußt dich, liebes Kind, nicht grämen über einen solchen Tadel;
Schreibst und liest du minder trefflich, ist drum schlechter nicht dein Adel,
War der Kaiser übler Laune, nun — man muß es schon verwinden —
Eine Laune geht vorüber und es wird sich alles finden!"
Aus den Knaben wurden Männer. Hochamt ist's und mit Gepränge
Wandelt Karl, der Große Kaiser, durch die ehrfurchtsvolle Menge;
An der Thür die hagern Schreiber beugen stumm ihr Haupt der Krone,
Hinter ihm, hinein zur Kirche, schreiten prunkend — die Barone.

Zum Schluß noch „Die Mahnung", die offenbar an gewisse, junge Dichter gerichtet ist, welche nicht bedenken, daß für den Künstler der Stoff eben nur Stoff sein darf und nicht das Ein und All der Kunst, die dann einfach aufhört; „Die Mahnung" heißt:

Ich tret' in ein gewölbt Gemach.
Da hallt die laute Rede nach
So weihevoll und tönend lang,
Und selbst der Schritt wird hier zum Klang.

Hier lerne, Herz, geklärt zu geh'n,
Durch dieser Erde wirr Geschehn:
Die Welt ist rauh und hart das Sein —
Du tön' es wieder mild und rein.

Für die dichterische Wesensart Adler's gibt es vielleicht nichts bezeichnenderes als die Thatsache, daß sich in seinen sämmtlichen Gedichten auch nicht der leiseste Anklang an Heine entdecken läßt, zu welchem Adler schon durch seine Vorliebe für die kunstreiche Form und die Form des Pathos einen starken Gegensatz bildet; aber auch durch seine Empfindungsweise, die vor allen glaubend, vertrauend, hoffend ist, wie das Gedicht „An Schiller" besonders glänzend darthut.

Er steht Adler Geibel näher, von dem er sich jedoch sehr durch die fortgeschrittene Färbung des Gedankens unterscheidet, den er überhaupt an Gedankengehalt entschieden überragt. Heyse und Leuthold, an die Adler durch das stark musikalische seiner Sprache gemahnt, liegen durch ihre Empfindungswelt von ihm ab. Auch Storm und Jensen haben ganz andere Töne, und mit wem man Adler sonst vergleichen wollte, immer wird man finden, er ist doch nur er: sonst käme ihm auch gar nicht die Bedeutung zu, die ich ihm zugesprochen habe.

In der Natur seines Talents ist noch ein besonderes Verdienst Adler's begründet, das meisterhafter Uebersetzungen. Die verwandten lyrischen Formtalente Leuthold und Heyse haben es ihm hierin bereits zuvorgethan. Aber ich glaube nicht, daß sie es besser gethan haben.

Etwas Besseres als die Adler'schen Uebersetzungen ist auf diesem Gebiete kaum vorhanden. Wie Adler die Musik romanischer Verse und Strophen mit den schwierigsten Rhythmen und Reimen in unsere verhältnißmäßig widerspenstische Sprache herüberzaubert, ist einfach wunderbar; so in den folgenden Strophen des Luigi Carrer:

Fliehen wir; leicht wird uns
In seinen Blüten
Baja, das einsame,
Sorglich behüten,
Das laute Napoli
Ist uns ein Port —
Fliehe, Geliebtester,
Eilen wir fort!

Trägst du nach glänzendem
Leben Begehren,
Suchen am Tiber wir
Gönner und Ehren.
Sänger des Pontifex
Würdest du dort —
Fliehe, Geliebtester,
Eilen wir fort!

Oder vermiedest du
Lärm in den Städten,
Wollen in Scheunen wir
Glücklich uns betten,
Quellen und Bäume sind
Zierde dem Ort —
Fliehe, Geliebtester,
Eilen wir fort!

Aus allen möglichen Sprachen übersetzt Adler: aus dem Italienischen, dem Spanischen, dem Französischen, dem Englischen, dem Czechischen, dem Neugriechischen. Und außer dem Anhang zu seinen eigenen Gedichten hat er zwei selbständige Uebersetzungswerke veröffentlicht: Die literarischen Fabeln des Don Tomas de Triarte aus dem Spanischen — in der Reclam'schen „Universal-Bibliothek" — und Erzählendes von Arnoldo Fusinato, aus dem Italienischen — in Händel's Gesammtbibliothek.

Benno Rüttenauer.

Feuilleton.

Endlich einmal eine Individualität, wird der Leser ausrufen nach der Lektüre des Buchs: „Mynheer der Tod und andere Gedichte von Gustav Falke" (Dresden, Pierson, 1892). Im allgemeinen gibt es für den feinern Kunstgeschmack nichts Stilloseres als die landläufigen Sammlungen lyrischer Gedichte. Unter den nichtssagenden und prahlerischen Titeln Gott und Welt — Einsamkeit — Irdisches werden eine Anzahl von Liedern äußerlich vereinigt, die gerade im Pulte des Dichters vollendet daliegen. Innerlich harmonieren sie entweder miteinander gar nicht, oder sie gleichen einander bis zu völliger Eintönigkeit. In beiden Fällen, von denen der letztere der zahlreicher vertretene ist, wird die Empfindung des Lesers abgestoßen. Nur bedeutende Naturen haben noch das Recht, mit lyrischen Gedichten vor die Oeffentlichkeit zu treten. Erbarmungslos sollte die Kritik sein, mit der die Legion lyrischer Dichter decimirt zu werden verdient. Auch die vereinzelte Schönheit mancher Gedichte braucht den vernichtenden Spruch nicht im mindesten zurückzuhalten. Der lyrische Dichter gewöhnlichen Schlages spielt sozusagen in der Lotterie; es will wenig heißen, wenn er unter hundert Nieten einen einzigen blinkenden Gewinn dem Leser bietet. Es ist so viel gedichtet und gesagt, so viel von uns Nachgeborenen gelesen und nachempfunden worden, daß des Dichters Wort von der Sprache, die für uns denkt und dichtet, das verdammende Urtheil für die allermeisten lyrischen, epischen und leider auch dramatischen Sachen in sich birgt. Um so mehr aber sind mit Anerkennung die wenigen hervorzuheben, die aus eigenen Mitteln etwas zu sagen haben und deren Persönlichkeit mehr ist als die verflossene Nebelgestalt, in die sich die meisten Lyriker glauben auflösen zu müssen. Nicht die Frage nach der Größe der dichterischen Individualität braucht die erste zu sein, aber die Feststellung, ob überhaupt eine solche vorhanden ist, muß aller Kunstbetrachtung erstes Ergebniß sein. Leicht hat es der Verfasser der vorliegenden Sammlung „Mynheer der Tod" dem gemacht, der

die Goldprobe auf dichterische Individualitäten anstellen will. Der erste, den Titel des Buchs tragende Abschnitt ist ein glänzendes Zeugniß zu Gunsten des Autors. Mit einer Phantasie, die an die grotesken, unvergänglich haftenden Figuren des Rethel'schen Todtentanzes erinnert, wird vom Dichter eine Reihe von Bildern entworfen, die den Tod zum Gegenstand haben. Da ist nichts Grauenhaftes, nichts gesucht Geistvolles, wol aber scharfe Beobachtung und eine in sich selbst gefestete Technik, die freudige Anerkennung verdient. Das letzte dieser Todtentanzbilder erhebt sich sogar zu der Höhe freiesten Humors und wahrhaft glücklicher Symbolisirung. Der Tod kommt als Radfahrer die Chaussee daher, an ein Hinderniß prallt er mit dem Stahlroß an, und das Gerippe liegt zersplittert im Staube der Landstraße. Es war nicht ein Chausseestein, an dem der Tod zerschellt ist, sondern die hohe kahle Stirn des Kritikers vom allgemeinen deutschen Bier und Intelligenzblatt. Soll man den Mann umarmen, weil er den Tod zu Fall gebracht hat, oder soll man die hunderttausend deutschen Dichter bedauern, daß ein Mann mit solchem Schädel ihre Erzeugnisse begutachtet? — Aber der Staub, so schildert der Dichter, beginnt sich zu beleben. Wo soeben der Tod den Tod fand — welch ein Wunder! Hier, da, dort — welch ein Knospen, Sprießen, Wachsen. Ein Wald von Blüten, berauschende Düfte, zitternde Freude, schluchzende Töne, Leben, Loben, tausendfach sich vertausendfachendes Loben! — Mit diesem ebenso einfachen als dichterischem Symbol schließt der erste Abschnitt, der mit vollem Recht der Sammlung den Namen geben darf. Es folgen zahlreiche andere Gedichte, die das Talent des Verfassers von neuen Seiten zeigen. Auch hier ist es nicht die Größe, wohl aber die Frische der eigenen Individualität, die das Interesse wach erhält. Nach Detlef von Liliencron und Georg Egestorff, den Meister im Sport und Reiterbild, weist das kecke, warmherzige Talent Gustav Falke's fast ebenbürtig hin.

— Von der neuen Lieferungsausgabe der Oskar Jäger'schen „Weltgeschichte" in vier Bänden (Bielefeld, Velhagen u. Klasing) sind jetzt vier Lieferungen erschienen. Sie weisen alle die Vorzüge auf, welche die frühern Publicationen desselben Verfassers auszeichnen: einen wissenschaftlich gediegenen, Unwesentliches ausscheidenden, geschmackvoll stilisirten und für eine gemeinsame Familienlektüre ebenso sehr wie für das Privatstudium der heranreifenden Jugend vorzüglich geeigneten Text und eine ausschließlich sachlich erläuternde, das Verständniß fördernde, geschichtlich zuverlässige Illustration in künstlerisch meisterhafter Ausführung.

— So klein und anspruchslos das Schriftchen „Henrik Ibsen. Ein Essay von Th. Odinga" (Erfurt, B. Baemeister, 1892) auch auftritt, so gehört es doch sicher zu den besten Schriften, die über Ibsen verfaßt sind. Odinga ist kein phantastischer Lobredner des norwegischen Dichters, wie sie O. Brahm und seine Anhänger gezeichnet haben, aber er gehört auch nicht zu denen, die den zweifellos bedeutenden Mann in den Pfuhl der Hölle stoßen. Leidenschaftslos urtheilt er vom ästhetischen Standpunkte aus über einige von Ibsen's Werken: er erkennt die ausgeprägte Persönlichkeit und die kraftvolle Eigenart des Dichters vollständig an, er scheidet ihn streng von Zola, aber er verwirft Gestalten wie Brand oder Peer Gynt oder Hedda Gabler, er verurtheilt den zur Wahrheitsmanie gewordenen Wahrheitsdrang in der Wildente, er will mit gutem Rechte das Problem der Gehirnerweichung oder der Nervenkrankheit, des Rückenmarkleidens, hochgradiger Hysterie von der Bühne verbannt wissen. Auch darin müssen wir dem Verfasser recht geben, daß der Schluß fast aller Ibsen'schen Stücke nicht befriedige; bei „Nora" oder dem „Volksfeinde" z. B. verlangt man selbst über die Hauptpersonen Aufschluß, der einem versagt wird. „Ibsen stellt ideale Forderungen, aber die Lösung bleibt er uns schuldig" —, das ist ungefähr der Kern dieses kleinen, empfehlenswerthen Essays.

— „Kommentar zu Wagner's Nibelungendichtung" hätte besser als Titel für das Buch „Die sagenwissenschaftlichen Grundlagen der Nibelungendichtung Richard Wagner's. Von Ernst Meinck" (Berlin, E. Felber) gepaßt. Der Verfasser hat die Manier, alles mögliche in Wagner's Werke hineinzutragen, ein Zug unserer Zeit, wenn einer seine Belesenheit zeigen will. Fast jeder einzelne Ausspruch von Wagner's Personen, jede Handlung, jedes Motiv soll in der deutschen resp. germanischen Sage wurzeln und wird durch eine Fülle paralleler Mythen, Sagen und Märchen als echt deutsch erhärtet. Belesen ist der Verfasser, das läßt sich nicht leugnen und das Verzeichniß der S. 320—28 angeführten Literatur bestätigt diese Thatsache. Aber die Bibliothek, deren er sich bedient hat, scheint um das Jahr 1879 ihren Abschluß erlangt zu haben, denn die ganze thatsächlich werthvolle und gehaltreiche Literatur über unsere Heldensage, wie Müllenhoff's letzte große Arbeiten, Edzardi's Untersuchungen, Golther's Forschungen, Symon's systematische und klare Darstellung, alles das sucht man in dem Buche vergebens. Nur hier und da zeigt sich eine Sternschnuppe der jüngsten Zeit, wie Ernst Krause's Tniscoland, das wol an der Biertafel ein paar heitere Stunden gewähren mag, das aber ein Forscher nie zur Hand nehmen wird. Trotz alledem erfahren wir über die alten Götter und Helden, über die Riesen und Zwerge, kurz über alles, was Mythisches und Sagenhaftes sich in Wagner's Nibelungendichtung findet, manch interessanten und willkommenen Zug, der sonst versteckt lag. Hätte nur der Verfasser zugleich mit die kritische Sonde benutzt, damit der Laie weiß, was saggeschichtlichen Werth hat und was nicht. So liegt die Spreu neben dem Weizen und nur der Eingeweihte vermag beides voneinander zu scheiden.

— Von Heinrich Seidel's gesammelten Schriften wird demnächst ein neuer Band (der elfte) im Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig erscheinen. Er wird unter dem Titel „Neues Glockenspiel" die zweite Sammlung der Gedichte Seidel's bilden.

Bibliographie.

Abriß der Sprachwissenschaft. Zweiter Theil. Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues von Dr. Franz Misteli. Berlin, F. Dümmler. 8. 11 M.

Alldeutschland in Wort und Bild. Eine malerische Schilderung der deutschen Heimat von Aug. Trinius. Mit mehreren hundert Illustrationen. Vollständig in 52 Lieferungen. 4. bis 30. Lfg. Berlin, F. Dümmler. Gr. 8. à 30 Pf.

Blum, H., Auf dem Wege zur deutschen Einheit. Erinnerungen und Aufzeichnungen eines Mitkämpfers aus den Jahren 1867 bis 1870. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 8. 10 M.

Bormann, Hans Volkmar. Die Geschichte eines Künstlers. Berlin, Bibliographisches Bureau. 8. 4 M.

Briefwechsel des Generals Leopold von Gerlach mit dem Bundestagsgesandten Otto von Bismarck. Berlin, W. Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 8. 5 M.

Felix, L., Kritik des Socialismus. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 2 M. 40 Pf.

Fischer, F. W., Armin und die Römer. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 2 M. 70 Pf.

Friedrichs, H., Chryssoula's Liebe. Bühnendichtung. Leipzig, Mutze. 8. 1 M. 20 Pf.

Hassan, Die Wahrheit über Emin Pascha, die ägyptische Aequatorialprovinz und den Sudan. 1. Theil. Berlin, D. Reimer. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Remin, E., Der Bauerngraf. Humoristischer Roman. Mannheim, Bensheimer. 8. 4 M.

Stolzing, J., Das Reich des Heils. Ein Trauerspiel der Zukunft. Leipzig, Mutze. 8. 1 M.

Treutler, C., Ein geleisteter Eid. Novelle nach dem Tagebuche einer Großmutter. Berlin, Bibliographisches Bureau. 8. 2 M.

Verne, J., Claudius Bombarnac. Notizbuch eines Reporters. Wien, Hartleben. Kl. 8. 75 Pf.

— — Das Karpathenschloß. Wien, Hartleben. Kl. 8. 75 Pf.

Vincenti, C. v., Starke Seelen. Novellen. Dresden, Pierson. 8. 5 M.

Wanderbilder, Europäische. Nr. 212—214. Durch das Berner Oberland. Von Friedrich Eberfold. Zürich, Artistisches Institut Orell Füßli. 8. 2 M.

Weigand, W., Der neue Adel. Lustspiel. München, Lukeschik. 8. 1 M. 50 Pf.

Westermarck, E., Geschichte der menschlichen Ehe. Jena, Costenoble. Gr. 8. 12 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Dr. Fr. Wollny, **Historisch-psychologischer Tractat.** Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. Preis 5 M.

Dr. Fr. Wollny, **Ueber den Hypnotismus.** Nebst einem Anhange über die Todesstrafe nach neuem System. Preis 50 Pf.

Dr. Fr. Wollny, **In Sachen der Hypnose und Suggestion.** Ein Vademecum für Herrn Professor Wundt. Preis 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Professor Dr. Jakob Frohschammer †.

Die Philosophie des Thomas von Aquino

kritisch gewürdigt

von

J. Frohschammer.

8. Geh. 10 M.

Der durch seinen Kampf mit dem Papste und dem Erzbischof von München berühmte, kürzlich verstorbene Philosoph und Theolog hat in diesem Werke die Philosophie des Thomas von Aquino, welche seit der päpstlichen Encyclica vom 4. August 1879 in allen katholischen Schulen zu Grunde gelegt werden muß, zum ersten male in systematischer Weise dargelegt, kritisch gewürdigt und bekämpft. Das Werk hat in katholischen wie in protestantischen Kreisen Aufsehen erregt.

Ueber das

Mysterium Magnum des Daseins.

Von

J. Frohschammer.

8. Geh. 4 M.

In dem vorliegenden Werke prüft der Verfasser die verschiedenen Auffassungen, welche über das Mysterium Magnum, den Urgrund alles Daseins, bestanden und noch bestehen, und versucht seinerseits eine befriedigende Lösung der schwierigen Frage, indem er zugleich Religion und Philosophie ihre richtige gegenseitige Stellung anweist. Das Werk ist nicht nur für Philosophen und Theologen, sondern auch für jeden denkenden Laien von großem Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein Jahr meines Lebens. 1848—1849.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses Werk des berühmten österreichischen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers, sein Tagebuch aus ereignißvoller Zeit, hat durch die eingehende Schilderung des Aufstandes in Oberitalien, sowie der wiener Revolution von 1848 und der Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph's allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

DIE KUNSTLEHRE DANTE'S

UND

GIOTTO'S KUNST.

Antrittsvorlesung, gehalten in der Aula der K. Universität in Leipzig am 4. Mai 1892

von

Hubert Janitschek,

ordentlichem Professor der Kunstgeschichte.

8. Geh. 60 Pf.

In dieser Vorlesung gibt der kürzlich verstorbene Verfasser zum ersten male eine Darstellung der Kunstlehre Dante's; er weist dann nach, welchen Einfluss Dante mit seinen Lehren auf Giotto's Kunstrichtung ausgeübt hat, und liefert zugleich eine kurze Charakteristik des Wesens der Kunst Giotto's. Die Schrift ist nicht nur für den Kunsthistoriker und den Künstler, sondern auch für jeden Kunstfreund und ausserdem für die Verehrer Dante's von hohem Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Cours abrégé

de la

Littérature française

depuis son origine jusqu'à nos jours.

Ouvrage rédigé d'après

Bougeault, Paris, Albert, Demogeot

par **M. Asmus.**

Cinquième édition.

8. Geh. 1 M. 80 Pf.

Diese kurzgefasste Geschichte der französischen Literatur hat sich in zahlreichen Schulen und Privatinstituten rasch eingebürgert, sodass binnen wenigen Jahren die fünfte Auflage erscheinen konnte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Arbeit in Afrika.

Erfahrungen und Betrachtungen.

Von **Herman Soyaux.**

8. Geh. 3 M. 50 Pf.

Auf Grund langjähriger in Afrika selbst gesammelter Erfahrungen gibt der Verfasser Rathschläge zur praktischen Gestaltung des deutschen Colonisationswesens unter Befürwortung der Bestrebungen zur gedeihlichen Entwickelung von Deutsch-Afrika.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 28. — 13. Juli 1893.

Inhalt: Thomas Carlyle. Von E. P. Evans. — Zur deutschen Geschichtsliteratur. Von Georg Winter. — Neue Romane. Von Benno Rüttenauer. — Spruchdichtungen. Von Ernst Roeder. — Zur Religionsphilosophie. Von L. Weis. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Thomas Carlyle.

Vor ungefähr zehn Jahren hat der bekannte Historiker Professor Froude eine ebenso ausführliche wie unbefangene Biographie Carlyle's veröffentlicht, die intime häusliche und gesellschaftliche Verhältnisse rücksichtslos darlegte und an deren Mittheilungen viele Engländer ein Aergerniß nahmen. Das Werk ist jedoch durchaus im Geiste Carlyle's und nach seinem Sinne aufgefaßt und ausgeführt worden und hat seinen letztwilligen Verfügungen vollkommen entsprochen. Als aufrichtiger Hasser und derber Verächter jedes Scheinwesens konnte er nicht wünschen, anders als er war dargestellt zu werden und von der übertünchten Höflichkeit eines alles ängstlich beschönigenden Biographen verpappt und verunstaltet auf die Nachwelt zu kommen.

Auf die Froude'sche Biographie folgte eine stattliche Reihe von werthvollen Aufsätzen und Büchern über Carlyle, unter denen die aus der erstern Periode seines Lebens stammenden und von dem amerikanischen Schriftsteller Charles Eliot Norton herausgegebenen Briefe Carlyle's und die zwei Bände seiner Correspondenz mit Goethe und Emerson von hervorragender Bedeutung sind.

In Deutschland hat Ewald Flügel in einer bei F. W. Grunow in Leipzig 1887 erschienenen gediegenen Studie den ersten ernsten Versuch gemacht, die religiöse und sittliche Entwickelung, sowie die daraus hervorgehende Weltanschauung Carlyle's in logischem und chronologischem Zusammenhange zu behandeln und kritisch zu beleuchten. Die Bedeutung dieses Büchleins ist auch im Auslande bald anerkannt und eine englische Uebersetzung desselben in Newyork veröffentlicht worden. Das neueste auf diesen Gegenstand bezügliche Werkchen ist eine Arbeit von Gerhart von Schulze-Gaevernitz*), welche den fünften Band der unter dem Titel „Führenden Geister" bekannten Sammlung von Biographien bildet. Das meistentheils aus bereits gedruckten Stücken zusammengestellte Buch verräth diesen Ursprung schon in der Form, da es in vier selbständige Abhandlungen mit einer zur Einleitung dienenden gedrängten Lebensbeschreibung zerfällt. In der ersten dieser Abhandlungen wird Carlyle's Theorie der Gesellschaft, in der zweiten seine Geschichtsphilosophie, und in der dritten und vierten seine Stellung zur Gegenwart und zur künftigen Entwickelung erörtert. Der Verfasser beschränkt sich also auf die kritische Darstellung der Bestrebungen Carlyle's um die Lösung der heutzutage lichterloh brennenden socialen Frage, die im weitesten Sinne des Ausdrucks genommen die allerwichtigste Seite seiner geistigen Thätigkeit ausmacht, aber sein Wesen als Denker und Schriftsteller nicht erschöpft. Innerhalb dieser Grenzen ist das uns vorliegende Bändchen in hohem Grade anziehend und belehrend und gibt ein vollendetes Bild vom Leben und Wirken des großen Schotten, dessen ziemlich paradoxe socialpolitische Anschauungen hier, so weit es überhaupt möglich ist, in ein wohlgefügtes System gebracht worden sind.

Carlyle's Eigenthümlichkeit kann man nur dann verstehen und die Entwickelung seines innern Werdens richtig würdigen, wenn man seine Abstammung in Betracht zieht und die Verhältnisse berücksichtigt, aus denen er hervorgegangen und unter denen er aufgewachsen ist. Ein aristokratischer londoner Freund wollte nachweisen, daß sein Stammbaum in einem uralten adeligen Geschlechte wurzele, und meinte durch die Herstellung einer derartigen Genealogie ihm eine Freude zu bereiten; aber der „Weise von Chelsea" lachte mit voller Kehle über diesen tollen Einfall und lehnte die zweifelhafte Ehre, die man ihm andichten wollte, entschieden und etwas schroff ab. Daß er einen vornehmen Familiennamen trug, hing mit der patriarchalisch-feudalistischen Clanverfassung des schottischen Hochlandes zusammen. Sein Vater war ein Bauer von Abkunft und

*) Carlyle von Gerhart von Schulze-Gaevernitz. Dresden, Ehlermann. 1893. 8. 2 M.

ein Maurer von Beruf, der sich durch eisernen Fleiß und strenge Sparsamkeit allmählich ein kleines Vermögen erworben hatte, das ihm nach vielen Jahren ermöglichte, ein Stück Land zu kaufen und sich wieder in den ahnherrlichen Bauernstand wirklich zu erheben.

Dieser Steinmetz und Bauer war jedenfalls eine merkwürdige Persönlichkeit. Von dem Sohne wird er als „ein Granitfelsen" bezeichnet, ein Mann von tiefer und fast düsterer Frömmigkeit, starr und unerbittlich in seinem Wesen, aber voll ungefälschter Aufrichtigkeit und unerschütterlicher Redlichkeit in Gedanken, Worten und Handlungen. „Durchaus still, und doch, wenn's noththut, fähig in helle Zornesflammen aufzulodern, besaß er einen blitzartig durchdringenden Einblick in die Dinge; eine kurze, natürliche und in jedem Worte wahre Beredsamkeit, wie ich in keinem andern Manne wiedergefunden habe. Humor von der grimmigsten skandinavischen Sorte zeigte er gelegentlich; selten oder niemals Witz — dazu war er zu ernst." Die Mutter war wie der Vater von streng schottisch-presbyterianischer Gesinnung, aber mit einer Wärme des Gemüths und einer Sanftmuth begabt, die dem ihr vielleicht geistig überlegenen Gatten gänzlich abging; aber selbst bei ihr könnte von besonderer Heiterkeit oder der „Frohnatur", die Goethe an seinem „Mütterchen" so hochschätzte, keine Rede sein. In dem trüben religiösen Dunstkreise, der sie umgab, wäre auch eine sonnige Gemüthsart nicht gediehen oder zur Geltung gekommen. Die brave vortreffliche Frau war der Trost der freudeleeren Jugend des Erstgeborenen, der an ihr mit geradezu schwärmerischer Verehrung hing. In seinen Erinnerungen redet er auch von der „unnennbaren zarten Liebe" zu seinem Vater; aber diese Aeußerung war mehr der Ausdruck eines nachträglichen Achtungsgefühls gegen den rechtschaffenen Kernmann, dessen er sich im spätern Alter eigentlich erst bewußt war, als eine wirkliche Empfindung der Kindheit.

Mit den im Aelternhause empfangenen Eindrücken hängt es einigermaßen zusammen, daß er die bis zur „Selbsttödtung" getriebene Entsagung der eigenen Freude und der persönlichen dies- oder jenseitigen Glückseligkeit als die erste und heiligste Pflicht des an der sittlichen Ausbildung und Veredelung des Individuums und der Verbesserung der Gesellschaft arbeitenden Menschen aufstellte und zum Grundpfeiler seines ethischen Systems machte. Die Anwendung dieses Grundsatzes war freilich nicht frei von Uebertreibungen und führte leicht zu einer Verherrlichung des Schwermuthes und verwechselte gar oft Symptome der Milzsucht mit Kennzeichen der Tugend.

Die Erfüllung dieses grimmigen Gebots, das Carlyle selbst als „schön und schrecklich" bezeichnet, hat ihm eine gewisse Verachtung für die schönen Künste, sowie für die schöne Literatur eingeflößt. Diese auffällige Abneigung, welche zunächst einem angeborenen Mangel an Kunstverständniß zuzuschreiben ist, wurde durch den seichten Dilettantismus, der sich namentlich auf diesem Gebiete breit macht, und die Heuchelei, die mit der „Verehrung des Schönen" häufig verbunden wird, noch erhöht. Die vollen Schalen seines Zorns goß er auf jene die Kunst als Geschäftssache behandelnden nationalen und internationalen Ausstellungen aus, welche „mit unendlichem Aufwand an Mühe und Kosten und Geschwätz" zu Stande gebracht werden, und „schließlich ohne Resultat, oder sogar mit einem, das schlimmer als gar keins ist", verlaufen. „Modenarrheit", „leeres Gerede", „werthloses Zeug", „Heuchelei und Lüge" sind die Ausdrücke, mit welchen er moderne Kunstbestrebungen und Kunstbeurtheilungen barsch und bündig abfertigt. Selbst über die Romane seines berühmten Landsmannes, Walter Scott, bricht er den Stab, obwol sie als „Waaren für den Tagesbedarf des Marktes freilich besser wie die gewöhnlichen sind". Unter den Dichtern, die ihren Ruhm darin finden, der Zeit zu gefallen, dürfte er wol als der bedeutendste gelten. „Seine Sendung ist nicht direct vom Himmel und göttlich — aber er ist und bleibt ein wahrer Mann, ohne Falsch."

Carlyle's Gedanken- und Musterbild der menschlichen Gesellschaft ist die Erweiterung und Idealisirung der schottischen Clanverfassung, welche alle Mitglieder dem Stammhaupt unterordnet, dem sie mit Treue und Liebe dienen und gehorchen. „Der Mensch ist stets der geborene Leibeigene gewisser Menschen, der geborene Herr gewisser anderer Menschen, der geborene Gleiche noch anderer, möge er diese Thatsachen anerkennen oder nicht. Es ist ein Unglück, wenn er sie nicht anerkennen kann. Alsdann befindet er sich in einem chaotischen Zustande und schwebt in Gefahr unterzugehen." Nach Carlyle's Vorstellung ist jedoch der geborene Herrscher nicht immer und sogar höchst selten mit dem angestammten Herrscher identisch, der die Führerschaft nur übernehmen darf und wirklich kann, wenn er dazu befähigt ist; das Ererbte muß er jedesmal neu erwerben, um es thatsächlich zu besitzen. Ohne diese Bedingung zu erfüllen, übt er nur eine Scheinherrschaft aus, die bald zusammenstürzt oder zum Unglück der Menschheit in lügenhafter Weise aufrechterhalten wird. Nicht der alte Wahlspruch der rohen Gewalt, „Might is right", sondern das umgekehrte Princip „Recht ist Macht" bildet die Grundlage, aus der sich alle gesunden gesellschaftlichen Zustände entwickeln müssen. In allen Zeiten ist der Denker und seit der Erfindung der Buchdruckerei der Schriftsteller der einflußreichste Mensch und mächtigste Herrscher der Mitwelt; er ist der moderne Seher und verwaltet das hohe Amt des Priesters und Propheten eines frühern Zeitalters.

Carlyle's Bekanntwerden mit der deutschen Literatur, die bestimmt war, seine Geistesentwickelung so stark zu beeinflussen, wurde zwar durch äußere Umstände begünstigt, aber hauptsächlich durch die die Schotten weit mehr als die Engländer kennzeichnende innere Verwandtschaft mit der deutschen Sinnesart herbeigeführt. Durch die enge Geschäftsverbindung, in der die Handelsplätze am

Frith of Forth mit den deutschen Seestädten und vor allem mit Hamburg standen, lernte man die deutsche Sprache und den deutschen Charakter kennen und achten. Auch näherten sich die schottischen Universitäten in ihrer Organisation und Unterrichtsweise den deutschen weit mehr als den englischen Hochschulen und hatten nichts von der mittelalterlichen Einrichtung und mönchischen Disciplin, welche Oxford und Cambridge zu ihrem großen Nachtheile als Pflegestätten der Wissenschaft noch immer beibehalten. Die erste Anregung zur Erlernung der schwierigen deutschen Sprache und zur Ergründung der Tiefen der damals in England verabscheuten und verpönten deutschen Literatur empfing er im Verkehr mit einigen aufgeweckten schottischen Kaufleuten. Durch Frau von Staël's Werk „De l'Allemagne", das ihm einen Begriff von dem deutschen Geiste im allgemeinen und eine Ahnung von Goethe's Bedeutung insbesondere gab, wurde dieses Interesse vergrößert und geleitet; und nach der Uebersiedelung als Student der Theologie nach Edinburgh ging er mit Feuereifer ans Werk, wobei der zu Rathe gezogene ältere Freund Edward Irving ihn in der edelsten und einsichtsvollsten Weise ermuthigte und dem seelisch wie körperlich leidenden, an allem und oft sogar an sich selbst verzweifelnden jungen Manne beistand.

In der schrecklichen Lage, die er in den „Sorrows of Teufelsdröckh" drastisch schildert und bei der nur moralische Faulheit und Feigheit und „ein gewisser Nachschein des Christenthums" ihn vor Selbstmord bewahrt haben sollen, kamen die großen deutschen Schriftsteller ihm zu Hülfe und flößten ihm frischen Muth ein. Nachdem er mit der schottischen Theologie endgültig gebrochen und diese überaus stark nach Schwefel riechende Quelle des Heils nicht mehr mit gutem Erfolge benutzen konnte, fand er Erquickung und Stärkung im „weltlichen Brunnen" der deutschen Literatur, die er in einem am 16. Februar 1832 an seinen Bruder nach Rom gerichteten Briefe als „in dieser Beziehung ganz unschätzbar" pries. „Ich werde nie aufhören", fügte er hinzu, „dem Himmel für Männer wie Richter, Schiller und Goethe zu danken. Vor allem war der letzte mein Evangelist. Seine Werke, wenn Du sie mit dem ihnen gebührenden Ernste studirst, sind als der Aufgang aus der Höhe, der uns in der finstern Nacht besucht." Er fühlte sich ihm gegenüber als „Schüler und Geistessohn" und begrüßte „Wilhelm Meister" als eine „frohe Botschaft", welche ihm eine tiefere Einsicht in die Menschennatur eröffnete. „Wenn ich je von Finsterniß zu Licht gelangt bin, zur Erkenntniß meiner selbst, und meiner Pflicht und Bestimmung", schreibt er an Goethe schon am 15. April 1827, „so verdanke ich das Ihnen mehr als irgendjemand." Daß die Engländer nicht bereit waren, die aus diesem frischen Born geschöpften Offenbarungen freudig zu empfangen oder geistig zu erfassen, ist daraus ersichtlich, daß „Sartor Resartus", unstreitig Carlyle's tiefinnigstes und deutschestes Werk, durch Emerson's freundliche und verständige Vermittelung zwei Auflagen in Boston erlebte, ehe man in London etwas davon wußte oder wissen wollte.

Carlyle war ein urkräftiges Dichtergenie in der höchsten Bedeutung des Worts, das, was er den vates nennt, den Seher, der die Gabe besitzt, das große Geheimniß des Weltalls zu schauen und zu offenbaren, aber viel zu ernst ist, um seine glühenden Gedanken und Gefühle in irgendeine gebundene Form zu gießen. Der grobe Mantel und lederne Gürtel des Propheten vertragen sich nicht mit dem schmucken Feierkleid und dem frischen Lorberkranz des durch allgemeine Volksabstimmung zu dieser Ehre gelangten Poeten. Die populären Lyriker der Gegenwart, die er verächtlich „sweet singers" nannte, waren ihm ein Greuel und er erkannte nur sehr wenige von diesem Geschlecht als wahre Dichter an. Von den zwei oder drei Gedichten, die er selber schrieb, dürfte „The Tragedy of the Night-Moth" besonders erwähnt werden, da es ein gewisses biographisches Interesse hat und seine düstere Seelenstimmung in der traurigsten Zeit seines Lebens wiedergibt. Eines Abends, als er in der einsamen Stube saß und sich mit den Schriften Goethe's beschäftigte, und zu dessen lichten Gedankenhöhe zu erheben suchte, flog ein Nachtfalter aus der Finsterniß in das helle Zimmerchen hinein, umkreiste einige mal die brennende Kerze und fand den Feuertod in der Flamme. Die Frage, ob sein Streben nach dem Licht ein gleiches Ende haben sollte, bildet den Inhalt des ergreifenden Gedichts.

E. P. Evans.

Zur deutschen Geschichtsliteratur.

Auf der Versammlung deutscher Historiker, die im April dieses Jahres in München stattgefunden hat, ist mit einem Eifer und einer Erregung, die manchen Theilnehmer doch einigermaßen in Erstaunen versetzte, über die wichtige und grundlegende Frage verhandelt worden, ob der Unterricht in der vaterländischen Geschichte bewußt und absichtlich darauf abzielen solle, den nationalen Sinn und das Staatsbewußtsein der Jugend zu erwecken oder nicht. Auf den ersten Blick kann es in der That wunderbar erscheinen, daß eine solche Frage überhaupt aufgeworfen, noch mehr aber, daß sie von der Mehrzahl der Theilnehmer der Versammlung verneint werden konnte. Man muß sich der in den letzten Jahren von entscheidender Stelle aus gerade auf dem Gebiete des Geschichtsunterrichts unternommenen, zum Theil recht bedenklichen Versuche erinnern, um diese Haltung der historischen Fachmänner zu würdigen. Dadurch, daß man jene Frage verneinte, wollte man im Namen der Wissenschaft gegen einen wie auch immer tenden-

ziös gefärbten Geschichtsunterricht, wollte man vor allem gegen den jede naturgemäße geschichtswissenschaftliche Entwickelung auf den Kopf stellenden Gedanken eines „regressiven", mit der Gegenwart beginnenden und von dieser auf die Vergangenheit zurückgehenden Unterrichts protestiren. Natürlich fiel es dabei keinem der Versammelten ein, die geradezu unsinnige Behauptung aufzustellen, daß der Geschichtsunterricht nicht an und für sich sehr wohl geeignet sei, den vaterländischen Sinn zu beleben und zu erhalten. Aber er soll dies, das war die vorherrschende Meinung der Fachmänner, durch sich selbst, durch den behandelten Stoff erreichen, nicht aber durch eine eigens auf dieses Ziel zugespitzte Behandlung, die in der That ohne eine tendenziös zugeschnittene Darstellung nicht gedacht werden kann. Nicht darauf kann und darf es ankommen, dem Schüler eine ganz bestimmte geschichtliche Auffassung einzuprägen, sondern darauf, ihn durch eine plastische und gegenständliche Darstellung des unerschöpflich reichen Stoffs die Bildung eines eigenen und selbständigen historischen Urtheils, welches die Vorbedingung auch politischer Urtheilsfähigkeit ist, zu ermöglichen.

Diesem Ziele hat nicht nur der Geschichtsunterricht auf unsern höhern und niedern Schulen, sondern auch die geschichtliche Literatur, so weit sie vorwiegend populäre oder pädagogische Zwecke verfolgt, nachzustreben. Gerade von diesem Gesichtspunkte aus erscheint diese Literatur dann von um so größerer Bedeutung, je mehr sie es verstehe, die strengen Ergebnisse der Wissenschaft dem minder geschulten Verstande in anschaulicher, concreter und verständlicher Form vorzuführen. Auf keinem Wissensgebiete kann darum die Popularisirung von größerm Nutzen für den Einzelnen, wie für das gesammte geistige Leben des Volks werden, als auf dem der vaterländischen Geschichte. Daher ist jedes Werk, welches unbefangen und objectiv diesem Ziele zustrebt, mit aufrichtiger Freude zu begrüßen.

Ein solches, zur Belebung und Erweckung vaterländischen und geschichtlichen Sinns bei der Jugend und bei dem Volke vortrefflich geeignetes Büchlein möchten wir heute der Aufmerksamkeit unserer Leser dringend empfehlen:

1. Die alten Deutschen während der Urzeit und Völkerwanderung. Schilderungen und Geschichten zur Stärkung vaterländischen Sinns der Jugend und dem Volke dargebracht von Gotthold Klee. Gütersloh, Bertelsmann. 1892. 8. 2 M. 40 Pf.

Der Verfasser, dessen Auffassung und Schreibart sich der der Grube'schen Charakterbilder nähert und mit Eifer und nicht ohne Geschick dem großen Vorbilde der Freytag'schen Bilder aus deutscher Vergangenheit nachstrebt, hat sich schon früher durch eine Reihe von „Geschichtsbildern" zahlreiche Freunde erworben. Jetzt bietet er den Inhalt dieser frühern Arbeiten in einer abgeschlossenern und systematischern, nichtsdestoweniger aber durchaus verständlichen und anschaulichen Form einem weitern Leserkreise dar. Nicht todten Wissens- und Gedächtnißkram, sondern lebensvolle Einzelbilder will er dem Leser geben; er hält seine Darstellung frei von allem gelehrten Apparat und allem fachmännischen oder gar gelehrt-polemischen Formwesen. Bescheiden und anspruchslos treten seine Schilderungen auf, aber doch sind sie nicht allein voll reichen, innern Lebens, sondern sie zeugen auch von ernstem Studium und Nachdenken. Vor allem ist es das culturgeschichtliche Element, welches er in den Vordergrund seiner Darstellung treten läßt. Lebendig und greifbar führt er den Leser in das Leben und Treiben, Schaffen und Wirken unserer Altvordern ein, ein Hauch von Waldesfrische und Ursprünglichkeit schwebt über seinen Bildern und wird diesen gewiß nicht blos unter der Jugend, sondern auch bei gereiftern Leuten viele Freunde erwerben und so seinen Theil zur Erweckung eines auf wirklicher Kenntniß der Volksgeschichte beruhenden vaterländischen Sinns beitragen, mehr vielleicht, als manches systematischere und lehrhaftere Schulbuch. Wir wünschen dem Buche aufrichtig einen tüchtigen Erfolg und große Verbreitung, durch die der Verfasser, wie er in der Vorrede andeutet, ermuthigt werden würde, diesem ersten Bändchen einige weitere über die spätern Epochen der vaterländischen Geschichte folgen zu lassen. Ueber Einzelheiten, welche für den Leserkreis des Buchs von nicht entscheidender Bedeutung sind, wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten. Im großen und ganzen darf das Werkchen als eine der erfreulichen Erscheinungen unserer an Werth so verschiedenen populären Geschichtsliteratur bezeichnet werden.

Wenden wir uns von dieser rein populären, der Schilderung unserer gesammten Volksgeschichte zustrebenden Arbeit zu einigen neuern Werken mehr fachwissenschaftlichen Charakters über einzelne Epochen und Erscheinungen unserer nationalen Geschichte, so verdient vor allem eine tiefgründliche Untersuchung Erwähnung, die sich mit einem Gegenstande beschäftigt, der von jeher die allgemeine Aufmerksamkeit auch der nicht fachgenössischen Kreise in besonders hohem Maße gefesselt hat. Die Arbeit von dem bekannten Rechtshistoriker:

2. Die deutsche Kaisersage und die Wiedergeburt des Deutschen Reichs. Zwei Vorträge von Richard Schröder. Heidelberg, Winter. 1893. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

ist mit voller Beherrschung des umfangreichen Quellenmaterials geschrieben und dennoch nicht blos durch den behandelten Gegenstand, sondern auch durch die Form der durchdachten Darstellung wohl geeignet, auch bei weitern Kreisen Theilnahme und Verständniß zu finden.

Seitdem Friedrich Rückert in seinem unvergleichlichen Gedichte die Kyffhäusersage in eine ebenso anmuthige wie inhaltlich faßbare und verständliche Form gebracht hat, ist sie mehr und mehr zum Gemeingut aller Gebildeten und lange Zeit zum Sinnbild des Sehnens und Strebens aller der Besten unsers Volks geworden, welche auf eine nationale Wiedergeburt des Deutschen Reichs zielbewußt hinarbeiteten. Wer wüßte nicht, in wie begeisterten Tönen vor zweiundzwanzig Jahren der große Kaiser Wilhelm als der wiedererstandene Barbarossa von unserm Volke gefeiert worden

ist? Wie die Tell-Sage ein eifrig gehüteter Besitz des schweizer Volks, so war und ist die Kyffhäusersage ein Heiligthum unsers Volks geworden und wird es in der Form, die sie in Rückert's Gedicht angenommen hat, voraussichtlich auch bleiben. Daran werden auch die Ergebnisse der modernen kritischen Forschung nichts ändern, obwol diese unwiderleglich nachgewiesen hat, daß die jetzt allgemein angenommene Form der Sage erst sehr späten Ursprungs ist, daß dieser Zukunftstraum des deutschen Volks ursprünglich eine ganz andere Gestalt gehabt hat, in der sie jahrhundertelang vom Volke festgehalten worden ist. Handelt es sich doch nicht um eine geschichtliche Thatsache, der gegenüber das Gebot der Wahrheit alle andern in den Hintergrund drängt, sondern um ein aus dem ureigenen Geiste des Volks herausgeborenes Phantasiegebilde, das weiter auszugestalten und in dieser neuen Form festzuhalten ein gutes Recht der Volksseele ist. Wir können die Sage also getrost so beibehalten, wie sie sich in späterer Zeit nun einmal ausgestaltet hat, auch wenn wir wissen, daß ihre ursprüngliche Form eine andere war. Diese ursprüngliche Gestalt und ihre Weiterbildung im Laufe der Jahrhunderte festzustellen, ist die geschichtliche Forschung schon seit längerer Zeit erfolgreich bemüht gewesen. Sie hat vor allem unwiderleglich erwiesen, daß die große Kaisergestalt, von deren Schlummer man erzählte, von deren Wiederkehr man die Wiedererstehung der alten Kaiserherrlichkeit erhoffte, nicht die des alten Barbarossa, Kaiser Friedrich's I., sondern die Friedrich's II. gewesen ist, nach dessen völlig unerwartetem und plötzlichem Tode sich alsbald im Volke der Glaube verbreitete, der Kaiser, der so mächtig den nationalen Gedanken gegen die übermächtigen „Pfaffen" hochgehalten hatte, sei gar nicht todt, sondern halte sich nur verborgen, um dereinst in voller Kraft und Herrlichkeit wieder zu erscheinen. Dies ist die Grundlage, von der sich die Sage dann, zum Theil an mystisch-kirchliche Ideen sich anlehnend, weiter entwickelt hat. Die einzelnen Phasen dieser Entwickelung hat nun Schröder in der vorliegenden Abhandlung klar und scharfsinnig dargelegt. Er hat sich dabei nicht damit begnügt, die Forschungen seiner Vorgänger auf diesem Gebiet zusammenzufassen, sondern hat sie noch durch manche charakteristische, bisher wenig oder gar nicht beachtete Erscheinung unserer [mittelalterlichen historischen und poetischen Literatur ergänzt und in den einzelnen Entwickelungsphasen weiter klargestellt, sodaß die trefflich geschriebene Arbeit wol als eine abschließende Untersuchung über diesen interessanten Gegenstand betrachtet werden kann.

Aus dem Mittelalter in die neuere Zeit unserer Geschichte führt uns eine nicht ungeschickt geschriebene, aber eigenen Werths ermangelnde Abhandlung:

3. Stadt und Stift Köln im Zeitalter der Reformation von Christian Meyer. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und Wattenbach. Heft 153.) Hamburg, Verlags-Anstalt u. Druckerei. 1892. Gr. 8. 80 Pf.

Ihr Werth ist im wesentlichen ein rein feuilletonistischer; sie beschäftigt sich so gut wie ausschließlich mit dem vergeblichen Versuche des kölner Erzbischofs Hermann von Wied, die Reformation in seinem Erzstifte durchzuführen. Die Hauptmomente dieses sehr interessanten und für die religiös-kirchliche Entwickelung im Deutschland des 16. Jahrhunderts sehr bedeutsamen Vorgangs sind im allgemeinen klar hervorgehoben, doch merkt man gar zu sehr die völlige Abhängigkeit des Verfassers von den Werken, besonders einem Werke, aus dem er seine Darstellung geschöpft hat (Varrentrapp's Werk über Hermann von Wied), als daß der kleinen Abhandlung irgendein selbständiger Werth beigemessen werden könnte. Immerhin vermag sie den rein populären Zweck, welchem sie dienen will, im wesentlichen zu erreichen.

Dagegen ist eine sehr eingehende und auf eindringenden Quellenstudien beruhende Untersuchung den wechselnden Schicksalen gewidmet worden, welche die Freigrafschaft Burgund (Franche Comté) vom Tode Karl's des Kühnen (1477) bis zum Frieden vor Nymwegen (1678), in welchem das schöne Land endgültig an Frankreich fiel, durchgemacht hat. Bekanntlich war dieses südwestliche Grenzland zwischen Deutschland und Frankreich lange Zeit in ähnlicher Weise der beständige Zankapfel zwischen Frankreich auf der einen, Spanien, Deutschland und der schweizer Eidgenossenschaft auf der andern Seite, wie Elsaß-Lothringen zwischen Frankreich und Deutschland. Daß es schließlich endgültig an Frankreich fiel, war in erster Linie durch die Schwäche und Uneinigkeit der Gegner verschuldet. Das Werk

4. Die Freigrafschaft Burgund und ihre Beziehungen zu der schweizerischen Eidgenossenschaft vom Tode Karl's des Kühnen bis zum Frieden von Nymwegen (1477—1678). Von Rudolf Maag. Zürich, Höhr. 1891. Gr. 8. 5 M.

geht nun den bald kriegerischen, bald rein diplomatischen Verwickelungen, die zu diesem für die Gegner Frankreichs beschämenden Endergebnisse führten, in ihren Einzelheiten, namentlich an der Hand der diplomatischen Acten schweizerischen Ursprungs nach, während sich der Verfasser um die erhaltenen Quellen aus den andern Ländern nur insoweit kümmert, als sie gedruckt vorliegen. Dadurch hat aber die sonst sehr sorgfältige und auf umfassenden Quellenstudien beruhende Arbeit doch eine gewisse Einseitigkeit erhalten, die mehr oder minder jeder Untersuchung anhaftet, die eine Streitsache zwischen mehrern Staaten vornehmlich auf Grund der Acten des einen von ihnen behandelt. Dazu kommt, daß der Verfasser gar zu ausschließlich diesen diplomatischen Quellen gefolgt ist, deren Ergebnisse er dem Leser in ermüdender Breite und Ausführlichkeit vorführt, während er dabei nicht selten den klaren großen Ueberblick und die Unterscheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen verliert. Ohne alle Frage aber bringt er für die Kunde der wechselvollen Schicksale dieses eine Zeit lang mit dem Deutschen Reiche vereinigten Gebiets eine Fülle neuer Aufschlüsse im einzelnen, die jedem, der die Geschichte des Landes näher kennen lernen will, gewiß willkommen sein werden.

Zur Geschichte des 19. Jahrhunderts erwähnen wir zunächst kurz eine kleine, nicht eben wesentlich Neues beibringende, aber um ihres Gegenstands willen interessante Abhandlung:

5. Die Ermordung des Herzogs Karl von Berry und sein Mörder Louvel. Mit Lösung der Complicenfrage von Thomassin. München, J. Seyberth. 1892. 8. 80 Pf.

Die Ermordung des dem französischen Throne sehr nahestehenden Herzogs von Berry, Neffen König Ludwig's XVIII., Sohn Karl Philipp's (später Karl's X.) von Frankreich, am 13. Februar 1820 hat damals in der ganzen europäischen Welt ungeheueres Aufsehen gemacht, weil man hinter dem fanatisch-politischen Mörder Louvel eine weit verzweigte Verschwörung gegen das gesammte Haus Bourbon vermuthete. Die Angelegenheit ist daher nicht blos gleichzeitig von den Gerichten, sondern auch später von der französischen Geschichtschreibung immer und immer wieder zum Gegenstande eingehender Untersuchung gemacht worden, die aber zu keinem weitern Ergebnisse führte, da der Mörder mit voller Bestimmtheit bis zu seinem Tode versicherte, keine Mitschuldigen zu haben. Ich kann nicht finden, daß die vorliegende kleine Abhandlung auf irgendeinem Punkte weiter gediehen ist, als die zum Theil viel eindringendern und auf umfassendern Quellenstudien beruhenden Untersuchungen der Vorgänger des Verfassers; vielmehr hat der letztere sich im wesentlichen damit begnügt, einen noch dazu keineswegs erschöpfenden Auszug aus diesen frühern Arbeiten und Veröffentlichungen zu geben, der aber anziehend und geschickt geschrieben und daher wohl geeignet ist, solchen Lesern, die sich für das Ereigniß interessiren und bisher Näheres darüber nicht wissen, eine in der Hauptsache ausreichende Kenntniß des Vorgangs zu verschaffen.

Wirklich neuen und in vieler Hinsicht sehr interessanten Aufschluß über eine wichtige Periode unserer eigenen, und zwar speciell der hessischen Geschichte unsers Jahrhunderts erhalten wir dagegen durch eine Veröffentlichung, welche auf den bisher unbekannten persönlichen Erinnerungen und tagebuchartigen Aufzeichnungen eines in hervorragender Stellung an den Ereignissen Betheiligten beruht.

6. 1810—1860. Zwei Menschenalter kurhessischer Geschichte nach den Erinnerungen und Aufzeichnungen des Generalmajors Otto Gerland und andern Quellen dargestellt. Kassel, Brunnemann. 1892. 8. 2 M. 40 Pf.

Diese Schrift besitzt in der That nicht blos eine rein historische, sondern in gewissem Sinne auch eine politische Bedeutung. Gegenüber den in neuester Zeit in bedenklicher Weise auch im ehemaligen Kurhessen hervortretenden particularistischen Neigungen, welche ihren schärfsten Ausdruck in der immer mehr anwachsenden hessischen Rechtspartei finden, ist es in der That von hohem Werthe, daß hier von einem hochangesehenen Offizier des ehemals kurhessischen Staats seinen Landsleuten ein mit rücksichtsloser Wahrheit gezeichnetes Bild der traurigen Zustände entrollt wird, die in diesem von der Rechtspartei jetzt so viel gepriesenen kleinstaatlichen Gebilde dereinst geherrscht und sehr erheblich zu dessen selbstverschuldetem Untergange beigetragen haben. Der Generalmajor Gerland war einer, vielleicht der hervorragendste jener hessischen Offiziere, welche in dem schweren Conflicte der Pflichten, in den sie durch die mehrfachen Verfassungsverletzungen des Ministers Hassenpflug gerathen waren, es vorzogen, dem Gebot der Ehre zu folgen und, um einem Bruch ihres auf die Verfassung geschworenen Diensteides zu entgehen, dem Kurfürsten ihr Entlassungsgesuch einreichten und dabei später unendlich unter dem Druck ihres gekränkten und rachsüchtigen Landesherrn zu leiden hatten. Der Schritt des hessischen Offiziercorps hat damals ungeheueres Aufsehen erregt und ist seitdem mehrfach untersucht und dargestellt worden. Die vorliegende Veröffentlichung, welche sich speciell mit der Theilnahme des Generalmajors Gerland an diesen Vorgängen beschäftigt, fügt diesem bisher bekannten Bilde so manchen werthvollen neuen Zug hinzu, der es nicht allein in willkommener Weise ergänzt, sondern auch in vielen Einzelheiten erst verständlich macht. Das tragische Geschick jener eifrig patriotischen Männer, die mit leidenschaftlicher Treue an ihrem Landesherrn hingen, trotzdem aber durch ihr Gewissen in einen scharfen Conflict mit seiner die Verfassung in der willkürlichsten Weise verletzenden Regierung geriethen, tritt uns in diesen Aufzeichnungen und der auf Grund derselben mit pietätvoller Feder entworfenen Darstellung greifbar und anschaulich entgegen. Eine ganze Reihe von Actenstücken, welche der Darstellung beigegeben sind, tragen erheblich dazu bei, die Motive der Handelnden klarer und erkennbarer hervortreten zu lassen, als es bisher möglich war.

Endlich erwähnen wir noch, daß von der durch Professor Wilhelm Müller begonnenen „Politischen Geschichte der Gegenwart" ein weiterer Jahrgang erschienen ist, welcher das Jahr 1892 behandelt:

7. Politische Geschichte der Gegenwart. Begründet von Wilhelm Müller und fortgeführt von Karl Wippermann. XXVI. Das Jahr 1892. Berlin, J. Springer. 1893. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Der neue Band schließt sich in Anlage und Durchführung im wesentlichen seinen allgemein bekannten, auch von uns an dieser Stelle schon besprochenen Vorgängern an. Er stellt nicht nur eine gleichwerthige, sondern eine in vieler Beziehung unzweifelhaft werthvollere Fortsetzung des Werks dar. Vor allem beschäftigt er sich viel eingehender mit den politischen Bewegungen und Bestrebungen im Volke selbst, die in den frühern Bänden, wie wir seinerzeit hervorhoben, gegenüber den Vorgängen in den leitenden diplomatischen Kreisen und den parlamentarischen Körperschaften über Gebühr stiefmütterlich behandelt waren. So wird z. B. ein eingehendes und anschauliches Bild von der lebhaften und begeisterten Bewegung entrollt, welche die Reise Bismarck's nach Wien in weiten, patriotisch empfindenden Schichten des Volks in Dresden, München,

Kissingen, Jena, Magdeburg u. s. w. hervorrief. Ebenso begnügt sich der Verfasser bei der Darstellung der Schicksale des preußischen Schulgesetzentwurfs nicht, wie dies sein Vorgänger in der Hauptsache gethan hatte, mit einer Schilderung des Verlaufs der Berathungen im preußischen Parlamente, sondern er versucht auch, die tiefgehende Erregung, welche sich infolge dessen der breiten Volksmassen bemächtigte, zu lebensvoller Anschauung zu bringen. Unter den Aeußerungen der öffentlichen Meinung, die in der Presse ihren Niederschlag fanden, haben wir die eine und andere hervorragende Kundgebung ungern vermißt, aber wir erkennen bereitwillig an, daß der Verfasser in dieser Richtung einen sehr erfreulichen Anfang gemacht hat, der für die Fortsetzung des Werks zu noch höhern Erwartungen berechtigt. Daneben sind dann die von seinem Vorgänger fast ausschließlich behandelten Ereignisse in den führenden Kreisen keineswegs vernachlässigt, wol aber zu den wesentlichen Aeußerungen des eigentlichen Volkslebens in ein richtigeres Verhältniß gestellt. Außerdem aber macht sich die junge Kraft, welche die Fortführung des sehr dankenswerthen Unternehmens in die Hand genommen hat, auch in der frischen und lebensvollen, anziehenden und doch niemals ins Platte oder Triviale verfallenden Darstellungsform sehr angenehm bemerkbar. Wir wollen durch dieses dem Nachfolger und Fortsetzer gespendete Lob keineswegs die Verdienste des Begründers des Werks herabsetzen und verkleinern, sondern nur der Freude Ausdruck geben, daß es der Verlagshandlung gelungen ist, für die Weiterführung desselben eine so geeignete Kraft zu finden.

Georg Winter.

Neue Romane.

1. Die Namenlosen. Roman von Wilhelm Jensen. Zweite Auflage. Leipzig, Reißner. 1893. 8. 4 M.
2. Am Kap Martin. Roman von K. Telmann. Dresden, Pierson. 1893. 8. 3 M.
3. Was die Gräfin sann. Roman von Ernst Remin. Leipzig, Reißner. 1893. 8. 3 M.
4. Erkämpft. Roman von A. Harder. Berlin, Janke. 1893. 8. 5 M.
5. Unter Kameraden. Roman von Osterloh. Dresden, Minden. 1893. 8. 3 M.

Ein wenig spät erscheint die zweite Auflage von Wilhelm Jensen's „Namenlosen" (Nr. 1) — die erste erschien 1873. Der Roman gehört zu den besten Büchern des Verfassers, er ist als Landschaftsgemälde einzig. Wer das Buch gelesen hat, dem ist nicht anders zu Muthe, als ob er selber auf dem Schauplatz desselben gelebt habe, auf diesem Thule im Norden, dieser Insel Sylt, die nicht genannt und doch unverkennbar ist. Es ist ein Bild fast grau in Grau und doch so stimmungsreich.

Die eigentliche Landschaftsmalerei liebt noch nicht lange solche Bilder, wofür das Publikum ihr auch heute noch wenig dankt und die nur von denen gewürdigt werden, denen die Natur in Wahrheit etwas sagt, die arme nicht weniger als die reiche, die arme, deren Sprache wenig nachgemacht worden ist, vielleicht noch mehr als die reiche, deren falsch nachgeahmter Pathos so oft schon unser Ohr beleidigt hat. Diese Empfindungsweise, die man als ganz besonders deutsch bezeichnen könnte, ist die Jensen's. Sein Buch fängt so an:

> Ueber die Insel unablässig geht der Wind. Er kommt nicht in Stößen, als ob er irgendwo geruht und hastig wieder aufgebrochen, um verlorene Zeit einzuholen. Gleichmäßig wie die lange Welle rauscht er daher. Wie aus ihrem blendenden Gischt geboren, über den weißen Vorstrand, wo der Sand so glatt nach rechts und links, gleich dem Marmorboden eines Palastes, sich hinaufdehnt; dann wieder die steile Dünenwand. An ihr wirbelt er hinauf, überall so weit sie sich von Nord gen Süd herab erstreckt — manchmal Meilen sind's — und stäubt ihr das feine Kieselmehl neckisch über den kahlen Scheitel, auf dem nur hie und da, vereinzelten Haarbüscheln gleich, das scharfblätterige Strandgras sich mit rastlosem graugrünlichem Geflimmer vom Horizont abhebt.

Und dieser Ton, diese Stimmung zieht sich durch das ganze Buch. „Ueber die Insel unablässig geht der Wind." Die paar Worte sind sozusagen der Refrain des insularen Gedichts; mit ihnen fängt immer von Zeit zu Zeit wieder ein Kapitel an.

Die äußere Handlung des Buchs ist am Ende die aller Romane und ist für den künstlerischen Werth von geringem Belang. Denn nicht was die Menschen an äußerlichem Schicksal erleben, wünschen wir in eitler Neugierde vom Dichter zu erfahren, vielmehr ihr inneres Erleben, ihr Denken und Empfinden, ihr Wollen und ihr Handeln. Und in diesem Sinne ist das Buch reich an Schönheiten des Geistes und des Herzens, an erhebenden Offenbarungen der dichterischen Natur — insofern allerdings mehr subjectiv als objectiv wahr, mehr dem Denken und Empfinden des Dichters entsprechend als den Wirklichkeiten der gemeinen Welt.

An dem Helden Sven Tacken machte ich diesmal eine Wahrnehmung, die mir bei der frühern Lektüre des Romans entgangen ist. Dieser Sven Tacken ist nämlich durchaus kein Maler, obwol er als solcher vom Dichter ausgegeben wird. Er hat weder den äußern Sinn, noch das innere Gemüth des Malers. Er sieht die Welt nicht als Maler und er denkt nicht über sie als Maler; denn er ist keine sinnliche, sondern eine rein geistige, eine grüblerische Natur; er ist kein Maler, er ist ein Dichter. Er malt ja auch nicht, er denkt und dichtet.

Ueberhaupt wird man die Beobachtung machen können, daß, wenn Dichter Maler darstellen, es ihnen in hundert Fällen kaum zehnmal wirklich um einen Maler und die

Malerei zu thun ist, sondern daß es sich dabei nur um das Costüm handelt, nämlich um eine Maskerade der geistigen Schauhaftigkeit.

Als ich vor nicht zu langer Zeit, zum ersten male und sehr eingehend, ein Buch von Konrad Telmann in d. Bl. besprach — „Unter'm Strohdach" — mußte ich vor allem den derben Realismus betonen, den das Buch auszeichnete, die kräftige, ja kecke Erfassung des Lebens, die daraus sprach, der mächtige Drang nach Wahrheit, das Umgehen jeder Schönfärberei, jeder Abschwächung, jeder sogenannten Idealisirung. Das gegenwärtige Buch K. Telmann's: „Am Cap Martin" (Nr. 2), weist ganz andere Eigenschaften auf; es ist ein Buch, dessen zeugender und treibender Keim nicht die Beobachtung war, sondern ein abstracter Gedanke, dessen Zweck nicht die künstlerische Darstellung der Welt ist, sondern die Stellung und Lösung eines sogenannten Problems, nach Paul Heyse's Art, eines selbstconstruirten, eines etwas künstlichen, eines unerhörten Problems, eines „neuen" Problems, um nämlich den Namen Novelle zu rechtfertigen.

Im Mittelalter, wenn wir den Bolandisten glauben dürfen, kam es öfter vor, daß Eheleute, die den Beruf zur Heiligkeit in sich fühlten, enthaltsam lebten, meist erst nach mehrern (!) Jahren der Ehe, seltener von Anfang an, weil sie schon vorher, einseitig oder beiderseitig, ewige Keuschheit gelobt hatten. Diese Thatsachen waren richtige Wunder, denn sie waren echte Kinder des Glaubens, eines lebendigen, eines übermächtigen, übernatürlichen, überweltlichen Glaubens. Und nur als solche, nur aus dem Begriff der Gottesbrautschaft heraus sind sie zu begreifen. Dieselbe Thatsache nun verwendet Telmann, nur mit irdisch menschlichem Motiv: Treue der Braut gegen den verstorbenen Bräutigam, dieser Braut, die nun den andern heirathet, nicht aus Liebe, wie sie betheuert, sondern aus Freundschaft, aus Mitleid. Mit dem jungen feurigen Manne, der sie leidenschaftlich liebt, geht sie aus Freundschaft, aus Mitleid eine Scheinehe ein. Eine bedenkliche Freundschaft, ein seltsames Mitleid.

Natürlich entsteht daraus ein unmöglicher Zustand, an dem beide kranken, ja an dem sie zu Grunde gehen müssen; denn sie haben nicht, wie jene mittelalterlichen Heiligen, jedes seinen göttlichen Bräutigam, um sich zu ihm zu flüchten in der Noth des Herzens, in der brennenden Qual des Fleisches.

Und so künstlich ausgeklügelt, so sentimental sophistisch und hinfällig motivirt dieser Zustand ist, mit so künstlichen und an den Haaren herbeigezogenen Mitteln wird er zu einem bessern Ausgang geführt. So viel ich von Dichtung verstehe, ist es wahrhaftig schade, daß Telmann sein schönes Talent auf solche müßige Kunststückchen verwendet. Seiltänzerei ist ja eine große Kunst, und doch keine Kunst.

Ein recht interessanter historischer Roman ist „Was die Gräfin sann" von Ernst Remin (Nr. 3). D. h. den Titel „historischer Roman" werden die richtigen Aesthetiker nicht gelten lassen, denn es steckt verdammt wenig Weltgeschichte darin, eigentlich gar keine. Es ist nur Menschengeschichte mit einigem (gar nicht übermäßigem) historischem Costüm, eine Menschengeschichte, die wir nicht nur als durchaus wahr empfinden, die in ihrer Art geradezu typisch ist. Es ist die tragische Geschichte der Lady Macbeth und ihres Herrn Gemahls, die tragische Geschichte einer Ehe, wo gerade die männlichsten männlichen Eigenschaften dem Manne abgehen, dafür aber in seinem Eheweib vorhanden sind: ein großer weitausblickender Geist, Unerschrockenheit, Begier der Macht und Ehrgeiz.

Dabei sind in Remin's Geschichte die beiden Hauptpersonen in strenger Besonderheit hingestellt: beim Manne liegt diese in der reizvollen Verbindung des zartesten Gewissens mit roh physischer Kraft und bei der Gräfin in der Vereinigung ihrer Herrschsuchtstalente mit der rührendsten ehelichen Liebe und Hingebung.

Ich habe gesagt, das Büchlein enthalte keine Weltgeschichte. Aber es enthält die ganze Philosophie der Weltgeschichte, es zeigt vor allem, aus was für Stoff die Weltgeschichte ihre großen Männer formt, und was für Stoff sie dazu nicht gebrauchen kann. Also lehrt es, wie jedes gute Buch, was die Weltgeschichte selber lehrt, die ungeschriebene noch mehr als die geschriebene.

Die Heldin des Romans „Erkämpft" von Agnes Harder (Nr. 4) heißt Eva; sie wird uns von ihrer Schöpferin als eine hochstrebende, geistig über ihre ganze Umgebung hinausragende Dame vorgestellt, als eine Art Feuergeist. Dieser Feuergeist schreibt folgenden Brief:

Berlin, den 10. Januar 1888.

Meine geliebten Aeltern!

Mein erster ausführlicher Brief an Euch, nach der Postkarte, die nur meine glückliche Ankunft anzeigte!

Ich sehe, wie bei dem Worte „ausführlich", Papa, der vortragende Rath, einen langen Zug aus seiner Pfeife thut, Mama, als Minister, sich in Eile noch ein Täßchen Kaffee eingießt, — denn ihre Plaudertasche wird sich nicht verleugnen. Gewiß nicht, und darum sollen meine Episteln auch immer pünktlich am Sonntag früh in Euere Hände gelangen, dann habt Ihr Zeit für Eure arme Verbannte!

Warum habt Ihr das eigentlich gethan? Ihr seid doch keine Spartaner, oder Römer der jungen Republik. Ich hatte doch wieder ganz rebellische Gedanken, als die Thürme meines lieben Königsbergs mir entschwanden und die unabsehbaren Schneefelder der preußischen Provinzen folgten. Mit ein wenig Phantasie hätte ich mir einbilden können, es ginge nach Sibirien, aber dazu war das Coupé, Verzeihung, ich wollte sagen die Abtheilung des Wagens zweiter Klasse zu gut geheizt und mein Proviantkörbchen zu ausgiebig mit allem Nöthigen und Unnöthigen gefüllt. Die heimlich eingesteckten candirten Nüsse entlockten mir fast Thränen, Du Herzensmütterchen.

Je näher ich aber Berlin kam, desto entschiedener verdrängte die Spannung die Wehmuth. Wie hatte doch Papa gesagt?

„In Onkel Ebert und Tante Seraphine wirst Du nun endlich auch das kennen lernen, was Du, im Gegensatz zu uns trockenen Aeteumenschen, so gern „Menschen" nennst. Er ist ein bekannter Portraitmaler, sie war in ihrer Jugend Sängerin. Genügt Dir das?"

Es klang damals ein wenig sarkastisch, und es war gut, daß

Mama vermittelte und von dem reizenden Hause und Familienleben der Ebert's erzählte. Willy kannte sie ja auch nicht, weil Onkel damals noch in München war und erst vor zwei Jahren nach Berlin übersiedelte, uns „Aetennenschen" aber steckt doch Künstlern, Schriftstellern und Aehnlichem gegenüber ein leichtes Grauen im Blut, etwas, was wir schwer überwinden können. Es schwebt darüber der geheimnißvoll prickelnde Reiz der Bohème. Und nun war Tante gar Sängerin gewesen! Besinnst Du Dich auf Agathe Wolter, Mama? Sie erschien doch auch öfters in unsern Kreisen, und ich hatte eine schwärmerische Zuneigung zu ihr gefaßt, aber wie geschickt wußtest Du nicht jede Annäherung zu vereiteln!

In meinem Kopfe sah es also bunt genug aus. In Schneidemühl stellte ich mir Onkels Atelier als einen herrlichen Raum im Stile Makart's vor, ihn darin in einem abgeschabten Sammtrock mit zweifelhafter Wäsche; in Landsberg sah ich sie, diese Tante mit dem Engelnamen. Sie trug zu Hause ihre alten Costüme auf und hantirte in der Küche in einem kurzen gelben Atlasrock, indem sie einmal Carmen gesungen. Infolge dessen war das Mittagbrot, das ich in Küstrin im Geiste kostete, für meinen ostpreußischen gesegneten Appetit kläglich. Kartoffeln in der Schale, Schlagsahne und eine echte straßburger Gänseleberpastete — kurz, ich weiß nicht, zu welchen Ungeheuerlichkeiten sich meine erhitzte Phantasie noch gesteigert hätte, wenn mein Zug nicht donnernd in die Hallen des Friedrichstraßenbahnhofs eingefahren wäre.

Mein Bild muß doch sehr gut sein, denn kaum hatte ich das Coupé — es geht nicht, Papa, so deutsch ich im Herzen bin, so französisch ist in Bezug auf manche Worte meine Zungenspitze — verlassen und stand nun mit meinem Handköfferchen doch etwas ängstlich auf dem überfüllten Perron, als ein kleiner, weißhaariger Herr auf mich zustürzte, der zu meiner Ueberraschung ganz, aber auch ganz so aussah, wie Herren es gewöhnlich pflegen. Man hätte ihn fast „Herr Geheimerath" tituliren können. Mit allerdings ungewöhnlicher Lebhaftigkeit — ich bemerkte das mit leiser Befriedigung — küßte er mich herzhaft ab, überschüttete mich mit einem Schwall von Fragen, hob mich in eine Droschke, und als wir an der Wohnung in der Kurfürstenstraße angelangt, waren wir schon ein Herz und eine Seele, ich nannte ihn ohne Scheu „Onkel Dick" und hatte nicht eine Secunde das Gefühl neben einem berühmten Manne zu sitzen.

Schon in der Veranda — sie wohnen Hochparterre, und man muß beim Eintritt durch ein reizendes Glashaus, das jetzt im Winter der Aufenthalt für Tante Seraph's Blumen ist — stand diese selbst, mit einem so herzlichen, mütterlichen Lächeln auf den Lippen, daß ich ihr gleich lachend um den Hals geflogen bin.

Und so weiter.

Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preisen — Backfischroman?

Nein, da der Brief dem Roman und der Roman dem Brief gleicht wie ein Gänseei dem andern, der eine so geistesgewaltig ist wie der andere, auch gleich kindlich liebenswürdig, ein allerliebstes Geplapper, so mag die Kritik nichts weiter thun, als lächelnd ihr Compliment machen.

„Unter Kameraden" von Osterloh (Nr. 5) enthält einen guten Kern. Dieses Buch, das von Offizieren nur so wimmelt, ist nämlich herablassend genug, um zuzugeben, daß ein Offizier, der gewissen äußerlichen Anforderungen seines Standes nur mittelmäßig genügt, doch ein vortrefflicher Mensch sein kann. Das Buch rührt sogar einige mal an bedenklich wunden Stellen des Offizierlebens. Aber darüber schleppt es den Leser so durch tausend Unbedeutendheiten, daß er auch für den guten Kern zuletzt nicht danken mag, sondern lieber darauf verzichtet hätte.

Benno Rüttenauer.

Spruchdichtungen.

1. Vierblätter. Zweihundert Spruchstrophen von Frida Schanz. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1893. 8. 1 M. 20 Pf.
2. Ueber Dies und Das. Aphorismen und Epigramme von Paul Linsemann. Berlin, M. Hochsprung. 1892. 16. Geb. 2 M.
3. Lebensfrüchte. Der Pädagog. Distichen von Otto Sutermeister. Dritte Auflage. Bern, W. Kaiser. 1893. 12. 1 M. 80 Pf.

Wenn wir bei Betrachtung der vorliegenden drei Werke den „Vierblättern" von Frida Schanz (Nr. 1) den Vorrang einräumen, so geschieht dies nicht aus Galanterie einer Dame gegenüber, sondern deshalb, weil in diesem Buche der Charakter der Spruchdichtung am deutlichsten ausgedrückt ist. Es sind lauter Vierzeiler, die mit möglichst wenig Worten tiefe und allgemeine Wahrheiten verkünden. Es gibt auch eine Art Spruchdichtung, die wol auf den ersten Blick geistreich erscheinen kann, deren Spitze aber meist nur auf Wortklauberei beruht, die weniger geistreich als vielleicht witzig ist und ihren Endzweck schließlich in nichts anderm als in witzelnden Paradoxen sucht.

Zu dieser Klasse von Sprüchen gehören also die „Vierblätter" von Frida Schanz nicht, und schon ein flüchtiges Blättern in dem Buche belehrt uns, daß es der Verfasserin nur um ernste Dinge zu thun ist, und daß, trotzdem sie Philosophin und Weisheitslehrerin wird, sie doch auch immer die anmuthige Dichterin und Künstlerin bleibt. Nichts ist an den Sprüchen aufdringlich, geschraubt oder einseitig, aber alles liebenswürdig, ehrlich und voll Herz und Gemüth. Gleichviel um welche Frage des vielgestaltigen Menschenlebens es sich drehen mag, es ist alles unmittelbar empfunden, alles einer reichen dichterischen Individualität entsprungen. Was die Verfasserin von der Kunst sagt:

Die Kunst muß zwei Mägde sich dingen,
Die zusammen Wunder vollbringen,
Doch nichts sind, wenn man sie trennt:
Sie heißen Fleiß und Talent —

das ist in ihr selbst wahr geworden. Die Künstlerin in ihr offenbart sich auch in der Selbstlosigkeit der Arbeit und dem Gefühl des Glückes bei schwerer Arbeit:

Der kennt den Ernst der Arbeit, der im stillen
An schwerem Werke seine Kräfte maß;
Der kennt der Arbeit Glück, der um der Arbeit willen
Den Lohn der Arbeit ganz vergaß.

Und keinen Zwang kennt sie, wo es gilt die Lebensaufgabe zu erfüllen; dem von Außen anstürmenden „müssen" begegnet sie mit echter Weltklugheit durch das eigene „wollen":

Schmerzt dich in tiefster Brust
Das harte Wort „du mußt",
So macht dich eins nur still,
Das stolze Wort: „ich will!"

Durch Liebe zur Arbeit kommt Frida Schanz auch zum wahren Genusse der Freude, denn

Das hat mit einem köstlichen Wein
Einige innige Freude gemein,
Daß sie den am meisten erfrischt,
Dem sie am seltensten aufgetischt.

Die faden Schmeichler und Schönredner und den, der die Wahrheit nicht verträgt, fertigt sie ab mit den Worten:

Ist Wahrheit auch nicht immer zart,
So ehrt sie dennoch einen jeden.
Die unfreundlichste Art zu reden
Ist mir die „freundliche Redensart".

Den Engherzigen ruft sie die Worte zu, die zugleich ein wahrer Beweis für die Herzensgüte der Verfasserin sind:

Wahre Liebe weiß immer das rechte Wort,
Wahre Güte ist immer am rechten Ort,
Wahre Freude kommt immer zur rechten Zeit,
Wahre Größe hat immer Gelegenheit.

Natürlich sind diese wenigen angeführten Sprüche noch lange nicht alles, was die Dichterin in günstigem Lichte erscheinen läßt, aber sie dürften genügen, um annähernd ein Bild des Charakters der „Vierblätter" darzulegen.

Auch Paul Linsemann, der „Ueber Dies und Das" (Nr. 2) schreibt, besitzt einen ausgeprägten Sinn für die Spruchdichtung, er ist aber noch nicht ausgereift genug, um in diesem Buche die geistige Consequenz an den Tag zu legen, die dem Dichter und Künstler eigen sein soll. Gewiß hat Linsemann manchen guten Gedanken, aber es trifft ihn etwas von dem, was oben über die zweite Species der Spruchdichtung gesagt ist: er hascht vielfach nach Effecten und begnügt sich mit Absurdem, und das sowol in den „Aphorismen" wie in den „Epigrammen". In einer Vorbemerkung sagt Linsemann, daß man „nicht ein festgefügtes System der Lebensweisheit erwarten" solle. „Ich hasse", sagt er, „die Systeme, denn sie tödten die Freiheit". Ein gutes System dürfte aber die Freiheit kaum je getödtet haben, vorausgesetzt, daß man sie nicht mit Zügellosigkeit verwechselt. Linsemann haßt einfach eine ihm unbequeme weise Beschränkung. Manche Bemerkung, wie die z. B., daß dem Hunde die Unterhaltung fehle, wenn er keine Flöhe hat, wäre wol besser unterdrückt worden.

Doch um gerecht zu sein, muß man, wie gesagt, dem Buche auch das Gute lassen. Es enthält manchen Spruch, der der Gesinnung des Verfassers alle Ehre macht und von gesunder Weltanschauung zeugt. Gern beschäftigt er sich namentlich auch mit literarischen Fragen, und da zieht er rücksichtslos gegen Dilettantismus und falsche Propheten los. So packt er z. B. in den „literarischen Streifzügen" die „modernen Literaten" etwas derb an, wenn er sagt:

Der (!) Goethe ganz veraltet ist,
Und was er sagt, das gilt als trist.
Nur Eines gilt: wenn sie auch alles meiden,
Sie sagen kühn: Nur Lumpe sind bescheiden.

Auch Schiller, Lessing und andere vertheidigt er gegen neuzeitliche Angriffe, und den Dilettanten dient er mit folgendem „Schade!":

Cajus hat Beruf verfehlt —
Schuster ist ein Dichter worden!
Dichtkunst hat dabei verloren,
Schusterei jedoch gewonnen.

Wenig glimpflich kommt bei Linsemann auch das „Ewig-Weibliche" weg; entweder hat er es noch nicht genug erfaßt oder er hat — schlechte Erfahrungen gemacht.

Ein Mann von vielseitigen Lebenserfahrungen, der sich aber ein gesundes Herz bewahrt hat, tritt uns in den „Lebensfrüchten" von Otto Sutermeister (Nr. 3) entgegen. Das Buch ist die dritte, vermehrte Auflage der „Pädagogischen Distichen", in welcher Bezeichnung zugleich der lehrende Charakter dieser Dichtungen zu erkennen gegeben ist. Das Werkchen zerfällt in die drei Abtheilungen: „Haus und Erziehung", „Schule und Unterricht" und „Leben". Sutermeister ist hier vor allen Dingen Pädagog, aber doch ein echter Dichter, der in angenehmer Form bietet, was er aus dem reichen Schatz seiner Lebenserfahrungen uns mit auf den Weg zu geben hat. Es sei aus jedem der drei Abschnitte etwas hier mitgetheilt:

Macht der Liebe.

Da wo nicht sittlicher Zorn, nur kalte Strafe die Schuld traf,
Hat noch des Schuldigen Sinn schwerlich die Reue gewandt.
Doch wo Gründe den Bösen verstockten, da hat noch den Starrsinn
Oft Ein flammender Strahl zürnender Liebe erreicht.

Den Beruf des Lehrers verherrlicht er in dem Gedicht „Schule und Poesie":

Nicht wie, o lehrender Freund! dein Leben „im Lichte der Dichtung"
Scheint nur, biet' ich dir's hier, nein, so poetisch wie's ist.
Nimmer nach „sonnigem Blick in die Prosa des täglichen Lebens"
Spähet ein lehrender Mann, welcher die Weihe empfing.
Wer aus Kindern uns Leute, aus Leuten Menschen uns bildet,
Uebt er nicht göttliche Kunst? Ist er nicht selber Poet?

Wie Otto Sutermeister also freudig einen schweren und undankbaren Beruf ausübt, so blickt er auch frohen Gemüths auf alles andere, und manches, was sonst den meisten nur Anlaß zu klagen gibt, dem gewinnt er Seiten ab, die Muth und Hoffnung machen.

Nimmer beklage die Kürze der Frist, die zum Wirken dir Gott gab;
Oder gebar nicht ein Tag oft, was Jahrtausende galt?

Dem Buche, das Sutermeister seinen Schülern gewidmet hat, ist auch ein Bild des Verfassers in Lichtdruck beigegeben.

Ernst Roeder.

Zur Religionsphilosophie.

1. Zur Religionsphilosophie und speculativen Theologie von Karl Christian Friedrich Krause. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von Paul Hohlfeld und August Wünsche. Leipzig, Otto Schulze. 1893. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.
2. Philosophie des Gemüths. Begründung und Umriß der Weltanschauung des sittlich-religiösen Idealismus. Von Heinrich Karl Hugo Delff. Husum, C. F. Delff. 1893. Gr. 8. 6 M.
3. Der reine Gottesbegriff und dessen Wichtigkeit. Dargelegt von Anton Ganser. Fortsetzung und Schluß des Werkchens: Schule und Staat. Graz, Lenschner u. Lubensky. 1892. 8. 1 M. 80 Pf.
4. Seele und Geist in streng wissenschaftlicher Auffassung. Von Emanuel Jaesche. Leipzig, Wigand. 1893. 8. 2 M.

Nach den Herausgebern von Krause's Schrift (Nr. 1) stammt:

Der Haupttheil derselben in Paragraphenform: „Wesenheit und Ursprung der Innigkeit Gottes; über die Gottliebe; Infaß alles dessen, was christlich ist; Theologie; über das Gebet als Intheil der Gottinnigung und des Gottvereinlebens" u. s. w. aus den Jahren 1805—17, besonders aus 1808; der zweite Abschnitt: „Zu der Uebung der Selbinnigkeit als Intheil der Uebung der Weseninnigkeit oder Selbinnigung als Theilweseninnigung" aus dem Jahre 1811, nebst Nachträgen bis 1831; der dritte Abschnitt: „Erklärung des Gottspruchs (Urwesensprache) der Menschlichgesinnten" aus dem Ende des Jahres 1813; der letzte Abschnitt: „Einzelschauungen zu der Grundwissenschaft" aus den Jahren 1819—32.

Krause nimmt die Erkennbarkeit Gottes, des Absoluten an; ihm ist die Philosophie daher die Lehre des Absoluten. Doch kann hier nicht die Aufgabe sein, von dem System des berühmten Philosophen im allgemeinen zu reden. Wir haben hier nur auf vorliegende Schrift aufmerksam zu machen und danken zuerst den Herausgebern für die Mühe, welcher sie sich dabei unterzogen. Nur fürchten wir, daß für weitere Kreise diese Mühe viel verloren sein wird. Wir fürchten es zuerst aus sachlichen Gründen, wegen der Bedeutung, Größe und Tiefe von Krause's Religionswissenschaft, welche darin liegt, daß in ihr Religion weder blos Sache der Vernunft oder des Glaubens, noch blos des Gefühls ist. Gott ist die reine Wahrheit, der heilige Wille, die barmherzige Liebe und deshalb ist auch die Religion Sache des Erkennens, des Wollens und Fühlens:

Religiosität kann deutsch mit Gottinnigkeit wiedergegeben werden. Innigkeit überhaupt ist Streben nach Innesein. Das Innesein umfaßt Erkennen, Fühlen und Wollen. Das Ziel der Gottinnigkeit insbesondere ist das Gottinnesein, die Verbindung oder Gemeinschaft mit Gott, die Gottvereinheit, die Religion. Diese ist Sache des ganzen Menschen, der ein dreigliedriges Vereinwesen ist aus Ur-Ich, Geist und Leib. Der Leib ist einerseits ein Theil des menschlichen Ich, andererseits der Natur, des Leibwesens; der Geist ist ebenso ein Theil unsers Ich und ein Theil des Vernunftreichs oder des Geistwesens. Aber vor und über diesem innern Gegensatz und seiner Vereinigung besteht das Ur-Ich, das häufig vom Geist nicht unterschieden wird und einerseits ein Theil von uns, andererseits ein Theil des Urwesenreichs, des Reichs Gottes, als Urwesens über Natur und Geist, Leibwesen und Geistwesen ist (S. VIII).

Dieses Ur-Ich ist nach Krause das, was man auch den guten Dämon oder Genius, das Gewissen oder religiöses Centralorgan genannt hat. Durch dies Ur-Ich wird aber die Religion auch das, was nach Krause, Jakobi und Schleiermacher ungenauerweise Gefühl nannten, und was er Urinnesein nennt, d. i. jenes ganze ungetheilte Innesein, das über dem in den drei Theilwesenheiten des Erkennens, Fühlens und Wollens erscheinenden Inneseins steht. Mit dieser Unterscheidung von Ur-Ich und Urinnesein gewinnt die Schilderung des Gottvereinlebens bei Krause vielfach eine Innigkeit und Sinnigkeit, der wir uns im Hinblick auf die übliche Vernunft- und Formelweisheit gern hingeben.

Da nach Christus der Mensch sich als Kind, als Sohn Gottes wissen, fühlen und wollen kann, so sieht Krause in jedem Menschen zugleich den eingebornen Sohn. Dadurch aber wird Christus für Krause nur die vereinzelte Erscheinung eines eingebornen Sohnes:

Jesu Lehre und Leben erscheint als äußerstes Glied einer wesentlichen großen Geschichtsentfaltung Asiens, wovon der geschichtliche Zusammenhang vergessen. Ein Rückschritt Jesu ist: der Hinweis auf Hölle und Himmel, auf Lohn und Strafe. Darin wird Jesus von den Vedams, ja schon von Sokrates und Platon übertroffen. „Ich bin Eins mit Gott." Die arabischen Sufilehrer sagen sogar: „Ich bin Gott" (S. 21).

Krause glaubt daher auch durch seine Lehre über Christi Lehre hinausgegangen zu sein und wir sind überzeugt, daß er dieses Glaubens nicht aus Anmaßung lebte. Indeß Hölle und Strafe bleiben überall da, wo der Mensch im Lichte der Wahrheit seine eigenen Mängel und Fehler erkennt, und höher als die sufische Selbstvergottung steht uns Christi Forderung: du Mensch sollst vor allem ein Kind Gottes werden! Der Mangel der Krause'schen Lehre ist überhaupt, daß zuviel Sufismus darin ist, zuviel Schauen und Träumen, zu wenig Scheidung von Gott, Welt und Mensch, von Gut und Böse u. s. w. Indessen trotz oder wegen dieser Mängel erscheint uns Krause's Lehre vom Gottinnesein ein Heilmittel gegenüber jener Krankheit, welche nur in Vernunft- oder Formelweisheit Religion erblickt. Deshalb fürchten wir, daß Krause's Schrift zu wenig Beachtung finden wird und fürchten dies noch mehr aus äußerlichen Gründen, wegen ihrer sonderbaren und schwerfälligen Sprache und Ausdrucksweise.

Wie Krause versenkt sich auch Hugo Delff (Nr. 2) in die Tiefe des Gemüths. Gott selbst ist ihm „nichts anderes als das absolute Gemüth". Darin liegt die Bedeutung seiner Schrift. Als geborener schleswiger Däne suchte er mit Leidenschaft deutsches Wesen und mußte leider gewahr werden, daß im deutschen Volk deutsches Wesen längst nicht mehr lebendig ist:

Der unschätzbare Vorzug des deutschen Volks war die Tiefe und Fülle des Gemüths. Heute sucht es mit Franzosen und Engländern seine geistige Bedeutung in bloßer Technik und gründet

seine nationale Größe nicht auf sein Genie und die stürmende Kraft seines Enthusiasmus, sondern auf den Mechanismus kriegerischer Gewalt. An dieser Entartung des deutschen Volks tragen die meiste Schuld seine Lehrer, die Vertreter der akademischen Wissenschaften. Diese haben das Gemüth entwerthet und auf ein blos passives Gefühl eingeschränkt. Den Verstand machten sie zum Herrn über alles; den Glauben, diesen Grundact des Gemüths zum bloßen Fürwahrhalten und subjectiven Gefühl. Sie trennten Wissen und Glauben, Sittlichkeit und Religion. Dem Christenthum entzogen sie alle eigenthümliche Bedeutung und Wirkung, und der Stifter des Christenthums ward ihnen zu einem zufälligen Individuum des jüdischen Gelehrtenstandes, das nur die der Natur des Menschen ursprünglich eingeborenen ewigen Gesetze der Sittlichkeit, allerdings unstergültig, erklärt, und lediglich durch Umstände und eine Trübung seines Verstandes sich zuletzt für den Messias der Juden gehalten habe (S. 4).

Wie weit das deutsche Volk seine nationale Größe auf kriegerische Gewalt gründet, ist hier nicht zu untersuchen; wir denken nur vorübergehend der Zeit, in der trotz allem Enthusiasmus nichts erreicht wurde und selbst ein Goethe schmerzlich empfand, das Gefühl nationaler Größe entbehren zu müssen. Im übrigen klagen wir über all das, worüber der Verfasser klagt, sehen den Grund der Klagen aber anderswo. Seitdem die griechische Philosophie zumal mit Plato begann, eine Religion der Gebildeten an Stelle der priesterlichen Volksreligion zu sein, lebt der Gegensatz von Wissen und Glauben, von Sittlichkeit und Religion. Und seit die Griechen im Nus, im Verstand und Vernunft einseitig allein das Wesen Gottes und das Unsterbliche der Seele erblickten, war in aller Philosophie das Gefühl das Werthlose, Verachtete. Das Christenthum lehrte zuerst, Gott ist die Wahrheit, der heilige Wille, die barmherzige Liebe, und Augustin folgerte daraus die Gleichwerthigkeit, nicht die Unterordnung von Denken, Fühlen und Wollen. Gott und des Menschen Seele werden dabei zu einer lebendigen in der Freiheit ihres Vermögens einigen Persönlichkeit, oder zu dem was Delff Gemüth nennt.

Als aber im Gegensatz zu einer geisttödtenden Kirche die Philosophie neu erstand, knüpfte sie nicht an Augustin an, sondern sie machte die griechische Einseitigkeit und Verachtung des Gemüths wieder lebendig. Indem Delff in Verkennung dieser Thatsache die Vertreter der Wissenschaft allein verantwortlich macht, setzt er Einseitigkeit an Stelle von Einseitigkeit und behandelt Verstand und Wissenschaft in einer Weise geringschätzig, die seinem, im Grunde genommen, werthvollen Buch nur von Nachtheil sein muß. Mit dieser Geringschätzung von Verstand und Wissen verliert aber Gott selbst bei Delff seine persönliche Kraft und Selbständigkeit. Erstaunt lesen wir, als ob Hegel spräche: „Die Naturwelt ist das schlechthinnige Andersein Gottes und seiner Idealwelt." Natürlich erscheint dabei dieses Andere „in seinen äußersten Theilen als Materie, als das schlechthin Todte, Kraftlose, Aeußerliche u. s. w." Delff sagt: „Schopenhauer hat den Willen zum Leben als Radical des Naturprocesses richtig und tief erkannt"; und sagt: „Der Anfang der Natur wird dadurch gebildet, daß Gott jenen dunkeln Grund, den Gegenwillen oder die Sucht, den er in sich aufgehoben hat, außer sich wieder in Wirkung setzt." Aber wir wissen nicht, welchen Nutzen es hat, bei Sonne, Mond und Sterne vom Willen zum Leben zu reden, und im Hinblick auf einen Gott, den der 104. Psalm feiert, bewundern wir mit Kant in seiner Himmelstheorie „das kleinste Atom der Materie als die Folge eines unendlichen Verstandes" und wissen nicht, wie man bei solchem Gott von einem dunkeln Grund und Willen reden kann.

Die Hauptsätze von Anton Ganser's Schrift (Nr. 3) sind folgende:

Unsere ganze Weltanschauung fußt auf der Einsicht, daß das eigentlich Reale, d. h. jene einheitliche Potenz, aus der die Welten in ihrer verblüffenden Mannichfaltigkeit bestehen, ein Etwas ist mit zwei Attributen, deren eines physische Form, sei es nun Kraft oder Stoff, werden kann, während das andere Attribut stets in ihm enthalten ist, und als rein intensive Eigenschaft niemals Form werden kann. Das Form Annehmende ist der Wille, das intensiv Bleibende ist die Vorstellung. Beide Attribute sind, getrennt gedacht, nichts Reales; nur in ihrem Ineinandersein tritt Empfindung auf, ist Empfindung möglich und weil zu diesem Ineinandersein auch eine Form nothwendig ist, so ist das, was wir Welt nennen, nämlich die Erscheinung des Weltprincips in einer Form eine wirkliche Nothwendigkeit (S. 5, 6).

In dem Augenblicke, wo wir die Potenz als eine einheitliche auffassen, ist der allein mögliche und allein richtige Gottesbegriff gegeben; denn die gegebenen logischen Eigenschaften eines Realen können nur derart wirklich werden, daß sie sich auf sich zu beziehen vermögen. Der sich auf sich selbst beziehende Wille ist aber der intelligente Wille. Demgemäß steht der Einheit der Potenz logisch der Begriff des persönlichen Gottes gegenüber. Der richtige Gottesbegriff läßt sich daher in folgende Sätze fassen: das All ist unendlich, ewig und sein innerstes, einheitliches Wesen ist intelligenter Wille. Das Weltprincip setzt sich selbst, d. h. es will sein, es kann sein vermöge seiner Intelligenz, d. h. seines Vermögens, sich seiner selbst vorstellig, wahrnehmbar, gegenständlich zu werden. Es kann dies nur in einer Art: durch die Beziehung auf einen idealen Punkt, in welchem die Vorstellung ist und in welchem die Willenscapacität durch Auflösung und Umwandlung ihrer selbst Formen zu schaffen vermag. Eben dieser Umstand (heißt es in der beigefügten Anmerkung) erklärt und hat zur Folge, daß Sterne, Planeten und Kometen, kurz alle Himmelskörper nach einem Centralpunkt parallelisiren. Der Centralpunkt eines Sternensystems ist der Punkt, von dem aus die Causalität und mit ihr das reale Sein beginnt in Raum und Zeit (S. 35).

Wie bei Delff und Augustin sind also auch hier Vorstellung oder Denken, Empfindung oder Gefühl und Wille die drei wesentlichen Seiten Gottes, während aber Augustin inductiv verfährt, insofern er die gegebene denkende, fühlende, wollende Seele des Menschen zum Bilde Gottes erhebt, construirt Ganser aus der Wechselbeziehung logischer Eigenschaften das Reale, als ob hundert gedachte Thaler gleich hundert wirklichen wären und als ob nicht das Einzelne bereits real sein müßte, wenn das Ganze real werden soll. Nicht an Augustin, sondern an Schopenhauer und Hartmann knüpft er an und geräth dabei, wie auch Delff, in die Phantastik, die Bewegung der Gestirne als Willenserscheinungen zu erklären. Bedeutend aber und empfehlenswerth ist die kleine Schrift, weil sie im Gegensatz zu Schopenhauer und Hartmann zeigt, daß man, auch wenn man von Wille und Vorstellung ausgeht, das Dasein eines

persönlichen Gottes begründen und im Christenthum die Religion der Zukunft sehen kann.

Emanuel Jaesche beklagt in der Schrift „Seele und Geist" (Nr. 4), daß wir von dem großartig erhebenden Gedanken der christlichen Lehre, alle Menschen sind als Brüder zu gemeinsamem Wirken in Liebe berufen, immer mehr abgekommen seien. Er sieht nun dieses Ziel der Einigkeit erreichbar auf dem Wege wissenschaftlich festgestellter Erkenntniß. Wir bezweifeln dies, da die Menschen nicht blos durch ihr Wissen, sondern auch ihr Fühlen und Wollen bestimmt werden. Wir bezweifeln ferner, daß des Verfassers Untersuchungen über Seele und Geist zur Einheit führen, denn er leugnet die Möglichkeit einer einheitlichen Wissenschaft, da die vier Erkenntnißgebiete: Einfache Stoffe, Leben, Einfaches Bewußtsein, Geist oder Selbstbewußtsein nicht auseinander abzuleiten seien. Aber ist damit das Aufsuchen des einheitlichen Grundes, des Absoluten oder des Schöpfers ausgeschlossen? Der Verfasser beschreibt zuerst das einfache oder thierische Bewußtsein. Aber wer hat eine Ahnung vom Bewußtsein der Thiere? Und wie kann man das Ungewußte zur Grundlage für das Spätere, das Selbstbewußtsein, machen? Im einfachen Bewußtsein, sagt der Verfasser, gibt es nur Erfahrung, im Selbstbewußtsein Denken. Woher weiß er dies? Und weshalb sollen dies „zwei ganz verschiedene Vorgänge" sein? Das wissenschaftliche Denken vollzieht sich gerade mit Erfahrungen. Im einfachen Bewußtsein ist in der Schrift die Rede von Empfindungen, Vorstellungen, Anschauungen, Fähigkeiten, Handlungen, von Drang, Benehmen, Verkehr, Sitte, Zucht u. s. w., im Selbstbewußtsein von Merkmalen, Verstand, Begreifen, Urtheilen, Meinungen, von Sprache, Bezeichnen u. s. w. Aber kann man sich menschlichen Verstand, menschliches Begreifen, Vorstellen, Urtheilen, Meinen denken ohne Sprache? Wie kann also die Sprache so ans Ende der Untersuchung kommen? Bei diesen vielfachen Fragezeichen glauben wir von einem Eingehen in Einzelheiten absehen zu dürfen, zumal es sich bei Seele und Geist doch um mehr handelt als um Bewußtsein.

L. Weis.

Feuilleton.

Aus der neuesten französischen Literatur ist Folgendes besonders hervorzuheben:

In der Verlagsbuchhandlung von Armand Colin u. Comp. in Paris erscheint seit einiger Zeit ein Unternehmen, auf das wir die besondere Aufmerksamkeit der Leser lenken wollen, die eine ernstere französische Lektüre lieben. Es ist die „Bibliothèque de Romans Historiques". Daß neben dem naturalistischen und psychologischen Roman der historische sich jetzt wieder hervorhebt, ist bezeichnend. Die bisher erschienenen Bände beweisen, daß er das Recht dazu hat. In „La Chanoinesse" zeichnet uns André Theuriet, der bekannte Mitarbeiter der „Revue des deux mondes" auf dem landschaftlichen Hintergrunde der Argonne und des Barrois Leben und Anschauungen der Provinz zur Zeit der französischen Revolution. Die großen Ereignisse jener Epoche spielen in die ergreifende Handlung hinein: die Verhaftung Ludwig's XVI., die Einnahme von Verdun und die Schlacht bei Valmy. In die Jahre 1812 und 1813 führt uns der Roman „Le Capitaine Sans-Façon" von Gilbert Augustin-Thierry; er schildert uns eine der letzten Erhebungen der Chouans, denen ja auch Balzac eins seiner besten Werke gewidmet hat. Die Erzählung ist besonders merkwürdig durch die geheimnißvolle Gestalt des Titelhelden, die zugleich den geschichtlichen Thatsachen entspricht. Derselbe Verfasser führt uns in „La Savelli" in die Zeit des zweiten Kaiserreichs; hier freilich bildet das Geschichtliche nur ein nebensächliches Moment und dient nur zur Umrahmung einer gut erfundenen und höchst ergreifenden Liebesgeschichte. — Frau James Darmesteter, geborene Robinson, veröffentlicht in „Marguerites du temps passé" eine Sammlung von Novellen, deren Stoffe dem Mittelalter und der Renaissance entnommen sind und deren Ton den jener Epochen geschickt nachahmt. Das Buch ist von der Académie française mit einem Preise gekrönt worden. — Auch aus weiblicher Feder stammt „Le Roman du Mont St. Michel" von Madame Stanislas Mennier, eine ergreifende Episode aus der Geschichte des alten, heute jedem Touristen bekannten Klosters; die Frau Bertrands du Guesclin spielt die Hauptrolle darin; die Lösung des Conflicts erinnert in etwas an die in Scheffel's „Ekkehard". — In die englische Geschichte des ausgehenden 18. Jahrhunderts führt uns Augustin Filon in seinem „Elève de Garrick", während Jean Bertheroy in „Cleopâtre" die Zeit nach der Schlacht bei Actium wählt, um uns Bilder aus der sinkenden römischen Republik vorzuführen, wie das bei uns Ernst Eckstein gethan hat. Nach dem Orient versetzt uns Léon Cahun in „Hassan le Janissaire"; dieser Roman ist vielleicht der spannendste; er zeigt uns in ihrer Furchtbarkeit die militärischen und socialen Anschauungen der türkischen Gesellschaft zu Anfang des 16. Jahrhunderts unter Selim I. — Noch weiter in den Orient versetzt uns Judith Gautier in „La Soeur du Soleil"; sie entrollt uns ein höchst interessantes Culturbild aus der vornehmen japanesischen Gesellschaft des 17. Jahrhunderts; die Verfasserin besitzt die Gabe, lebendiges landschaftliches Colorit zu verleihen, in hohem Grade, das zeigt auch ihr anderer Roman „La Conquête du Paradis", der sich in der kurzen Epoche der französischen Eroberung Indiens abspielt. — Zum Schluß erwähnen wir noch das wirklich schön gelungene Buch von Jane Dieulafoy: „Volontaire", ein Herzensroman aus der französischen Revolution. Wir können alle Bände dieser trefflichen Sammlung unsern Lesern aufs angelegentlichste empfehlen und erwähnen noch, daß auch ältere historische Romane in ihr wieder abgedruckt worden sind; so „Cinq-Mars" von Vigny, „Salammbô" von Flaubert und die „Chronique du règne de Charles IX." von Prosper Merimée.

In diesem Zusammenhange machen wir noch auf einige andere Erscheinungen der neuern französischen Romanliteratur aufmerksam.

Ein Tendenzroman ausgesprochener Art ist „L'Atelier Chantorel" (Bibliothèque Charpentier, Paris) von Franz Jourdain; er richtet sich gegen den vom Verfasser behaupteten Schlendrian und den Zopf der Ecole des Beaux-Arts und enthält lebendige, oft ergreifende Schilderungen aus dem französischen Künstlerleben, das an Enttäuschungen bitterster Art so reich ist.

Pierre Maël, durch seine zahlreichen Marineromane bekannt, hat eine neue Erzählung beendet: „Honneur, Patrie" (Paris, Paul Ollendorf); auch hier spielen das Meer und das Kriegsschiff, in deren Schilderung Maël eine bemerkenswerthe

Virtuosität besitzt, eine erhebliche Rolle, doch bildet den Kern des Romans ein eigenthümlicher, interessanter Conflict, dessen Lösung das mönchische Gelübde ewiger Schweigsamkeit bildet. Komisch berührt uns in dem Buche eines sonst gebildeten Mannes die Bemerkung auf S. 17, daß die „perfidie du Germain" die Soldaten des Königs Behanzin gegen die Franzosen durch Gewehrlieferungen unterstützt habe.

Zum Schluß weisen wir schon heute darauf hin, daß soeben Zola's neuester Roman „Le Docteur Pascal" (Bibliothèque Charpentier, Paris) die Presse verlassen hat. Wir stünden damit nun am Schluß der schier endlosen Reihe der Rougon-Maequart, der „Natur- und Socialgeschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreiche". Vorn eingeklebt ist eine genaue Stammtafel der Rougon-Maequart, wodurch der „wissenschaftliche" Charakter des Buchs über allen Zweifel erhoben wird! Wir kommen noch in einem besondern Artikel auf dieses Werk zurück.

— Im Franz'schen Verlage in München und Leipzig ist soeben eine, wie es uns scheint, sehr treffliche und gediegene Arbeit erschienen, auf die wir unsere Leser schon jetzt hinweisen wollen, indem wir uns eine ausführlichere Besprechung für später vorbehalten: „Geschichte des deutschen Nationalgefühls. Eine historisch psychologische Darstellung von Franz Guntram Schultheiß. Erster Band: Von der Urzeit bis zum Interregnum."

— Noch immer gibt es Autoren, die bewußterweise den Optimismus pflegen, wie Bret Harte. Stets von neuem weiß er uns zu fesseln durch die ihm eigene Gabe, die Menschen darzustellen, obwol sich seine Schilderungen immer wieder in denselben Kreisen, in derselben landschaftlichen Seenerie bewegen. In seiner Geschichte „In der Prärie verlassen" („A waif of the Plains", übersetzt von Emmy Becher. Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek, 9. Jahrgang, 12. Band. Stuttgart, Engelhorn. 1893. 50 Pf.) zeigt er sich als trefflichen Kenner des jugendlichen Herzens, dessen Regungen er mit Wärme, aber ohne Schönfärberei zeichnet. Inmitten der rauhen oder auch verderbten Gesellschaft findet der verlassene Junge seinen Weg. Der Zug des Herzens hat ihn einmal ohne sein Wissen mit seinem Vater zusammengeführt, dessen Vergangenheit er erst erfährt, als er ihn ganz verloren hat. Die Lebensgeschichte bleibt ein Bruchstück. „Wie der Knabe seinen Namen geführt und seine Unabhängigkeit behauptet hat, und was aus denen geworden ist, die auf seine Kindheit Einfluß hatten, ihn gehemmt oder gefördert haben, dies mag" — sagt der Verfasser — „vielleicht später erzählt werden."

— Ein französischer Roman von Léon de Tinseau: „Auf steinigen Pfaden" (Madame Villeféron jeune, übersetzt von Dora Paul, Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek, 9. Jahrgang, 16. Band, Stuttgart, Engelhorn, 1893, 50 Pf.) hat seine Stärke in der Schilderung gesellschaftlicher Zustände und interessanter Situationen. Aus Paris werden wir bald weggeführt nach der Levante. Wir lernen hier die gesellschaftlichen Zustände Smyrnas kennen, folgen aber den beiden Liebenden auch in die Gefangenschaft unter griechische Räuber, um schließlich in Konstantinopel und auf dem reizvollen Bosporus mit den Galanterien koketter Griechinnen Bekanntschaft zu machen. Der Roman behandelt das Motiv, das Daudet in „l'Obstacle" behandelt hat, gleichfalls mit glücklicher Lösung, wenigstens für die Betheiligten, nicht so hinsichtlich der Kunst. Der Zufall muß zu Hülfe kommen, und wo es gilt, die obwaltenden Irrthümer zu beseitigen, stockt der ganze Apparat. Auch die Charaktere gehen dabei, wie uns scheint, in die Brüche. Daß die früher so selbstbewußt auftretende Heldin sich von ihrer ehemaligen Nebenbuhlerin völlig einschüchtern läßt, scheint uns inconsequent. Vom Helden sagt der Autor selbst, um die Verzögerung in der Aufklärung zu motiviren: „Mauriee war ein schwer zu verstehender, complicirter Charakter . . . in ihm herrschte jetzt der Fatalist über den Mann der That". Ja dann freilich! Aber er verliert dabei in unsern Augen, und die Geschichte geräth ins Kleinliche. Nachdem das entscheidende Hinderniß beseitigt worden ist, sollte er, der so nachdrücklich die Unmöglichkeit ohne die Geliebte zu leben, betont hat, darüber hinwegkommen, wenn die Aeltern seiner Braut nicht gesetzlich verbunden gewesen wären. Aber auch diese Bedenken werden beseitigt, indem die Mutter von einem Mönche in einsamer Gegend mit ihrem Entführer getraut worden ist. So löst sich alles in Wohlgefallen auf.

— Veni, vidi — scripsi können viele Besucher Italiens von sich sagen. Dieses übereilte Urtheilen rügt auch Gustav Wolff, der sich in Capri längere Zeit aufgehalten hat. Man kann nicht behaupten, daß er in seinem Buche „Capri, Bilder und Träumereien" (Berlin, S. Fischer, 1893) zu große Erwartungen rege gemacht habe. Im Gegentheil! „Es sind", sagt er, „ein paar ganz anspruchslose Blätter, die ich euch hier übergebe, euch allen, die ihr Capri kennen und lieben gelernt habt; anspruchslose Bilder, wie sie an mir dort vorüberglitten — Gedanken, die mir in der einzigen Schöne der kleinen Insel gekommen. Sie sollen nur eins ausdrücken, nur eins besagen: meine große Liebe für Capri, dieses Stücklein irdischen Paradieses. . . . Darum nehmt vorlieb mit dem Wenigen, das euch vielleicht unbedeutend erscheint, mir aber traute Erinnerung ist." Ja, bedeutend sind uns weder die geschilderten Erlebnisse, noch die sonstigen Betrachtungen erschienen, wenn wir auch ein feines Verständniß für die Natur, die nordische nicht minder als die südliche in dem Buche nicht verkennen wollen. Der ganze Ton ist uns zu weichlich und manirirt. Diese Seufzer: „Ach so einzig schön!" — „Ach, der Sonnenschein!" — „Ach, wie oft bin ich da unten gewesen!" — Dieser „blaue, blaue Himmel". — „Ist das schön! Ist das schön!" Das wenige Thatsächliche verschwindet unter diesen Gefühlsäußerungen fast ganz. Wer mit schwärmen will, findet hier reichlich Anlaß dazu und mag sich auch die gute Stimmung durch die düstern Bilder, die der Verfasser mit einer gewissen Vorliebe heraufbeschwört, nicht verscheuchen lassen.

— Ins Friaul, zu den Wassern des Isonzo und ans Gestade der Adria führt uns ein neues Buch von Paul Maria Laeroma: „Bagatellen, Skizzen und Studien" (Dresden, Pierson, 1893). Es behandelt nicht nur Land und Leute, sondern namentlich auch die Alterthümer jener Gegenden. Die Verfasserin interessirt sich für alle möglichen Fragen der Archäologie und schwärmt besonders für alles Aegyptische. Bücher sind ihr das Höchste in der Welt und von den Männern der Wissenschaft redet sie mit allem Respect. Sollen wir es ihr übelnehmen, daß sie in ihrer Begeisterung, was sie gehört und gelesen hat, ohne im einzelnen selbständig Kritik üben zu können, uns mittheilt? Nein. Hin und wieder kann man sich wundern, daß sie den Dingen nicht weiter nachgegangen ist. So erzählt sie z. B.: „Aus der ursprünglichen Benennung Obizzi (dem Namen eines Marchese) soll nach und nach der . . . Ausdruck Haubitze entstanden sein, was ich jedoch nur referiren und nicht garantiren kann." Aber ein Blick in den Grimm oder ein anderes Wörterbuch hätte ihr leicht die richtige Erklärung verrathen. Manches ist wol nur verdruckt. Unter anderm sind folgende Kapitel behandelt: „Im alten Forum Julii" (Cividale); „Die prähistorischen Funde Santa Lucia's"; „Aus den Euganei'schen Bergen: „Schloß Cattajo", „Am Grabe Petrarca's"; „Predil und Pontebba"; „Die Königsgruft der exilirten Bourbonen". Eingestreut sind einige historische Erinnerungen in novellistischer Form. Die persönlichen Erlebnisse der Verfasserin sind äußerst schlicht. Etwaige Bedenken gegen einzelne Eigenthümlichkeiten in der Handhabung der deutschen Sprache parirt sie durch das Geständniß: „Kein Wunder, daß ich als deutschschreibende Italienerin jetzt noch Schiffbruch daran leide." Und wenn sie selbst ihre Skizzen und Studien nur Bagatellen nennt, so dürfen wir ihrem warmen Eifer noch ein Wort der Anerkennung zollen.

— L. Neubaur hat kürzlich zu seiner 1884 erschienenen fleißigen Abhandlung, „Die Sage vom ewigen Juden", Nachträge

geliefert: „Neue Mittheilungen über die Sage vom ewigen Juden" (Leipzig, Hinrichs, 1893). Die neuen Veröffentlichungen und Untersuchungen, darunter Gaston Paris, „Le Juif Errant en Jtalie" und Morpurgo, „L'Ebreo errante in Jtalia", hat er verwerthet, auch die Literatur der Sagen und des Volksaberglaubens einer weitern Durchsicht unterzogen, ohne in dieser Hinsicht, der Sammlung mündlicher Ueberlieferungen, Vollständigkeit anzustreben. Einzelnes hat der Verfasser an seinen frühern Mittheilungen zu verbessern gefunden. Seine Untersuchungen führen bisweilen auf schwierige bibliographische Fragen. Zahlreiche Zusätze dieser Art gedenkt er im „Centralblatt für Bibliothekswesen" im Laufe dieses Jahres zu veröffentlichen.

— Von Kuno Fischer's bekannter Schrift über „Goethe's Faust" erscheint soeben die dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage, die auf drei Bände ausgedehnt werden soll (Stuttgart, Cotta Nachfolger, 1893). Die bisjetzt vorliegenden zwei Bände entsprechen in allem Wesentlichen dem Gesammtinhalt der zweiten Auflage des Werks und enthalten insbesondere wiederum jene hyperkritische Scheidung einer alten und neuen Faust-Dichtung, die vor einer unbefangenen Auffassung nicht Stich hält. Wir behalten uns vor, auf das interessante und vorzüglich geschriebene Buch nach dem Erscheinen des dritten Bandes genauer zurückzukommen. Hier möchten wir nur auf das stark umgearbeitete zweite Kapitel des zweiten Bandes hinweisen, das den inzwischen erschienenen sogenannten „Urfaust" behandelt und im ganzen über diesen befriedigend unterrichtet. Wie ungenau aber Fischer gelesen hat, mag der Irrthum auf S. 58 beweisen. Er hatte in der zweiten Auflage behauptet (S. 265), daß Mephisto's Worte „Wisse noch liegt auf der Stadt Blutschuld von deiner Hand u. s. w." in der Prosascene „Trüber Tag. Feld" ursprünglich nicht hätten enthalten sein können. Statt die authentische Widerlegung dieser Annahme durch den „Urfaust" stillschweigend zu beherzigen, hält er in auffälliger Selbsttäuschung noch jetzt daran fest; und doch lesen wir in dem ältesten Texte: „Wisse, daß auf der Stadt noch die Blutschuld liegt, die du auf sie gebracht hast. Daß über der Stätte des Erschlagenen rächende Geister schweben, die auf den rückkehrenden Mörder lauern." Das hätte einem Kuno Fischer nicht begegnen dürfen! E. E.

— Unter dem Titel „Urkunden zur Geschichte der neuern deutschen Literatur. I." hat Eugen Wolff die bereits in „Nord und Süd" (Januar 1893) veröffentlichten „Briefe von Heinrich Heine an Heinrich Laube" noch einmal abdrucken lassen (Breslau, Schottländer, 1893). Diese wiederholte Bemühung war sehr überflüssig; der erste Druck genügte durchaus. Hätte der Herausgeber noch etwas gebessert, die in „Nord und Süd" unterdrückten Stellen („wenige nebensächliche Bemerkungen, die auch im Ausdruck anstößig erschienen") wieder eingefügt, hätte er einen diplomatischen Abdruck gegeben, so ließe man es gelten; so aber erscheint die Wichtigkeit der neuen „Urkunden" unnöthig aufgebauscht, und es scheint, daß Wolff dem Drange, seine bekannten Sammelschriften durch eine neue Serie zu bereichern, nicht habe widerstehen können. Immerhin befinden sich unter diesen Briefen Heine's, die wiederum böse Sprachfehler enthalten, sehr interessante Stücke; namentlich der vom 12. October 1850 ist äußerst charakteristisch. Auch sind Wolff's Anmerkungen der Sache entsprechend ausgefallen; nur wäre etwa nachzutragen, daß der nach Aussage des Briefs vom 3. September 1840 von der Redaction der „Allgemeinen Zeitung" zurückgesandte Artikel jetzt gedruckt vorliegt (in Elster's Ausgabe, Bd. 7, S. 351 fg.). Besondere Beachtung verdienen die in den Schriftstücken enthaltenen Lesarten zum „Atta Troll". E. E.

— Von dem Prachtwerke „Orientreise des Großfürsten-Thronfolgers von Rußland" von Fürst E. Uchtomskij (Leipzig, F. A. Brockhaus) liegen uns die Lieferungen 3—6 vor. Sie beginnen mit dem Besuche von Olympia, dessen Aufdeckung deutscher Opferwilligkeit und deutscher Wissenschaft zu danken ist, was die hohen Reisenden unumwunden anerkennen. Auf der Fahrt nach Athen wird auch der Isthmus von Korinth mit dem im Bau befindlichen Kanal besichtigt. Glänzend war der Empfang in Aegypten. Infolge dessen trägt auch die Schilderung der Fahrt durch den Suezkanal und des Einzugs in Kairo ein besonderes Gepräge. Obwol Aegypten schon oft beschrieben ist, folgt man den anmuthenden Darstellungen des geistreichen Verfassers doch mit Lust, da er es versteht, das Geschaute mit einem neuen Reize zu umgeben. Insbesondere gilt dies für den Aufenthalt in Kairo, wo das moderne Leben und die arabische Kunst, die sonst weniger gewürdigt werden, eine gleich anschauliche Darstellung erfahren, wie die unvergänglichen Reste altägyptischer Cultur. Geschmückt sind die vier Lieferungen mit nicht weniger als 28 trefflichen Illustrationen, darunter 5 Vollbilder. An Porträts finden wir vertreten den Khedive Tewfik Pascha und die sympathischen Züge des Prinzen Georg von Griechenland, desselben, der im weitern Verlauf der Reise den Großfürsten-Thronfolger aus den Händen eines Meuchelmörders befreite.

— Ein hübsches und interessantes Buch ist bei R. Claußner in Leipzig erschienen unter dem Titel: „Ernstes und Heiteres über die Frau und Jungfrau" von Lucanus. Es enthält in trefflicher Auswahl Denker- und Dichterworte, sowie Sprichwörter alter und neuer Zeit über die bessere Hälfte der Menschheit. Die Lektüre wird freilich den Männern meist mehr Vergnügen machen als den Frauen, denn die Herren Dichter und Denker sind oft recht ungalant; belehrend und unterhaltend wird sie für beide sein.

— Von der bekannten Schrift Arndt's: „Der Rhein. Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze" vom Jahre 1815 ist im Verlage von A. Silbermann in Düsseldorf eine neue Ausgabe (Preis 40 Pf.) veranstaltet worden.

— Unter den bedeutenden Dichtern und Schriftstellern der Gegenwart erfreut sich wol keiner einer gleich großen Beliebtheit wie Georg Ebers. Um so willkommener wird für seine zahlreichen Verehrer und Verehrerinnen die in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinende Ausgabe seiner „Gesammelten Werke" sein, von der die drei ersten Lieferungen bereits vorliegen. Dieselben bringen den Anfang des prächtigen historischen Romans „Eine ägyptische Königstochter", des ersten Werks von Georg Ebers, das seinen Ruhm als Romanschriftsteller begründete.

Bibliographie.

Braun, J. W., Lessing im Urtheile seiner Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen, Lessing und seine Werke betreffend, aus den Jahren 1747—1781. 2. (Schluß-)Bd. Berlin, Stehn. Gr. 8. 9 M.

Brochet, J. J., Ein moderner Don Juan. Roman. Dresden, Pierson. 8. 4 M.

Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte. VIII. Bd. Volksglaube und religiöser Brauch der Magyaren von H. v. Wlislocki. Münster i. W., Aschendorff. Gr. 8. 3 M.

Elster, O., Glück auf! Roman aus dem Harze. Mannheim, Bensheimer. 8. 4 M.

Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek. Bd. 21. In guter Hut. Von Jeanne Mairet. Stuttgart, Engelhorn. 8. 50 Pf.

Findel, J. G., Schriften über Freimaurerei. IV. Geist und Form der Freimaurerei. Leipzig, Findel. 8. 4 M.

Frankl, A., Lachende Wahrheiten. 300 Epigramme. Wien, Hartleben. Kl. 8. 2 M.

Gotthelf, F., Das Wesen der Musik. Bonn, F. Cohen. Gr. 8. 1 M.

Grupp, G., System und Geschichte der Kultur. Zwei Bände. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 10 M.

Hegeler, W., Mutter Bertha. Roman. Berlin, Fontane u. Comp. 8. 3 M.

Keiper, W., Friedrich Leopold Stolbergs Jugendpoesie. Berlin, Meyer u. Müller. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Langen, J., Geschichte der römischen Kirche von Gregor VII. bis Innocenz III. Quellenmäßig dargestellt. Bonn, F. Cohen. Gr. 8. 18 M.

Niemann, A., Hochgebirge und Ocean. 2 Bde. Roman. Dresden, Pierson. 8. 8 M.

Suttner, B. v., Trente-et-Quarante. Roman. Dresden, Pierson. 8. 5 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Dr. Fr. Wollny, **Historisch-psychologischer Tractat.** Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. Preis 5 M.

Dr. Fr. Wollny, **Ueber den Hypnotismus.** Nebst einem Anhange über die Todesstrafe nach neuem System. Preis 50 Pf.

Dr. Fr. Wollny, **In Sachen der Hypnose und Suggestion.** Ein Vademecum für Herrn Professor Wundt. Preis 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen.

Bearbeitet von Reichsgerichtsrath **A. Bolze.**

Vierzehnter Band.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Ein neuer Band dieses Sammelwerks, welches in den Kreisen der praktischen Juristen, Richter und Rechtsanwälte eine steigende Anerkennung findet.

Ein Prospect mit Proben steht auf Wunsch zu Diensten. Preis jedes Bandes geh. 6 M., geb. 7 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Leben Jesu.

Von

Ernest Renan.

Autorisirte deutsche Ausgabe. Fünfte Auflage.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Dieses berühmte Werk hat auch in Deutschland eine außergewöhnliche Verbreitung gefunden und wird für Theologen wie Nichttheologen stets hervorragendes Interesse bewahren. Durch den im vorigen Jahre erfolgten Tod des Verfassers hat sich die Aufmerksamkeit aufs neue dem Werke zugewendet, sodaß eine fünfte Auflage dieser autorisirten deutschen Ausgabe nöthig geworden ist. In dieselbe sind zahlreiche spätere Zusätze des Verfassers aufgenommen, sodaß sie auch die einzige wirklich vollständige Ausgabe ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Ursprung der Culturpflanzen.

Von

Alphonse de Candolle.

Uebersetzt von **Dr. Edmund Goeze.**

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 64. Band.)

Die nicht blos für Landwirthe und Botaniker, sondern auch für Geschichtsforscher und Philosophen wie für jeden Gebildeten wichtige Frage, in welchen Regionen der Erde unsere jetzigen Culturpflanzen wildwachsend auftraten, wird in diesem Werke bezüglich fast aller Arten beantwortet. Der vorliegenden deutschen Ausgabe fügte der Uebersetzer noch eine Reihe werthvoller Notizen hinzu, die ihm vom Verfasser zur Verfügung gestellt wurden.

Neueste Romane

aus dem Verlage der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben erschienen:

Die eiserne Maske.

Zeitroman von

F. Poths-Wegner.

Preis geheftet M. 3. —; fein gebunden M. 4. —

Eigenart.

Roman von

A. von der Elbe.

2 Bde. Preis geh. M. 5. 50; fein geb. M. 6. 50.

Die Reiterkäthe.

Roman von

Augusta Bender.

Preis geheftet M. 4. —; fein gebunden M. 5. —

Dem Irrlicht nach.

Roman von

Alexander Römer.

2 Bde. Preis geh. M. 5. —; fein geb. M. 6. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

1812.

Ein historischer Roman

von

Ludwig Rellstab.

Sechste Auflage. Vier Theile.

8. Geh. 6 M. Geb. in 2 Bänden 8 M.

Dieser historische Roman, in dem die großen Ereignisse des Jahres 1812, namentlich der russische Feldzug und der Brand von Moskau, den Hintergrund einer äußerst spannenden Handlung bilden, gehört zu den besten deutschen Werken seiner Art.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

in Pulver- u. Würfelform.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 29. — 20. Juli 1893.

Inhalt: Eine Körner-Reliquie. Von Rudolf Brockhaus. — Ferdinand Kürnberger als Novellendichter. Von Richard Opitz. — Aus der Musikliteratur. Von Heinrich Reimann. — Neue Unterhaltungsliteratur. Von Robert Lange und Leonhard Lier. — Orientalisches. Von Richard Weitbrecht. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine Körner-Reliquie.

Theodor Körner's Tagebuch und Kriegslieder aus dem Jahre 1813. Mit dem Bildniß Theodor Körner's, Abbildung seiner Grabstätte, sowie sechs autotypirten Gedichten und einem Briefe Theodor Körner's. Nach der Originalhandschrift veröffentlicht von dem Director des Körner-Museums der Stadt Dresden Dr. W. Emil Peschel, K. S. Hofrath. Freiburg i. Br., Fehsenfeld. 1893. Gr. 8. 2 M.

Die Septembertage von 1891 haben dargethan, wie tief das dankbare und liebende Gedenken an seinen jungen Heldensänger im deutschen Volke wurzelt, das den treuen Todten vom Jahre Dreizehn nicht vergessen hat. Und an jene holdselige Mädchengestalt, die Theodor Körner's letztes Lebensjahr voll beglückte, die wir mit ihm aufs engste verbunden verehrend nennen. Sie mögen, ich habe sie in Deutschland nicht mit feiern können, damals am welschen blauen Meere weilend, an die Tage vom November 1859 erinnert haben, da wir Schiller's hundertsten Geburtstag festlich begingen, des großen Freundes von Theodor's Vater. „Halte das Bild der Würdigen fest!" Wir können das mahnende Wort brauchen; und allem Anscheine nach werden's unsere Kinder und Enkel noch mehr gebrauchen.

Das Bild des Lieblings der Nation auf der Höhe seines jugendfrischen Lebens als Lützower bis zum frühen Grabe in mecklenburger Mark in einer rührenden Reliquie und in seinen Schöpfungen aus jener letzten reifsten Periode *) wieder vorzuführen, ist die ebenso dankenswerthe als dankbare Aufgabe, die sich der verdienstvolle Herausgeber des vorliegenden Buchs gestellt hat, der — „bekanntlich", sagt man in solchem Fall — mit nicht genug anzuerkennendem Eifer seit langer Zeit sein ganzes Wirken für Körner's Andenken einsetzt. Es wird ihm aufrichtige Anerkennung und volle Zustimmung nicht nur der Körner-Gemeinde eintragen.

Ein Theil dessen, was Peschel bietet, ist an sich, rein textlich oder besser inhaltlich verstanden, nicht „neu", und kann das nicht sein, da wir ja bereits von Theodor's Vater „Leyer und Schwerdt" vermittelt erhalten haben; aber das Buch enthält dessen ungeachtet eine Fülle von Neuem, bisher vollständig unbekannt Gewesenem und von allgemein Beachtenswerthem.

Ohne auf Einzelheiten einzugehen — solche finden hoffentlich in Bälde Platz in einer ausführlichen Darstellung von Körner's Leben und Schaffen, die Peschel uns schuldet, und welche Verpflichtung nicht zu spät einzulösen ich auch an dieser Stelle nachdrücklich erinnern möchte —, sei kurz zusammengefaßt: Als Theodor am 15. März 1813 Wien verließ, führte er ein ihm von Frau Baronin Pereira geschenktes Taschenbuch mit sich. In dieses (auf 146 Seiten) machte er, oft im Bivuak, selbst zu Pferde, Eintragungen verschiedenen Charakters. Von kurzen Tagebuchnotizen u. dgl. abgesehen, die an sich nicht weiter wichtig wären, aber hohe Bedeutung gewinnen, indem sie manches bisher Unklare oder Unbekannte während der letzten Monate von Körner's Leben richtig stellen, befindet sich darin die Handschrift der Lieder, die wir als „Leyer und Schwerdt" kennen; als letzte Eintragung sein Schwanengesang, das „Schwerdtlied". *) Seit längerer Zeit hatte das Taschen-

*) Die schönen Worte Immermann's über jene letzte Periode Körner's, gesprochen 1838, sind verhältnißmäßig so wenig bekannt (Peschel druckt sie verdientermaßen wieder ab), daß ich sie gern auszugsweise hier wiedergebe: „..... Ein schönes, beneidenswerthes Leben! Indem er den Kriegerrock anzieht, streift er alles Schwache, Nachgeahmte seiner ersten Versuche ab; er ist ein Anderer geworden! Von Feldwache zu Feldwache, von Gefecht zu Gefecht quellen ihm Lieder zu, eigene, unnachgeahmte, unnachahmbare, welche die Nation zu ihren Schätzen zählt. Er dichtet sein Schwerdtlied, eines der höchsten Laute unserer Sprache. Da werben schon die Trompeten! Er wirft den Stift weg und ergreift die Braut, welche er eben besungen; in der Fülle dieser Wonne, auf dem Gipfel solchen Glückes tritt ihn der Tod an, rasch, ohne daß er sein Antlitz gesehen hat, und die Brüder geben ihm den Feuergruß in die erkämpfte Gruft. Er fehlt im Siegesheimzuge, aber er ruht, wie er wollte, und lebt im Volke:

«Denn was berauscht die Leier einst gesungen,
Das hat des Schwertes freie That errungen.»"

*) Ich erlaube mir, neben Peschel's übersichtlichen und orientirenden Mittheilungen, an die erste Notiz über das Taschenbuch, aus der Feder Sr. Excellenz des Herrn von Arneth, in meinem Buche: „Theodor Körner. Zum 23. September 1891", S. 132, 133, zu erinnern, mit dem ersten Abdruck des Briefes von Minna Körner an Frau Baronin von Pereira von 1835, mit dem sie das Taschenbuch der Geberin zurücksandte (wieder abgedruckt bei Peschel, S. 15).

buch und hatte speciell die Handschrift des „Schwerdtliedes" für verschollen oder ganz verloren gegolten; selbst Peschel mit „seiner Polizeinase" — ein von ihm gegen mich über sich selbst gebrauchter, seinen detectiv-artigen Spürsinn, mit dem er viel erreicht hat, treffend bezeichnender Ausdruck — mag die Hoffnung des Wiederauftauchens fast völlig aufgegeben haben. Eine Zeit lang hat übrigens, glaube ich, der Detectiv mich ganz unschuldigen Menschen im Verdachte gehabt, der Besitzer zu sein, als ich, fein schweigend über das ihm Bevorstehende, allerhand verfängliche Querfragen stellte. Einmal rief er mir nach, als ich aus seinem Museum ging: „Und schicken Sie hübsch das Schwerdtlied!" Nun ich hab' es schicken können. — Seit dem 26. August 1891 ist denn jenes Taschenbuch, dank der Hochherzigkeit des Herrn Grafen Fries, Eigenthum des Körner-Museums unserer guten Hauptstadt Dresden, und die vorliegende, innerlich wie im äußern Gewande erfreuliche Veröffentlichung beweist, wie dort die theure Reliquie ihre allerwürdigste Stelle gefunden.

Sein Buch Herrn Grafen Fries zueignend, wie sich das, zu Ehren beider Theile, nicht anders gehört, gibt Peschel zunächst eine übersichtliche Einleitung über das Aeußere und dann über den Inhalt des Taschenbuchs. Darauf bringt er den Abdruck der tagebuch-artigen Eintragungen des Dichters vom 15. März 1813 (Abschied von Wien) bis 6. April (Beginn des letzten kurzen Aufenthalts im Aelternhause), der bis 13. April währte; dann bis zum 22. August — vier Tage vor dem Tode. Dieses „Kriegstagebuch" ist bisher vollständig Ineditum gewesen und, wie schon angedeutet, für die Körner-Forschung sehr wichtig. Hierauf folgt der diplomatisch treue und schon deshalb hochinteressante und werthvolle Abdruck der „Kriegslieder", deren größter Theil (mit schon früher gedichteten Sachen) 1814 vom Vater als „Leyer und Schwerdt", unter Zugrundelegung der Handschrift des Taschenbuchs zuerst veröffentlicht ist. Eine Anzahl bisher ungedruckter Poesien aus jener Zeit und viele sehr werthvolle Varianten und Lesarten treten in diesem Abschnitte entgegen. Endlich wird zum Schluß in knapper Zusammenfassung — überall mit dankenswerthen Nachweisen — über Theodor's Tod und über die Beerdigung berichtet.

Von entschiedenem Werth für die Körner-Forschung, und somit für die Literatur, sind die Anmerkungen und Ausführungen von der Feder des Herausgebers, unter dem Texte, kurze wie längere, zusammen 212, und thatsächlich von der ersten bis zur letzten Seite reichend. Hier erweist sich, wie nicht anders vorauszusetzen war, Peschel als Meister. Er beherrscht den Stoff wie kein Anderer; gewissenhafte und scharfsinnige Nachweise werden gegeben, oft in wenigen Zeilen wesentliche und fördernde Daten. Es ist eine Freude, in diesen Anmerkungen zu arbeiten. Etwas besonderes hervorzuheben geht an dieser Stelle, so sehr große Neigung ich dazu hätte, nicht an; aber wer nur je sich irgend näher mit Körner und was zu ihm Bezug hat, beschäftigte — und die betreffende Literatur ist schon jetzt eine verhältnißmäßig große, der Unermüdliche hat uns 1891 eine fleißige Bibliographie gegeben —, wird Peschel auch für die Noten ganz besonders verpflichtet sein.

Die artistischen Beigaben sind entschieden mehr als blos bildlicher Schmuck. Das sage ich nicht, weil ich seit langem Körner-Verehrer und Autographenfreund bin, sondern weil auch weitere Kreise dem Herausgeber aufs wärmste dafür verbunden sein müssen, daß er ihnen die Kenntniß der Urschrift so herrlicher Lieder wie „Zueignung", „Lützow's wilde Jagd" *), „Gebet während der Schlacht", „Männer und Buben", „Das Lied von der Rache", endlich des „Schwerdtliedes" in getreuester Wiedergabe vermittelt; wohlverstanden immer nur die erste Seite des betreffenden Liedes; aber schon das ist überaus verdienstlich —, alles Poesien, die jedermann ans Herz gehen und die ewig leben werden, anstatt den Schatz blos säuberlich im Museumsschranke zu verwahren und bestenfalls „Honoratioren", die sehr oftmals dafür nicht ein Gramm von Interesse oder gar Verständniß haben, als Rarität flüchtig zu zeigen. Das nenne ich „Popularisirung der Wissenschaft" im besten Sinne. Noch sind beigegeben: das Facsimile des letzten Briefs und, nachdem durch den in Anmerkung 188 mitgetheilten Brief Beuth's der 24. August 1813 als Datum der Niederschrift des „Schwerdtliedes" nun wol endgültig anzunehmen ist **), des vorletzten von Körner's Hand überhaupt erhaltenen Schriftstücks, drei Tage vor seinem Tode geschrieben, aus meinem Besitze, zuerst als Facsimile 1891 von mir veröffentlicht; Abbildung von Körner's Begräbnißstätte bei Wöbbelin, nach einer Zeichnung im Körner-

die, bereits im Frühsommer 1891 geschrieben, gleichzeitig mit der Schenkung des unschätzbaren Buchs an das Körner-Museum ins Publikum gelangt ist. — Wenn Peschel so freundlich ist, neben Herrn Grafen Fries und Excellenz von Arneth auch meines überaus bescheidenen Antheils an der Sache zu gedenken, so bin ich ihm sehr verpflichtet, gewissermaßen als „im Bunde der Dritte" neben zwei so ausgezeichneten Persönlichkeiten angesehen zu werden, habe aber kaum Anspruch darauf. Ich habe nichts gethan, als, in die edeln Absichten zeitig eingeweiht, dieselben selbstverständlich enthusiastisch zu unterstützen, im übrigen, ganz speciell Peschel gegenüber, reinen Mund zu halten, so schwer mir es gerade da geworden, und den Herren vorzuschlagen, daß die Schenkung zum 26. August 1891 erfolge — schon im Hinblick auf das „Schwerdtlied" —, nicht, wie erst in Absicht gewesen, zum 23. September, weil damit die Ueberraschung eine vollständige wurde, während sie durch die Mittheilungen meines Buchs, dessen Versendung absichtlich zum Todestage geschah, vorweg genommen worden wäre. Daß dann Herr Graf Fries, ohne jegliches Zuthun meinerseits, mich ersucht hat, die Uebersendung in seinem Namen und Auftrage zu besorgen, war ein sehr feinfühlendes, mich hochehrendes Vorgehen, für das ich ihm warmen Dank schulde.

*) Körner hat dieses unsterbliche Lied am 24. April 1813 in Leipzig auf dem altberühmten Schneckenberge (wo jetzt das Neue Theater steht) gedichtet. Im Frühsommer 1891 sagte mir Peschel: „Die Leipziger sollten sich selbst und Körner ehren, indem sie zum 23. September eine Gedenktafel am Neuen Theater anbrächten, mit Bezugnahme auf «Lützow's wilde Jagd» und auf den deutschen Tyrtäus, der knapp acht Wochen vor der Völkerschlacht für sein Vaterland gefallen." Ich habe die wunderhübsche Anregung sogleich weiter gegeben, es ist aber nichts darauf erfolgt. Vielleicht geschieht es 1913, als was ja auch ein Säculartermin wäre. Lipsia vult exspectari.

**) Da Beuth am Tage nach Körner's Tode (jedenfalls an Parthey) jenes Datum als das der Niederschrift angibt, ist ein Zweifel wol kaum mehr möglich. Peschel äußert sich nicht ganz bestimmt, pflichtet aber, Beuth's Brief abdruckend, schließlich dieser Annahme bei.

Die seinerzeit in meinem Buche geäußerte, an sich nicht unberechtigte Annahme: Körner könne vielleicht die letzten Strophen des „Schwerdtliedes" doch erst im Morgengrauen des 26. niedergeschrieben haben, die danach noch eine ganz besondere Bedeutung gewönnen, kann ich insofern nicht aufrecht erhalten, als in der Handschrift ein Unterschied der letzten Verse gegen den Anfang nicht zu constatiren ist. Das Gedicht scheint vielmehr in einem Zuge niedergeschrieben zu sein.

Museum; endlich als Titelkupfer Theodor's Bildniß nach einer Kreidezeichnung von Emma, aus der Zeit der letzten Anwesenheit im Aelternhause, 6. bis 13. April 1813; Original ebenfalls im Körner-Museum. — Die Autotypien sind technisch sehr gelungen (was eine nicht leicht zu lösende Aufgabe war!), und ich wiederhole, daß wir Peschel, und nicht zu vergessen: dem Verleger, für ihre Beigabe ganz besonders zu danken haben.

Das ist der Inhalt des nur 107 Seiten füllenden Buchs, dem man auf jeder Zeile ansieht, mit welcher Liebe, mit wie aufopfernder und selbstloser, den Gegenstand vollständig beherrschender Hingabe es zusammengestellt und gearbeitet ist. Jeder Besitzer von Körner's Werken müßte es anschaffen; es ist eigentlich unentbehrlich! Ganz besonders ist es aber auch geeignet für alle Volks-, Schul- und ähnliche Bibliotheken, selbst für mit mäßigen Mitteln dotirte. Der billige Preis ermöglicht das bestens. Ich beglückwünsche meinen Herrn Collegen in Freiburg aufrichtig zu dem Verlagsartikel und spreche nochmals Dank an den Director des Körner-Museums aus, der seinen mannichfachen Verdiensten mit der Veröffentlichung ein neues hinzugefügt hat. Solch enthusiastische und dabei den Gegenstand frisch und praktisch anpackende und etwas fertig bringende Leute wie Peschel sind selten. Man soll das anerkennen, soll ihre Bestrebungen fördern.

Ich gestatte mir, diese Anzeige des Körner-Buchs mit einer persönlichen Erinnerung zu schließen. Sie knüpft sich, in Verbindung mit dem Inhalte desselben, an einen Mann, dessen Name allen Lesern der „Blätter" wohlbekannt ist, und der viel zu früh von uns gegangen: Friedrich Zarncke.

Wie bereits in einer Note erwähnt, wurde mir seitens des Herrn Grafen Fries die hohe Auszeichnung, mit der Uebersendung der Handschrift an das Körner-Museum betraut zu werden. Am 25. August 1891 vormittags empfing ich aus Oesterreich das Manuscript, und da dasselbe am 26., Theodor's 78. Todestage, in Dresden eintreffen mußte, waren für die Durchsicht nur wenige Stunden gegeben. Ich beabsichtigte am nächsten Tage, unmittelbar nach Versendung meiner Erinnerungsschrift, nach dem Süden abzureisen, und so bat ich Herrn Professor Zarncke, der für Körner besonderes Interesse gehabt *), und der für mein Heft lebhafte Theilnahme und mancherlei Förderung bewiesen, die kostbare Handschrift mit mir in meiner Wohnung zu besichtigen.

Ich habe eine beglückte Stunde verbracht, nicht ahnend, daß es die letzte mit ihm im Leben gewesen, als ich dem jugendlich frischen Manne zum Abschied die Hand drückte und ihm ins treue Auge sah. Pietätvoll wendeten wir jedes Blättchen um — ich bekenne, es ist meinerseits geradezu in Bewegung geschehen: der Sammler und Körner-Verehrer war vom Anblick der unschätzbaren Reliquie so erregt, wie nur ein Schatzgräber über den Klumpen Gold, den er gewahrt —; Zarncke war gerührt über einige vertrocknete Blumen, die sich dazwischen verstreut fanden, und die Theodor im Gedenken seiner über alles geliebten Toni gepflückt haben mag, oder die sie ihm beim Scheiden gegeben; das bitter-übermüthige Lied „Courage" (S. 93 bei Peschel; niedergeschrieben 17. August 1813), das ich ihm vorlas, bisher nicht gedruckt und uns beiden unbekannt, begrüßte er mit herzlichem Lachen; und ein Augenblick der Weihe war es, als wir die Bleistift-Handschrift des „Schwerdtliedes" lasen.

Wenige Wochen danach ist Zarncke, der sonst stets so besonders Rüstige, aufs Krankenlager geworfen worden. Ich schrieb ihm, damals nichts ahnend, aus dem Herzen der Schweiz warmgefühlten Dank für eine überaus wohlwollende Besprechung meiner Erinnerungsschrift im „Centralblatt", die eine seiner letzten Arbeiten gewesen sein mag. An den Festlichkeiten zu Ehren Körner's in Leipzig sich zu betheiligen, ist ihm nicht mehr vergönnt gewesen. Als ich in der ersten Hälfte October aus Italien zurückkehrte, war sein Befinden hoffnungslos verschlimmert. Am 15. October 1891, früh kurz nach der zweiten Morgenstunde, ist er, tiefbetrauert von ungezählten Verehrern, Freunden und Schülern, entschlafen.

Segen seinem Andenken! Die Erinnerung an jene trauliche letzte Stunde reinen Genießens, an seine herzliche Freude an der Handschrift und über deren Gewinnung für das Körner-Museum wird bei mir nicht erlöschen.

Rudolf Brockhaus.

*) Ich erinnere an seinen überaus werthvollen Aufsatz: „Theodor Körner's Relegation aus Leipzig. Nach den Acten" in der „Allgemeinen Zeitung" (Augsburg) von 1882, Beilagen zu Nr. 249, 250.

Ferdinand Kürnberger als Novellendichter.

Nicht weil er in diesen Tagen, am 3. Juli, siebzig Jahre alt geworden wäre, wollen wir die Erinnerung an einen vor vierzehn Jahren gestorbenen Dichter erneuern, sondern weil er selbst durch eine werthvolle Gabe *) uns wieder an sich erinnert hat. Ferdinand Kürnberger gehört nicht zu jenen heute so zahlreichen Dichtern, deren künstlerische Entwickelung sich in absteigender Linie bewegt, sondern zu denen, die nicht ruhen und rasten, das ihnen klar vorschwebende Ziel der Vollkommenheit zu erreichen. Bekannt ist von ihm in weitern Kreisen nur sein Roman „Der Amerikamüde", aber auch dieser vielen nur dem Namen nach. Am liebsten hat er — wenn wir von den politischen und literarisch kritischen Schriften absehen —

*) Novellen von Ferdinand Kürnberger, aus dem Nachlasse des Dichters herausgegeben von W. Lauser. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1893. 8. 4 M.

seine Gedanken ausgesprochen in der Novelle, dem „lieben, indiscreten Töchterchen Boccaccio's". Auch den „Roman" „Der Hausthrann" können wir hierher rechnen. Kürnberger ist ein ernster Dichter, und seine Novellen sind Offenbarungen seines Fühlens und Strebens. Besonders gern hat auch er das Verhältniß der Geschlechter zueinander behandelt. Er macht sich zum Anwalt der Gerechtigkeit, aber er schildert gern absonderliche Fälle. Er wahrt dem Weibe die Verfügung über sich selbst und beklagt die Frauen, die in ihre „vier Pfähle" gebannt sind. Aber er liebt es weniger, den tragischen Folgen des Zwanges oder ungenügender Prüfung nachzugehen, lieber läßt er einmal ein energisches Weib ehrlich den Knoten lösen oder entschädigt die in ihren Hoffnungen Getäuschte, wenn auch noch so spät. Es gibt nach ihm unter den Frauen eine Kraftsorte, deren Phantasie und Willenskraft noch im Alter feurig und stark in die schöne Naturfreiheit hinausperlt. Solch eine „Herbstgöttin" heirathet in der Idylle „Am Abend" mit zweiundsiebzig Jahren den fünfundsiebzigjährigen Jugendgeliebten. In der Novelle „Künstlerbräute" wird die Witwe eines betagten Reitergenerals von einem sehr jungen Maler angebetet. Sie wägt und prüft: Disraeli, Varnhagen haben wesentlich ältere Frauen gehabt als sie selbst waren, und die Ehe war glücklich. Trotzdem schlägt sie die Werbung aus — in der Erkenntniß, daß der Freier in ihr nur ihr reizendes Jugendbildniß verehre — und reicht dem ältern Bruder die Hand. Wann darf eine Witwe wieder heirathen? Der Dichter läßt eine Herrengesellschaft darüber debattiren. Lieber gar nicht oder wenigstens nur nach ergiebiger Trauerzeit. Nun erzählt der Hausherr die Geschichte seiner Ehe. Beim Einzuge der Verbündeten in Paris setzte sich, seiner Einladung folgend, um dem Gedränge zu entgehen, eine elegante Dame zu ihm in den Sattel. Im Gespräche erfährt sie, daß ihr Gemahl, der ehemalige Besitzer des Pferdes, vor der Klinge ihres jetzigen Beschützers geblieben sei. Und sie wird ohne Umstände dessen Frau, und wie sie mit ihrem ersten Manne glücklich gewesen ist, ist sie es auch mit dem zweiten. Gewiß ist das Motiv dieser Geschichte auf die Spitze getrieben, wie der Dichter es liebt. Aber das geht allerdings daraus hervor, daß die menschliche Natur und das menschliche Glück nicht immer abhängig sind von Satzungen der Convenienz. Wenn der Dichter aber gegen Zwang in Liebe und Ehe seine Stimme erhebt, so nimmt er doch keineswegs unklares Schmachten und Schwärmen in Schutz. Er setzt voraus, daß ein Mädchen gern „ja" sagen wird, wenn ein rechter Mann um seine Hand anhält. Im „Stiefkind" entschließt sich ein Maler, der mit Rücksicht auf seine Kunst ledig bleiben will, kurzer Hand ein Mädchen, das von seiner leiblichen Mutter stiefmütterlich behandelt wird, zu heirathen — sich und seiner Kunst zum Heile. Ueberhaupt führt der Dichter öfter den gereiften Mann und das ganz junge Mädchen zusammen; so auch im „Dichter des Don Juan". Da Ponte ist oft getäuscht worden in der Liebe und glaubt, daß seine Zeit vorüber sei. Da ein Freund, dem er das reizende Mädchen gern verschafft hätte, dem Vater allzu deutlich seine materielle Gesinnung verräth, so bietet dieser seine Tochter dem uneigennützigen Dichter selbst an. Und das Paar lebt, obwol beide verarmen, sehr glücklich, eine wahre „Taubenehe", wie die Aeltern des „Stiefkinds". Da sie nichts zu essen haben, so schlägt die junge Frau vor, Schach um — Küsse zu spielen: „Wenn du verlierst, so küssest du mich, und wenn ich verliere, so küsse ich dich." Der Dichter schildert mit Vorliebe solche liebreizende Mädchen- und Frauenblüten, denen bisweilen noch der Zauber fremdländischer Abstammung anhaftet. Wie Nancy Engländerin, ist Franche im „Hausthrann" Italienerin. Sie verbreitet den Geist der Poesie um sich her. . . . Sie tritt auf wie ein Märchen. Ihr Auge ist wie ein Waldsee im Mondglanz. Sie ist wie geschaffen den Fidelio darzustellen. Eine andere ist eine Mignongestalt. Diesen holden Frauen stellt der Dichter, auch hier in Extremen sich gefallend, unschöne Männer gegenüber, wie im „Mummelsee". „Das süßeste deutsche Mädchenbild" heirathet einen häßlichen Russen. Warum? Das Frauenherz ist eben selbst ein Mummelsee . . . „dunkel ist seine Oberfläche und unermeßlich seine Tiefe". Dieser Gedanke kehrt in verschiedenen Variationen wieder. Der bezeichnete Gegensatz aber tritt am schroffsten zu Tage in „Löwenblut". Sie ein Zauber der Schönheit wie der allegorische Morgen selbst — er ein eckig schlotternder Kahlmäuser! Wie haben sie sich zusammengefunden? Der Dichter nennt selbst die Novelle ein Geschichtchen, „das sich auf ein allgemein bekanntes und uraltes Motiv gründete: geschmeichelte weibliche Eitelkeit. Nur war es die beste weibliche Eitelkeit und die Schmeichelei ein so romantisches Spiel des Zufalls, daß sich die Welt unserer «Prosa» noch immer mit einem Fuß in der Welt des Cervantes fühlen durfte".

Der Held dieser Novelle ist ein Sonderling, „ein Wissensberserker, der wie aus der Pistole geschossen auf seine Studien losrennt, Leib, Lust, Leben und Liebe vergißt und in Bibliotheken stecken bleibt wie die Kugel im Knochen. . . . Seine Bildung nennt er's und weiß nicht, daß Kunst, Schönheit, Freude, Schmuck und Lebensgenuß auch bildend sind, ja nur noch bildender als Hunger und Lampenöl." Gleichwol hat dieser einseitige, aber nicht schwächliche deutsche Idealismus des Dichters Sympathien. Er ist in der Welt der leiblich Armen, aber geistig Reichen wohl zu Hause und weist einmal darauf hin, daß Hökerinnen und Waschfrauen so manchen Ruhmesaar beherbergt haben. Eine andere sympathische Gestalt ist der Naturforscher van der Vaerst. Lächerlich in seinem ganzen Aeußern, hat er ein Herz wie Gold. Er könnte berühmt sein, wenn er zur rechten Zeit einen neuen Rock gehabt hätte. Nach England mit den Freunden zu gehen, weigert er sich, weil er einem Neste der Ampelis garrula auf der Spur ist. „In der ganzen Welt besitzt man nur zwei Nester dieses mystischen Vogels. . . . Wenn Amsterdam durch mich

das dritte bekäme! Ich wäre der glücklichste Mensch auf Erden!" Ein anderer Gemüthsmensch, der einmal eine Biene gerettet hat, kommt täglich nach dem Tümpel, um nachzusehen, ob irgendein Thierchen verunglückt ist. Kürnberger schildert aber auch den albernen Pedanten, der in seiner Beschränktheit wie der nachzügelnde Marodeur glaubt, „die Schlachtlinie der Wissenschaft ganz aufgerollt zu überblicken", ferner den eingebildeten Narren, der sich Karten stechen läßt mit dem Namen von Gräfinnen und Fürstinnen und platonisch den Don Juan spielt. In den trefflichen „Humoresken-Charakterbildern" begegnet uns der „Phrenolog", der auf der Glatze des Kornwucherers alle möglichen schönen Tugenden ausgebildet findet, der „Ammendoctor", der, von einer vorgefaßten Meinung verblendet, keine der Candidatinnen gelten läßt, und der „Schachspieler", der das Wetter des ganzen Jahres discreditirt, um seinen Partner beim Spiele zu erhalten.

Wenn der Dichter auch bisweilen für die Frauen Partei zu ergreifen scheint, so schildert er doch auch gern feste männliche Charaktere, Männer mit starkem Gewissen. „Denn das ist das Weh der Welt, daß die Sittlichkeit oft so kraftlos und unpraktisch, die Schlechten und Gemeinen aber energisch sind." Manche Gestalten des Dichters haben geradezu etwas Dämonisches, am meisten der Held der Novelle „Die Last des Schweigens". Neben Liebe und Ehe behandelt er gern Fragen der Erziehung, so im „Stiefkind", in der „Schlittschuh-Geschichte" und im „Wildfennen", dessen Moral ist, daß man Kindern gegenüber immer wahr sein muß.

Die Grundpfeiler der Kürnberger'schen Novellen sind Idee und Charaktere. Um sie windet sich in anmuthigem Spiele die Handlung. Der Dichter redet gern von den Operationen seiner Kunst und weiß ihre Wirkung wohl zu berechnen. Bisweilen sind seine Geschichten „kurz und nett, wie man ein Glas Wein austrinkt". „Noveletten! ... also nicht dürre Gelehrsamkeit, sondern Grün von der grünen Weide, die ringsherum liegt. Poesien, — also Phantasieluxus, Kunstbedürfniß, Sinn für das Schöne." Wir wissen, daß er Keller überaus verehrt hat, auch erwähnt er andere Meister der Novelle, außer Boccaccio Tieck und Kleist, „der Seelengeschichte so gedrungen schreibt, wie Tacitus Staatsgeschichte".

Ob Kürnberger Idealist oder Realist ist, können uns schon die Betrachtungen zeigen, die er mit Vorliebe über die bildende Kunst anstellt. So spricht er sich in den „Künstlerbräuten" über das unfruchtbare Suchen nach einem eingebildeten Ideal aus. „Das Porträt, von der Natur schön gegeben und von der Kunst wiedergegeben in einem schönen Momente", das ist das Ideal. Wo freilich die schöne Natur fehlt, ist es immerhin besser als gar nichts, eine schöne Imagination zu haben. Wie blühte in Italien die Kunst auf? „Einige Künstler merkten, daß ihre Frauen und Töchter ... eigentlich schön waren! Da kam ihnen der Einfall ... diese Menschen auf die Altäre der Kirchen einzuschmuggeln, wo sonst die Byzantiner ihre furchtbaren Maskengesichter geschnitten. Und da sie Künstler waren, nicht Photographen ... so begriffen sie, daß sie freilich noch mehr thun müßten.... Aber dieses Mehr brauchte doch nur ein Weniges zu sein. Sie gaben der Schönheit eine schöne Bewegung, eine schöne Handlung, oft auch nur einen schönen Zustand." So ist auch Kürnberger Idealist im Realisten, wie es jeder wahre Künstler sein muß.

Die reale Grundlage seiner Dichtung zeigt sich recht deutlich in der Darstellung der Natur und ihrer Bewohner. Er schildert bestimmte Gegenden und bestimmte Völkertypen. Das wechselvolle Leben des Dichters können wir in seinen Novellen verfolgen, die uns bald nach Wien, bald nach München, Stuttgart, Frankfurt a. M., Venedig, Triest, aber auch nach Hamburg führen. Man mag an den Maler Gabriel Blum denken, der eine unwiderstehliche Leidenschaft für jene Akademie gefaßt hat, die ihm die Mutterschule aller übrigen däuchte, nämlich für das deutsche Vaterland. Die Quellgebiete mäßiger Flüsse und Nebenflüsse, die Lieblichkeit sanfter Hügelgründe, stille Thäler, Au- und Buschgegenden, Waldlandschaften mit Durchblicken auf gesellige Menschennähe, Mühlengehege mit ihren Teichen, Edelsitze mit ihren Parks, Forsthäuser mit ihren Forsten und Wildbahnen, das waren die Scenen, welche Gabriel mit nie versagender Trefflichkeit darstellte. Gleiches kann man von Kürnberger selbst behaupten. Bald schildert er den Frieden in der Natur: Das Wasser fällt in schönen Cascaden nieder oder sammelt sich in tief kühlen Wuhren, in denen die scheue Forelle lauscht oder die muntere Wasseramsel mit unterschlagenen Flügeln taucht oder ein Eisvogel, sein blau- und goldgrünes Seidengefieder reglos an sich haltend, seine Beute abwartet — bald wieder ein nahendes Gewitter: von Zeit zu Zeit zuckt ein Blitz in der mattgrauen Dunstmasse auf und huscht mit blendendem Widerschein über den Wasserspiegel der Emmer. Die Luft ist schwül, die Schwalben flattern dicht und unruhig — aber kein Blatt am Baume regt sich, die stille Fläche der Emmer furcht kein leisester Hauch. Dann wieder im „Windfall" zeigt er uns die Natur im furchtbaren, alles vernichtenden Gewittersturm. Wie schön ist die Nacht am Mummelsee! Der Hauch der Tannen und Wiesen, das Mondlicht über den Kuppen, das schäumende Wasser hier in den wilden Geröllblöcken — „ach wär' ich die Forelle drinnen! ... Komm erzähle mir etwas von den Elementen!" Dieses wissenschaftliche Interesse an der Natur ist charakteristisch für Kürnberger. Wenn er uns das geheimnißvolle Thierleben an der Nordseeküste schildert, so beschreibt er zugleich die kunstvollen Anlagen, die die Bewohner gegen die Flut beschützen.

Besonders gern führt er uns in die Alpen, wo der heisere Schrei des Geiers tönt und die Lawinen donnern aus sternennaher Höhe. Wer einmal einen rechten „Bergschrecken" gehabt hat, der meidet auf immer diese gefährlichen Gegenden. Wir besuchen mit dem Dichter aber auch fremde Länder, die Heiden und Halden Schottlands,

herbergen mit dem Wilde an schilfigen Seenfern, in ginsterreichen Moorgründen. Wir betreten eine Hütte, die, in Torfrauch gehüllt, melancholisch am Feldrain steht, oder den Schloßhof eines Häuptlings zwischen grauen Geröllblöcken an hinschießenden Bergwassern. Auf die kleinsten Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Stämme, auf ihre Sprache, ihre Kleidung, ihr Naturell achtet der Dichter scharf, fast nichts ist ihm fremd. Doch ist dies kein leeres Prunken mit Wissen: Kürnberger ist ein Polyhistor, aber ein Dichter dazu.

Seiner ganzen Geistesrichtung nach weilt er am liebsten in der Gegenwart, aber auch selbständige Persönlichkeiten der Vergangenheit ziehen ihn an. Er weiß den scharfen „Jägerblick" zu schätzen, „womit gut dressirte Novellisten altes Anekdotenwild so vortrefflich vor ihre ewig schußgerechte Feder zu bringen wissen". Indeß mit allem enlturhistorischen Detail eine solche Handlung in Seene zu setzen, ist ihm zu klein. „Wenn wir allenthalben" — sagt er einmal — ... enlturhistorische Novellen-Püppchen mit der modernsten Glacéhand ins altväterlichste Zeug kleiden, so mag es einem Querkopf, der wir sind, wol auch erlaubt sein, umgekehrt zu verfahren, d. h. in der Sprache, die uns heute natürlich ist, von einem Menschen des vorigen Jahrhunderts zu reden! Er trifft übrigens, wenn er will, den Ton der vergangenen Zeit vorzüglich. Wie lebenswahr ist seine Novelle „Der Mann und die Kunst!" Das ziere Weib auf blumigem Hag in einer Waldhecke von Hasel und wilden Rosen, umtönt von dem holdseligen „Latein der Vögel" und der ernste, von der Antike begeisterte Künstler — welch ein Gegensatz! Die Geschichte ergreift uns in der That wie ein Symbol.

So oft der Dichter auch in ferne Gegenden schweift, Deutschland bleibt ihm stets das liebste Land. Er will es groß und mächtig sehen. „In Bremerhaven", sagt er einmal, „ist noch ein anderes Deutschland als die zerbrochenen Burgen, um welche Uhland's Romantik windharfenirt, als die ästhetischen Theekessel, in welchen sich Heine's ironischer Weltschmerz bespiegelt. ... Was sind die Theerjacken für Dichter!" Trotz dieses ausgeprägten Sinnes für energisches Handeln hat Kürnberger auch an sich den Zauber der Romantik verspürt, wie er z. B. über Meran und seinen Burgen liegt. Er scherzt wol einmal über die „viellichte Maid" des „Minnestils", aber er kennt auch den wahren Ton aus dem „Nachtigallenbusch des deutschen Gemüths". Ernsthaft spottet er über die „bleichsüchtigen Lyriker, welche ... jedes Blümchen beweinen, wenn es sterbend sein Köpfchen senkt." Aber er selbst klebt nicht an der Materie, über alles achtet er doch die Phantasie, „deren Arsenal unendlich ist". Er bewegt sich gern im Reiche des Märchens. Freilich allzu lehrreich war sein „Goldmärchen". Aber in „Alimek und der Derwisch" behandelt er mit feiner Pointe im Tone des orientalischen Erzählers die Nichtigkeit alles Reichthums. Noch tiefer und ergreifender ist die „Liebesschuld". Wer die gefahrvolle Prüfung bestehen will, muß selbst unschuldig und überzeugt sein, daß er alles gethan hat, die Treue bei ihr, die an ihm gesündigt hat, zu erhalten. Im Angesichte des verlockenden Preises aber ruft der Held der Novelle aus: „Ich wage es nicht!" und der Mönch im Thal tröstet ihn mit den Worten: „Beruhige dich, Bruder! Wir waren alle auf dem Trojanerberg."

Wer in den Schöpfungen der Dichter Anregung für die Phantasie und das Gemüth, aber zugleich auch für den Verstand sucht, der wird in Kürnberger's Novellen seine volle Befriedigung finden. Stehen sie auch nicht alle auf gleicher Höhe der Vollendung, so sind sie doch stets originell und interessant. Auf den Inhalt des zuletzt erschienenen Bandes, der die Vorzüge der Kürnberger'schen Muse in erhöhtem Grade aufweist, behalten wir uns vor zurückzukommen.

Richard Opitz.

Aus der Musikliteratur.

1. Erinnerungen aus fünfzig Jahren, 1839—1889. Von Anton Rubinstein. Aus dem Russischen von Eduard Kretschmann. Berichtigte und vervollständigte Ausgabe. Leipzig, Barthold Senff. 1893. 8. 3 M.

Gelegentlich des fünfzigjährigen Künstlerjubiläums A. Rubinstein's erschienen in den „Rußkaja Stariná" Erinnerungen aus dem Leben dieses Künstlers. Sie rührten nur indirect von ihm her, insofern als der Redacteur dieser verbreiteten russischen Monatsschrift: M. Semevski „dem Meister seine Erlebnisse buchstäblich abfragte und ein Stenograph die Antworten zu Papier brachte". Mit Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit Rubinstein's, als eines entschiedenen Gegners jeglichen Briefschreibens, und in Ermangelung irgendwelcher umfangreicherer Aufzeichnungen, die über seinen künstlerischen Entwickelungs- und Bildungsgang genauern Aufschluß geben, müssen demnach diese Erinnerungen als eine wichtige Quelle zur Beurtheilung des Künstlers angesehen werden. Ein Theil ihres Inhalts ist bereits von Eugen Zabel in seiner Rubinstein-Biographie in deutscher Sprache veröffentlicht worden. Unter den noch nicht veröffentlichten Abschnitten jener Erinnerungen nehmen die Schilderungen der russischen Musikgesellschaft und die Geschichte des petersburger Conservatoriums, endlich die Darstellung der Concertreisen die erste Stelle ein. Zu besonderm Danke ist man dem Herausgeber für die Mittheilung der Programme jener denkwürdigen „historischen Klavierabende" verpflichtet, die Rubinstein in Berlin (im Winter 1885/86) veranstaltete. Sie sind die denkwürdigste und bedeutendste That seines Lebens. Man wird von seinen Klaviercompositionen Vieles, von seinen Opern das

Meiste, von seinen Oratorien Alles vergessen haben, aber die Erinnerung an diese Großthat wird leben. Die Uebersetzung ist geschickt, der Inhalt fesselnd, die Ausstattung vortrefflich. Einen Hauptschmuck des Buchs bilden eine Anzahl Porträts des Gefeierten, darunter die wundervolle Silhouette „Rubinstein am Klavier" von Elise Böhm.

2. Aus dem Reich der Töne. Bilder aus dem Leben unserer großen Meister von Armin Stein (H. Nietschmann). Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1893. 8. 2 M. 40 Pf.

Der Verfasser meint, die „dichterische Einkleidung", die er seinen vier hier veröffentlichten Lebensbildern: Bach, Haydn, Mozart, Beethoven gegeben habe, diene nicht dazu, die historische Wahrheit zu verdunkeln, „sondern im Gegentheil, sie recht ins Licht zu setzen". Der Rede Sinn ist etwas dunkel, selbst wenn man annimmt, „sie recht ins Licht zu setzen" solle bedeuten, „sie ins rechte Licht zu setzen!" Der Inhalt klärt die Sache wenigstens einigermaßen. Der Verfasser will möglichst anschaulich Thatsachen oder solche Ereignisse schildern, die als „Thatsachen" überliefert sind. Er ahmt daher Spracheigenthümlichkeiten bestimmter Zeitperioden — etwa nach dem Vorbild G. Freytag's — nach und läßt z. B. den ältesten Sohn des eisenacher Stadtpfeifers Ambrosius Bach sprechen: „Herzliebste Frau Mutter, lasset Euch solche Sorge nicht fürder beschweren. Da ich hinter dem Sarg des Vaters dreinging, bin ich mit mir eins geworden, daß es eine Forderung der Pietät ist, mich meines lieben Brüderleins (Johann Sebastian ist gemeint) anzunehmen. Ist in meinem Haus auch Schmalhans Küchenmeister, so denke ich doch: wo zwei essen, wird der dritte auch noch satt werden." In dieser Weise werden einzelne Bilder aus dem Leben jener Meister gestellt, wobei aber gar manches unterläuft, was leider nicht „Thatsache" — sondern Legende ist. Man wird also das Versprechen des Verfassers in seiner Vorrede nicht allzu ernst nehmen dürfen. Hiervon abgesehen ist die Darstellung anmuthig und lebendig, die Sprache einfach, schlicht und zum Herzen gehend. Auf irgendwelchen wissenschaftlichen Werth will das Schriftchen natürlich keinen Anspruch erheben.

3. Deutsche Dichter in ihren Beziehungen zur Musik. Von Alfred Bock. Leipzig, Reißner. 1893. 8. 4 M.

Diese Arbeit gibt sich als „ein Versuch, die Beziehungen unserer vaterländischen Dichter zur Musik unter einem großen einheitlichen Gesichtspunkte zu entwickeln". Genaueres über das eigentliche, besondere Ziel dieses „Versuchs" bietet die dem Vorwort folgende Einleitung. Sie gibt als das vermeintliche Resultat dieses „Versuchs" vorweg „die daraus gewonnene Erkenntniß" an, „daß das Opernideal, das Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Schiller und Goethe vorgeschwebt hatte, erst durch die Musikdramen Richard Wagner's die vollendetste künstlerische Gestalt erhielt, daß die Wagner-Kunst (sic!), die noch vor wenigen Lustren als etwas Unerhörtes misverstanden und verlästert wurde, sich als die letzte bedeutende Phase in der folgerechten (!) Entwickelung deutscher Kunst darstellt und das große Werk krönt, zu dem die Heroen unserer Nationalliteratur die Bausteine gesammelt haben". Leider ist dieses große Wort mit viel Unbedacht ausgesprochen; der Wunsch ist des Gedankens Vater gewesen, und der Verfasser dem Leser jeden Beweis für diese an sich sehr erfreulich und schön klingende Behauptung schuldig geblieben. Für die musikalische Sachkenntniß des Verfassers kann ich zunächst ein interessantes Curiosum anführen. Er zählt S. 17 acht Oden Klopstock's auf, welche die „wiener Hofbibliothek" in der Form Gluck'scher Compositionen besitzt. Er vergißt — beiläufig gesagt —, daß es sich offenbar um Handschriften Gluck's handelt. Als Nr. 6 ist erwähnt: „Die frühen Gräber", als Nr. 8: „Willkommen o silberner Mond". Der Verfasser, von dem man doch erwarten muß, daß er Klopstock (dem der erste Abschnitt gewidmet ist) kennt, weiß also offenbar nicht, daß „Willkommen o silberner Mond" eben der Anfang der unter Nr. 6 angeführten Ode „Die frühen Gräber" ist, beide Oden (unter Nr. 6 und 8) also identisch sind. Er sagt des Weitern: „Mehrere derselben sind bei Artaria in Wien im Druck erschienen." „Mehrere"? Allerdings, wenn man Nr. 6 und 8 als zwei verschiedene Oden auffaßt! In Wahrheit freilich erschienen in „Wienn bei Artaria u. Co." im Jahre 1770 „Klopstock's Oden und Lieder beym Klavier zu Singen in Musik gesetzt von Herrn Ritter Gluck". Dies Heft enthält die sieben Oden Klopstock's, die Gluck überhaupt componirt hat. Die weitern Abschnitte des Buchs — entsprechend den oben gegebenen Dichternamen — stellen sich als Auszüge aus den Schriften der Dichter dar, so weit die betreffenden Stellen Kunstprincipien betreffen, die Richard Wagner's Kunsttheorie mehr oder minder nahe verwandt sind. Jedesmal wird am Schlusse des betreffenden Abschnitts das Wagner'sche „Opernideal" (welch antiwagnerische Bezeichnung!) mit den Haaren herbeigezogen. Ganz abgesehen davon, daß derartige Hinweise auf deutsche Dichter von Vertretern der Wagner'schen Richtung bereits sehr oft geschehen sind, ferner davon, daß man den leitenden Gedanken bei französischen Philosophen, z. B. bei Yves Marie André, bei italienischen Schriftstellern (Algarotti) u. s. w. wiederfindet, mußte der Verfasser beweisen, daß den betreffenden Dichtern wirklich das Wagner'sche „Kunstideal" von dem Zusammenwirken aller Künste vorgeschwebt habe, ein Beweis, zu dem weder Lessing, noch Schiller und Goethe, am allerwenigsten die Romantiker und Grillparzer auch nur den geringsten Anhalt bieten können. Hätte sich der Verfasser darauf beschränkt, Beziehungen deutscher Dichter zur Musik, ohne Rücksicht auf die Wagner'sche Kunst zu geben, er hätte seine Aufgabe besser, jedenfalls sachgemäßer gelöst und an manchen Abschnitten, wie z. B. an dem über E. T. A. Hoffmann würde man ungetrübte Freude haben können.

4. Reisende Musikerinnen. Tagebuchblätter von Max Delia. Wien, A. Hartleben. 1893. 8. 2 M.

In romanhaftem Stile („Ein rauher Wind wehte über die öden Höhen, die Abendglocke schallte von dem hohen

Kirchthurme" u. s. w.) berichtet der Verfasser im Vorwort, daß er in einem Wirthshaus des böhmischen Städtchens Sonnenberg das Bild einer hinterindischen Stadt (Saïgon) gesehen und auf sein erstauntes Fragen von der Wirthin die Auskunft erhielt, sie selbst habe sich als Mitglied einer reisenden Damenkapelle längere Zeit mit ihrem Manne, dem Kapellmeister, dort aufgehalten. Sie habe mit der Kapelle Reisen im ganzen Orient, in Südasien, in den Donaustaaten gemacht und darüber Tagebuch geführt. Desgleichen ihre Stiefschwester. Der Inhalt der Tagebücher schien dem Verfasser „trotz der mangelhaften Form" interessant genug, um sie „druckfähig zu gestalten" und zu veröffentlichen. „Wenn jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen", sagt schon Hans Urian. Wer so viel Zeit übrig hat, sich auf einige Stunden in die „druckfähig gestalteten" Erinnerungen der ci-devant reisenden Frau Kapellmeisterin, jetziger Wirthin von Sonnenberg zu versenken, der wappne sich mit Geduld, um über die zahlreichen Notizen folgender Art hinwegzukommen:

(In Varna) 6. Februar (1879): „Schon lange sehe ich, wie der Tenorist T. Fräulein N., eine Russin verehrt. Heute hörte ich, ohne es zu wollen, eine Liebeserklärung mit an. . . ." 20 März: „Die Aufmerksamkeiten, die mein Bruder Joseph meiner Freundin Erma schon daheim spendete, mehren sich. . . . Arme Nanni! Ich weiß es, auch du liebst Joseph. . . . Franz liebt dich, er ist fast hübscher wie Joseph; aber sein Charakter steht zurück. . . ."

Doch genug, das Papier ist in der Musikliteratur noch geduldiger, als sonst irgendwo!

5. Der Widerspruch in der Musik. Von Rudolf Louis. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1893. 8. 2 M. 50 Pf.

Ein durch und durch ernstes und streng wissenschaftlich gehaltenes Buch! Die letzte Scholle in das Grab der schon längst in ein „besseres Jenseits" geschickten Hanslick'schen Irrlehre von dem „Musikalisch-Schönen". Unter den Musikästhetikern besitzt der Verfasser offenbar die ausgedehntesten musikalischen Kenntnisse; Bach, Beethoven, Berlioz, Wagner, Liszt und — Bruckner sind ihm die Höhepunkte der musikalischen Entwickelung. Schumann, Mendelssohn, Brahms sind Epigonen! Das Urtheil ist ungerecht und falsch obendrein; es erklärt sich wol daraus, daß der Verfasser sich mit diesen Meistern in geringerm Grade beschäftigt hat, als mit jenen. Auch sonst fordern seine musikalischen Ansichten gar oft den „Widerspruch" allseitig gebildeter Musikkenner heraus. Aber der hauptsächlichsten Beweisführung und dem Grundzuge dieser beachtenswerthen Schrift muß man beipflichten. Wären jene übeln Auswüchse nicht vorhanden, und spitzte sich die ganze Theorie des Verfassers schließlich nicht darauf zu, den wiener Symphoniker Bruckner als „den extremsten Individualisten" zu feiern, ihn als eine „trotzig verzagte, himmelstürmendverwegene, so widerspruchsvolle und doch dem liebenden Auge so verständliche Persönlichkeit", als ein echtes Menschenkind, „in seiner ganzen himmlisch-irdischen, genial-philiströsen Wunderbarkeit" noch über Berlioz-Liszt-Wagner zu erheben, man würde dem Verfasser sogar den starken Glauben an die eigene Unfehlbarkeit verzeihen und sein Buch als den Anfang einer wirklich vernünftigen musikalischen Realästhetik begrüßen können.

Zwei einleitende Kapitel behandeln in lichtvoller, klar durchdachter Weise die Aesthetik als Wissenschaft, ihren Zweck, ihr Ziel und ihre Methode; sodann die Musik nach ihrem Ursprung und ihren Beziehungen zu den übrigen Künsten. Anschließend an den Fundamentalsatz Julius Bahnsen's: „Das eigentliche Fortschrittsmoment in der Kunstgeschichte ist das realdialektische Agens, welches auf ästhetischem Gebiet seine vollste Verwirklichung findet in dem, was in zugleich weitestem und höchstem Sinne das Humoristische an allen Künsten genannt werden darf" — betrachtet der Verfasser die drei Grundformen des Musikalisch-Aesthetischen: das Schöne, das Erhabene und das Humoristische in der Musik. Das Schöne, die subjectivste aller Erscheinungsformen, beruht auf der völligen Uebereinstimmung des Objects mit dem Intellecte. Was diesen befriedigt, ihm gefällt, ist schön. Inhalt und Form eines Kunstwerks gehen hier ineinander „ohne Rest" auf. Das Schöne ist der Optimismus der Kunst. Hätte es die Kunst aber allein mit diesem „Schönen" zu thun, so träte sie in den offenbarsten Widerspruch zur Welt, sie wäre „eine Lüge in der modernen Welt" (S. 49). Aber so verkehrt es auch wäre zu leugnen, daß das Schöne in dieser Welt der Widersprüche existirt, und zwar berechtigt existirt, so falsch es also auch wäre, die „relative Berechtigung der Forderung nach Kunstschönheit abzustreiten", so bleibt doch ein „unausgedrückter Rest", das mehr Geahnte und Gefühlte, als Verstandene und Begriffene in der Musik zurück — das was uns bei Bach und Bruckner (!) als „etwas tief Mystisches" so „mächtig packt"! Neben der optimistischen Kunst des Schönen gibt es eine pessimistische Kunst des „Erhabenen" und Humoristischen, in welcher die „Wahrheit" ihren Tempel erbaut hat. Es liegt also im Wesen der Musik ein fundamentaler Widerspruch insofern, als der Künstler, je tiefer er sich in die Natur des von der Musik Auszudrückenden versenkt, je mehr er erkennt, daß das Schöne weder der gesammte noch der tiefste Empfindungsgehalt der Musik ist, desto mehr Gefahr läuft, „sein Object nicht mehr zur restlosen Erscheinung bringen zu können". Aber, wie es der Widerspruch ist, „von welchem das Leben am Leben erhalten bleibt" (B. Goltz), so ist auch jener Ur-Widerspruch in der Musik die Triebfeder ihrer Weiterentwickelung. Das Erhabene, dessen wesentliche Eigenschaft die Unangemessenheit unserm Intellecte gegenüber ist, steht in beständigem Widerspruch zu „unserer specifisch logisch gearteten Subjectivität"; sein Wesen ist die Unbegreiflichkeit, das Ahnungsvolle; es ist das „Nicht-mehr-Schöne", während das Häßliche das „Noch-nicht-Schöne" ist (nach A. Seidl, Vom Musikalisch-Erhabenen). Bach und Beethoven sind die Schöpfer des „Erhabenen" in der Musik. Von Beethoven ausgehend führte Wagner's „Entdeckungsfahrt" zum „sprechenden Menschen" d. i. zum Kunstwerk der Zukunft; Berlioz gelangte, ebenfalls dem Beispiele Beethoven's

folgend und zum „Worte" greifend, zur tönenden Natur, zur „symphonischen Dichtung", der Liszt die Weihe gab. In dieser historischen Entwickelung zeigte sich jener „ins Unendliche strebende Drang", das „Erhabene", aber auch der Widerspruch, daß „ein unendlicher Inhalt" in eine „endliche Form" gebannt werden soll. Bei Bach ist dieser Widerspruch noch latent und unbewußt; erst bei Beethoven brach er ungestüm hervor und führte zur Zertrümmerung der Form; bei Berlioz wurde das Erhabene vornehmlich zum Dämonischen. Das erlösende Wort „Resignation" fand weder der eine noch der andere; „Resignation" war das letzte und einzigste Mittel, den Widerspruch in der neuen Welt des Erhabenen zu lösen; Verzicht auf die Erlösung war die Erlösung selbst und diese zu finden konnte nur dem „Humoristen" gelingen. Der „Humorist" ist — Anton Bruckner. Er verläßt nirgends das Schema der Beethoven'schen Symphonie, und doch spricht aus seinen Werken der Charakter der Unendlichkeit und Erhabenheit auf das deutlichste. Seine Naivetät, seine Unbewußtheit — die beiden Haupteigenschaften des Humoristen — ließen „den Künstler das Anstreben einer Einheit zwischen Form und Inhalt als ein unerreichbares Ideal überhaupt aufgeben".

Wer sich mit diesem gänzlich negativen Resultate zufrieden geben kann, muß freilich eine gute Portion pessimistischer Hartleibigkeit besitzen. Aber den Verfasser reizte offenbar das dialektische Spiel mit dem erlösenden Worte „Resignation". Er lehnt scheinbar resignirt jede Weiterentwickelung der Kunst nach Bruckner ab, um so sich selbst als die Krone der Philosophen in ähnlicher Weise zu bezeichnen, wie er Bruckner (einen gewiß ebenso genialen, als bescheidenen, liebenswerthen Künstler) als die Krone der Musiker feiert! Kenne ich Bruckner's Charakter und Gesinnung recht, so glaube ich, ist ihm selbst damit der geringste Gefallen geschehen.

6. Ueber Reinheit der Tonkunst. Von Anton Friedrich Just. Thibaut. Siebente Ausgabe. Mit dem Vorwort von K. Ch. W. F. Bähr zur dritten Ausgabe. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr. 1893. 8. 1 M.

Diese siebente Ausgabe der im Anfang der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts zum ersten mal erschienenen berühmten Schrift des heidelberger Juristen und hochbedeutenden Musikkenners ist ein unveränderter Abdruck der sechsten Auflage. Wie hoch das Buch seinerzeit geschätzt wurde, ist aus Schumann's Schriften hinlänglich bekannt. Es gehört zu den wenigen classischen Büchern der Musik, die canonischen Werth für alle Zeiten behalten, und aus denen sogar eine inzwischen ganz anders gestaltete musikalische Grundanschauung reichen Nutzen und lebendige Anregung ziehen kann. Heinrich Reimann.

Neue Unterhaltungsliteratur.

1. Vom Tode. Novellen von Georg Freiherr von Ompteda. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1893. 8. 2 M.
2. Im Gamsgebirg. Von Arthur Achleitner. München, Galler. 1893. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Heimatszauber und andere Novellen. Von Ernst Wechsler. Leipzig, Friedrich. 1893. 8. 4 M.
4. Zuletzt gelacht und andere Novelletten. Von Ida Boy-Ed. Leipzig, Reißner. 1893. 8. 3 M.
5. Feierabend und andere münchener Geschichten. Von Anna Croissant-Rust. München, Dr. E. Albert u. Comp. 1893. 8. 2 M.
6. Die Unzufriedenen. Moderner Roman von Mea Reichard. Berlin, Moedebeck. 1893. 8. 4 M.
7. Die Rache ist mein. Von Ottomar Beta. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1893. 8. 3 M.
8. Unter den Taunusbuchen. Von A. Brennecke. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1893. 8. 4 M.
9. Der Besondere. Von Ludwig Ganghofer. Mit Illustrationen von Hugo Engl. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1893. 8. 3 M.

Fünf Novellensammlungen und vier größere Erzählungen liegen uns zur Besprechung vor, und die verschiedensten Richtungen der modernen Literatur kommen darin zu Worte. Was uns da freilich unter dem Namen „Novelle" geboten wird, entspricht zumeist nicht dem, was man gewöhnt ist, darunter zu verstehen; es sind nur selten in sich abgeschlossene Kunstwerke, oft nur Bruchstücke, Skizzen, Stimmungsbilder, Tagebuchblätter. Das Buch Georg Freiherr von Ompteda's (Nr. 1) hat jedenfalls den Vorzug einer gewissen Einheitlichkeit, es ist kein Sammelsurium der verschiedenartigsten Stoffe. Die neun Geschichten, die der Verfasser zu einem Bändchen vereint, variiren das Thema „Vom Tode". Zwei wüste Traumbilder, „Dr. Seellett" und „Mein Tod", stehen dicht an der Grenze des Genießbaren, zumal die zweite Geschichte, in der die Erlebnisse eines Selbstmörders im Leichenschauhause mit einer Treue und Ausführlichkeit geschildert werden, daß man ein Gefühl des Ekels nicht los wird. Um so wohlthuender wirken andere Geschichten, besonders die vortreffliche Skizze „Warum weinen?", dann „Die Plätze leeren sich", „Gute Nacht, Mutter!" u. a. Hier findet der Verfasser Töne die zum Herzen dringen. Es sind Stimmungsbilder, die in ihrer Schlichtheit und Wahrheit trotz des Mangels an äußerer Spannung, anziehen und ergreifen: aus ihnen spricht echt dichterische Begabung.

Einheitlich im Ton und Inhalt sind auch die neuen Erzählungen „Im Gamsgebirg" von Arthur Achleitner (Nr. 2), freilich tritt hier der Dichter fast vollständig in den Hintergrund. Im Vorwort „erfaßt den Verfasser selbst so etwas wie Staunen darüber, daß die ohne sonderliche Mühe geschriebenen Erzählungen von der Kritik mit so seltener Einhelligkeit überaus günstig beurtheilt und vom Publikum mit unverkennbarem Wohlwollen aufgenommen worden sind".

Darüber ließe sich wol streiten, wenigstens ist nicht nur in d. Bl. ausgesprochen worden, daß Achleitner's Geschichten tieferes Interesse nur selten zu erwecken vermögen, daß seine Schilderungen zumeist recht oberflächlich, ihr Inhalt oft herzlich unbedeutend ist. Mit einem Aufputz endloser Einzelheiten sucht er über diesen Mangel hinwegzutäuschen und ermüdet doch nur den Leser. Daß er die Alpenwelt und ihre Bewohner kennt wie wenig andere, zeigt Achleitner auch in der neuen Sammlung, aber so dürftige Geschichten wie „A Singats auf der Alm" und „Der Gamsradi" haben ihren Beruf erfüllt, wenn sie im Feuilleton einer Zeitung gedruckt sind. Noch auffallender als früher ist die Flüchtigkeit und Nachlässigkeit der Darstellung. An gewisse Eigenthümlichkeiten, wie „vergessen auf etwas", die gezierte Relativverbindung mit „so", „scheltet" statt „schilt" ist man ja nachgerade gewöhnt, aber sie gehören ebenso wenig wie Wendungen wie „selbst auch auf dem Lande", „der Bauer als gewissermaßen Einberufer", Satzungeheuer wie auf Seite 50 und 82, eine große Willkür im Gebrauch der Tempora, doch nicht gerade zu den Merkmalen eines guten Stils.

Mannichfacher Art sind die Erzählungen, die Ernst Wechsler in der jetzt beliebten, wohlfeilen Manier einfach nach der ersten Geschichte „Heimatszauber" (Nr. 3) benennt. Wenn auch ungleich an Werth, so bekunden sie doch alle Gestaltungskraft und Schärfe der Beobachtung, die Darstellung ist bis auf Kleinigkeiten geschmackvoll und der jeweiligen Situation angemessen. Auch dem Humor ist ein Platz vergönnt, sodaß die Lektüre dieses Buchs fast ungetrübtes Behagen erwecken würde, wenn nicht die vierte Geschichte ein vollständig anderes Gesicht zeigte. Wir müssen gestehen, daß wir diese Erzählung mit ihrem überaus heikeln Inhalt in dieser Sammlung gern entbehrt hätten, ohne damit die geschickte Darstellung, die Treue der Beobachtung, die gerade diese Erzählung bekundet, zu verkennen. Vortrefflich dagegen sind „Das lachende Glück", „Das weiße Blatt", wirksam sind die lustigen, wenn auch zuweilen etwas schwach motivirten Geschichten: „Der Vertrag von Verdun", mit dem gar zu kurzsichtigen Herrn Oberlehrer, „Bowlengeister", „Heimliche Liebe", „Wenn zwei dasselbe denken" u. a.

Etwas tiefer stehen die Geschichten „Zuletzt gelacht" der Frau Ida Boy-Ed (Nr. 4), und doch werden sie vermuthlich einen größern Kreis, zumal von Leserinnen finden. Was diesen Erzählungen an Originalität der Erfindung, an Vertiefung der Probleme und Charaktere abgeht, ersetzt das Geschick der geübten, gut beobachtenden Erzählerin, die Frische der Darstellung, und so wird man über manche Schwächen hinweggetäuscht. Man liest diese kleinen Geschichten mit Behagen, nicht ohne Theilnahme, ohne daß freilich das Verlangen aufstiege, sie wieder und wieder zu lesen. Ein tieferes Interesse erregt „Sehr glücklich", während „Immer jung" und „Xanthippe" (beharrlich Xantippe geschrieben) besonders amüsant sind. Auch in andern fehlt es nicht an hübschen Einzelheiten, aber man wird den Eindruck des rasch Hingeworfenen, Unvollendeten nicht los.

Ganz im Fahrwasser der „Moderne" bewegen sich die „Münchner Geschichten" der Frau Anna Croissant-Rust (Nr. 5). Schmutz, Elend, rohe nackte Sinnlichkeit überall, ohne jeden Schimmer poetischer Verklärung. Da ist nicht ein Charakter, der einer edlern Regung fähig wäre und unsere Theilnahme erweckte, Gemeinheit, krasser Egoismus sind die alleinigen Triebfedern des Handelns. Die erste und umfangreichste Geschichte „Feierabend" führt uns unter Fabrikarbeiter und wiederholt das oft behandelte Thema von dem Manne zwischen zwei Frauen. Diese Schilderungen mit ihrer ermüdenden Ausführlichkeit mögen wahr sein, wie der Dialekt echt ist, aber abstoßend wirken sie von Anfang bis zu Ende. Herzlich unbedeutend sind die drei kleinen Skizzen, die sich daran anschließen. Mit einem Gefühl des Unbehagens — um nicht einen härtern Ausdruck zu gebrauchen — legt man das Buch beiseite. Freunde der modernen Richtung werden die Leistung der Frau Croissant mehr würdigen, doch hoffe ich, daß auch sie einem andern Erzeugniß dieser Art ihre Anerkennung versagen werden, nämlich dem modernen Roman der Frau Mea Reichard: „Die Unzufriedenen" (Nr. 6). Der Inhalt dieses Buchs ist ebenso unwahr und unwahrscheinlich als seine Motive verbraucht sind; die Darstellung ist sprunghaft, unglaublich geschmacklos und leichtfertig. Eine kurze Inhaltsangabe wird diese Vorwürfe wenigstens theilweise begründen, ausführlicher darauf einzugehen lohnt kaum. Der Held der Geschichte ist als Knabe von seinen Aeltern, die nach Amerika ausgewandert sind, bei einer armen Tischlersfamilie zurückgelassen worden und wächst im größten Elend auf, von glühendem Haß gegen die Besitzenden beseelt. Anstatt zu lernen, liest er Lassalle, Marx und Bebel (!) und geräth so in früher Jugend in das socialistische Fahrwasser. Mit der Tischlerfamilie siedelt er nach Berlin über, spielt hier den Agitator und büßt dadurch den Unterricht ein, den er in wohlhabenden Familien eine Zeit lang gegeben hat (! bei dieser Vorbildung!). Schließlich läßt er sich von seinen armen Pflegeältern vollständig erhalten. Da findet er seinen Vater wieder, der, zum zweiten male verheirathet, als mehrfacher Millionär nach Europa zurückgekehrt ist, jetzt endlich seinen Sohn zu suchen. Im Augenblick sind alle socialistischen Ideen verflogen, unser Held schwelgt im Besitz, der phantastische Phrasenheld wird ein widerlicher Genußmensch. Nicht aus Liebe, sondern lediglich weil er sie einem andern nicht gönnt, heirathet er die Nichte seiner Stiefmutter, vernachlässigt sie aber bald und verpraßt sein Vermögen in den Armen einer Dirne — seiner Pflegeschwester Elizza, deren edle Schwester er unglücklich gemacht und in den Tod getrieben hat. Von seiner Frau geschieden, verkommt er vollständig. Auf die zahlreichen Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten einzugehen, würde zu weit führen, nur noch ein Wort über die Sprache. Frau Reichard setzt sich über die einfachsten Regeln der deutschen Grammatik kühn hinweg, einen Unterschied der

Tempora gibt es bei ihr nicht, sie gebraucht Präsens und Perfectum, Imperfectum und Plusquamperfectum ganz wie ihrs der Geist gebeut, und ebenso wahrt sie sich in der Orthographie ihren eigenen Standpunkt. Oder sollen wir für Athmosphäre, Miriaden, Pauterfell, Anoblierung u. a. den Setzer verantwortlich machen? Der üble Eindruck des Stils wird noch verstärkt durch die geschmacklose Vorliebe der Verfasserin für Fremdwörter und fremde Brocken. Da heißt es stets das chambre separée, sie war en mesure, die Gesellschaft qui s'amuse, ihr souffre bête, volte face machen, ein matter of fact Verstand, die upper ten thousand u. s. w. Dazu kommen liebliche Wendungen wie subtiles Parfum, perverse Natur, chokieren, tapagiöse Art, abstracter Schwärmer, degontierte Miene, acharnierter Kampf, hostile Athmosphäre (!), impressioniert sein, jemandem reüssieren und posieren, fudrohante Artikel u. s. w. Es ist doch etwas Schönes um die Bildung!

Von Frau Mea Reichard zu Ottomar Beta ist ein weiter Schritt. Sein Roman „Die Rache ist mein" (Nr. 7) nimmt einen ernstern Anlauf, es ist nicht bloße Unterhaltungswaare, und so folgen wir dem Gang der Ereignisse mit Theilnahme bis zum Schluß trotz kleiner Bedenken im einzelnen. Der Held kehrt als reicher Mann in seine Vaterstadt zurück, die er als armer Junge verlassen hat. Wie er nun allmählich, zunächst hinter Mittelspersonen versteckt, sich eine Stellung verschafft, wie er die Familie, die seine Aeltern unglücklich gemacht und den Wohlstand seines Hauses vernichtet hat, aus ihrer herrschenden Stellung verdrängt, wie in dem Augenblick, da er den Todfeind ganz zermalmen kann, ein Zufall an seiner Statt die Vergeltung übt, das ist, von einigen Längen abgesehen, fesselnd und lebenswahr erzählt und auch die Liebe zwischen dem Helden und der charakterfesten Franziska hält unser Interesse bis zum glücklichen Ausgange wach. Die Sprache ist glatt und flüssig, um so mehr fallen Kleinigkeiten auf, wie die Vorliebe für gewisse Wörter: „Vornehmungen", böse Gedanken „glosen", „minaudiren" u. a.

Auch der Roman „Unter den Tannusbuchen" von A. Brennecke (Nr. 8) ist ein ernstes, gehaltvolles Buch. Es ist ja ein gewagtes Unternehmen, wenn ein Dichter uns in eine Heilanstalt für Lungenkranke führt und unter genauer Beschreibung des Lebens und Treibens der Kranken aller Stadien die Liebe eines dem Tode verfallenen Mädchens zu einem genesenden Manne schildert. Wer aber die Scheu oder Abneigung überwindet und durch manche breite Auseinandersetzung über Therapie der Lungenleiden sich hindurcharbeitet, der wird reich entschädigt durch die überaus sympathische Lichtgestalt der unglücklichen Helene. Während der Dichter sich nicht genug thun kann, diesen Charakter zu verklären, hat er den Helden mit allerlei Schwächen und Mängeln ausgestattet, wodurch dieser an Lebenswahrheit unbedingt gewinnt. Unter den übrigen Figuren sind der vortreffliche Geheimrath und der verschlagene Diener des Helden besonders plastisch gezeichnet, während eine exotische Schönheit etwas Aufregung in die ziemlich ruhige und einfache Handlung bringt. Doch entschädigen für den Mangel an Spannung gehaltreiche Betrachtungen und Gespräche. Ueber die ausführlichen medicinischen Erörterungen steht dem Laien kein Urtheil zu; wenn der Verfasser den Einfluß der römischen Cultur auf unsere Vorfahren wo nicht ganz leugnet, so doch auf ein Minimum beschränkt wissen will, so wird man ihm kaum recht geben können.

Die neue Hochlandsgeschichte von L. Ganghofer: „Der Besondere" (Nr. 9) steht nicht auf der Höhe des „Klosterjägers", den wir unlängst zu besprechen hatten. Es ist eine echte und rechte Hochlandsgeschichte mit dem zugehörigen Apparat, mit einer Fahrt auf dem sturmgepeitschten Bergsee und einem Lawinensturz, aber der Verfasser hat sich die Sache doch gar zu leicht gemacht. Es fehlt der Erzählung an Spannung, und die Charakterschilderung vermag diesen Mangel nicht zu ersetzen. Für die Heldin Zäzil und ihre Umwandlung kann man sich nicht recht erwärmen, und der Sepp, der ebenso schnell Zäzil's Liebe durch die waghalsige Rettungsfahrt auf dem See gewinnt, als er sie durch seine Feigheit beim Lawinensturz verliert, ist kein einheitlicher Charakter. Trotz alledem wird die Geschichte Freunde des Hochgebirges anziehen, denn sie weist neben manchen Schwächen doch auch Ganghofer's oft gerühmte Vorzüge auf.

Robert Lange.

10. Ein Fixpunkt und andere Erzählungen aus dem Soldatenleben von Gustav Harven (G. David). Wien, Verlagsanstalt „Reichswehr". 1892. 8. 2 M.
11. Derselbe. Unter Sequester und andere Erzählungen aus dem Soldatenleben. Wien, Verlagsanstalt „Reichswehr". 1892. 8. 2 M.
12. Fräulein Kapitän. Eine Eismeergeschichte von Max Lay. (Allgemeine Romanbibliothek. 9. Jahrgang. 8. Band.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1892. 8. 50 Pf.
13. Armenhäusler. Von E. Vely. (Wandelbilder von der Landstraße. II.) Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, vorm. J. Schottländer. 1892. 8. 4 M. 50 Pf.
14. Verwöhnt. Der Hausfreund. Wenn Wände reden. Von Elise Polko. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, vorm. J. Schottländer. 1892. 8. 4 M. 50 Pf.
15. Haidezauber. Roman von Anny Wothe. Breslau, Leopold Freund. 1892. 8. 3 M. 50 Pf.

Die Ueberschrift „Unterhaltungslektüre", unter der diese Werke zusammengefaßt sind, gibt ein deutliches Bild ihres Charakters und stellt dem Denkenden keine langen kritischen Betrachtungen in Aussicht. Zu solchen gibt keiner der sechs Bände Veranlassung, auch nicht zur ablehnenden Kritik. Alle sechs stellen Mittelgut dar, manchem zur Freude und keinem, der von Unterhaltungsliteratur nicht mehr verlangt, als sie bezweckt, zu Leide. Dem Zwecke der Unterhaltung aber könnte nur Abbruch geschehen, wenn ausführliche Angaben des Inhalts das Interesse vorwegnähmen, und so vereint die erstrebte Kürze der folgenden Betrachtungen dem Leser, dem Autor wie dem Kritiker gleich willkommene Wohlthat.

Gustav Harven (Nr. 10) beginnt seine Erzählung: „Der Fixpunkt", die nach leidiger, so oft wie vergeblich

gerügter Unsitte den Anfang des Titels mit dem schauerlichen Ende: „und andere Erzählungen" abgibt, mit einem Appell an „die schöne Leserin". Trotz dieses deutlichen Winkes wagt es die zudringliche Kritik, deren Vertreter sich zu den Angeredeten nicht rechnen darf, weiter in dem Buch zu blättern und zu finden, daß der Autor seinen „schönen Leserinnen" recht behaglich und anziehend zu erzählen weiß, wie einer, der Land und Leute, die er schildert, mit eigenen Augen gesehen hat. Dabei bemerkt man deutlich, wie wohl sich der Autor im Kreise seiner Schönen befindet; denn er eilt durchaus nicht, ihre Neugier zu befriedigen, sondern nutzt die Gelegenheit, weil er nun einmal da ist, wirklich aus, selbst auf die Gefahr hin, hier und da langweilig zu werden. Dabei ist er jedoch ein viel zu geschickter Erzähler, als daß er solche Momente über Gebühr ausdehnen und darüber vergessen machen sollte, daß er noch etwas ganz besonders Spannendes geheim hält. Daß diese Spannung mit zwei Verlobungen ausgelöst wird, ist eine Galanterie, die der Autor seinen schönen Leserinnen schuldig ist. Die Helden des „Fixpunktes" wie der andern Erzählungen aus dem Soldatenleben sind zumeist Offiziere, deren Leben und Treiben Harven aus eigener Kenntniß nicht ohne Humor und oft recht flott und farbenfrisch zu schildern weiß. Die hervorragendste unter allen Erzählungen ist ohne Zweifel: Der Fixpunkt, dessen Gegenstand, die Heilung einer verstörten Witwe, die aus der Trauer um ihren Gatten sich nicht befreien kann, ein anziehendes psychologisches Problem darstellt, das nicht ungeschickt gelöst wird.

Ein kräftiges Talent verräth sich in Max Lay's Seemannsgeschichte: „Fräulein Kapitän" (Nr. 12), die durch straffe Führung der Handlung, Sicherheit der Umrisse der Charakterzeichnung und Schärfe des Localcolorits fesselt. Es weht aus der Erzählung eine scharfe schneidende Luft, ein klarer Nordwind, vor dessen Hauch nichts Unsicheres, Unklares und Verschwommenes Stand hält, der überall helle, deutliche Lichter aufglänzen läßt, die auch kalt und bisweilen nüchtern berühren. Da sich diese Stimmung mit dem Gegenstande der Erzählung, dem Wettkampf einer spröden, stolzen Frauennatur mit dem Manne, den sie liebt, aber nicht lieben will, in Einklang befindet, wirkt sie als bewußte künstlerische Absicht und dient nicht unwesentlich dazu, den Reiz der Lesung zu erhöhen, die auch durch die Schilderung der Polarregion, in der ein Theil der Handlung sich abwickelt, an Anziehungskraft gewinnt.

Von der Literatur für Frauen, die nun einmal zu dem Publikum der Unterhaltungsliteratur das größte Contingent stellen, ist der Weg zur Literatur von Frauen nicht weit. E. Vely's Namen hat in diesen Kreisen einen beliebten Klang. Diesen zu verbreiten und zu rechtfertigen, werden auch die Wandelbilder von der Landstraße beitragen, den sie unter dem nicht ganz zutreffenden Titel „Armenhäusler" (Nr. 13) vereint. Es sind Skizzen aus der Welt der Enterbten aller Stände, der Herabgekommenen, wie man sie zeichnet, wenn man zu ihnen herabsteigt. Die Zeichnerin dieser Skizzen liebt keine grellen Farben, und, wo solche der Gegenstand dringend erheischt, mildert sie ihren Eindruck durch Beimischung von Humor und menschenfreundlicher Gesinnung. Man würde diesen Skizzen Unrecht thun, wollte man sie schlechtweg als Elendsmalerei für den Salon bezeichnen, einzelne streifen zwar hart an diese Gattung, aber in der Hauptsache schöpfen sie aus guter Beobachtung und geben sich lebenswahr und treu in der Gesammtstimmung, sodaß ihnen das Verdienst zukommt, die Augen für die Leiden der Armen und Kleinen zu öffnen. Und so kommt diesen frisch und keck hingeworfenen Skizzen außer dem künstlerischen auch ein gesellschaftliches Verdienst zu.

Ganz in den Bannkreis frauenhafter Unterhaltung ruft uns der Name Elise Polko. Es ist für jeden Mann schwer, in diesem Kreise sich auf die Dauer behaglich zu fühlen, und noch schwerer, den Reizen, die Erzählungen dieser auserwählten Prophetin auf die Ihrigen ausüben mögen, gerecht zu werden. Solcher Reize mag für den Liebhaber auch der neueste Band aus der rastlosen Feder der Frau Polko genug bieten, mag sie nun in „Verwöhnt" das Schicksal einer Frau schildern, die nach dem Tode ihres Gatten, da sie nichts gelernt hat, als eine verwöhnte Frau, in arge Bedrängniß geräth und als Vorsteherin eines Kinderheims im Verkehr mit Kindern Trost und eine neue Zukunft findet, oder mag sie von dem seltsam gearteten Lebenslauf eines Mädchens erzählen, das sich mit der Enge des älterlichen Hauses nicht aussöhnen, sich in ihr nicht entfalten kann und eine ersehnte Freiheit in der kurzen, aber an äußern Erfolgen reichen Laufbahn einer Kunstreiterin findet. Eine anziehende Geschichte aus der Jugend Mozart's erzählt E. Polko unter dem Titel: „Ein stilles Haus in Paris" und unter dem Titel: „Ein stilles Stübchen" das Schicksal eines jugendlichen Forschers, der fern dem Auge der alternden Mutter im Innern Afrikas seinen Tod findet. Außer einer weichherzigen Sentimentalität ist an allen diesen Erzählungen kaum etwas auszusetzen, aber auch kaum etwas vom künstlerischen Standpunkte aus zu loben. Für junge Mädchen bildet der Band einen brauchbaren Lesestoff.

Der Titel, den Anny Wothe ihrem Roman (Nr. 15) gibt, „Haidezauber", erweckt lyrische Empfindungen und ist für den Grundton der Erzählung wohl bezeichnend. Thatsächlich ist der berichtende Theil stark mit Citaten aus lyrischen Gedichten durchsetzt und ganze Partien des Buchs muthen an, als habe ein gefälliges lyrisches Talent nicht den entsprechenden Ausdruck finden können. Die Helden der Erzählung, deren Handlung an bekannte Beispiele der Meisterinnen der „Gartenlaube" erinnert, sind fast durchweg empfindsame Charaktere, und wahlverwandte Naturen werden ein besonderes Gefallen an der für kräftigere Naturen zu sehr in Dunst und Nebel der empfindsamen Schwärmerei zerfließenden Prinzessin Erika finden, deren seelisch vergeistigte Züge den schönen Lese-

rinnen in Gestalt eines träumerischen Mädchenkopfes vorzuführen, den Ehrgeiz jedes Familienblatt-Illustrators zum lodernden Feuer entflammen müßte. Sonst offenbart sich an dem Werke eine gute Gabe zu charakterisiren, zumal in den Figuren der Gräfin Elinor Bergholz, des Professors Niendorf und der Haidelotte. Die Handlung ist gut geführt, das Interesse leidet jedoch bisweilen unter der zu großen Breite des Details und des lyrischen Beiwerks. Das Ganze aber bietet eine angenehme leichte Unterhaltung.

Leonhard Lier.

Orientalisches.

1. Aus Saadis Diwan. Von Friedrich Rückert. Auf Grund des Nachlasses herausgegeben von E. A. Bayer. Berlin, Lüstenöder. 1893. 12. 3 M.
2. Diwan des Jehuda Halevi. Eine Auswahl in deutschen Uebertragungen. Berlin, Schildberger. 1893. Kl. 8. 3 M. 50 Pf.

Altorientalisches aus Osten und aus Westen: der persische Saadi im 13. Jahrhundert, der kastilianische Jude Jehuda im 11. Jahrhundert — was sollen diese uns Deutschen? Indessen das eine Buch trägt den verehrungswürdigen Namen des Dolmetschers des Ostens, das andere ist der erste Band der „Schriften des Vereins für jüdische Geschichte und Literatur", wendet sich also an den zeitungsmächtigen Kreis deutscher Juden. Auch der Kreis, der sich an Saadi's „Diwan" erbaut, wird klein sein. Man muß schon eine absonderliche Liebe zu dieser persischen Schnörkelpoesie mitbringen, wenn man sie genießbar finden will; man muß schon eine besondere Freude an allerlei Sprachturnerstücken haben, wenn einen nicht schon die Form abstoßen soll; denn Rückert hat, vielleicht hier mehr als sonst, die deutsche Sprache verperfert und ihr Gewalt angethan. Dazu kommt, daß diese ganze persische Poesie das Vermögen voraussetzt, sich in persische Situationen und Lebensanschauungen hineinzudenken, wozu wir Deutschen wahrlich nicht den mindesten Grund haben; ja sogar gewisse Kenntnisse muß man mitbringen, sonst bleiben ganze Verse vollkommen unverständlich — und ich weiß wirklich nicht, ob es sich lohnt, um dieser Poesie willen sich besondere Kenntnisse anzueignen. Hier eine Probe: sie wird genügen; denn aus ähnlicher Tonart geht alles, und auch formell sind die andern Gedichte nicht besser. Der Herausgeber hat ganz die Rückert'sche Schreibung beibehalten; wir geben auch diese:

1. Wenn mit Huld und Wohlgefallen
   erst dein Aug auf allen ruht,
   Soll an mich die Reihe kommen,
   Zeigst du lauter Uebermuth.

2. O ihr die ihr nie den Sinn
   der Liebenden entfaltet,
   Lieb ist etwas wirkliches
   Die ihr für bildlich haltet.

3. O der du den Rath mir gibst:
   ich soll Ihn laßen! was
   Thust du? vor Sebuktegin
   Beleidigst du Ejas.

4. Wo ich bete, geht vorbei
   der Schlauk' und spricht mit Scherzen:
   Dein Gebet ist fehl getan,
   ich bin die Kibla der Herzen.

5. Gestern sprach ich hoffnungsvoll:
   Ich bete für dein Glücke,
   Bete, sprach er, für dich selbst;
   Der Katz Andacht ist Tücke.

6. Ich sprach: beiß' ich die Lippe dein,
   so eß ich Zucker und trinke Wein.
   Er sprach: du ißest wenn ich koch.
   Wie lange willst du reden noch?

7. Deinen Saadi nanntest du mich,
   dann mit Schmach verbanntest du mich.
   Willst du nicht decken den Tisch, wofür
   machtest du auf des Hauses Thür?

Man kann dieses Buch unmöglich lesen; aber man kann darin blättern, und man wird manchen hübschen Vers und echtes Gold der Poesie, manchen guten Gedanken und brauchbare Lebensweisheit, manche scherzhafte Wendung und gute Pointe darin finden. Daneben aber auch ungeheuer viel Trivialitäten und Geschmacklosigkeiten, schlechte und gequälte Verse, gesuchte Gedanken — und das können wir bei unsern deutschen Dichtern schon bequemer haben.

Ich glaube kaum, daß die viele Mühe, die sich der Herausgeber mit diesem Rückert'schen Nachlaß gegeben hat, belohnt wird, noch daß seine Hoffnung in Erfüllung geht, dieser Diwan werde „freudig entgegengenommen und als eine wahrhafte Bereicherung der vaterländischen Literatur betrachtet werden".

Das Gleiche gilt von dem Diwan Jehuda Halevi's (Nr. 2), obwol ihm etwas zugute kommt, was Saadi fehlt: in unserm religiösen Empfinden spielt das Alte Testament immer noch eine große Rolle, und wenn diese Saiten angeschlagen werden, wie bei Jehuda Halevi, dann klingt nicht blos bei den Juden, sondern auch bei Christen etwas mit. Jehuda freilich will blos Jude sein; sein Vaterland Spanien gilt ihm nichts, sein Dichten und Denken wurzelt allein im Judenthum, was das Vorwort von Gustav Karpeles rühmend (!) hervorhebt. Damit ist freilich gesagt, daß dieser „Diwan" uns als Deutsche nichts angeht; denn wir haben genug Denkmäler unserer deutschen Geschichte und Literatur und können der jüdischen entrathen. Im Vorwort eine sehr starke Verhimmelung Jehuda's zu finden, wundert uns nicht, da ein Jude über eine Leuchte seines

Volks spricht. Der Leser wird aber enttäuscht, wenn er nun an die Gedichte selbst kommt. Jehuda's berühmtestes Gedicht ist in zwei Uebersetzungen wiedergegeben, die so stark voneinander abweichen, daß schon dies mich zu der Vermuthung führt, beide möchten schlecht sein. Aber auch die mangelhafte Uebersetzung in Rechnung gezogen, habe ich mich vergeblich bemüht, zu finden, daß „die gesammte religiöse Poesie aller Zeiten nichts aufzuweisen habe, was man höher stellen könne als diese Elegie". Ueberhaupt bleibt so ziemlich alles hinter der durch die Vorrede erregten Erwartung zurück, woran, wie schon gesagt, die zum Theil mangelhafte Uebersetzung die Schuld tragen mag; am besten scheint mir unter dem Dutzend Uebersetzern Michael Sachs übersetzt zu haben.

Was alle religiöse Gedichte Jehuda's kennzeichnet, ist die Kraft der Innerlichkeit und Jenseitigkeit, das Gefühl der Nichtigkeit gegenüber dem großen Gott und daneben die Glut der Begeisterung für Jehova's Tempel, die unaustilgbare Sehnsucht nach Jerusalem. Es klingt durch seine Lieder etwas von jenen alttestamentlichen Psalmen, die an den Wassern Babylons gesungen wurden:

Du Erdenwonne, hohe Königsfeste!
Dir flüstern meinen Gruß die fernsten Weste.
Wie jammern mich, gedenk ich aller Zeiten,
Dein Glanz, der blich, und deine Trümmerreste.
Gern flög ich hin zu dir auf Adlersflügeln,
Daß deinen Staub mein Thränenstrom durchnäßte.
Ob fort dein König, deiner Lüfte Balsam
Der Schlangen giftger Athem dir verpeste:
Kein Honig mir so süß, als wenn ich endlich,
Auf deine Stirne meine Lippen preßte.

Die weltlichen Lieder, welche den zweiten Theil des Buchs bilden, erinnern an Persisches und finden sich dort hundertfach ebenso gut und besser. Folgendes möge eine Probe geben:

In meinen Thränen wäscht sie ihr Gewand
Und trocknet es an ihrer Liebe Brand.
Denn meine Thränen sind ihr Wasserflut,
Und Sonnenlicht ist ihrer Augen Glut.

Ihr Wort — ein Zauber,
Ihr Geist — ein Wunder,
Ihr Blick — ein Feuer,
Mein Herz — ein Zunder.

Sei froh in Freundeskreis,
Gib nie dem Schmerz dich preis;
Sei Weisester im Rath,
Der zu gewinnen weiß;
Zu edel nicht, zu schlimm,
In keinem Ding zu heiß —
Was gut, was dir erwünscht,
Erfüllt sich solchem Fleiß.

Ich glaube, es würde keine Lücke im deutschen Literaturganzen zu entdecken sein, wenn diese beiden orientalischen Bücher nicht existirten. Für die persische und jüdische Literaturgeschichte bedeuten sie natürlich etwas ganz anderes.

Richard Weitbrecht.

Feuilleton.

Zu dem in Nr. 20 d. Bl. f. 1893 besprochenen Buche Bornhak's über Anna Amalie hat sich vor einigen Monaten eine Schrift mit gleichem Thema gesellt. Es ist ein Vortrag von Paul Weizsäcker, erschienen in der Hamburger Verlags-Anstalt u. Druckerei, A.-G., 1892 als Heft 161 der „Sammlung gemeinverständlicher Vorträge". Das letztere muß man besonders berücksichtigen, will man die Schrift richtig beurtheilen. Die Absicht des Verfassers war, ein kurzes und doch umfassendes Bild der bedeutenden Frau einem gebildeten Kreis von Hörern und Lesern zu entwerfen. Das ist ihm gewiß gelungen; er ist aber einer andern Gefahr, die ein Vortrag leicht mit sich bringt, nicht ganz aus dem Wege gegangen. Ebenso wie Bornhak's Buch ist auch Weizsäcker's Vortrag ein Panegyrikus auf die Herzogin. Wo viel Licht ist, ist auch starker Schatten. Aber von diesem Schatten erfährt man nichts. Von dem Verhältniß zur Schwiegertochter, der Herzogin Luise, wird gar nicht gesprochen, auch nicht von der spätern Trübung der Beziehungen zur Hofdame von Göchhausen, der bekannten Thusnelda. Ueber den Tod des jungen Tenoristen Grawe wird kurz hinweggegangen. Alles wird gelobt, sogar auch die Wahl des schwachen Wieland als Erzieher für den eigensinnigen selbstherrischen Erbprinzen.

Eine Arbeit ganz anderer Art, eine Leistung mehr wissenschaftlichen Charakters bringt eine andere Schrift desselben Verfassers. Ich meine die Schrift: „Die Bildnisse Wieland's" von Paul Weizsäcker (Stuttgart, Kohlhammer). Die musterhafte Arbeit Zarncke's über die Goethe-Bildnisse hat den Verfasser verursacht, ein ähnliches Werk über die Bildnisse Wieland's zu schreiben. Weder Mühe noch Opfer hat Weizsäcker gescheut, um in der Sammlung keinen wesentlichen Stich fehlen zu lassen. Mit großer Sorgfalt ist bei jedem Bilde der Geschichte von seiner Entstehung bis zur Gegenwart nachgeforscht und alles Wissenswerthe mitgetheilt. Oelgemälde, Büsten, Stiche, Zeichnungen, Silhouetten, alles ist registrirt, nach der Entstehung geordnet und beschrieben worden. Die hauptsächlichsten Bilder Wieland's werden in zwei Lichtdrucktafeln und elf Abbildungen im Text wiedergegeben. Selbstverständlich wird auch überall das den Bildern Gemeinsame hervorgezogen, um auf diese Weise ein richtiges Abbild der körperlichen Gestalt des Dichters zu gewinnen. Erleichtert wird das durch die beiden Lichtdrucktafeln, die acht Bilder nebeneinander geben. Nur wer sich mit ähnlichen Studien einmal abgegeben hat, wird die große Mühe und Arbeit zu würdigen wissen, die Weizsäcker auf sein Thema verwendet hat.

— In der Reelam'schen „Universal-Bibliothek" sind neuerdings mehrere Werke erschienen, die auch an dieser Stelle erwähnt zu werden verdienen. Band 10 Nr. 3071—76 enthalten eine Uebersetzung der berühmten Schrift Darwin's: „Die Entstehung der Arten"; Nr. 3090 Heinrich von Stein's Vorlesung über Goethe und Schiller; ein anderes Bändchen bringt eine Uebersetzung der „Mostellaria des Plantus"; wieder ein anderes die Gedichte von E. Moritz Arndt mit Einleitung und Erläuterung. Die neueste Literatur ist vertreten durch „Die Fremde" von Alex. Dumas und ein Drama von Heinrich Bulthaupt, „Die Arbeiter", das 1877 in Bremen aufgeführt wurde.

— Von dem im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Sammelwerke: „Die Praxis des Reichsgerichts", bearbeitet von A. Bolze, ist soeben der vierzehnte Band erschienen.

— Von dem prächtigen Familienbuch: „Kinder- und Hausmärchen", gesammelt durch die Brüder Grimm, das von Grot-Johann illustrirt im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheint, sind seit unserer letzten Notiz vier neue Lieferungen (5—8) erschienen, die unser damaliges Urtheil durchaus bestätigen. Die Augen von Jung und Alt werden mit Freude, aber auch mit Entzücken auf diesen von Künstlerhand entworfenen und künstlerisch ausgeführten Bildern weilen. Sollte das Interesse an dem unvergänglichen Schatz, den diese Volksmärchen bieten, erlahmt sein, diese schöne Ausgabe ist ganz dazu angethan, es von neuem zu erwecken.

— Der Verlag des Artistischen Instituts von Orell Füßli u. Comp. in Zürich gibt, wie wir schon oft erwähnt haben, unter dem Titel: „Europäische Wanderbilder" praktische, hübsch und anregend geschriebene Reisebeschreibungen heraus, die sich aber nur mit der Natur und den Verkehrsmitteln, nicht mit Verpflegung der Reisenden beschäftigen. Das neueste Wanderbild ist ein Treffer in der großen Reihe. Vier Nummern zu einem hübschen Büchlein vereinigt, schildern uns jene Gegenden, bei deren bloßer Namensnennung uns allen das Herz aufgeht, das berner Oberland und 76 zum Theil prächtige Illustrationen geben den kräftigsten und besten Beweis für die Wahrheit der lobpreisenden und begeisterten Darstellung. Ueber den Inhalt brauchen wir wol weiter nichts zu sagen. Wer sie noch nicht kennen sollte, die so oft geschilderte herrliche Gegend, der möge sich durch diese frische, anmuthige Schilderung zum Besuche bewegen lassen. Das Hauptaugenmerk hat der Verfasser auf die Verkehrswege gerichtet, die uns, sei es Eisenbahn- oder Dampferverbindung, mit all ihren Herrlichkeiten durch die sie uns führen, eingehend dargestellt werden. Eine ganz vortreffliche, genau orientirende Karte des Wunderlandes macht den würdigen Schluß des hübschen Buchs.

— Von den auch von uns in Nr. 45 d. Bl. f. 1889 besprochenen Gedichten von Martin Langen ist eine zweite, gesichtete und vermehrte Auflage (Köln, A. Ahn) erschienen. Unter den eigentlichen Liebesliedern findet sich manches anmuthige Gedicht, wenn auch die Originalität des Dichters nicht gerade bedeutend ist.

— Die von uns schon mehrfach besprochene dritte Auflage der Lachmann'schen Ausgabe von Lessing's sämmtlichen Schriften (Stuttgart, Göschen) ist um einen neuen Band, den neunten, in ihrem Erscheinen gefördert worden. Der von Fr. Muncker mit gewohnter Sorgfalt durchgesehene Band enthält den „Laokoon" und die „Hamburgische Dramaturgie".

— In dem nunmehr vorliegenden zweiten Theil der neuen siebenten Auflage von „Author's Führer durch Tirol, das bairische Hochland, Salzburg, Vorarlberg u. s. w., Bairisches Hochland vom Inn bis Salzburg, Tirol östlich der Linie Kufstein — Ala und Salzburg, sammt den Eintrittsrouten nach Tirol von Salzkammergut, Kärnten und Oberitalien. Gänzlich neu bearbeitet von Dr. Wilhelm Halbfaß. Mit zwölf Karten, Stadtplänen und Panoramen", 4 M. 50 Pf. (Leipzig, Author'sche Verlagsbuchhandlung) sind noch mehr durchgreifende Aenderungen vorgenommen, wie im ersten Theil, namentlich werden die Tauern einheitlich behandelt. Die hauptsächlichsten Veränderungen oder Vermehrungen treffen die Ankogel- und Sonnblickgruppe in den Tauern, die Zillerthaler Alpen, die Dolomiten von Ampezzo, Gröden und Primör, endlich das Gebiet der deutschen Sprachinseln in Wälschtirol und im angrenzenden Venetien. Auch das Salzkammergut, die italienischen Dolomiten, Pongau und Pinzgau sind ausführlicher als in den frühern Auflagen behandelt worden. Der Charakter des Buchs als eines Führers für solche Reisende, die in Tirol Land und Leute und zwar nicht nur an den großen Heerstraßen kennen lernen wollen, ist trotzdem gewahrt worden, ein Specialführer für Hochtouristen kann und will der Author nicht sein, obwol er auch in dieser Hinsicht allen nicht zu weitgehenden Anforderungen gewachsen ist. Als einen wesentlichen Fortschritt begrüßen wir die zahlreichen Verweisungen auf die Alpenvereinsliteratur, wodurch der Bearbeiter gewiß den Wünschen mancher Leser des Buchs zuvorgekommen ist. Der Kartenapparat ist gegen die entsprechenden Abschnitte der sechsten Auflage wesentlich geändert worden, indem fünf gänzlich neue Specialkarten, welche in dem rühmlichst bekannten kartographischen Institut von Ed. Gaebler in Leipzig hergestellt wurden, hinzugekommen sind. Dieselben behandeln die Großglockner- und Sonnblickgruppe, die Großvenedigergruppe, die Zillerthaler-Alpen, die westlichen Dolomiten und die Dolomiten von Ampezzo. Zusammen mit dem vor Jahresfrist erschienenen ersten Theil ist der neue Author das ausführlichste Reisewerk über Tirol.

— Ein am 3./15. December 1892 zum Besten des Evangelischen Vereins im Saale der St. Petrischule zu St. Petersburg von Fr. von Keußler gehaltener Vortrag über Leopold von Ranke's Leben und Wirken ist in Commission von Eggers u. Co. in Petersburg erschienen. Er ist durchweht von aufrichtiger Verehrung für den großen Historiker und bietet einen kurzen Ueberblick über sein Leben und Wirken auf Grund der Aufzeichnungen Ranke's, die A. Dove unter dem Titel: „Zur eigenen Lebensgeschichte" herausgegeben hat. Als Motto dienen Ranke's Worte: „O höchstes Gut: Liebe, Studien. Sie sind beide Selbstvergessenheit der Persönlichkeit."

Bibliographie.

Bendler, G., Carl Schulze. Im neuen Hause. Catharina von Siena. Erzählungen. Berlin, Wilhelmi. 8. 3 M.

Beyerhaus, A., Pestalozzi als Charakter. Ein Vortrag. Breslau, C. Dülfer's Verlag. 8. 20 Pf.

Bibliothek, Cottasche, der Weltliteratur. 218. Bd. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. 4. Bd. Stuttgart, Cotta Nachf. 8. 1 M.

Bülow's, H. v., Moment-Aufnahmen aus Galizien. Wien, Verlagsanstalt „Reichswehr". 8. 2 M. 50 Pf.

Flathe, Th., Deutsche Reden. Quellen und Denkmäler zur vaterländischen Geschichte des 19. Jahrhunderts. 9. Lfg. Leipzig, F. W. v. Biedermann. 8. 75 Pf.

Fürst, H., Die neuen Ideale. Evolutionäre Plaudereien. Dresden, Pierson. Gr. 8. 2 M.

Heyse, P., Dramatische Dichtungen. 27. Bd. Jungfer Justine. Schauspiel. Berlin, Besser. 12. 2 M. 60 Pf.

Hoffmann v. Fallersleben, Gesammelte Werke. Band V und VI. Berlin, Fontane u. Comp. Kl. 8. à 3 M.

Kleinpaul, R., Das Mittelalter. Bilder aus dem Leben und Treiben aller Stände in Europa. 2. Lfg. Leipzig, Schmidt u. Günther. Gr. 8. 1 M.

Klopp, O., Der dreißigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs 1632. Zweite Ausgabe des Werks: Tilly im dreißigjährigen Kriege. Zweiter Band. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 13 M.

Korwin-Dzbański, St. v., Der Zweikampf mit besonderer Berücksichtigung des neuesten Entwurfes eines österreichischen allgemeinen Strafgesetzes. Wien, Verlagsanstalt „Reichswehr". 8. 1 M. 25 Pf.

Lachmann, K., Gotthold Ephraim Lessings sämmtliche Schriften. Dritte Auflage. Neunter Band. Stuttgart, Göschen. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Lindenberg, Geibels Vater. Vortrag. Lübeck, Lübcke u. Hartmann. 12. 50 Pf.

Meßner, M., Joachim von Brandenburg. Schauspiel in fünf Akten. Berlin, J. Lieber. 8. 2 M.

Neupauer, J., Oesterreich im Jahre 2020. Socialpolitischer Roman. Dresden, Pierson. 8. 4 M.

Robolsky, H., Der deutsche Reichstag. Geschichte seines 25jährigen Bestehens 1867—1892. Berlin, Skopenik. Gr. 8. 6 M.

Sayn-Wittgenstein, Ch. Graf, Saga. Dichtung. Salzburg, Dieter. Gr. 16. 40 Pf.

Schmid, A., Bunte Blätter. Studien und Skizzen aus dem Reiche der Töne. Berichte und Kritiken aus dem Dresdner Opernleben. Dresden, Damm. 8. 2 M.

Schobert, H., Auf der großen Landstraße. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 12 M.

Schultheiß, F. G., Geschichte des deutschen Nationalgefühles. Eine historisch-psychologische Darstellung. 1. Bd.: Von der Urzeit bis zum Interregnum. München, G. Franz. Gr. 8. 6 M.

Stoffel, F., Engelbert der Reichsverweser. Zeitbild aus dem 13. Jahrhundert. Elberfeld, Baedeker. Gr. 8. 2 M.

Uhl, W., Unser Kalender in seiner Entwickelung von den ältesten Anfängen bis heute. Ein Kapitel der deutschen Hausaltertümer. Paderborn, Schöningh. Kl. 8. 1 M. 40 Pf.

Bely, E., Kleine Füße. Roman. Mannheim, Bensheimer. 8. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Zeitgemäße Betrachtungen.

Von

Victor Ritter von Plazer.

Preis broschiert 50 Pf., gebunden 1 Mark.

Ein seltsam Spiel

oder:

Deutschnational.

Lustspiel in fünf Akten

von

Victor Ritter von Plazer.

Preis broschiert 2 Mark, gebunden 2 Mark 50 Pf.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Theodor Körner.

Zum 23. September 1891.

198 Seiten Groß-Octav auf holländischem Papier. Cart. 12 M.

Dieses schön ausgestattete, anläßlich Körner's Säcularfeier veröffentlichte Werk bietet einen wichtigen Beitrag zur Biographie des Dichters. Es enthält drei Briefe Körner's und seiner Braut Antonie Adamberger in Facsimile, eine große Anzahl bisher ungedruckter Briefe an und von Körner und sonstige Documente sowie einige Dichtungen. In einem Anhange sind wichtige Lebenserinnerungen Antonie Adamberger's mitgetheilt und Erläuterungen des Herausgebers beigefügt.

Die Facsimiles der 3 Briefe sind für sich käuflich zum Preise von 3 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kunstkritische Studien über italienische Malerei.

Die Galerie zu Berlin.

Von **Ivan Lermolieff.**

Nebst einem Lebensbilde Giovanni Morelli's herausgegeben von

Dr. Gustav Frizzoni.

Mit Porträt und 66 Abbildungen.

8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Dieser, die Königliche Galerie zu Berlin behandelnde, dritte und letzte Theil des vielgenannten Werks ist aus dem Nachlasse Giovanni Morelli's von seinem Freunde und Studiengenossen Dr. G. Frizzoni herausgegebeu; er ist mit einem Lebensbilde und einem Porträt Morelli's (nach Lenbach) sowie mit 66 Abbildungen geschmückt und wird in allen Kunstkreisen ein noch höheres Interesse erregen als die beiden ersten Bände der „Kunstkritischen Studien über italienische Malerei". Diese erschienen unter den Titeln:

Die Galerien Borghese und Doria Panfili in Rom. Mit 62 Abbildungen. 8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Die Galerien zu München und Dresden. Mit 41 Abbildungen. 8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Grundriß der italienischen Grammatik

für Schul- und Privatgebrauch.

Von

Gio Meli.

Dritte verbesserte Auflage.

8. Geh. 1 M. 25 Pf.

Diese kurzgefaßte Grammatik erleichtert sehr die Erlernung des Italienischen, indem sie vom Leichtern zum Schwerern fortschreitet und an zweckmäßig gewählten italienischen wie deutschen Lesestücken dem Schüler stets die Anwendung der Regeln vor Augen führt. Sie hat sich rasch in Schulen und beim Selbstunterricht eingebürgert, sodaß bereits eine dritte Auflage nöthig geworden ist.

Vom Verfasser erschien außerdem:

Grundriß der italienischen Syntax. Zugleich zweiter Teil von des Verfassers „Grundriß der italienischen Grammatik". 8. Geh. 80 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Elementarbuch der Polnischen Sprache

für den Schulgebrauch und zum Selbstunterricht.

Von

Professor A. Popliński.

Vierzehnte verbesserte Auflage.

8. Geh. 1 M. 25 Pf.

Eine kurzgefaßte polnische Grammatik, die ihre praktische Brauchbarkeit schon durch dreizehn starke Auflagen bewährt hat. Die jetzt vorliegende vierzehnte Auflage ist von neuem durchgesehen und vielfach verbessert worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Urvaśi.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von

Edmund Lobedanz.

Dritte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 30. — 27. Juli 1893.

Inhalt: Bismarck-Studien. Von Wilhelm Arndt. — Neueste Goethe-Schriften. Von Karl Heinemann. — Politische Bildung und politischer Unterricht. Von A. Wieruszowski. — Neue Romane und Novellen. Von Karl Müller-Rastatt. — Neue Lyrik. Von Eduard Haug. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Bismarck-Studien.

Mit rüstiger Kraft setzt Horst Kohl seine großen Quellenarbeiten zur Geschichte des Fürsten Bismarck fort. Von der Untugend des deutschen Gelehrten, nur erste Bände zu liefern, weiß dieser Forscher nichts. Kaum hatten wir den ersten Band seiner Bismarck-Regesten *) im vergangenen Jahre in d. Bl. kurz gewürdigt, als der zweite erschien, der die ungeheuere Arbeit abschloß. Welch ein Contrast zwischen dem 21. März 1871, dem Tage, an welchem Kaiser Wilhelm im alten Hohenzollernschloß den ersten deutschen Reichstag eröffnete und dem 20. März 1890, wo der Reichskanzler, nachdem er drei Tage vorher amtlich vom Kaiser aufgefordert war, von seinen Aemtern zurückzutreten, auf sein infolge dessen eingereichtes Gesuch den Abschied erhielt! An jenem erstgedachten Märztage sprach der alte Kaiser zu den Vertretern des neuerstandenen Reichs: „Wir haben erreicht, was seit der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde: die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unserer Grenzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Entwickelung.“ Und er schloß: „Möge die Wiederherstellung des Deutschen Reichs für die deutsche Nation auch nach innen das Wahrzeichen neuer Größe sein, möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfrieden folgen, und möge die Aufgabe des deutschen Volks fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampf um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen. Das walte Gott!“ Zu den Füßen des erhabenen Herrn, an den Stufen des Thrones, die Paladine Roon, Moltke, Bismarck! Wir sehen in dem vorliegenden Bande, wie der kaiserliche Herr seinen Kanzler, der geschäftsmüde seine Entlassung fordern zu müssen glaubt, sein „Niemals“ entgegenhält; wie er ihm einmal schreibt, sein stetes Anliegen an ihn sei, daß er sich für seinen schweren Beruf kräftigen und erhalten möge. Er sendet ihm zu seiner silbernen Hochzeit eine Vase, „die eine dankbare Borussia darstellt und die, so zerbrechlich ihr Material auch sein mag, doch selbst in jeder Scherbe dereinst aussprechen soll, was Preußen Ihnen durch die Erhebung auf die Höhe, auf welcher es jetzt steht, verdankt“. Und Tag für Tag, Monat für Monat, Jahr für Jahr zieht die gewaltige Friedensarbeit des Kaisers und seines ersten Staatsmannes an uns vorüber. So manches wunderbare Bekenntniß Bismarck's ist eingeflochten! Wie schön ist nicht der Brief, den er am Weihnachtsabend 1872 an seinen geliebten Herrn, der ihn mit der Nachbildung des Rauch'schen Standbildes Friedrich des Großen in Bronzeguß erfreut hatte, dankend sendet. Viel lieber hätte er vor der Front, schreibt er da, als hinter dem Schreibtisch seine Anhänglichkeit an das angestammte Königshaus und seine Begeisterung für die Größe und den Ruhm des Vaterlandes bethätigt. „Ich wäre vielleicht ein unbrauchbarer General geworden, aber nach meiner eigenen Neigung hätte ich lieber Schlachten für Eure Majestät gewonnen, wie die Generäle, die das Denkmal zieren, als politische Campagnen. Nach Gottes Willen und nach Eurer Majestät Gnade habe ich die Aussicht, in Schrift und Erz genannt zu werden, wenn die Nachwelt die Erinnerung an Eurer Majestät glorreiche Regierung verewigt. Aber die herzliche Anhänglichkeit, die ich, unabhängig von der Treue jedes ehrlichen Edelmannes für seinen Landesherren, für Eurer Majestät Person fühle, der Schmerz und die Sorge, die ich darüber empfinde, daß ich Eurer Majestät nicht immer nach Wunsch dienen kann, werden in keinem Denkmal Ausdruck finden können; und doch ist es nur dieses persönliche Gefühl in letzter Instanz, welches die Diener ihrem Monarchen, die Soldaten ihrem Führer, auf Wegen, wie Friedrich II. und Eure Majestät nach Gottes Rathschluß gegangen sind, in rücksichtsloser Hingebung nachzieht. Meine Arbeitskraft

*) Fürst Bismarck. Regesten zu einer wissenschaftlichen Biographie des ersten deutschen Reichskanzlers. Zweiter Band: 1871—1890. Leipzig, Renger. 1892. Gr. 8. 22 M.

entspricht nicht mehr meinem Willen, aber der Wille wird bis zum letzten Athem Eurer Majestät gehören."

Aus aller Müdigkeit rafft der Staatsmann sich immer wieder auf. Die Worte, die sein kaiserlicher Herr am Schlusse seines irdischen Wallens sprach: „ich habe keine Zeit, müde zu sein", sind auch die Losung Bismarck's. Er führt den ihm aufgedrängten Culturkampf, er ordnet mit starker Hand die wirthschaftlichen Verhältnisse des Reichs, er baut Dämme gegen das unruhige Element der Socialdemokratie, sorgt aber zugleich für den Schutz jeder ehrlichen Arbeit und strebt das Alter des Arbeiters zu einem sorgenfreien zu machen, er tritt für die Erhöhung der Wehrkraft des Vaterlandes mit vollster Entschiedenheit ein, er gründet, unruhigen Nachbarn zur Warnung, den Dreibund. Nicht die Machtfülle des Deutschen Reichs will er bei politischen Fragen in die Wagschale werfen, dann nicht sagen, so soll es sein, er denkt für die Erhaltung des Friedens sich am meisten geeignet, in der Rolle „eines ehrlichen Maklers, der das Geschäft wirklich zu Stande bringen will". Er scheut auch nicht vor der ultima ratio, dem Kriege, zurück, aber er spricht es aus: „Nur für den Schutz unserer Unabhängigkeit nach außen, unserer Einigkeit unter uns und für diejenigen Interessen, die so klar sind, daß, wenn wir für sie eintreten, nicht blos das einstimmige nothwendige Votum des Bundesraths, sondern auch die volle Ueberzeugung, die volle Begeisterung der deutschen Nation uns trägt, nur einen solchen Krieg bin ich bereit, dem Kaiser anzurathen." Das ist das Große an Bismarck, daß er, so lange er Minister war, niemals Tendenzpolitik getrieben hat. „Ich habe bestimmte, positive, praktische Ziele, nach denen ich strebe", bekennt er einmal. Und jetzt, wo die Summe seiner Thaten vor uns liegt, erkennen wir das genauer. Wir ersehen an seiner Arbeit, was sein Herz bewegt. Es schlägt nur für das Vaterland, das er den Deutschen geschaffen hat. In ihm selbst hat sich der größte Umschwung vollzogen. Aus dem kampfbereiten Junker, der er in seiner Jugend war, aus dem incarnirten Preußenthum, das ihn gefangen hielt, hat er sich herausgearbeitet zu der Höhe wahrhaft nationaler Anschauung. „Ich habe in allen diesen Kämpfen nur eine einzige Magnetnadel gehabt, die mich leitete. Das war das, was ich in jedem Falle für das Reichsinteresse erkannte, das habe ich vertreten. Eine andere Aufgabe kann ich mir auch künftig nicht stellen. Verlangen Sie von mir keine Consequenzmacherei, sondern ich führe die Regierung nach meiner Ueberzeugung, die immer auf seiten des Reichs und nie auf der Seite einer Fraction stehen wird." Alles gipfelt schließlich in dem herrlichen Wort, das er in seiner großen Reichstagsrede am 6. Februar 1888, der letzen, die er bei Lebzeiten Kaiser Wilhelm's gehalten, uns allen als Vermächtniß für Kind und Kindeskinder gegeben hat, das fortleben wird, so lange noch deutsche Herzen schlagen: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt!"

Dann das Ende! Der Deutschen Blick schweift über das weite, unermeßliche Weltmeer, ein Mehrer des Reichs schafft Bismarck einen Colonienbesitz von gewaltiger Ausdehnung. Im Reiche selbst sorgt er für die Erhaltung der Arbeitskraft, seine letzte Reichstagsrede tritt für das Invalidengesetz zu Gunsten der arbeitenden Bevölkerung ein. Wie der gealterte Faust dem Meere das Land abgerungen, viele Millionen Räume eröffnet hat, nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen; wie Faust bekennt, daß dies der Weisheit letzter Schluß sei, nur der verdiene sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern müsse; wie Faust in ahnungsvollem Sinn all das Gewimmel in der Arbeit und in dem beseeligenden Gefühl, auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehen, sieht und dann fällt, im Vorgefühl von solchem hohen Glück den höchsten Augenblick genießend — so fällt auch Bismarck!

Ein Menschenalter emsiger Arbeit können wir, dank dem treuen Führer, den Kohl uns geliefert, geschichtlich würdigen. Das möchten wir besonders noch hervorheben, daß wir die Methode geschichtlicher Forschung, die wir an den Quellen des Mittelalters und der Neuzeit auszuüben gewohnt sind, mit Hülfe der Bismarck-Regesten nun auch an der Geschichte der neuesten Zeit erproben können. Ein Beispiel möge genügen, zugleich auch zeigen, wie Sagenbildung sich selbst an den Trägern moderner Geschichte lustig emporrankt. Bekanntlich hatte das preußische Abgeordnetenhaus am 23. September 1862 die von König Wilhelm ins Leben gerufene Reorganisation der preußischen Armee durch mit überwältigender Majorität beschlossene Ablehnung der geforderten Geldmittel verworfen. Die Denkwürdigkeiten Roon's berichten bei diesem Anlaß, daß Roon an demselben Tage, also am 23. September, dem König hierüber Vortrag gehalten. Der König habe erneut den Rath seines Kriegsministers darüber, was in dieser schweren Lage zu thun sei, verlangt. „Berufen Ew. Majestät Bismarck" — war, wie schon oft, Roon's Antwort. „Er wird nicht wollen, wird es jetzt auch nicht übernehmen; er ist auch nicht da, es kann mit ihm nichts besprochen werden", versetzte der König. „Er ist hier, er wird Ew. Majestät Ruf bereitwillig folgen" — konnte Roon da antworten. Die Folge war eine längere Unterredung des Königs mit Bismarck, nach welcher diesem vorläufig der Vorsitz im Staatsministerium übertragen wurde. Wenige Tage darauf erfolgte die definitive Ernennung zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Ministerpräsidenten: Das von Roon lange Ersehnte war damit endlich erreicht!

So kurz diese Schilderung ist, so dramatisch ist sie zugleich. Man glaubt das Schwanken König Wilhelm's mit durchzumachen, der Knoten wird von Roon mit scharfem Hieb durchhauen. Nur Schade, daß Wahrheit und Dichtung sich hier wunderlich gemischt haben. Freilich ist es Roon gewesen, der Bismarck's Kommen verursachte, denn das Telegramm, das Bismarck veranlaßte, von Paris abzureisen, ist von Moritz von Blankenburg sicher in Roon's Auftrag abgesandt. Es lautete übrigens nicht, wie eine weitverbreitete Erzählung angibt: „Die Birne ist reif",

sondern nach Bismarck's eigener Angabe: Periculum in mora Dépêchez-vous. Und weiter wissen wir aus den Regesten, daß Bismarck am 20. September früh in Berlin ankam, an demselben Tage eine Audienz beim König hatte, die sich am 22. September wiederholte, daß die entscheidende Unterredung mit dem König Wilhelm am 23. September nach 5 Uhr nachmittags stattfand. Punkt für Punkt widerlegen also diese Angaben die Erzählungen in den Roon'schen Denkwürdigkeiten.

Eine Geschichte des preußischen Militärconflicts zu erhalten ist noch ein frommer Wunsch! Auch die Sybel'sche Darstellung läßt doch nicht alle Phasen desselben in voller Schärfe erkennen. Das ist wol daraus zu erklären, daß die wichtigsten Actenstücke bisjetzt noch in den Archiven geheim gehalten werden. Ehe wir nicht die Vorträge, die von dem Ministerium dem König gehalten wurden, die Protokolle der Ministersitzungen selbst besitzen, werden wir nicht zur erwünschten Klarheit kommen. Was wir haben, sind doch nur die dem Abgeordnetenhaus mitgetheilten Actenstücke, die Berichte der Commissionen desselben, die Verhandlungen des Hauses selbst. Daß in den letztern die Reden Bismarck's einen ganz hervorragenden Platz einnehmen, ist längst bekannte Thatsache. Auch hier verdanken wir Kohl's Fleiß das rüstige Fortschreiten der kritischen Ausgabe der Reden des Fürsten. Es mag gestattet sein, auf die von Beginn seiner Ministerschaft an bis zum Ausbruch des französischen Kriegs gehaltenen einen kurzen Blick zu werfen.*) Liest man jetzt durch, was Bismarck, Roon und die andern Räthe des Königs damals vor der Kammer gesprochen haben, so wächst unsere Verwunderung von Stück zu Stück darüber, wie man der Stimme der ruhigen, ungeschminkten Wahrheit gegenüber, die uns daraus entgegentönt, so taub sein konnte, wie selbst sonst unbefangen denkende Männer in politischer Voreingenommenheit so verrannt waren, daß sie zu den wunderlichsten Anschuldigungen und Verdrehungen sich hinreißen ließen. In der Debatte, die über die mit Rußland während des polnischen Aufruhrs geschlossenen Verträge stattfand, äußerte sich der Abgeordnete Simson (der spätere Präsident des Reichsgerichts) folgendermaßen: „Ich verlange nicht — denn das Verlangen wäre ein übermäßiges —, daß eine Regierung alle Zeit den kühnen Flug des Genius einzuhalten im Stande sein soll. Mehr gerechtfertigt wäre schon die mildere Forderung, daß sie den ruhigen, sichern Gang des Talents und der Erfahrung zu gehen verstände. Aber in jedem Falle wird die Bewunderung dafür, daß jemand nicht fällt, die Bewunderung, die man ja jedem Seiltänzer würde zuwenden müssen, eine Bewunderung sein, nach der nicht jedermanns Gaumen und Appetit stände." Der Abgeordnete von Sybel ließ sich bei derselben Gelegenheit folgendermaßen aus: „Meine Herren, unser Staat ist das einst so stolze Kriegsschiff, dessen scharfer Kiel mit Brausen die Wellen der Jahrhunderte durchschnitt, dessen Seiten, oft vom Sturme wund gepeitscht, mit dem Eisenpanzer preußischer Volkskraft gefestigt waren, und welches jetzt, mit thöricht überhöhten Masten, des besten Theils seines Eisens und seiner Dampfkraft beraubt, mit Herrn von Roon im Maschinenraum und Herrn von Bismarck am Steuer in den gärenden Ocean der europäischen Händel sich hinauswagen soll. Dafür mag stimmen wer will, ich vermag das nicht, und ich hoffe, Sie alle werden es nicht vermögen. Wir wollen unser Land seinem Könige, und unsern König seinem Lande erretten — und deshalb werden wir heute und morgen und immerdar unsere Stimmen gegen die falschen Rathschläge der jetzigen Rathgeber der Armee erheben, schonungslos und rücksichtslos." Wahrscheinlich werden die beiden trefflichen Männer, die so geredet, selbst heute lächeln, wenn sie ihre damaligen Ergüsse lesen. Ob aber Herr Virchow auch heute über sich lacht, wenn er liest, was er in jenen Tagen gesprochen? Das Prophezeien hat er wenigstens schon damals mit größter Virtuosität getrieben, nur schade, daß niemals eingetroffen ist, was er prophezeite. Wünscht man Belege? Als die schleswig-holsteinsche Frage im Januar 1864 zur Verhandlung stand und die Fortschrittspartei im Abgeordnetenhause den Versuch machte, den Augustenburger zu erheben, hat Virchow, nachdem er sich über die Großmachtsucht Preußens weidlich lustig gemacht hatte, unter anderm gesagt: „Alle diejenigen, die eben noch in Bezug auf preußische Interessen Bedenken tragen, möchte ich bitten, die Geschichte des Wiener Congresses zu lesen, um die Gefahren sich klar zu machen, die Preußen auf einem neuen europäischen Congresse laufen würde. Preußen würde immer der Letzte sein, der etwas bekommt; es müßte immer darauf rechnen, daß seine Interessen am meisten geschädigt werden, und wenn Preußen es ist, welches jetzt ein deutsches Land auf einen europäischen Congreß hinweist, dann können wir schon sicher sein, daß dieses deutsche Land dem Feinde überliefert werden wird."

Wie stehen dagegen Bismarck's Reden ab! In der Hitze des Gefechts entfallen ihm wol auch Worte, die wie wuchtige Hiebe auf die Gegner herniedersausen, aber es sind Hiebe, die in ehrlichem Manneskampf ausgetauscht werden, und die, um ein dem Studentenleben entlehntes Bild zu gebrauchen, den Gegner „abführen". Wie geschickt ist z. B. die Herrn Virchow schon im December 1863 versetzte Abfuhr! „Der Herr Vorredner hat gesagt, mir fehle das Verständniß für die nationale Politik; ich kann ihm den Vorwurf nur mit der Unterdrückung des Epithetons zurückgeben. Ich finde bei dem Herrn Vorredner Verständniß für die Politik überhaupt nicht. Dieses Verständniß ist gewiß auch in andern Ländern nicht weiter verbreitet als bei uns, aber es findet sich in andern Parlamenten doch selten dieser Grad von Entschlossenheit im Bilden und Aussprechen von Ansichten gepaart mit demselben Maße von Unkenntniß der Dinge wie bei uns."

*) Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Historisch-kritische Gesammtausgabe besorgt von Horst Kohl. Zweiter bis vierter Band. Stuttgart, Cotta. 1892 und 1893. — Inzwischen ist auch der vierte und fünfte Band erschienen, die später, wenn der Abschluß des ganzen Werks vorliegt, von uns gewürdigt werden sollen.

Doch genug des Persönlichen! Unerquicklich ist das Bild des innern Kampfes, der sich in den Reden Bismarck's von 1862 bis 1866 widerspiegelt. Die großen Fragen der Zeit, Heeresorganisation, Fürstencongreß in Frankfurt, dänischer Krieg, die endliche Entscheidung in Deutschland treten uns bei der Lektüre in aller Schärfe entgegen. Das Jahr 1866 bedeutet einen Umschwung! Die Neuordnung Deutschlands ist eingeleitet. Zum ersten male tritt ein neues, deutsches Parlament zusammen. Und wenn auch dessen Competenz vorerst nur eine in Zollsachen zuständige ist, die Keime reichern, neuen Lebens sprossen überall. Aus dem angefeindeten Minister ist jetzt der große deutsche Patriot geworden, der selbst das Herz seiner ehemaligen Feinde sich zu erobern gewußt hat. Mit gehobenem Haupte schreitet jetzt der gewaltige Mann einher, und seinem Munde entströmen Worte, die unverlierbares Eigenthum der Nation werden. „Meine Herren, arbeiten wir rasch! Setzen wir Deutschland, sozusagen, in den Sattel! Reiten wird es schon können!" „Eine Regierung muß nicht schwanken; hat sie ihren Weg gewählt, so muß sie, ohne nach rechts oder links zu sehen, vorwärtsgehen, kommt sie ins Schwanken, so wird sie schwach und darunter leidet das ganze Staatsgebäude." „Ich gebe zu bedenken, daß ein Apell an die Furcht in deutschen Herzen niemals ein Echo findet." „Daß jeder Staat, dem seine Ehre und Unabhängigkeit lieb ist, sich bewußt sein muß, daß sein Friede und seine Sicherheit auf seinem eigenen Degen beruht, — ich glaube, meine Herrn, darüber werden wir alle einig sein."

Doch wozu noch weitere Anführungen aufeinander häufen? Man lese die Reden selbst, hier haben wir den ganzen Bismarck! Und dieser kann uns nie genommen werden!

Wilhelm Arndt.

Neueste Goethe-Schriften.

1. Goethe-Jahrbuch herausgegeben von L. Geiger. Vierzehnter Band. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten u. Loening). 1893. Gr. 8. Geb. 10 M.
2. Der junge Goethe. Ein Bild seiner innern Entwickelung (1749—1775) von Siegmar Schultze. Erste bis dritte Lieferung. Halle, C. A. Kaemmerer u. Comp. 1893. 8. 3 M. 90 Pf.
3. Torquato Tasso, ein Schauspiel von Goethe. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Franz Kern. Berlin, Nicolai. 1893. Gr. 8. 10 M.

Wie billig beginnen wir unsern diesmaligen Bericht mit dem Werke, das den Mittelpunkt der gesammten Goethe-Forschung bilden will. Zweierlei ist an dem vierzehnten Bande des „Goethe-Jahrbuchs" von L. Geiger (Nr. 1) besonders zu rühmen: es bringt einen umfangreichen Ueberblick über die gesammte Goethe-Literatur, der umfassender und eingehender ist, als seine Vorgänger und eine reiche Fülle neuen Materials aus dem Goethe-Schiller-Archiv. Unter diesen „neuen Mittheilungen" steht an erster Stelle ein bisher unbekannter Vortrag von Goethe „über die verschiedenen Zweige der hiesigen Thätigkeit". Im Sommer 1791 hatte Goethe einen literarischen Verein, die Freitaggesellschaft, gegründet, an der zuerst Herder, Wieland, Knebel, Bode und Voigt theilnahmen. Der Zweck dieses Vereins war nach dem Statut „eine gemeinsame Unterhaltung, durch Vorlesungen und andere Mittheilungen". Die Sitzungen wurden ursprünglich alle Monate bei der Herzogin Mutter abgehalten, später in Goethe's Haus. In einer dieser Sitzungen, etwa im Winter 1795 auf 1796 hat Goethe den nun abgedruckten Vortrag gehalten. Er gewährt einen interessanten Ueberblick über die großartige Thätigkeit und Wirksamkeit des Fürsten des kleinen Landes und seines großen Berathers. Der Herausgeber von der Hellen hat einen ausführlichen Commentar zu dem Vortrag geschrieben, dessen er bei der Vielseitigkeit der hier erörterten geistigen Bestrebungen in Weimar und Jena sehr bedurfte. Zahlreich und auch zum Theil bedeutend sind die mitgetheilten Briefe an und von Goethe. Wie wir im vorigen Jahre durch neue Briefe die Beziehungen Goethe's zu Bäbe Schultheß als viel nähere und intimere, denn man bis dahin geglaubt hatte, kennen lernten, so treten uns diesmal zwei weibliche Gestalten entgegen, die Goethe seinem nähern geistigen Verkehr für würdig hielt, für deren eine er sogar ein über die Freundschaft hinausgehendes Interesse eine Zeit lang zeigte und die doch vielen Goethe-Freunden unbekannt sein werden. Es sind dies Frau Marianne von Eybenberg und Frau Sara von Grotthus, zwei Schwestern, Töchter eines reichen jüdischen Kaufmanns Namens Meyer in Berlin. Marianne war heimlich mit dem Fürsten Heinrich XIV. von Reuß, demselben, der aus Goethe's Campagne in Frankreich bekannt ist, verheirathet gewesen und hatte nach dessen Tod den Namen einer Frau von Eybenberg angenommen. Sara wurde mit funfzehn Jahren die Frau eines ungeliebten Mannes, des Kaufmanns Lipmann Wolff in Berlin. Auch in einer zweiten Ehe mit dem von ihr schon lang vorher geliebten Baron von Grotthus wurde die eitle und krankhaft aufgeregte Frau nicht glücklich.

Beide Frauen wurden mit Goethe während seines Aufenthalts in Karlsbad 1795 bekannt. Nicht nur die innere Größe Goethe's, nicht der Werth seiner Werke, sondern vor allem seine Berühmtheit und seine äußere Stellung fesselte diese Frauen an ihn. Wie gar manche der emancipirten berliner Jüdinnen jener Zeit suchten sie mit der Gabe des Witzes und des Reichthums die Schranken, die sie von der höhern Gesellschaft trennte, zu durchbrechen, auch auf die Gefahr hin, aufdringlich und anmaßend zu erscheinen. Wie Rahel und ihr Mann, so wirkten auch Marianne und Sara in Berlin für das Verständniß Goethe's mit Feuereifer, der Lohn blieb nicht aus. Die ursprüngliche Kühle des Dichters macht einer wärmern Empfindung Platz; es

kommt zu einem vertraulichen Verhältniß, besonders mit der schönen und geistreichen Marianne. Durch ihre Anhänglichkeit und durch Sendungen von auserlesenen Tafelgenüssen schufen sie sich das Recht, Goethe's Werke beim Erscheinen von ihm selbst zu erhalten. Die Briefe Goethe's an die beiden Schwestern sind schon früher bekannt geworden; sie wurden 1837 von Varnhagen veröffentlicht; neben andern später bekannt gewordenen sind erhalten 22 an Marianne, 25 an Sara; die Briefe der Schwestern an Goethe, 21 von Marianne, 8 von Sara, erscheinen nun hier abgedruckt zusammen mit zwanzig Briefen Varnhagen's. Von der neu gewonnenen Bekanntschaft (im Juli 1795) unterrichtet Goethe sofort Freund Schiller, er nennt sie ein allerliebstes Weibchen und erzählt von einer lustigen Verwechselung Mariannens, die ihn für den Verfasser Klinger'scher Schriften gehalten hätte.

„Ich habe nur gesehen und geschwätzt; was sonst werden und gedeihen wird, muß abgewartet werden. Auf alle Fälle habe ich gleich einen kleinen Roman aus dem Stegreif angeknüpft, der höchst nothwendig ist, um einen Morgens 5 Uhr aus dem Bett zu locken." Varnhagen geht wol etwas zu weit, wenn er „von der lebhaftesten Neigung Goethe's" spricht, „die nach überstandenem Schwindel der Verliebtheit als aufmerksame Beachtung fortdauerte". Im Juni und Juli 1808 waren Goethe und Marianne wiederum in Karlsbad zusammen; er hielt die Gespräche mit ihr für wichtig genug, um sie in seinem Tagebuch anzuführen. Daneben weihte er sie in seine Dichtung ein, er las ihr „Die pilgernde Thörin", „Die neue Melusine" und anderes vor. An diese Zusammenkunft knüpfte sich ein lebhafter brieflicher Verkehr, bei dem sogar manchmal die Rollen wechseln und Goethe der sehnsuchtsvoll Wartende ist. Das letzte Zusammentreffen fand im Juli 1810 in Teplitz statt. Vom 8. Juli bis 3. August berichtet das Tagebuch getreulich von dem innigen und vertraulichen Verkehr, von gemeinsamen Spaziergängen und Fahrten, auch von Gegenständen der Unterhaltung, die meist an Goethische gedruckte oder im Entstehen begriffene Werke anknüpfte, wie z. B. an die „Wahlverwandtschaften", „deren letztes Kapitel er für sie zusammengeschrieben hatte, um ihr keinen fragmentarischen Eindruck zu hinterlassen". Am 16. September nahm Goethe von Teplitz Abschied, er hat die Freundin, die zwei Jahre darauf starb, nicht mehr gesehen. Mariannens eitler und gefallsüchtiger Schwester gegenüber hatte Goethe bisher sich kühl und zurückhaltend gehalten. Etwas lebhaft wird der Verkehr erst seit dem Tode Mariannens. Von ihren Briefen ist besonders interessant der vom 30. Juni 1814, in dem sie um Erfüllung der Bitte des Theaterdirectors Liebich in Prag, der Goethe um ein Friedensfestspiel gebeten hatte, unter rührender Berufung an Goethe's Patriotismus bittet und eine Schilderung aus ihrer Jugend, in der Lessing's Nathan und Werther's Leiden als handelnde Personen auftreten. Sie hatte im dreizehnten Jahre hinter dem Rücken des Vaters einen empfindsamen Roman mit einem hamburger Kaufmannssohn, der ihr zum Trost für unglücklich Liebende den „Werther" sandte. Der Vater erfährt das und ihr Mentor Mendelssohn wirft den „Werther" aus dem Fenster:

In dieser Zeit kam Lessing zum Besuch nach Berlin, er der mich väterlich liebte, mich immer zu unterrichten gesucht hatte, wo ihm mein unfähiger Geist nicht im Wege war, erschrak über meine Blässe und frug ängstlich nach der Ursache meines Kummers. Außer sich über meine Erzählung, bot er mir seinen Schutz an, im Fall ich den jungen Menschen heirathen wollte (welches ich aber nicht mochte, die vielen Leiden, die ich um ihn erduldet, hatte mein heißes Gefühl, das wohl nicht ganz ächt war, wie ich jetzt fühle, ganz erkaltet) war indignirt gegen Mendelssohn und brachte mir ein ander Exemplar von Werther (das ich aber lange nicht ohne Schauer ansah) sagte mir alles was er darüber dachte, welchen Apparat er darin gefunden. „Du wirst einst erst fühlen, sagte er, was für ein Genie Göthe ist, das weiß ich, ich habe immer gesagt, ich gebe 10 Jahre von meinem Leben, wenn ich Sternens Lebenslauf um ein Jahr hätte verlängern können, aber Göthe tröstet mich einigermaßen über seinen Verlust, ich kann das Gewäsche von Verderben, Schwärmerei u. s. w., gar nicht hören, elendes Räsonnement, malt für Eure Kleisterpuppen lauter Grandisone, damit sie nicht am Feuer der Empfindung springen, soll man denn gar nicht für Menschen schreiben, weil Narren närrisch sind? Eins thut mir nur leid, daß der arme Jerusalem durch diese Meisterwerke öfter an den Verlust seines Sohnes wird erinnert werden, weil der große Narrenhaufe glaubt, der junge Jerusalem sei so gewesen und ihm noch mehr Trost zusprechen wird."

Zu diesen Briefen hat Geiger sehr ausführliche und sachkundige Erläuterungen, die genau auf alles, was irgend der Erklärung bedarf, eingehen. Zu einer Stelle möchten wir eine Bemerkung machen. In dem Briefe Nr. 19, den Geiger in das Jahr 1804 (?) setzt, ist von Lerse, dem bekannten in Götz verewigten Jugendfreund Goethe's die Rede. Nun hat aber Düntzer längst auf eine Stelle in Wieland's „Merkur" vom 17. Juni 1800 aufmerksam gemacht, nach der Lerse bereits 1800 gestorben war. In dieser Todesnachricht aus Wien, in der Lerse als Kunstkenner und Numismatiker gepriesen wird, wird auch mitgetheilt, „daß herzliche Grüße von Goethe die letzte Empfindung war — mit der er aus der Welt ging".

Auch andere Besitzer Goethischer Briefe haben für das „Goethe-Jahrbuch" beigesteuert, so die Universitätsbibliothek in Leipzig, die jetzt den Kestner'schen Nachlaß besitzt. O. Günther veröffentlicht aus dieser Sammlung mehrere Briefe Goethe's an Kestner und Lotte aus dem Jahre 1801 und 1803 und gibt an anderer Stelle einen kleinen interessanten Aufsatz über Lottens und ihrer Tochter Klara Besuch in Weimar im Jahre 1816. Beider Damen Berichte zeigen uns, daß das Wiedersehen der beiden Hauptpersonen des Werther nicht sehr erfreulich ausfiel:

Von dem Wiedersehen, schreibt Lotte Kestner, des großen Mannes habe Euch selbst noch wohl nichts gesagt: Viel kan ich auch nicht darüber bemerken. Nur so viel, ich habe eine neue Bekantschaft von einem alten Mann gemacht, welcher, wen ich nicht wüßte, daß er Göthe wäre, u. auch denoch, hat er keinen angenehmen Eindruck auf mich gemacht. Du weißt wie wenig ich mir von diesem Wiedersehen, oder vielmehr dieser neuen Bekanntschaft versprach, war daher sehr unbefangen: auch that er nach seiner steifen Art alles mögliche um verbindlich gegen mich zu sein.

O. Günther ist auch in der glücklichen Lage, eine von A. Kestner unterdrückte Stelle in dem Briefe Goethe's an J. G. Kestner vom 19. April 1773 zu veröffentlichen. Es ist der Brief, in dem Goethe sich über Kestner's Eifersucht und seinen unbegründeten Vorwurf beschwert. Er kennzeichnet in ihm sein wahres Verhältniß zu Lotte mit dem Worte: der erste Augenblick, der sie mir näher brächte, wäre der letzte unserer Bekanntschaft". Hinter dem Worte: „Und nun seht wie fern ich neidisch bin und es sein muß" hat A. Kestner folgenden für uns sehr wichtigen Satz gestrichen: „und das sag ich euch, wenn ihr euch einfallen (laßt), eifersüchtig zu werden, so halt ich mirs aus euch mit den treffensten Zügen auf die Bühne zubringen und Juden und Cristen sollen über euch lachen."

Das Jahrbuch bringt dieses mal drei Aufsätze. Auf den ersten sehr ausführlichen, wenn auch in seinen Ergebnissen nicht ganz klaren Artikel über „Goethe's Art zu arbeiten" von Richard M. Meyer wollen wir an anderer Stelle eingehen. Der dritte von H. Morsch: „Des Epimenides' Erwachen" reizt vielfach zu ganz energischem Widerspruch. Daß Goethe zu dem genannten Festspiel eine französische Quelle, und zwar die Posse des Franzosen Flins benutzt haben soll, das werden wol nur wenige glauben. Und selbst wenn man es annähme, ist nichts damit gewonnen, da nach des Verfassers eigener Angabe im Goethischen Drama fast gar nichts auf diese hindeutet. Zu unserer Verwunderung wird auch hier wieder die Ansicht verfochten, daß Epimenides Goethe selbst sei und daß er durch sein Festspiel gewissermaßen sein eigenes unpatriotisches oder ungläubiges Verhalten im Freiheitskriege hätte an den Pranger stellen und ein „peccavi" vor aller Welt aussprechen wollen. Man denke nur daran, daß Goethe dieses Drama als Festspiel für die Friedensfeier zur Verherrlichung der Sieger schrieb und man wird wol eine solche Geschmacklosigkeit, sich selbst dabei als Hauptperson einzuführen, Goethen nicht zutrauen. Um das Goethische Gedicht: „Deutscher Parnaß", von dem die zweite Abhandlung von Daniel Jakoby handelt, wird noch immer gestritten. Loeper und Julian Schmidt wollten darin eine Satire auf Gleim sehen, Düntzer bezieht sie auf Herder. Jakoby hält das erstere für richtig, ohne es freilich wirklich beweisen zu können. Daß Goethe die Idee zu diesem Gedicht durch Gleim's Klage über die Xenien erhalten hat: „Wie war's einmal so schön auf unserm Helikon, als . . . noch Faunen nicht auf ihm der Muse Täuze störten mit ihrem Wolfsgeheul und Tigerungestüm", wird man nicht leugnen können und das war auch schon von Julian Schmidt gesagt worden; aber die Satire selbst wollte Herder treffen, der gerade damals gegenüber den herrlichen Werken Goethe's sich ablehnend verhielt und an seinem einseitigen philiströsen Standpunkt festhielt.

Neben den vielen Einzeluntersuchungen und den immer mehr wachsenden Abhandlungen über einzelne der Werke Goethe's und seiner Beziehungen, von deren großer Zahl uns die Bibliographie des Jahrbuchs berichtet, wird eine Arbeit, die einmal einen größern Abschnitt des Goethischen Lebens zusammenfaßt, willkommen geheißen werden, zumal wenn sie so viel verspricht, wie das Buch „Der junge Goethe" von Siegmar Schultze (Nr. 2). Er will die Entwickelung darlegen „Goethe's des Menschen aus den gesellschaftlichen Zuständen des Jahrhunderts und Goethe's des Dichters aus dem literarischen Verhältniß des Jahrhunderts". Von vornherein macht es einen übeln Eindruck, daß der Verfasser gleich im Vorwort auf seine Vorgänger schlecht zu sprechen ist. Wir bekommen hier zu lesen: „Ein Fehler der Literaturgeschichte ist oft der, Factum an Factum, Werk an Werk, Zahl an Zahl zu reihen. Aber in welchen Zeitverhältnissen, Umgebung, Verkehr, innern Seelenzustand ein Dichter an das Werk geht, welche Anregungen, Vorbilder er hatte, was er erlebt und wie er es erlebte, das sind Fragen, die wenig oder gar nicht gestreift werden." Man traut seinen Augen nicht!! Unsere gesammte Goethe-Literatur beschäftigt sich gerade mit diesen Fragen. Ja, vielfach hört man schon nicht unberechtigte Klagen, daß das viel zu viel geschähe, aber Siegmar Schultze leuguet diese Thatsache frisch weg, nur damit einige Unwissende glauben sollen, der Verfasser brächte etwas ganz Neues. Doch lassen wir das Vorwort und beschäftigen wir uns mit dem Buche selbst. Leider ist der Eindruck, den die Lektüre gibt, nicht günstiger.

Man lese nur einmal die zwei Seiten, die Schultze Goethe's Mutter gewidmet hat und man wird sich erstaunt fragen, ob Verfasser nach all den jüngst veröffentlichten Quellen nicht mehr von der herrlichen Frau und dem geistigen Zusammenhang zwischen Mutter und Sohn zu sagen wußte. Höchst dürftig ist auch die Schilderung des Vaters. Der eigentlich wunde Punkt seines Lebens, der so vieles erklärt, wird fast gar nicht berührt, und der Vorwurf der Ungerechtigkeit Goethe's gegen seinen Vater wird hier auch noch aufgefrischt. Die Vorfahren Goethe's werden überhaupt kaum erwähnt. Von der Macht der Vererbung scheint der Verfasser also nicht viel zu halten! Nach dem trefflichen Buch von E. Mentzel: „Die Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M." hätte man eine eingehendere Darstellung des Einflusses des französischen Theaters auf den jungen Goethe erwartet. Aber der Verfasser scheint das Buch gar nicht zu kennen. Klopstock's directen Einfluß auf Goethe will Schultze leugnen, obgleich Goethe auf ihn selbst hingewiesen hat; sein „Belsazar" wird doch wol von Klopstock's „Salomo" nicht ohne Abhängigkeit sein. Auch die Künstler, die für den Knaben Goethe von Bedeutung wurden, sind schlecht weggekommen und doch sind wir z. B. über Seekatzen's nahe Beziehungen zur Goethischen Familie gut unterrichtet. Was mit der selbstbewußten Bemerkung bei der Gretchen-Episode gemeint ist: „Ich glaube mit Recht hier den Beginn eines Sturms und Dranges in Goethe nachgewiesen zu haben", wird durchaus nicht klar. Die Goethische Schilderung in „Dichtung und Wahrheit" wird oft kritiklos aufgenommen. Die weimarer Ausgabe scheint manchmal gar nicht benutzt oder verglichen

worden zu sein. So lesen wir am Schlusse des ersten Heftes: „Im biographischen Schema merkt er an: ungeheuer zurück in der Dichtkunst; in der That ist er ungeheuer zurück u. s. w.“ Dagegen wissen wir längst, daß das eine falsche Lesart Goedeke's war. Goethe hatte im Schema 1763 geschrieben: Ungeheures. Zurück in die Dichtkunst. Ebenso ist nirgends auf die abweichenden Lesarten früherer Bearbeitung einzelner Theile von „Dichtung und Wahrheit“ (vgl. z. B. weimarer Ausgabe Bd. 27, S. 386 fg.) Rücksicht genommen. Die „Laune des Verliebten“ hält Schultze für eine neue Bearbeitung des frankfurter Schäferspiels „Amine“, während doch zwei Briefstellen (weimarer Ausgabe, I, 96 u. 114) deutlich zeigen, daß beide Stücke nur den Namen „Amine“ gemeinsam haben. In einer der beigegebenen Tabellen wird Goethe's Aufnahme in die arkadische Gesellschaft als im Juni 1764 erfolgt angegeben. Woher der Verfasser diese Kunde hat, ist nicht erfindlich. Es spricht vielmehr alles dafür, daß Goethe überhaupt nicht in diesen Bund aufgenommen worden ist, unter andern auch sein Schweigen darüber und über den vermeintlichen Freund Schweitzer. Der Tag der Eröffnung des leipziger Theaters wird trotz Wustmann's unwiderleglichem Beweis noch immer falsch angegeben; es war der 10. October 1766. Die großartigen Privatgärten leipziger Patricier wie der Apel'sche und Bosen'sche Garten hält der Verfasser für „Kuchengärten“ (!). Leider ist auch die erste Lieferung ohne Sorgfalt geschrieben und gedruckt. Die zahlreichen Druckfehler wollen wir nicht erst erwähnen, aber solch einen Satz wie S. 28: „Es ist eine frühreife Entwickelung ohne das wahre Wesen der Dichtkunst zu kennen“ und ein Satzungeheuer wie S. 8 sollte man doch vermeiden. Die folgenden Lieferungen sind etwas sorgfältiger gearbeitet. Besonders der Entwickelung des Dichters in der leipziger Zeit ist der Verfasser mit Fleiß und Spürsinn nachgegangen, wenn auch der kühne Versuch diese Entwickelung sogar nach Semestern abzugrenzen nicht völlig gelungen ist und nicht gelingen konnte. Wir hoffen nach dem Abschluß des Werks einen günstigern Eindruck von dem Ganzen als von seinem ersten Theile zu erhalten.

Unter den in den letzten Monaten erschienenen Ausgaben einzelner Werke Goethe's heben wir Franz Kern's Tassoausgabe (Nr. 3) als besonders verdienstvoll hervor. Um den „Tasso“ wogt bekanntlich seit einigen Jahren ein heftiger Streit, den R. Friedrich in Nr. 23 d. Bl. f. 1892 zum Gegenstande eines besondern Leitartikels gemacht hat. Der Streit und die Meinungsverschiedenheit nahmen ihren Ausgang von der bedauerlichen Thatsache, daß der Ur-Tasso verloren ist. „Zwei Acte in poetischer Prosa“ hatte Goethe das Fragment genannt. Dazu kommt noch, daß Stellen in den Briefen und in der italienischen Reise sich geradezu widersprechen. Man kann die Absicht Goethe's, das alte Fragment völlig aufzugeben, ebenso aber auch seine Absicht, nur die Form zu ändern, mit Briefstellen belegen. Zu denen, die an eine vollständige Neuschaffung des Dramas glauben, gehört Kuno Fischer, er hat auch den Beweis gebracht, daß in dem Ur-Tasso Antonio gar nicht vorhanden gewesen sein könne. Der vornehmste Gegner Fischer's, Franz Kern, machte mit Recht gegen diesen überraschenden Nachweis geltend, daß der Gegenspieler vorhanden gewesen sein müsse und nur der Name ein anderer gewesen wäre. Hatte doch der Dichter, nachdem er schon Antonio Montecatino in Serrassis' Tassobiographie kennen gelernt, doch zuerst ein anderer Gegner Tasso's, Battista eingeführt und erst später die Weisung gegeben, daß überall anstatt Battista Antonio geschrieben werden solle.

Was die Charaktere und den tragischen Conflict anbetrifft, stehen Kern und Fischer ebenfalls oft im Gegensatz; auch gegen Hettner und sein Gefolge, die im „Tasso“ die Einheit vermissen und diesen Mangel aus der Art seiner Erstehung erklären, trat Kern als eifriger Kämpe und Vertheidiger auf. Jetzt hat er nun seine Tassostudien in dem oben angezeigten Werke zusammengefaßt. Diese neue große Tassoausgabe bringt außer dem Text und zahlreichen erläuternden Anmerkungen, Abhandlungen über die Handlung des Dramas und die Charaktere. Der Anhang enthält auch wieder Abhandlungen über dieselben Themata: es soll damit das Wichtige und Unwichtige gesondert werden, eine sonderbare Maßregel, die für den Leser sehr unbequem ist. Außerdem bringt der Anhang noch einen Artikel über den geschichtlichen „Tasso“, dem, wie Kern angibt, als Hauptquelle Adolf Wolff's italienische Nationalliteratur gedient hat und ein die Auffassung Kern's zusammenfassender Artikel über die Entstehung der Dichtung, der freilich für Kenner der Kern'schen Schriften nicht viel Neues aufweist. Die Anmerkungen bringen dagegen Neues und Brauchbares. Viel hübsche Beobachtungen hat die liebevolle jahrelange Beschäftigung des Dichters gezeitigt, wenn auch nicht alles wird gebilligt werden können, wie z. B. die Erklärung der Stelle: „Das Geschätzte wird vor ihm zu nichts“, wo Kern an Staatsactionen, „die sich dichterisch nicht behandeln lassen“, denkt, während doch schon der vorgehende Vers: „Oft adelt er was uns gemein erschien“, auf eine sehr einfache Erklärung hindeutet; auch wird man wol der Meinung, daß in dem Verse, „Vergib dir nur, dem Ort vergibst du nichts“ im ersten Satz eine Negation zu ergänzen ist, schwerlich beipflichten. Doch diese und andere Wunderlichkeiten stören durchaus nicht den schönen Eindruck dieser würdigen Ausgabe des herrlichen Gedichts.

Karl Heinemann.

Politische Bildung und politischer Unterricht.

In seiner feinsinnigen Rede über „politische Bildung" erörtert Adolf Exner ernst mahnend und überzeugend den Satz, daß wir in einer Periode blühender naturwissenschaftlicher Bildung lebten, daß aber die politische Bildung des Jahrhunderts kümmerlich und zurückgeblieben sei. Und es ist in der That eine ganz eigenthümliche Erscheinung, daß gerade die Rechts- und Staatswissenschaften weit mehr als alle Gebiete menschlichen angewandten Wissens auf den Bannkreis des eigentlichen Berufs beschränkt geblieben sind. Eigenthümlich eben, weil es doch gerade die Bedingungen und Wechselbeziehungen des socialen Lebens und damit die ureigensten, ständig wirksamen, das ganze Dasein erfüllenden Interessen der Einzelnen wie der Gesammtheiten sind, die von den Rechts- und Staatswissenschaften in den Bereich ihrer Forschung gezogen werden.

Es ist hier nicht der Ort zu zeigen, daß diese geringe Volksthümlichkeit nicht auf die Lehre und Methode der Rechts- und Staatswissenschaften, sondern auf historische Einflüsse zurückzuführen ist. Die Thatsache selbst steht fest, und der auf ihr beruhende Mangel an politischer Bildung selbst in den höhern Schichten der Bevölkerung ist eine um so beklagenswerthere Erscheinung, als gerade in unserer Zeit das gesammte politische Leben, wie auch die eigentliche Rechtspflege die Mitwirkung des Laienelements immer mehr in Anspruch nimmt.

Es ist deshalb nur natürlich, daß die schon früher zu Tage getretenen Bestrebungen, die politische Bildung des Einzelnen auf die feste Grundlage des Schulunterrichts zu stellen, in diesen Tagen wieder in Fluß gerathen und sogar auf Anregung von höchster Stelle her in jenen bekannten Verhandlungen über Fragen des höhern Unterrichts vom 4. bis 17. December 1890 ihren Grundgedanken nach formulirt und der Verwirklichung nahe gerückt worden sind.

Die Bewegung hat jetzt auch die Kreise des Berufsjuristenthums ergriffen. Insbesondere ist Professor F. Stoerk in seiner zur Kaisergeburtstagsfeier d. J. gehaltenen Rede *) in beredter Weise für die Forderung eingetreten, das Leben in Recht und Staat dem heranwachsenden Geschlechte von frühen Jugendjahren ab zu einem wichtigen Bestandtheile des menschlichen Wissens zu machen.

Nach kurzem Ueberblicke über den Gang der Reformbewegung erörtert Stoerk den Gedanken der sociologischen Volksbildung als ein Product der „Rechtsnoth" unserer Zeit und entwickelt die Tragweite der angestrebten Reform. Durch sie werde nicht nur die Wiedererweckung des Rechts- und Staatsbewußtseins in allen Volksgliedern gegenüber dem Wahnsinne anarchischer Principien gefördert, sondern auch die Entwickelung und Fortbildung des Rechts selbst auf die gesunde Basis der geistigen Mitarbeit des Volks gestellt werden. Der Verfasser wendet sich dann der Frage nach dem praktisch und in absehbarer Zeit Erreichbaren zu. Er gedenkt der zahlreichen Arbeiten, die auf dem Felde der „Bürgerkunde" bisher geleistet, aber für das jugendliche Fassungsvermögen theils zu hoch, theils zu nüchtern ausgefallen seien, und verweist ihnen gegenüber auf die mustergültigen Darstellungen der staatsbürgerlichen Lehre, wie sie zum Theile die Schweiz in ihrem allgemeinen Unterrichtssysteme besitze und verwende. Im Anschlusse an diese Darstellungen skizzirt der Verfasser die Umrisse des Gebiets, in dem sich der staatsbürgerliche Unterricht zu bewegen haben würde, und schließt, indem er den Einwand der Schwierigkeit des Unternehmens zurückweist und die Hoffnung ausspricht, daß der dem Idealen zugewandte deutsche Lehrer unsere Jugend auch für die Erkenntniß der dringenden Probleme unsers modernen Lebens tauglich machen werde.

Man kann das kleine Schriftchen als lesenswerth auch weitern Kreisen empfehlen, die Wärme der in ihm niedergelegten Ueberzeugungen, den Schwung der Sprache, die geistvollen Verknüpfungen des Themas mit den Problemen der Entstehung des Rechts voll anerkennen und doch den Bestrebungen des Verfassers skeptisch gegenüberstehen. Abgesehen von der durch Stoerk nur vorübergehend gestreiften, vertrauensvoll abgewiesenen Schwierigkeit, geeignete Lehrkräfte und Lehrmittel zu finden, ist es doch sehr zweifelhaft, ob die Durchschnittsfassungsgabe der Schüler den Anforderungen des staatsbürgerlichen Unterrichts gewachsen wäre. Stoerk gibt sich selbst nicht der Hoffnung hin, daß die geistige Verarbeitung des Wissens über sociale Thatsachen in der Schule erreicht werden könne. Ist das aber nicht der Fall, und ist Exner's Ausführung richtig, daß die historische Bildung als Voraussetzung und bestes Stück der politischen erscheine, dann dürfte man mit der Vertiefung des historischen Unterrichts den angestrebten Zielen näher kommen, als mit der geforderten socialpolitischen Propädeutik. Und wird man in Abrede stellen wollen, daß der staatsbürgerliche Unterricht die schwere Gefahr eines Gegensatzes der Schule zum Hause heraufbeschwören könnte? Für den nüchternen Beobachter ist Objectivität in politischen Dingen beinahe eine Unmöglichkeit: wie nun, wenn der Lehrer den staatsbürgerlichen Unterricht von einem gewissen Parteistandpunkte aus leitet, der dem im Hause vertretenen schnurrstracks entgegenläuft?

Bei aller Anerkennung der Ueberzeugungstreue derer, die für den staatsbürgerlichen Unterricht eintreten, ist es mir doch unmöglich, in dieser Forderung etwas anderes zu erblicken, als einen Ausläufer jener allgemeinen Zeitrichtung, welche innere Leiden des Staatslebens durch chirurgische Eingriffe der Gesetzgebung oder Verwaltung zu heilen versucht. Das thätige Interesse, Zusammenhang und Wirkungsweise der das Staats- und Rechtsleben be-

*) Der staatsbürgerliche Unterricht. Von F. Stoerk. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1893. 8. 1 M.

wegenden Kräfte zu begreifen, läßt sich nicht durch „blos statistische Betrachtung des Gegenwärtigen" anlernen; es muß emporwachsen aus der zu selbständigem Denken gereiften, an der Fülle eigener Erfahrungen und Anschauungen erprobten Einsicht der Nothwendigkeit eben solchen Verständnisses für die freudige, hingebende, erfolgreiche Mitwirkung an den Aufgaben des Staatslebens.

Man mag diesem Verständnisse durch Belehrung in Vorträgen und Lehrcursen für Gereiftere entgegenkommen; einer der Haupthebel zur Förderung politischer Bildung beruht in der Schaffung einer Literatur, welche rechts- und staatswissenschaftliche Fragen allgemeinern Interesses mit wissenschaftlicher Objectivität in klarer, fesselnder, nicht mit dem Ballast ablenkender Einzelheiten überladener Darstellung behandeln und über den Kreis der Fachgenossen hinaus, wenn auch zunächst nur den geistig Höherstehenden der Nation zugänglich machen.

An solchen Büchern fehlt es auch bisher schon durchaus nicht, und es bedarf nur des Hinweises auf den Namen Wilhelm Roscher's und seine jüngst erschienene „Politik" *), um diese Behauptung zu rechtfertigen.

Jetzt hat der Staatsrechtslehrer Max von Seydel **) in München zu den auf historischer Grundlage aufgebauten Lehren Roscher's ein dogmatisches Seitenstück geliefert, das jedem, der den brennenden Fragen auf staatsrechtlichem und politischem Gebiete näher treten will, aufs wärmste empfohlen werden kann.

Das Buch besteht aus einer Reihe von Aufsätzen, von denen nur der erste, „zur Lehre von den Staatenverbindungen", rein staatsrechtlicher Natur ist, die übrigen: „Constitutionelle und parlamentarische Regierung", „Die Demokratie", „Ein Jahrhundert französischer Verfassungsgeschichte", „Parlamentarische oder richterliche Legitimationsprüfung" in dem Bereiche der Politik liegen.

Es ist unmöglich, dem reichen, anregenden und belehrenden Inhalte des Buchs in den engen Grenzen eines Berichts gerecht zu werden.

Wie die Idee von der Einheit und Untheilbarkeit der Staatshoheit grundlegend für Seydel's Ausführungen auf staatsrechtlichem Gebiete ist, so ist es die Forderung einer ruhigen, gefestigten, stetigen, dem Kampfe der Parteien entrückten, überall wirksam zu Tage tretenden Staatsgewalt, die seine politischen Anschauungen beeinflußt. Von diesem Standpunkte aus verwirft Seydel den Begriff des Bundesstaats als dem Wesen staatlicher Souveränetät widersprechend, bekämpft er die Lehre Montesquieu's von der Gewaltentheilung, wägt er Vorzüge und Nachtheile der constitutionellen und parlamentarischen Regierungsform gegeneinander ab, untersucht er im Anschlusse an des Engländers Maine Buch „On popular government" die Natur und die Aussichten der Demokratie und gibt er, seine Lehren gewissermaßen durch ein abschreckendes Beispiel illustrirend, ein anschauliches Bild der Erschütterungen, welche das Staatsleben Frankreichs im letzten Jahrhundert durch den raschen Wechsel zwölf verschiedener Verfassungen erlitten hat.

Die Erörterungen Seydel's über den Bundesstaatsbegriff, die bereits 1872 erschienen waren, haben zu ihrer Zeit allgemeines Aufsehen erregt und vielseitigen Widerspruch, theilweise sogar unter persönlichen Verdächtigungen des Verfassers, erfahren. Man empfand es damals im Hochgefühle der neuerrungenen Einheit als einen Act wissenschaftlicher Felonie, daß dieser Baier es gewagt hatte, die bundesstaatliche Souveränetät des Reichs in das losere Gefüge eines Staatenbunds aufzulockern. Heutzutage sind diese Angriffe verstummt. Man erkennt allgemein an, daß die Darlegungen Seydel's, so bestritten sie auch heute noch sein mögen, ungemein befruchtend und anregend auf die wissenschaftliche Erforschung des deutschen Staatsrechts gewirkt haben, und man darf wol behaupten, daß keiner das Seydel'sche Buch ohne erhebliche Bereicherung seiner Kenntnisse vom Wesen des Staats und der wichtigsten Regierungsformen, ohne wesentliche Förderung seines Verständnisses für bedeutsame Fragen der praktischen Politik und somit nicht ohne reichen Gewinn für seine politische Bildung überhaupt aus der Hand legen wird.

A. Wierusz owski.

*) Vgl. Nr. 9 d. Bl. f. 1893.

**) Staatsrechtliche und politische Abhandlungen. Von Max von Seydel. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1893. 8. 4 M. 80 Pf.

Neue Romane und Novellen.

1. Felicitas. Novelle von R. Waldmüller (Ed. Duboc). Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1893. 8. 3 M.
2. An den Ufern des Ganges. Roman von Oskar Meding (Gregor Samarow). Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1893. 8. 10 M.
3. Tante Jette's Pflegesöhne. Roman von Alexander Römer. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1893. 8. 5 M.
4. Spähne. Bilder und Geschichten von Konrad Telmann. Leipzig, Reißner. 1893. 8. 3 M.
5. Gustave Randerslandt. Roman von J. Niemann. Zwei Bände. Leipzig, Reißner. 1893. 8. 6 M.

Just habe ich Robert Waldmüller's Novelle „Felicitas" (Nr. 1) zu Ende gelesen. Und wie ich jetzt den hübschen Band beiseite lege und mir den Inhalt des Buchs nochmals geschlossen vergegenwärtige, da will in mir fast ein Gefühl wie Neid aufsteigen gegen den siebzigjährigen Dichter, der sich diese Frische, diese Kraft, diesen Humor und diese bei aller Behaglichkeit doch knappe und nie geschwätzige Art des Erzählens bewahrt hat. Ins Hochgebirg, nach Oberdellach und Heiligenblut führt uns das Buch und es weht uns aus ihm in der That wie Hochgebirgsluft entgegen, klar, keusch und erquickend, frei von allem Häßlichen und Widrigen, so wie nur der schreiben

kann, der seinen Kampf mit der Welt ausgekämpft hat und nun als Sieger über ihr stehend, sein Haupt zu den Schichten reinen Aethers emporreckt. Die Fabel der Novelle ist einfach genug. Ein münchener Maler hat auf einer Wanderung durchs Gebirg in Heiligenblut bei der Wallfahrt ein junges Bauermädchen gesehen, das sich einer vom Schwarm der Waller über den Haufen geraunten Alten hülfreich annahm, und kann ihr Gesicht nicht wieder vergessen. Drei Jahre später trifft er sie in Oberdellach wieder und nachdem die Liebe über eine fixe Idee, die dem Mädchen ein asketischer Kaplan in den Kopf setzte, triumphirt hat, werden beide ein glückliches Paar. Ein schlichterer Vorwurf kann wol kaum ersonnen werden, aber was hat Waldmüller aus ihm gemacht! Auf dem reizvollen landschaftlichen Hintergrunde, den er mit wenigen Strichen greifbar hinwirft, läßt er die beiden Prachtfiguren des Malers, des „blonden Simson's von der Isar" und seiner Geliebten, der „Gewissensbäuerin" Felicitas plastisch und lebendig erstehen und schildert ihre Charaktere mit einer Feinheit und Vollendung, wie sie nur dem Meister psychologischer Darstellung zu eigen ist. Neben ihnen treten die übrigen Personen der Novelle stark zurück; es war dem Dichter offenbar nur darum zu thun, die Seelenkämpfe des Helden und der Heldin bis zu ihrer Vereinigung zu fixiren, aber darum hat er das Beiwerk nicht vernachlässigt, jede Nebenfigur weiß er mit wenig Worten hübsch zu zeichnen, vor allem den würdigen Pfarrer Zmoll, der sich da droben in seinem Dorfe von häßlichem Eiferthum und Zelotismus Kopf und Herz freizuhalten gewußt hat. Die Technik Waldmüller's bewährt sich in der Novelle auf das glänzendste: der Aufbau ist klar und durchsichtig, die Effecte wohl vorbereitet und doch vom Leser nicht von vornherein mit der Hand zu greifen, jedes einzelne Motiv geschickt eingeführt und im Verlauf nicht achtlos aufgegeben, sondern zweckentsprechend durchgeführt. So darf man wol in jeder Hinsicht sagen, daß „Felicitas" unter einem glücklichen Stern entstanden ist.

In eine ganz andere Sphäre versetzt uns Gregor Samarow mit seinem dreibändigen Roman „An den Ufern des Ganges" (Nr. 2). Psychologisches Feinwerk ist seine Sache nicht, „die Lust am Fabuliren" drückt ihm die Feder in die Hand und wer, um ein paar müßige Stunden ohne übermäßige geistige Anstrengung herumzubringen, nach seinen Werken greift, der findet bei ihnen vollauf seine Rechnung. Diesmal hat er sich Warren Hastings zum Helden erkoren, einen Mann, dessen wechselvolle Schicksale ihn in der That nicht nur dem Historiker interessant machen, sondern auch sehr geeignet für einen Romanhelden erscheinen lassen. Wie dieser Mann, nachdem er sich mühsam emporgearbeitet hat, in Indien fast wie ein Gott herrschte, dann aber, von seinen Neidern und Feinden heimlich und offen bekämpft, nach England zurück mußte, um hier mit seinem größten Gegner Burke einen Kampf auszufechten, aus dem er nicht als Sieger hervorgehen sollte, das ist in der That ein verlockender Stoff. Welche wundervolle Wirkungen bot schon die bloße Gegenüberstellung Hastings' und Burke's, dieser beiden gleich eisernen, in sich gefesteten und energischen Charaktere, welch köstliches Gegenspiel war da ganz von selbst gegeben! Samarow hat sich diese Gelegenheit entgehen lassen; wol um dem Roman ein glückliches Ende zu geben, schließt er mit dem Siege Hastings' über die drei Rathsmitglieder Monson, Clavering und Francis und läßt den Leser von seinem Helden Abschied nehmen, so lange dieser noch im Vollbesitze seiner Macht ist. Das nimmt ihm die Möglichkeit, seinem Stoffe an den Kern zu gehen, gibt ihm aber dafür die andere, seiner Erzählung farbenprächtige Schilderungen des Lebens und Treibens in dem indischen Wunderlande einzuflechten. In diese üppige, uns märchenhaft anmuthende Welt, die er mit Benutzung der Werke von Fachmännern sehr hübsch zu schildern weiß, stellt er eine Fülle von Personen, durch deren buntes Auf und Ab er die gewünschte Abwechselung schafft. Da ist zunächst Warren Hastings selbst, dessen Zeichnung zu ihrem Vortheil das Studium von Macaulay's classischem Essay verräth, mit seiner Freundin Mariannè von Imhoff und seinem Begleiter Sir William Berwick, dann die Gruppe seiner europäischen Feinde, weiter die Hindus, an der Spitze der Maharadschah Nuniomar, sein Sohn Gurdas, seine Gemahlin Damajanti und ihre Sklavin Chitraleka, die Mohammedaner, die Rohillas, die Leute von Aude, die Parias und ihr Häuptling Rahu, der als Kapitän Sindham eine fast gespensterhafte Rolle spielt, und noch eine Reihe unbedeutender Nebenpersonen. Und all diese Figuren versetzt Samarow geschickt, wie er sie braucht, und die Fertigkeit, mit der er dabei verfährt, ist selbst für den interessant, der wol fühlt, daß es eigentlich größtentheils gar keine Menschen von Fleisch und Blut sind, die der Autor an den Ufern des Ganges vor uns tragiren läßt, sondern Marionetten, die er aus dem Kasten herausnimmt, wenn er sie braucht, um sie nach dem Gebrauch wieder dahin zurückzuwerfen. Indessen, das ist ja längst bekannt, daß Samarow nur die zweite Hälfte des bekannten et prodesse volunt et delectare poetae auf sich angewendet wissen will. Und das delectare, das Amüsiren versteht er nach wie vor gar nicht übel. Unter dem Durchschnitt des Lesepublikums werden auch der stolze, hochfahrende Warren Hastings, die schönen Indierinnen mit den Glutaugen, Rahu der Drache der Finsterniß und all die übrigen Figuren des Romans mit ihren wunderbaren Erlebnissen und Abenteuern ihre schwärmerischen Verehrer und Verehrerinnen finden.

Auf den bewährten, alten Wegen des deutschen Familienblattromans bewegt sich auch Charlotte Regenstein (Alexander Römer) mit ihrem zweibändigen Roman „Tante Jette's Pflegesöhne" (Nr. 3). Die bekannte, schon so oft erfolgreich verwerthete Grundidee, zwei verschieden geartete Brüder einander gegenüberzustellen und an ihrem Lebensgang den alten Pferdezüchtersatz zu erweisen, daß nicht immer die schönsten Fohlen die besten Gäule geben, ist hier in eine neue Einkleidung gebracht und thut aufs neue ihre Wirkung. Fräulein Jette Weiß, die älteste Tochter einer

reichen Bäckersfamilie, die unvermählt geblieben ist, weil ihr keine Partie gut genug war, nimmt nach dem Tode ihrer Schwester Wilhelmine und deren Gatten, eines Herrn von Graudeck, die Sorge auf sich, für das Fortkommen der beiden Söhne der Todten, mit Namen Richard und Fritz, zu sorgen. Wie sie diesem Vorsatz gerecht zu werden sucht, wie der vorsichtige, weltkluge Richard zunächst ihren Erwartungen zu entsprechen und in der Carrière, die er einschlägt, zu den höchsten Ehren emporzusteigen scheint, während der jüngere, harmlose, frische Fritz durch eine unselige Verkettung der Umstände zum Mörder geworden scheint, dann, wegen mangelnder Beweisgründe freigesprochen, fälschlicherweise für auf der See untergegangen gehalten wird, das wird mit behaglicher Breite in dem Roman erzählt, der uns zum Schlusse natürlich Fritz als Sieger erscheinen und Richard großmüthig sich besiegt erklären und jedem von beiden das Mädchen seiner ersten Liebe zutheil werden läßt. Schade, daß die Verfasserin den allein von der Schablone abweichenden Charakter der Tante Jette so bald fallen läßt und nur episodisch verwendet. Im übrigen bekundet sie ein staunenswerthes Geschick, alte längst bekannte Romanrequisiten — geheimnißvoller Mord, Schiffsuntergang, heldenmüthige Handlungsweise bei einer Feuersbrunst, räthselhaft schnelle Carrière in Amerika, Rückkehr unter anderm Namen und dergleichen — in geschmackvoller Weise neu zu gruppiren und spannend zu erzählen. Für Damenlesekränzchen wird der Roman eine hochwillkommene Lektüre sein und die herben Schicksale des guten, hübschen Fritz und der edeln Louise werden in manches schöne Auge Thränen locken.

Nichts ist unerfreulicher als ein Buch, dessen einzelne Bestandtheile in keinem organischen Zusammenhang stehen, dem man auf den ersten Blick ansieht, daß es seine Existenz nur dem Umstande verdankt, daß der Verfasser wieder einmal ein Buch „machen" wollte. Unter diese Rubrik gehören Konrad Telmann's „Spähne" (Nr. 4). Der Band enthält fünf Novelletten, drei Feuilletons und eine Studie, die πρόσθε λέων, ὄπιθεν δὲ δράκων, vorn Feuilleton und hinten Novellette ist, d. h. in zwei Theile zerfällt, von denen jeder für sich allein gedruckt sein könnte, ohne daß der Leser nach dem andern fragen würde. Von einem innern Bande, das Feuilletons und Novelletten verknüpfte, ist nicht die Rede, der einzige Grund, der die beiden unter gemeinsamer Flagge erscheinen läßt, ist der, daß die Novelletten allein die nöthige Bogenzahl nicht gefüllt hätten. Auf diese Art von Büchermacherei sollte sich ein Schriftsteller von Talent, wie es Telmann unzweifelhaft ist, nicht einlassen, wofern ihm an seinem Ruf gelegen ist. Nun hat es zudem der Zufall so gefügt, daß die zwischen die Geschichtchen gestreuten italienischen Landschaftsbilder weitaus besser sind, als die novellistischen Gaben. Die Schilderungen von Syrakus, von Pisa sind voll Poesie und geradezu ein Meisterwerk ist der Aufsatz über das neue Rom. Die Erzählungen aber machen durchweg einen unerquicklichen Eindruck mit ihren schief angelegten Charakteren und ihren gesucht traurigen Schlußeffecten. Telmann will modern sein um jeden Preis, in der Stellung der Probleme wie in der Schilderung der Menschen, und dagegen ist absolut nichts zu sagen. Darauf kommt es überhaupt in der Kunst nicht an, ob jemand zur alten oder neuen Schule sich einschwört, sondern darauf, ob das, was er bietet, wahr, echt, natürlich ist. Und daraufhin können die in den „Spähnen" vorliegenden Erzeugnisse der Telmann'schen Muse mit ihrer ungesunden, weibischen Sentimentalität die Probe leider nicht bestehen.

Da steht es mit J. Riemann's zweibändigem Roman „Gustave Randerslandt" anders. Auch in ihm werden allermodernste Probleme behandelt und der Charakter der Titelheldin ganz im Sinne der „Jüngsten". Aber nirgends Effecthascherei, hohle Phrase, studirte Pose; nachdem im Beginn die Figuren in ungekünstelter Weise gestellt sind, ergibt sich eins aus dem andern nothwendig und natürlich und doch nicht trivial, sondern spannend und anregend. Gustave Randerslandt ist die mittelste von drei Schwestern einer dänischen Familie, die nach dem Tode des Vaters die Heimat verlassen hat und nach Deutschland gegangen ist. Als grüblerisch und nachdenklich, als eine Pessimistin vom reinsten Schwarz, als „gefährlich dänisch" wird sie uns gleich in den ersten Kapiteln vorgestellt, d. h. als begeisterte Anhängerin ihrer heimischen Literatur, „der großen Unzufriedenheits- und Krankheitsandichtung, die als Gegenschlag auf das deutsche Kanonenfeuer gekommen ist und sich im Lande der Sieger Gehör zu schaffen wußte". So sind denn auch natürlich ihre Ansichten über die Frauenfrage; sie verlangt für die Frau unbedingte Gleichberechtigung und unter dieser Gleichberechtigung versteht sie eigentlich unbedingte Freiheit. Und so scheut sie vor der Ehe zurück, wie vor etwas Entehrendem, Widrigem; sie will ihre Gedanken und Beschäftigungen, ihr Thun und Lassen, ihr Fühlen und ihr Glauben, oder besser Nichtglauben und Zweifeln, das alles will sie sich nicht unter Schloß und Riegel, unter Brauch und Sitte, unter den Willen eines Mannes stellen lassen. Die Liebe findet keinen Platz in dem Lebensbudget, das sie für sich aufstellt, weil sie nicht weiß, was sie morgen lieben und übermorgen hassen wird. Wenn Mann und Weib den Bund fürs Leben schließen, steht die Partie nach Gustave's Ansicht ungleich; wenn die Erkaltung kommt, hat der Mann noch viel, das ihm hilft, sein großes vaterländisches Interesse, seinen Beruf, seine Mannesrechte, Werthe und Freiheiten, zu denen seine Collegen, Familie, Gesellschaft und die Jahrtausende Ja sagen, der Frau einziges Gut aber ist ihre winzige Person. In dieser Anschauung aufgehend, Fanatikerin für das von ihr als wahr erkannte, thut Gustave Randerslandt den Schritt, den Zweifel und Mistrauen gegen Liebe und Ehe ihr dictiren, und erzwingt sich den Weg, auf dem allein sie ihre Entfaltung und Seligkeit zu finden glaubt. In alle Ewigkeit bleibt ihre höchste Forderung und Pflicht, sich selber nicht zu verlieren, denn wer nur seines Selbst gewiß geworden, kann andern etwas sein. Es wird ihr

nicht ganz leicht gemacht, diesen Weg der Freiheit zu gehen, mancherlei Unangenehmes tritt ihr auf ihm entgegen, sie läuft Gefahr, ihre beiden Schwestern um das Glück ihres Lebens zu bringen, da sie die Neigung des Bräutigams der ältern, ohne es zu wollen, auf sich lenkt, und der jüngern in ihrem Wahrheitsdrange ein Liebesverhältniß mittheilt, das der um sie werbende Lieutenant von Brügge mit einer Telegraphistin gehabt hat. Aber schließlich erobert sie sich doch ihr eigen Fleckchen Land, auf dem sie in Gesellschaft eben dieser Telegraphistin für sich lebt, unbekümmert um die Welt und treu der Aufgabe, die sie sich für ihr Leben gestellt hat: „Das Leben hassen und zwingen wollen und an ein Morgen glauben bis zum letzten Athemzug."

Es ist vielleicht kein durchweg sympathischer Charakter, dieses in seine Emancipationsbestrebungen einseitig verrannte junge Mädchen, aber er ist doch wenigstens in unserer deutschen Romanliteratur neu und dabei möglich. Die Mehrheit der Leser wird, Gott sei Dank, den Ansichten Gustave's auch durchaus nicht in Bausch und Bogen recht geben, aber dazu ist das Buch auch nicht geschrieben. Es will weiter nichts sein, als ein Ausschnitt aus dem Leben, ein Bild des Werdegangs einer eigenartigen weiblichen Seele. Gustave wird im Roman durchaus nicht als die hingestellt, die Recht hat und haben muß, im Gegentheil, ihre Weltanschauung und die der übrigen Personen, die in Frage kommen, sind mit einer Objectivität auseinandergesetzt, die dem Autor um so mehr Ehre macht, als er — eine Frau ist. Es gibt nur noch wenig Schriftstellerinnen, die sich während des Schreibens von ihren persönlichen Sympathien und Antipathien so frei halten können, wie Johanne Niemann es hier gethan hat. Die Figuren, die sie uns vorführt, wachsen sich nicht unter ihrer Hand zu fürchterlich edeln Tugendbolden, gräulich verworfenen Teufelsfratzen aus, es bleiben Menschen, die ihre Vorzüge haben, aber auch ihre Fehler. Die Zeichnung des flotten, kraftbewußten Lieutenants von Brügge ist eine Musterleistung, deren Naturwahrheit dem Leser recht zu Gemüthe führt, was für jämmerliche Pfuscharbeit die beliebten Modeerzähler von Soldatengeschichten heitern und traurigen Genres — meist aber beides zugleich — dem Publikum vorsetzen. Und so macht der Roman, obwol in ihm heikle Fragen angeschnitten werden, auf den Leser als Ganzes einen angenehmen anregenden Eindruck und verdient als gediegene, von echt künstlerischem Geiste getragene Leistung bezeichnet zu werden.

Karl Müller-Rastatt.

Neue Lyrik.

1. Ausfahrt. Dichtungen von Max Geißler. Dresden, Lehmann'sche Verlagsbuchhandlung. 1893. 8. 2 M. 50 Pf.
2. Dies irae und andere Gedichte von Georg Schaumberg. München, Dr. E. Albert u. Comp. Separat-Conto. 1893. 8. 2 M. 50 Pf.
3. Liedeslust und Leid von Karl Müller. Leipzig, Verlag zum Greiffen. 1893. 16. 3 M.

Was gilt mir Stil? Was schiert mich Form und Firma?
's ist schön, 's ist echt, 's ist Gold, und mir gefällt es!

Diese Verse aus Spitteler's „Literarischen Gleichnissen" kamen mir in den Sinn, als ich die obengenannten Gedichtsammlungen gelesen hatte. So verschieden sie sind nach „Stil, Form und Firma", — von Dichtern sind sie alle drei, wenn auch von keinen großen, so doch von echten. „'S ist echt, 's ist Gold" — 's ist Poesie! Geißler, Schaumberg, Müller: eine blütenprangende Frühlingsau, deren Thauperlen in der Sonne funkeln und über die farbenschillernde Sommervögel hin und wieder flattern; ein wildzerrissenes Felsenthal, in dem ein schäumender Bergbach sein zerstörendes Spiel treibt und einsame Tannen düster und unheildrohend gen Himmel ragen; ein stiller, tiefer See, in dem die Bäume und Blumen der Waldwiese sich spiegeln und die Sterne des Himmels in feuchtem Glanze schimmern — in allem fühlen wir die Allgewalt der Natur, wie in allen jenen Dichtern die Allgewalt der Poesie. „Und mir gefällt es?" Das ist nun freilich wieder eine andere Frage, bei der außer der Aesthetik noch manches mitspricht: unsere Stimmung, unsere Lebensanschauung, unsere Bildung u. s. w., Factoren, die bei der Beurtheilung des dichterischen Könnens außer Betracht fallen müssen. So kann ein Dichter, ein echter Dichter sein, und doch nicht unser Dichter.

Ein Lyriker, den sein College Schaumberg wahrscheinlich kurzer Hand mit „Goldschnittpoet" abthun würde, ist Max Geißler (Nr. 1). Er ist ein Spielmann, der „auf munterm Rößlein mit silbernem Zaum" durch die Lande reitet, „mit goldenen Saiten auf der Laute am Purpurband":

Sag' an, du lustiger Fiedelmann,
Wer lehrte dich Lieder singen? —
Das waren die Vögel im grünen Tann,
Der Herbstwind auf brausenden Schwingen.
Im Walde lernt' ich an dem Bach
Auf jungen Weiden pfeifen,
Lernt' unter dem rauschenden Blätterdach
Die tönenden Saiten greifen.

Warum sollte uns ein Sänger Baumbach'scher Observanz nicht willkommen sein, wenn seine Töne natürlich und rein erklingen? Weich, schmuck und duftig sind alle seine Lieder; aber es fehlt ihnen die energische Kraft, der große Zug der Leidenschaft, die Tiefe der Gedanken. Geißler's Lyrik ist meist Situationslyrik und Naturlyrik. Mit wenigen Strichen vermag er ein Naturbild zu geben und es mit reicher Stimmung zu füllen. Besonders das Bild der heimatlichen Heide kehrt oft wieder.

Die Abtheilung „Bilder und Gestalten" enthält lyrisch-

epische Gedichte, die ebenso deutlich das kleine, aber reizvolle Gebiet des Dichters zeigen. Die besten sind auch hier die, die nur ein Bild voll Stimmung ausmalen und so das Herz bewegen; für Größeres fehlt die Gestaltungskraft.

Ein armes Heim; ein harter Krankenpfühl;
Ein Greis am Lager, Stirn und Schläfen schwül;
Auf brauner Truh' ein kärglich Stümpflein Licht —
Genug dem Auge, das im Tode bricht.

Kein liebend Weib rückt ihm den Pfühl zur Ruh;
Kein Kind drückt ihm die müden Augen zu —
Da hebt es ihm zur Seite sich empor,
So still, so bleich, und flüstert ihm ins Ohr.

Es neigt sich leise zu des Lagers Rand;
Es legt ihm auf die Lider sanft die Hand:
„Nun gehst du sterben und nun scheiden wir.
Zieh' heim! Ich bin das Leid — ich bleibe hier."

Dieses Gedicht ist im Stil recht einfach gehalten; im allgemeinen aber führt der Dichter eine weiche, bilderreiche Sprache voll glänzendem Zierath, wobei er nie geschmacklos, selten geziert und übertreibend wird. Ein feines Gefühl für Wohllaut und Rhythmus und spielende Bewältigung des Reims zeichnen ihn ferner aus. Besonders wohlthuend aber ist des Dichters frischer Muth, sein lebensfreudiges und sturmfrohes Gemüth. Er freut sich der Wetter, die dem Ziele näher bringen; Erinnerung lädt er gastlich sich ins Haus, dann kommt er wieder mit dem Schicksal aus:

Ich hör' die Buchen wild vorm Fenster klagen,
Davon der Wind das letzte Blatt getrieben. . . .
Auch mir ward jählings manche Lust zerschlagen,
Mir ward ins Herz manch hartes Wort geschrieben.
Nun blättr' ich sinnend an des Herdes Statt
In meines Lebens Buche, Blatt für Blatt.
Streift auch das Leid mein Blick in raschem Flug —
Alles in allem: Sonnenschein genug!

Das gerade Gegenstück zu Geißler in allem und jedem, in Form und Gegenstand, Geist und Stil, ist Georg Schaumberg (Nr. 2). Da ist stürmende Leidenschaft in oft harten, ja schrillen, oft aber auch tiefergreifenden Tönen; da ist auch jener traurige Pessimismus, jene trübseligste Stimmung, wie sie leider untrennbar mit dem modernsten deutschen Realismus verknüpft scheint. Schaumberg ist wirklich ein Dichter, und darum möchte ich ihm etwas Angenehmes sagen, trotzdem ich seine Gedichte mit einem Seufzer der Erleichterung aus der Hand legte, als ich sie gelesen hatte. Das Angenehmste ist ihm aber wol das Zeugniß, daß er ein echter „Moderner" sei, und, setze ich hinzu, ein echter moderner Dichter, nicht blos ein moderner Schulgrimassenschneider und genial sich geberdender Bruder Liederlich. „Modern" ist seine Weltanschauung: die Welt ist „falsch und feig und schlecht", die Menschheit „eine grelle Dissonanz", die Erde „die heiße Schmerzenszähre eines Gottes", alles Elend rührt her von „Kaserne, Börse und Sakristei". Diese schnöde Welt ist keines Kampfes werth; der Dichter beneidet die Blinden, die „die verpfuschte Menschheit in ihrem stets wachsenden Sumpf" nicht sehen müssen; er zieht sich zu den „verlorenen Kindern" zurück, die wenigstens offen und aus Liebe (?) sündigen; mit ihnen will er „des Lebens schalen Rest noch tragen". In münchener Großstadtbildern, Reisebildern, Bekenntnissen, rein lyrischen Gefühlsausbrüchen, socialen und literarischen Satiren u. s. w. kommt diese Lebensanschauung zum Ausdruck. Es ist hier nicht meine Aufgabe, mit Schaumberg um seine Gesinnung zu rechten; den Ausschlag in unserer Beurtheilung gibt das Maß, in dem es ihm gelungen ist, seiner Gesinnung die Kunstform zu finden. Zwei Bemerkungen aber kann ich mir doch nicht versagen, zumal sie mittelbar doch auch sein dichterisches Sein treffen. „Wahrheit und Schönheit" schreibt Schaumberg auf seine Dichterfahne. Ein Größerer, Gottfried Keller, hat es mit mehr Recht gethan. Bei Schaumberg ist nur die halbe Wahrheit, und darum dringt er auch nicht zur vollen Schönheit durch. Sodann wundert mich, daß ein Dichter von der Geisteskraft Schaumberg's hoffen kann, aus so negativen Elementen, wie seine Weltanschauung sie nur aufweist, eine neue Welt hervorgehen zu sehen. Aus rein Negativem ist nie, weder im Leben noch in der Kunst, etwas anderes geworden als Zerstörung. Uebrigens macht des Dichters Lebensanschauung bei allem Geräusch, mit dem sie ausgesprochen wird, doch gar nicht den Eindruck des Abgeklärten und in sich Gefestigten; vielmehr stößt man auf manchen innern Widerspruch. So beschleicht einen der Gedanke, der Dichter sei noch nicht fertig, ehrliche Entrüstung und männlicher Trotz treibe ihn über das Ziel hinaus. Oder soll man z. B. den Wunsch ernst nehmen, den er einmal ausspricht?

Und wenn dereinst die Stunde kommt,
Wo ich vom Leben Abschied nehm' —
Verschont mit Thränen, Freunde, mich,
Mit Priesterwort und Requiem.
Laßt sterben mich, wie ich gelebt,
Der Schönheit trunkener Prophet.
Drum legt, wenn's einst zu Ende geht,
Ein hübsches Weib mir in den Arm —
In ihrem Kusse schlief ich ein,
Das müßt' ein selig Sterben sein.

Das ist weder schön noch wahr, das ist unnatürlich und ekelhaft!

Nach dem Gesagten wird mancher verstehen, daß ich Schaumberg's Gedichte mit einem Seufzer der Erleichterung weglegte. Ich that es aber auch mit einem Seufzer des Bedauerns. Der Dichter hat so schöne Gaben: Tiefe feurige Empfindung, ergreifende, energische Töne, volle Anschauungskraft und glückliche Gestaltungsgabe, eine knappe, gedrängte, nicht abgerissene, alles eiteln Flitterwerks entbehrende und darum packende Sprache, ein gewisses künstlerisches Maßhalten in der Form, im allgemeinen ein feines Gefühl für die Uebereinstimmung des Inhalts und der Form, scharfe Satire, ernstes Denken. Darf man hoffen, ihn noch auf andern, als so einseitigen und unerfreulichen Bahnen zu finden? Zum Beweis, daß in ihm noch andere Poesie ruht, als die der Decadenz, sei folgendes Gedicht angeführt:

Am Bergsaum, wo der Wald beginnt,
Hab' heut' ich Rast gehalten —,
Am Weg stand ein Madonnenbild,
Verwittert und zerspalten.

Kein Gläub'ger hebt die Hände mehr
Zu dem vergess'nen Bildniß,
Kaum ragt es sichtbar noch empor
Aus Busch und Dornenwildniß.

Doch in dem Schoße, der der Welt
Erlöser einst getragen,
Da hatte sich ein Schwalbenpaar
Sein Nestchen aufgeschlagen.

Laut zwitschernd sitzt die junge Brut
Hoch zwischen Dorn und Flieder,
Und milde lächelnd blickt darauf
Die Gnadenmutter nieder.

Existiren für Schaumberg nur die Nachtseiten des menschlichen Lebens, so singt Karl Müller (Nr. 3) von allem, was die dunkeln Schatten erhellt, von allem Hohen und Süßen des Menschenherzens, und auch wenn er das Lied des Leides erklingen läßt, tönt es nicht in wilder Leidenschaft und Verzweiflung, sondern in dem gehaltenen Tone muthiger Resignation. Müller ist reiner Lyriker. Alles löst sich ihm in Empfindung auf; selten tritt ein bestimmtes Ereigniß als Quelle des Liedes hervor:

Blumen seid ihr, meine Lieder,
Aus dem edlen Seelenleben,
Und als solche sollt ihr wieder
Nur nach edeln Seelen streben.

. . . . . .

Wie ihr wuchset, wie ihr blühtet,
Meine Blumen, meine Lieder,
Wie ihr in dem Herzen glühtet,
Geb' ich euch dem Herzen wieder.

So charakterisirt er selbst treffend seine Gedichte. Viel Stoff gibt dem Dichter das Leben der Natur, und zwar das Kleine und Feine in ihr. Mit den Vöglein, mit den Blumen, mit den Quellen lebt er seines Herzens Leben. Ueberall zeigt sich da der feinsinnige Naturforscher, als den man den Dichter in weitern Kreisen kennt. Das Leben der Natur und sein Leben gehen oft geradezu ineinander über:

Immer dunkler, immer trüber
Wird die schweigende Natur,
Grauen Mantel hängt sie über,
Es umarmt sich Wald und Flur.

Es berühren sich die Wipfel
Hoher Bäume, wie zum Kuß,
Und es nah'n sich Bergesgipfel,
Ueber Thalesschlucht und Fluß.

Schwebend werd' ich hingezogen
In den friedlichen Verein,
Und im Zueinanderwogen
Stimm ich schlummertrunken ein.

Seine Naturliebeslieder erinnern manchmal an den alten Minnesang. In allen Gedichten ist der echte Stimmungsreiz des Liedes. Damit verbinden sich einfache strophische und metrische Gestalt, einfache, aber zarte und edle Sprache und musikalischer Wohllaut. So haben wir Lieder nicht von besonders scharf ausgeprägter Originalität, aber von großer natürlicher Anmuth. Die Phantasie hat nicht viel Antheil; das zeigt schon der Stil. Doch sind schöne Bilder nicht allzu selten, wie:

Kommt ihr wieder hergezogen
Durch der Felder gold'ne Wogen,
Schwänen gleich auf lichter Flut,
Holde milde Herbstestage!
Alles Leiden, alle Klage
Unter euren Flügeln ruht.

Da und dort fehlt der Form die letzte Feile, stört eine prosaische Wendung; manches Gedicht kommt überhaupt über das Dilettantische nicht hinaus. Dafür haben wir aber viel öfter jenen künstlerischen Eindruck: Gerade so, keine Linie, kein Wort anders, muß es sein. Dies ist z. B. der Fall bei dem Gedicht, das als die Perle der ganzen Sammlung erglänzt, tief und originell und feinsinnig, voll Zauber der Stimmung und des Wohllauts:

Verborgenes Leben.

Eine dichte weiße Decke
Liegt auf dem besä'ten Land,
Kalter Nord rührt Baum und Hecke,
Und erstarrt sind Herz und Hand.

Wand'rer steh' ich hier und löse
Mit dem Stab den harten Schnee,
Grabe mühsam eine Blöße,
Daß ich Grund und Boden seh'.

Ach da leuchtet mir entgegen
Frisches, hoffnungsvolles Grün,
Einen wunderbaren Segen
Seh' ich dumpfem Grab entblühn;

Ach, mir ist, als ob vom Stabe
Meine Last gehoben sei,
Und aus der Erstarrung Grabe
Heb' ich selbst mich kummerfrei.

Da stimmt alles; da heißt's wirklich: „'s ist schön, 's ist echt, 's ist Gold — und mir gefällt es" — und wol noch manch andern!

Eduard Haug.

Feuilleton.

Unter den neuesten Erscheinungen der englischen Literatur ist das zweibändige Werk: „Ten Years' Captivity in the Mahdi's Camp by Major F. R. Wingate" (Leipzig, The English Library, Heinemann u. Balestier) von ganz besonderm Interesse. Es ist eine ursprünglich deutsch abgefaßte, aber hier in englischer Umarbeitung zum ersten male veröffentlichte Schilderung der Erlebnisse und Erduldungen des österreichischen Missionärs Pater Ohrwalder während einer zehnjährigen (1882—1892) Gefangenschaft im Feldlager des Mahdi. In einfacher und ergreifender Schreibart werden die Hauptereignisse der großen und geheimnißvollen Bewegung im Sudan erzählt und werthvolle ethnologische, historische, politische und sonstige auf dortige Cultur-

zustände bezügliche Beobachtungen mitgetheilt, welche sehr erwünschtes Licht über manche dunkle Punkte verbreiten. Der Verfasser hat einen regen Sinn für Naturschönheiten und richtet sein Augenmerk gern auf das Sittengepräge der verschiedenen Volksstämme, die er scharf und trefflich zu beurtheilen weiß. Sehr anschaulich sind seine Schilderungen der Belagerung und Einnahme von El Obeid und Khartum und vor allem die Beschreibung seiner Flucht von Omdurman über die Nubische Wüste nach Murat, eine Strecke von 500 englischen Meilen, welche er und zwei Klosterschwestern in sieben Tagen zurücklegten. Pater Ohrwalder hat vieles an Gordon's Verwaltung in Khartum auszusetzen und glaubt, die Stadt sei durch seine Schuld verloren gegangen. Der Mahdi und dessen Anhänger haben seine übel angebrachte Gutmüthigkeit und Vertrauensseligkeit arg misbraucht und ihm in fast unglaublicher Weise überlistet. Die Uebernahme seiner Mission liefert den klarsten Beweis, daß er sich von der Gewalt der religiösen Bewegung im Sudan keinen richtigen Begriff gemacht hätte, sonst wäre es ihm nie eingefallen, ihr durch die Macht seiner Persönlichkeit Einhalt thun zu wollen. Dieser Wahn sei bei ihm zu einer fest eingewurzelten Vorstellung geworden und habe ihn ins Verderben gestürzt. Tadelnswerth und fast unbegreiflich sei auch die Saumseligkeit der englischen Regierung, die der kleinen, bedrängten Besatzung Khartums früher und energischer hätte zu Hülfe kommen sollen. Pater Ohrwalder gibt eine lebendige Darstellung der Entwickelung der Dinge seit dem Tode des Mahdi, schildert den Khalifa Abdullah und dessen Regierung, das in Omdurman herrschende Schreckenssystem, die furchtbaren Leiden der weißen Gefangenen, Ackerbau, Handel, Sklaverei u. s. w., und glaubt, es sei die höchste Zeit, daß die vereinigten europäischen Mächte diesen schmachvollen Zuständen ein Ende machen und den fruchtbarsten Theil Afrikas aus der Gewalt ruchloser Wütheriche retten.

Seit dem am 27. April 1882 erfolgten Tode des bekannten amerikanischen Dichters und Denkers, Ralph Waldo Emerson, sind mehrere Biographien erschienen, die über den äußern Lebenslauf und innern Entwickelungsgang des bedeutenden Mannes, sowie über seine persönlichen Eigenschaften und eigenthümliche Geistesbeschaffenheit Aufschluß geben. Unter diesen Lebensbeschreibungen nimmt die zuletzt veröffentlichte „A Memoir of Ralph Waldo Emerson by James Elliot Cabot" (Boston, Houghton, Mifflin u. Comp.) den allerersten Platz ein. Das zweibändige Werk hat auch bei dem Publikum eine sehr gute Aufnahme gefunden und in einem Jahre fünf Auflagen erlebt. Als Emerson's „literary executor" stand Cabot der ganze Nachlaß des Verstorbenen zur Verfügung und dieses reichhaltige Material hat er mit großem Geschick und ungewöhnlichem Feingefühl zu biographischen Zwecken verwerthet. In dieser Weise hat er ein Memoir geschaffen, das von außerordentlich hohem Werth ist und bestens empfohlen zu werden verdient.

Kaum hat es je ein unterhaltenderes Tagebuch gegeben als „The Diary of Samuel Pepys". Das Werk ist öfters gedruckt worden, aber zum ersten male vollständig in der von Henry B. Wheatley besorgten und bei Bell u. Sons in London erschienenen Ausgabe, die auch mit Porträt und Illustrationen versehen ist. Pepys lebte bekanntlich als Admiralitätssecretär in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts; er erstattet im Tagebuche ausführlichen Bericht über persönliche Erlebnisse und soeiale und politische Zustände unter dem Protectorat Cromwell's und nach der Wiederherstellung der Erbmonarchie und der Thronbesteigung Karl's II. Als eine Fundgrube unerschöpflichen Quellenmaterials zur Sittengeschichte Englands ist dieses Diarium des geschwätzigen und zum Theil schamlosen Schreibers durchaus unschätzbar.

„A Japanese Bride" (Neuyork, Harpers) ist eine von einem in Amerika erzogenen Japanesen, Naomi Tamura, abgefaßte Schilderung des gesellschaftlichen und ehelichen Lebens in Japan. Der einer vornehmen japanischen Famile angehörende Verfasser beschreibt in anschaulicher und realistisch-humoristischer Weise die alten Gebräuche seines Vaterlands bei der Brautwerbung und den Hochzeitsceremonien, von denen die jüngere Generation nichts mehr wissen will. Es ist also eine die allgemeine Sittlichkeit mehr oder weniger in Gefahr setzende Uebergangsperiode entstanden. Die Hauptschuld an den häufigen Ehescheidungen (eine kommt auf drei Ehen) schreibt er dem altväterlichen Herkommen zu. Ein sehr schönes Bild gibt er von der Ehrerbietung, die man in allen Familien den Großältern bezeigt. In diesem Zusammenhange dürfte auch Basil Hall Chamberlain's „Things Japanese" (Yokohama, Kelly u. Walsh) erwähnt werden. Es ist nicht nur was den Inhalt anbetrifft, ein ungemein lehrreiches Buch, sondern auch ein Muster der typographischen Ausstattung und macht der japanischen Buchdrucker- und Buchbinderkunst alle Ehre.

— Etwas verspätet machen wir die Freunde Raabe's, deren Zahl erfreulicherweise immer mehr wächst, auf zwei Werke aufmerksam, die neue Auflagen erlebt haben: „Ein Frühling" von W. Raabe (dritte Auflage, Berlin, O. Janke); „Der Dräumling" von W. Raabe (zweite Auflage, Berlin, O. Janke). Das erstere gehört zu den Erstlingswerken des Dichters; es ist zuerst 1857 erschienen, 1870 neu aufgelegt worden. Seitdem ist es längst vergriffen. Es wird voraussichtlich viele Leser finden, denn es vereinigt mit den bekannten, dem großen Lesepublikum aber nicht immer bequemen Vorzügen der Raabe'schen Muse, eine überaus reiche, spannende Fabel und führt uns eine Reihe lebenswahrer, liebenswürdiger Gestalten vor, die den verehrlichen Lesern und Leserinnen schon gefallen werden. Wem der ewige Privatdocent Ostermeier nicht behagt, den wird Klärchen Aldeck und die blinde Eugenie entzücken und rühren. Dagegen wendet sich das zweite Werk an den engern Kreis der Verehrer des Dichters: es erfordert mehr Geduld, mehr Sammlung; die Handlung ist durchaus nicht spannend, sein Hauptreiz liegt in der meisterhaften Charakteristik der handelnden Personen und der lebensfrischen Darstellung kleinstädtischen Lebens und Treibens. Das Buch erzählt uns, wie bei der Schiller-Feier in Paddenau, im Jahre 1859, der Sumpfmaler Rudolf Häseler das Herz der schönen Wulfhilde Mühlenhoff gewinnt. Bei dieser überaus einfachen Geschichte wird freilich die große Masse des Lesepublikums ihre Rechnung nicht finden, denn ihr blüht wenig Verständniß für so herzerquickende, köstliche Figuren, wie das erwähnte Liebespaar, die resolute Frau Rectorin Fischarth aus der Stralauer Straße in Berlin, für den Rector, den Veranstalter der Schiller-Feier in Paddenau, der am Festtage selbst in freiwilliger Gefangenschaft sitzt, und für so manche andere Gestalt, die der Dichter in lebensvoller Schärfe uns vorführt. Allen Freunden Raabe's sei das prächtige Buch dringend empfohlen.

Bibliographie.

Achleitner, A., Im Gemsgebirg. Neue Erzählungen aus bayerischen und österreichischen Bergen. München, O. Galler. 12. 1 M. 50 Pf.

Bauer, E., Aut Caesar aut nihil! Geschichtlicher Roman aus dem zeitgenössischen Rußland. Zwei Bände. Leipzig, Elischer. 8. 6 M.

Cowdrey, R. H., Millionär und Vagabund. Sozialer Roman. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Dorer's, E., Nachgelassene Schriften, herausgegeben von A. F. Graf von Schack. Bd. I/III. Dresden, Ehlermann. 8. à Bd. 4 M.

Fürst, H., Die neuen Ideale. Evolutionäre Plaudereien. Dresden, Pierson. 8. 2 M.

Gebell-Ennsburg, Gyulas Liebe. Gedicht in 10 Gesängen aus dem Ungarischen des Alexander Kisfaludy. Dresden, Pierson. 8. 2 M. 50 Pf.

Kirchner, F., Gründeutschland. Ein Streifzug durch die jüngste deutsche Dichtung. Wien, Kirchner u. Schmidt. 8. 5 M.

Leonhard, C., Gedichte. Dresden, Pierson. 8. 2 M.

Mantegazza, P., Die Physiologie des Weibes. Jena, Costenoble. 8. 3 M.

Stein, F. v., Das Laster. Roman. Leipzig, Friedrich. 8. 5 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Wisbyfahrt.

Reisebriefe von den deutschen, dänischen und schwedischen Ostseegestaden

von

Karl Braun-Wiesbaden.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Der jüngst verstorbene Schriftsteller, Dr. Karl Braun, schildert hier seine Eindrücke und Erlebnisse während einer durch den Hanseatischen Geschichtsverein veranstalteten Dampferfahrt von Lübeck bis Wisby auf der Insel Gotland, das in der Geschichte der deutschen Hansa eine so hervorragende Rolle gespielt. Die lebendige Schilderung von Land und Leuten, verbunden mit geistreichen humoristischen Exeursen in das Gebiet der Politik, Volkswirthschaft und Culturgeschichte, gewährt eine sehr anregende und unterhaltende Lektüre. Der kürzlich stattgehabte Besuch des deutschen Kaisers in Wisby ist geeignet, das Interesse für das Werk aufs neue wachzurufen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dante-Handbuch.

Einführung in das Studium des Lebens und der Schriften

Dante Alighieri's.

Von

Dr. G. A. Scartazzini.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

Der erste Danteforscher der Gegenwart bietet in diesem Werke eine für das grössere Publikum berechnete ausführliche und authentische Darstellung des Lebensganges und der Persönlichkeit Dante's, an welche er eine eingehende geistvolle Würdigung der Werke des Dichters, insbesondere der „Göttlichen Komödie", anschliesst. Die Fülle des beigebrachten neuen Materials macht das „Dante-Handbuch" allen Dantekennern unentbehrlich, die populäre Darstellung gestaltet es aber auch zugleich zu einem sichern Führer für alle diejenigen, welche sich über den Dichter und seine Werke näher unterrichten wollen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Französische Revolution.

Von

Thomas Carlyle.

Aus dem Englischen von **P. Feddersen.**

Zweite Auflage, umgearbeitet von **E. Erman.**

Drei Theile. 8. Geh. 7 M. 20 Pf. Geb. 9 M.

Auch in 12 Lieferungen zu 60 Pf. zu beziehen.

Dieses Meisterwerk der englischen Literatur ist dem deutschen Publikum erst durch diese zweite Auflage der lange vergriffen gewesenen Uebersetzung wieder zugänglich geworden und findet immer zahlreichere begeisterte Leser. Das Werk kann auf einmal oder auch nach und nach in Lieferungen bezogen werden.

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Sammlung hervorragender Novitäten

des Auslandes.

In dieser Sammlung ist soeben erschienen:

Abendliches Opfer.

Roman aus dem Russischen

von

P. Boborykin.

2 Bde. Preis geh. M. 5. —; eleg. geb. M. 6. —

Cressy.

Roman aus dem Amerikanischen

von

Bret Harte.

Preis geheftet M. 2. 50; eleg. gebunden M. 3. 50

Nimrod & Cie.

Roman aus dem Französischen

von

Georges Ohnet.

2 Bde. Preis geh. M. 6. —; eleg. geb. M. 7. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die sittliche Weltordnung.

Von

Moriz Carriere.

Zweite erweiterte Auflage.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

(Bildet auch den 13. Band von Carriere's Gesammelten Werken.)

Der berühmte Verfasser gibt in diesem Werke, von dem eine zweite Auflage nöthig geworden ist, die wissenschaftliche Entwickelung der seinen weit verbreiteten Schriften über Kunst, Religion und Geschichte zu Grunde liegenden Ideen. Er geht dabei nicht von Abstractionen und Voraussetzungen, sondern vom vollen blühenden Leben aus, welches er zu verstehen und dessen Princip er so zu erfassen sucht, daß es den Thatsachen der Wirklichkeit, dem Mechanismus der Natur, wie der Freiheit des Geistes gewachsen ist und für jeden Wahrheitsuchenden die Kluft zwischen Glauben und Wissen überbrückt. Die zweite Auflage ist wesentlich erweitert, namentlich auch durch Bezugnahme auf die neuesten Schriften zur Ethik. Die klaren fesselnden Ausführungen des Verfassers sind nicht nur für Philosophen und Theologen, sondern auch für jeden gebildeten Laien von größtem Interesse.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 31. — 3. August 1893.

Inhalt: Auf dem Wege zur deutschen Einheit. Von Sturmhoefel. — Deutsche und italienische Kunst. Von Ernst Lehmann. — Zur Shakespeare-Literatur. Von Ernst von Wallwürk. — Westfälische Geschichten. Von Edmund Lange. — Lyrik und Epik. Von Fritz Lemmermayer. — Sammelwerke der religiösen Literatur. Von Karl Wallmann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Auf dem Wege zur deutschen Einheit.

Seit den Ereignissen, die in unmittelbarer Folge des deutschen Krieges von 1866 bis zu der Einigung Deutschlands durch die französische Kriegserklärung sich vollzogen haben, ist fast ein Menschenalter verflossen, ein Menschenalter so reich an Ereignissen, so voll berechtigten Anspruchs auf ein durchaus ungetheiltes Interesse an der Gegenwart, daß vieles des vor dem Jahre 1870 Geschehenen selbst betheiligten Leuten wie im wesenlosen Scheine dahinten liegen mag.

Daß das kein idealer Standpunkt ist, braucht nicht erst bewiesen zu werden; denn er begünstigt eine Politik, die von der Hand in den Mund lebt, mit all ihren bis zur völligen Impotenz sich steigernden Uebelständen.

Deshalb darf man jedes Werk mit Freuden begrüßen, dessen Ziel eine Wiederbelebung jener merkwürdigen Zeit ist, die man die Vorhalle des deutschen Einheitsbaues nennen kann.

Die neueste Publication von Hans Blum*) hat sich ein solches Ziel gesteckt; ihr Werth besteht besonders darin, daß die von dem Verfasser gemachten Mittheilungen nur Selbsterlebtes enthalten. Blum hat dem Reichstage des Norddeutschen Bundes von 1867 bis Ende 1870 angehört und darf sich darum wol einen Mitkämpfer nennen, wennschon er diesen Ehrennamen nur im bescheidensten Maße für sich in Anspruch nimmt.

Das vorliegende, zwei Bände umfassende Werk gibt uns im ersten Bande in fünf Abschnitten eine ausführliche Behandlung des constituirenden Reichstags des Norddeutschen Bundes, dann eine solche der Reichstage von 1867 bis 1869 und dazwischen (Abschnitt 3) einen Bericht über das erste deutsche Zollparlament im Frühjahr 1868. Dies letztere Thema nimmt der zweite Band im Eingange wieder auf und erzählt im sechsten Abschnitte die Geschichte der deutschen Zollparlamente von 1869 und 1870; der siebente und achte Abschnitt sind der parlamentarischen Geschichte des Jahres 1870 gewidmet. Gewissermaßen als Zugabe, als Belohnung für den Leser, der sich durch 551 Seiten parlamentarischer Berichte und also durch die Entstehungsgeschichte sämmtlicher Gesetze des Norddeutschen Bundes mit einem in der That belohnenswerthen Fleiße hindurchgearbeitet hat, kommen dann die Berichte aus Frankreich über das Kriegsjahr 1870; sie bringen, um mit ihrem Verfasser zu reden, neben dem Ernste und der Begeisterung jener Tage auch die Stimmung eines fröhlichen Gemüths zum Ausdruck. Ein Register, das man bei der großen Fülle des Materials sehr wohl brauchen könnte, fehlt leider.

So unbedingt ich nun zwar eingangs dieser Zeilen Veröffentlichungen von dem Charakter der Blum'schen als zeitentsprechend bezeichnet habe, so muß ich doch gleich hier ein Aber zur Geltung bringen. Jene sämmtlichen Abschnitte, die sich auf die bundesgesetzgeberische Arbeit der norddeutschen Reichstage und auf die Arbeit der Zollparlamente in den Jahren 1867 bis 1870 beziehen, sind nicht jetzt geschrieben, sondern schon 1868 und 1870 in der Zeitschrift „Unsere Zeit" veröffentlicht worden. Der Verfasser selbst hat gefühlt, daß Kürzungen nothwendig waren, und hat solche eintreten lassen. Ich habe die Empfindung, daß bei einer nochmaligen Herausgabe der Autor von freien Stücken noch eine Menge streichen wird, wenn er es überhaupt für zweckmäßig hält, dieselbe Form der Veröffentlichung zu wählen. Denn nicht wie und was er damals als junger Mann in der zweiten Hälfte der 20er Jahre gedacht hat, wünschen wir heute bei den das damalige Interesse erregenden Fragen genau zu wissen, sondern wie sich heute, im Spiegel der bisherigen Erfahrung, die damaligen parlamentarischen Ereignisse ausnehmen; da diesem Bedürfnisse nicht entsprochen wird, leidet der Leser, auch beim besten Willen dem Autor gerecht zu werden, ab und

*) Auf dem Wege zur deutschen Einheit. Erinnerungen und Aufzeichnungen eines Mitkämpfers aus den Jahren 1867 bis 1870 von Hans Blum. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1893. 8. 10 M.

zu unter dem Eindrucke des Antiquirten. Stelle ich mir z. B. vor, daß uns eine Geschichte der Verdienste der nationalliberalen Partei gegeben werden soll, der Hans Blum ja angehört, so findet man das Material kurz, wenn auch natürlich etwas trocken, in der verdienstlichen Denkschrift von Dr. Karl Maaß beisammen: „Fünfundzwanzig Jahre deutscher Reichsgesetzgebung"; diese einen einheitlichen Gesichtspunkt vertretende Denkschrift hat sich, abgesehen von dem authentischen officiellen Material, auch schon die Blum'schen Aufsätze in „Unsere Zeit" nutzbar gemacht. Denke ich mir aber, dem Titel Vertrauen schenkend, eine parlamentarische Entstehungsgeschichte der deutschen Einheit als vom Verfasser beabsichtigt, so würden von dem gegebenen Material lediglich die Debatten, in denen der Reichskanzler seine wundervollen Reden gegen die Partienlaristen, Fortschrittler, mitunter auch gegen die Nationalliberalen und nach Westen zu gegen Frankreich hielt, Gegenstand der Behandlung sein dürfen; daneben könnten dann die Commissionsberathungen einen größern Raum beanspruchen. Vor allen Dingen aber würde da die Benutzung einer seit 1870 recht reich angeschwollenen Literatur fehlen, namentlich auch die Heranziehung französischer Publicationen. Ich könnte mir gerade von Hans Blum eine höchst anziehende Arbeit über dieses Gebiet denken, weil er damals vielfach Gelegenheit hatte, hinter die Coulissen zu sehen und sich nunmehr Urtheile bilden könnte, die nach einer Abklärungsperiode von beinahe funfzehn Jahren recht viel Werth hätte.

Was aber auf der einen Seite zu viel ist — nach dem damaligen Standpunkte der Herausgabe gewißlich nicht —, das ist auf der andern Seite zu wenig. Wer interessirt sich heute noch für Herrn Schraps von der sogenannten Volkspartei und für eine Menge ähnlicher Größen auch noch anderer Parteien? Andererseits dürfte die Charakterisirung von Bebel, der uns zunächst nur als „der blasse Drechsler aus Leipzig" vorgestellt wird, der heutigen Anschauung kaum mehr entsprechen.

Ferner konnte der Verfasser im Jahre 1868 Kenntnisse von kleinstaatlichen Vorgängen als bekannt voraussetzen, die heute auch dem kundigeren Manne abgehen. Das trifft zum Beispiel bei der Besprechung des Standpunktes der Waldeck'schen Volksvertretung (I, 106, 107) ein, wo ich eine kürzere Belehrung mir bei Konstantin Bulle (I, 217) zu holen veranlaßt war.

Ich habe das, was mir gegen das Blum'sche Buch zu sprechen schien, absichtlich vorangestellt, um mit einer Anerkennung des vielfach sehr interessanten Materials schließen zu können und da kein Aber mehr vorbringen zu brauchen. Namentlich müssen als ganz vorzüglich und für jeden Historiker dieses Zeitabschnittes belehrend bezeichnet werden die Abschnitte, die über den ersten verfassungsmäßigen norddeutschen Reichstag und das erste deutsche Zollparlament handeln. Man hat beim Durchlesen dieser Berichte etwa den Eindruck einer modernen Ilias: mit männlichem Wort und wohlgerüstet treten die Helden mit scharfer Waffe gegenseitig zum Kampf auf den Plan. Welch ein wundervoller Kämpe für die deutsche Einheit ist nicht jener urdeutsche Völk; wie weiß nicht der jüngst verstorbene Braun-Wiesbaden seinen behaglichen Witz zur Niederstreckung so manchen Gegners zu verwenden! Und nun vor allen andern er, der die stürmische Kraft des Ajax mit der berechnenden Klugheit und Vorsicht eines Odysseus verbindet — wer kann gerade dem Leser von heute politisch so zu Herz und Gemüth reden, wie Bismarck? Von denen, die damals hervorragend thätig waren, erregt ferner heute besonderes Interesse Miquél, dessen Reden sich nicht nur durch große Sachkenntniß, sondern auch durch ihren politischen Scharfblick auszeichnen. Selbstverständlich darf der Name von Bennigsen hier nicht unerwähnt bleiben.

Nach einer andern Seite hin treten uns in den kleinlichen Intriguen der Herren von Varnbüler und von Dalwigk, der bairischen Partienlaristen und Klerikalen, wie sie in den kleinstaatlichen Kammern zum Ausdrucke kommen und im Zollparlament Widerhall finden, im Gegensatze zu Baden und dem trefflichen Hohenlohe in Baiern, so recht die Schwierigkeiten vor Augen, unter denen Bismarck die Einung unsers Vaterlandes und die Versöhnung particularer Interessen zu bewirken hatte.

Welcher Geist sich damals noch bemerklich machen konnte, geht namentlich aus den Wahlbeeinflussungen und Wahlstörungen hervor, für die Blum einige ergötzliche Beispiele erzählt. So hatte der mecklenburger Graf Kuno Hahn vor dem Wahllocale zu Peetz die Bauern und Tagelöhner zur Wahl des Herrn von Oertzen-Cotelow dringend ermahnt, ihnen auch anbefohlen, den Namen des von ihnen Gewählten seinem Gutspachter Bade laut zu nennen; wer dagegen Herrn Poppe-Blankenhof wähle, werde bei Vertheilung von Getreide und von Kartoffelland nicht auf die gräflich Hahn'sche Gunst zu rechnen haben. Trotz alledem kam Herr von Oertzen nur mit einer Majorität von 9 Stimmen durch, die überdies noch als auf einem bedenklichen Rechenfehler beruhend von dem Mecklenburger Moritz Wiggers mit Erfolg angefochten wurde.

Noch amusanter, weil auf einem politisch ganz anders vorbereiteten Boden vor sich gehend, war die Wahl des freisinnigen Abgeordneten Dr. Max Hirsch aus Berlin, der in Plauen im sächsischen Voigtlande den particularistischen Rittergutsbesitzer Seiler auf Neuensalz bei der Wahl zum norddeutschen Reichstag vom Frühjahr 1869 aus dem Felde schlug. Es waren im ganzen 7672 Stimmen abgegeben worden, davon 3880 für Dr. Max Hirsch, 3653 für Herrn Seiler. Diese Mehrheit missfiel dem Wahlcommissar, dem Herrn Gerichtsamtmann Damm in Plauen; er fand nun mit Hülfe telegraphischer Anfrage in Berlin beim Polizeiamte und mit Hülfe des berliner Adreßbuchs, daß es noch einen Dr. Max Hirsch in Berlin gab, und zwar einen Arzt, der sich allerdings mit Politik nicht weiter abgab. Mit Benutzung dieser Entdeckung erklärte er alle Wahlzettel, die nicht ausdrücklich auf den Schriftsteller Dr. Max Hirsch in Berlin, sondern nur auf den

Dr. Max Hirsch in Berlin lauteten, an Zahl 955, als wahrscheinlich für den Arzt abgegeben, und sodann, da doch eine Stichwahl hätte stattfinden müssen, ganz einfach für ungültig. Die Wahlprüfungscommission war natürlich anderer Meinung.

Neben dem particularistischen Elemente, das ja in unsern Tagen seit dem Rücktritt Bismarck's wieder Oberwasser bekommt, interessirt den Leser von heute die socialistische Partei in ihrem stetigen Wachsen und ihrem den deutschen National- und Einheitsbestrebungen ebenso stetig entgegengesetzten Verhalten. Das auf gleicher Bahn arbeitende Centrum war ja als selbständige Partei damals noch nicht vorhanden.

Sehr instructiv ist in dieser Richtung der heute sicher schon vergessene „Fall Meude". Der socialdemokratische Abgeordnete für Freiberg i. S. Fritz Meude hatte sofort nach Beginn des norddeutschen Reichstags vom Frühjahr 1869, ohne sich vom Präsidenten Simson beurlauben zu lassen, eine Agitationsreise nach den Rheinlanden angetreten und gelegentlich einer von ihm berufenen Versammlung zu Gladbach, die polizeilich, allerdings nicht ordnungsgemäß, aufgelöst worden war, Anlaß zu einem überaus wüsten Tumulte gegeben, bei dem auch Blut floß. Er wurde natürlich in Haft genommen, ließ aber auf Grund des §. 31 der Bundesverfassung seine Freilassung beantragen. Uebler konnte wol kaum ein Privileg ausgenutzt werden, als in diesem Falle. Herr Meude hatte sich ohne Urlaub aus Berlin entfernt, war im Reichstag noch gar nicht sichtbar gewesen, benutzte die ihm als Abgeordneten damals noch in vollem Umfange vom Staate gewährleistete freie Eisenbahnfahrt dazu, um die Arbeiter in den Rheinlanden zu verhetzen, während der Reichstag gerade die wichtigen Bestimmungen der norddeutschen Gewerbeordnung über die Verhältnisse der Arbeiter berieth, gab Veranlassung zu staatsfeindlichen Unruhen und verlangte nun kraft seines Privilegs vom selben Staate seine Freilassung! Stimmung, seinem Antrage beizutreten, war wenig vorhanden. Er verdankte seine Befreiung schließlich dem Abgeordneten von Bennigsen, der vor allem darauf hinwies, daß Mende im Reichstage eine verschwindende Minderheit vertrete, die ein wesentliches Interesse an der Anwesenheit aller ihrer Vertreter im Reichstage habe. Demzufolge votirte der Reichstag mit 107 gegen 90 Stimmen die Sistirung des Strafverfahrens, ohne allerdings dadurch der socialdemokratischen Partei zu einer Verstärkung ihrer Mitgliederzahl zu verhelfen; denn Herr Fritz Mende kam auch so nicht in den Reichstag.

Handelte es sich in diesem Falle wesentlich um den Begriff Anstand, den man ja nicht überall vorauszusetzen berechtigt ist, so bewies die Handlungsweise der beiden Abgeordneten Bebel und Liebknecht am 21. Juli 1870 eine Gesinnung, die sich bekanntlich bis auf den heutigen Tag nicht geändert, aber wenigstens durch das Bekanntwerden der französischen Beziehungen der Herren das nöthige Relief erhalten hat. Als am genannten Tage die dritte Berathung des Gesetzes wegen der außerordentlichen Geldmittel zum Kriege zur Tagesordnung stand und die discussionslose Annahme, wie selbstverständlich, empfohlen wurde, gab Bebel diese Erklärung ab: „Meine Herren! Da, wie ich vernommen habe, es der allgemeine Wunsch des Hauses ist, daß über den vorliegenden Punkt der Tagesordnung keine allgemeine Debatte eröffnet wird, so erkläre ich im Namen des Abgeordneten Liebknecht und meiner Person, daß auch wir unsererseits, obgleich wir über diese Vorlage keineswegs gleicher Meinung sind, eine Debatte nicht provociren wollen, und erkläre ferner, daß wir uns in der vorliegenden Frage der Abstimmung enthalten und die Motive, die uns hierzu bestimmen, in den Acten des Hauses niederlegen werden." Als dann der Reichstag entsprechend dem Vorschlage des Präsidenten Simson die Vorlage einstimmig ohne Debatte angenommen hatte, bemerkte Präsident Simson ganz richtig: „Das ist von dem ganzen Hause mit Ausnahme der beiden Herren geschehen, die sich soeben besonders bemerklich gemacht haben."

Von solchen Scenen wendet man sich gern ab, um mit Lust die Augenblicke geschildert zu hören, in denen sich eine vaterlandsfrohe Gesinnung stimmungsvoll mit einer bedeutenden Situation verband. Zwei solcher Momente müssen hier in erster Linie genannt werden: die Annahme der Verfassung des Norddeutschen Bundes am 16. April 1867 und die Verlesung der französischen Kriegserklärung am 19. Juli 1870. Zu dem ersten Ereigniß sagt Blum: „Das Gemüth des Deutschen läßt sich nie verleugnen. Am allerwenigsten in Stunden, die ihm bis dahin nur in hundertjährigen Zwischenräumen einmal beschieden gewesen, da der stolze Traum der deutschen Einheit allen Frevlern und Spöttern zum Trotz, leibhaftige Gestalt gewinnt. Und solch ein Augenblick war dieser. Die Bewegung und Erregung der Männer, die das deutsche Volk zu der schweren Aufgabe berufen, die nun gelöst war, hielt sich fern von aller romanischen Thuerei, sie war tief und ernst, wie das deutsche Gemüth. Aber doch haben wir Thränen rollen sehen über das Antlitz von Männern, deren Leben Ein Kampf gewesen, deren Züge Menschenfurcht niemals entstellt hat."

Was aber in diesem Augenblicke staatsrechtlich zum Abschluß gekommen war, das sollte die Weihe deutscher Volkskraft und des Allgemeingefühls der nationalen Zusammengehörigkeit in den feierlichen Minuten erhalten, als dem Reichstage die amtliche Benachrichtigung von der französischen Kriegserklärung zuging. Blum erzählt folgendermaßen:

„In den kurzen Minuten, die zwischen der Eröffnung des Reichstags im Weißen Saale und dem Beginne seiner ersten Kriegssitzung lagen, hatte sich das Ereigniß vollzogen, welches die letzten Friedenshoffnungen auslöschte und nach welchen nur noch die Waffen den Frieden erzwingen konnten: die Kriegserklärung war unserm Kanzler nachmittags 1½ Uhr von dem französischen Geschäfts-

träger überreicht worden. Gleich zu Anfang der Sitzung, während Präsident Simson noch bei der üblichen Mittheilung der geschäftlichen Verhältnisse des Hauses verweilte, war Bismarck eingetreten, allen auffallend durch die noch mehr als sonst hervortretende, fast jugendliche Raschheit und Kraft seiner Körperbewegungen und die stolze Freude, die aus seinen Augen, aus seinem ganzen Antlitz leuchtete. Und kaum hatte er seinen alten Platz, den ersten Sitz der rechten Hälfte der Bundesrathsplätze eingenommen, als auch schon Präsident Simson sprach: «Der Herr Bundeskanzler hat das Wort zu einer Mittheilung an den Reichstag verlangt: ich gebe es ihm.» Lautlose Stille mit einem male. Was kommen würde, ahnte man, hatte man sich seit Tagen als schon geschehen gedacht: aber nun, wo der Krieg sozusagen im Amtskleide hereintrat, gab es doch eine unbeschreibliche Erregung. Auch nur die Stenographen mögen die kurzen Worte Bismarck's vollkommen verstanden haben: «Ich theile dem hohen Hause mit, daß mir der französische Geschäftsträger heute die Kriegserklärung Frankreichs überreicht hat.» Denn sowie nur der Sinn des Satzes klar war, erhob sich so unermeßlicher Jubel, Beifall, Händeklatschen, Hurrahruf im Saale und auf den Galerien der Presse, der Zuhörer, des Bundesraths und selbst der Diplomatie, daß jedes Wort erstickt wurde. Urplötzlich und mit gewaltiger Kraft erhob sich das nationale Gefühl zu zornesmuthiger Kampfbereitschaft gegen die feindliche Herausforderung. . . . Droben in der Diplomatenloge hielt sich ein eisgrauer ehrwürdiger Republikaner ein Tuch vor die Augen und vor die scharfgeschnittenen, geistvollen, starken Züge: der Vertreter der Vereinigten Staaten von Nordamerika, der greise George Bancroft. Mochte wol dem gefeierten Historiker seiner großen Heimat in dieser Minute die um fast hundert Jahre zurückliegende Weihestunde vor die Seele treten, da Amerika auch in einem Kampfgelübde auf Sein oder Nichtsein den festen Grundstein zur Einheit seines unabhängigen freien Staatswesens legte?"

Mit dieser Schilderung möchte ich meinen Bericht über das Buch von Blum schließen, denn so amüsante und interessante Stellen der Kriegsbericht enthält, — namentlich bringen einige Mittheilungen über den alten Moltke von neuem die Bestätigung, welche ganz hervorragend geniale Kraft unsern Krieg vom Größten bis zum Kleinsten leitete, so bleiben diese Dinge doch episodisch.

Der Verfasser sagt einmal: „Unsere Zeit ist eine durchaus nüchterne. Kaum verstehen wir mehr die heiße Inbrunst patriotischer Erregung, an der sich das Geschlecht vor uns begeisterte zu seinen politischen Thaten." Man kann dasselbe, was er 1868 sagte, als für die heutige Generation geltend wiederholen und darum um so mehr auf eine Veröffentlichung hinweisen, die uns den heißen Pulsschlag patriotischer Erregung früherer Tage in einer Reihe von Schilderungen nachfühlen läßt und dadurch ähnliche Empfindungen zu wecken im Stande ist. Sturmhoefel.

Deutsche und italienische Kunst.

1. Albrecht Dürer. Ein Lebensbild von Armin Stein. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1892. 8. 2 M. 40 Pf.
2. Deutsche und italienische Kunstcharaktere von Berthold Riehl. Mit 16 Abbildungen. Frankfurt a. M., Keller. 1893. 8. 7 M. 60 Pf.
3. Die Kunstlehre Dante's und Giotto's Kunst von H. Janitschek. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1892. Gr. 8. 60 Pf.
4. Peter Paul Rubens, seine Aeltern, sein Leben und seine Werke. Eine Studie von Th. Seemann. Leipzig, Friesenhahn. 1893. 8. 80 Pf.
5. Wilhelm Kaulbach von Hans Müller. Erster Band. Mit Kaulbach's Selbstbildniß aus dem Jahr 1824. Berlin, Fontane. 1893. Gr. 8. 15 M.

Seit Goethe's Anregung, der bereits Dürer den ersten Italienern an die Seite stellte, ist das Verständniß und die Verehrung des großen Meisters in stetigem, wenn auch langsamem Zunehmen begriffen. Von Zeit zu Zeit erhoben sich Stimmen, die Dürer als den größten und deutschesten der Maler priesen und vor der glatten Oberflächlichkeit unserer „Modekünstler" warnten. Das Beste blieb freilich den Künstlern selbst zu thun übrig. In unserer Zeit hat Ludwig Richter's liebevolle Behandlung der Landschaft deutsche Kunst und Art im Dürer'schen Sinne in allen Schichten des Volks wieder heimisch gemacht.

Aber auch die markig umrissenen und bedeutsamen Gestalten, die uns Dürer's Hand in wunderbar klar ausgeprägter Weise vor Augen stellte, sind nicht ohne Nachkommenschaft geblieben. Gerade in unserer Zeit, in der die Kunst in allen Zweigen eine Mauserung durchzumachen scheint, ist eine wenn auch vorerst noch kleine Zahl von Künstlern erstanden, die die gehaltvollen, mächtig packenden Kopftypen und ausdrucksvollen Stellungen in den lichtumspielten Figuren ihrer Radirungen wieder zu Ehren bringen. Aber nur wenige kennen die vornehmen Blätter. Sie sind noch nicht in die illustrirten Wochenblätter und in die Schaufenster der Kunstläden gedrungen; fehlen doch die Arbeiten Klinger's noch in manchem Kupferstichcabinette. Und was hülfe es auch? Abgesehen von den meisterhaft ausgeführten Bildnissen liegen die Stoffe, die sie behandeln, zum Theil Allegorien und mythologische Vorwürfe, weitern Kreisen meist allzu fern. Einen Hauptmangel aber zeigen die Gruppen der Bilder, die sich oft schon beim ersten Anblicke in einzelne Actstellungen auflösen lassen. Zum vollendeten Bildwerke, das uns auf die Dauer und als Ganzes innerlich bewegen soll, gehört aber eine reiche und ausdrucksvoll gegliederte Composition, und auch hier können unsere Zeichner nichts besseres thun, als bei unserm größten

Meister in die Schule zu gehen. Dürer ist noch immer der erfindungsreichste Künstler aller Zeiten, dessen Phantasiereichthum ihn bei keinem Stoffkreise im Stiche ließ, wol aber von andern, Deutschen und Italienern, nach Kräften ausgebeutet wurde.

Noch gar manches bleibt unsern Künstlern zu thun übrig, ehe sich unsere vervollkommnete künstlerische Technik mit Dürer's ganzem Können vereinigt und so die Werke der Kunst auf die deutlich vor uns liegende Höhe emporhebt und zum Gemeingute der Nation werden läßt. Bevor aber Dürer's Vermächtniß solche Frucht, an der man deutlich seine Kraft verspürt, nicht zeitigt, bis dahin muß zu ihrer vollen Würdigung an Stelle der künstlerischen That das Wort des Schriftstellers treten, das sich den Werken des Meisters erklärend, beigesellt oder sein Leben und Wirken in eindringlicher Weise schildert. Gleichviel, eins zieht hier das andere nach sich: Die Schöpfungen des Meisters wecken Fragen nach dem bedeutenden Menschen, und umgekehrt. Jenes setzt schon anfangs als Haupterforderniß gute Nachbildungen Dürer'scher Blätter, wie jene, die bei Zehl in Leipzig, Hirth in München und Soldan in Nürnberg erschienenen, sowie ein beständiges Vergleichen mit den Spätern voraus; dieses bedarf vorerst nur des geneigten Lesers selbst, d. h. eines noch für urdeutsche Art empfänglichen Gemüths. Auf solche Weise wird der leichteste Anfang gemacht und der sicherste Grund gelegt, Dürer und seine Kunst wieder volksthümlich zu machen, wenn nur auch der Verfasser den rechten Ton trifft.

Von diesem Standpunkte aus möchten wir das Lebensbild Albrecht Dürer's von Armin Stein (Nr. 1) betrachtet wissen; das gewöhnliche Lesebedürfniß zu befriedigen, dünkt es uns zu gut. Wer einige der bereits zwanzig Bände zählenden „Lebensbilder" gelesen hat, weiß, wie rasch sie uns bei aller Schlichtheit der Erzählungsweise in die Stimmung der Zeit versetzen und die Theilnahme für den Helden auf die Dauer in Spannung erhalten. Wie der am ehesten zu fesseln vermag, der einfach schildert, was er fühlt, so verdankt Armin Stein seinen Erfolg der unmittelbaren Verwerthung der einschlägigen wissenschaftlichen Vorarbeiten, von denen namentlich hier Thausing's Werk in Betracht kommt, sowie dem phantasievollen Hineinleben in die Vergangenheit, in den Charakter der Orte und Persönlichkeiten, zu deren Beschreibung er zeitgenössische Bilder und Bildnisse sorgsam durchmustert. Belege dafür sind die Schilderungen

> der treuen deutschen Stadt,
> wo Dürer's Kraft gewaltet
> und Sachs gesungen hat,

des deutschen Hauses und der deutschen Tracht, sowie der äußern Erscheinung der bekannten heimischen und fremden Persönlichkeiten, vom Kaiser Max und Willibald Pirkheimer bis zu Bellini und Jacopo de Barbari. Und wenn die Worte des alten Dürer, die er in abendlicher Dämmerstunde an den jungen Albrecht richtet, in dem Leser einen tiefen Eindruck hinterlassen, so ist daran nicht nur die Gabe glücklicher Erfindung und das bewundernswürdige Geschick des Erzählers schuld, sondern zum guten Theil die ehrliche Verwendung der eigenen Aufzeichnungen Dürer's selbst. Und ähnliche Beobachtungen macht der kundige Leser in dem Buche allenthalben.

Allem, was grobe Verstöße gegen die Wahrheit enthält, wie die Mär von der bösen Kantippe Agnes und von der beständigen drückenden Armuth des Malers, wirkt der Verfasser entschieden entgegen; er hat es ausgezeichnet zu schildern verstanden, wie sich die jungen Herzen finden, und wie Agnes Frey als Frau Dürerin des Hauses und des Gatten sorgsam wartet; und mit gutem Rechte verwerthet er die unsichern Berichte über Dürer's erste Reise nach Italien, sowie diesen und jenen überlieferten kleinen Zug, der uns den Meister noch näher bringt; bleibt dies doch oft der beste Ersatz für das, was der Nachwelt verloren gegangen ist und einst die Mitwelt an dem Meister entzückte und hinriß.

Dürer's beide Reisen nach Italien geben uns den Fingerzeig, woher die deutsche Kunst des öftern ihre großen Anregungen erhielt, ohne deshalb auch nur das Geringste von ihrer Eigenart und ihren Vorzügen preiszugeben. Sie war bereits erstarkt genug, um ohne innere Schäden in sich das aufzunehmen, was ihr zur weitern Entwickelung von außen her förderlich und dienlich werden konnte. Dessen wurden die nordischen Künstler erst dann inne, wenn sie nach längerer Studienfahrt im Süden den Fuß wieder auf heimischen Boden gesetzt hatten und ihre Kräfte von neuem prüften. So erging es einem Rubens, über den Winckelmann nicht ganz mit Unrecht den Ausspruch thut: „Rubens hat seine Figuren beständig gezeichnet, als wenn er niemals aus seinem Vaterlande gegangen wäre." Ja, aus den Kunstwerken wie aus den Briefen von Cornelius, Schwind und Richter können wirs herausfühlen und lesen, wie in ihnen, wie einst in Dürer, die Fremde erst die rechte Liebe zur heimatlichen Kunst weckte.

Der Einfluß italienischer Kunst zeigt sich an Cornelius am großartigsten, wird aber bei ihm nicht ganz leicht verständlich; am deutlichsten empfinden wir ihn vor den italienischen Landschaften Karl Rottmann's, in denen sich die Vorzüge der alten Italiener mit echt deutscher Hingebung an die Natur, die einfache Schönheit monumentaler Größe mit fein empfundener Stimmung vereinigt. Er versteht es, den Wiederhall der weihevollsten Empfindungen zum Ausdruck zu bringen; beim Anblick seiner poetisch verklärten Bilder wird unsere Sehnsucht nach dem Süden rege, und Prati's Verse kommen uns unwillkürlich auf die Lippen:

> Es war ein Sommerabend golden rosig, der von des Meeres kühlem Hauch erfrischt zur Rüste ging bei dem Olivenwald von Manfredonia. O du mächtige Schönheit der Abendsonne von Italien! Wahrlich, der hat kein Herz, der sich bei diesem Glanz nicht tief gerührt fühlt und gedenken muß verschollenen Ruhms und versprühter Liebe! Oh tramonti d'Italia!

Aber auch die italienische Kunst ist von deutschen Einflüssen nicht unberührt geblieben. Ausführlich verbreitet sich über die gegenseitigen Beziehungen der Künste beider

Völker Berthold Riehl in neun Essays (Nr. 2), in denen er die Eigenart und die Gegensätze der beiden Künste, sowie den fördernden Einfluß, den sie bis ins 17. Jahrhundert aufeinander ausübten, zu zeigen versucht. Selbstverständlich gebührt hier dem Süden die Palme, insofern von ihm mehr Anregung ausging als er empfing. Riehl beschränkt sich aber nicht nur auf die Entwickelung der Malerei allein, sondern er zieht auch Plastik und Architektur in Betracht; dabei wendet er sich ebenso wohl an die Kunsthistoriker wie an den Künstler und den Kunstfreund. Verlangt es den Laien nach einer Lesekost, die in ihm die Lust zu kunstgeschichtlichen Studien rege machen sollen, so mag er es getrost mit Riehl's Kunstcharakteren versuchen. Bei aller Ausführlichkeit und zeitweiligen Breite wird er niemals die Lust verlieren, ihm weiter zu folgen: der Verfasser schildert und erzählt, was er mit eigenen Augen gesehen, und entzückt den Leser durch die Feinsinnigkeit der Beobachtung, namentlich wenn er selbst die Plätze und Straßen Regenburgs durchschreitet und vor Verona's Palästen und Denkmälern steht oder sich in Dürer's Marienleben versenkt und Bellini's Madonnen mit inniger Rührung betrachtet.

Der erste Essay gibt das Thema des ganzen Werks und schildert die Gegensätze der Kunst diesseits und jenseits der Alpen, während die folgenden Abhandlungen die Beispiele liefern und ins Einzelne gehen. Wieder ist es Dürer's gewaltige Persönlichkeit, vor dessen Werken uns sowol der Unterschied zwischen deutscher und italienischer Kunst und ebenso die volle Berechtigung jeder in ihrer Art klar wird. Im Rosenkranzbilde zeigt Dürer den Venezianern, daß er nicht nur Meister des Kupferstichs, sondern auch der Malerei sei; und Raffael's Schule von Athen und der Disputa und Michelangelo's Fresken an der Decke der Sixtinischen Kapelle stehen Dürer's Allerheiligenbild und die drei großen Holzschnittfolgen der Apokalypse, der Passionen und des Marienlebens gegenüber. Im mittelalterlichen deutschen Hause mit seinem Erker, der dem Chor der Hauskapelle seinen Ursprung verdankt, zeigt sich die liebevolle Hingebung des Deutschen an das Kleine und Kleinste, was der bescheidenen Wohnung den behaglichen Charakter verleiht — im schärfsten Gegensatze zum italienischen Palaste, dessen Schauseite nach der Straße zu schon seit dem Mittelalter als einheitliches Kunstwerk behandelt wird. Aehnliches gilt von der Landschaft. Der Hintergrund des deutschen Bildes ist eine Welt für sich, wo der Meister in seiner Freude an einzelnen ihm lieb gewordenen Motiven Ausdruck gibt; der Italiener aber faßt die Landschaft größer und bedeutender und setzt sie zu den Gestalten des Gemäldes ins rechte Verhältniß. Der zweite und dritte Aufsatz versucht in dem Bilde, das uns die Städte heute bieten, das Kunstleben einer deutschen und einer italienischen Stadt vorzüglich im Mittelalter zu schildern; der Verfasser beschränkt sich hierbei im wesentlichen auf Bildhauer- und Baukunst und gewinnt mit Hülfe der Localforschung Aufschlüsse über den Zusammenhang der Thatsachen, über den Einfluß von Land und Volk und Geschichte auf das besondere Kunstgepräge des Ortes, sowie eine klare Vorstellung von dem Kunstleben des Mittelalters. Daher erklärt es sich, daß er in der Schilderung Regenburgs die Malerei gänzlich übergeht, bei seiner Führung durch Verona wol San Zeno und Santa Anastasia eingehend betrachtet, Sanmicheles Cappella Pellegrini in San Bernardino dagegen links liegen läßt.

Zeigt sich hier mehr das geschichtliche Moment als ausschlaggebend, so überwiegt in den folgenden biographischen Abhandlungen das künstlerische. Namentlich nimmt der Verfasser hier Gelegenheit, auf die Entwickelung des Künstlers, auf die Wahl des Stoffs, auf die persönliche Auffassung, sowie auf die Geschichte der Composition des öftern einzugehen. Auf Fra Angelico und Bartolommeo, denen er Giovanni Bellini als Colorist der Frührenaissance gegenüberstellt, läßt er in Dürer den Schöpfer der gedankenreichen und gemüthvollen Kunst fürs Haus und in Michelangelo Buonarroti den Genius folgen, in dem sich die Größe der italienischen Kunst am mächtigsten offenbart. Die letzten Aufsätze sind Teniers, Brouwer und dem großen Rubens gewidmet.

An die Form der Biographie gebunden konnte Riehl die oben angeführten Probleme über die künstlerische Entwickelung nicht so eingehend und im Zusammenhange behandeln, wie es vor ihm von H. Janitschek, der seinem Vorgänger A. Springer nur allzu rasch im Tode gefolgt ist, während des Wintersemesters 1877/78 in den ersten beiden geistvollen Vorträgen über „die Gesellschaft der Renaissance in Italien und die Kunst" geschehen war. Auch H. Janitschek hat an verschiedenen Orten auf den Zusammenhang und auf die Gegensätze italienischer und deutscher Kunst hingewiesen, zuletzt noch in seiner Antrittsvorlesung über „die Kunstlehre Dante's und Giotto's Kunst" (Nr. 3) in Leipzig, wo er zwischen Raffael's und Dürer's Schaffen die Parallele zieht; während jener die Kunst durch Formengröße und Formeneinheit wirken läßt, stellt dieser als höchstes Ziel der Kunst die genaue Nachahmung der Natur hin, wie sie sich in ihrer Erscheinung auf unserer Netzhaut spiegelt. Aber die liebevolle, ehrfürchtige Art, mit der sich sein Auge in die Natur versenkte, in der er die kleinsten Züge und Fältchen zu entdecken suchte, umgab auch das Geringste mit dichterischem Schimmer. Das ist die Kunst eines Dürer, eines Rembrandt und, fügt er hinzu, man darf es sagen, der echten Künstler unter den sogenannten Naturalisten der Gegenwart. So ist es gut, es immer wieder auszusprechen: Idealismus und Naturalismus sind künstlerische Auffassungsweisen (realistisch ist jedes echte Kunstwerk), die nichts aussagen für den Werth eines Kunstwerks, denn der hängt allein von der gestaltenden Kraft und von dem Gleichmaß der Vollendung ab. Und Dante's Grundsätze lauteten? „Darstellen kann der Künstler nur, was er innerlich zu erleben vermag; Lebenswahrheit ist das höchste Ziel des Künstlers; aber das Kunstwerk bleibt immer hinter der künstlerischen Absicht um einen Schritt

zurück": Urtheile, denen alle folgenden Jahrhunderte beipflichteten. Schon Giotto, Dante's jugendlicher Freund, brachte die Bestätigung. Als er erschien, verschwand die byzantinische Strenge und Erhabenheit, und ergreifende Lebendigkeit trat an ihre Stelle.

B. Riehl stellte am Schlusse seines Werks Rubens als Künstler des 17. Jahrhunderts denen des 16. gegenüber und zeigt, wie die nordische Kunst an der italienischen gelernt hat. Th. Seemann versucht in der Einleitung zu seiner Studie „Peter Paul Rubens, seine Aeltern, sein Leben und seine Werke" (Nr. 4) nach dem Vorgange von A. Wiertz den Vergleich mit Raffael durchzuführen, indem er den Entwickelungsgang der Kunst in den Niederlanden dem in Italien an die Seite stellt. Wiertz dagegen legt in seinen Untersuchungen den Schwerpunkt seiner Vergleiche in die Werke der Künstler selbst; er liest sie aus den Bildern des jüngsten Gerichtes von Rubens und Michelangelo, aus den Fresken Raffael's und den Gemälden Titian's, den Rubens im Colorit noch übertraf. Was für jenen ein unerreichtes Ideal blieb: für so viel Wahrheit, Glanz und Kraft die erforderliche Harmonie zu finden, das zu erreichen blieb Rubens vorbehalten. Seemann's biographische Abhandlung zerlegt die Gestalt des großen Flamänders, des Schöpfers einer neuen, freiern und reichern Kunst, nach einem jetzt besonders beliebten Verfahren in ihre verschiedenen Functionen als des Menschen, Reisenden, Diplomaten, Gelehrten und Sammlers und widmet jedem dieser Attribute einen besondern Abschnitt.

Wol bei keinem der deutschen Künstler, die nach Italien zogen, um zu lernen, ist der Einfluß der italienischen Kunst ein so geringer gewesen wie bei dem großen Romantiker Wilhelm Kaulbach; weder Venedig noch Rom lassen eine sichtliche Einwirkung des großen Künstlers auf sein Schaffen erkennen. Ja Fr. Pecht, der ihn, wie uns scheint, von allen die über ihn schreiben, am genauesten kennt, sagt geradezu, Kaulbach habe die Malerei der Italiener überhaupt nie verstanden. Auch Hans Müller bestätigt in seinem umfassenden Werke „Wilhelm Kaulbach" (Nr. 5) dieses Urtheil. Und doch fordert die selbstbewußte Art, mit der sich der Künstler auf eigene Füße stellte, mindestens ebenso sehr unsere Bewunderung heraus wie jenes Streben, das fremde Gute in sich aufgehen zu lassen. Aber wie selten klingt, nachdem noch nicht zwei Jahrzehnte seit seinem Hingange verstrichen, der Name Kaulbach noch an unser Ohr! Daß er so schnell der Vergangenheit anheimfalle, hat er nicht verdient, weder als Künstler noch als Mensch: diese Ueberzeugung hinterläßt die Lektüre des Müller'schen Werks. Ueber all die Streitfragen der Kunstkritiker, die sich jetzt an die Kleinen halten müssen, weil die Großen nicht mehr da sind, geräth mancher in Vergessenheit, noch ehe die Acten über ihn geschlossen werden konnten, und von keinem unter ihnen besteht das Wort: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte" zu größerm Rechte als bei Kaulbach, in dem sich hohe Freiheitsbegeisterung und glühende Vaterlandsliebe, ein außerordentlicher Phantasiereichthum und eine gewaltige Subjectivität vereinigten. Am schlagendsten zeigen dies die beiden Lebensbeschreibungen von F. Pecht und H. Müller. Mag jener auch oftmals recht behalten, mag bei Müller trotz aller Ausführlichkeit und Breite manches verschwiegen werden, einen Vorzug besitzt seine Biographie: sie verwerthet gewissenhaft den umfangreichen schriftlichen Nachlaß, den die Wittwe des Künstlers dem Autor zur Verfügung gestellt hat. Und daraus steigt ein anderer, liebenswürdigerer Kaulbach hervor als aus den Pecht'schen Schilderungen, die hier und da zur Correctur in dem Müller'schen Berichte über die großartige Persönlichkeit und ihren ruhmbeglänzten Lebensgang dienen können.

Ernst Lehmann.

Zur Shakespeare-Literatur.

Shakspere. Fünf Vorlesungen aus dem Nachlaß von Bernhard ten Brink. Mit dem Bildniß des Verfassers, radirt von W. Krauskopf. Straßburg, K. J. Trübner. 1893. Kl. 8. 2 M.

Diese auf Einladung des Freien deutschen Hochstifts in Frankfurt a. M. im Jahre 1888 gehaltenen Vorträge lassen es aufs neue bedauern, daß der gelehrte und feinsinnige Anglicist, dem wir sie verdanken, uns so früh entrissen worden ist. In seiner englischen Literaturgeschichte ist ten Brink nicht mehr bis zu Shakespeare gelangt, und gerade für Englands größten Dramatiker hatte er eine frühe Jugendliebe bis an sein Ende bewahrt. Was wir über ihn in jenem leider nicht vom Verfasser selbst abgeschlossenen Buche erfahren hätten, lassen indessen diese Vorträge nur ahnen. Sie geben nicht wie Löning's Hamletbuch die sämmtlichen Acten ihres Falles, sondern legen in zwangloser Form des Verfassers auf Grund eingehender Studien und feiner Combination gewonnene Gesammtanschauung dem Leser vor, der ihnen kaum die Mühe nachfühlen wird, welche die Bewältigung eines so ungeheuern Stoffs, wie ihn die Shakespeare-Literatur aufgehäuft hat, dem gewissenhaften Forscher bereitet.

Die erste Vorlesung handelt vom „Dichter und Menschen". Schon hier tritt ten Brink's Kunst, die Dinge leicht zum Bilde abzurunden, ins günstigste Licht; der Versuchung, den Lebensgang des Dichters durch geistvolle Conjecturen in seinen dunkeln, aber eigentlich unwesentlichen Theilen aufzuhellen, ist der Redner entgangen, weil ihm sein Stoff in heller Beleuchtung vor der Seele steht. Er glaubt an den Dichter und Schauspieler William Shakespeare, den die Literatur uns überliefert hat; denn

er hält es nicht für möglich, daß man im Ernste bei Lord Bacon die Kunst und die Unvoreingenommenheit suche, welche er hätte besitzen müssen, um einen Hamlet zu schreiben. Dagegen weiß er es uns begreiflich zu machen, wie der mit spärlicher Bildung in Londons gelehrte Kreise Eintretende und der durch seinen Beruf an die Hauptstadt Gefesselte, den aber vielerlei Veranlassungen wieder ins Land hinausführten, das dichterische Vermögen in sich ausbilden konnte, das alle Welt bewundert. Diese Entwickelung verfolgt die zweite Vorlesung, indem sie Shakespeare's Werke zeitlich ordnet. Die Jugendkomödien des Dichters zeigen den frischen, aber vielfältig noch mit niederdrückenden Erfahrungen ringenden Sinn des jungen Mannes, der die erste Periode seines dichterischen Schaffens mit epischen Dichtungen abschließt, welche wol die Virtuosität seiner Technik, aber auch seine geringere Begabung für diese Gattung bekunden. Die zweite Periode beginnt mit „König Johann" und „Der Widerspänstigen Zähmung"; sie umfaßt aber auch die Historien von Richard dem Zweiten bis Heinrich dem Fünften. Bald nach diesen Dichtungen vertieft sich die Lebensanschauung des Dichters: „es ist, als ob man aus einer sonnigen lieblichen Landschaft in eine wilde Gebirgsgegend träte, wo die höchsten Gipfel in dichten Nebel gehüllt sind". Die politischen Ereignisse der Zeit, besonders das tragische Schicksal des dem Dichter nahestehenden Grafen Essex, haben diesen Umschwung veranlaßt, dem wir zunächst „Julius Cäsar" und den „Hamlet" verdanken, mit dem Shakespeare sich auf den höchsten Punkt seiner und der tragischen Kunst überhaupt schwingt. Im Verlaufe dieser Periode verdüstert sich die Stimmung des Dichters immer mehr bis zum Timon von Athen. Aber um 1608 wendet sich wieder seine Lebensauffassung, und in der letzten, der stratforder Periode spüren wir einen „frischen Duft von Wald und Wiese", „einen Abglanz der heitern Ruhe des Landlebens". Vielleicht hat er zu der Geschichte Heinrich's des Achten sich nur gewendet, um den edeln und milden Sinn der Königin Katharina zu schildern. Seine Kunst ist zu der vollendetsten Schöpfung ausgereift, aber in der Einseitigkeit, welche die höchsten Errungenschaften des Geistes bedingt: Shakespeare ist als Dramatiker unübertroffen, sodaß die Kunst von seinem Schaffen ihre Regel entnimmt, aber den Epiker hindert die Auffassung des Dramatikers, sodaß wir vom epischen Behagen in Shakespeare's Epen gar nichts erfahren. Für ihn ist das Leben Unruhe, Kampf und Wirrsal; so erscheint es in seinen Dichtungen, aber zu ihrem Nachtheil auch in den epischen. In der dramatischen Dichtung dagegen führt diese Auffassung ihn zu den höchsten Triumphen. Dies zeigt der Verfasser in seiner dritten Vorlesung in einer vortrefflichen Analyse von „Romeo und Julie". Auch in der Komödie ist der Dichter unvergleichlich; doch fehlt ihm hier eins: er kann nicht „abstrahieren". So greift er manchmal zu tief; das tragische Schicksal Shylock's im „Kaufmann von Venedig" trübt den harmlosen Eindruck, mit dem die Komödie uns entlassen soll. Der Dichter wollte den Gedanken, daß wirkliches, moralisches Recht mit dem Formalen sich nicht decke, klar und kräftig aussprechen; darum ist die Farbenmischung seiner Komödie etwas zu trüb geworden. Das wird sich nicht ganz widerlegen, aber vielleicht in anderer Weise besser erklären lassen. Bei aller Freiheit und Natürlichkeit seiner ästhetischen Anschauung ist ten Brink in dieser Vorlesung, der vierten, uns zu akademisch. Er scheidet die Komödie von der Tragödie dadurch, „daß die Tragödie im Anfang groß und ruhig, am Ende aber gräßlich und grausig ist; während die Komödie eine Handlung peinlich beginnen läßt, um sie zum glücklichen Abschluß zu führen". Dieser Regel werden — etwa den „Kaufmann von Venedig" ausgenommen, an welchem aber unser Verfasser in dieser Beziehung eben zu tadeln hat — wenige Komödien entsprechen.

Sollen wir Tragödie und Komödie überhaupt für Shakespeare so scharf trennen? Die strengste Observanz gegen die ästhetische Regel haben die Franzosen in der Zeit Ludwig's des Vierzehnten bewährt; aber in jener Zeit ist der wesentliche Unterschied zwischen Tragödie und Komödie damit begründet, daß die eine von Königen und Helden, die andere von geringern Menschen handelt. Die Helden, wenn sie aus den geordneten Verhältnissen des täglichen Lebens heraustreten, werden schuldig und sterben; die geringern Menschen, wenn sie das Gleiche versuchen, werden lächerlich. Das ist die hohe Tragödie und die satirische und Charakterkomödie. Aber der Dichter kann auch die Handlung selbst lächerlich finden. Angst und Noth von Liebespaaren, die sich am Ende doch glücklich zusammenfinden, sind ihm auch ein Gegenspiel der ernsten Lebensverwickelungen, welche mit dem Tode bedeutender Männer enden können. Aber das Verhältniß des Dichters zu seinem Stoffe ist in all diesen Arten der Komödie von vornherein ein anderes als in der Tragödie. Er weiß, daß es zu schweren und unheilbaren Verwickelungen nicht kommen wird; aber Störungen der gewöhnlichen Lebensverhältnisse müssen auch hier eintreten, wenn Handlung und Bewegung im Stücke sein sollen. Ob nun das Ernste und Peinliche der Komödie zu Anfang eingeflochten werde oder an andern Stellen, ändert am Charakter des Stücks nichts. Im übrigen ist zu erinnern, daß unter Molière's Komödien eine ist, welche tragisch endet, ohne den Tod des Helden herbeizuführen, ferner daß Corneille und Racine auch tüchtige Komödien geschrieben haben: die beiden Gebiete scheinen also nicht so weit auseinander zu liegen. Mit Shylock geht der Dichter freilich schwer ins Gericht, mit Falstaff aber im zweiten Theil „Heinrich's des Vierten" nicht minder. Daß Shakespeare sehr rücksichtslos werden kann, haben wir in unserm Aufsatz über das Hamleträthsel in d. Bl. vor kurzem berühren müssen; es würde uns hier zu weit führen, diesen Zug seiner Kunst oder seines Wesens zu erklären. Das Wesen der Komödie verlangt es aber nicht, daß sie nur etwa am Anfang ernstere Töne anschlage. Sie kann das, abgesehen von der

letzten Lösung der Verwickelung, an jeder Stelle thun; denn ihr Wesen besteht darin, daß sie uns nicht auf das brandende Meer der Geschicke und der Leidenschaften hinausführe, sondern ihre Wellen nur leise kräusle, daß wir uns nie gefährlich bedroht fühlen und schließlich wieder glücklich und heiter in den Hafen einlaufen. Die ganze Frage würde für Shakespeare auch noch die Lösung einer weitern erfordern: wozu sollen die Historien gerechnet werden, wenn es eigentlich auch bei Shakespeare nur Tragödien und Komödien im Sinne der ten Brink'schen Definition gibt? Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas: man steigt nur um eine Stufe von der Tragödie in die Komödie herunter; bei ten Brink ist das unmöglich.

Die letzte Vorlesung zeigt uns des Dichters Kunst und Weltanschauung aus seinen Tragödien. Shakespeare schafft Charaktere und Situationen voll wirklichen Lebens. Aus beiden ergibt sich der tragische Conflict und dessen Lösung von selbst; aber bei aller Einfachheit des Grundplanes weiß der Dichter doch durch eine ganze Reihe von Kunstgriffen den Eindruck, den die Begebenheit auf uns machen soll, zu erhöhen, und durch die gänzliche Freiheit, welche die englische Bühne hinsichtlich aller räumlichen und zeitlichen Bestimmungen ihm gestattet, wird es ihm auch möglich, eine Fülle dramatischen Lebens um seine Helden spielen zu lassen. In welche Tiefen er bei der Durchführung seiner ethischen Probleme hinabsteigt, zeigt Shakespeare's geistvolles Drama „Hamlet": „ein Geheimniß wird der Charakter des Hamlet und die eigentliche Intention des Dichters bis zu einem gewissen Grade bleiben". „König Lear" dagegen scheint unserm Verfasser Shakespeare's großartigstes Werk zu sein, wenn man das Ganze der Dichtung betrachtet, zugleich aber dasjenige, das uns des Dichters sittliche Weltanschauung am deutlichsten vor Augen führt. Die Welt, in welcher der unglückliche König herumirrt, ist düster und verhängnißreich: aber durch ihre Nacht scheinen „die himmlischen Sterne". Im namenlosen Elend ersteht dem Dichter das Wunder der werkthätigen Liebe; er läßt uns ahnen, daß „es die ewige Liebe ist, welche das Weltall durchdringt und beseelt".

Ernst von Sallwürk.

Westfälische Geschichten.

1. Meister Harmen. Von Ludwig Spitta. Gotha, Perthes. 1893. 8. 4 M. 50 Pf.
2. Zwei westfälische Geschichten. Erzählt von Gisbert Freiherr Vincke. Münster i. W., E. Obertüschen's Buchhandlung, Paul Hintze. 1893. 8. 2 M.
3. Aus Deutschlands Vergangenheit II. Der Untergang der Stedinger. Eine geschichtliche Erzählung aus der Vorzeit von Köln, Hamm und Bremen von W. Fricke. Bielefeld, A. Helmich (Hugo Anders). 1893. 8. 50 Pf.

Das weitaus werthvollste dieser drei Bücher ist das erste. „Meister Harmen" von Ludwig Spitta (Nr. 1) ist eine herzerfreuende Geschichte, anspruchslos und doch tiefergreifend, mit derselben liebevollen Versenkung in den Stoff geschrieben, die ich an H. Schriefer's „Rothen Gerd" und an Bernh. Schulze-Schmidt's „Aus schwerer Zeit" rühmen konnte. Ludwig Spitta versetzt uns mit einer Anschaulichkeit, die nur dem wirklichen Kenner jener Zeit möglich ist, in das Leben und Treiben der alten Reichs- und Bischofsstadt Hildesheim um das Jahr 1500 (1493—1517). Die hellen Farben mögen in seinem Zeitbild wol etwas zu sehr überwiegen; namentlich vermeidet er, wenn auch die Erzählung in einen sympathischen Hinweis auf Luther's reformatorisches Werk ausklingt, jedes nähere Eingehen auf die Schäden des damaligen Katholicismus, vor allem des katholischen Klerus, obgleich der warmreligiöse Ton, der überall durchklingt, dies eigentlich nahe legt. Seiner Art liegt sichtlich das Leidenschaftliche, dramatisch Spannende verhältnißmäßig fern; um so schöner ausgebildet ist aber bei ihm die Gabe episch-ruhiger und dabei vollkommen plastischer Erzählung und Schilderung. Den Hauptinhalt des Buchs bildet die mit tiefinnerlicher Wahrheit geschilderte Entwickelung des Glockengießers Harmen aus stolzer Selbstzufriedenheit zu demüthigem Seelenfrieden in der Schule schwerer Leiden. Die Art freilich, wie er an der geliebten Bertecke irre wird, ist wol selbst bei einer so rasch zufahrenden Natur wie der seinen nicht genügend begründet. Läßt man aber diesen einen Zug gelten, so entwickelt sich alles weitere daraus mit großer psychologischer Wahrheit. Die religiöse Wärme des Verfassers raubt ihm in keiner Weise die Unbefangenheit in der Schilderung weltlich gestimmter Menschen; die auffallende Zurückhaltung den kirchlichen Mißständen der Zeit gegenüber hindert doch nicht, daß uns an einzelnen Beispielen, vor allen am Geschick des Bruders Meinhard und des Magisters Scriver, der schwere innere Kampf, der durch sie hindurchgeht, vor Augen tritt. Die „feine Magd" Bertecke ist eine himmlisch-gute, aber dabei nichts weniger als kraftlos-sentimentale Natur. Sie hat dem heißgeliebten Harmen entsagen müssen; zunächst möchte sie wol daran verzweifeln, das Leben ohne ihn zu ertragen, aber dann wird sie mit festem Muthe die Frau eines wackern Mannes und findet, ihn und ihre Kinder beglückend, auch selbst die Zufriedenheit wieder. Nach fünfundzwanzig Jahren erst sehen sich die beiden wieder und nun finden sie das wahre seelische Glück. „Meister Harmen" ist wenig „spannend", zu ernst und gehaltvoll, als daß es die Masse der Leser anlocken könnte; aber ich hoffe doch, daß nicht wenige ihre Freude an solch einfach-gesunder Kost finden werden. Diese Erzählung hat wirklichen culturhistorischen und wirklichen poetischen Gehalt. In der Sprache herrscht eine alterthümliche Färbung, die im ganzen sehr glücklich dazu beiträgt, die Einheitlich-

keit der Stimmung zu erhöhen; manches Gesuchte, das mit unterläuft, nimmt man gern in den Kauf, wenn man dafür von allen modernen Stilunarten verschont bleibt.

Nicht auf gleicher Höhe stehen die „Zwei westfälischen Geschichten" von Gisbert Freiherr Vincke (Nr. 2). Die erste, „Die Herren von Eggenstein", hinterläßt einen angenehmen, aber in keiner Weise einen tiefen Eindruck. Wir erhalten die Geschichte einer westfälischen Adelsfamilie von durchschnittlicher Tüchtigkeit; ernste Conflicte, die uns einen Einblick in die Tiefen des menschlichen Charakters eröffnen könnten, sind gänzlich vermieden. Ihre Durchführung wäre auch bei dem langen Zeitraum, über den sich die Erzählung trotz ihrer Kürze erstreckt, kaum in überzeugender Weise möglich gewesen. In diesen Grenzen ist das Thema „der Eigensinn des Hauses Eggenstein" — den Hans von Eggenstein zuletzt, durch die Macht der Liebe vielfach umgewandelt, feierlich begräbt — in ansprechender Weise behandelt; aber dieser Eigensinn erweist sich doch allzu ungefährlich, als daß tiefere Theilnahme in uns erweckt werden könnte. Hübsch sind einzelne Scenen, z. B. die Art, wie sich in den Antworten der zwei Knaben und zwei Mädchen auf des Kandidaten Lehmann Frage: „Hat Cäsar recht gethan, als er den Rubikon überschritt?" ihr Charakter widerspiegelt, und in höherm Sinne die halb tragische, halb komische Ohrfeigengeschichte zwischen Ilma und Hans, die schließlich doch ein Paar werden. In der zweiten Erzählung „Alte Fäden — neue Netze" kehren die Vorzüge der ersten wieder; aber es zeigt sich auch dieselbe Scheu vor ernsten Conflicten und wieder spielt der Eigensinn eine bedeutsame Rolle, der Verfasser betrachtet die Westfalenart doch wol etwas zu einseitig unter diesem Gesichtspunkt. Auch die gesellschaftlichen Kreise sind im wesentlichen dieselben wie in den „Herren von Eggenstein". Das Lebensbild, das der Verfasser hier entwirft, ist allerdings weit bunter und mannichfaltiger, und in den besten Abschnitten übertrifft er wol das in der ersten Erzählung Geleistete. Doch dieser Vortheil wird durch verschiedene sehr bedenkliche Unwahrscheinlichkeiten allzu theuer erkauft.

W. Fricke's Erzählung „Der Untergang der Stedinger" (Nr. 3) verträgt eigentlich gar keine literarische Würdigung, und das müßte man doch wirklich auch von einer in erster Linie offenbar für die Jugend bestimmten Schrift verlangen. Die ersten drei Kapitel, die in Westfalen spielen, sind mit der Haupthandlung nur ganz lose verknüpft; man möchte fast vermuthen, daß sie dem Bändchen nur den nöthigen Umfang geben sollen; der Verfasser, offenbar ein Lehrer, zeigt sich äußerst unbekümmert um die Weise, wie er seine Personen wieder zusammenführt. Die Charakteristik der Personen beschränkt sich auf das Aeußerlichste; die Liebesgeschichte zwischen dem Junker von Mattena und der Thorwärterstochter Marga ist unwahrscheinlich sentimental; die Scene, die die Unterredung zwischen dem aufs Rad geflochtenen Friedrich von Isenberg und seiner Gemahlin bringt, fast widerlich. Nicht höher steht die Sprache; so heißt es in den angehängten geschichtlichen Anmerkungen von Conrad von Marburg im schönsten Zeitungsdeutsch: „Schrecken ging vor ihm her, Scheiterhaufen folgten seinen Spuren". Das tollste aber ist, daß eine banale Frühlingsschilderung von einer halben Seite sich sowol S. 47 wie S. 62 findet mit der einzigen Abweichung, daß es an der ersten Stelle heißt „der Frühling hatte eben seinen Einzug vollendet", an der zweiten, nachdem eine ganze Reihe von Tagen vergangen sind, „der Frühling hatte eben seinen Einzug gehalten". „Der Untergang der Stedinger" ist die zweite in einer Reihe von culturgeschichtlichen Erzählungen des Verfassers. Wenn die erste in einer beigedruckten Besprechung der „Lehrerzeitung für Westfalen" warm empfohlen wird, so wollen wir im Interesse des Recensenten annehmen, daß sie besser gerathen ist. Diese zweite schlägt dem schönen Spruch: „Für die Jugend ist das Beste gut genug" geradezu ins Gesicht.

Edmund Lange.

Lyrik und Epik.

1. Der neue Tanhäuser. Von Eduard Grisebach. Siebzehnte Auflage. Stuttgart, Union Deutsche Verlags-Gesellschaft. 1892. 8. 3 M.

Das Lied oder richtiger die Lieder vom „neuen Tanhäuser", die Eduard Grisebach vor Jahren mit fröhlichem Muthe angestimmt hat, haben nunmehr ihre Lebensfähigkeit in siebzehn Auflagen bewährt; ein Erfolg, der bei einem Gedichtenbuch unerhört ist in deutschen Landen. Die Ursache liegt auf der Hand. Die herzhafte Sinnlichkeit, die schalkhafte Grazie, die feine Ironie, die lebendige Unmittelbarkeit — diese Fülle guter Eigenschaften, unter denen die erstere den Ausschlag gegeben hat, vereinigen sich zu einem Ganzen, das lockt und reizt. Man vergißt, daß der Gedankeninhalt nicht groß ist, und grämt sich nicht darüber, denn in der Poesie gilt Leidenschaft mehr und die starke Persönlichkeit ist am Ende das Entscheidende. Unbegreiflich ist es, daß Grisebach formelle Flüchtigkeiten im Laufe der Jahre aus seinem Buche nicht ausgemerzt hat. So reimt er ruhig auf „Gegend" „es regent" (statt „es regnet"), ferner auf „siebzig" „verliebt sich". Das sind Sprachverrenkungen, die einer feinern Empfindung wehe thun.

2. Gedichte von Heinrich von Wedel. Leipzig, Bernhard Hermann. 1891. 8. 2 M. 50 Pf.

Eine Sammlung freundlicher Gedichte, die ein warmes, gläubiges Empfinden offenbaren und der Poesie treu bleiben, die in Wohlklang und Harmonie ihr Ziel und Heil sucht

und findet. Auch an humoristischen Anklängen fehlt es nicht, die für jedes Buch ein Segen sind. Ein Anhang von Uebertragungen altrömischer Gedichte dürfte jedermann willkommen sein. Zum Glück haben es nicht alle modernen Menschen verlernt, mit Horaz den Becher zu schwingen.

3. Lieben und Streben. Gedichte von Herm. Cl. Kosel. Leipzig, Literarische Anstalt, Schulze. 1893. 12. 1 M.

Einige Liebeslieder, zart und fein gestimmt, sind die poetische Ausbeute der kleinen Sammlung. Man liest sie gern und möchte sie noch lieber singen: denn sie sind musikalisch in Empfindung und Ausdruck, auch haben sie Plastik. Um dieser Eigenschaften willen muthet das Büchlein freundlich an.

Leise Träume schweben
Um mein Denken mild
Und ich seh' beleben
Sich ein liebes Bild.
Helle Blicke schauen
Mich so fragend an —
Auf die Seele thauen
Fühl' ich süßen Wahn.

4. Welt und Seele. Dichtungen von Hugo Grothe. Dresden, Pierson. 1892. 8. 2 M.

Der Verfasser hat sich vor Schwulst zu hüten. Der Dichter soll bilden, nicht bildern und — das Adjectiv ist der Feind des Substantivs. Der Verfasser macht viel in dem, was hin und wieder „die Moderne" genannt wird. Dagegen ist nun freilich nichts einzuwenden, wenn dahinter nur etwas Tüchtiges steckt. Und ich glaube, in dem jungen Verfasser von „Welt und Seele" steckt wirklich ein Talent, das, wenn er sich innerlich zusammenrafft, ihn zu gediegenen Leistungen befähigen dürfte. Das beweist z. B. das folgende Gedicht:

Der Dämmerung blauer Fittig
Dehnt schattig sich und weich,
Der Schwermuth schwarze Möve
Streift mir die Stirn, so bleich.

Mein Schwanenzug der Sehnsucht
Geht über dunkle Flut.
Ich weiß, im Wellengrunde
Schlaf und Vergessen ruht.

5. Lieder eines Menschen von Ludwig Scharf. München, E. Albert u. Comp. 1892. 8. 3 M.

Der erste Abschnitt heißt „Prometheisches". Mir ahnte gleich, was da kommen werde: ein in die Höhe geschraubter, verschrobener Titanismus — nicht der echte und wahre eines Lord Byron —, ein zwischen Askese und Wollust taumelndes Wühlen in den Eingeweiden, eine genial sich geberdende Zerrissenheit, eine cynische Zweifelsucht, ein toll-trunkenes Sich-Aufbäumen wider die Welt und ihre Gesetze. Und ich täuschte mich nicht. Ludwig Scharf meint, „daß euer Christengott mit seinen Legionen auch bankrott" sei; er meint, schöner als Auferstehung und Wiedersehen ist es, „still mit Thieren untergehen und sich nicht selbst belügen"; er fühlt, wie ihm das Leben schwindet, verzweiflungsvoll steht er am Marterpfahl, aber er will still und stumm dulden, nur, so singt er, wenn oben ein Gott weilte, „der heilen konnt' und doch nicht heilte, dann spei' mein Mund noch einmal Gift! Dann will ich fluchen, bis ich platze, bis tief ich lieg' im Höllenbauch — viel seliger macht des Satans Fratze, denn eines Gotts Despotenaug'". Er sagt von sich, daß er „ausgemergelt und entmarkt" sei; er stellt sich vor das Christuskreuz hin und ruft ihm zu: „Mörder warst du, Wahngott, Tod dein Kuß"; „Gott, Schön und Recht und Bös und Gut" sind für ihn „Menschentand" — das hat der unglückliche Nietzsche auf dem Gewissen, der augenblickliche Götze der modernsten Zerrissenen und Geflickten. Weiter: für Scharf sind Sitte und Cultur „rostige Ketten", er „zertrat", „was andern galt". Wenn es in seiner Sterbestunde einem Menschen gelingen sollte, ihn zum Glauben zurückzuführen, dann —: „Euch Rettenden sei heute hier dies reife (!) Wort verbucht: was ihr dem Sterbenden entlockt, sei nichtig und verflucht!" So geht es fort. Was soll man dazu sagen? Gewiß werden auch diese Stimmungen und Gesinnungen ihre Liebhaber finden und mit der Note „großartig und genial" versehen werden. Sei's denn! Es wäre leicht, gute und schlechte Witze über diese Ausgeburten des Aberwitzes zu machen, man könnte ihnen gegenüber auch leicht einen salbungsvollen Ton anschlagen, die Miene des Mitleids annehmen oder sich mit Widerwillen davon abwenden. Aber wozu? Nimmt denn der Verfasser selbst ernst, was er da schreibt? Ist er glücklich in dieser Wuth des Zertretens und Zerstörens? Bereitet ihm alle diese selbstgefällige, prunkende Geckerei Behagen? Oder ist er wirklich ein tief Leidender und Kranker? Ich weiß es nicht. Unglücklich aber bis zum Lebensüberdruß muß er sein, wenn es in seinem Bewußtsein nichts anderes und höheres gibt als die von Leid und Noth, von Haß und Streit erfüllte Zeitlichkeit, nichts, als was die beschränkten fünf Sinne erfassen. Ein solcher Mensch, der nichts wissen will von der Unzerstörbarkeit des Geistigen, muß dem ödesten Pessimismus verfallen, falls er überhaupt zu denken und zu empfinden vermag. Die Frucht sind Gedichte wie die Scharf's. Wir haben ähnliches bis zur Ermüdung gelesen in Büchern aus den letzten Jahren, die von verschiedenen unreifen und doch schon ausgelebten psychopathischen und neuropathischen jungen Herren herrühren, und wir haben nie begreifen können, was mit diesen Sammelsurien von Prahlerei und Unwahrheit, diesem Großthun mit wirklicher und erlogener Lasterhaftigkeit eigentlich erreicht werden soll. Allerdings, wer wie Scharf für einen egoistischen und rücksichtslosen Individualismus eintritt, für den ist alles durch Jahrhunderte geweihte Rechte, Wahre, Gute, Schöne nur eitel Menschenwerk, das verdient verhöhnt und mit Füßen getreten zu werden. Aber er vergesse nicht, daß auch sein Verneinen, Leugnen, Lästern nur eitel Menschenwerk ist. Und wenn ich die Wahl habe zwischen Menschenwerk und Menschenwerk, so wähle ich mir lieber das, was mich reinigt, er-

hebt, empor zieht in das Reich der Geister und mir Frieden und Versöhnung gibt. Darum habe ich mehr Achtung vor dem einfältigen Weibe, welches mit dem Herzen betend vor dem Bildniß des Gekreuzigten liegt, als vor dem liberalen Barbaren, der dünkelhaft den Christus vom Kreuze herunterschlägt.

6. Die Rose des Logarthals. Eine Dichtung aus den steirischen Bergen von Ferdinand Ebhardt. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1893. 12. 1 M. 50 Pf.

Die Geschichte spielt in den Bergen und Thälern der grünen Steiermark und behandelt das Schicksal zweier Menschenkinder, die sich lieben, aber erst nach manchen Leiden und Kümmernissen das Ziel ihrer Wünsche erreichen. Der Verfasser erzählt fließend, die Darstellung ist fein, und wo es noth thut, kräftig. Er hat mancherlei Farben auf seiner Palette, die er mit Geschick und Geschmack anzuwenden weiß. Man lernt, ohne sich zu langweilen, ein Stück Menschenleben kennen, gehüllt in das edle Gewand der Poesie.

7. Sprüche und Gesänge von Richard Kralik. Wien, Konegen. 1893. 8. 1 M. 50 Pf.

Auch Bücher haben ihre Seele. Die Seele der „Sprüche und Gesänge" von Richard Kralik ist eine Liebenswürdigkeit, die anzieht und fest hält. Es sind weiche, warme und zarte Töne, die er anstimmt und zu einer eigenartigen Harmonie vereinigt, welche ihren Ursprung wol in seiner eigenen Natur hat. Mit den tiefsten Fragen und Räthseln beschäftigt er sich und nimmt zu ihnen Stellung, fest und sicher und mit einer gewissen freundlich-stolzen Selbstgenügsamkeit in sich wurzelnd und ruhend. Er ist reich an Gedanken, die, bevor sie aus der Feder schlüpfen, ihren Weg durchs Herz nehmen. Er ist Idealist, der Leben und Welt als Ganzes und als Nothwendigkeit — und nicht etwa als furchtbare — auffaßt, die auf Treue und Glauben hingenommen werden muß. Er sucht das Schöne wie das tägliche Brot und ahnt, schaut und findet es im Himmel wie auf Erden. Ein feiner Humor, der sich hin und wieder bis zur Ironie steigert, zeigt manchmal sein schalkhaftes Antlitz. Hier aufs gerathewol eine kleine Probe:

Liebe Freunde, wenn ich sterbe,
So verkaufet mein Gewand!
Freude sei mein ganzes Erbe,
Bin ich einst im schönen Land.

Was ich sonst noch gern verschriebe,
Wenig ist es, ist nur das:
Meiner Lieben meine Liebe,
Und den Winden meinen Haß.

Fritz Lemmermayer.

Sammelwerke der religiösen Literatur.

1. Luther's, Mart., Werke für das christliche Haus. Vollständiges Namen- und Sachregister von Richard Sell. Kleine Ausgabe. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1893. Kl. 8. 90 Pf.
2. Handbuch des Biblischen Alterthums für gebildete Bibelleser. Von E. C. A. Riehm. Zweite Auflage. Fünfte und sechste Lieferung. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1893. Gr. 8. Jede Lieferung 1 M.
3. Die jüdische Literatur seit Abschluß des Kanons. Eine prosaische und poetische Anthologie mit biographischen und literargeschichtlichen Einleitungen von J. Winter und A. Wünsche. Elfte und zwölfte Lieferung. Trier, Mayer. 1893. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Nachdem die neue Luther-Ausgabe für das christliche Haus (Nr. 1), deren in d. Bl. wiederholt gedacht ist, mit dem achten Band ihren glücklichen Abschluß gefunden hat, liegt uns nunmehr das schriftstellerische Vermächtniß des großen Reformators wieder in einer Gestalt vor, wie sie reicher und sorgfältiger ausgestattet kaum gedacht werden kann; nachträglich ist zu genanntem Werk noch ein Anhang erschienen, der seinen Gebrauch in den Händen des Lesers noch fruchtbarer zu machen wohl geeignet ist. Richard Sell hat ein „Vollständiges Namen- und Sachregister" zu den in die neue Ausgabe aufgenommenen Luther-Schriften zusammengestellt, das sich durch Reichhaltigkeit, Uebersichtlichkeit und Zuverlässigkeit empfiehlt und deshalb nicht blos Theologen von Fach, sondern jedem Lutherfreund gute Dienste zu leisten verspricht, welchem daran liegt, irgendwelche Lehren, Gedanken, Namen oder Sachen, die in dem Werke vorkommen, schnell und leicht aufzufinden.

Einen rüstigen Fortgang nimmt das gleichfalls in Lieferungen erscheinende „Handwörterbuch des Biblischen Alterthums für gebildete Bibelleser" von E. C. A. Riehm (Nr. 2), dessen zweite, umgearbeitete Auflage von F. Baethgen herausgegeben wird. Die jüngst erschienenen Lieferungen 5 und 6 sind wieder reich an fesselndem Stoff, die zahlreich eingedruckten Abbildungen geschickt ausgewählt bei sauberster Ausführung, die Einschaltbilder in voller Buchgröße (Abrahamseiche bei Hebron, das Todte Meer von Engeddi aus, Ansicht von Dschenin, dem alten En Gannim) künstlerisch vollendet. Wie in den frühern Heften, so sind auch in diesen die meisten Artikel neu bearbeitet; zahlreiche Gelehrte haben sich in die Arbeit getheilt. Wir heben als die bemerkenswerthesten Abschnitte hervor die über Drachme, Ephesus, Galater von Hertzberg, Einbalsamiren von Ebers, Engel von Delitzsch, Eden und Elle von Schrader, Exil von Kleinert, Farben, Fleisch, Gastmahle von Kamphausen, Galiläa von Mühlau, ferner die über Diebstahl, Eigenthum, Ehe, Eid, Edelsteine, Erbrecht, Erstgeburt, Euphrat, Fasten, Feste, Festungen, deren jeder in seiner Art Zeugniß dafür ablegt, mit welcher Gründlichkeit und Sorgfalt das vortreffliche, in unserer Literatur einzigartige Werk fortgeführt wird.

An dritter Stelle sei gedacht der beiden letzterschienenen Lieferungen (11. und 12.) des groß angelegten Sammelwerks „Die jüdische Literatur seit Abschluß des Kanons", herausgegeben von J. Winter und A. Wünsche. Die elfte Lieferung (I, 369—448) bringt von der Hand der Herausgeber und T. Fürst's die Midraschim, jene schriftstellerischen Erzeugnisse juridischen oder homiletisch-erbaulichen Inhalts, die wie Mischna und Talmud nicht auf einzelne Verfasser zurückzuführen sind, sondern als Niederschlag einer durch Jahrhunderte auf Ueberarbeitung und Sichtung der vorhandenen Sammlungen gerichteten Thätigkeit es darauf absahen, die zahlreichen voneinander abweichenden Ergebnisse der Schriftforschung in halachischer und haggadischer Richtung, wie sie seitens hervorragender Gelehrten vorlagen, zu ordnen und aufs genaueste, oft in mehrfacher Recension, wiederzugeben. Als eine Sammlung, und zwar haggadischen Inhalts, von verschiedenen Verfassern und aus verschiedenen Zeiten herrührend, stellt sich auch die merkwürdigerweise seit Ende des 15. Jahrhunderts in völlige Vergessenheit gerathene Pesikta des Rab Kahana dar, die, vielleicht schon gegen Ausgang des 7. Jahrhunderts entstanden, eine Sammlung von Vorträgen für die Feste und ausgezeichneten Sabbate enthält, während die jüngere Pesikta rabbathi außerdem noch Vorträge für andere Zwecke bietet.

Für den weitern Leserkreis eine noch ungleich höhere Bedeutung darf die in der zwölften Lieferung (III, 97—192) gebotene dichterische Blütenlese beanspruchen, die, von Sulzbach geordnet und geleitet, nachdem die religiöse Dichtung schon früher berücksichtigt worden ist, nunmehr der weltlichen Poesie entlehnt ist. Da lernen wir einmal die Bedingungen kennen, unter denen seinerzeit in Südspanien unter maurischer Herrschaft sich eine heitere jüdische Dichtkunst entwickeln konnte, werden mit den rhythmischen und strophischen Gesetzen dieser neuhebräischen Poesie, ihren Quellen und Vorbildern bekannt und verfolgen ihren Entwickelungsgang, der in Gabirol und Jehuda Halevi seine Classiker findet, in Charisi, dem Meister der Makamendichtung, zur Ausbildung des reimpoetischen satirischen Romans führt, in Sabara zum humoristisch-satirischen Roman nach persischem Muster, mit zahlreich eingestreuten Historien und Thierfabeln, fortleitet, bis er in Wort- und Zahlenspielereien ausläuft und mit dem Italiener Mose Chajim Luzzato zu Anfang des 18. Jahrhunderts abschließt.

Die literar-historischen Uebersichten verdienen wieder volles Lob, ebenso die mitgetheilten Uebersetzungen, welche von verschiedenen Verfassern herrühren. Insbesondere sind die „Makamen" von Charisi und die ungemein schwierig wiederzugebenden Dichtungen Abraham Ibn Chisdai's geradezu musterhaft übersetzt. Weniger gelungen und stellenweise recht holperig und selbst fehlerhaft sind die der „Prüfung der Welt" von Jedaja ben Hapenini entlehnten Distichen.

Karl Kallmann.

Feuilleton.

„Herr Ubique", so nannten die Dichterheroen den Schulmann und Archäologen K. A. Böttiger in Weimar, weil er seine Nase in alles steckte, allüberhin seine literarischen Verbindungen hatte, durch deren Ausnutzung er selbst den Größten unbequem, ja für den Augenblick schädlich werden konnte. Er war im Jahre 1791 als Director des Gymnasiums nach Weimar gekommen und versah auch die Geschäfte eines Obereonsistorialraths. Ursprünglich stand er mit den weimarer Großen recht gut: sein vielseitiges Wissen wurde von ihnen anerkannt und seine journalistische Gewandtheit von ihnen benutzt. Je enger indessen der Bund Goethe's und Schiller's wurde, desto weniger blieb für einen Dritten Platz übrig; zu den Grollenden, die sich von den Dioskuren zurückzogen und sich nun enger aneinander schlossen, gehörte auch Böttiger. Er trat mit Bertuch und Wieland in nahe Verbindung, gab das bei jenem erscheinende „Journal des Luxus und der Moden" und den unter dieses Namen veröffentlichten „Neuen teutschen Merkur" heraus. Gerade in dieser seiner Thätigkeit kam es zwischen ihm und Goethe zum Bruch. In jenem ersten Journal wollte Böttiger den auf dem weimarer Theater aufgeführten „Jon" A. W. Schlegel's schändlich heruntermachen; Goethe, der das Stück und seinen Verfasser in besondere Protection genommen hatte, hinderte den Druck (der Aufsatz wurde erst 1837 in Böttiger's kleinen Schriften veröffentlicht) und schrieb an Bertuch (12. Januar 1802, „Goethe-Jahrbuch", II, 252): „Mag der allezeit geschäftige Verzerrer seine Künste doch in der Allgemeinen Zeitung oder wo er will aufgaukeln, in Weimar werde ich sie nicht mehr leiden, in den Fällen, wo ich als öffentliche Person anzusehen bin." Seit dem war Böttiger für Goethe nicht mehr vorhanden. „Sie wieder mit ihm auszusöhnen" schrieb Wieland (am 19. Januar 1802, „Goethe-Jahrbuch", I, 329) „ist so unmöglich, als den Mond mit den Zähnen vom Himmel herabziehen." Mit Schiller hatte er es verdorben, seitdem er das ihm anvertraute Manuscript von Schiller's „Wallenstein's Lager" abgeschrieben und ohne Wissen, ja gegen den Willen Schiller's nach Dänemark befördert hatte (1799, „Archiv für Literaturgeschichte", IX, 339 fg.). Selbst Herder, der anfänglich ihm treu verbunden war, hatte sich ihm dermaßen entfremdet, daß er, um Böttiger nicht so oft zu sehen, seine Sonntagsabend-Gesellschaften aufgab (R. Lindemann, „Böttiger und Herder", Görlitz 1883, S. 7 Anmerkung).

Bei dieser Sachlage läßt sich denken, daß es dem Herrn Obereonsistorialrath in Weimar unbehaglich wurde. Von Herder's Gesellschaft ausgeschlossen, von Schiller verachtet, von Goethe mit feindseligen Bemerkungen verfolgt zu werden, war selbst für Einen, der eine tüchtige Portion von Werthschätzung ja Ueberhebung der eigenen Person besaß, recht unangenehm. Denn wol mochten ihm heftige Verse Goethe's zu Ohren kommen, die freilich erst 1833 gedruckt, vielleicht schon damals handschriftlich umliefen, in denen er zu den „gründlichsten Schnften" gerechnet wurde, deren Beruf sei, „die Menge zu kirren und zu kranen" und wo er als „Herr Ueberall" verspottet wurde, der „in Tag- und Monatstempeln den Lumpenbrei der Pfuscher und der Schmierer zum Meisterwerk zu stempeln" sich bemühe.

Daher mochte es Böttiger herzlich bedauern, zwei Berufungen, die 1794 und 1798 an ihn gelangt waren, abgelehnt zu haben. Damals genoß er allgemeine Achtung, nun stand er allein und mochte sich nach Menschen sehnen, die ihn schätzten. Solche glaubte

er in Berlin zu finden. Er war dort 1797 gewesen und hatte mit Sander, M. Herz, Ramler, Schadow viel verkehrt. (Vgl. sein Tagebuch dieser Reise in: Lit. Zust. und Zeitgen. 1838, II, 102 fg.). Gewiß aber hatte der geschickte Mann auch Verbindungen in höhern Kreisen angeknüpft, die ihm nützlicher werden konnten, als die Beziehungen zu Buchhändlern, Gelehrten und Künstlern. Im Jahre 1803 schienen diese ihre Frucht zu tragen.

Am 2. Mai 1803 starb der bekannte Schulmann und Aufklärer Fr. Gedike.*) Alsbald wählte der Magistrat (23. September 1803), nachdem Prediger Koch von der Georgenkirche vergeblich auf seinen Sohn, Rector in Stettin, hingewiesen, den berühmten Theologen und Philologen J. J. Bellermann in Erfurt und das Kurmärkische Obereonsistorium bat den König um dessen Bestätigung. Statt einer solchen erfolgte jedoch ein königliches Handschreiben an den Minister Massow des Inhalts, der König wolle zuerst versichert sein, ob in der Person Bellermann's die richtige Wahl getroffen sei. „Berlin hat an den beyden berühmten Männern Meierotto und Gedike zu viel verlohren, als daß nicht alle Sorgfalt angewendet werden müste, einen Mann wieder zu erhalten, der Ihren Verlust, wenn auch nicht gleich ersetzen, doch weniger empfindlich machen könnte. Ich habe Euch deswegen auf den Obereonsistorialrath Böttiger in Weymar aufmerksam machen lassen und darf also voraussetzen, daß Ihr die auf den Bellermann gefallene Wahl gehörig geprüft haben werdet."

Der Minister wandte sich alsbald an die Mitglieder des Consistoriums Teller, Zöllner, Hecker, Scheve und erhielt deren Gutachten am 19. October. In allen wurde Bellermann als der geeignete Mann kraft seiner Gelehrsamkeit, pädagogischen Erfahrung, seines äußerlichen Anstands und seiner Würde bezeichnet; von einem wurde darauf hingewiesen, daß Bellermann in Rücksicht auf die berliner Stelle einen unter glänzenden Bedingungen erfolgten Ruf nach Dorpat abgelehnt habe. Ueber Böttiger äußerte sich Teller: „Er ist unstreitig ein Mann von Kopf, Talenten und ausgezeichneten Verdiensten als Schriftsteller auch in der alten classischen Literatur; nur kann ich über seine Verdienste um das eigentliche Schulwesen aus völliger Unbekanntschaft damit nicht urtheilen. Es wäre auch die Frage, ob er nach der Streitischen Stiftung öffentlich und feyerlich Doctor Theologiae zu werden geneigt seyn möchte." Aus Zöllner's Urtheil sind die Worte hervorzuheben: „Der O. C. R. Böttiger zu Weimar ist als ein gelehrter Mann hinreichend bekannt. Ein Hauptgrund, warum der Magistrat ihn nicht gewählt hat, ist gewesen, weil er in Weimar Obereonsistorialrath ist, der Magistrat aber ausdrücklich die Bedingung gemacht hat, daß der Director des berlinischen Gymnasii nicht im Ober-Consistorio und Ober-Schul-Collegio sein soll, weil diese Aemter fast ganz unvereinbar sind; für den p. Boettiger aber würde es erniedrigend geschienen haben ihm die Rectorstelle unter dieser Bedingung anzubieten. Hierzu kommt, daß seine Studien und die Art seiner Schriften ihm selbst mit der Nothwendigkeit, Doctor Theologiae zu werden, in einigem Widerspruche zu stehen geschienen haben möchten."

Diese Gutachten sendete Massow an den König (21. October) mit der Bemerkung, daß namentlich aus den von Zöllner vorgebrachten Gründen die Stelle Böttiger nicht füglich übertragen werden könnte, „dagegen aber behalte ich mir vor, ihn zu einer andern von Sr. Maj. collation abhangenden Stelle vorzuschlagen".

Unterdessen hatte, wie Bürgermeister und Rath bereits am 3. October berichteten, Bellermann die auf ihn gefallene Wahl angenommen. Am 21. sandten die Genannten eine ausführliche Vertheidigung ihrer Wahl und der Grundsätze, die sie dabei geleitet hatten und legten ein neues Gutachten von Zöllner und eins von Biester bei, die sich enthusiastisch für Bellermann aussprachen. Auf Grund aller dieser Informationen genehmigte der König (25. October) Bellermann's Wahl.

Die im Vorstehenden gebotene actenmäßige Darstellung bedarf keiner weitern Erklärung. Durch wen des Königs Aufmerksamkeit auf Böttiger gelenkt wurde, ist aus dem vorliegenden Material nicht zu entnehmen. Man könnte daran denken, daß der Herzog Karl August, um Goethe von dem ihm Lästigen zu befreien, den weimarer Director fortgelobt hätte, doch ist ein bestimmtes Zeugniß für diese Vermuthung nicht erhalten. Die beiden Prediger, deren Gutachten im Obigen bruchstücksweise mitgetheilt sind, Teller und Zöllner, gehörten zu den Häuptern der berliner Aufklärung (Geiger, Berlin I, 337 fg., 425). Die Ansrede des Letztern, Böttiger werde seinen Obereonsistorialrath-Titel und Rang ungern aufgeben, erhält eine seltsame Illustration durch die mir von L. Bellermann, dem jetzigen Director des Grauen Klosters mitgetheilte Thatsache, daß Bellermann bald nach seiner Ernennung auch Mitglied des Consistoriums wurde.

Wer sich gern in Vermuthungen ergeht, der findet angesichts des Mitgetheilten ein reiches Bild. Im allgemeinen wird man sagen können: für Berlin war es ein Glück, daß Böttiger nicht kam. Er hätte sich zum Mittelpunkt der antiweimarischen Bestrebungen gemacht und wenig Gutes gestiftet. In Weimar wußte man etwas von der berliner Episode. Noch am 14. December 1803, als die Sache längst im gegentheiligen Sinne entschieden war, schrieb Schiller irrig an Goethe: „Daß Böttiger nach Berlin kommt, ist nun gewiß; wir wollen ihm von Herzen glückliche Reise wünschen".*) Erst im Jahre 1806 kam Böttiger von Weimar fort, aber nicht nach Berlin, sondern nach Dresden.

Das oben Mitgetheilte steht actenmäßig fest. Was K. W. Böttiger in der Biographie seines Vaters (Leipzig 1837, S. 55) berichtet, muß theilweise auf Uebertreibung oder Verwechselung beruhen. Er erzählt, indem er Beyme als Böttiger's besondern Gönner nennt, daß letzterer am 22. November 1803 einen Ruf nach Berlin als Oberschulrath und Obereonsistorialrath mit zweitausend Thalern Gehalt bekommen habe. Zur angeblichen Begründung dieser seiner Erzählung theilt er folgenden Brief Böttiger's an den Dresdener Reinhard mit: „Endlich scheint man doch auch in Berlin über Bellermann's Berufung zur ersten Schulstelle der Monarchie aufzuwachen. Der König hat vom Magistrat Bericht erfordert, warum sie diesen Mann und nicht mich berufen hätten. Fern sei von mir hierüber alle kleinliche Eitelkeit. Aber angenehm ist es mir, daß bei dieser Gelegenheit die Wahlprotokolle zur Ansicht der obersten Behörde und zu einer gewissen Publicität kommen. Denn da der Stadtsyndicus im Namen des ganzen Magistrats mich wirklich vorschlug, trat Zöllner (die beiden Pröpste haben ein Votum bei der Wahl) gegen mich auf und klagte mich hart an, daß ich unmoralisch und ungeschickt wäre. Der Mann soll ein wahres odium theologicum und einen alten bittern Groll gegen mich haben, weil mir einst ein unschuldiges Epigramm auf den geistlichen Parasiten mit dem Anekdotenkorb entschlüpft sei."

Diese ganze Stelle, die in unlösbarem Widerspruch mit der actenmäßigen Erzählung steht, denn der Stadtsyndicus hat Böttiger nicht vorgeschlagen und Zöllner kein Gutachten abgegeben, in dem die obigen Bemerkungen sich finden, kann sich nur auf das Directorat des Gymnasiums zum grauen Kloster beziehen. Was K. W. Böttiger berichtet, handelt dagegen über eine Oberaufsicht über Schul- und Unterrichtswesen, verbunden mit einer hervorragenden Stellung bei der Akademie, wie sie F. A. Wolf wenige Jahre später einnahm. Man kann sich schwer vorstellen, zumal nach den bei Böttiger S. 58 angeführten berliner Zeugnissen, eine wirkliche Berufung Böttiger's angenommen werden müßte, daß die Erzählung des Sohnes völlig

*) Das Folgende nach den Acten des Geheimen Staatsarchivs in Berlin.

*) Von einer Berufung Böttiger's meldete auch die „Hamburger Zeitung". Vgl. Knebel an Böttiger 17. Januar 1804 bei Düntzer „Zur deutschen Literatur und Geschichte". Nürnberg 1858, II, 52.

erfunden sein sollte, obwol eine starke Flunkerei dem Sohne wie dem Vater zuzutrauen ist. Unbegreiflich bleibt es nur, denn die von dem Sohne angeführten Gründe bedeuten gar nicht, daß Böttiger, wenn die Dinge sich wirklich so verhalten, ein so einflußreiches und gutbezahltes Amt ausschlug und statt dessen eine prekäre Stellung in Dresden annahm. Ludwig Geiger.

— „Wider den Particularismus" ist der Titel einer Broschüre von August Schipfer (Berlin, H. Walther, 1892), die Grundzüge für den Ausbau des Reichs bieten will. Erfüllt von warmer Vaterlandsliebe behandelt der Verfasser die Punkte der deutschen Reichsverfassung, in denen nach seiner Meinung den particularistischen Neigungen zu viel nachgegeben ist, verlangt die Beseitigung der Reservatrechte und einen Weiterbau des Reichs im Sinne des Einheitsstaats. Er legt seine Wünsche dar in sechs Abschnitten, die die Ueberschriften tragen: „Die Verflachung des Reichsgedankens"; „Deutschlands staatsrechtliche Grundlagen"; „Deutschlands natürliche Gliederung"; „Präsidium, Bundesrath und Gesetzgebung"; „Kriegs-, Finanz- und Verkehrswesen"; „Baiern und das Reich". Man wird dem Verfasser in vielen Punkten recht geben und doch der Meinung sein können, daß an den rechtlichen Grundlagen des Reichs gerade im Interesse des Rechtsgedankens besser nicht gerüttelt wird. Das Erstarken des Particularismus entspringt nicht der Feindschaft gegen das Reich, sondern ist eine Form, in der sich das mangelnde Vertrauen zu der jetzigen Reichsregierung, Unzufriedenheit auf wirthschaftlichem Gebiete und manche andere Sorge äußert. Andere Formen der gleichen Unzufriedenheit, die sich über ihre Gründe und die Mittel zur Besserung kaum Rechenschaft geben kann, haben wir in der Socialdemokratie und dem Antisemitismus vor uns. Gerade wegen solch unklarer Stimmungen erscheint es dringend geboten, die rechtlichen Grundlagen des Reichs nicht zur Debatte zu stellen, man möchte leicht das Gegentheil von dem erreichen, was man will. Gutgemeint ist die Broschüre, aber sie kommt zur unrechten Zeit.

— Der Agitation gegen Zulassung der Jesuiten sollen dienen „Drei Jesuitenlieder für das deutsche Volk" von Adolf Graf von Westarp (München, Beck, 1893). Sie sind durchglüht von einem feurigen Patriotismus.

— Wohlthuende Pietät des Schülers gegen den Lehrer athmet ein Schriftchen von Dr. Gustav Wolf über „Wilhelm Maurenbrecher" (Berlin, O. Seehagen, 1893). Der Verfasser entwirft ein interessantes Lebens- und Schaffensbild des am 6. November 1892 verstorbenen Historikers der Reformationszeit. Er betont dabei Maurenbrecher's vorsichtiges durch reifliche Erwägung gewonnenes Urtheil und seinen Muth der unabhängigen Ueberzeugung; er charakterisirt ihn als den politischen Historiker, der in der politischen Geschichte mit seiner ganzen Persönlichkeit stand, dem aber die Culturgeschichte, die Wirthschaftsgeschichte, ja selbst die Rechts- und Verfassungsgeschichte fern lag. Das Heftchen wird unbeschadet mancher Meinungsverschiedenheiten auch über den Kreis derer, die den Verstorbenen gekannt haben, Interesse erwecken.

— Ein recht trübes Bild aus der deutschen Stadtgeschichte entwirft Karl Reineck in dem Schriftchen: „Erfurt und das tolle Jahr" („Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von Virchow und Wattenbach, Heft 166, Hamburg, Verlags-Anstalt, A.-G., 1893). Er behandelt die erfurter Revolution des Jahres 1509. Erfurt, das unter mainzer Landeshoheit und sächsischer Schutzherrschaft stand, aber sich fast reichsstädtischer Selbständigkeit erfreute, war damals so tief verschuldet, daß es bei einer Gesammteinnahme von 33498 Schock an Zinsen 32494 zu zahlen hatte. Als nun der Rath oder, wie man annahm, der Obervierherr Kellner, um den Verlegenheiten abzuhelfen, das Amt Kapellendorf an Sachsen verpfändete, brach die Revolution los. Der Pöbel bemächtigte sich der Stadt, Kellner wurde gefangen gesetzt und später nach entsetzlichen Folterqualen hingerichtet, die gegen den sächsisch gesinnten Rath gerichtete Bewegung erfuhr von Mainz her Förderung, weil der Erzbischof durch sie die volle Unterwerfung der Stadt zu erreichen hoffe. Wenn das auch nicht sofort ganz gelang, vielmehr neben Mainz auch Sachsen seine Schutzherrschaft behauptete, so war doch die Kraft der Stadt gebrochen: 1664 konnte der Kurfürst von Mainz als unumschränkter Landesherr seinen Einzug in Erfurt halten.

Bibliographie.

Baumgart, H., Goethes Faust als einheitliche Dichtung. Erster Band. Königsberg, Koch. 8. 4 M.

Bender, A., Die Reiterkäthe. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags Anstalt. 8. 4 M.

Bergmann, J., Geschichte der Philosophie. 2. Bd. Die deutsche Philosophie von Kant bis Beneke. 2. Abth.: Nach Fichte. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 6 M.

Brombacher, F., Der Bauernkrieg. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Keller's Bild. Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M. 50 Pf.

Elbe, A. von der, Eigenart. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M. 50 Pf.

Ergebnisse der in dem Atlantischen Ocean von Mitte Juli bis Anfang November 1889 ausgeführten Plankten-Expedition der Humboldt-Stiftung. Herausgegeben von V. Hensen. (1. Bd.) Kiel, Lipsius u. Tischer. Gr. 4. 10 M.

Falkenried, G. v., Aus hohen Kreisen. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Elischer. 8. 6 M.

Fräulein Paulinchen Huhn's Briefe an ihre Freundin Fräulein Laura Riedlich. Leipzig, O. Lenz. 8. 3 M.

Führer durch Bielefeld und Umgegend (Hermannsdenkmal, Externsteine, Porta Westfalika, Hameln). Bielefeld, Helmich. Gr. 16. 20 Pf.

Fuldner, F., Knospender Frühling. Gedichte. Quedlinburg, H. F. Vieweg. 8. Geb. 3 M. 50 Pf.

Geffcken, Stimmen der Griechen am Grabe. Hamburg, Voß. 8. 1. M.

Groller, B., Lori Bergmann. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Kolde, Th., Martin Luther. 2 Bände. Eine Biographie. Gotha, F. A. Perthes. 8. 16 M.

Lange, F., Reines Deutschthum. Grundzüge einer nationalen Weltanschauung. Berlin, Lüstenöder. 8. 2 M.

Lipps, Th., Grundzüge der Logik. Hamburg, Voß. 8. 3 M.

Lowke, G., Tannenberg. Drama in fünf Aufzügen. Dresden, Pierson. 8. 2 M.

Mayer, R., Kleinere Schriften und Briefe. Nebst Mittheilungen aus seinem Leben. Herausgegeben von J. J. Weyrauch. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 10 M.

Niemann, A., Hochgebirge und Ocean. Roman. Zwei Bände. Dresden, Pierson. 8. 8 M.

Nissen, H. A., Jugendgedichte eines Einsiedlers. Leipzig, F. Schneider. Gr. 8. 1 M.

Nordau, M., Entartung. 2. Bd. Berlin, C. Duncker. 8. 6 M.

Ortmann, R., Mit reinem Gewissen. Roman. Leipzig, Elischer. 8. 3 M.

Peters, G. W., Fata Morgana. Soziales Drama in vier Aufzügen. Dresden, Pierson. 8. 1 M. 50 Pf.

Planck, Was der Ernst der Zeit uns lehren soll. Predigt. Eßlingen, Langguth. Gr. 8. 10 Pf.

Römer, A., Dem Irrlicht nach. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Schanz, M., Das heutige Brasilien. Land, Leute und wirthschaftliche Verhältnisse. Hamburg, Mauke Söhne. 8. 5 M.

Schneegans, A., Kallia Kypris. Aus Alt-Syrakus. Roman. Berlin, Verein der Bücherfreunde. 8. 3 M.

Schobert, H., Auf der großen Landstraße. Roman in drei Bänden. Berlin, Janke. 8. 12 M.

Schüller, In den Südstaaten Nordamerikas. Erinnerungen und Eindrücke. Berlin, Dümmler. 8. 1 M.

Volks-Bibliothek, Cotta'sche. 2. Reihe. 13. Bd. Heine's sämmtliche Werke. 4 Bde. Stuttgart, Cotta. 12. 50 Pf.

Vrba, A., Die Sünden der Gesellschaft. Eine socialpolitische Studie. Wien, Lesk u. Schwiedernoch. Gr. 8. 80 Pf.

Wagner, H., Wittenberg in Dichtung und Sage. Festgabe zum 25. Juni 1893, als dem Tage des 600jährigen Stadtjubiläums. Wittenberg, Wunschmann. 8. 1 M.

Weizsäcker, P., Die Bildnisse Wielands. (Aus: Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte.) Stuttgart, Kohlhammer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Welden, Chr., Novellen und Skizzen. Dresden, Pierson. 8. 2 M.

Wille, H., Todt! Ein Berliner Roman. Leipzig, Elischer. 8. 4 M.

Wille, R., Napoleonische Bulletins. Eine Studie für Vaterlandsfreunde. Braunschweig, Gebr. Haering. 8. 1 M. 20 Pf.

Wilpert, R. v., Die Tonkünstler. Lustspiel. Leipzig, Mutze. 8. 1 M.

Wundtke, M., Wildlinge. Neue lyrische und satirische Dichtungen. Straßburg i. E., Friedemann Nachfolger. 8. 3 M. 50 Pf.

Zahn, E., Herzens-Kämpfe. Eine Erzählung aus den Schweizer Bergen. Zürich, Th. Schröter. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Zeitgenoß, E., Moralische Träumereien. Basel, Schwabe. 8. 1 M. 60 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Brockhaus' Konversations-Lexikon.

Vierzehnte, vollständig neubearbeitete Auflage.

16 Bände von je 64 Bogen Text mit gegen 9000 Abbildungen und Karten

in Holzschnitt, Phototypie, Kupferstich, Lithographie und Farbendruck

auf circa 900 Tafeln und im Texte,

darunter 120 Chromotafeln und 300 Karten und Pläne.

Jeder Band elegant gebunden in Halbfranz 10 M.

Auch in 256 Heften zu 50 Pf. zu beziehen.

Siebenter Band.

Foscari — Gilboa.

Mit 50 Tafeln, darunter 6 Chromotafeln, 12 Karten und Pläne, und 282 Textabbildungen.

„Die vorliegenden Bände bestätigen abermals das günstige Urtheil, das die Kritik längst über das altberühmte, sich stets aufs neue verjüngende Riesenunternehmen festgestellt hat. . . . So sei denn das Brockhaus'sche Konversations-Lexikon unsern Lesern als wahrer Wissensschatz, der auf der Höhe der Wissenschaft und der künstlerischen Illustration steht, aufs angelegentlichste empfohlen."

Schlesische Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erzählungen aus dem Ries

von

Melchior Meyr.

Vierte Auflage.

Vier Bände. 8. Jeder Band geh. 3 M., geb. 4 M.

Die Bände sind einzeln unter folgenden Titeln zu beziehen:

Ludwig und Annemarie. — Ende gut, alles gut.
Die Lehrersbraut. — Der Sieg des Schwachen.
Regine. — Gleich und Gleich.
Der schwarze Hans. — Georg.

Melchior Meyr's „Erzählungen aus dem Ries" sind anerkannt als Dorfgeschichten, in denen das Leben der Bewohner jenes gesegneten schwäbischen Gaues lebenswahr geschildert wird, als ein würdiges Seitenstück zu Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeschichten".

In der auf die Hälfte des frühern Preises ermäßigten vierten Auflage sind die Bände auch einzeln käuflich.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. **Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.** 10. Auflage. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Diese beliebte, bereits in zehnter Auflage vorliegende Erzählung Gerstäcker's ist eins der gelungensten Erzeugnisse deutschen Humors.

Soeben erschien (Preis 55 Pf.)

Rosegger

ein Volkserzieher.

Von H. Grosch.

A. Helmich's Verlag, Bielefeld.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

DIE KUNSTLEHRE DANTE'S

UND

GIOTTO'S KUNST.

Antrittsvorlesung, gehalten in der Aula der K. Universität in Leipzig am 4. Mai 1892

von

Hubert Janitschek,

ordentlichem Professor der Kunstgeschichte.

8. Geh. 60 Pf.

In dieser Vorlesung gibt der kürzlich verstorbene Verfasser zum ersten male eine Darstellung der Kunstlehre Dante's; er weist dann nach, welchen Einfluss Dante mit seinen Lehren auf Giotto's Kunstrichtung ausgeübt hat, und liefert zugleich eine kurze Charakteristik des Wesens der Kunst Giotto's. Die Schrift ist nicht nur für den Kunsthistoriker und den Künstler, sondern auch für jeden Kunstfreund und ausserdem für die Verehrer Dante's von hohem Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schopenhauer-Register.

Ein Hülfsbuch zur schnellen Auffindung aller Stellen, betreffend Gegenstände, Personen und Begriffe, sowie der Citate, Vergleiche und Unterscheidungen, welche in

Arthur Schopenhauer's Werken,

ferner in seinem Nachlasse und in seinen Briefen enthalten sind.

Bearbeitet von **W. L. Hertslet.**

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Das „Schopenhauer-Register" ist unentbehrlich für jeden Leser von Schopenhauer's Werken, aber auch für jeden, welcher wissen will, ob und wie der große Philosoph sich über einen Gegenstand oder eine Person geäußert hat. Es gibt zum ersten mal genaue Auskunft über den Ort, wo jede in den Werken des Philosophen und seinem bisher veröffentlichten Briefwechsel enthaltene Stelle aufzufinden ist.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 32. — 10. August 1893.

Inhalt: Goldoni als Dramaturg. Von Wilhelm Henzen. — Zur Culturgeschichte. Von Richard Opitz. — Socialpolitisches. Von Ludwig Huberti. — Neue Romane und Novellen. Von Karl Müller-Rastatt. — Lyrik. Von Adolf Brieger. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Goldoni als Dramaturg.

Das künstlerische Genie, das so gern für eine Art unbewußter Naturkraft gehalten wird, ist keineswegs unvereinbar mit einer klaren Einsicht in die Kunstgesetze und einem geläuterten Kunstbewußtsein. Man denke an Lionardo da Vinci, Michel Angelo, Schiller, Richard Wagner. Auch der Genius hat das Bedürfniß, sich Rechenschaft davon zu geben, ob er den rechten Weg gewandelt ist; denn auch er kann irren. Für den Aesthetiker aber werden solche Einblicke in die schöpferische Werkstatt des Künstlers immer von höchstem Werthe sein; denn sie lassen ihn den Vorhang lüften, der ihm das Mysterium der künstlerischen Schöpferkraft verhüllt, und geben ihm eine authentische Unterlage zu dem Aufbau einer Theorie der Kunst, bis — ein neues Genie diese Grundlage mit seinem Machtworte erschüttert.

Wenn es eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß der Genius auf seiner einsamen Höhe zur Selbstbesinnung kommt und wir uns deshalb über seine künstlerischen Selbstbekenntnisse nicht allzu sehr zu wundern haben, so gehört hingegen der Fall, daß ein mitten in der geräuschvollsten Praxis stehender Künstler uns einen Blick in sein Inneres thun läßt, zu den großen Seltenheiten: er findet, von den Anforderungen des Marktes bestürmt, rastlos für den augenblicklichen Bedarf producirend, meist keine Zeit, sich über seine künstlerischen Grundsätze auszusprechen. Und doch würde eine solche Aussprache, weil aus der Praxis geboren, von unberechenbarem Nutzen für die Praktiker sein. Da kann man denn von Glück sagen, wenn ein solcher, nachdem er in behäbigem Alter zur Ruhe gekommen, einmal Einkehr bei sich selbst hält und uns zu Lauschern seiner unterhaltenden Selbstgespräche macht, die dann um so werthvoller sein werden, wenn der Autor einer vergangenen Kunstepoche angehört, von deren Ueberzeugungen und Ansichten wir nur ein unklares Bild haben.

Dieses Vortheils werden wir in seltener Weise durch die „Memorie" Carlo Goldoni's theilhaftig, die er in beschaulichem Greisenalter niederschrieb, seine ganze theatralische Laufbahn mit einer gewissen anmuthigen Geschwätzigkeit an uns vorüberführend. Da fällt denn so manches ab, was uns die geistige Persönlichkeit Goldoni's und seine Kunstanschauungen verdeutlicht, daß man nicht widerstehen kann, einiges Hauptsächliche hervorzuheben und als wissenswerth mitzutheilen, was zugleich als ein kleiner Beitrag zur Jubilarfeier des berühmten italienischen Lustspieldichters gelten möge.

Wird er noch heutzutage von seinen Landsleuten als Reformator der Komödie betrachtet, so muß uns hier zunächst die Frage interessiren, wie er dazu gekommen ist, gegen die italienische Stegreifkomödie Front zu machen. Er wurde dazu geführt durch seine ausgesprochene Abneigung gegen die mit dieser unauflöslich verknüpften vier stehenden Masken des Pantalone, des Dottore, des Brighella und des Arlecchino; und zwar war diese Abneigung rein künstlerischer Natur. Im vierunddreißigsten Kapitel seiner „Memorie" spricht er sich über die Wirkung der Masken in folgender Weise aus:

„Die Maske wird immer das Spiel des Darstellers beeinträchtigen, sowol beim Ausdruck der Freude, wie bei dem des Schmerzes. Ob nun die Persönlichkeit liebenswürdig, streng oder umgänglich ist, sie hat immer dieselbe Haut vor dem Gesichte, die dem Auge des Zuschauers ausgesetzt bleibt. Man mag den Ton nüanciren so viel man will, man wird niemals im Stande sein, die verschiedenen Leidenschaften, die unsere Seele bewegen, durch die Gesichtszüge, welche die Dolmetscher der Stimmungen des Herzens sind, zu offenbaren. Bei den Griechen und Römern waren die Masken eine Art von Instrument, um die Stimmen in die Ferne zu tragen, erfunden, um in der weiten Ausdehnung der Amphitheater die Personen besser zu Gehör zu bringen. Die Gefühle und Leidenschaften waren in jener Zeit nicht bis zu dem Punkte der Feinheit gelangt, der heutzutage erfordert wird; man will heutzu-

tage, daß der Schauspieler Seele habe, aber die Seele unter der Maske ist wie das Feuer unter der Asche. Das ist der Grund, warum ich die Idee gefaßt hatte, die Masken der italienischen Komödie abzuschaffen und die abgeschmackten Possen durch gute Lustspiele zu ersetzen."

Aber er ist vorsichtig genug, um seine Reform nur schrittweise anzubahnen, da er weiß, wie groß und mächtig die Zahl der Gegner ist, die ihm gegenübersteht. Nach dem Erfolge des „Momolo cortesan" sieht er seine Landsleute bereits die alte Vorliebe für die Farce aufgeben und hat die angezeigte Reform vor Augen, ohne sich gleichwol deren rühmen zu können. Das Stück war nicht dialogisch ausgeführt, noch war etwas Anderes darin geschrieben, als die Hauptrolle. Alles übrige war noch der Improvisation überlassen geblieben, und obgleich die Schauspieler gut zueinander paßten, so waren sie doch nicht alle im Stande, die Lücken kunstvoll auszufüllen. Es konnte deshalb noch nicht jene Gleichmäßigkeit des Stils bei der Aufführung bemerkt werden, die die Werke des selbständigen Dichters charakterisirt. Goldoni bemerkt dabei: „Es war für mich eine Unmöglichkeit, alles auf einmal zu reformiren, ohne die Liebhaber der nationalen Komödie zu verletzen: ich wartete daher auf den günstigen Augenblick, um ihnen mit größerer Kraft und Sicherheit die Stirne zu bieten. Im „Fallimento" (1740) waren schon mehr ausgeschriebene Scenen; ich näherte mich also allmählich der Freiheit, meine Stücke ganz und gar selbst zu schreiben, und es dauerte nicht mehr lange, bis ich dahin gelangte, zum Trotze der Masken, die mir Widerwillen einflößten."

Schritt für Schritt sehen wir nun, wie er der angestrebten Reform näher kommt. „Beim Eintreffen des berühmten Harlekins Sacchi, dessen Frau die Rollen der zweiten Liebhaberin erträglich gab, und seiner Schwester, eines, wenn man von etwas Uebertreibung absah, vortrefflichen Kammermädchens (Servetta) befand ich mich in der besten Lage. Jetzt erst konnte ich meiner Phantasie die Zügel schießen lassen; lange genug hatte ich mich damit begnügt, muffig gewordene (rancidi) Stoffe zu bearbeiten; jetzt galt es schaffen, jetzt galt es erfinden. Ich hatte Schauspieler zur Verfügung, die viel versprachen; aber um sie nützlich zu verwenden, war es nöthig, sie in ihrer Eigenart zu studiren. Jeder hat eben seinen natürlichen Charakter, und wenn der Autor dem Darsteller eine Rolle schreibt, die seiner Eigenart entspricht, so ist der Erfolg gesichert. «Wohlauf», so fuhr ich in meinen schweigsamen Ueberlegungen fort, «dies ist vielleicht der richtige Augenblick, um die so lange ins Auge gefaßte Reform anzubahnen. Ja, ich muß Charaktere auf die Bühne bringen; sie sind der Ursprung der guten Lustspiele; eben von ihnen aus begann der große Molière seine Laufbahn und gelangte glücklich bis zu jenem Grade von Vollkommenheit, auf die wir von den Antiken nur hingewiesen worden sind, während sie von den Modernen niemals erreicht wurde. That ich unrecht daran, mich so zu ermuthigen? Nein. Denn meine ganze Neigung galt dem Lustspiel, und die gute Komödie mußte mein Ziel sein. Unrecht würde ich gethan haben, wenn ich den Ehrgeiz besessen hätte, mich den Meistern der Kunst an die Seite zu stellen, aber ich strebte ja nichts anderes an, als die Misbräuche des heimischen Theaters abzuschaffen, ein Ziel, zu dessen Erreichung umfassende wissenschaftliche Vorstudien nicht erforderlich waren.»"

In der That wußten auch seine Landsleute einen Unterschied zu machen zwischen dem größten der französischen Lustspieldichter und dem besten seiner italienischen Nachahmer:

„Auch in Turin wurden von meinen Schauspielern meine Stücke gespielt. Sie waren sehr besucht und wurden lebhaft applaudirt, obgleich es einige sonderbare Käuze gab, die bei jeder meiner Premièren sagten: «C'est bon, mais ce n'est pas de Molière.» In Wahrheit ehrte man mich mehr als ich verdiente, da ich niemals den Anspruch erhoben hatte, an die Seite des französischen Dichters gestellt zu werden."

Den klarsten Einblick in seine Theorie der Kunst gewährt uns Goldoni, wenn er sich über die damals mit hitzigstem Eifer erörterte Frage der drei Einheiten äußert. Und hier ist es für uns Deutsche um so mehr von Interesse, die vorurtheilslose und verständige Art zu gewahren, mit der er sich zu dieser Frage stellt, als wir ihn in Anbetracht des von ihm eingenommenen, freieren Standpunkts als einen Vorläufer Lessing's und als einen Gegner der französischen Classicisten betrachten können. Er sagt:

„Die zur Vollkommenheit der Bühnenwerke für erforderlich gehaltenen Einheiten waren zu aller Zeit Gegenstand der Erörterung zwischen den Verfassern und den Dilettanten. In Betreff der Einheit der Handlung und der der Zeit hatten die Kritiker an meinen Charakterlustspielen nichts auszusetzen; dagegen behaupteten sie, daß ich es an der Einheit des Orts habe fehlen lassen. Gleichwol ging die Handlung meiner Komödien immer in ein und derselben Stadt vor sich und die Personen verließen dieselbe niemals; sie begaben sich freilich von einem Orte zum andern, aber beständig innerhalb des Umkreises derselben Stadtmauern; ich glaubte nämlich, wie ich es jetzt noch glaube, daß die Einheit des Orts in dieser Weise genugsam festgehalten sei. In allen Künsten und bei allen Entdeckungen ist die Erfahrung den Vorschriften vorhergegangen; und obgleich die Alten eine praktische Methode für die Erfindung angewiesen haben, so haben darum die Modernen noch nicht das Recht verloren, die Alten nach ihrer Weise zu deuten. Was mich betrifft, so fand ich weder in der Poetik des Aristoteles noch in der des Horaz die klare, unbedingte und begründete Vorschrift der strengen Einheit des Orts; ich habe mir gleichwol immer ein Vergnügen daraus gemacht, ihr meinen Gegenstand zu unterwerfen, so oft ich ihn dazu fähig hielt, aber niemals ein Lustspiel, das vortrefflich hätte sein können, einem Vorurtheile geopfert, infolge dessen es schlecht geworden wäre."

Von der hohen Warte der Kunsttheorie führt er uns nun aber auch in das Erdgeschoß seiner Werkstatt und

plaudert uns offenherzig die sonst so eifersüchtig gehüteten Geheimnisse des Handwerks aus:

„Ich muß hinzufügen, daß die Zeit, die Erfahrung und die Gewohnheit mir die Kunst, Komödien zu schreiben, in einer Weise vertraut gemacht hatten, daß, wenn ich die Handlung erfunden und die Charaktere ausgewählt hatte, alles andere für mich Gewohnheit geworden war. Früher brauchte ich vier Operationen, bevor ich zum Aufbau des Stücks und zu dessen Ausbesserung kam. Die erste bestand in dem Plan und in der Vertheilung desselben auf die drei Theile; nämlich Exposition, Verwickelung und Auflösung. Die zweite in der Eintheilung der Handlung in Acte und Scenen; die dritte im Dialog der interessantesten Scenen und die vierte in der durchgängigen Dialogisirung des Stücks in seiner ganzen Ausdehnung. Es begegnete mir oft, daß ich, zu dieser letzten gelangt, alles, was ich bei der zweiten und dritten geschaffen hatte, wieder umändern mußte. Die Gedanken kommen einer nach dem andern, eine Scene bringt eine andere hervor, und ein zufällig gefundenes Wort gibt manchmal einen neuen Gedanken an die Hand. Nach längerer Zeit ist es mir gelungen, die vier Operationen in eine einzige zusammenzuziehen. In der That befolge ich jetzt die Methode, mir zuerst den Plan durch den Kopf gehen zu lassen und die drei Theile des Stücks (s. o.), und dann beginne ich sofort: Act I, Scene I, und so fahre ich fort bis zum Schlusse, indem ich gleichwol immer den Grundsatz im Auge habe, daß sich alle Linien nach einem festen Punkte hin bewegen müssen, nämlich nach der Entwickelung der Handlung, welches die Hauptsache ist und wofür die ganze Maschine zusammengesetzt zu sein scheint."

Er ist sich dabei der Grenzen seines Talents sehr wohl bewußt; ja, man darf sagen, daß er gerade dadurch groß geworden ist, daß er niemals versucht hat, über sie hinauszustreben und in eine Sphäre emporzudringen, wo es ihm nicht möglich gewesen wäre, frei und ungezwungen zu athmen, wo er, mit einem Worte, aufgehört haben würde, Goldoni zu sein.

„Mein Stil war niemals elegant und meine Verse haben niemals den Ton des Erhabenen getroffen; aber das war es gerade, was erfordert wurde, um endlich einmal ein Publikum wieder zur Vernunft zu bringen, das an die Hyperbeln, Antithesen und Lächerlichkeiten der Riesen- und Rittergeschichten gewöhnt war."

Jedes Talent hat freilich auch Grenzen, die ihm ewig unbewußt bleiben. Bei Goldoni liegen sie da, wo die Poesie des Romantischen und der Phantastik beginnt. Seiner nüchternen Verständigkeit sind die höchsten Offenbarungen der Poesie ewig verschlossen geblieben. Der Zweck der dramatischen Kunst war für ihn im wesentlichen ein moralischer, das Mittel, diesen Zweck zu erreichen, die allgemein gehaltene Satire, die im Typus mittelbar auch den Einzelnen trifft. Von diesem Standpunkte aus konnte er natürlich dem Symbolischen im Drama keine Gerechtigkeit widerfahren lassen; daher sein vollständiges Unverständniß den Producten der volksbildenden Phantasie gegenüber. Es berührt uns in dieser Beziehung besonders merkwürdig seine Abneigung einem Weltstoffe, wie Don Juan gegenüber. Wenn er an einer Stelle seiner „Memorie" den Cicognini als einen seiner Vorgänger erwähnt, an dessen Stücken er sich in seiner Jugend begeistert habe und dieser den Don Juan-Stoff ebenfalls bearbeitet hat, so liegt es nahe zu schließen, daß es sich hier um eine jener Reminiscenzen aus der Kindheit handelt, deren man sich in spätern Alter mit Vorliebe zu schämen pflegt:

„Alle kennen jenes schlechte spanische Theaterstück (von Tirso de Molina?), das die Italiener «Il convitato di pietra» (Der Steinerne Gast) und die Franzosen «Le festin de pierre» nennen. Ich habe es immer nur mit dem größten Widerwillen angesehen und niemals begreifen können, wie sich diese Posse so lange erhalten, solchen gewaltigen Zulauf haben und das Entzücken eines gebildeten Volks ausmachen konnte. Die italienischen Schauspieler waren selbst darüber verwundert, und einige von ihnen sagten, ob aus Scherz oder aus Aberglauben, daß der Verfasser des «Steinernen Gastes» einen geheimen Vertrag mit dem Teufel gemacht haben müsse, damit er ihn am Leben erhalte. Es würde mir daher niemals in den Sinn gekommen sein, die geringste Bearbeitung dieses Stoffs vorzunehmen, aber nachdem ich die französische Sprache genugsam kennen gelernt, um ein Buch darin lesen zu können und gesehen hatte, daß auch Molière und Corneille sich damit beschäftigt, so machte auch ich mich daran, meinem Vaterlande mit diesem Stoffe ein schönes Geschenk zu machen in der Absicht, mein Wort dem Teufel mit etwas mehr Anstand zu halten. Freilich konnte ich dem Stücke nicht denselben Titel geben aus dem einfachen Grunde, weil in meinem Stücke die Statue des Comthurs weder spricht noch schreitet, noch zum Abendessen geht. Deshalb nannte ich es «Don Giovanni» nach dem Vorgange Molière's und fügte als zweiten Titel hinzu: «Der Verführer» (Il dissoluto). Ich glaubte den Blitz, der ihn zu Asche wandelt, nicht unterdrücken zu sollen, weil der verworfene Mensch gestraft werden muß; ich behandelte jedoch dieses Ereigniß in einer Weise, daß es als ein unmittelbarer Erfolg des göttlichen Zorns erscheinen und aus einem Zusammenwirken von begleitenden Umständen hervorgehen konnte, die ebenfalls von den Gesetzen der Vorsehung beherrscht waren. Da ich in dieser Komödie, die in fünf Acten und in fünffüßigen reimlosen Jamben abgefaßt ist, weder den Harlekin, noch die andern italienischen Masken anbrachte, so ließ ich die Komik durch einen Hirten und eine Hirtin vertreten sein, die in Gemeinschaft mit Don Giovanni die Schauspielerin Passalacqua, ihren Liebhaber Goldoni und dessen Nebenbuhler Vitalba erkennen ließen und von der Bühne herab die Falschheit der Einen, den guten Glauben des Andern und die Verworfenheit des Dritten bekannt machten."

Aus diesen Worten haben wir indessen nicht zu schließen, daß Signora Passalacqua als das Urbild von Don Juan's

Zerline gelten müsse; nein, diese Figur ist schon in der Aminta des Tirso de Molina und deren bäuerischem Liebhaber Patrizio vorgebildet. Goldoni wird nur seine persönlichen Erlebnisse und Liebesabenteuer mit der treulosen Schauspielerin in die bekannte, ähnliche Don Juan-Episode hineingeheimnißt haben. Wenn übrigens aus der zuletzt angezogenen Stelle der moralische Zweck besonders einleuchtend wird, den Goldoni der Komödie sichern will, so ist er doch weit entfernt, diese Moral selbst von ihrer nationalen Grundlage emancipiren zu wollen. Dies wird klar, als es sich darum handelt, die „Scozzese", ein französisches Stück, für die italienische Bühne zu bearbeiten.

„Es ist wahr, daß dieses Werk, wie der Autor selbst sagt, geschaffen ist, um in allen Sprachen zu gefallen, da die Natur, die überall dieselbe ist, darin nach dem Leben abgemalt ist; aber diese Natur modificirt sich doch in verschiedener Weise gemäß den Himmelsstrichen und deshalb muß man sie gemäß den Sitten und Gewohnheiten desjenigen Landes darbieten, in dem man sich entschließt, sie nachzuahmen. Meine Stücke zum Beispiel sind in Italien günstig aufgenommen worden, aber in Frankreich würden sie es nicht in gleicher Weise werden, und es würden nicht geringe Veränderungen nöthig sein, um einem jeden günstige Aufnahme zu verschaffen."

Daß Goldoni von dem moralischen Endzweck der Bühne einen Begriff hatte, der über das, was er selbst für sie geschaffen, weit hinausging; daß sein Ideal darin bestand, die Komödie in aristophanischem Sinne zu einem satirischen Zeitspiegel zu machen, das geht aus einer Aeußerung hervor, die er in einem an Cornet gerichteten Briefe macht; einer für seine Zeit äußerst merkwürdigen Aeußerung, die uns ahnen läßt, welch unmittelbare Wirkung Goldoni auf sie ausgeübt haben würde, wenn sie die geistige Freiheit besessen hätte, ihn als satirischen Bühnendichter ungehindert walten zu lassen. Die betreffende Stelle lautet:

„Sie sind auf der Suche nach guten Correspondenten, ich nach neuen Charakteren. In Rom würde ich Gelegenheit haben, mich damit zu versehen, aber sie sind in gewisse, den Bühnen verbotene Uniformen gekleidet und sie deren berauben, würde so viel heißen, als eine entkleidete Dame sehen lassen. Das Lustspiel löscht seinen Durst in einer wasserreichen Quelle, aber einige zu dankbare Bächlein lassen sich nicht berühren, und jezuweilen muß die Komödie in der Fülle — Entbehrung leiden; daher kommt es, daß sie, wenn die gewöhnlichen Quellen erschöpft sind, sich zum Aufgang und Niedergang wenden muß und die Geister, gelangweilt von allzu oft wiederholten Wahrheiten, entweder das Ueberraschende oder das trostlos Lächerliche zu wünschen sich anschicken."

Indem er so die Grenzen seiner Kunst zugibt, weist Goldoni mit klarer Selbsterkenntniß über sich selbst hinaus und deutet das Ziel eines Lustspielideals an, nach dessen Erreichung auch unsere Zeit noch zu streben hat.

Wilhelm Henzen.

Zur Culturgeschichte.

1. Leben der Griechen und Römer. Von Guhl und Koner. Sechste vollständig neu bearbeitete Auflage. Herausgegeben von Richard Engelmann. Lieferung 1—4. Berlin, Weidmann. 1893. Gr. 8. Jede Lieferung 1 M.
2. Die Paläste des Homerischen Epos, mit Rücksicht auf die Ausgrabungen Heinrich Schliemann's. Von D. Joseph. Mit einer Tafel. Berlin, Siemens. 1893. 8. 1 M. 40 Pf.
3. Rom und römisches Leben im Alterthum, geschildert von Hermann Bender. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Tübingen, Laupp. 1893. Gr. 8. 10 M.
4. Culturstudien. Von Georg Steinhausen. Berlin, Gaertner. 1893. Gr. 8. 3 M.

Unter den Errungenschaften der modernen Culturforschung nehmen die Ausgrabungen Schliemann's besonders deshalb einen so hervorragenden Platz ein, weil sie wieder einmal überraschend deutlich gezeigt haben, was der feste Glaube an eine Idee und die Begeisterung vermögen. Das sind in der That Kräfte, die Berge zu versetzen im Stande sind. Ein zweiter Columbus, hat auch Schliemann eine neue Welt entdeckt, und es ist noch gar nicht abzusehen, wieweit sein erfolgreiches Vorgehen seine Kreise ziehen wird. Diese und die darauffolgenden Entdeckungen haben schon manche Schrift veranlaßt und in den vorhandenen culturgeschichtlichen Werken eingreifende Veränderungen und Erweiterungen hervorgerufen.

Zu den bekanntesten Handbüchern altclassischer Cultur gehört der Guhl und Koner. Nachdem nun beide Verfasser gestorben sind, hat die Neubearbeitung des Werks: „Leben der Griechen und Römer" ein bewährter Fachmann, Richard Engelmann (Nr. 1), übernommen. Die bisher erschienenen Hefte 1—4 weisen gegenüber den entsprechenden Partien der fünften Auflage ganz erhebliche Veränderungen auf. Die Einleitung enthält einen kurzen Ueberblick über den Lebensgang Schliemann's. Dem bisherigen Anfange geht sodann eine zusammenfassende Uebersicht über die Ausgrabungen in Troia, Tiryns und Mykenae voraus. Dabei hat Belger's Versuch einer Wiederherstellung der Gräberterrasse in Mykenae schon Berücksichtigung gefunden. In dem nächsten Hauptabschnitte, „Der Tempel", werden erst die Tempelformen, dann die Baustile besprochen. Durch diese Scheidung hat die Uebersichtlichkeit sehr gewonnen. Nach dem Abschnitte über die Ausstattung und Umgebung der Tempel folgen eine Reihe zusammenfassender Darstellungen berühmter Kultstätten: die Akropolis von Athen, Olympia, Dodona, Delos, Delphi, das Asklepiosheiligthum in Epidauros, Eleusis, Samothrake, Pergamon. Dann geht es weiter in der alten Ordnung: die Schutzbauten, die Nutzbauten, das griechische Haus, die Gräber

und die Palästren und Gymnasien. So ist der Stoff theils nach localen, theils nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet. Ohne Zerreißung geht es auch dabei nicht ab, aber die schärfere Hervorhebung des örtlich Zusammengehörenden kann nur gebilligt werden. Beifall verdient ferner die übersichtliche Eintheilung in abgegrenzte Kapitel mit Ueberschriften und die Bezeichnung der Abbildungen durch Unterschriften. Die Uebersichtlichkeit und Anschaulichkeit gewinnt außerdem durch die starke Vermehrung der Abbildungen. So wird der Abschnitt über die Baustile durch eine große Zahl trefflicher Bilder von Resten antiker Tempel geradezu belebt. Und wie hebt sich die Akropolis jetzt deutlich heraus! Auch die übrigen Fundstätten, auf die zum Theil, wie auf Delphi, jetzt die Augen aller Freunde des Alterthums gerichtet sind, kommen mehr zu ihrem Recht. Der „Guhl und Koner" hat immer seinen Schwerpunkt in der Vorführung und Erläuterung der antiken Denkmäler gehabt. Auf diesem Wege hat die neue Ausgabe einen tüchtigen Schritt vorwärts gethan. In der ganzen Darstellung ist das Streben nach bündiger, klarer Fassung unverkennbar. Auch durch manche Kürzung im einzelnen hat die Uebersichtlichkeit gewonnen. An geeigneten Stellen wird auf Specialforschungen verwiesen. Das S. 9 citirte Buch heißt aber nicht: „Das Epos bei Homer", sondern „Das Homerische Epos aus den Denkmälern erläutert". Die neue Ausgabe des „Guhl und Koner" ist auf achtzehn Lieferungen berechnet, auf deren weiteres Erscheinen wir aufmerksam machen werden.

Einer persönlichen Anregung Schliemann's verdankt die Schrift D. Joseph's, „Die Paläste des Homerischen Epos" u. s. w. (Nr. 2) ihre Entstehung. Der Verfasser bekennt, daß es ihm infolge der Erweiterung seiner Berufsgeschäfte nicht möglich gewesen sei, die letzte Hand an seine Arbeit zu legen, die in der Hauptsache bereits im Jahre 1889 in der vorliegenden Gestalt fertig gewesen sei. Aus gleichem Grunde habe die Literatur der letzten Jahre nicht volle Berücksichtigung finden können. Bei einer derartigen Monographie, die andern Mühe ersparen soll, ist Vollständigkeit freilich die Hauptsache, aber der genannte ist wol noch nicht der größte Mangel der Schrift. Joseph hat als Fachmann natürlich ein verständiges Urtheil über die Bauten. Aber er schließt bisweilen zu rasch und behauptet zu zuversichtlich. Manchmal drückt er sich nicht genau genug aus. Wie kann man ohne weiteres den Palast in Tiryns ein Gebäude aus Homerischer Zeit nennen? Gleichfalls nicht richtig, in dieser Form wenigstens, ist die Behauptung S. 16, daß nach Vitruvius selbst in historischer Zeit das griechische Haus (!) nur an drei Seiten mit Hallen versehen gewesen sei. Denn Vitruvius spricht an jener Stelle nur von der Aule der Frauenwohnung, während er der Aule der Männer ausdrücklich vier Hallen zuschreibt. Eine andere Frage ist freilich, ob man eine Verwechselung bei Vitruvius annehmen soll. Im ganzen bringt Joseph weder etwas wirklich Neues noch etwa einen evidenten Beweis für schon Behauptetes. Es gibt im Homerischen Palaste gewisse Räumlichkeiten, über deren Wesen und Lage wir gar zu gern etwas Sicheres erführen. Aber auch der neueste Bearbeiter dieser Fragen, Schenkl in seiner gelehrten, nach Joseph's Schrift erschienenen Untersuchung, „Die Homerische Palastbeschreibung in Od. χ 126—143 und ihre alten Erklärer" (in der grazer Festschrift zur wiener Philologenversammlung 1893), ist darin zu keinem sichern Ergebniß gelangt. Wir müßten dem Verfasser schon dankbar sein, wenn er alles bisher Geleistete sachmännisch beleuchtet und zu bequemer Benutzung übersichtlich dargestellt hätte. Aber hier fehlt es wieder. Das Buch ist mit einer — gelind gesagt — Sorglosigkeit gedruckt, wie sie uns noch nie vorgekommen ist. Oft sind Namen alter und neuer Schriftsteller verdruckt. Für Vitruvius erscheint Vitrurus und Vitrudius, für Rumpf auch Rumpff und Rumff u. s. w. Als besondern Vorzug des Buchs müßte man es begrüßen, daß die zum Vergleiche herangezogenen Homer-Stellen im griechischen Wortlaute vollständig abgedruckt sind. Aber sie wimmeln buchstäblich von Druckfehlern, wodurch ihre Benutzung thatsächlich unmöglich wird. Und ähnlich steht es mit den andern Citaten, sodaß sich dem Leser die Frage aufdrängt, ob der Verfasser griechisch überhaupt verstehe. Wir geben gern zu: ein Baumeister kann einen Philologen lehren, nur muß der Baumeister auch ein wenig Philologe sein.

Wiederum ein umfassendes Werk ist Hermann Bender's „Rom und römisches Leben im Alterthum" (Nr. 3), das, 1879 zuerst erschienen, jetzt in zweiter Auflage vorliegt. An dem ganzen Plane ist gar nichts und an der Darstellung nur sehr wenig geändert. Wol aber sind einzelne Abschnitte — über Polizei, Selbstmord, Stundenrechnung — hinzugekommen, andere, wie der über die Ehe, erweitert worden. Wesentlich vermehrt sind die Abbildungen, doch liegt der Schwerpunkt in den literarischen Quellen. Bender's „Rom" ist ein populäres Buch im besten Sinne des Wortes. Wir werden dem erfahrenen Schulmanne und gewandten Schriftsteller demnächst auch auf einem andern Gebiete begegnen. Arbeiten wie die vorliegende werden vielfach noch nicht genügend gewürdigt. Die einzelnen Stellen, aus deren Verarbeitung sich das Buch aufbaut, bieten in ihrer Gesammtheit eine große Zahl von Schwierigkeiten, die der vielfach vermeidet, der die Belege im Originaltexte anzuführen oder auf sie zu verweisen sich begnügt. Nicht um dem Verfasser etwas am Zeuge zu flicken, sondern nur um die mit solchen Darstellungen verbundenen Schwierigkeiten zu charakterisiren, möchte ich ein paar solche Stellen herausheben. S. 302 heißt es: „In dem Badegemach Scipio's sieht man ganz kleine — nicht Fenster, sondern Ritzen, welche in der Steinwand angebracht sind, sodaß sie das Licht einließen, ohne daß die Mauer beschädigt wurde." Besser und verständlicher wird, dünkt mich, hier sine iniuria munimenti durch „ohne Schaden für die Befestigung" wiedergegeben. Was man sich S. 215 bei dem „amphitheatralisch gebauten Zimmer" in der Villa des Plinius denken soll, dürfte auch nicht recht klar sein. Zur

Verdeutlichung antiker Verhältnisse zieht der Verfasser gern Culturverhältnisse des Mittelalters und der Neuzeit herbei und liebt es auch sonst, moderne Bezeichnungen zu wählen. Wenn er nun S. 95 sagt: „Jeden Sommer braucht man vier oder noch mehr Röcke, während man auf dem Land ... nur alle vier Jahre einen Rock braucht", so ist dies ja nicht falsch, wird aber doch auch dem Original nicht gerecht, wo nicht vom Gebrauche der Tuniken oder Röcke, sondern von der beschwerlichen Pflicht, im Staatskleide, der Toga, zu gehen, die Rede ist. Mislich bleibt es immer, die neue Zeit in Gegensatz zum Alterthum zu bringen. S. 230 heißt es: „Während der moderne Jüngling es nicht erwarten kann, bis das erste Haar seine Lippen und sein Kinn ziert, wurde in Rom das Ablegen des Barts, welches ums zwanzigste Jahr stattfand, als ein Fest begangen und das abgeschnittene Haar einer Gottheit geweiht, wol auch sorgfältig aufbewahrt". Nun sagt aber derselbe Trimalchio, von dem das zuletzt Erwähnte berichtet wird, daß er sich die Lippen mit Lampenöl eingeschmiert habe, um recht schnell einen Bart zu bekommen.

Ganz in die neue Zeit führt uns Georg Steinhausen in seinen „Culturstudien" (Nr. 4). Er hat ganz recht, wenn er die Veröffentlichung dieser an verschiedenen Orten schon erschienenen Aufsätze in Buchform für kein überflüssiges Beginnen hält. Sie sind in der That mehr als ein Gegenstand flüchtiger und oberflächlicher Unterhaltung. Auch bieten sie zusammen an ihrem Theile immerhin einen Ausschnitt aus der Entwickelung des Menschen, in dessen Studium der Verfasser mit Recht die Aufgabe der Culturgeschichte sieht. „Der Gruß und seine Geschichte" eröffnet den Reigen. „Was man vor Zeiten gern las" ist ein höchst interessantes Kapitel. Das habent sua fata libelli tritt uns hier recht deutlich entgegen. Wo sind sie hin, all die Lieblingsbücher, die unsere Vorältern in fieberhafte Erregung versetzten oder zu Thränen rührten? Dem cherchez la femme zufolge behandelt Steinhausen ferner „Die deutschen Frauen im 17. Jahrhundert". Hierbei besonders kommen ihm die eingehenden Kenntnisse zu statten, die er schon in seiner trefflichen „Geschichte des deutschen Briefes" bekundet hat. Auch verräth er weitreichende Bekanntschaft mit der Memoirenliteratur der verschiedenen Jahrhunderte. Die Untersuchung über den „Hofmeister" erweckt in uns den Wunsch, er möchte noch andere solche jetzt ausgestorbene Typen schildern. „Die Naturgeschichte der heutigen Gesellschaft" hebt mit gutem Blicke die Hauptpunkte des Gegenstandes heraus. Ob eine Veränderung des heutigen Gesellschaftszustandes seinen Hauptmangel, die Unterdrückung persönlicher Empfindungen und Neigungen, zu beseitigen vermöchte, dürfen wir billig bezweifeln. Hat sich hier der Verfasser wirklich sine ira et studio geäußert, so können wir dies von seinem Aufsatze „Der mittelalterliche Mensch" nicht in gleichem Maße behaupten. Steinhausen geht zwar davon aus, daß wir auch dieser dunkeln Epoche uns menschlich nähern, sie verstehen lernen müßten, aber er selbst ist offenbar mit dem Herzen nicht recht dabei. Nicht als ob er absichtlich einen wesentlichen Gesichtspunkt übergangen hätte. Nein, auch die guten Seiten des Mittelalters werden erwähnt. Aber auf die Beleuchtung der Sache kommt es an. Steinhausen's Darstellung hat hier etwas Schwankendes. Er nimmt bisweilen das Gesagte nahezu wieder zurück. Trotz der vielberufenen Verdumpfung geht ein lebensfroher Zug durch jene Zeit, und wenn das Mittelalter roh und derb war, so bemerkt doch Steinhausen selbst: „Aber die Derbheit hat nichts gemein mit der künstlichen Gemeinheit, in welche sich nur zu oft der Culturmensch verliert." Vor allem darf man den Unterschied in den Nerven nicht vergessen. Was wir jetzt roh nennen, erschien dem Mittelalter natürlich. Hüten wir uns ferner, im Gefühl unserer verminderten Genußfähigkeit über die Unmäßigkeit des Mittelalters zu hart zu urtheilen! „Im Mittelalter ist der einzelne nichts und will nichts sein", ist wol auch cum grano salis zu verstehen. Da wird viel geredet von dem genossenschaftlichen Zuge im Mittelalter, als ob nicht auch bei uns dieses Streben der „Interessentengruppen" sich zusammenzuschließen auf den verschiedenen Gebieten des Volkslebens in Blüte stünde.

Richard Opitz.

Socialpolitisches.

1. Ein Zukunftsbild der Menschheit. Von Alfred Cleß. Zürich, Verlags-Magazin. 1893. Gr. 8. 70 Pf.
2. Bellamy als Lehrer. Von Karl Tiburtius. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1892. 8. 50 Pf.
3. Himmelreich oder Paradies. Ein Rückblick aus dem Jahre 1891. Von Hermann Gerhard Ibbeken. Einbeck, J. Ibbeken. 1892. Gr. 8. 60 Pf.
4. Goethe ein Socialist?! Von Aug. Mühlhausen. Leipzig, O. Wigand. 1892. Gr. 8. 60 Pf.
5. Lehrt erziehen! Der Weg zum Heile der Gesellschaft. Von Friedrich *_*. Charlottenburg, Alfred Michow. 1892. Gr. 8. 80 Pf.
6. Ursprung und Wesen der wirthschaftlichen Krisis, mit Angabe der Mittel zu ihrer Beseitigung. Von Ernst Busch. Leipzig, O. Wigand. 1892. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
7. Der amerikanische Schutzzoll. Von Karl Knortz. Zürich, Verlags-Magazin. 1892. Gr. 8. 75 Pf.
8. Die großstädtische Wohnungsnoth, ihre Ursachen und Heilmittel. Von Karl Walcker. Hamburg, Verlags-Anstalt u. Druckerei, A.-G. 1892. 8. 1 M.
9. Jüdisches Erwerbsleben. Skizzen aus dem socialen Leben der Gegenwart. Von Robert Waldhausen. Passau, R. Abt. 1892. Gr. 8. 1 M.
10. Das Universitätsstudium der Frauen. Ein Beitrag zur Frauenfrage von E. Gnauck-Kühne. Oldenburg, A. Schwartz. 1891. Gr. 8. 60 Pf.

11. Zur Frauenfrage. Heutiger Stand der Frauenfrage u. s. w. Warum ist die Frau als Lehrerin und Arzt unentbehrlich? Von Philadelphos. Berlin, L. Oehmigke. 1891. Gr. 8. 50 Pf.
12. Die socialen Gegensätze und ihre Ziele für die Schule und Familie beleuchtet. Von R. Petersdorff. Strehlen, E. Asser. 1892. Gr. 8. 1 M.
13. Grundzüge einer Socialpädagogik und Socialpolitik. Von Karl Fischer. Eisenach, M. Wilkens. 1892. Gr. 8. 5 M.
14. Die Socialdemokratie in ihren Wahrheiten und Irrthümern und die Stellung der protestantischen Kirche zur socialen Frage. Von Eduard Schall. Berlin, E. Staude. 1893. Gr. 8. 3 M.
15. Der Klassenkampf in der deutschen Socialdemokratie. Mit einem polemischen Nachwort: K. Kautsky's Abenteuer in Zürich. Von Hans Müller. Zürich, Verlags-Magazin. 1892. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
16. Die sociale Frage eine sittliche Frage. Von Theobald Ziegler. Zweite Auflage. Stuttgart, Göschen. 1891. 8. 2 M. 50 Pf.

Uralt sind die Träume von einer „goldenen Zeit". Lange vor Hans Sachs schwärmte man von einem „Märchenland" und einem „Schlaraffenleben". Die phantastischen Träume vom „besten Staate", mit denen Philosophen und Staatsmänner die Welt in eine bessere Wirklichkeit zu führen suchten, die sogenannten „Staatsromane", reichen von der ältesten bis in die neueste Zeit, von den Schöpfungen indischer Weltweiser und griechischer Philosophen und Staatsmänner bis zu Bellamy und Bebel. Wie viele sich bereits vergeblich damit abgequält haben, unsere Erde in eine „Insel der Seligen" umzuwandeln, darüber gibt ein neuer Zweig unserer Literatur die beste Auskunft, nämlich derjenige, der sich mit der „Geschichte der Idealstaaten" beschäftigt. Die jüngste Erscheinung dieser Art ist (abgesehen von unzähligen Essays in Zeitschriften und Tagesblättern) die Schrift von Kleinwächter: „Die Staatsromane. Ein Beitrag zur Lehre von Communismus und Socialismus" (Wien 1891) und das von einem ungenannten Verfasser herrührende Buch: „Schlaraffia politica. Geschichte der Dichtungen vom besten Staate" (Leipzig 1893). Gewissermaßen entdeckt und wissenschaftlich behandelt worden sind dagegen die Staatsromane schon durch Robert Mohl, zuerst in der „Tübinger Zeitschrift" (1845), dann im ersten Bande seiner „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften" (1855). Auch schon Hildebrand in seiner „Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft" hat die socialistischen Utopien behandelt. Trotz der großen Anzahl von alten und neuen Schriften bin ich aber mit Oldenberg der Meinung, daß eine befriedigende wissenschaftliche Behandlung der socialistischen Utopien erst möglich wird, wenn man sich entschließt, von der engen Basis des Staatsromans überzugehen auf die breite Grundlage der socialen Utopien im weitern Sinne.

„A jeder Mensch hat halt 'ne Sehnsucht"! Mit diesen Worten des Lumpensammlers Hornig schließt der dritte Aufzug von Hauptmann's: „Die Weber".

„A jeder Mensch hat halt 'ne Sehnsucht!" Die ganze große welterregende sociale Frage ist noch nie einfacher, klarer und präciser ausgesprochen worden als in diesem Satze. Die Sehnsucht bleibt oft eingeschlossen im innersten Empfinden; zu Zeiten aber steigt sie in den Kopf, durchzuckt den ganzen Leib, eine Menschenklasse, eine Stadt, ein Volk. Und doch sind alle Versuche, die Sehnsuchtsträume nach einem Idealstaat zu verwirklichen, kläglich gescheitert. Und die Weltweisen und Staatsklugen sagen deshalb: „Entwickelung" heiße das allgemeine Weltgesetz, nicht „Umsturz".

Neue Wege zur Glückseligkeit mit neuen Wegweisern finden sich auch in allen den angegebenen Schriften — hier mehr, dort weniger — angegeben. Trotz des verschiedensten Inhalts darf man sie deshalb in eine einzige Besprechung hineinzwängen. Betreten wir die neuen Wege zur Glückseligkeit! Da ist zuerst: „Ein Zukunftsbild der Menschheit" von Alfred Cleß (Nr. 1). Statt der Einleitung des Verfassers steht auf der ersten Seite ein langes Citat aus Schiller: „Der Menschenfeind". Die meisten eigenen Gedanken des Verfassers (zwei Drittel des Raums nehmen die Citate ein) sind höchst abstract; denn der Verfasser „glaubt sich wahrhaft an der Herrlichkeit des (seinerzeitigen) Zustands gewissermaßen zu versündigen, indem er concret wurde" (S. 11). Doch der Verfasser sagt selbst (S. 9):

> Es wird immer Kinder geben, die noch mehr wissen wollen, das Fragen nicht lassen nach concreten Verhältnissen (obwol auch es bezüglich derselben im Vergleich mit denen der Gegenwart allweil an einem tertium comparationis fehlt); sie stecken eben zu sehr im Schlamm der Gegenwart, von der sie im Geist — in der Phantasie!, der göttlichen — sich nicht zu emancipiren wissen. „Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen!" Und so bin ich Euch keine Antwort schuldig. Dennoch will ich es versuchen, sie zu geben. Die Menschheit stellt dar ein freies natürliches Ganzes (wo die Persönlichkeit des Menschen auf das Maximum erhoben), in das der Leser — wenn er überhaupt mir folgen will — sich hinein zu versetzen, gänzlich abstrahirend von der Misère, dem Chaos der Gegenwart. Anders versteht er mich nicht, und die Zukunft. „Wahrlich, ich sage Euch, es sei denn, daß Ihr Euch umkehret, und werdet wie die Kinder, so werdet Ihr nicht in das Himmelreich kommen."

Leider muß ich gestehen, daß mir während der Lektüre dieses „Zukunftsbildes" das Himmelreich völlig verschlossen war.

Der Prophet des Communismus, Edward Bellamy, hat mit seinem „Rückblick" auf der einen Seite eine kritiklos gläubige Anhängerschaft sich erworben, die sein Werk als Ausfluß höchster Weisheit preist, auf der andern Seite die Geister der Gegner tief erregt und eine Reihe von schlankweg seine Ansichten verdammenden Gegenschriften in die Welt gerufen. Sicher ist, daß viele der Gegenschriften inhaltlich und formell zu unvortheilhaften Vergleichen mit jenem Kunstwerk herausfordern, und daß viele ihrer Einwürfe es nicht treffen. Karl Tiburtius gibt in dem lesenswerthen Schriftchen „Bellamy als Lehrer" (Nr. 2) eine Kritik der Kritik. Indem er die Berechtigung der erhobenen Einwürfe hervorhebt oder leuguet, zeigt er, was wir von Bellamy nicht lernen [illegible] was wir lernen können. Zunächst läßt sich von ihm lernen: „Daß die Beschäftigung

mit der Zukunft eine äußerst interessante Sache ist". . . . „Das zur Zeit moderne Buddeln und Scharren im Vergangenheitsschutt und -Kehricht, unternommen, um herzlich gleichgültige Eigenheiten über welche mehr oder minder historische Persönlichkeiten aufzupicken, ist trotz des lauten Gackerns der glücklichen Finder für Geistesleben und Cultur unsers Volks völlig gleichgültig und werthlos und führt direct zur Versimpelung, während ein auf die Zukunft gerichteter Geist naturgemäß zum Streben nach vorwärts und aufwärts angeregt wird." Weiter: „Die Literaten können von ihm lernen, wie man scharf argumentirt und zugleich Argumentation, vor der das Publikum im allgemeinen eine scheue Ehrfurcht hat, den Leuten anziehend und interessant macht; und jeder Lehrer, der sich Bellamy's Art und Weise der Begründung seiner Lehren anzueignen vermag, wird nie wieder über unaufmerksame Schüler zu klagen haben."

Hermann Gerhard Ibbeken sucht in seinem Schriftchen „Himmelreich oder Paradies" (Nr. 3) an der Hand zahlreicher Bibelstellen zu zeigen, „was aus dem ursprünglichen Evangelium Jesu vom Himmelreich («das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden. Man wird auch nicht sagen: siehe hier oder da ist es. Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch») im Verlaufe der Geschichte der christlichen Kirche geworden ist, und wie schwer es insbesondere gehalten habe, dieses im Herzen sich aufbauende Himmelreich nicht zu verwechseln mit einem in äußern Verhältnissen ruhenden und mit äußern Mitteln erreichbaren Paradiese". An diese religiös-socialen Erörterungen schließt sich eine kurze Abhandlung über das „goldene Zeitalter" und Goethe's „Faust", in der das Faust-Problem auf die Frage zugespitzt wird, „ob überhaupt hier auf der Erde für den Menschen ein vollkommen befriedigendes und ungestört glückliches Leben möglich sei".

„Goethe ein Socialist?" betitelt sich ein interessantes Schriftchen von Aug. Mühlhausen (Nr. 4). „Die Frage, ob in Goethe's Wanderjahren sich wirklich Socialistisches finde, kann — nach dem Verfasser — doch nur der beantworten, der genügende Kenntniß hat von dem, worauf es dabei im Grunde ankommt. Und diese Kenntniß war bisher bei den eigentlichen Literarhistorikern doch kaum anzutreffen. Daß wiederum die Parteisocialisten sich um Goethe gar nicht kümmern, das möchte doch, neben sehr vielen andern, vor allem daran liegen, daß ihnen Goethe nicht genauer bekannt ist." Ausgehend von dem Satze, daß man da viel finden kann, wo viel ist, läßt deshalb der Verfasser wie eine Wandeldecoration die Scenen und Verhältnisse Wilhelm Meister's an des Lesers Blick vorüberziehen und sucht diejenigen festzuhalten, an denen er etwas Socialistisches zu bemerken glaubt.

Ein ganz lesenswerthes Büchlein ist der von einem ungenannten Verfasser herrührende „Weg zum Heile der Gesellschaft", der in die Worte zusammengefaßt wird: „Lehrt erziehen!" (Nr. 5). Die erste Hälfte behandelt unter der Ueberschrift: „Wie steht es und wie muß es werden?" in fünf Kapiteln (nach einer kurzen Einleitung) die Gesetzgebung und die Polizei, die Ehelosigkeit und die Ehe, Roheit, Leichtsinn und Verflachung, Socialdemokratie, Betrug und Krieg; die zweite Hälfte mit dem Titel: „Wodurch kann es anders werden?" behandelt zunächst die Fragen: Auf welches Lebensalter muß eingewirkt werden?; wer kann das Volk bessern? Dem wichtigsten Abschnitte: „Lehrt erziehen!" folgt ein Entwurf für die Volksschule, ein Entwurf für die höhere Mädchenschule und ein Entwurf für Mittelschule, Realschule und Gymnasium.

Die Hauptabschnitte der Abhandlung „Ursprung und Wesen der wirthschaftlichen Krisis, mit Angabe der Mittel zu ihrer Beseitigung" von Ernst Busch (Nr. 6) behandeln: die Entstehung der verschiedenen Klassen, die Befreiung der Menschheit durch die Unificirung (?) des Consums von der wirthschaftlichen Krisis. Nach dem Verfasser gibt es „ein sehr einfaches, rechtliches, unmöglich zu verbietendes Mittel, welches jedem einzelnen Arbeiter in ganz kurzer Zeit unbegrenzte Arbeitsgelegenheit und mindestens verzehnfachten Lebensunterhalt zuführen, alle Preisschwankungen und Speculationen für immer unmöglich machen, Kapitalzins und Bodenrente vernichten und alle angesammelten großen Vermögen auflösen und zerstreuen wird, und zwar alles das nicht unter Aufhebung, sondern unter Wahrung der vollsten Vertragsfreiheit, und dieses Mittel beseitigt auch für immer die wirthschaftliche Krisis". Diese wunderbare Wirkung sieht der Verfasser erreichbar „durch Unificirung des Consums". Der Abhandlung sind zwei Briefe von Fürstbischof Dr. Kopp und Dr. Hintzpeter an den Verfasser vorgeheftet.

Zwei lesenswerthe Broschüren sind die Abhandlung von Karl Knortz in Neuyork über den „amerikanischen Schutzzoll" (Nr. 7) und von Karl Walcker über „die großstädtische Wohnungsnoth, ihre Ursachen und Heilmittel" (Nr. 8). Die letztere bildet Heft 102 der „Deutschen Zeit- und Streitfragen".

Unter dem Motto: „Wie kühn dein Wort auch sei, in Nordens Königssaale ist jede Rede frei" (Frithiofs-Sage) behandelt Robert Waldhausen die Judenfrage als einen Theil der socialen Frage der Gegenwart. Und für den eigentlichen Kern der socialen Frage erachtet der Verfasser das „jüdische Erwerbsleben" (Nr. 9): die jüdische Auffassung haßt, flieht und verachtet, wie der Verfasser meint, die Arbeit; sie wende sich vielmehr der Speculation auf die Differenz der Werthe zu; in den Verlusten Anderer suche jüdische Anschauung einen bequemen und leichten Gewinn bei den Geschäften des Darleihens, des Vermittelns und Handels, des Spiels und der Uebervortheilung. „Die sociale Frage ist das Ueberwuchern jüdischen Erwerbsgeistes".

Mit der „Frauenfrage" beschäftigen sich die Schriften von E. Gnauck-Kühne (Nr. 10) und Philadelphos (Nr. 11), die beide mit bestimmten Reformvorschlägen hervortreten. Beide fordern entschieden die Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium, und alles, was sie ins

Feld führen, steht in directem Gegensatze zu dem Satze von Kant: „Was die gelehrten Frauen betrifft, so brauchen sie ihre Bücher etwa so wie ihre Uhr, nämlich sie zu tragen, damit gesehen werde, daß sie eine haben, ob sie zwar gemeiniglich still steht oder nicht nach der Sonne gestellt ist."

Aus einem Vortrage hervorgegangen ist das Schriftchen von R. Petersdorff: „Ueber die socialen Gegensätze und ihre Ziele für die Schule und Familie beleuchtet" (Nr. 12). Es ist ein gelungener Versuch, in großen Zügen die Aufgabe der Schule zu charakterisiren, wie sie in angemessener Weise den socialdemokratischen Irrlehren entgegenzuwirken habe.

Die „Grundzüge einer Socialpädagogik und Socialpolitik von Karl Fischer (Nr. 13) wollen zunächst praktischen Zwecken dienen, im besondern es jedem Gebildeten ermöglichen: sich darüber zu unterrichten, 1. was heute thatsächlich die sociale Frage ist, 2. wie es zu dieser Entwickelung gekommen ist, 3. in welchem Stadium sie sich jetzt befindet, 4. wie aus diesem Kriegszustande herauszukommen ist und ein normaler, ein Friedenszustand angebahnt werden kann. Für Lehrzwecke oder Information von Lehrern, welche sich der Sache in ihrem Unterricht annehmen wollen, wird das Buch vor allem geeignet sein.

„Die Socialdemokratie in ihren Wahrheiten und Irrthümern und die Stellung der protestantischen Kirche zur socialen Frage" behandelt Pastor Eduard Schall (Nr. 14) in einem größern Werke. Ein lebendiges Interesse an den socialen Fragen der Gegenwart und ein warmes Eintreten für die Noth des Volks leuchtet aus jeder Zeile hervor: „Die Noth des Volks ist mir nicht verborgen. . . . Wo aber habe ich in nun fast fünfundzwanzigjähriger Amtszeit am meisten Verständniß und Liebe gefunden, am meisten Opfer der Barmherzigkeit? Gott ist mein Zeuge, mehr, viel mehr in den Hütten der Armen, bei den Gedrückten und Geplagten, als in den Palästen und bei den Reichen und Satten. . . ." In sechs Kapiteln behandelt der Verfasser die Productionsweise der Gegenwart und ihre nothwendigen Folgen, die verschiedenen frühern Versuche, diesen übeln Folgen abzuhelfen, Verdienste und Irrthümer der Socialdemokratie, die Stellung der protestantischen Kirche zur socialen Frage und schließt mit praktischen Vorschlägen, was nunmehr zu thun sei.

„Der Klassenkampf in der deutschen Socialdemokratie" von Hans Müller (Nr. 15) ist seit seinem Erscheinen in der politischen Tagespresse zur Genüge besprochen worden. Als Motto trägt er die Worte Mirabeau's: „Les hommes de routine ne se donnent pas la peine d'examiner nos opinions, il leur suffit de les calomnier et de les condamner. Aussi je ne m'adresse pas à eux. Je n'ai point la prétention de pouvoir convaincre tous les imbéciles de mon siècle; je serais même très-faché de les avoir pour partisans."

„Die sociale Frage eine sittliche Frage" von Theobald Ziegler (Nr. 16) ist in ihrer ersten Auflage bereits in d. Bl. besprochen worden. Aus der Flut von Broschüren über die sociale Frage der Gegenwart ragt diese Schrift formell und inhaltlich weit heraus. Ihre Lektüre war meine Erholung, wenn die dii minorum gentium mir für eine Zeit die sociale Frage gründlich verleidet hatten. Glück auf zu einer weitern Reihe von Auflagen!

Ludwig Huberti.

Neue Romane und Novellen.

1. Ein Träumer. Roman von E. von Wald-Zedtwitz. Berlin, Janke. 1893. 8. 2 M.
2. Die eiserne Maske. Zeitroman von F. Poths-Wigner. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1893. 8. 3 M.
3. Der Telamone. Roman aus der Artistenwelt von Fedor von Zobeltitz. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 1893. 8. 6 M.
4. Abendschatten. Bilder und Skizzen von Willy Pastor. Dresden, Pierson. 1893. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Leidende Menschen. Novellen von Arthur Holitscher. Dresden, Pierson. 1893. 8. 2 M.

Es ist gar kein übler Vorwurf, den E. von Wald-Zedtwitz sich für seinen Roman „Ein Träumer" (Nr. 1) gewählt hat. Ein junger, aufstrebender Geist, der sich voll heißen Sehnens nach Dichterruhm von allen Beziehungen, in denen er steht, loslöst, um ganz seiner Kunst zu leben, aber aus seinem Fluge zur Sonne wie Ikarus herabstürzt ins Verderben, weil seine Kraft versagt, das ist ein Stoff, der sich wohl ergreifend darstellen läßt. Nur muß, wer sich an ihn wagt, ihm auch gewachsen, auch fähig sein, ihn recht auszugestalten. Und das ist Zedtwitz leider nicht. Der fruchtbare Autor hat ein recht hübsches Talent für leichte Unterhaltungslektüre, Salonromane, die ihre Aufgabe erfüllen, wenn sie ihren schönen Leserinnen über ein paar müßige Stunden hinweghelfen; wo es höhere Ziele gilt, da versagt seine Kunst. In dem vorliegenden Roman will er ein psychologisches Gemälde liefern, aber die Art, wie er das anstellt, erinnert an den Concertmaler, der rasch einige Striche auf die Leinwand wirft, und dann, dem Publikum zugewendet, ausruft: „Das soll ein Wald sein!" Wo er uns die Seele seines Helden Bernhard Stojentin und seines Gegenspiels Theda von Rölling erschließen sollte, da zieht er es vor, uns mit hohlen Phrasen abzuspeisen, über die man lachen müßte, dächte man nicht daran, daß manche harmlose Leser des Romans sich durch ihn zu der Ansicht verleiten lassen, so dächten und so fühlten deutsche Dichter. Ein Beispiel möge erhärten, wie der Autor mit Platitüden und Phrasen arbeitet: Theda, die zu den „Berufenen" unter den Schriftstellern gehört und als sie kaum ihr Erstlingswerk an eine Redaction eingesandt hat, sofort die

glänzendsten Anträge erhält — was bei unsern heutigen literarischen Verhältnissen ja so wahrscheinlich ist — „Theda und Bernhard zusammen besprechen die Blüten der Literatur. Erstere liest viel, ihr Urtheil ist männlich scharf, ihr Blick weit und frei, sie ist fern von aller thörichten Prüderie, doch feindlich allem Uebertriebenen, allem Gemeinen." Hören wir also ihr männlich scharfes Urtheil: „Der höchste Idealismus, verbunden mit einem gesunden Realismus, der die Dinge als das bezeichnet, was sie sind, ist der einzig richtige Pfad, auf dem unsere Literatur wandeln sollte. Wahrheit, Wahrheit über alles im Gefühl, im Gedanken, in der Schilderung und in der Handlung. Doch nieder mit denen, welche die Wahrheit nur im Schmuze zu finden glauben, sie sind noch weit verderblicher, als die unklaren Gefühlsduseler; besser noch eine gefällige Unwahrscheinlichkeit als eine nackte, schamlos daherwandelnde Gemeinheit, selbst wenn sie geistreich gegeben und zur Aesthetik des Häßlichen erhoben wird." Eine geistreich gegebene und zur Aesthetik des Häßlichen erhobene Gemeinheit — das verstehe, wer kann! Eine blutige Ironie ist es, daß dieser Roman, in dem so kühn der Schlachtruf: Wahrheit, Wahrheit über alles! erhoben wird, im wesentlichen so unwahr wie möglich ist. Greifen wir auch dafür aufs gerathewohl ein Beispiel heraus. Bernhard Stojentin, der Träumer, kann es nicht zu dem ersehnten Erfolge bringen und wird dem Abgrunde mehr und mehr zugetrieben. Sein schließlicher Untergang erfolgt dadurch, daß ein Lustspiel aus seiner Feder, das er seinem Bekannten Dagobert von Folleck verkauft, unter dessen Namen aufgeführt wird und einen glänzenden Erfolg hat. Aus Verzweiflung darüber stirbt Bernhard. Das soll Wahrheit sein? Müßte er nicht vielmehr, nachdem er gesehen, daß eins seiner Werke solchen Erfolg gehabt, daraus den Ansporn gewinnen zu neuem Schaffen, wenn anders er Talent hat, oder wenn er keins hat, ist es glaublich, daß ein Werk von ihm auch unter fremdem Namen so beifällig aufgenommen wird? Und solche Unwahrscheinlichkeiten finden sich in jedem Kapitel. Das ganze Buch erhebt sich nirgends über das Niveau mittelmäßigster Tagesschriftstellerei und es würde sich überhaupt nicht lohnen, sich auch nur so weit mit ihm zu beschäftigen, als es hier geschehen, wenn es nicht des Stoffs wegen wäre. Die deutschen Schriftsteller sind heutzutage nicht auf Rosen gebettet; sie können wenigstens verlangen, daß jemand, der sich zu ihrer Gilde gezählt wissen will, nicht in Romanform so unsinnige Anschauungen über sie unter dem Publikum verbreitet, wie es hier geschieht. „Ein Träumer" ist — um im Stil des Autors zu reden — ein Pfad, auf dem Herr von Zedtwitz nicht wieder wandeln sollte.

Da läßt man sich „Die eiserne Maske" von F. Poths-Wigner (Nr. 2) eher gefallen. Das ist wenigstens ein Roman, der ohne hohe Ansprüche auftritt und weiter nichts sein will, als spannende Unterhaltungslektüre. Er erfüllt vollkommen, was er verspricht. Die Socialdemokratie, ein internationaler Geheimbund und derlei mehr moderne Dinge sind geschickt hineinverwoben. Die Erzählung nimmt uns in flottem Fluß mit fort und die rasche Folge der Ereignisse läßt uns nicht Zeit darüber nachzudenken, ob der Autor bei der Schilderung seiner Charaktere auch den Forderungen der Psychologie gerecht wird. Jedenfalls weiß er recht fesselnd zu plaudern und man langweilt sich nicht in seiner Gesellschaft.

„Der Telamone" von Fedor von Zobeltitz (Nr. 3) gehört zu dem besten, was uns in der Romanliteratur in den letzten Jahren in die Hände gekommen ist und zeigt uns den Verfasser auf einer Höhe, von der er in „Karadinisa" und selbst in „Flittergold" noch ziemlich entfernt war. Die Fabel ist gut erfunden und bewegt sich auf einem Stoffgebiet, das noch wenig behandelt ist, die Ereignisse sind nicht nur zeitlich aneinandergereiht, sondern im engsten Zusammenhange mit ihnen steht die geistige und moralische Entwickelung des Helden zum gereiften, in sich gefesteten Manne; die Charaktere sind anschaulich, plastisch herausgearbeitet und lebenswahr, wie denn überhaupt das ganze Buch bekundet, daß Zobeltitz mit Erfolg bemüht gewesen ist, wahr und natürlich zu sein, ohne in naturalistische Excentricitäten zu verfallen. Wenn wir eine kleine Ausstellung machen sollen, so ist es die, daß die mit dem Artistenjargon nicht vertrauten Leser, und das ist doch wol die größere Mehrzahl, ein wenig spät erfahren, was der Titel des Buchs bedeutet. Erst auf S. 383 lesen wir:

Telamonen sind männliche Statuen von Giganten, die auf ihren Schultern, dem Nacken oder den emporgehaltenen Händen schwere Lasten, in der Architektur meistens Bogen und Balkone, tragen und, freistehend, die Säulen ersetzen. . . . Die „Telamonennummer" der Artisten beginnt damit, daß die sich Producirenden zunächst ein paar eiserne Kugeln, die dicht hinter ihren Füßen liegen, mit den Absätzen rückwärts in die Luft schleudern und sie dann mit dem Nacken oder mit den Händen wieder auffangen. In dieser Pose, die dem architektonischen Urbild der Telamonen und Karyatiden ähnelt, bleiben sie einige Secunden stehen, bis die Prodnction wiederholt wird, oder wechselt.

Und noch 100 Seiten weiter wird erst die Beziehung dieses Namens zu dem Helden und seinem Geschick angedeutet:

Wir sind allesammt Telamonen und Karyatiden, aber nur der Schwache und Geschicklose bricht unter der Last zusammen, die das Schicksal uns auf die Schultern häuft.

Fritz Fiedler, der Kantorsjunge von Klein-Busedow, der Held des Romans, gehört nicht zu den Schwachen und Geschicklosen. Von dem Augenblick an, wo wir den Knaben am Todtenbett seiner Aeltern kennen lernen, bis zu dem Moment, wo wir von ihm als glücklichem Bräutigam Abschied nehmen, macht er ruhig seinen Weg, ohne sich vom Schicksal bengen zu lassen, so bunte und verworrene Pfade es ihn auch führt. Als Groom im Rennstall des Grafen Kölpin, als Athlet und Herenles, als plötzlich entdeckter Heldentenor, immer bleibt er gesund an Leib und Seele, läßt den Kopf im Unglück nicht hängen und hebt ihn im Glück nicht in die Wolken, eine echte deutsche Kernnatur, trotz seiner Schwächen. So folgt ihm der Leser denn mit aufrichtigem Interesse auf seinem

Lebensgange, um so mehr, da die Leute, mit denen er auf ihm zusammentrifft, durchweg interessant und individuell sind. Wie schon die Bezeichnung „ein Artistenroman" andeutet, nimmt die Schilderung des Artistenlebens mit seiner Freude und seinem Leid, seinen Erfolgen und Intriguen, in dem Buche den breitesten Raum ein. Mag sein, daß Zobeltitz die Anregung dazu aus Goncourt's „Gebrüder Zemganno" geschöpft hat, jedenfalls hat er sie auf seine eigene Art genützt, sodaß von einer Nachahmung nicht die Rede sein kann. Wenn nur alle, die ihre Anregungen von den Franzosen empfangen, so selbständig darauf reagirten — wir könnten damit wohl zufrieden sein. Der Verlag hat ein übriges thun wollen, indem er dem vortrefflichen Buche 77 Textillustrationen mitgab. Leider war der Liebe Müh umsonst: die Zeichnungen von Friedrich Stahl scheinen sehr hübsch gewesen zu sein, aber die Reproductionen sind meist verunglückt und wirken nicht sehr erfreulich.

Willy Pastor's „Abendschatten" (Nr. 4) gehört zu den Büchern, die keine Existenzberechtigung haben. Um mit einem Buche vor das Publikum treten zu können, vereinigt der Verfasser in einem schmächtigen Bändchen drei Novelletten, eine biblische Phantasie, eine Parabel und ein landschaftliches Stimmungsbild. Eine derartige Zusammenstellung erinnert den Leser unwillkürlich an die Markendorff'schen Frühstückskörbe, in denen sich ein Fäßchen Caviar, eine Büchse Oelsardinen, eine geräucherte Gänsebrust, eine braunschweiger Leberwurst und ein Topf Orangenmarmelade traulich vereint finden. Was auf culinarischem Gebiete erlaubt ist, ist es darum doch nicht auch auf literarischem! Diese immer mehr um sich greifende Unsitte, ein Buch um jeden Preis zusammenzustellen, auch aus den heterogensten Bestandtheilen, beweist einen entschiedenen Mangel an Geschmack und kann nicht scharf genug zurückgewiesen werden. Wenn solch ein Allerlei geschmackvoll und appetitreizend servirt wird, könnte man ja zur Noth ein Auge zudrücken, aber nicht einmal das ist bei Pastor der Fall. Ohne Frage haben wir es in ihm mit einem sehr gebildeten, klugen Manne zu thun, doch

haben alle Götter sich versammelt,
Geschenke seiner Wiege darzubringen,
Die Grazien sind leider ausgeblieben:

die Gabe, interessant zu erzählen, den Leser zu fesseln, ist ihm versagt geblieben, und sie ist doch das erste Erforderniß für denjenigen, welcher auf dem Gebiete der short story etwas leisten will. Denn dabei kommt es gar nicht so sehr auf den Inhalt an; dafür genügt, wie A. F. Schönbach in seinen Aufsätzen „über die amerikanische Romandichtung der Gegenwart" sehr richtig betont „ein kleines, realistisches Lebensbild, ein Ausschnitt aus einem wirklichen Stück Leben, ein einzelner, oft an sich unbedeutender Vorfall, oft wiederum nur eine mit etlichen Figuren staffirte Landschaft", aber dieses Nichts wollen wir stimmungsvoll dargestellt sehen, der Stil muß Farbe haben, muß vollsaftig sein, dem gewählten Gegenstand durchaus entsprechen. Wer diese Kleinigkeiten im glatten, conventionellen Leitartikelton oder gar im Stil eines philosophischen Leitfadens vorträgt, hat schon von vornherein verspielt, und das ist bei Pastor der Fall. Er erzählt seine Sache trocken und glatt herunter, von Stimmung ist keine Spur vorhanden. Eine Ausnahme macht die kleine tragische Skizze „Der Einsame"; da hat der Autor verstanden, Stimmung hineinzulegen und infolge dessen verfehlt sie auch ihre Wirkung auf den Leser nicht. Schließlich möge noch ein Irrthum Pastor's berichtigt werden. In „Fata Morgana" läßt er als etwas Unerhörtes den Baumeister Frank eine Brücke mit einem Bogen von 50 Meter Spannweite bauen, die noch dazu bei der Probebelastung zusammenbricht. Ein Brückenbogen von 50 Meter Spannweite ist nichts Außergewöhnliches. Die Bogenbrücke über den Duero bei Porto z. B. (erbaut 1881—85) hat 172 Meter Spannweite. Wenn also dem Baumeister Frank seine Brücke mit 50 Meter Spannung bei der Probebelastung zusammenstürzt und ihn unter den Trümmern begräbt, so beweist das nur, daß er nicht der geniale Architekt ist, für den wir ihn nach Herrn Pastor halten sollen.

Ganz anders lautet unser Urtheil über Arthur Holitscher, der in seinen „Leidenden Menschen" (Nr. 5), wenn wir nicht irren, zum ersten male mit einem Buche auf den Plan tritt. In ihm dürfen wir ein entschiedenes Talent begrüßen. Er schreibt flott und fesselnd und seine kleinen Geschichtchen haben in hohem Maße das, was Pastor abgeht, Stimmung, einheitliche, Sinn und Gemüth des Lesers in ihren Bann zwingende Stimmung. Und auch das darf man betonen, daß die sechs Novelletten, welche das Bändchen füllen, auf einen einheitlichen Grundton gestimmt sind, trotz der verschiedenen Scenerie, in der sie sich abspielen, und daß somit der Eindruck, den man von dem Buche mit fortnimmt, durchaus einheitlich und in sich geschlossen ist. Und so darf man wol der Hoffnung Ausdruck geben, daß Holitscher in seiner weitern Entwickelung vollbefriedigende Werke schaffen wird. Daß ihm dies mit den „Leidenden Menschen" noch nicht geglückt ist, liegt daran, daß der offenbar noch sehr junge Autor sich nicht klar gemacht hat, daß man meist zu wenig thut, wenn man zu viel thun will. Durch das Ausspielen der höchsten Trümpfe auf dem Gebiete des physisch und des moralisch Häßlichen erweckt man nicht mehr Mitgefühl, sondern Widerwillen. Das ist es, was wir ihm zum Vorwurf machen, nicht das Stoffgebiet überhaupt, dem er, ganz in den Bahnen der Modernen wandelnd, seine Motive entnimmt. Warum sollte ein Dichter uns nicht auch leidende, an Körper oder an Geist kranke Menschen vorführen, aber mit direct Ekel erregenden Dingen möchten wir verschont sein. Und eine Novellette wie die „Venus von Milo" wirkt schlechthin Ekel erregend. Holitscher will darin den Satz beweisen: „Es ist eine glückliche Ehe, eine Liebesehe («Liebes» unterstrichen!) ohne geschlechtlichen Verkehr der Gatten möglich." Sein Held, ein junger lebfrischer Assistenzarzt einer wiener Klinik, und seine Gattin,

eine russische Gräfin, befinden sich infolge einer Krankheit der Frau in der eben genannten Lage und der Arzt bleibt ihr treu bis über ihren Tod hinaus. Und das ist nach Holitscher ein Stoff für einen „psychologischen Roman par excellence", von dem er sogar meint: „Er würde Aufsehen erregen durch die Romantik, die durch ihn geht!" Eine derartige Verirrung ist um so mehr zu beklagen, als der Ton, in dem der Autor uns dieses widerliche Thema vorträgt, von Cynismus und Frivolität sich durchaus frei hält; sie ist nur zu erklären durch die Sucht, originell zu sein um jeden Preis, selbst auf Kosten des Geschmacks und des Schamgefühls. Moralisch widrig wirkt eine andere Novellette, „Ein Wiedersehn", eine Ich-Erzählung. Der Erzähler hat vor Jahren von einem Mädchen, das er liebte und das ihn wieder liebte, in einem Augenblick der Leidenschaft das Höchste gefordert, was die Liebe gewähren kann. Sie hat ihn mit Abscheu zurückgewiesen und später einen andern, einen kranken Mann geheirathet, an dessen Seite das blühende Weib sich unbefriedigt fühlt. Während des Faschings sehen die beiden, deren Liebe zueinander nie erloschen ist, sich wieder. Eine Ohnmachtsanwandlung, welche die Frau plötzlich überfällt, gibt ihm erwünschte Gelegenheit, sich ihr dienstbar zu zeigen und im Verfolg ihr durch heiße Liebesschwüre die Sinne zu berauschen. Sie folgt ihm in seine Wohnung; das Weitere brauchen wir nicht erst anzudeuten; aber die Reue überkommt sie und sie nimmt ihm das Versprechen ab, sie nie wiedersehen zu wollen. „Ich aber verneigte mich stumm und ging. Nach einigen Schritten blieb ich stehen und blickte auf das Schiff zurück. Da stand am Kiel eine regungslose Frauengestalt und ich fühlte, daß sie mich anblickte. Aber ich wandte mich gegen die Stadt und schritt ruhig und langsam dem Corso zu. Und da klärte es sich und stand fest in mir — daß ich es überwunden hatte —." Eine nette Art, zu überwinden, nach dem Fall, im moralischen Katzenjammer! Diese Art, sich selbst zu bezwingen, ist es nicht, die Herder über den Löwensieg und die Weltbezwingung stellt. Es ist jammerschade, daß ein so entschiedenes Talent solche Irrwege wandelt.

Karl Müller-Rastatt.

Lyrik.

1. Menschliche Tragödie. Gedichtbuch der Gegenwart von Max Apfelstaedt, Arnold Garde, Hermann Löns, Peter Merwin, Valentin Traudt und Julius Vanselow. Herausgegeben von Arnold Garde. Dresden, Pierson. 1892. 8. 2 M.
2. Gedichte von J. G. Oswald. Dresden, Pierson. 1892. 8. 1 M.
3. Gedichte von E. von Dincklage. Paderborn, Schöningh. 1892. 8. 1 M. 40 Pf.

Sechs Dichter haben sich zusammengefunden, sechs noch junge Dichter, um ein Gedichtbuch unter dem Titel „Menschliche Tragödie" (Nr. 1) herauszugeben. Sie nennen es „Gedichtbuch der Gegenwart", wie die Modernen bekanntlich als lebensfähig und berechtigt nur gelten lassen, was in ihrem Geiste geschaffen ist. Nun, über diesen Anspruch wird die Zukunft zu entscheiden haben. Wir Menschen der Gegenwart, die an das neue Heil oder Unheil nicht glauben, können es nur beklagen, wenn die Jugend, sonst zu allen Zeiten glückselig befähigt, das Gute in der Welt zu sehen, das Ueble zu übersehen, und ebendeshalb so lebensfroh und strebensfreudig, jetzt so vielfach einem absolut unfruchtbaren Pessimismus anheimgefallen scheint. Es ist im einzelnen Falle schwer zu entscheiden, welchen Antheil die Modephilosophie an dieser traurigen Erscheinung hat, welchen unverschuldetes Unglück, wie angeborene Nervenzerrüttung, und welchen eigenes Verschulden, mit dem ja mancher Modedichter geradezu kokettirt. Manche Gedichte aus diesem Kreise klingen gar bedenklich nach moralischem Katzenjammer, der die Kehrseite der Dirnenpoesie sein dürfte, die sie ja so vielfach pflegen. Leider fehlt sie auch in der „Menschlichen Tragödie" nicht ganz und gerade einer der gediegensten von den sechs Dichtern hat ein widerwärtiges Gedicht beigesteuert, in dem eine schwindsüchtige Dirne die Hauptperson ist.

Von den sechs Dichtern ist der letztere inzwischen gestorben. Er war begabt, wie es auch die andern fünf sind, allerdings in verschiedenem Grade. Was der Poesie des Elends allein Berechtigung und Werth geben kann, das ist die Ehrlichkeit der Ueberzeugung und die Wärme des Mitgefühls. Beides tritt bei Hermann Löns stark hervor. Wenn er uns im „Trunkenbold" einen unschuldig Verurtheilten vorführt, der nach mehrjähriger Zuchthaushaft ohne Entschädigung in die Welt hinausgestoßen zu Grunde geht, so weist er damit auf eine Sache hin, die man einst ebenso wenig begreifen wird, wie wir die Hexenprocesse begreifen. Und wenn er den reichen arbeitscheuen Genußmenschen als „das Sonntagskind" verhöhnt, so kann man sich der Kraft und Sicherheit nur freuen, mit der ein ehrlich überzeugter Mann die satirische Geißel schwingt. Schade, daß gerade Löns der Dichter jenes obenerwähnten formvollendeten und doch widerwärtigen Gedichts ist. Es ist „Opium" überschrieben. Auch Peter Merwin sieht das wirkliche Elend mit einem Blick voll Theilnahme und findet echte Töne des Mitleids wie des Zorns. Auch Valentin Traudt läßt man sich gern gefallen, wenn er sein kraftvolles: „Ich kämpfe fort" in die Welt hinausschmettert. Manchmal möchte man ihm freilich, und zwar nicht mit Mephistopheliſchen Hintergedanken, zurufen:

Hör' auf, mit deinem Gram zu spielen,
Der wie ein Geier dir am Leben frißt.

Dagegen kann die Mahnung Garde's, der räth, keinen

Genuß zu versäumen und wenn Leid und Reue das Leben umnachten, es unbekümmert abzuwerfen, nur damit entschuldigt zu werden, daß sie der Ausdruck einer Stimmung, nicht einer Gesinnung ist. Und endlich Max Apfelstaedt, der am meisten an die münchener Jüngsten erinnert. Von ihm wüßte ich kein Gedicht zu loben. Er läßt die „Modernen" sich rühmen:

Wir sind ein wildes Titanengeschlecht,
Unser Los ist Drängen und Stürmen
Und zermalmt zu werden vom Riesengewicht
Der Massen, welche wir thürmen.
Mit den blutigen Leibern düngen wir
Den Boden der Muttererde,
Damit dereinst ihr steiniger Schoß
Locker und fruchtbar werde.
Damit sie grünen und blühen kann
Und duften in allen Zonen — —
Und unser Lohn ist, wenn auf ihr
Beglückte Menschen wohnen.

Da klingt ja wirklich noch etwas, ist aber, genau besehen, leere Großsprecherei.

Sehr kurz kann ich mich bei den „Gedichten" von J. G. Oswald (Nr. 2) fassen. Als ich die ersten von ihnen las, bezweifelte ich, daß der Verfasser überhaupt ein Dichter sei und auch als Reimer war er mir bedenklich, mit seinem „Gemisch — sich", „frisch — dich — mich". Nachher aber kamen ein paar gute Gedichte, die jeden Zweifel an der dichterischen Begabung des Mannes verscheuchen. Ich nenne den Herbstgesang, der beginnt:

Herbst, du kündest leise dich
Auf den Bergen, im Gefild,
Bleiche Nebel breiten sich
Auf das farbenreiche Bild.
Weiß nicht, ob ich freudenvoll
Preisen deine reife Schöne,
Oder sorgenschwere Töne
In die Lüfte senden soll.
Vor der Sonne Strahlengold
Lichtet sich der Nebelflor,
Und die Erde lächelt hold,
Wie ein schönes Weib empor,
Läßt den Sonnengott sich still
Ihrer Reize noch erfreuen,
Schleierlos, den Ungetreuen,
Der von ihr sich wenden will.

Sehr gefällt mir auch „Wanderlust", „Dämonen" und eine Anzahl anderer lyrischer Gedichte.

Emmy von Dincklage hat ihr Porträt ihrem Buche (Nr. 3) vorangeschickt und ein zweites, nicht minder sympathisches, und dabei noch sprechenderes in ihren Gedichten selbst gegeben. Sie ist eine ganze, reich ausgestaltete Persönlichkeit, durch Thätigkeit, Menschenfreundlichkeit, Liebe und Treue an die Erde und an ihre Brüder und Schwestern geknüpft, und durch einen reinen und schlichten Glauben mit einer jenseitigen Welt verbunden. So erinnert sie an ihre große Landsmännin, die erste unter den deutschen Dichterinnen, an Annette Freiin von Droste-Hülshof, deren Fülle und Kraft sie ja freilich nicht erreicht. Ihre Sinnigkeit zeigt sich in eigenartigen Bildern.

Mein Herz, das ist die Scherbe,
Ein nutzlos, armes Ding,
Wenn sie die Wunderblüte,
Der Liebe nicht umfing —

heißt es in einem Gedicht und in einem andern gibt ihr die Blume der Calla ein köstliches Symbol.

Auch sie hat einst das Glück gefunden, aber sie hat es nicht halten können:

Der Wald, dem ich gesungen meine Lieder,
Er singt sie leise mit dem Echo wieder,
Und auch der Bach, der meinen Sang belauscht,
Hat wiederum mir liebevoll gerauscht.
Du aber, du, der all mein Denken theilte,
In dessen Hand so oft die meine weilte,
Den meine Thränen, den mein Lächeln riefen,
Den ich geliebt aus meiner Seelen Tiefen,
Du aber, du, dich fragt mein trüber Blick,
O sag' es mir, was gabst du mir zurück?
Ach, lange Schmerzen für ein kurzes Glück.

Desto herzlichere Liebestöne findet sie aber für Kinder und jüngere Freundinnen. Die Gedichte „An Agnes", „An Anna Lene" und „Vier Augen", sie athmen eine wunderbare Zartheit und Innigkeit. Und wie kraftvoll tönt es, wenn sie den Ernst des Lebens oder den Ernst des Sterbens singt! „Menschenblumen" ist ein würdiger Nachklang des neunzigsten Psalms. Die Worte

Der Mensch vergeht wie Gras und Spreu,
Es zieht des Windes Hauch vorbei,

wiederholen sich nach jeder Strophe, aber jedes mal mit zwei andern Zeilen. Tief sinnt sie den „Lebensfragen" nach, aber sie verirrt sich nicht in ihrem Labyrinthe. Ein kindliches Gottvertrauen, verbunden mit dem Vollgefühle sittlicher Verantwortung, ist ihr Licht und Trost. Dunkel bis zur Unverständlichkeit ist „Madonna zu Grätz", und „Der Erbe" ohne Geld, der durch den Ahnensaal schreitend sich vor den Bildern seiner ritterlichen Urväter entschließt, um „seiner Väter Dach zu retten", des Krämers Tochter zum Weibe zu nehmen, erweckt in bürgerlichen Gemüthern eher Spott als Mitgefühl. Sonst enthält das Buch fast nichts Verfehltes. Die Sprache ist edel und fast immer rein, nur jenes „den meine Thränen, den mein Lächeln riefen" dürfte sich kaum rechtfertigen lassen. Der Reim „Thränen — kämen" ist zum Glück ein Unicum.

Adolf Brieger.

Feuilleton.

Der Verfasser des Buchs „Der Große Kurfürst und Moritz von Nassau, der Brasilianer. Studien zur brandenburgischen und holländischen Kunstgeschichte von Georg Galland“ (Frankfurt a. M., H. Keller, 1893. Gr. 8. 4 M.) hat sich durch die vor zwei Jahren erschienene Geschichte der holländischen Baukunst und Bildnerei als erster Kenner des genannten Gebiets erwiesen. Bei seinen Studien für dieses größere Werk ist er den Spuren holländischer Künstler auch außerhalb ihres Vaterlands nachgegangen und hat zu diesem Zweck die Archive eingehend untersucht. Was er hier bietet, sind die Ergebnisse seiner Forschungen, die den Staat des Großen Kurfürsten betreffen; „eine Sammlung von Studien“, kein zusammenhängendes Ganzes. Im ersten Abschnitte, „der Große Kurfürst und Holland“ betitelt, stellt Galland den Statthalter in Cleve, Johann Moritz von Nassau, als den hin, der zuerst den Strom der holländischen Intelligenz nach Brandenburg gelenkt und in Sachen der Kunst seinen kurfürstlichen Herrn berathen habe. Schon ehe er nach Cleve berufen wurde, hatte Johann Moritz eine Culturmission erfüllt, als er sich im Auftrage der westindischen Handelsgesellschaft in den Jahren 1636—44 als Gouverneur in Brasilien aufhielt. Die aus dem fernen Erdtheile heimgebrachten wissenschaftlichen Sammlungen stellte er dann in seinem neuerbauten Palaste im Haag auf, in dem sogenannten „Moritz-Haus“, welches jetzt die königliche Gemäldegalerie beherbergt. Was der „Brasilianer“ seit dem Jahre 1647 in Cleve in künstlerischer Hinsicht geschaffen hat, beleuchtet Galland in einer zweiten Abhandlung, um dann auf eine Schöpfung desselben Fürsten näher einzugehen, die im entgegengesetzten, östlichen Theile der brandenburgischen Staaten gelegen ist. Als Johann Moritz 1652 zum Herrenmeister des Johanniter-Ordens ernannt war, ging er daran, das Ordensschloß Sonnenburg durch holländische Bauhandwerker neu zu errichten. An anderer Stelle wird der Kunstunterricht am Hofe des Großen Kurfürsten behandelt. Wir erfahren, welchen großen Werth dieser Fürst darauf legte, daß die Prinzen von tüchtigen Lehrern im Zeichnen und Radiren unterrichtet wurden. Die Zeichenhefte des Kurprinzen Karl Emil und des spätern Königs Friedrich I. haben sich noch erhalten und bekunden, mit welcher Sorgfalt der Unterricht geleitet wurde. Ueber die charakteristische Jugendstatue des Großen Kurfürsten, welche sich früher im Charlottenburger Schloßpark befand und jetzt im berliner Schloß Aufstellung gefunden hat, ist von Galland schon einmal in der „Zeitschrift für Bildende Kunst“ (Neue Folge II, 1890) berichtet worden. Er hält sie, gestützt auf überzeugendes Actenmaterial, für ein Werk von Franz Dusard, 1651 bei dem Künstler von der Kurfürstin Luise Henriette in Auftrag gegeben. Auch in den vier Marmorfiguren der oranischen Statthalter im potsdamer Stadtschlosse und in acht verwitterten Büsten, die sich im Park von Sanssouci befinden, erkennt der Verfasser die Hand Franz Dusard's. Ueberall macht sich der Mangel an Abbildungen unangenehm bemerkbar. Wo es sich um stilkritische Untersuchungen handelt, verlangt der Leser eines kunstgeschichtlichen Werks, Anschauungsmaterial vor Augen zu haben, da ohne ein solches das Verständniß in hohem Maße erschwert wird, und man nur mit Mühe den Untersuchungen des Autors folgen kann. Im Anhange ist in dankenswerther Weise der Versuch gemacht worden, F. Nicolai's Künstlernachrichten, soweit sie sich auf die Regierungsperiode des Großen Kurfürsten beziehen, chronologisch zu ordnen und mit Anmerkungen zu versehen, in denen der Verfasser interessante Nachträge und Berichtigungen den einzelnen Biographien hinzufügt.

— Das vierte Heft des „Repertoriums für Kunstwissenschaft“, dessen Herausgeber Hubert Janitschek kürzlich einer rastlosen und erfolgreichen wissenschaftlichen Thätigkeit entrissen worden ist, bringt zunächst eine Untersuchung von A. Schmarsow über die Wandmalereien der Cappella dell'assunta im Dom zu Prato, in der Domenico Veneziano als Urheber der Malereien nachgewiesen wird. Wilhelm Vöge beschäftigt sich mit der mindener Bilderhandschriftengruppe als einer selbständigen Miniatorenschule. Kleinere Aufsätze betreffen den Meister E S (A. von Wurzbach) und die Anfänge des romanischen Baustils (G. Dehio). Von den „Berichten“ sei die Besprechung der Winterausstellung von Werken alter Meister in London 1893 erwähnt (F. J. Schmitt) und von den Recensionen W. von Seidlitzens ausführliche Kritik von Ivan Lermolieff's „Kunstkritischen Studien“, Band 3.

— Ein ausgezeichnetes Hülfsmittel für alle, denen die kunstgeschichtlichen Studien am Herzen liegen, ist von Amsler und Ruthardt (Berlin) in einem „Verzeichniß von Photographien nach Werken der Malerei bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts“ veröffentlicht worden. Das chronologisch angeordnete Verzeichniß, von dem bisher zwei Lieferungen erschienen, führt alle Werke der Malerei auf, soweit sie in guten photographischen Reproductionen zugänglich sind. Da außerdem bei jedem Blatte der Verkaufspreis notirt worden ist, hat das Werk um so höhern praktischen Werth. Vor allem aber ist dieser Katalog überaus übersichtlich angelegt und ist so vollständig wie nur möglich. Bei Werken, über deren Urheber Zweifel obwalten, ist jedesmal auf die neueste kunstwissenschaftliche Forschung hingewiesen. In den Händen der Kunsthistoriker ist es ein unentbehrliches Nachschlagebuch, das wir auf das Wärmste empfehlen.

— Richard Muther's groß angelegte „Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert“ (München, Hirt) ist bis zur vierten Lieferung gediehen. Die weitgehende Kennerschaft des Autors, die Originalität in der Disposition des ungeheuren Materials und die Gewandtheit der schriftlichen Darstellung, im Bunde mit einer reichen und durchaus wohlgewählten Illustration, machen dieses neueste Werk des Hirth'schen Kunstverlags zu einem ebenso nützlichen wie lesenswerthen Buche. Namentlich muß die Weite des Standpunktes rühmend hervorgehoben werden, denn Muther weiß den so verschiedenartigen Erscheinungen aller europäischen Culturvölker gerecht zu werden. Er nimmt eine internationale Stellung ein und zeigt sich in seiner Kritik als ein durchaus modern empfindender Kunstfreund, den die Frage nach der künstlerischen Qualität in erster Linie für die Beurtheilung des Erreichten beschäftigt. Dabei hat ihn ein genaues Studium der gesammten modernen Kunstliteratur, deren Spuren der Kundige auf Schritt und Tritt begegnet, vor allzu subjectiver Geschichtsfärbung bewahrt. Wir behalten es uns vor, in einem ausführlichern Aufsatz auf einige Punkte, die mir einer Revision bedürftig scheinen, nach Vollendung des Werks zurückzukommen, und begnügen uns einstweilen, Muther's Geschichtswerk als eine Arbeit zu empfehlen, die besser als irgendeine andere geeignet ist, in das Verständniß der modernen Kunstströmungen einzuführen. Die Erzählungsweise, die auch bei der Behandlung kunstarger Epochen nichts an ihrer Leichtigkeit und zuweilen etwas burschikosen Pikanterie einbüßt, wird nach dem so oft vernommenen Tone doctrinärer Schwerfälligkeit von vielen als ein besonderes Verdienst empfunden werden.

— Ein Schriftchen über die Fabel veröffentlicht der Dichter Otto Weddigen unter dem Titel: „Das Wesen und die Theorie der Fabel und ihre Hauptvertreter in Deutschland“ (Leipzig, Renger, 1893). Auf 36 kleinen Seiten soll alles das geboten werden, was der Titel verspricht. Man darf wol sagen, daß Lessing's Fabeltheorie schon ernster und gründlicher erörtert worden ist als hier. Wer sich über diesen Gegenstand orientiren will, wird besser thun, sich an Lessing selbst zu wenden: er wird sich aus dessen klarer

und doch knapper Darstellung leichter ein Bild seiner Anschauungen machen können als aus den abgerissenen Sätzen, die Weddigen gibt. Eine Vergleichung der Lessing'schen und der Grimm'schen Theorie ist zudem unnütz, da Lessing von der Fabel im eigentlichen Sinne handelt, Grimm aber beständig Thierfabel und Thierepos vermischt und fast ausschließlich auf letzteres zielt. Ebenso zwecklos erscheint die dürre — und noch dazu unvollständige — Aufzählung der deutschen Fabeldichter, unter denen selbstverständlich des Verfassers Bescheidenheit nicht fehlt, die sich auch anderwärts mehr oder weniger versteckt bemerkbar macht. Und was soll vollends in dem Schriftchen die gänzlich unmotivirte Aufzählung seiner frühern Werke und der Monolog über das „weise Schicksal"? Die Welt hätte nichts verloren, wenn das Schriftchen ungeschrieben oder wenigstens ungedruckt geblieben wäre.

— Im Verlage von Duncker u. Humblot (Leipzig 1893) ist eine Monographie erschienen: „Arminius. Auf Grund der Quellen dargestellt von Otto Kemmer." Der Verfasser will eine quellenmäßige und zugleich populäre Biographie des Arminius geben; dabei weiß man freilich nicht recht, für wen das Schriftchen eigentlich verfaßt ist: für den Fachmann fehlt eine wirklich wissenschaftliche Erörterung der Streitfragen, für den Laien aber sind die lateinischen und griechischen Citate unverständlich und also überflüssig. Der eigenthümliche Doppelcharakter des Schriftchens zeigt sich schon in der Anführung der Literatur: da wird neben Ranke's „Weltgeschichte", Mommsen's „Römischer Geschichte", neben Dahn, Möllenhoff, Hertzberg, Kaufmann, Nitzsch, Höfer u. a. genannt Stacke's „Deutsche Geschichte", dagegen weggelassen Knocke; da werden landläufige Daten aus dem Leben des Dio Cassius, Tacitus u. s. w. gegeben und mitgetheilt, daß die Germania eine für unsere Kenntniß der germanischen Urzeit überaus wichtige Beschreibung des damaligen Deutschlands gebe, und daß von den Annalen die und die Bücher erhalten seien. Die Darstellung selbst ist durchaus anziehend und gewandt, verräth aber eben immer die erwähnte Doppelnatur. Eine wirkliche Biographie des Arminius ist bei der Dürftigkeit unserer Quellen unmöglich, trotzdem möchte der Verfasser eine solche geben. Er betitelt also einen Abschnitt „Arminius' Jugend"; darüber wissen wir nun aber so gut wie nichts, so bietet denn der Verfasser hier unter Abdruck der Quellenstellen in Anmerkungen die Schilderung, die Tacitus von dem häuslichen Leben, den wirthschaftlichen Verhältnissen, den Sitten u. s. w. der Germanen gibt: für den Fachmann ist diese ganze, durchaus nicht tiefer etwa auf Streitpunkte eingehende Schilderung, für den Laien sind die Quellenstellen überflüssig. Am interessantesten ist die Darstellung der Varusschlacht: hier weicht der Verfasser von der üblichen Erzählung ab und gibt im Anschluß an Ranke den Berichten des Vallejus und Florus den Vorzug. Er weiß aus einer Fülle einzelner Notizen eine sehr anschauliche Schilderung der Schlacht zu geben. In dieser Combinirung von Einzelheiten zu einem Gesammtbilde liegt überhaupt die Stärke des Verfassers, und deshalb möchten wir die Lektüre des Schriftchens doch beiden Kreisen, für die es bestimmt ist, empfehlen.

— Es ist ein durchaus berechtigtes Streben, eine lebhaftere und klarere Geschichtskenntniß dadurch zu vermitteln, daß man die ursprünglichen Quellen immer weitern Kreisen zugänglich macht. Von diesem Streben geleitet hat Theodor Flathe „Deutsche Reden" als „Denkmäler zur vaterländischen Geschichte des 19. Jahrhunderts" herausgegeben. Der erste Halbband, der uns vorliegt (Leipzig, F. W. von Biedermann, 1893), reicht von 1808 bis 1847. Die Sammlung soll Reden enthalten, die zu der nationalen Entwickelung des deutschen Volks in irgendwelcher Beziehung stehen; sie will „die Abwandlung der Anschauungen über unsere nationalen Verhältnisse, wie sie sich unter den Eindrücken wechselnder Zeitumstände gebildet haben, und damit auch die Kämpfe unserer Väter und Vorgänger um Güter des öffentlichen Lebens, welche die Gegenwart sich längst als unantastbaren Besitz zu betrachten gewöhnt hat, in einigen ihrer bedeutendsten Phasen wie in einem Spiegel und gleichsam als Momentphotographien zur Erscheinung bringen". In der That bietet die Lektüre dieser Reden der Besten unsers Volks einen eigenthümlichen Genuß; sie führen uns zurück in ihre Hoffnungen und Sorgen, ihre Kämpfe und Siege. Bei der Auswahl ist jeder Parteistandpunkt vermieden; es kommen die verschiedensten Ansichten zum Worte. Trotzdem wird gewiß, wie der Herausgeber selbst sagt, der eine dies Stück hinzu-, der andere jenes hinwegwünschen; aber im ganzen ist die Auswahl durchaus zweckentsprechend, wie man es von dem erfahrenen Kenner der Geschichte des 19. Jahrhunderts nicht anders erwarten kann. Das Werk soll in zwei Bänden (à 10 M.) erscheinen, kann aber auch in Lieferungen à 75 Pf. bezogen werden.

— Die Schrift des Oberst a. D. Hugo von Gizycki: „Zur Kritik des Spiritismus" (Berlin, Bibliographisches Bureau, 1893) ist eine allseitig besonnene Betrachtung des heikeln Gegenstands, der, um recht zu wirken, nur größere Ausführlichkeit zu wünschen wäre. Verfasser will zeigen, daß viele der behaupteten spiritistischen Thatsachen als solche anzuerkennen seien und bezüglich ihrer Erklärung „in der Verlängerungslinie der heute geltenden Naturgesetze" liegen. Die Geistertheorie wird mit exactester Zurückhaltung besprochen, als Quelle der Erscheinungen wird zunächst auf den Organismus der sogenannten Medien verwiesen. Als Hauptlockmittel, um die „Männer der Wissenschaft" dem verfemten Gebiete näher zu bringen, dient dem Verfasser eine Stelle aus Zschokke's Autobiographie, der die Gabe besaß, mittelst einer Art innern Gesichts den Lebensgang ihm gegenüber sitzender, unbekannter Personen zu enthüllen. Zschokke's Bericht sei einwandfrei, diese Fähigkeit auch sonst bezeugt; was sagt dazu, fragt der Verfasser, „die Wissenschaft"?

Bibliographie.

Bulthaupt, H., Shakespeare und der Naturalismus. Supplement zum 28. Band des Jahrbuchs der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Weimar, Huschke. Gr. 8. 1 M.

Cannee, O., Lieder. Dresden, Pierson. 12. 1 M.

Conrad, E. P., Still und bewegt. Ein Liederbuch. Straßburg i. E., Friedemann Nachfolger. 16. 80 Pf.

Geelka, Schwarz-Roth-Gold. Ein lyrisches Tagebuch. Straßburg i. E., Friedemann Nachfolger. Kl. 8. 1 M. 20 Pf.

Goldschmidt, J., Die deutsche Ballade. Leipzig, G. Fock. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Hahn, G., Waldelfe. Ein Sang aus dem Walde. Straßburg i. E., Friedemann Nachfolger. 16. 1 M.

Handbücher der Alten Geschichte. II. Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chaeroneia von Dr. G. Busolt. Band I: Bis zur Gründung des Peloponnesischen Bundes. Zweite Auflage. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 12 M.

Hülleſſem, K. v., Gnadenwege. Erzählungen und Skizzen. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 1 M.

Jansen, K., Heilsame Erinnerungen aus der Franzosenzeit. Kiel, Eckardt. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Joel, K., Die Zukunft der Philosophie. Antrittsvorlesung. Basel, Schwabe. 8. 50 Pf.

Kriege, die, Friedrichs des Großen. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. 1. Thl.: Der erste schlesische Krieg. 1740—1742. 2. und 3. Bd. Mit 20 Karten, Plänen und Skizzen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 21 M.

Leonhard, C., Gedichte. Dresden, Pierson. 12. 2 M.

Ottesen, M., Gerda. Eine norwegische Erzählung für junge Mädchen. Gotha, F. A. Perthes. 8. 2 M. 40 Pf.

Penias, J. G., Natur-Klänge. Poesie und Prosa. Dresden, Pierson. 12. 1 M. 50 Pf.

Richter, J., Uganda. Ein Blatt aus der Geschichte der evangelischen Mission und der Kolonialpolitik in Centralafrika. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 3 M.

Stoyck, J., Des fahrenden Spielmanns Lied und Leid! Gedichte. Dresden, Pierson. 12. 1 M.

Tautphoeus, J., Quitt. Roman in drei Bänden. Gotha, F. A. Perthes. 8. 10 M.

Wille, Napoleonische Bulletins. Eine Studie für Vaterlandsfreunde. Braunschweig, Gebr. Haering. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Witt, A., Ueber Renan's Leben und Charakter. Marburg, Ehrhardt. Gr. 8. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Dr. Fr. Wollny, **Historisch-psychologischer Tractat.** Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. Preis 5 M.

Dr. Fr. Wollny, **Ueber den Hypnotismus.** Nebst einem Anhange über die Todesstrafe nach neuem System. Preis 50 Pf.

Dr. Fr. Wollny, **In Sachen der Hypnose und Suggestion.** Ein Vademecum für Herrn Professor Wundt. Preis 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schopenhauer-Briefe.

Sammlung meist ungedruckter oder schwer zugänglicher

Briefe von, an und über Schopenhauer.

Mit Anmerkungen und biographischen Analekten herausgegeben von

Ludwig Schemann.

Nebst zwei Porträts Schopenhauer's von Ruhl und Lenbach.

8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Die in dieser Sammlung mitgetheilten Briefe liefern ein interessantes Charakterbild des berühmten Philosophen von seiner frühesten Jugend bis an sein Ende. Eine Einleitung und zahlreiche Notizen des Herausgebers dienen zur Erleichterung des Verständnisses. Die beigegebenen zwei Porträts Schopenhauer's werden hier zum ersten male veröffentlicht.

Das Werk ist ein neuer wichtiger Beitrag zur Schopenhauer-Literatur, unentbehrlich für alle Besitzer seiner Schriften.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Ursprung der Culturpflanzen.

Von

Alphonse de Candolle.

Uebersetzt von **Dr. Edmund Goeze.**

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 64. Band.)

Die nicht blos für Landwirthe und Botaniker, sondern auch für Geschichtsforscher und Philosophen wie für jeden Gebildeten wichtige Frage, in welchen Regionen der Erde unsere jetzigen Culturpflanzen wildwachsend auftraten, wird in diesem Werke bezüglich fast aller Arten beantwortet. Der vorliegenden deutschen Ausgabe fügte der Uebersetzer noch eine Reihe werthvoller Notizen hinzu, die ihm vom Verfasser zur Verfügung gestellt wurden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein Jahr meines Lebens. 1848—1849.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses Werk des berühmten österreichischen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers, sein Tagebuch aus ereignißvoller Zeit, hat durch die eingehende Schilderung des Aufstandes in Oberitalien, sowie der wiener Revolution von 1848 und der Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph's allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hypatia,

oder

Neue Feinde mit altem Gesicht.

Von

Charles Kingsley.

Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa.

Mit einem Vorwort von

Christian Karl Josias Bunsen.

Sechste Auflage.

Zwei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

In Kingsley's berühmtem Roman „Hypatia", einem meisterhaften Lebens- und Sittengemälde aus dem 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, ist das letzte harte Ringen des Heidenthums mit dem mächtig vordringenden Christenthum im Rahmen der Lebensschicksale der schönen hellenischen Philosophin Hypatia geschildert. Der von Bunsen bei der deutschen Lesewelt eingeführte Roman erfreut sich allgemeiner Beliebtheit.

Die vorliegende sechste Auflage wurde im Preise wesentlich ermäßigt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kriegsbilder

aus dem Araberaufstand in Deutsch-Ostafrika.

Von

H. F. von Behr,

Offizier in der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika.

Mit einem Vorwort von Major H. von Wißmann,

21 Abbildungen und 1 Karte.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Der erste ausführliche Bericht eines Augenzeugen über die Kämpfe der deutschen Schutztruppe in Ostafrika, in frischem Tone und mit echt soldatischem Humor geschrieben. Eingestreut sind lebenswahre Schilderungen von Land und Leuten und dem Leben der Deutschen in den Stationen. Wirkungsvolle Abbildungen erhöhen das Interesse.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 33. — 17. August 1893.

Inhalt: Alfred von Arneth. Von Moritz Necker. — Sociales. Von Karl Jentsch. — Aus dem modernen Leben. Von Edmund Lange. — Lyrik. Von Adolf Brieger. — Zur Philosophie. Von Bernhard Münz. — Karl von Hase's Werke. Von Richard Weitbrecht. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Alfred von Arneth.

Alfred Ritter von Arneth, der Geschichtschreiber Prinz Eugen's und Maria Theresia's, bekleidet in Wien zugleich die Würde des Präsidenten der Akademie der Wissenschaften und die des Präsidenten des Allgemeinen niederösterreichischen Volksbildungsvereins: er steht an der Spitze der höchsten wissenschaftlichen Institution seines Vaterlands und widmet auch gleichzeitig seine Kräfte, seine gewichtige Autorität und seinen weitreichenden Einfluß einem Vereine, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, die Bildung des Volks durch Freibibliotheken, Sonntagsvorlesungen, freie Abendcurse in praktischen Wissenschaften zu fördern. Eine Vereinigung dieser zwei Würden in einer Person dürfte wol selten vorgekommen sein; denn die Wissenschaft in ihren Höhen pflegt gemeiniglich nicht volksthümlich zu sein, sondern die Neigung zu haben, sich aristokratisch vom profanum vulgus abzuschließen. Daß Arneth diese zwei Würden doch in seiner Person vereint, ist darum so bezeichnend für seine ganze rein menschliche wie wissenschaftliche Erscheinung und seine Stellung in der deutschösterreichischen Heimat. Durch die Adern dieses Mannes strömt warmes Blut, die reine Flamme idealer Begeisterung durchleuchtet seine ganze Persönlichkeit. Mit Werken von anerkannt hoher wissenschaftlicher Bedeutung hat er sich seine Stellung in der deutschen Geschichtschreibung erworben, aber so wenig wie er von der Schulstube aus zu ihnen gelangt ist, so wenig führte ihn der Ruhm der Wissenschaft in die Schule zurück. Vaterlandsliebe und künstlerischer Trieb zugleich weckten in ihm den Beruf zur Geschichtschreibung. Von Haus aus war er Jurist und Staatsbeamter, und im Ministerium des Aeußern war er viele Jahre thätig. Als er sich endlich auch von Amts wegen der Historie widmen durfte, indem er die langersehnte Versetzung vom Ministerium ins Staatsarchiv erreichte, da war er auch da nicht ganz ausschließlich gelehrt thätig, konnte er auch jetzt nicht trotz aller Freude zur Sache im Actenstaub alter Fascikel verschwinden, sondern suchte gleichzeitig eine politische Thätigkeit, indem er sich in den niederösterreichischen Landtag wählen ließ, den ersten, der nach der Verkündung der Constitution zusammentrat; und hier nahm er sofort infolge seiner Kenntnisse und Arbeitskraft eine bedeutende Stellung ein. Er wurde in den Landesausschuß gewählt, in die Executive gleichsam des Landtags, wo er die Unterrichts- und Cultusangelegenheiten zu leiten hatte. So war Arneth Zeit seines Lebens zugleich als Forscher und als Politiker thätig. Wenn es wahr ist, daß das Genie nicht blos im Ingenium, sondern auch im Willen, in der Kraft zäher Ausdauer besteht: so ist Arneth ein solches Genie. Seine Arbeitskraft in den kräftigen Mannesjahren war erstaunlich. Seine ersten Werke (Starhemberg, Eugen) schrieb er in den Mußestunden, welche ihm der Dienst im Amt ließ. Er fand immer Zeit, mehrere Aemter zugleich auszufüllen und den Hauptzweck seines Lebens doch nicht außer Augen zu lassen. Er war von der gütigen Natur so glücklich ausgestattet worden, daß er in Kürze, durch einen Ausflug in die Berge, durch Umgang mit geliebten Menschen, durch eine kleine Reise seine Ermüdung überwand und flott und frisch seine mannichfache Thätigkeit wieder aufnehmen konnte. Es fehlte ihm nie an Empfänglichkeit für die Schönheit der Welt und er hat sich bis in seine greisen Jahre eine Herzensreinheit bewahrt, eine Dankbarkeit, eine unerzwungene Bescheidenheit, die ganz merkwürdig und in unserer Zeit besonders selten geworden ist: Ein harmonischer Mensch, der sich durch seine schlichte Natürlichkeit die Herzen aller gewinnen mußte, die ihm nahe treten durften. Sein Sinn war immer auf das große Ganze gerichtet und er hatte die größte Freude, wenn er diesem einen Dienst erweisen konnte. So z. B. rechnet er es zu seinen eigenthümlichsten Verdiensten, die wiener Regierung dazu bewogen zu haben, das k. k. Hof- und Staatsarchiv in der liberalsten Weise nicht blos einheimischen, sondern auch fremden, ja gegnerischen Historikern zu öffnen. Sein Vertrauen in die Macht der Wahrheit siegte; man hatte bisher diese Liberalität nicht zu bereuen,

und fast sämmtliche Staaten Europas sind dem wiener Beispiele gefolgt. Es begreift sich leicht, daß ein Mann von dieser natürlichen Liebenswürdigkeit, von seiner Vaterlandsliebe und seiner Thatkraft auch bei dem Hofe, dessen größte Gestalten er in das helle Licht der Wissenschaft rückte, persönlich sehr wohlgelitten sein mußte. Arneth wurde in der That auch mit Titel und Würden und Vertrauensstellungen häufig ausgezeichnet; mehr noch durch den persönlichen Verkehr mit einzelnen Mitgliedern des Kaiserhauses, so mit der Erzherzogin Sophie, der Mutter des Kaisers Franz Joseph, und dem Kronprinzen Rudolf. Aber man würde sehr irren, wenn man diesem vornehmen Gelehrten nicht auch zugleich einen festen politischen Charakter zumuthete, der, wenn es noth that, auch mit sehr kräftiger Rede für seine constitutionelle, liberale und gut deutsche Gesinnung eintreten konnte. Niemals ließ sich Arneth durch seine Stellung als Staatsbeamter und durch seine Unterordnung in der Amtsthätigkeit unter den Willen des Ministeriums dazu verleiten, seine politische Ueberzeugung zu verleugnen. Er hielt den Beamten und den Abgeordneten, später den Beamten und das Herrenhausmitglied streng auseinander. Arneth bekennt sich offen als ein treuer Katholik; aber das hinderte ihn nicht, in den Zeiten des Kampfes gegen das Concordat der Kirche mit Oesterreich recht nachdrücklich für die Freiheit von der Kirchenherrschaft einzutreten oder in der Frage der gemischten Ehen gegen das mittelalterlich strenge katholische Ehegesetz Partei zu ergreifen. Andererseits aber konnte er sich mit seiner in der Geschichtforschung gereiften Ansicht nicht jenem radicalen Liberalismus anschließen, der z. B. den Pfarrern nicht einen Sitz von Amts wegen in dem Ortsschulrathe zugestehen wollte, oder der das Wahlrecht auf die allerweitesten niedersten Volkskreise ausdehnte und also Elemente ins Parlament brachte, die ihm nicht zur Förderung gereichen. Der Mensch Arneth ist auch in der Besonnenheit des Politikers Arneth nicht zu verkennen. Und auch als Gelehrter zeigt er das gleiche Wesen: er ist kein Polemiker, kein Kritiker von Beruf. Wenn er angreift, wie etwa die seiner Meinung nach zu weitgetriebene Verherrlichung Friedrich's des Großen, so geschieht es auch gleichsam nur aus Nothwehr: weil er sich seine eigene Heldin Maria Theresia von ihrem Gegner nicht erdrücken lassen wollte; er spricht überhaupt lieber zu wenig als zuviel, deutet lieber für die Eingeweihten an, als daß er besonders lärmend heraustreten möchte. Nur wenn er lobt und liebt kann er sich nicht leicht genug thun.

Und nun hat dieser Mann seine Memoiren*) geschrieben; nach dem nunmehr schon Gesagten, das sich auf die Lektüre dieser Erinnerungen stützt, wird man ihre fesselnde Kraft und ihren Reichthum an Mittheilungen wol leicht errathen. Ein Forscher dieses Ranges, der sich bis in sein fast erfülltes vierundsiebzigstes Lebensjahr — Arneth wurde am 10. Juli 1819 in Wien geboren — ein reines Gemüth bewahrt hat; der in seinem Leben so viel geschaffen, so mannichfaltige Aemter bekleidet, der die Kunst des Erzählens so sicher beherrscht, und der noch viel mehr beobachtete als selbst erlebte: solch ein Mann kann wol interessante Memoiren schreiben, die auch dann zu Dank verpflichten, wenn sie nicht alles erzählen, was der Autor erzählen könnte, wenn er es mit der Pflicht der Discretion und des Taktes nicht so ernst nähme, wie es unser Historiker eben thut. Ursprünglich waren diese Memoiren für die Familie und den engern Freundeskreis Arneth's bestimmt. Als Manuscript gedruckt erschien der erste Band vor zwei Jahren, der zweite einige Zeit später. Das erklärt vielfach ihre Composition, ihren vertraulichen Ton, ihren behaglichen Stil. Sie geben eine ausführliche Familiengeschichte und eine Generalbeichte gleichsam des Politikers Arneth. Aber der große Beifall, den sie in dem engern Kreise schon gefunden haben und die vielfachen Auszüge, welche denn doch mit oder ohne Zustimmung des Verfassers in die Zeitungen gedrungen sind, veranlaßten ihn, das Werk dem Buchhandel und somit der ganzen Oeffentlichkeit zu überlassen. Diese hat, so viel wir bisher gesehen haben, das Urtheil des engern Freundeskreises zu dem ihrigen gemacht.

Den Inhalt dieser Lebensgeschichte nachzuerzählen, die uns vom wiener Burgtheater am Ausgange des 18. Jahrhunderts und dann vom Stiftsgymnasium in Kremsmünster in die Metternich'sche Staatskanzlei, in die frankfurter Nationalversammlung von 1848, in das Ministerium des Aeußern unter Schwarzenberg, Rechberg, Beust, Andrassy, in das Hof- und Staatsarchiv, in die österreichischen Alpenländer, nach Paris, London und Italien, nach München und Baden-Baden u. s. w. führt und eine kaum übersehbare Galerie von Königen und Königinnen, Staatsmännern, Gelehrten, Parlamentariern, Schriftstellern, Frauen aller Stände vor Augen bringt — das geht hier freilich nicht an. Wenn auch ein großer Theil des zweiten Bandes vornehmlich nur dem mit den einheimischen österreichischen Verhältnissen vertrauten Leser rasch verständlich sein wird, so enthält das Werk doch so viel von Werth über allgemein interessante Zustände und Persönlichkeiten Deutschlands und Europas, daß es auch jeden Nichtösterreicher fesseln muß.

Und da weisen wir insbesondere auf eine Gestalt des Buchs hin, die der Verfasser mit aller Liebe schildert und die die längste Zeit den Mittelpunkt seiner Erzählung bildet. Es ist dies seine Mutter, dieselbe Antonie Adamberger, die Theodor Körner als seine Braut in jenen Liedern gefeiert hat, die allen Gebildeten Deutschlands bekannt sind. Antonie Adamberger war nach dem heroischen Tode ihres Bräutigams noch einige Jahre weiter als Schauspielerin am wiener Burgtheater thätig, aber schließlich konnte sie der Werbung des Custos Arneth vom wiener Münz- und Antikenkabinet, der als Archäolog und Historiker sich eines guten Namens erfreute und in seinen Bemühungen um die Gunst der ebenso schönen als geistvollen und tugend-

*) Aus meinem Leben von Alfred Ritter von Arneth. Zwei Bände, jeder mit einem Bildniß des Verfassers. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1893. 8. 12 M.

haften Schauspielerin von der bekannten Dichterin Karoline Pichler unterstützt wurde, nicht widerstehen und heirathete ihn (1816). Zugleich entsagte sie aber auch der Bühnenthätigkeit und zog sich von der Oeffentlichkeit zurück. Dieses schöne Mädchen nun, das einen Theodor Körner zu solch glühender Liebe begeisterte und, wie wir erst neuerdings durch die schöne Publication von Rudolf Brockhaus zur Körner-Feier *) erfuhren, auch von seinen Aeltern, trotz des damals sehr verbreiteten und mächtigen Vorurtheils gegen Schauspielerinnen, geschätzt und geliebt wurde, entwickelte sich zu einer Frau von wahrhaft verehrungswürdigem Charakter. Der Zauber, den sie in der Jugend ausübte, blieb ihr treu bis in die alten Tage. Sie wurde geliebt von hoch und niedrig; sie war eine Freundin und Vorleserin der Gemahlin des Kaisers Franz und wurde ein Mittelpunkt der besten wiener Gesellschaft. Ihre Kunst übte sie öffentlich nur als Sprecherin zu wohlthätigen Zwecken und auch dies nur sehr selten aus. Für ihre Tüchtigkeit als Mutter spricht nichts lebhafter als die Tüchtigkeit ihrer Söhne; für ihre seelische Anmuth die Werthschätzung eines Grillparzer, der sie 1826 im Stift St. Florian in Oberösterreich singen hörte. Am beredtesten aber sprechen ihre eigenen Briefe und Memoirenfragmente für sie, die Arneth mittheilt. Frau Arneth hat zeitlebens die Wunde gefühlt, die ihr der Tod ihres ersten Bräutigams geschlagen hatte. Es war ihr schmerzlich, wenn man, durch noch so lautern Wissensdrang getrieben, mit Fragen nach Körner an diese Stelle ihres Herzens rührte. Körner's Ruhm wuchs im Laufe der Jahrzehnte, um die ihn seine Braut überlebte (sie starb 1867); da wurde gar oft diese Stelle berührt, und nach Möglichkeit hüllte sich die edle Frau in Schweigen. Dennoch konnte sie schließlich nicht umhin, einen Theil wenigstens ihrer Erinnerungen an Körner aufzuschreiben, und wir sagen nicht zuviel, wenn wir diese Bruchstücke zu den schönsten Prosastücken rechnen, die wir von deutschen Frauen überhaupt haben. Die ganze Künstlerseele der Frau Arneth: ihre klare gegenständliche Anschauung, ihre ruhige Gestaltungs- und Erzählergabe, ihr reifes und gehaltvolles Urtheil treten dabei zu Tage. Diese Stellen sind indeß schon öfter ausgehoben worden, als daß wir sie hier wiederholen dürften. Auch Rudolf Brockhaus hat sie seinem Körner-Buch beigegeben und es damit nicht wenig geziert.

Die Gestalt dieser herrlichen Mutter gibt den Memoiren Arneth's ein ganz eigenes Colorit. Fast verdunkelt sie alle andern Gestalten, die uns darin entgegentreten. Der Sohn hat ihr würdig für das Glück gedankt, daß sie seine Mutter ward.

Moritz Necker.

*) Theodor Körner. Zum 23. September 1891. Leipzig, Brockhaus. 1891. 4.

Sociales.

1. Was hat der Landmann von der Socialdemokratie zu erwarten? Von August Trümpelmann. Dritte Auflage. Leipzig, Reinhold Werther. 1893. 8. 25 Pf.
2. Naturrecht und Socialpolitik. Von Freiherrn von Hertling. Köln, J. P. Bachem. 1893. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Volksdienst. Von einem Socialaristokraten. Berlin, Wiener. 1893. 8. 3 M.

Da von der kleinen Flugschrift von August Trümpelmann (Nr. 1) bereits 20000 Exemplare vergriffen sind, so bedarf sie unserer Empfehlung nicht. Sie kleidet die Polemik gegen die Socialdemokratie in die Form eines Wirthshausgesprächs zwischen dem Pfarrer und einigen Bauern. Der einzige Socialistenfreund darunter wird bekehrt und stimmt dem Ergebniß der Erörterung bei: Bauer und Socialdemokrat, die passen zusammen wie Feuer und Wasser. Das ist ja nun auch richtig, und das den Volkston ganz prächtig treffende Gespräch wirkt überzeugend. Indeß, abgesehen von der geschickten Form, gehört zum Beweise eines Satzes, der so auf der Hand liegt, keine große Kunst. Der Bauer, dem's gut geht, ist nicht in Gefahr, von Socialdemokraten verführt zu werden; je nach seiner Gemüthsart hetzt er den Agitator entweder mit Hunden vom Hofe, oder er lacht ihn aus und ladet den armen Wicht ein, sich einmal bei ihm satt zu essen. Aber der Bauer, den der Gläubiger vom Hofe treibt, und der ländliche Arbeiter, die haben bei einem Umsturz nichts zu verlieren. Daher hängt die Entscheidung im socialen Kampfe nicht davon ab, welche der beiden Parteien ihre Sache am schönsten mit Worten verfechten kann, sondern davon, welche der beiden genannten Klassen von Landbewohnern nach zehn oder zwanzig Jahren die Mehrzahl bilden wird.

Die Schrift des bekannten katholischen Abgeordneten Freiherrn von Hertling: „Naturrecht und Socialpolitik" (Nr. 2) hält nicht, was sie auf den ersten recht interessanten Seiten verspricht. Der Verfasser tritt jener historischen Schule entgegen, die alle Rechtsfragen in Machtfragen auflöst, und sagt S. 10 ganz richtig: „Wenn das Recht in einem steten Processe der Entwickelung begriffen ist, so ist es eitel Thorheit, dasselbe auf seinem heutigen Stande festhalten zu wollen, und alle Versuche dieser Art beweisen nur den Unverstand und den Egoismus derer die sie anstellen. Wenn das Recht nur die gesetzliche Fixirung der jeweiligen Machtverhältnisse ist, dann ist der Kampf um das Privateigenthum eine bloße Machtfrage, dann handelt es sich nur darum, wie lange die Macht der Bourgeoisie größer ist, als die Macht des Proletariats, und von dem Augenblicke an, wo das Proletariat die Macht für sich hat, wird es auch das Recht für sich haben." Wolle man demnach das Eigenthum gegen die Socialdemokratie grundsätzlich vertheidigen, so müsse man sittliche Grundsätze haben,

die über dem geschichtlichen Processe stehen und vor ihm vorhanden sind, man müsse sich zu einem göttlichen oder Naturrecht bekennen.

Der Versuch aber, das Eigenthum naturrechtlich zu begründen, ist dem Freiherrn, vielleicht eben weil er ein geborener Freiherr ist, gänzlich verunglückt: die einzige sittliche Grundlage des Eigenthums, die allen Machtfragen entrückt ist und durch nichts in der Welt erschüttert werden kann, wirft er weg, indem er bestreitet, daß die Arbeit die einzige Quelle des Eigenthums sei. Wer das leugnet, hat Rodbertus ganz richtig gesagt, der muß die Wiedereinführung der Sklaverei fordern, denn nur diese vermag arbeitsloses Einkommen (Eigenthum, das kein Einkommen abwirft, ist werthlos) zu sichern. Gott, meint der Verfasser, habe das Menschengeschlecht in den Besitz der Erde eingewiesen. Auf Grund dieser allgemeinen Einweisung sei der Einzelne und sei eine Vereinigung von Menschen befugt, sich von den Gütern der Erde anzueignen, was noch nicht der Herrschaft eines andern Willens unterworfen sei. So entstehe denn das Eigenthum ursprünglich durch Occupation (S. 37). Ist es nicht geradezu kläglich, wenn ein Gelehrter des 19. Jahrhunderts die Occupation noch für die sittliche Wurzel des Eigenthums halten kann? Wenn ein Volksstamm einen Landstrich occupirt, und gleich darauf ein anderer nachfolgt, der sich ebenfalls dort ansiedeln will, so sagt kein Gott im Gewissen den zu spät Kommenden: ihr findet das Land besetzt, ihr habt kein Recht darauf, ihr müßt in die Wüste, oder in den Sumpf, oder ins Wasser gehen, oder in die Luft fliegen, da auf Erden kein Platz mehr für euch ist, sondern sie greifen die Zuvorgekommenen an und ringen mit ihnen, und welche der beiden Parteien die meisten Feinde todtschlägt, die bleibt im Besitz. Die Occupation ist der erste Schritt, das Recht auf die Gewalt zu gründen, und wer keinen andern Ursprung des Eigenthums kennt, der gehört gar nicht der naturrechtlichen, sondern der historischen Schule an. (Wobei jedoch, wie auch Hertling hervorhebt, zu beachten ist, daß die Anerkennung des Einflusses des geschichtlichen Processes auf die Rechtsbildung noch nicht nothwendigerweise die Verwechselung von Macht und Recht bedeutet.) Allerdings fängt in bisher unbewohnten Ländern die Eigenthumsbildung mit der Occupation an. Aber diese begründet nur thatsächlichen Besitz, nicht Eigenthumsrecht. Letzteres nur dann, wenn, wie in Amerika, das Oedland nicht mehr herrenlos ist, sondern einem Staate gehört, der es dem Ansiedler abtritt. Aber da fällt es schon nicht mehr primo occupanti zu, sondern der Staat weist jedem Ansiedler einen begrenzten Streifen in bestimmter Lage an. Ein sittliches Anrecht auf das occupirte Land erwirbt der Ansiedler erst durch die auf den Boden verwendete Arbeit. Daß es Barbarei und unsittlich wäre, einem Manne Aecker wegzunehmen, die er mit seiner Hände Arbeit urbar gemacht hat, Gärten, die er aus der vorgefundenen Wildniß geschaffen, Fruchtbäume, die er gepflanzt und veredelt hat, das sagt einem jeden seine natürliche Empfindung, und erst dadurch wird eine naturrechtliche Begründung des Eigenthumsrechts möglich. Wenn dagegen gebildete Auswanderer ein fruchtbares Land antreffen, das die darauf hausende Horde unangebaut läßt, so sagt ihnen keine natürliche Empfindung, daß es ein Unrecht sei, dieses Land in Besitz zu nehmen und zu cultiviren. Darum würde uns Deutschen, wenn uns unser Land nicht mehr genügte, unser Gewissen keineswegs verbieten, in ein anderes Land einzufallen, dessen Bewohner zu wenig zahlreich, oder zu faul, oder zu ungeschickt wären, ihren Boden vollständig und gut zu bebauen; dagegen würde uns das Gewissen nicht gestatten, in ein wohlangebautes Land einzufallen, die Bewohner todt zu schlagen oder zu Sklaven zu machen, und ihre Aecker, Gärten, Weinberge und Häuser uns anzueignen. Was dann noch weiter gesagt wird über die anderweitigen Arten des Eigenthumserwerbs, das thut nichts zur Sache. Man kann nichts kaufen und nichts eintauschen, wenn man nicht ein Aequivalent hat, und dieses muß eben durch Arbeit erworben sein. Hertling glaubt mit seiner Begründung des Eigenthums den Anspruch auf den vollen Arbeitsertrag beseitigt zu haben. Aber dieser Anspruch ist vollauf berechtigt. Nichts in der Welt kann klarer sein, als daß einem jeden der unverkürzte Ertrag seiner Arbeit gehört, und wenn dieser Satz nicht mehr gelten soll, dann verlohnt es sich nicht mehr, überhaupt noch von Recht und Sittlichkeit zu sprechen. Allerdings aber leidet dieses Recht an dem Mangel, daß es auf dem juristischen Wege nicht durchgesetzt werden kann, mag der Arbeiter sein Arbeitsproduct allein oder in Gemeinschaft mit andern hergestellt haben. Im ersten Falle zweifelt ja niemand daran, daß z. B. dem Bauer sein Weizen, dem Maler sein Gemälde, dem Schriftsteller sein Manuscript gehört. Aber wenn jener den Weizen nicht für den eigenen Bedarf gebaut hat und die andern beiden nicht zum eigenen Vergnügen gemalt und geschrieben haben, sondern alle drei auf einen Gelderlös rechnen, dann ist der Arbeits*ertrag* etwas anderes als das Arbeits*product*. Daß auch der Ertrag dem Producenten gehört, wenn das Product einen abwirft, ist nun wiederum nicht fraglich, aber *ob* es einen Ertrag abwirft, ob sich ein Käufer findet, das ist die Frage. Der Ertrag gehört also zwar unzweifelhaft dem Arbeiter, aber auf Ertrag rechnen kann er nur, wenn er seine Arbeit auf Gegenstände verwendet, deren die Gesellschaft im Augenblicke bedarf. Bei der Arbeitsgemeinschaft andererseits, die stets zugleich Arbeitstheilung ist, entsteht die Schwierigkeit, daß der Beitrag, den ein jeder zum fertigen Product geliefert hat, von den Beiträgen der übrigen Theilnehmer gewöhnlich nicht ausgesondert, daher auch sein rechtmäßiger Antheil am Ertrage nicht ermittelt werden kann. Wol aber läßt sich beurtheilen, ob die Antheile der Einen unverhältnißmäßig groß, die der Andern unverhältnißmäßig klein ausfallen. Wenn ein Fabrikant tausend Arbeiter beschäftigt, deren jeder 1000 Mark Reinertrag liefert, aber nur die Hälfte davon, nämlich 500 Mark, als Arbeitslohn empfängt, sodaß dem Unternehmer 500000 Mark

verbleiben, so wird jeder billig Denkende diese Theilung ungerecht finden, wenn auch niemand genau anzugeben vermag, welche Theilung gerecht sein würde. Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag läßt sich also zwar nicht juristisch formuliren, aber es bleibt eine sittliche Forderung, die zweierlei verlangt: daß verwickelte Verhältnisse, die eine Sonderung der Ansprüche unmöglich machen, so viel wie möglich vermieden werden, und daß einer gar zu ungerechten Vertheilung des Arbeitsertrags durch wirthschaftliche und sociale Einrichtungen vorgebeugt werde.

Was streng katholischen Socialpolitikern die Anerkennung der Arbeit als alleiniger Quelle des Eigenthumsrechts schwer macht, das ist die Rücksicht auf die Kirchengüter. Sie wollen das Recht der Säcularisation nicht zugestehen, wollen nicht bekennen, daß die Geistlichkeit ihr Eigenthumsrecht auf den gestifteten Besitz verwirkt hat, sobald ihr Einkommen daraus zu ihren Leistungen nicht mehr im richtigen Verhältniß steht, und daß das große Faust-Wort: was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es täglich, um es zu besitzen, auch für die Kirche gilt. Mit den kirchlichen Prätensionen verbinden sich dann gewöhnlich allerlei legitimistische und Adelsansprüche, und dürfte, wie wir eben bemerkten, der Gelehrte einigermaßen vom Freiherrn beeinflußt worden sein. Spaßhaft ist es, wie Hertling, der sich so sehr abmüht, das Privateigenthum gegen jeden Eingriff des Staats sicher zu stellen, ganz naiv die allerenormsten Eingriffe in das private Verfügungs- und Testirungsrecht billigt — zur Erhaltung der Bauergüter.

Auf dem diametral entgegengesetzten Standpunkte finden wir den „Socialaristokraten". So nennt sich der anonyme Verfasser der Schrift „Volksdienst" (Nr. 3) im Gegensatze zu den Socialdemokraten, weil er überzeugt ist — und wir pflichten ihm darin natürlich bei —, daß der Unterschied der Begabungen niemals weder durch Züchtung noch durch Erziehung wird aufgehoben werden können, daß den verschiedenen Begabungen verschiedene Leistungen entsprechen, und daß der höchsten Leistung das höchste Einkommen gebührt. Demnach will er das Privateigenthum nicht abgeschafft wissen, und er hält es für selbstverständlich, daß dessen Größe immer und überall den Leistungen entsprechen würde, sobald das große Hinderniß gehoben wäre, das heute so vielen Talentvollen im Wege steht: das Erbrecht. Das Privateigenthum soll nicht vererbt werden, sondern beim Tode dessen, der es erworben hat, an die Gesammtheit zurückfallen und dem Wettbewerb der Arbeitenden wieder freigegeben werden, sodaß dann alle Neugeborenen gleiche Chancen haben und ihr Erfolg im Leben — bei völlig freier Concurrenz — ganz allein von eines jeden persönlicher Tüchtigkeit abhängt. Eine fünfzigprocentige Erbschaftssteuer soll diesen Zustand einleiten. Der Fehler liegt bei diesem Socialaristokraten, wie bei den Socialdemokraten auf der psychologischen Seite. Die Selbstsucht des Individuums treibt mit jedem Sprößling einen neuen Ableger, und ein Vermögen, das nicht auf die Kinder vererbt werden könnte, würde für viele, wo nicht für die meisten Aeltern allen Werth verlieren. Mehr um der Kinder als um ihrer selbst willen scharren die meisten zusammen, und gegen die Zumuthung, die eigenen unbegabten Kinder zum freien Wettbewerb mit begabtern Proletarierkindern und mit ganz denselben Chancen ins Leben hinauszustoßen, werden sich alle Wohlhabenden, Vornehmen und Mächtigen bis zum letzten Blutstropfen wehren.

Von den Individuen überträgt der Verfasser seine Forderung einer Herrschaft der Besten auf die Völker. Die Germanen, als die besten, sollen den Erdkreis erfüllen und beherrschen, und sollen die übrigen Völker verdrängen und den Verkümmerungsproceß, der die Aussicht auf ihr Aussterben eröffnet, befördern. Aber nicht durch Kriege sollen wir die andern Völker unterwerfen, durch Massenmord der Besten, der zur Folge habe, daß die Schlechtesten überleben und das siegende Volk sich selbst verschlechtere, sondern wir sollen die andern Völker aus ihrem Besitz „hinausarbeiten". Ihr Land sollen wir durch Arbeit in Besitz nehmen, nicht ihre Personen annectiren, die als Unterworfene den Staat hassen, der sie sich einverleibt hat, und einen Krankheitsstoff im Staatskörper bilden. Ja eben die Staaten, die Landesgrenzen, die Kriegsheere sind nach Ansicht des Verfassers das eigentliche Hinderniß der Ausdehnung für die tüchtigen, gesunden, expansionsfähigen Völker; daher muß der Staatsdienst, für den die Vaterlandsliebe gemisbraucht zu werden pflegt, aufhören und dem Volksdienste Platz machen. Dieser Gedankengang enthält viel Beachtenswerthes und nähert sich der Auffassung des Recensenten. Nur übersieht der Verfasser einen sehr wichtigen Umstand. Das Gedeihen der deutschen Colonisten in Rußland hat ganz wesentlich zum Entstehen des Panslawismus beigetragen, und hätten die Russen noch keinen Staat und kein Kriegsheer, so würden sie sich in diesem Augenblicke beides zu verschaffen suchen, um den Deutschen ihre Grenzen zu versperren. Nicht anders sind die Franzosen gesinnt. Schon die Wahrnehmung allein, daß zahlreiche Deutsche ins Land einwanderten, um der höhern „Kopfsumme" des Durchschnittsfranzosen theilhaft zu werden (die natürlich durch Mitesser vermindert werden würde), schon diese Wahrnehmung allein würde hinreichen, die Franzosen zu verzweifelten Rüstungen zu treiben. Erleiden doch die italienischen Arbeiter in der ganzen Welt Schläge, weil sie überall, wo sie hinkommen, den Einheimischen die Arbeit wegnehmen und die Löhne drücken. So sehr daher auch die Völker unter der Ueberspannung der Staatsgewalt seufzen mögen, läge der Staat in Trümmern, sie würden immer wieder mit Kriegsheeren ausgerüstete Staaten aufrichten, gerade zu dem Zweck der eigenen Ausdehnung und um sich der Expansion der Nachbarn zu erwehren.

Das Buch ist deswegen interessant, weil es einen guten Begriff von der ungeheuern Gärung gibt, die unser heutiges Geschlecht durchwühlt. Alle modernen Ansichten brodeln hier wild durcheinander und alle modernen Fragen werden besprochen, besonders ausführlich die Frauenfrage. Der Darwinismus, mit dem der Verfasser einen neuen Abschnitt

der Weltgeschichte anbrechen sieht, wird ganz außerordentlich überschätzt, während die caricaturenhaft einseitige Darstellung, die sich das Christenthum gefallen lassen muß, die Grenzen des wissenschaftlich Erlaubten überschreitet, und auch die Charakteristik des Militärs unnöthig gehässig ausfällt. „Die beiden heute sittlich auf der tiefsten Stufe stehenden Stände sind die Religionsbeamten und die Heeresbeamten", heißt es an einer Stelle.

Unter vielem Schiefen, Falschen, Unbewiesenen und Unbeweisbaren enthält das Buch viele glückliche Gedanken und hübsche Ausführungen. Die lebendige, gefühlswarme Darstellung würde noch packender wirken, wenn sich der Verfasser nicht so oft wiederholte; 100 Seiten könnten ganz gut gestrichen werden. Als Proben geben wir eine Bemerkung aus dem Abschnitt über Erziehung und eine zwar der Ergänzung und Berichtigung bedürftige, aber immerhin beachtenswerthe Erklärung der Entstehung des Erbsünddogmas.

Das Kind, das wegen eines Vergehens zum Nichtsthun verdammt, auch nur eine halbe Stunde eingesperrt wird, leidet dadurch sittlich mindestens denselben Schaden noch einmal, den es durch die Begehung der Handlung schon einmal erlitten hat. Die Vorstellung der Handlung prägt sich seinem Bewußtsein fester und fester ein und setzt sich, wo sich die Gelegenheit bietet, um so leichter zum zweiten male in Handlung um. Führt das Kind zu einer leichten, frohen Arbeit, zu der es Lust hat und die möglichst interessant ist, und diese wird jene Vorstellungen sicherer unterdrücken, als alle Strafe, die nur das Gedenken an das Vergehen weckt und doch kein wirksames Gegenmotiv schafft (S. 361).

Gerade das negative Wesen der Ethik (daß sie der Hauptsache nach in Einschränkungen der an sich nothwendigen Selbstbethätigung besteht) ist lange verkannt worden, und mußte solange verkannt werden, als man nicht den Trieb des Einzelnen, sich zu entfalten, als das primäre erkannt hatte. Dieses Verkennen hatte natürlich seinen Grund. Lange, ehe im Kinde die beiden [Haupt-] Triebe zu der Stärke erwachen, daß es daran denken könnte, sie seiner Umgebung gegenüber zu bethätigen, wird ihm all die Summe der „du sollst" und „du sollst nicht" anerzogen. Erst lange nachdem diese Forderungen in seinem Bewußtsein feste Wurzel geschlagen haben, leicht über dessen Schwelle erscheinen und bequem durch seine Nervenbahnen zucken, erwachen die Triebe mit elementarer Heftigkeit. Daher ist es nur allzu leicht zu begreifen, wie man ganze Jahrtausende lang eben dieses Erwachen als einen „Abfall von der ethischen Reinheit" betrachten konnte, daß man ein Kind unschuldig nannte, und in dem Eintreten der Geschlechtsreife eine „Schuld" sah, während sie doch kein Verbrechen ist und darum auch keine Schuld bedingen kann. Das Bewußtsein, das mit ethischen Anschauungen gefüllt ist, hält der Mensch für sich selbst, den Trieb, der nur manchmal über die Schwelle des Bewußtseins auftaucht und ihn zu Thaten treibt, für etwas Fremdes, für seinen Feind. Ja das alte Christenthum und noch das 16. Jahrhundert hielten ihn geradezu für eine directe Plage, gesandt von dem bösen Gotte Teufel. Die Gebildeten sind über diesen Glauben heute heraus, aber es ist bemerkenswerth, daß in der belletristischen Literatur der Gegenwart noch immer der Mensch mit seinen sittlichen Anschauungen identificirt wird und mit seinen Trieben kämpft. Während doch umgekehrt der Trieb das Treibende im Menschen oder der Mensch selbst ist, und die sittliche Anschauung das Secundäre, das Angelernte (S. 378—379).

Die Sonderung des in diesen Sätzen miteinander verflochtenen Wahren und Falschen würde eine ganze Abhandlung erfordern.

Karl Lentsch.

Aus dem modernen Leben.

1. Das Hungerdorf und andere Novellen von Georg Engel. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893. 8. 2 M.
2. Die Kinder des Pfarrhauses. Roman von C. Kühns. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893. 8. 4 M.
3. Der Lebensretter und andere Erzählungen von S. Kohn. Verfasser von „Gabriel". Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893. 8. 2 M.
4. Karl Schulze. Im neuen Hause. Catharina von Siena. Erzählungen von Georg Bendler. Berlin, Wilhelmi. 1893. 8. 3 M.
5. Das Lied des Todes. Erzählung von Franz Wichmann. (Collection Otto Janke.) Berlin, Janke. 1893. 8. 1 M.
6. In guter Hut (Charge d'âme). Roman von Jeanne Mairet. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von L. Barack. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek IX, 21.) Stuttgart, Engelhorn. 1893. 8. 50 Pf.

Verhältnißmäßig freudig übe ich diesmal die nicht immer angenehme Recensentenpflicht, denn keins der soeben aufgezählten sechs Bücher gehört zu den geradezu schlechten, wenn auch eins oder das andere nicht weit davon entfernt und mindestens völlig überflüssig ist. „Aus dem modernen Leben" habe ich als Gesammttitel gewählt und mit dem „modernsten" der Bücher will ich beginnen. Das ist aber offenbar die Novellensammlung Georg Engel's (Nr. 1). Die leidige Mode, der er bei der Benennung seines Buchs gefolgt ist, hat hier wenigstens eine Entschuldigung. Denn „Das Hungerdorf" ist unstreitig die bedeutendste dieser vier Novellen. Es spricht ein nicht unbedeutendes Talent aus ihnen; drei davon spielen in den Strand- und Inselgegenden der Ostsee und sind dem Leben der Schiffer und überhaupt des Volks entnommen. Hier verfügen alle Personen nur über die einfachste Bildung und alle sprechen ihr heimatliches Platt. Aber dies beschränkte Gebiet beherrscht der Verfasser sehr gut. Freilich vergoldet er das Leben der einfachen Leute, von denen er berichtet, nicht mit Reuter'schem Humor, sondern er entrichtet dem Naturalismus seinen Tribut, indem er fast ausschließlich düstere Ereignisse und Charaktere schildert. „Das Hungerdorf" — der Titel ist insofern nicht passend, als die allerdings in dem Stranddorf herrschende Noth durchaus nicht die entscheidende Rolle in der Erzählung spielt — berichtet, wie eine unsinnige Leidenschaft zu einem berückend schönen, aber sitten- und treulosen Weib eine ursprünglich ruhig und fast stumpfe Natur, den armen Schiffer Claas, schließlich zum Mörder seiner Mutter macht —, ohne daß er freilich diesen Erfolg beabsichtigt hat. Die verwendeten Motive sind nicht neu; aber der Verfasser zeigt eine nicht gewöhnliche Kraft überzeugender Charakteristik. Das Weib

des Unglücklichen, Mika, ist bei all ihrer körperlichen Schönheit ohne jeden seelisch einnehmenden oder auch nur versöhnenden Zug; auch zu dem schmucken Gensdarmen, um deswillen sie ihren Mann betrügt — um dann durch ihr Leugnen schuldig an seiner furchtbaren That zu werden — fühlt sie keine wirkliche Liebe; es genügt ihr, daß er doch „ein ganz anderer Kerl" ist. Die drei andern „Novelletten" fügen zu dem Bild von Engel's schriftstellerischer Individualität keinen neuen Zug hinzu.

Es ist kein erfreulicher Uebergang von ihm zu E. Kühns. „Die Kinder des Pfarrhauses" (Nr. 2) sind ein Familienroman wie es unendlich viele gibt. Er ist recht gut gemeint; aber man trifft darin unleidlich viele alte Bekannte. Die Sprache verdient gewiß Anerkennung wegen ihrer durchgängigen Reinheit; aber eine ausgesprochene Individualität zeigt sich in ihr ebenso wenig, wie im Inhalt. Der Verfasser schildert die Schicksale des alten Pfarrers Hintze und seiner Kinder Ferdinand und Friederike. Alle drei sind herzlich gute Menschen; aber Ferdinand läßt sich durch Unbedachtsamkeit und Leidenschaft zu einigen Thorheiten — zum Eintritt in ein jenenser Corps, in das er gar nicht paßt, und zu einer aussichtslosen Liebe für die stolze und oberflächlich-herzlose Gutsbesitzerstochter Franziska Albion — verleiten. Natürlich überwindet er beide Versuchungen, die erste aus eigener Kraft —, die zweite unter thätiger Beihülfe seines kühlern Freundes Hans Feldt. Daß er ohne diesen vielleicht zum Selbstmörder geworden wäre, ist eine unglaubwürdige Uebertreibung, wie sich solche der Verfasser bisweilen gestattet, selbst angenommen, daß sich darin schon die bald darauf ausbrechende Krankheit verkündete. Ferdinand führt schließlich die sanft-bescheidene Pfarrerstochter Ottilie Salbadius heim; Friederike wird die Gattin seines Freundes Hans Feldt. Die Scenen aus Hintze's Pfarrhaus sind mit anspruchsloser Lebenswahrheit geschildert; besonders hübsch — wenn auch nicht an Aehnliches z. B. bei Freytag heranreichend — ist der kleine Abschnitt über die Hausgeister der Pfarre. Am meisten aber werden vielleicht die Scenen aus dem Soldatenleben, zu denen Ferdinand's Einjährigenjahr Anlaß gibt, interessiren. In beiden Fällen spricht der Verfasser wol aus eigener froher Erinnerung. Aber viel ungünstiger muß man über seine Schilderung der Gegenpartei urtheilen. Da machen sich die leidigen Uebertreibungen, die bisweilen zur Caricatur werden, unliebsam geltend. Hierher gehört manches in dem Auftreten Albions, hierher gehören weiter die wüsten Schimpfereien seiner Gäste über die Noth der Landwirthschaft, die Hetzereien des neuen orthodoxen Superintendenten gegen Hintze, von dessen „Freisinn" man übrigens nirgends etwas Greifbares erfährt, die unmännliche Haltung aller Geistlichen mit Ausnahme Hintze's gegen diesen Vorgesetzten und die ganze Rolle, die sein Sohn zuerst als Vicar und dann als Nachfolger Hintze's spielt. Die ruhmwürdigen Vorbilder aus den Gartenlaubenromanen meiner Knabenzeit haben hier den Verfasser sehr unnöthigerweise zur Nachahmung gereizt. In Summa ist dieser Roman also höchstens mäßige Durchschnittswaare; man kann ihn ohne Schaden ungelesen lassen.

Dasselbe gilt noch entschiedener von S. Kohns „Novellen" (Nr. 3), in Wirklichkeit sind es Humoresken. Die erste, die 17 Seiten umfaßt, hat trotz dieses geringen Umfangs den Haupttitel hergegeben, und so zeigt sich hier die Unsitte einer solchen Bezeichnungsart besonders störend. Sie sind alle herzlich unbedeutend und meist noch unwahrscheinlicher, als man dies dergleichen Augenblicksgeschöpfen stillschweigend einzuräumen pflegt. Dieser Vorwurf trifft am entschiedensten Nr. 2 „Lesegebühr", aber fast ebenso sehr Nr. 3 „Ein passender Rock", die mit gutem Grund in das privilegirte Land der wunderbarsten Geschichten, nach Amerika, verlegt ist. Im Interesse des Verfassers und der Leser, die sich doch immerhin finden werden, spreche ich den Wunsch aus, daß der mir unbekannt gebliebene „Gabriel" würdiger sei, das Licht der Oeffentlichkeit erblickt zu haben, als diese Unbedeutendheiten. Auch die Sprache ist gelegentlich nachlässig. So heißt es S. 5, 6 mit bedauerlicher Unklarheit: „Ulzow . . . war von dem ihm aufgedrungenen Vergnügen um so unangenehmer überrascht, als dieses noch dadurch verschärft worden war" und S. 8 reckt sich derselbe Ulzow „bewußtvoll" empor.

Viel höher steht Georg Bendler (Nr. 4). Mit seinem erfreulichen Erzählertalent erzielt er, wo nicht die Tendenz störend hervortritt, sehr hübsche Wirkungen. Diese Tendenz stört vor allem bei der ersten Erzählung „Karl Schulze". Hier wird das brauchbare, aber seit Sudermann's „Ehre" doch allzuhäufig zum Vorwurf genommene Thema „Vorderhaus und Hinterhaus" — in unserm Falle in der Einkleidung „Beletage und Kellerwohnung" behandelt, freilich ist Arthur, der jüngere Vertreter der erstern, immerhin weniger gewissenlos als sein Sudermann'sches Vorbild und ebenso steht Lieschen Schulze sittlich höher, als die Tochter des Hinterhauses bei dem Dramatiker. Am bedenklichsten berührt eine gewisse Zwiespältigkeit. Karl Schulze scheitert im Examen, weil er durch den Verrath seines Spiel- und Studiengenossen Arthur und die Schande seiner Schwester alle Gemüthsruhe verloren hat; aber zugleich läßt der Verfasser durchblicken, daß sein Held am besten überhaupt von einem höhern Berufe ferngehalten worden wäre. Indeß Schulze hat doch unzweifelhaft ein gründlicheres Wissen als sein vornehmer Freund, der durch Unverfrorenheit und natürliches Geschick sich über die Klippen des Examens hinweghilft. Auch die Katastrophe entbehrt der rechten Glaubwürdigkeit. Von den beiden andern Erzählungen berührt die zweite „Im neuen Haus" durchaus wohlthuend. Hier ist Licht und Schatten in der Charakterisirung der neuen und der ältern Anschauung, vertreten hauptsächlich einerseits durch Ferdinand Pohl und Helene Ribotti, andererseits durch Frau Pohl, gerecht vertheilt. Die Herzenskämpfe der jungen Frau, die wir zunächst als gefeierte Schauspielerin kennen lernen, sind gut geschildert und glaubwürdig zu einem siegreichen Ende geführt. Mit Befriedigung sieht man den Hauptmann von Uechtritz in der anmuthigen

Charlotte, Helene's Schwägerin, einen Ersatz für diese finden; nicht ohne Humor ist die Gestalt des alten Portiers mit seinem ewigen „Meineswegen!" Einiges wirkt freilich unnatürlich: so die Art, wie Charlotte die militärische Broschüre des heimlich geliebten Hauptmanns kauft, um sie beinahe auswendig zu lernen, und die weise Ansprache Helene's an ihren Säugling. Anmuthige Schelmerei ist der Grundzug in „Catharina von Siena". Die Heldin Namens Catharina erkrankt in Siena. Ihr Zimmer im Krankenhaus liegt dem Dom gegenüber, es ist mit einem Bild der gleichnamigen Heiligen geschmückt. Die Geschichte ihrer Genesung und die Versuche des schon ältlichen Arztes, eines jungen Paters und eines Malers, ihre Liebe zu gewinnen, bilden den Inhalt der Erzählung. Eine Zeit lang scheint der ernste und äußerlich bärbeißige Arzt Sieger zu bleiben, wenn auch die Täuschung etwas zu weit getrieben wird, aber sobald der Künstler auf der Bildfläche erscheint, hat dieser gewonnen, während der Pater mit etwas boshafter Schelmerei verdientermaßen hingehalten und schließlich kühl verabschiedet wird.

Auch Franz Wichmann's „Lied des Todes" (Nr. 5) wirkt im ganzen erfreulich, aber die allzu starken Lichter fehlen gleichfalls nicht, wol zum Theil nach dem Vorbild des einmal sogar citirten „Hüttenbesitzers" von Ohnet. Die Charaktere sind nicht uninteressant; die psychologische Entwickelung ist glaubwürdig. Zu Grunde liegt das alte Thema „Denn alle Schuld rächt sich auf Erden". Baron von Anger hat in seiner Jugend leichtsinnig gelebt, bis er, von wahrer Liebe zu ihr ergriffen, der Gatte der schönen, aber kränklichen Columba Pia wurde. Diese hat einen andern geliebt, glaubt ihn aber auf ewig fern und heirathet ihrem Vater zu Liebe den Baron. In einer Sommerfrische am Walchensee findet sie den Jugendgeliebten, Eisenschmidt, unerwartet wieder; eine Bergpartie ihres Mannes gibt ihr Gelegenheit, sich mit ihm auszusprechen; dann scheiden sie, wie sie glauben, auf immer. Aber eine Stunde vor der beabsichtigten Abreise trifft jener den Baron von Anger und findet in ihm den seit Jahren gesuchten Verführer seiner Schwester. Er schlägt ihn ins Gesicht — in diesem Moment tritt Columba ein. Die beiden Männer bestehen auf einem Duell. Columba, entschlossen es zu hindern, erlauscht den Ort desselben. Aber auf dem gewählten Wege kommt sie schließlich an den Rand eines steilen Abhangs. In der Tiefe sieht sie die letzten Vorbereitungen zum Zweikampf sich abspielen. Sie vermag nicht zwischen die Kämpfer zu treten; da singt sie mit hinreißend schöner Stimme das Lieblingslied ihres Geliebten; er läßt die Waffe fallen und klettert, alles vergessend, zu ihr empor; die andern folgen. Sie liegt verscheidend am Boden; ein Blutsturz, den ein gemeinsamer Freund mit dem Scharfsinn des Arztes schon längst gefürchtet, hat sie überrascht; es war „Das Lied des Todes", das sie gesungen hat. Mit der Mahnung zur Versöhnung scheidet sie aus dem Leben; ihr letzter Wunsch findet Erfüllung. Der tragische Ausgang ist hier wirklich gerechtfertigt. Außerdem ist Columba ja ohnehin einem frühen Tode geweiht und noch im Sterben wirkt sie Segen. Die Grenzen der psychologischen Wahrscheinlichkeit werden im ganzen eingehalten.

Gleichfalls aus der Schule Ohnet's und gleichfalls nicht ohne Talent ist Jeanne Mairet mit ihrem Roman „In guter Hut" (Nr. 6). Verglichen mit Ohnet zeigt sie weniger Neigung zum Sensationellen und mehr Natürlichkeit. Sie gibt hübsche Stimmungsbilder und weiß interessante Charaktere gut in Gegensatz zueinander zu bringen: so Robert d'Ancel und seinen Genossen und spätern Todfeind Bertrand, so andererseits Martha und ihre Halbschwester Edmée. Diese beiden weiblichen Charaktere interessiren am meisten. Martha, das edle, aufopferungsfähige, aber doch auch menschlichen Schwächen unterworfene Wesen. Edmée, ein scheinbar planlos liebenswürdiger, aber doch ganz klug operirender Backfisch, der durchs Leben zu so viel Ernst und Tiefe erzogen wird, wie für einen Charakter dieser Art überhaupt erreichbar ist. Natürlich gewinnt sie alle Herzen im Sturm; die bedenklichen Seiten ihres Wesens erscheinen im mildern Licht als begreifliches Erbtheil ihrer Mutter, einer gefeierten Schauspielerin. Die Handlung wird mit echt französischer Geschicklichkeit durchgeführt. Eigentlich sind Robert und Martha bestimmt ein Paar zu werden. Aber jener verliebt sich gleich Bertrand blind in Edmée. Die beiden Männer gerathen in Streit; schon ist ein Duell verabredet, da wird Bertrand ermordet aufgefunden. An demselben Tage hat Martha Robert eine Zusammenkunft gewährt und hat ihm in edler Entsagung — da ihr seine Leidenschaft für Edmée nicht verborgen geblieben ist — erklärt, daß sie nie die Seine werden könne, obwol sie ihn von ganzer Seele liebt. Aber unmittelbar nach der Trauung wird Robert als des Mordes an Bertrand verdächtig verhaftet. Er kann nur gerettet werden dadurch, daß Martha dem Richter ihr Tagebuch übergibt, und damit ihre Liebe verräth. Tadelnswerth in dem Roman erscheint, daß die Linien der Schönheit öfter verletzt sind und nicht etwa blos im Interesse der Wahrheit. Ein Mädchen wie Martha wird nicht zu andern von sich sagen: „Es fehlt mir . . . an einem gewissen Etwas, das andere Frauen, weniger schön und klug als ich bin, liebens- und begehrenswerth macht". Die rohe und gewaltthätige Art des Hauptmanns überschreitet mehrfach die gebotenen Grenzen, z. B. in der geradezu abstoßenden Liebeserklärung an Edmée und in seinem Versuch, Robert nicht etwa niederzuschießen, sondern — zu erwürgen. Wie widerlich prahlt er ferner gleich darauf Robert gegenüber mit seiner Kunst in der Führung der Waffen! Und von Edmée, diesem Ausbund koketter Liebenswürdigkeit, bekommen wir zu hören: „Sie gähnte, daß sie sich fast die Kinnladen ausrenkte", um so schlimmer, da das junge Mädchen bei dieser anmuthigen Beschäftigung keineswegs allein ist!! Die Verfasserin vermag oft nicht das rechte Maß einzuhalten.

Edmund Lange.

Lyrik.

1. Todten-Tänze. Ein Romanzero von C. von Schlichtegroll. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt. 1892. 8. 2 M.
2. Sprüche und Gesänge von Richard Kralik. Wien, Konegen. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Volk und Heimat von F. Goltsch. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1893. Kl. 8. 1 M.
4. Gedichte von F. Dahn. Fünfte Sammlung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1892. 8. 10 M.

Voll tiefen Ernstes ist der, wie es scheint, noch jugendliche Dichter C. von Schlichtegroll, dessen Buch: „Todten-Tänze. Ein Romanzero" (Nr. 1) Felix Dahn mit Worten gerechter Anerkennung einführt. Schlichtegroll ist nicht der erste, der den Todtentanz, einst nur der Gegenstand des düstern Humors der Maler, zum Object literarischer Darstellung gemacht hat. Unter andern ist der gedanken- und charaktervolle Deutsch-Oesterreicher Karl Pröll sein Vorgänger. Er hat unter dem Titel „Todtentanz" eine Reihe von Novellen herausgegeben. Schlichtegroll behandelt den Todtentanz in einem Cyklus von Gedichten. Vielleicht noch mehr als bei uns ist die unheimliche Poesie des Todes bei den Südslawen und den ihnen culturverwandten Rumänen entwickelt, und so ist es begreiflich, wenn der deutsche Lyriker sich mehrfach seinen Stoffen und auch der Form nach an serbische und rumänische Dichtungen anlehnt. Wie weit freilich im einzelnen Falle die Anlehnung geht, vermag ich nicht zu beurtheilen. Hier und da möchte man fast glauben, eine besonders wohlgelungene übersetzungsartige Nachbildung eines südöstlichen Originals zu lesen.

„Der Tänze erster. Das Lied von der armen Mutter", läßt seinen Inhalt leicht errathen, wenn man nur die Worte kennt:

Des Armen Erbtheil ist die Noth!
Dess' acht't nicht Mond noch Sonne,
Des Armen Freude ist der Tod —

Rumänisch in Inhalt und Form ist „Mirtscha". Charakteristisch ist, daß jedes der vier Lieder mit der Nennung eines Blumen- oder Blattnamens beginnt. „Grünes Blatt der Wermuthpflanze —" hebt das dritte an, „Meines Helden Ruhm war groß —", aber sein Ende kommt: „Wo an des Duiesters Rand unabsehbar sich das Land, eine grüne Eb'ne breitet", naht ihm ein Gesell, eingehüllt in zottig Fell.

Schrecken sitzt auf seinem Haupt,
Hunger schielt aus seinem Blick,
Elend sitzt ihm im Genick.
Seine Füße sind bestaubt,
Eine Keule in der Rechten
Schwingt er drohend, wie zum Fechten.

Der Tapfere fürchtet den Schrecklichen nicht, aber er muß seinem Athem erliegen. Seinem treuen Rosse gibt er die letzten Grüße und den letzten Auftrag an die Geliebte. Als diese, nach langer Wanderung an des Helden Grab gelangt, die drei Blumen, die ihm entblüht, fragt, welche von ihnen Mirtscha's Herz berge, erscheint auch ihr jene Schreckensgestalt, schreit sie donnernd an, weil sie seine Blumen brechen wolle, reißt sie zu sich empor und küßt sie, bis sie todt ist, und schreitet dann, seine Haare schüttelnd, dem Westen zu. In einem andern Gedicht entseelt die Wila (die Lamie der Griechen, wie die Braut von Korinth eine ist) den Geliebten. Das fünfte Lied ist speciell „Danse macabre" überschrieben. Eine furchtbare Pest wüthet; alles zittert und fleht den Himmel um Gnade an. Nur die schöne Fürstin Berenica bietet dem Schrecken Trotz. Sie feiert auf ihrer wohlverwahrten Feste mit Rittern und Frauen üppige Feste. Keine Uhr im ganzen Schlosse darf ticken und schlagen. Endlich dringt, von niemand aufgehalten, ein fremder Schlachtzig ein, der sich mit verbindlichem Handkuß als Ritter Thanatos vorstellt. Lust und Schauer ziehen die Fürstin in seine Arme.

„Folge mir", der Fremde spricht —
„Komm mit mir und schling' den Reigen!
Hörst du das Geschluchz der Geigen?
Weißt du, was ihr Werben spricht?"
„Auf zum Tanz denn!" ruft sie schwärmend,
Springt in seinem Arm hoch auf,
Liebestrunken, jauchzend, lärmend,
Folgt den Zwei'n der ganze Hauf.

Und nun beginnt ein wahnsinniges Tanzesrasen und plötzlich schlagen alle Uhren und der Vortänzer wirft Maske, Handschuh und Barett ab und steht als Gerippe da; seine Donnerstimme verkündet den Lüstlingen ihr Ende. In der Nacht verzehren Flammen das Schloß.

Richard Kralik, der Dichter der „Ostaralieder", hat ein Büchlein, „Sprüche und Gesänge" (Nr. 2), erscheinen lassen, voll Tiefe, Kraft, Klarheit und Reife. Des Dichters Fühlen und Denken gelangt freilich nicht in jeder Form gleich vollkommen zum Ausdrucke. So haben die Sonette Kralik's etwas Gezwungenes. Es klingt geradezu nach Reimnoth, wenn er den unbefragt geborenen klagen läßt: „Man ließ mir keinen Willen, keine Wahlen", wo der Pluralis schlechterdings verwerflich ist, oder wenn uns im Reime das den meisten Deutschen unverständliche Dialektwort „klampfen" erscheint. Auch verletzt die Willkür, mit der der Dichter die alte und vornehme Kunstform behandelt. Drei Quartette und zwei Schlußzeilen geben kein Sonett — trotz Shakespeare — und wenn dabei im dritten Quartett das Metrum geändert wird, so macht das die Sache nur noch schlimmer. Mit Strophe 20 bringt es denn Kralik auch glücklich zu einem sechzehnzeiligen — Sonett. Bei den folgenden „Sprüchen" wird der Genuß der Gedanken durch die Form durchaus nicht beeinträchtigt. Es spricht hier ein ernster, lebenskluger Weltsinn, bald an Goethe, bald an Wilhelm Jordan erinnernd.

Sei nur thöricht! Wolltest weise
Immerwährend du gebaren,
Müßtest du von unserm Kreise
Nach des Nichtseins Reichen fahren.

Willst du bleiben, darfst nicht zaudern!
Bald vorüber ist die Mode —
Nimm die Kappe sonder Schaudern;
Doch sei thöricht mit Methode!

Aus andern Welten „ragen krause wunderliche Zeichen" herüber. Aber der Mensch soll sich nicht zu unfruchtbarem Grübeln, zu mystischem Wähnen verleiten lassen:

Laß die Glocken klingen, läuten,
Wollen sie nicht deutlich schlagen!
Keine Zeichen sollst du deuten;
Nur am Klange dir behagen.

Ueber die Liebe hat auch Rückert nicht sinniger geredet, als Kralik es in folgenden Versen thut:

Am größten irrt von allen, die hier irren,
Der liebend wähnt in eitel Lust zu girren.
Die Lieb' ist Sehnsucht, größten Schmerz zu wenden,
Ihr Ziel ist Schmerz, daß solche Schmerzen enden.
Ja, nicht erträglich wäre die Gebarung,
Wär' nicht der Schmerz des Herzens liebste Nahrung.

Ein anderer österreichischer Dichter ist Franz Goltsch. Er neigt nicht wie Kralik zur ruhigen Betrachtung, sondern steht mitten in dem großen nationalen Kampfe, der den Deutschen Oesterreichs durch die Taaffe'sche Politik aufgezwungen ist. Franz Goltsch' engeres Vaterland ist Krain und so hat er „Gedichte eines krainischen Deutschen" unter dem Titel „Volk und Heimat" (Nr. 3) herausgegeben. In diesen Gedichten spricht sich die echt deutsche Gesinnung und Art, in der unsere preisgegebenen Stammesbrüder in den halb slawischen Gebieten des Südostens den Kampf bestehen, aufs reinste und schönste aus. Da ist kein großthnerisches Gerede von Titanenthum, da ist das schlichte und wahre Wort, von dem Athem eines starken und festen Willens beseelt. Auch Goltsch gedenkt, wie andere Dichter seines Stammes gern der Nibelungenhelden, die auf dem Boden der Ostmark gegen barbarische Uebermacht kämpfen mußten. Als Deutschlands Heere im Jahre 1870 gegen Frankreich zogen, ist Deutsch-Oesterreichs Herz mit ihnen gewesen:

— Als ihr auszogt zu dem heil'gen Kriege,
Hat unser Segenswunsch euch treu umschwebt,
Als euer Banner flog von Sieg zu Siege,
Wie hat in Jubel uns das Herz gebebt!

Und wie kampfesfreudig klingt das Lied „Wider Frankreich!" Für den krainischen Sänger gibt es keine Grenze gegen Deutschland. Zwei Feinde kennt er, den Slawen und den Franken, aber beide finden den deutschen Stamm gerüstet:

Leichen thürmen wir auf Leichen,
Unserm Land ein Wall zu sein;
Nie wird Deutschlands Jugend weichen
Von der Donau und vom Rhein!

Deutsche Blätter haben Deutsch-Oesterreich wol ein „verlorenes Land" genannt. Sie haben unrecht,

Denn, wo in der Begeist'rung Brand
Nur hundert deutsche Herzen flammen,
Da ist noch kein „verlor'nes Land"!

Auch die Gelegenheitsgedichte — es sind nur wenige und ebendeshalb finden sich keine Verlegenheitsgedichte darunter, sind kraftvollen Klanges und schön gerundet. So heißt es im Weiheliede einer Studentenverbindung:

Vom Bruderstamme abgeschnitten,
Auf Gott und eig'ne Kraft gestellt,
Ein trotz'ger Fels in Meeres Mitten,
An dem der Brandung Wuth zerschellt, —
So halten wir, wie wir's geschworen,
Um unser Banner dicht geschart,
Die Grenzwacht an Germaniens Thoren.
Furchtlos und treu, nach deutscher Art.

In wenigen deutschen Dichterherzen haben die Klagen und Hülferufe der österreichischen Stammesbrüder einen verheißungsvollern Widerhall gefunden als in dem F. Dahn's. Die Lieder finden sich in der „fünften Sammlung" der „Gedichte von Felix Dahn" (Nr. 4), deren Titel „Vaterland" ist. Besonders schön ist von jenen Liedern „Bei Bechlarn", wo das Klagelied der „walddunkeln Donauberge" austönt:

Wir alten Donauberge
Steh'n trauerschwer und bang:
Wir schau'n den Sieg der Zwerge: —
Wie lange noch — wie lang?

Und so ist noch eine ganze Anzahl von Liedern in dem Buche, die immer wieder vaterländisch und dichterisch empfindende Leser anziehen werden. Aber der größte Theil der Gedichte trägt das Zeichen der Gelegenheitspoesie. Ueberall erkennt man ja hier den Mann von hoher Begabung und großer Bildung und man bewundert meistens die Gewandtheit, mit der Dahn die von außen an ihn herangetretene Forderung, oft unter Bewältigung der sprödesten Stoffe, zu erfüllen gewußt hat. Er „commandirt die Poesie", aber vielfach empfängt man auch den Eindruck „commandirter Poesie". Am besten sind die Gedichte gelungen, in die er ein starkes persönliches Pathos einfließen lassen konnte, wie jenes, das er im Sommer 1892 an Bismarck richtete, und das endigt:

Ja, mußt' er von dem Steuer weichen,
Der Dank, die Treue bleiben gleich,
Ihm ragt ein Denkmal sondergleichen:
Sein Denkmal ist — das Deutsche Reich! —

Nicht minder vortrefflich sind die Dichtungen, in denen Dahn seinem gestaltungskräftigen Humor die Zügel schießen lassen konnte, wie das „Festspiel zum Empfangabend des VII. deutschen Turnfestes zu München" (1889) und das „Festspiel zur Feier von Moltke's 90. Geburtstage" (1890). Vieles andere aber, das seinerzeit gewiß gefallen und damit eben seinen Zweck erfüllt hat, hätte Dahn nicht in die Gesammtausgabe seiner Gedichte aufnehmen sollen.

Man gestatte mir hier eine thatsächliche Berichtigung, die sich auf meine Besprechung von Leo Berg's und Wilhelm Lilienthal's „Moderner Lyrik" (vgl. Nr. 2 d. Bl. f. 1893) bezieht. Herr Berg hat die Güte gehabt mir mitzutheilen, daß der Langewiesche, von dem er ein Gedicht gebracht hat, der noch lebende Sohn des Herausgebers von Kleinpaul's „Poetik" ist, und daß die großen Lücken in seiner Sammlung sich wesentlich daraus erklären, daß die vermißten Dichter ihn ohne Antwort gelassen haben.

Adolf Brieger.

Zur Philosophie.

1. Die Ursachen des Verfalls der Philosophie in alter und neuer Zeit. Von Gideon Spicker. Leipzig, G. Wigand. 1892. Gr. 8. 6 M.

Ich kann mich schon mit dem Titel des vorliegenden Werks nicht einverstanden erklären. Ich gehöre nämlich nicht zu jenen, welche in der gegenwärtigen Philosophie vorwiegend Niedergang oder gar Verfall erblicken. Ohne Zweifel weist die gegenwärtige philosophische Bewegung Verirrungen, ja Ausartungen in großer Zahl auf; allein das hindert nicht, freudig anzuerkennen, daß in unserer Zeit auf philosophischem Gebiete ein reges, frisches, arbeitslustiges Leben herrscht, ein Untersuchungsdrang, der, durch zahlreiche Fehlgriffe gewitzigt, mit Vorsicht und wohlerwogenen Methoden seine selbständigen Wege verfolgt. Das gegenwärtige philosophische Forschen übertrifft sogar in der Feinheit des Unterscheidens und in der Umsicht des Begründens alle frühern Zeiten. Es steht dem Verfahren in den übrigen Wissenschaften weit näher; es ist schlichtes Arbeiten mit den gewöhnlichen Mitteln der Wissenschaft. Die Philosophie ist nicht mehr das einseitige Bemühen, tief und nur tief zu sein um jeden Preis, sie ist nicht mehr eine Vorliebe für das Helldunkel der mit dem Unerkennbaren ringenden Gedanken; man hört von ihr nicht mehr jene erstaunlichen Verheißungen, mit denen sie sich sonst an den Erkenntnißdurst wandte. Wir berufen uns hierfür auf den ersten der „zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart" von Johannes Volkelt zu Frankfurt a. M. gehaltenen Vorträge (München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 1892).

Der Verfasser findet zwei der wichtigsten Gründe, aus welchen die angebliche Verachtung und Vernachlässigung der Philosophie zu erklären sei, in dem Zweifel an der Erkennbarkeit und dem Glauben an die Materialität der Seele. Er sagt:

> Wäre das nicht der Fall, so zeugte dies von einem höchst oberflächlichen Sinn, was mit dem Ernst und der Gründlichkeit, mit welchem heutzutage die Wissenschaft betrieben wird, sich nicht vereinigen läßt. Wahrscheinlich ist die Zahl selbst unter Naturforschern, die wirklich mit Ueberzeugung und aus wissenschaftlichen Gründen dem Materialismus huldigen, nicht sehr groß; vielmehr werden die meisten aus Mangel an hinreichenden Beweisen und sichern Thatsachen im Zustande der Ungewißheit sich befinden, ob sie eine höhere, geistige Ursache in und über uns anerkennen sollen oder nicht. Sie sind also unsicher, schwankend, zweifelnd und das ist, was man Skepticismus nennt.

Die Ursache dieser Skepsis besteht aber darin, daß in der Philosophie alles in das Prokrustesbett des Intellects gezwängt, alles apodiktisch bewiesen werden soll, wenn es auf Wahrheit Anspruch erheben will. Der „zureichende Grund" ist ein logisches Gesetz und, wo dieses nicht mehr hinreicht, hört das apodiktische Wissen auf. Wo ist aber beispielsweise der zureichende Grund für die Freiheit des Willens oder für die Existenz Gottes? Sind etwa beide nicht wahr, weil sie sich nicht beweisen lassen? Könnte nicht das sittliche und religiöse Gefühl die Bürgschaft für ihre Wahrheit und Richtigkeit in sich enthalten? Worauf beruht denn eigentlich das Kriterium für eine logische Wahrheit? Offenbar einzig und allein in der Nothwendigkeit des Denkens. Diese Nothwendigkeit ist aber füglich doch nur eine von den specifisch verschiedenen Functionen des Bewußtseins. Wenn nun das sittliche und religiöse Gefühl mit derselben unwiderstehlichen Macht sich uns aufdrängen, wodurch unterscheidet sich dann die eine Nothwendigkeit von der andern? Ist die moralische Nothwendigkeit weniger wahr, als die logische? Muß ihr diese erst den Charakter der Allgemeinheit und Nothwendigkeit verleihen? Gewiß nicht, zumal nach der Lehre Kant's von einer transscendenten Erkenntniß, von einer Metaphysik als Wissenschaft nicht die Rede sein kann. Durch das Verdict Kant's besteht die Philosophie „nur noch in Erkenntnißtheorie als Grundlage eines rationellen Empirismus". Darauf haben wir zu erwidern, daß die Metaphysik eine Nothwendigkeit ist, sofern jede Wissenschaft mit einer Menge von Begriffen, wie Substanz, Erscheinung, Causalität, Zweck hantirt, welche gleichsam das logische Gerüst der Welt bilden. Die Untersuchung dieser allgemeinsten Begriffe des Seins, der Hinweis auf das Unendliche, Unbedingte, Ewige fällt der Metaphysik zu. Sie hat uns von den schillernden Vorgängen der Oberfläche zu der absolut beharrenden Wesenheit hinüberzuleiten; nur darf man ihr nicht zumuthen, ihre Sätze streng mathematisch zu beweisen. Die Fragen des übersinnlichen Gebiets werden von ihr vielmehr in der Form von logischen Erwägungen, Hypothesen und Postulaten erörtert, und diese sind wiederum hypothetische Deutungen der Erfahrung. Durch diesen hypothetischen Charakter geht die Metaphysik jedoch beileibe nicht der Wissenschaftlichkeit verlustig. Wissenschaft ist nicht nur da vorhanden, wo unbedingt zwingende Beweise geboten werden, sondern auch überall dort, wo sich logische Erwägungen mit einem gewissen Erfolge anstellen lassen. Geschichtswissenschaft und Philologie sind voll von Vermuthungen und wahrscheinlichen Annahmen, und auch den Naturwissenschaften sind die Hypothesen unentbehrlich. Selbst das Princip von der Erhaltung der Kraft ist streng genommen nur eine Hypothese. Die Metaphysik führt mithin keinen neuen Begriff von Wissenschaft ein, sondern sie macht nur von einem in der Wissenschaft üblichen Verfahren in Gemäßheit der Natur ihres Gegenstandes einen ungleich umfassendern Gebrauch. Treffend läßt sich Volkelt in dem dritten Vortrag vernehmen: „Man darf daher die Berechtigung der Metaphysik auch nicht von der Fähigkeit abhängig machen, die Probleme bis auf den letzten Rest in unser Begreifen aufgehen zu lassen. . . . Dringt die Metaphysik noch so weit, hebt sie eine Schale und Hülle nach der andern ab:

immer wieder birgt sich ein Verhältniß dahinter. Und wie sollte dies bei der tausendfachen Beschränktheit des menschlichen Verstandes anders möglich sein! Sollte sie aber etwa wegen dieser zurückbleibenden Unbegreiflichkeiten von ihren Bemühungen abstehen? Die Erfahrungswissenschaften lassen eine ungeheure Menge des Unbegreiflichen übrig. Wenn nun die Metaphysik auch nur in bescheidenem Grade in dieses übriggebliebene dunkle Gebiet Sonderung, Verständlichkeit hineinbringt, so ist dies doch wol besser, als wenn es ein völlig wirres Chaos bliebe. . . . Die Metaphysik kann und will nur die Anweisung geben: man müsse, wenn man die Lösung eines Problems versuchen wolle, seinen Gedanken eine bestimmte Richtung geben. . . . Die frühere Metaphysik allerdings erhob meistens den Anspruch, aus dem so und so bestimmten Wesen Gottes die so und so beschaffene Welt als Nothwendigkeit abzuleiten. Die moderne dagegen will lediglich zeigen, daß die Thatsachen der Welt das Denken mit hoher Wahrscheinlichkeit nöthigen, einen in der Richtung eines bestimmten Begriffszusammenhanges gelegenen Gott zu postuliren."

Bloße Hypothesen und Wahrscheinlichkeiten vermögen indeß auf Herz und Charakter und Leben überhaupt nicht einzuwirken. Wollte der Kopf mit seinen hypothetischen Erwägungen, mit seinen Wenn und Aber Gefühl und Willen bezwingen, so wäre dies gerade so, als ob luftige Schatten gegen kraftstrotzende Riesen kämpften. Soll die Philosophie über unsere Persönlichkeit Macht gewinnen, so muß die hypothetische Gewißheit ihrer Sätze sich in festen Glauben verwandeln. Nur Glaubensüberzeugungen üben auf unser Fühlen und Wollen einen nachhaltigen Eindruck aus. Diese Steigerung der zweifelnden Gewißheit zum unbedingten Glauben kann aber unmöglich durch die Philosophie als Wissenschaft vollzogen werden. Diese muß vielmehr zugleich aus lebendigern Quellen, aus Gesinnung, Gemüth und Phantasie gespeist werden. Die logische Gewißheit muß sich mit dem Gesinnungsglauben oder der Contemplation verbinden. Ich ertheile wieder Volkelt das Wort: „Im philosophischen Gesinnungsglauben tritt neben dem denkenden Verhalten die Willensseite des Menschen stark hervor. Das moralische Bedürfniß, die Stimme des Rechten und Guten in uns verbindet sich mit unsern theoretischen Erwägungen. So entspringt eine Lebensanschauung, an der außer der Gewißheit des Denkens oder der logischen Gewißheit die Ueberzeugung des moralischen Glaubens betheiligt ist. Der zweite Typus dagegen, die philosophische Contemplation, hat sein Eigenthümliches darin, daß sich das denkende Verhalten mit dem künstlerischen Schauen und Ahnen verknüpft. Hier sprechen Bedürfnisse mit, die aus der Phantasie stammen, Bedürfnisse der Harmonie des Schönen, Erhabenen, Tragischen. So erwächst eine Lebensanschauung, die nicht, wie dort, von den moralischen, sondern von künstlerischen Idealen ihre Haltung und Färbung erhält. In Wirklichkeit verbinden sich nun beide Typen sehr häufig miteinander in verschiedenen Mischungen. Außerdem ergeben sich noch weitere Verwickelungen dadurch, daß sich beiden Formen religiöse Stimmungen und Bedürfnisse zugesellen können." Die persönliche Bethätigung bleibt jedoch nicht dabei stehen, daß sie die von aller Metaphysik unzertrennliche Skepsis in Glaubenssicherheit und Glaubensfreudigkeit verwandelt. Sie eilt dem vorsichtig schreitenden Denken pfadfindend voraus, theils überschreitet sie die Grenzen des dem Denken Erreichbaren, da das Denken Gemüth, Gesinnung und Phantasie nicht hindern darf, ihrem subjectiven Drange zu folgen, wo es selbst zur Ohnmacht verurtheilt ist. Doch muß die billigende oder verwerfende Stimme des Denkens als oberste Instanz des Gesinnungsglaubens und der Contemplation walten, sie prüfen, ordnen und klären.

Wie wir sehen, hat Spicker sich umsonst echauffirt. Es nimmt sich geradezu wie eine Ironie aus, daß er sich anheischig macht, die Gründe zur Wiederbelebung der Philosophie in ihren Hauptmomenten anzudeuten, und nicht selten Frohschammer citirt, welchem doch wohl die Philosophie Idealwissenschaft und System bedeutet und der Menschengeist keine bloße Denkmaschine, für die nur der entsprechende objective oder reale Mechanismus des Naturgeschehens von Bedeutung und erkennbar wäre, sondern Leben, Fühlen und Wollen ist.

2. Die Philosophie von Herbert Spencer. Von Dr. med. Reinhard H. Weber. Darmstadt, H. Courths u. Sohn. 1893. 8. 80 Pf.

Die vorliegende Schrift rührt aus einem im „Vereine für Wissenschaft und Kunst" zu Darmstadt gehaltenen Vortrage her. Ihr Verfasser, ein Arzt aus Philadelphia, verfolgt mit ihr den löblichen Zweck, der in einem großen Theile der gebildetsten Klassen Deutschlands herrschenden Geringschätzung und Misachtung aller Philosophie durch eine flüchtige Würdigung der in Deutschland wenig bekannten Philosophie Herbert Spencer's die Spitze abzubrechen. Er entwirft in sehr knappen Zügen einen Umriß des Inhalts seiner sämmtlichen Werke und fügt, um ein lebhaftes und nachhaltiges Interesse für seinen Philosophen zu erwecken, in richtiger Auswahl das im ersten Bande des Systems der synthetischen Philosophie befindliche Resumé am Schlusse der „die religiösen Grundbegriffe" und „die wissenschaftlichen Grundbegriffe" behandelnden Kapitel, sowie das die Ueberschrift: „Die Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft" tragende Kapitel in der vortrefflichen deutschen Uebersetzung von B. Vetter hinzu.

3. Psychologische Streitfragen. Von P. Langer. Ohrdorf, C. Grapenthin. 1893. 8. 80 Pf.

Fechner's berühmtes Werk: „Elemente der Psychophysik" und die aus dem Studium desselben hervorgegangene Ueberzeugung, daß die von Fechner aus dem Weber'schen Gesetze gefolgerte gesetzmäßige Beziehung zwischen Reiz und Empfindung einem Trugschlusse ihre Entstehung verdanke,

haben den Verfasser zu der im Jahre 1876 erschienenen kritischen Untersuchung: „Die Grundlagen der Psychophysik" angeregt. Diese trug ihm jedoch seitens Fechner's selbst wie auch anderer Psychologen mannichfache Gegenbemerkungen ein. Die vorliegende Abhandlung nun verfolgt den Zweck, die im Laufe der Zeit gegen jene kritische Untersuchung geltend gemachten Einwände zu entkräften, und wir müssen gestehen, daß sie diesen Zweck erreicht hat. Wie immer sich aber auch seine Gegner zu seinen Erwiderungen verhalten mögen, so werden sie ihm doch darin beistimmen müssen, daß die psychophysischen Arbeiten, wofern sie in verständiger Erwägung der wenigen bewiesenen Thatsachen mit einem gewissen Skepticismus vor sich gehen, ihre volle Berechtigung haben, indem sie eine Wissenschaft ausbilden, deren Wichtigkeit und Bedeutung stetig mit ihrer Ausbildung wächst.

Bernhard Münz.

Karl von Hase's Werke.

Das geistliche Schauspiel. Rosenvorlesungen kirchengeschichtlichen Inhalts. (Zweiter Halbband des sechsten Bandes.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1892. Gr. 8. 5 M.

Mit diesem Bande ist die Gesammtausgabe von Hase's Werken in zwölf stattlichen Bänden fertig geworden. Der Inhalt desselben gehört wol zum bekanntesten, was Hase geschrieben hat: die Monographie über das geistliche Schauspiel hat längst ihren Ehrenplatz in der Literatur, und die Rosenvorlesungen sind Muster edel-populärer Vorträge. Hase's Meisterschaft zeigt sich vielleicht nirgends mehr, als eben in diesen Vorträgen, welche die Titel tragen: „Ein falscher Messias", „Gregor VII.", „Äneas Silvius Piccolomini (Papst Pius II.)", „Pantheon und Peterskirche", „Der Kanzler Crell", „Die Französische Revolution und die Kirche". Man lese z. B. nur die vier Seiten Einleitung zu „Kanzler Crell", worin die theologischen Gegensätze der reformatorischen und nachreformatorischen Zeit in ganz kurzen, aber meisterhaft klaren Strichen gezeichnet werden. Ein sehr beherzigenswerthes Wort aus dieser Einleitung möge hier angeführt werden: „Der Protestantismus wird sogleich machtlos, sobald er seiner selbst vergißt."

Mit Recht darf der Herausgeber des sechsten Bandes von diesen Vorträgen rühmen: „Wenn reiches Wissen, künstlerische Gestaltungsfähigkeit, auch wol feiner Humor, für diese literarische Darstellungsweise besonders befähigen, so haben wol wenige Gelehrte in höherm Maße diesen Forderungen entsprochen, als Karl von Hase, der in seiner Kirchengeschichte den culturhistorischen Interessen weitern Raum als bisher bräuchlich verstattet, und die Darstellung selbst zum Kunstwerk gemacht hatte. Sind diese Vorträge Anfänge einer neuen Literaturform, so tragen sie doch das Gepräge der Meisterhand."

Die Herausgeber von Hase's Werken sowie die Verlagshandlung haben mit diesen gesammelten Werken den Bücherschatz des Gebildeten um einen äußerst werthvollen Beitrag bereichert, und es wäre zu wünschen, daß Hase's Schriften recht viele Leser fänden. Wer nicht alle hier gesammelten Werke will, dem stehen einzelne Bände und Halbbände mit geringer Preiserhöhung zur Verfügung.

Die gesammelten Werke Hase's sind nach drei Rubriken geordnet: „Kirchengeschichtliches" (Band I—VI); „Zur Glaubens- und Kirchenlehre" (Band VII—X); „Lebensbeschreibung und Vaterländisches" (Band XI und XII). In jeder dieser Abtheilungen ist ein Hauptwerk, das allein genügen würde, Hase's Namen in der Literatur zu erhalten: in der ersten die dreibändige „Kirchengeschichte auf Grund akademischer Vorlesungen" — ein Werk so reich an Geist und Gesichtspunkten wie kaum ein anderes dieser Art, ein vollgültiger Beweis, daß Hase als Kirchenhistoriker mit Recht auf eine Stufe mit Leopold von Ranke gestellt wird. Die Aehnlichkeit beider ist oft eine geradezu überraschende.

In der zweiten Abtheilung ist es die hier in fünfter Auflage vorliegende „Protestantische Polemik", die den Ruhm des Polemikers Hase für alle Zeit begründet hat. Das Buch ist eines jener mustergültigen Werke, wie sie selten geschrieben werden. Daß der Polemiker niemals den Freniker verleugnete, der Hase eigentlich durch Anlage und Neigung war, ist gerade für eine confessionelle Polemik nicht der kleinste Ruhmestitel.

Die dritte Abtheilung wird eröffnet durch Hase's Jugenderinnerungen, „Ideale und Irrthümer", hier zum dritten male abgedruckt. Das Buch zählt längst zu den liebenswürdigsten und interessantesten Selbstbiographien, die wir besitzen, und hat Gegenstücke nur an Kügelgen's „Jugenderinnerungen eines alten Mannes", K. Gerok's „Jugenderinnerungen" und Ludwig Richter's „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers".

Die Vielseitigkeit seines Talents hat Hase aber nie zur Oberflächlichkeit verleitet; er ist stets — im besten Sinne — ein deutscher Gelehrter geblieben; und dem widerspricht auch das nicht, daß bei ihm überall das Herz betheiligt ist. Dadurch eben spricht er zu den Herzen, und die Funken seines Geistes sind nicht blos ein rasch versprühendes Feuerwerk, sondern entspringen einer innern Wärme- und Lichtquelle, von der sich jedem Leser seiner Werke etwas mittheilt.

Richard Weitbrecht.

Feuilleton.

Aus der neuesten englischen Literatur heben wir folgende wichtigen Erscheinungen hervor:

Von den zuletzt herausgegeben Nummern der bei Heinemann u. Balestier zu Leipzig in regelmäßiger Reihenfolge erscheinenden Bibliothek „The English Library" verdienen zwei Werke besondere Beachtung. Die unermüdliche und unerschöpfliche Mrs. Oliphant schildert in zwei Bänden „The Victorian Age of English Literature" und erweist sich als eine aufmerksame und im ganzen zuverlässige Führerin durch die verschiedenartigsten Gebiete der englischen Literatur der letzten funfzig Jahre. Die hochbetagte, einer frühern Generation angehörende Verfasserin behandelt die neuwissenschaftliche Entwickelungslehre äußerst geringschätzig und sträubt sich besonders gegen ihre Anwendung auf den Ursprung der menschlichen Geistesfähigkeiten. Ihrer Ansicht nach ist jedes Genie entweder ein wunderbares himmlisches Wesen oder ein Spiel der Natur; von der Einwirkung ganz bestimmter Vererbungsgesetze auf dessen Entstehung will sie gar nichts wissen. Von ihrem Standpunkte aus sind die höchst interessanten Forschungen des Herrn Francis Galton über „Hereditary Genius" ein Greuel und werden von ihr überhaupt nicht einmal erwähnt. Robert Chambers, der Verfasser der anonym erschienenen und in England schnell berühmt gewordenen „Vestiges of the Natural History of Creation", wird als „the culprit" bezeichnet, der dieses große Verbrechen begangen habe. Auch kommen hier und da einige Ungenauigkeiten vor, die mit größerer Sorgfalt hätten leicht vermieden werden können. „Peter Plymley's Letters" sind nicht „um 1806", sondern 1807—1808, und Thackeray's „Pendennis" nicht 1850, sondern schon im Jahre 1848 erschienen. Carlyle's „Weissnichtwo" ist in „Wessnichtwo" verwandelt und Croker tritt einmal (I, 65) als Crocker auf. Auch Dryden's bekannter Vers: „Great wits are sure to madness near allied" wird (II, 128) unrichtig angeführt und dadurch bedeutend abgeschwächt. Uebersehungen und Auslassungen sind bei einer derartigen kurzgefaßten und doch vielumfassenden Arbeit fast unvermeidlich; es ist aber zu bedauern, daß während die Verdienste des Herrn Andrew Lang dreimal besonders hervorgehoben, die literarischen Leistungen des weit bedeutendern Herrn Walter Pater mit keiner Silbe erwähnt werden. Trotz alledem ist Frau Oliphant's Handbuch der neuesten englischen Literaturgeschichte ein vorzügliches Werk, das eine allseitige und gründliche Kenntniß des Gegenstandes beurkundet und feinen poetischen Sinn und meistens treffendes Urtheil mit geschmackvoller und lebendiger Darstellung verbindet. Das Schlußkapitel über die hervorragendsten Zeitschriften und Zeitungen des Vietoria'schen Zeitraums enthält ein ungemein reiches, mit großem Fleiß und löblichem Geschick zusammengestelltes Material und übertrifft an Vollständigkeit alle bisherigen Bearbeitungen des schwierigen Stoffs.

Die zweite Publication der „English Library", auf die wir des Lesers Aufmerksamkeit lenken wollen, ist Walter Besant's „London". Dieses zweibändige Werk ist keine Geschichte der alten, schon zur Römerzeit wichtigen Stadt, sondern gibt eine Reihe von interessanten Beiträgen zur Culturgeschichte derselben von der nachrömischen Zeit an bis zu dem 1760 erfolgten Tode Georg's II. Es sind also eher flüchtig hingeworfene Skizzen als vollendete und chronologisch eng zusammenhängende Bilder, die der Verfasser uns bietet. Lange Perioden werden gänzlich übergangen, um bei den, in welchen auffällige Veränderungen stattgefunden oder zu deren Kenntniß die Quellen reichlich fließen, desto länger zu verweilen. Der Verfasser sucht vor allem das Bürger- und Volksleben zu verschiedenen Zeiten zu schildern und stellt den Handel und Wandel, die Gewerbsamkeit und Geselligkeit, den strengen Zunftzwang und die grausame Justizpflege einer vornehmen mittelalterlichen Stadt mit großer Anschaulichkeit dar. Zu den öffentlichen Belustigungsorten gehörten auch das Schaffot und die Schandsäule, und die darauf vorgenommenen Enthauptungen und Verstümmelungen zogen den großen Haufen noch stärker an als ein Hahnenkampf oder eine Bärenhetze. Ganz vortrefflich sind ferner die zum Theil auf gleichzeitigen Urkunden beruhenden Beschreibungen der Pest und des großen Brandes, welche in den Jahren 1665 und 1666 die Stadt verheerten und fast zu Grunde richteten.

In einem Buche über „Animal Coloration" (London, Swan Sonnenschein u. Comp.) erörtert Professor F. E. Beddard mit wohlthuender Umsicht und Besonnenheit die Frage der Färbung der Thiere und die Rolle, die dieses Merkmal im Kampfe ums Dasein spielt. Inwiefern die Nachahmung in dieser Beziehung zum Schutz des Individuums gegen Feinde und dadurch unter dem Einflusse der natürlichen Züchtung zur Erhaltung und Fortpflanzung der Art dienen mag, ist noch nicht festgestellt worden. Beddard weist nach, daß die Eigenthümlichkeiten, die man bisher für nützlich gehalten hat, in einigen Fällen durchaus gleichgültig sind, wie z. B. bei der als Volucella bombylans bekannten Fliege, die der Hummel sehr ähnlich ist und ihre Eier im Nefte dieser Biene legt. Der Verfasser zeigt, daß es andern Parasiten, die diese Aehnlichkeit mit den Pflegeältern nicht haben, auch gelingt, für ihre Nachkommenschaft in derselben Weise zu sorgen. Hier haben wir mit einem Naturforscher zu thun, der eine scharfsinnige und vor allem nüchterne Beobachtungsgabe besitzt und seine Untersuchungen anstellt, ohne irgendeine vorgefaßte Meinung oder Lieblingstheorie dadurch unterstützen zu wollen.

In derselben Verlagshandlung ist „The Emancipation of Women and its Probable Consequences" von Adele Crepaz mit einem zur Einleitung dienenden Empfehlungsschreiben von „the Right. Hon. W. E. Gladstone, M. P." erschienen. Wie der greise britische Staatsmann dazu gekommen ist, ein so oberflächliches und werthloses Machwerk mit seinem imprimatur zu versehen, ist vollends unbegreiflich. Möglicherweise hat er das Buch aus Gutmüthigkeit gelobt, ohne es gelesen zu haben; durch diese Erklärung wird er zwar geistig gerettet, aber moralisch gerichtet. Frau Crepaz gibt eine gar traurige Schilderung der Entartung und Entsittlichung in Deutschland infolge der Bestrebung des heranwachsenden weiblichen Geschlechts nach höherer Ausbildung und Erziehung. Noch ärger ist es natürlich in den Vereinigten Staaten, wo nur lieblose „Vernunftheirathen" zu Stande kommen und die Mütter sich um ihre Kinder gar nicht bekümmern. „Es ist allgemein bekannt", behauptet sie, „daß in Amerika die glücklichsten Ehen diejenigen sind, welche Amerikaner mit deutschen Frauen schließen." Auch diese Angabe ist durchaus falsch und gänzlich aus der Luft gegriffen. Erstens kommen solche Ehen verhältnißmäßig selten vor; zweitens sind Eheschließungen zwischen deutschen Männern und amerikanischen Frauen viel häufiger und ebenso glücklich wie die ehelichen Verbindungen, bei denen das umgekehrte Verhältniß in Bezug auf die Nationalität des Gatten und der Gattin besteht.

— Von Jäger's „Weltgeschichte in vier Bänden" (Leipzig, Velhagen u. Klasing) sind bisjetzt zwölf Lieferungen erschienen. Der Hauptwerth der den Text begleitenden Illustrirung liegt darin, daß sie wirklich die Zeit, der sie gewidmet, illustrirt und zwar nicht mit phantasievollen Schöpfungen heutiger Künstler, sondern durch die getreue Wiedergabe künstlerischer Werke derselben Epochen, zu deren Veranschaulichung sie dienen sollen. Aus den Kunstbeilagen der obigen Lieferungen sind besonders zu nennen: die

farbige Abbildung einer griechischen Vase von dem griechischen Vasenmaler Brygos (4. Jahrhundert), welche den Schlußkampf in Troja darstellt, farbige Darstellung der Grabstele des Aristion, eines athenischen Bürgers aus der Zeit der Marathonkämpfe. Außenbild einer Schale, welches eine griechische Schule darstellt, gemalt vom Vasenmaler Duris (berliner Museum). Ferner: farbige Nachbildung einer Seite des berühmten Codex Argenteus zu Upsala, enthaltend Bruchstücke von Bischof Ulfilas' gotischer Bibelübersetzung, geschrieben im 4. Jahrhundert n. Chr. Karl's des Großen Testament aus der „Vita Caroli Magni" von Einhard, geschrieben in den nächsten Jahren nach Karl's des Großen Tode. Zwei Seiten aus Widukind's von Corvey, Sächsischer Geschichte (vollendet um 967): Schilderung der Person Otto des Großen. Berühmte Stelle von Heinrich's I. Kriegsvorbereitungen gegen die Ungarn und vieles andere mehr.

— Das Büchlein „Der Tourist in Nordwestfalen, Lippe und den angrenzenden Gebieten. Ein illustrirtes Reisehandbuch für den Teutoburger Wald (Hermannsdenkmal, Externsteine, Dörenther Klippen) und für das Wesergebirge (Porta-Westfalika, Süntel, Solling), Steinhuder Meer, Deister, Osterwald nebst Kassel mit Wilhelmshöhe. Herausgegeben unter Mitwirkung der Verschönerungsvereine in Bielefeld, Borgholzhausen, Oerlinghausen, Osnabrück, sowie des Solling-Vereins in Holzminden u. a. von O. Schultze" (1 M. 25 Pf., mit Karte 1 M. 50 Pf.) gehört unstreitig zu den guten Reisebüchern. Es erschließt uns ganz neue Theile des Teutoburger Waldes (bis Osnabrück, Münster, Tecklenburg u. s. w.), der selbst in seinen Ausläufern ganz prächtige Partien bietet. Der Verfasser hat es verstanden, durch peinlich genaue Angabe der Wege, der Sehenswürdigkeiten und allem Wissenswerthen den Touristen von andern unabhängig zu machen. Es sei allen Reiselustigen und Bäderbedürftigen warm zur Anschaffung empfohlen.

— Von der Gesammtausgabe der Werke von Rudolf Lindau: „Gesammelte Romane und Novellen" (Berlin, F. Fontane u. Comp.), auf die wir schon wiederholt aufmerksam gemacht haben, sind in den letzten Wochen Lieferung 13—19, Band 3 erschienen. Als feinsinniger Erzähler steht Rudolf Lindau in den ersten Reihen der deutschen Novellisten. Seine großen Vorzüge treten besonders hervor in dem vorliegenden dritten Bande der trefflichen Gesammtausgabe. Den größern Raum nimmt der Roman „Robert Ashton" ein; den Schluß bildet die stimmungsvolle Novelle „Das Glückspendel".

— Im Verlage von Ferdinand Schöningh in Paderborn wird demnächst ein Buch über Ernst von Schiller, den weimarischen Hofjunker und rheinganischen Richter unter dem Titel: „Schiller's Sohn Ernst" von Landgerichtsrath Karl Schmidt erscheinen, das unter andern eine Reihe ungedruckter Briefe Ernst von Schiller's an Goethe und mehrere Facsimile von Schiller und Goethe sowie neue Bildnisse von Mitgliedern der Schiller'schen Familie enthalten wird.

— In den „Zeitfragen des christlichen Volkslebens", herausgegeben von E. Freiherrn von Ungern-Sternberg und Pfarrer H. Dietz, ist als erstes Heft des achtzehnten Bandes von dem Mitherausgeber Heinrich Dietz ein beachtenswerther Beitrag erschienen zu der brennenden Tagesfrage der socialen Verhältnisse unserer Landbevölkerung. „Wer hilft dem Bauernstande?" so nennt sich dieser warm und frisch geschriebene „Appell an die Christenleute über ihre Stellung zu den bäuerlichen Genossenschaften". Daß unserm Bauernstande geholfen werden muß, und zwar schnell und gründlich, soll er nicht in absehbarer Zeit seinem Untergang verfallen, darüber herrscht unter allen Urtheilsfähigen kein Zweifel mehr. Es handelt sich nur um das Wie. Und da wird die Auffassung des mit den bäuerlichen Verhältnissen wohlvertrauten Verfassers in weiten Kreisen auf Zustimmung rechnen dürfen, wenn er die dringend nöthig gewordene Hülfe nicht blos von oben her, von Maßregeln der Regierung, erwartet, sondern den Hebel ansetzt bei den Betheiligten selbst und eine gründliche dauernde Besserung der gefährdeten Lage unsers Bauernstands nur von einer immer ausgedehntern, zielbewußten Arbeit in den bäuerlichen Genossenschaften und Genossenschaftskassen nach Art der Schorlemer'schen und Raiffeisen'schen Spar- und Darlehnsvereine erhofft. Natürlich unterschätzt er nicht, was auch die Pflege christlicher Frömmigkeit und Sitte an Hülfe zu leisten hat. Aber er verlangt nach dem Grundsatz: „Bet' und arbeit, so hilft Gott allezeit", daß diese Pflege Hand in Hand gehe mit einem umfassenden ländlichen Genossenschaftswesen, wie es in Spar- und Darlehnskassen, Consumvereinen, Vereinen zur Beschaffung von Gegenständen des landwirthschaftlichen und gewerblichen Betriebs, Magazinvereinen, Absatzvereinen, Productivgenossenschaften, Pfennigsparkassen u. s. w. hier und da schon einen kräftigen, verheißungsvollen Aufschwung genommen hat. Und wer wollte leugnen, daß hier eine Aufgabe zu lösen ist, die mit den Bestrebungen der Innern Mission nahe genug verwandt ist, sodaß der Aufruf an alle diejenigen, welche für diese Verständniß und ein warmes Herz haben, wohlberechtigt erscheint.

Bibliographie.

Bahlmann, P., Die lateinischen Dramen von Wimphalings Stylpho bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. 1480—1550. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte. Münster, Regensberg. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Bauch, H., Humoristische Erzählungen in schlesischer Mundart. 1. und 2. Bändchen. Breslau, Goerlich. 8. à 2 M.

Behm, R., Vorschule der Philosophie in Briefen an einen jungen Freund. Heidelberg, Weiß. 8. 1 M.

Bibliothek theologischer Klassiker. Fünfundzwanzigster Band: Spitta, C. J. P., Psalter und Harfe. Gotha, F. A. Perthes. 8. 2 M. 40 Pf.

Brandes, Shelley und Lord Byron. Leipzig, Barsdorf. 8. 3 M.

Bulthaupt, H., Shakespeare und der Naturalismus. Supplement zum 28. Band des Jahrbuchs der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Weimar, Huschke. Gr. 8. 1 M.

Döll, E., Eugen Dühring. Etwas von dessen Charakter, Leistungen und reformatorischem Beruf. Leipzig, C. G. Naumann. 8. 2 M.

Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek. 9. Jahrgang. 23. Band. Das Haus am Moor. Roman in 2 Bdn. von Fl. Warden. 1. Bd. Stuttgart, Engelhorn. 8. 50 Pf.

Eynatten, C. v., Brandenburger Sagen. Sagen und Geschichten. Leipzig, B. Franke. 8. 2 M.

Fischer, K., Geschichte der neuern Philosophie. Neue Gesammtausgabe. 8. Bd. Arthur Schopenhauer. 2. Hälfte. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 2 M.

Fröschl, C., Kleine Gesellen. 16 Zeichnungen (in Lichtdruck). 2. Auflage. Leipzig, A. Seemann. Gr. 4. In Mappe 8 M.

Grosch, H., Rosegger ein Volkserzieher. Bielefeld, Helmich. 8. 50 Pf.

Herodas, Mimiamben. Herausgegeben und erklärt, mit einem Anhang über den Dichter, die Ueberlieferung und den Dialekt von Rich. Meister. (Aus „Abhandlungen der k. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften".) Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 10 M.

Hettner, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. In drei Theilen. Dritter Theil. 1. und 2. Buch. Vierte Auflage. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 17 M.

Hofmann, K., Heinrich Mühlpfort und der Einfluß des Hohen Liedes auf die zweite schlesische Schule. Nebst einem Anhang: Coemeterium Henrici Mühlpfortii. Heidelberg, Pf. Wiese, Buchdruckerei. Commission G. Fock, Leipzig. 8. 2 M. 50 Pf.

Kohut, A., Berühmte und berüchtigte Giftmischerinnen. Eine culturgeschichtlich-psychologische Studie. Berlin, Bibliographisches Bureau. 8. 2 M. 50 Pf.

Kolde, Th., Martin Luther. Eine Biographie. 2. Band 2. Hälfte. Gotha, F. A. Perthes. 8. 6 M.

Köppen, Beiträge zur Geschichte der deutschen Weihnachtsspiele. Paderborn, Schöningh. 8. 2 M. 40 Pf.

Körner's Tagebuch und Kriegslieder aus dem Jahre 1813. Herausgegeben von Peschel. Freiburg i. Br., Fehsenfeld. 8. 2 M.

Die Kriege Friedrichs des Großen. Erster Theil. Der Erste Schlesische Krieg. 1740—1742. Zweiter und Dritter Band. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 21 M.

Leonhard, C., Gedichte. Dresden, Pierson. 12. 2 M.

Lieder aus dem Hagedorn. Gedichte. Leipzig, Fock. 16. 2 M. 50 Pf.

Der Militarismus im deutschen Reich. Eine Anklage-Schrift von einem deutschen Historiker. 3. Auflage. Stuttgart, Lutz. Gr. 8. 60 Pf.

Pleschner, Dr., Holtzendorff der Zweite. Eine Kanzlei-Idylle. Prag, Calve. 8. 60 Kr.

Scherer, W., Kleine Schriften. Erster und Zweiter Band. Kleine Schriften zur altdeutschen Philologie. Herausgegeben von Konrad Burdach. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 23 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Dr. Fr. Wollny, **Historisch-psychologischer Tractat.** Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. Preis 5 M.

Dr. Fr. Wollny, **Ueber den Hypnotismus.** Nebst einem Anhange über die Todesstrafe nach neuem System. Preis 50 Pf.

Dr. Fr. Wollny, **In Sachen der Hypnose und Suggestion.** Ein Vademecum für Herrn Professor Wundt. Preis 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des spanischen Nationaldramas

von

Adolf Schaeffer.

Zwei Bände. 8. Geh. 16 M. Geb. 18 M.

Der Verfasser unternahm es auf Grund eingehendster Studien, in methodischer Weise durch das ausgedehnte poetische Labyrinth der altspanischen Komödie zu führen, welche den Gegenstand des Staunens und der Bewunderung aller Zeiten bildet. Das Werk ist für die zahlreichen Freunde der spanischen Literatur in Deutschland unentbehrlich, wird aber auch weitern Kreisen willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Kriegsschiffsleben

und

Seefahrkunst.

Von

B. von Werner,

Contreadmiral a. D.

Mit 60 Abbildungen und 4 Karten.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. Auch in 18 Lieferungen à 50 Pf. zu beziehen.

In der „St.-Petersburger Zeitung" heißt es: „Werner, ein Meister interessanter und populärer Darstellung, faßt seinen Stoff nicht trocken und lehrhaft auf, sondern knüpft seine Darstellung an eine Reise über den Atlantischen Ocean, um — eigene Erlebnisse verwerthend — was er über die Kriegsschiffahrt, Seefahrkunst und das Meer selbst nützutheilen hat, in eine lebendige, anregende Fassung zu bringen. Ein genaues Sach- und Namenregister macht das Buch zu einem guten, brauchbaren Nachschlagewerk, das über jeden seemännischen Ausdruck u. s. w. sofort Aufklärung gewährt. Der Brockhaus'sche Verlag hat für eine prächtige Ausstattung gesorgt, sodaß das Werner'sche Buch sich auch äußerlich als ein schönes Geschenkwerk darstellt."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Jobsiade. Ein grotesk-komisches Heldengedicht in drei Theilen von **Dr. K. A. Kortum.** Vierzehnte Auflage. Mit Einleitung und Anmerkungen. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

Classisch in ihrer Art und echtdeutsch in ihrem Gepräge, ist die „Jobsiade" das einzige komische Heldengedicht neuerer Zeit in Deutschland, welches diesen Namen verdient und auf die Dauer populär geworden ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Ferdinand Gregorovius.

Herausgegeben von **A. F. Graf von Schack.**

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Zum ersten male erscheint hier eine Sammlung der Gedichte von Gregorovius, von seinem langjährigen Freunde, dem Dichter und Literarhistoriker Grafen von Schack, herausgegeben und mit einer biographischen Skizze eingeleitet. Die Sammlung gehört mit zu dem geistigen Vermächtnisse des großen Todten und wird dem weiten Kreise der Verehrer seiner Reiseschilderungen und historischen Werke, wie allen Freunden tiefempfundener Poesie willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Emin-Pascha.

Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin-Pascha's aus den ehemals ägyptischen Aequatorialprovinzen und deren Grenzländern.

Herausgegeben von

Dr. Georg Schweinfurth

und

Dr. Friedrich Ratzel

mit Unterstützung von

Dr. R. W. Felkin und Dr. G. Hartlaub.

Mit Porträt, Lebensskizze und erklärendem Namenverzeichniß.

8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Eine Sammlung der zahlreichen bisher nur theilweise bekannten werthvollen Arbeiten Emin-Pascha's, namentlich auch der in seinen ausführlichen Reisebriefen enthaltenen Berichte: das einzige Werk, welches eine Uebersicht seines Schaffens und Wirkens gibt.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 34. — 24. August 1893.

Inhalt: Die Sociologie, eine neue Wissenschaft. I. Von Paul Barth. — Zur antiken Literatur. Von Richard Opitz. — Zur Philosophie. Von L. Weis. — Romane und Erzählungen. Von Benno Rüttenauer. — Neue Lyrik. Von Richard Weitbrecht. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Sociologie, eine neue Wissenschaft.

I.

Neue Wissenschaften — so sollte man meinen — können nur entstehen durch neue Objecte des Wissens, und zwar nicht durch einzelne, sondern ganze neue Klassen, entweder von Objecten oder von bisher unbekannten Erscheinungen. Aber die inductive, nur auf Objecte und Erscheinungen gerichtete Wissenschaft ist dreihundert Jahre alt, die Inventur scheint beendet, die Entdeckung eines neuen Wissensgebiets ausgeschlossen. Die moderne Ethnologie, etwa fünfzig Jahre alt, war demnach die letzte neue Wissenschaft, der Schlußstein des ganzen Gewölbes.

Indessen neue Wissenschaften entstehen nicht blos durch neue Gebiete des Wissens, sondern auch durch eine neue Behandlungsweise alter Gebiete. In diesem Sinne sind z. B. die vergleichende Anatomie und die vergleichende Linguistik neue Wissenschaften.

Diesen beiden in ihrem Entstehen vergleichbar ist auch die neueste, jetzt öfter genannte Wissenschaft, die Soeiologie. Ihr barbarischer, von Auguste Comte gebildeter Name, der Philologen eine Gänsehaut verursacht, ist als Kunstausdruck ebenso fest eingebürgert, wie das andere von Comte geprägte, nicht minder mislungene Wort „Altruismus", eine greuliche, halb lateinische, halb französische Zwitterbildung. Comte's Barbarismus ist unausrottbar, weil international und kürzer als ein entsprechender deutscher Ausdruck, „Gesellschaftskunde" oder „Gesellschaftsphilosophie".

Das Denken über die Gesellschaft ist so alt wie die Gesellschaft selbst, viel jünger aber ist das wissenschaftliche Denken darüber. Wie ist überhaupt die menschliche Gesellschaft, dies kunstvolle Gebilde, das achte Weltwunder, wie Carlyle sie nennt, entstanden? Das 17. und das 18. Jahrhundert gaben ihr bekanntlich einen streng juristischen, fast möchte man sagen, notariell beglaubigten Ursprung, den „Gesellschaftsvertrag", der bei Hobbes nach einem furchtbaren Kriege aller gegen alle den Frieden bringt, bei Rousseau nach einem goldenen Zeitalter der Unwissenheit, Armuth, Unschuld und Isolirtheit das Sondereigenthum einführt und damit Wissen, Reichthum und Laster.

Aber diese Vorstellung vom Gesellschaftsvertrage ist fast ebenso falsch als wenn man sagen wollte: „Die Sprache entstand durch Verabredung der ersten Menschen." Man setzt dabei als Bedingung voraus, was als Ergebniß folgen soll. Hobbes traut dem, wie man jetzt weiß, phantasielosen Urmenschen zu viel Phantasie zu, indem er ihm die Vorstellung der friedlichen Gesellschaft zuschreibt, ehe er die Wahrnehmung derselben hatte. Noch weniger erklärt Rousseau, was den primitiven Menschen oder das primitive Menschenpaar bewog, das isolirte Glück der Einsamkeit zu verlassen. Das gesellige Zusammenleben der Menschen ist vielmehr durch die Natur, durch den Kampf ums Dasein erzeugt worden, ebenso wie der gesellige Zustand der Ameisen, Bienen und Wespen und der halbgesellige Zustand höherer Säugethiere. Die primitive menschliche Gesellschaft dürfen wir uns kaum anders vorstellen als etwa ein Rudel Hirsche, ohne weitere Gliederung, ohne festere Einheit, als höchstens der gelegentlichen, durchaus nicht beständigen Unterordnung unter einen Führer oder auch eine Führerin. Vor allem fehlt auch der Bausteiu, aus dem die apriorische Construction stets auch jetzt noch die Gesellschaft zusammenfügt, die monogamische Familie. Vielmehr ist, wie wir aus der Beobachtung der niedersten Naturvölker und aus gewissen, in spätern Zeiten noch aufbewahrten „Ueberlebseln" schließen müssen, die ganze primitive Horde eine einzige große Familie im Zustande der „Promiscuität", wie der technische Ausdruck lautet, mit allgemeiner, weder nach Zeiten geregelter noch nach Individuen oder durch Blutsverwandtschaft beschränkter Paarung. Aus Ursachen, für die die Wissenschaft bisjetzt nur Hypothesen hat, durch mehrere

tausendjährige Stadien hindurch, wie wir sie heute noch bei verschiedenen Naturvölkern finden, als frühere, fast spurlos vergessene Stufen ihrer Entwickelung bei den Culturvölkern annehmen müssen — z. B. die Gruppenfamilie, die aus mehrern Brüdern und den ihnen gemeinsamen nicht blutsverwandten Frauen besteht, welche L. H. Morgan bei vielen turanischen Völkern nachweist, Cäsar bei den britischen Kelten vorfand —, durch solche Stufen hindurch findet nun eine fortschreitende Beschränkung der eine Familie bildenden Personen und eine fortschreitende Verlängerung ihrer Verbindung statt, bis endlich, an der Schwelle der eigentlichen Geschichte, die monogamische, der heutigen wesentlich gleiche Familie auftritt, der gegenüber die bei den Semiten herrschende polygamische Form dem an größere Differenzen gewöhnten Sociologen nur als Variation, nicht als andere Art, erscheint. Eine Mehrheit solcher Familien umfaßt eine höhere Einheit, das Geschlecht (gens, γένος), das aber keineswegs aus ihnen durch Vereinigung, sondern lange vor ihnen schon entstanden ist, in der herkömmlichen Geschichtsdarstellung nicht mehr als ein Wort, wenn wir lernen, daß die Römer 300 gentes, die Attiker 360 γένη zählten, in Wirklichkeit aber eine sehr concrete Einheit, durch das ideelle Band des Cultus des gemeinsamen Ahnen und das reale Band des gemeinsamen Gehorsams gegen den Aeltesten des Geschlechts sowie des gemeinsamen Grundbesitzes mächtig zusammengehalten, das festeste der Gebilde, die die Natur aus der Blutsverwandtschaft geformt hat, der eigentliche Kern der Gesittung jener Epoche. Dem Geschlechte fühlte sich der damalige Mensch in erster Linie angehörig, nicht der Familie. Als Saul erfährt, daß er zum Könige bestimmt sei, faßt er dies nicht auf als Ehre für seine Familie, sondern für sein Geschlecht und ruft erstaunt aus: „Mein Geschlecht ist das kleinste im Stamme Benjamin!“ Viele Geschlechter bilden einen Stamm, mehrere Stämme können ein Volk bilden, aber diese höhern Einheiten entstehen nur unter dem Drange äußerer Gefahr, sind lockerer und für das innere friedliche Leben der damaligen Epoche bedeutungsloser als das Geschlecht.

Allmählich wird das Kleid dieser Gentilverfassung der Gesellschaft zu eng. Je fester die Familie wird, je fester ihr Sondereigenthum an Grund und Boden, desto geringer wird die Autorität des Oberhaupts des Geschlechts, die einzelnen Familien streben auseinander, es beginnt eine Zeit socialer Unruhe und Verwirrung. Die Rettung bringt mit Hülfe der eben erfundenen Schrift der „Gesetzgeber“, der bei allen fortschreitenden Völkern in dieser Krisis sich findet. An Stelle der lebendigen, ungeschriebenen Grundsätze der Sitte setzt er die abstracten, geschriebenen Gebote, die alten, sittlich indifferenten Naturgötter werden zu moralischen Göttern, die jene Gebote in Schutz nehmen. Apollo, der Bogenschütze, der die Pest oder den sanften Tod der Alten bringt, wird zum delphischen Apollo, dem höchsten Schiedsrichter in allen Fragen der Wahrheit und sittlichen Reinheit. Die alte naturwüchsige Gesellschaft wird zum künstlichen Staate, der, das ganze Volk in „Stände“ eintheilend, nach seinem Besitze einem jeden Rechte und Pflichten zumißt. Diese Gesetzgeber, der historische Solon, der mythische Lykurg, der nicht minder mythische Mann, die israelitischen Priester, die vom 7. bis zum 5. Jahrhundert v. Chr. an der sogenannten „mosaischen Gesetzgebung“ gearbeitet haben und die unzähligen andern, die die Ueberlieferung anderer Völker kennt, sind eigentlich die ersten wissenschaftlichen Denker über die Gesellschaft, aber sie verdienen den Namen „Sociologen“ so wenig, als der Philolog, der nur eine Sprache studirt, auf den Namen des Linguisten oder des vergleichenden Linguisten Anspruch hat. Auch der Gesetzgeber hat nur eine Gesellschaft vor sich, nicht viele, und er verfolgt nicht rein theoretische, sondern vor allem praktische Zwecke, er will die auseinanderstrebenden Elemente zusammenhalten.

Auf wesentlich demselben Standpunkte jedoch, wie die Gesetzgeber, sind von Plato bis Rousseau alle Philosophen geblieben, die die Gesellschaft zum Gegenstande ihrer Betrachtung gemacht haben. Sie alle haben nur die Gesellschaft vor ihren Augen, in der sie leben, von andern nur solche, die der ihrigen nahe verwandt sind, und sie denken und schreiben zu praktischen Zwecken, sie stellen Normen auf, nach denen sie ihre Gesellschaft umgestalten wollen; sie alle geben auch ihrer Wissenschaft den Namen „Politik“, von dem wir den Gedanken an praktische Bethätigung nicht zu trennen vermögen.

Diese Befangenheit in einem kleinen Kreise von Erscheinungen hing zusammen mit der Geringfügigkeit des historischen Materials, das jenen Denkern zu Gebote stand, sie war deshalb bei Plato noch größer als bei Rousseau. Plato z. B. lebte in einer Gesellschaft, in der die Sklaverei eine wichtige, ihr Leben bedingende Einrichtung war, auf die wesentlich sklavenlose Epoche der Gentilverfassung reichte sein geschichtlicher Blick nicht zurück. Deshalb ist in seiner politischen Theorie die Sklaverei ein wesentliches unentbehrliches Element der Gesellschaft.

Ein größerer Horizont, ein freierer Blick wurde erst möglich, als die geschichtlichen Wissenschaften an Umfang und Inhalt gewonnen, zugleich große, die Gesellschaft in jeder Richtung tief umgestaltende Erschütterungen das Interesse für sociale Wandlungen geweckt hatten. Dies war der Fall am Anfange unsers Jahrhunderts. Seit der Revolution hatte Frankreich mehrere verschiedene Verfassungen erlebt, alle politischen Formen erschöpft, unter jeder waren ungelöste Fragen geblieben, unter keiner das allgemeine Glück wesentlich gewachsen. Dadurch wurde der Graf Saint-Simon, einer der merkwürdigsten Menschen aller Zeiten, der, ein Verwandter der Bourbonen, in fürstlichem Reichthum geboren, in bitterster Armuth starb, an der Vollkommenheit der Lehren Rousseau's irre, und verwandte die letzten fünfundzwanzig Jahre seines wechselvollen, „experimentalen“ Lebens, um die neue „physicopolitische Wissenschaft“ zu finden, die ihm auf alle Fragen nach Glück und Freiheit Antwort geben sollte.

Wenn so Saint-Simon noch wesentlich praktische Zwecke

verfolgte, so wurde es anders bei dem bedeutendsten seiner Schüler, Auguste Comte. Er besaß, was Saint-Simon fehlte, den Geist der Systematik. Von mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien ausgegangen, sah er auch die Gesellschaft naturwissenschaftlich an und definirte sie als Organismus. Diese Definition ist scheinbar weder neu — sie findet sich als constanter Vergleich schon bei Rousseau —, noch irgendetwas erklärend. Aber was für Rousseau nur eine Analogie war, um auf sie die Forderung der Allmacht seiner demokratischen Gesellschaft gegenüber dem Einzelnen zu gründen, was andern nur ein seit Plato überliefertes Gleichniß war, das wurde für Comte die Quelle jener Erkenntniß und zwar durch das Licht, das die Lamarck'sche Evolutionstheorie ihm gewährte. Ist die Gesellschaft ein Organismus, so muß es verschiedene Typen der Gesellschaft geben, wie es verschiedene Typen des thierischen Organismus gibt. Und wie nach Lamarck eine Stufenfolge der thierischen Typen besteht mit sehr allmählichen Uebergängen, so muß es auch eine Stufenfolge der Gesellschaftsformen geben, die Geschichte der Gesellschaft kann nicht eine „Vervollkommnung" zu einer metaphysischen Freiheit und Gleichheit, sie muß vielmehr eine Entwickelung gewisser wesentlicher Eigenschaften des Organismus darbieten, besonders des Zusammenwirkens und der gegenseitigen Abhängigkeit der einzelnen Bestandtheile. Beide Eigenschaften sind im thierischen Organismus der Ausdruck der Wirksamkeit des Nervensystems, an dessen steigender Macht sich sein Rang in der Stufenfolge der Typen messen läßt. Ebenso läßt sich die Rangstufe, die einer bestimmten Gesellschaft zukommt, nach Comte ermessen an der Macht der intellectuellen Klasse, die jene Gesellschaft beherrscht.

Die Frage, welche Ursache aus niedern Typen die höhern hervortreibt, vermochte Lamarck noch nicht zu beantworten, erst Darwin hat versucht, darauf eine Antwort zu geben. Auf die geschichtsphilosophische Frage aber, welcher Faetor die Veränderungen der menschlichen Gesellschaft bewirke, antwortet Comte: „Die Geschichte der Gesellschaft wird beherrscht von der Geschichte des menschlichen Geistes." Von der intellectuellen Reihe sind die drei andern Reihen abhängig, die politische, die ästhetische, die ökonomische. Die herrschende Weltanschauung also bestimmt die politische Verfassnng, den Inhalt der Kunst, die Ordnung der Oekonomie. Die politischen Ereignisse, der frühern Geschichtsbetrachtnng das primäre Moment, werden ihm secundär, ebenso secundär wie die ökonomische Ordnung, die einer gegenwärtig einflußreichen Richtung als das primäre, ja sogar das einzige Moment erscheint. Die intellectuelle Reihe zerfällt ihm in drei Zeitalter, das theologische, das metaphysische und das positive, das erstere wieder in drei Epochen: des Fetischismus, des Polytheismus und des Monotheismus. Er bemüht sich nun nachzuweisen, wie der Fetischismus Anhänglichkeit an das Leblose, also auch den Boden, und damit den Ackerbau erzeugt, wie der Polytheismus Vielheit der Priester, damit Uneinigkeit und Schwäche derselben der weltlichen Gewalt gegenüber, also deren Alleinherrschaft und Eroberung, Habgier, Sklaverei und Luxus als nothwendige Folgen hervorbringt, der Monotheismus hingegen Einheit und Einigkeit des Priesterthums, Vorherrschaft der geistlichen Gewalt vor der weltlichen, damit die Erziehung der Völker zu Idealen und einen idealen Inhalt der Kunst, wie sie ihn im Mittelalter hatte, durch die Kraft des Geistes herbeiführt. Die Ideen der Neuzeit, der Protestantismus und die metaphysische, vom Naturzustand phantasirende Politik, haben nur zerstört, nicht aufgebaut, die Kirche, im Mittelalter die Förderin des Fortschritts, ist Feindin der Wissenschaft, damit rückschrittlich geworden. Rettung aus der intellectuellen, politischen, ökonomischen, moralischen Anarchie wird nach Comte erst die Wissenschaft der Gesellschaft bringen, die Krönung alles schon vorhandenen Wissens; sie wird neue sittliche, auf gesunder Basis ruhende Ideen geben, damit auch gesunde Politik, ökonomische Ordnung, neuen Inhalt für die Kunst.

Diese Geschichtsbetrachtung Comte's ist werthvoller durch ihre objective Haltung, die zuerst die Vergangenheit zu ihrem Rechte kommen läßt, als durch Correctheit ihrer Einzelheiten. So ist es ein Irrthum unter vielen, wenn Comte den Ackerbau, der eine vieltausendjährige Entwickelung voraussetzt, an den ersten Anfang menschlicher Cultur setzt, aber ein verzeihlicher Irrthum. Denn erst nach Comte's Hauptwerk wurden Ethnologie und Anthropologie durch Prichard und Waitz zur Wissenschaft, entdeckte Bachofen eine der vergangenen Familienformen, die mutterrechtliche Familie, in den Ueberlieferungen des Alterthums, beschrieb der Amerikaner L. H. Morgan, nachdem er mehrere Jahre als adoptirtes Mitglied eines Stamms unter den Irokesen gelebt hatte, nach Beobachtungen und Mittheilungen die Familien- und Verwandtschaftsformen der Völker der Erde, erforschte E. B. Tylor auf Grund reichen Materials Ursprung und Inhalt der primitivsten Weltanschauung des Menschen, beschrieb J. Lubbock die Culturmittel des Urmenschen. Auf die grundlegenden Arbeiten dieser Männer gestützt, zu denen viele andere nicht systematische Geister, wie H. Post, A. Bastian noch Material hinzufügten, konnte Herbert Spencer seine „Sociologie" (erste Auflage 1876) auf einer viel breitern und sichreren Basis aufbauen, als es Comte möglich war. Seitdem ferner Schleiden die pflanzliche, Schwann die thierische Zelle entdeckt hatte, durfte Spencer nicht blos sagen: „Die Gesellschaft ist ein Organismus", sondern auch umgekehrt: „Der Organismus ist eine Gesellschaft", mit noch größerm Rechte beide, den Thierkörper und den Gesellschaftskörper dem Begriffe des organischen Ganzen unterordnen und in letzterm drei Organsysteme, den physischen entsprechend, unterscheiden: das ernährende (Ackerbau und Industrie = dem Verdauungssystem), das vertheilende (Handel und Verkehr = dem Blutgefäßsystem) und das regulirende (Regierung = dem Nervensystem). Je zusammengesetzter nun die einzelnen Systeme aus verschiedenen Theilen sind, je mehr sie ferner miteinander zu gemeinsamen Zwecken zusammen-

wirken, desto höher ist nach Spencer die Stufe, auf der eine Gesellschaft steht, wie überhaupt der „Fortschritt von zusammenhangsloser Gleichartigkeit zu zusammenhängender Verschiedenartigkeit" bei ihm, im Reiche des Leblosen nicht minder als im Reiche des Lebens, das Gesetz aller Evolution, alles Werdens ist. Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, hat Spencer die Naturepochen der Gesellschaft, ihre Lebensgeschichte bis zum Ende der Gentilverfassung nach allen Seiten, nach ihrem Ideenbesitz, nach ihrer politischen und nach ihrer ökonomischen Ordnung, musterhaft dargestellt, während die zweite Hälfte, die der bewußten Mitwirkung des Geistes, der Culturepochen der Gesellschaft in ihrer Verschiedenheit und in ihrem eigenthümlichen Wesen von ihm nicht erkannt ist. Da seine Nachfolger, wie der Franzose de Roberty und der Belgier de Greef diese Zweitheilung auch nicht vollziehen, des Deutschen A. Schäffle Ergänzungen zu Spencer's System zwar verdienstlich, aber nicht systematisch und methodisch genug sind, die Sociologie endlich von L. Gumplowics zu sehr leidet unter seinem Irrthum, daß jede Herrschaft, die die Geschichte zeigt, auf Unterjochung durch eine fremde überlegene Rasse beruhe, so ist die zweite Hälfte der Sociologie im wesentlichen noch zu schreiben.

Paul Barth.

Zur antiken Literatur.

1. Das Fortleben homerischer Gestalten in Goethe's Dichtung von Hermann Schreyer. Gymnasial-Bibliothek. 8. Heft. Gütersloh, Bertelsmann. 1893. 8. 1 M. 20 Pf.
2. Vor dreitausend Jahren. Idyllisches Drama in fünf Aufzügen von Rudolf Sperling. Dresden, Pierson. 1893. 8. 1 M.
3. Der Froschmäusekrieg. Ein komisches Heldengedicht, übertragen von Paul Mitzschke. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Ausgabe. Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. Nr. 622. Halle a. S., Hendel. 1893. 8. 25 Pf.
4. Horaz, Homer und Schiller im Gymnasium. Drei Gymnasialreden von Hermann Bender. Tübingen, Laupp'sche Buchhandlung. 1893. 8. 1 M. 80 Pf.
5. Horaz, sein Leben und seine Werke. Von Friedrich Aly. Gymnasial-Bibliothek. 15. Heft. Gütersloh, Bertelsmann. 1893. 8. 60 Pf.
6. Thukydides und sein Geschichtswerk. Von Edmund Lange. Mit drei Abbildungen. Gymnasial-Bibliothek. 16. Heft. Gütersloh, Bertelsmann. 1893. 8. 1 M.
7. Seebilder aus Vergil. Versuch einer im Goethischen Sinne „identischen" Uebersetzung von Karl Troost. Wissenschaftliche Beilage zu dem Jahresbericht des städtischen kath. Progymnasiums zu Frankenstein i. Schl. über das Schuljahr 1891/92. Leipzig, Fock. 1892. Gr. 4. 80 Pf.

Die erfolgreichen Ausgrabungen Schliemann's haben für einzelne Seiten der in den homerischen Gedichten vorausgesetzten Cultur überraschende Aufklärungen geliefert. Gar vieles, was uns erst als bloße Phantasie des Dichters erschien, steht jetzt greifbar vor unsern Augen. Daß dabei auch die Anschauungen über das Wesen der homerischen Gesänge sich merklich geändert haben, ist begreiflich. Das Streben, Blatt um Blatt aus der unsterblichen Dichtung zu reißen, tritt in den Hintergrund. Die neue Art der Homer-Forschung sucht Scherbe um Scherbe aus dem Schutte der Jahrhunderte zusammen, um die homerische Welt wieder aufzubauen.

Was den Alten Homer war, ist uns Goethe, „der Dichter" schlechthin. Wie er von Homer beeinflußt worden ist, hat immer Interesse erregt. Ein berufener Beurtheiler hat jetzt eine übersichtliche Darstellung dieses Verhältnisses gegeben. Hermann Schreyer (Nr. 1) geht von der unvergänglichen Macht der homerischen Dichtung aus: „Hier tritt uns die schärfste Beobachtung des Wirklichen entgegen, die Fähigkeit, die kleinen nicht minder wie die großen Züge im Leben der Natur und der Menschenwelt mit unendlicher Treue aufzufassen und wiederzuspiegeln, und doch nirgends das Behagen am Gemeinen und Zufälligen, das so viele Neuere für echten Realismus ausgeben wollen, sondern überall das Hervorkehren des Charakteristischen und Bedeutsamen, das Emporheben des Besondern zum Typischen und Idealen. Kein Wunder, daß diese Gestalten sich nicht nur der Phantasie des eigenen Volks unauslöschlich eingeprägt haben und so in den verschiedenen Gattungen der Poesie wie in der Plastik und Malerei immer von neuem wiederkehren, sondern auch in die Kunst fremder Völker eingegangen sind und dort in unvergänglicher Frische und Schönheit weiter leben."

Zu Goethe übergehend, der — ohne den nationalen Boden zu verlieren — auf das glücklichste die Bildung aller Zeiten und Völker in sich zu vereinigen suchte, betrachtet Schreyer zunächst, wie unser Dichter mit Homer vertraut geworden ist, worüber er an anderm Orte ausführlicher gehandelt hat. Nur allmählich und schrittweise hat Goethe den Homer kennen gelernt. Die Frucht dieses Erkennens war der Wunsch:

Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.

Durch Friedrich August Wolf gerieth sein Glaube an die Einheit der homerischen Gedichte ins Schwanken. Doch schreibt er an Schiller am 16. Mai 1798, daß er mehr als jemals von der Einheit und Untheilbarkeit der Ilias überzeugt sei. Er vergleicht sie anderwärts mit den Helden Walhallas, die sich des Morgens in Stücke hauen und Mittags sich wieder mit heilen Gliedern zu Tische setzen. Wie aber hat er die homerischen Gestalten aufgefaßt? Hat er sie wirklich, wie Schreyer sagt, durch lebendiges Erfassen und leises Umgestalten bald mehr, bald minder unserm heutigen Denken und Empfinden zu nähern gewußt, sodaß sie damit erst recht unser Eigenthum geworden sind? Ich glaube, daß Homer eines solchen Dolmetschs nicht bedarf. Ausführlich handelt Schreyer über „Iphigenie

auf Tauris", kürzer über „Iphigenie in Delphi"; „Nausikaa" gibt ihm Gelegenheit, in einer Polemik gegen Düntzer seine Ansicht über das Verhältniß des ersten Entwurfs einer „Nausikaa" zu dem in der „Italienischen Reise" mitgetheilten zweiten Plane auseinanderzusetzen. Nebenher wird „Hermann und Dorothea" behandelt, deren Anschauungsweise ja echt homerisch ist. Den Schluß bildet die Besprechung der „Achilleis" und der Helena im „Faust" und die Mahnung, vor allem „jener herrlichen griechischen Kunst nicht zu vergessen, die in ihrem Adel und ihrer Reinheit bewundernswerth, auch heute noch uns dringend nöthig ist, um uns vor einer modernen Barbarei, der wir auf dem Gebiete der Kunst entgegenzusteuern scheinen, zu schützen und zu wahren".

Die Episode der Nausikaa ist bei Homer ein wahres Wunder dichterischer Kunst. Ohne gerade ein tragischer Charakter zu sein, rührt uns die Königstochter durch die ihr auferlegte Entsagung. Daß Homer ihre Schicksale nicht weiter verfolgt, ist einer der hervorragendsten Beweise seiner dichterischen Größe. Goethe's Nausikaa hingegen sollte sich unwiderruflich mit ihren Landsleuten kompromittiren, und schließlich sollte dem guten Mädchen nichts übrigbleiben, als im fünften Acte den Tod zu suchen. Dadurch wird der ursprüngliche Stand der Frage völlig verschoben. Vermuthlich fühlte Goethe später selbst, daß er in diesem Wettstreite mit Homer nicht siegen werde. Schreyer hat nun bekanntlich den Goethischen Entwurf frei ausgeführt. Auch bei ihm geht Nausikaa an den Folgen der Begegnung mit Odysseus zu Grunde. Schon im Alterthum hat man sie durch Telemach zu entschädigen gesucht. Daran knüpft Rudolf Sperling mit seinem Drama „Vor dreitausend Jahren" (Nr. 2) an. Wol sagt auch bei ihm Nausikaa:

unedel wahrlich nicht
Scheint dieser Mann mir, und mein Herz — es wendet
Sich ganz dem Armen zu! —

und als er gar verjüngt, in strahlender Mannesschönheit erscheint, ruft sie angstvoll:

Mein Götterbild von gestern Nacht —

Aber bald wird ihr klar:

Er ist es nicht! — Ich athme freier wieder!

Das rechte Original ihres Traumbildes ist eben der Sohn, der gerade jetzt in Scheria landet. Der Verwirrung, die ihren Höhepunkt in einer gefährlichen Verwundung Telemach's erreicht, folgt dessen Pflege durch Nausikaa und die Verlobung. Die Wolken des unheilkündenden Orakelspruchs haben sich zerstreut. Mit Goethe's Fragment berührt sich das Drama Sperling's so gut wie gar nicht, wol aber erinnert an Schiller's „Tell" die Stelle:

Dort, jener Lorberbaum,
Wo ich, den deine Seele suchte, fand,
Ihn rettete, — verbirgt mich Dir. Von dort u. s. w.

Das Ganze hat einen gemüthlichen Charakter, insofern paßt die Bezeichnung „idyllisches Drama" ganz gut. Man glaubt nicht recht an die Regierungssorgen dieses Alkinoos, an „des Regierens tausendfache Mühen". Wie gütig gebietet er:

sorge auch,
Daß alles, was die Insel Sehenswerthes
Zu bieten hat, sein Auge sieht.

Die Personen sprechen ziemlich oft für sich und bei Seite. Die ganze etwas sprunghaft verlaufende Handlung ist in nette Verse gegossen. Pointirte Wendungen fehlen nicht, wie der komische Ausruf eines Mädchens:

Den Göttern Dank,
Daß keine Udemia ist Udeis.

Von dem Culturleben „vor dreitausend Jahren" ist aber in diesem harmlosen Spiele gar nichts zu merken.

Mit Homer's Namen brachte das Alterthum die scherzhafte Batrachomyomachia zusammen, die sicher in viel späterer Zeit entstanden ist. Paul Mitzschke's Uebersetzung des komischen Heldengedichts „Der Froschmäusekrieg" (Nr. 3) ist nicht auf Bestellung gemacht, sondern nach und nach geworden. Der Verfasser bringt jetzt eine schon 1876 veröffentlichte Uebertragung in umgearbeiteter Form. Er ist, was bei einem so vielfach interpolirten Gedichte besonders nöthig ist, den Fortschritten der Kritik gefolgt und hat sich in der neuen Ausgabe dem Texte von Abel angeschlossen. Seine Uebersetzung bindet sich nicht ängstlich an den Ausdruck des Originals und kann sich infolge dessen gewandter bewegen. Hier eine Probe:

Einstmals kam in der Flucht vor den Klauen der gierigen Katze
Durstig ans Ufer des Teichs ein Mäuschen und neigte den Speckhals
Nieder zur labenden Flut, zu erquicken sich. Dieses gewahrte
Einer der quakenden Sümpfler und also hob er das Wort an:
Freundchen, von wannen gelangtest du her an das Ufer, wer bist du?
Melde, wer gab dir das Leben? und laß dich im Lügen nicht treffen!
Find' ich dich freundlich gesinnt, dann eröffn' ich dir meine Behausung,
Schenke dir köstliche Gaben in Menge, Beweise der Freundschaft.
Pansback heißt man mich selber, den König, der fürstlichen Ehren
Hier in dem Tümpel genießt als dauernder Herrscher der Frösche.
Schlammbeiß war mein Vater, es hieß Teichhilde die Mutter,
Welcher er liebend genaht an Eridanos' grünem Gestade.

Auf die Uebersetzung der griechischen Namen hat Mitzschke besondere Mühe verwendet. Doch glauben wir nicht, daß sie ihm auch überall gelungen sei: Schlammpfühl (Borborokoites), Spürbrot (Artepibulos), Schlüpfloch (Troglodytes) scheinen uns nicht richtige Bildungen, zum Theil auch nicht ganz treffende Uebersetzungen zu sein. Dem Gedicht ist in der neuen Ausgabe eine Einleitung vorausgeschickt, die gleichfalls von der Liebe zeugt, mit der der Verfasser seinen Gegenstand behandelt hat. Der Zusammenhang des Gedichts mit der Volksüberlieferung, sein poetischer Werth, seine Geschichte, die Bearbeitungen und Nachahmungen, alles ist mit Fleiß zusammengestellt. In einigen Punkten freilich können wir dem Verfasser nicht beistimmen. Er leugnet, daß der „Froschmäusekrieg" eine Parodie der „Ilias" sei. Nun gut! Aber wie begründet er seinen Zweifel? „Die Iliade

sowol wie die Odyssee galten den Griechen des Alterthums mit Recht als etwas Hohes und Verehrungswürdiges, beide waren durch die erhabene Stellung, die sie in der Werthschätzung der Alten einnahmen, gegen Verspottung und Herabziehen in den Staub gefeit, und schwerlich hätte es jemand wagen dürfen, sie zu parodiren." So richtig die Bemerkung in ihrem ersten Theile ist, so haltlos ist sie im zweiten. Auch an einer andern Stelle behauptet der Verfasser zu viel: „Ganz unvereinbar mit der frommen Gesinnung Homer's ist die Verspottung des Götterglaubens durch den Dichter des «Froschmäusekriegs»". Gewiß ist der „Froschmäusekrieg" kein Werk Homer's und gewiß hat dieser keine Veranlassung gehabt, den Götterglauben zu verspotten, aber die Götter selbst spielen doch auch bei ihm bisweilen eine recht zweifelhafte Rolle.

Homer kommt auch in Hermann Bender's Schrift: „Horaz, Homer und Schiller im Gymnasium" (Nr. 4) zur Geltung. Diese Schulreden haben ja in erster Linie den Zweck, zu zeigen, „daß das Gymnasium doch noch anderes und besseres zu geben vermag, als was man ihm so häufig zutraut". Sie treten warm für die humanistische Bildung und für das Studium der alten Classiker in der Ursprache ein, sind aber weit mehr als eine Apologie von speciell pädagogischem Standpunkte, indem sie Würdigungen der Dichter mit weitestem Horizonte enthalten. Zuerst wird uns Homer als das Urbild poetischen Schaffens vorgeführt und seine Einwirkung auf die Neuern dargethan. Thatsächlich kann unendlich vieles, was bei unsern deutschen Dichtern vorkommt, ohne Kenntniß Homer's nicht recht und ganz verstanden werden. Besonders wirkt seine Naturanschauung bildend. „Den Sinn für die Natur wecken, pflegen und namentlich bilden, ästhetisch bilden, das kann der Dichter, welcher sich in der Wirklichkeit der Dinge bewegt, und zwar nicht der gemeinen, sondern in der vom Gesetz und von der Macht der Schönheit durchdrungenen und gestalteten Wirklichkeit." Ausführlich behandelt Bender in dem ersten Aufsatze das antike Naturgefühl im Gegensatz zum modernen. Doch scheint er uns dieser Seite des antiken Fühlens nicht vollständig gerecht geworden zu sein. Er redet nicht blos von Horaz oder von den Römern, wenn er behauptet: „Was aber jene sentimentale Auffassung der Natur betrifft, wornach dieser ein Gefühl beigelegt wird und Freude und Schmerz und eine Sprache, um zu sagen, was sie leide, so wissen von solchen merkwürdigen Dingen die Alten nichts. Ein Gedicht wie jenes berühmte von Heine: vom Fichtenbaum, der im Norden einsam steht auf kahler Höh' . . ., wäre auch einem Dichter von tieferm Gefühl und lebhafterer Phantasie als Horaz nicht möglich gewesen." Ich begnüge mich, in dieser Beziehung auf die Feststellungen Biese's zu verweisen, der auf S. 68 seines bekannten Buchs über Akontios in des Kallimachos „Kydippe" folgendes bemerkt: „Und wie er so mit seinem einsamen Liebesgrübeln sich immer mehr mit den Bäumen befreundet, sich in ihr stilles Leben hineindenkt und es mit seiner eigenen Empfindung verwebt, da kommt ihm der Gedanke: «Kennt auch ihr etwa, meine Bäume, gegenseitiges Verlangen? Ist etwa die Fichte sterblich verliebt in die Cypresse? . . . Ich glaube nicht», und raffinirt sentimental fügt er hinzu: «denn dann würdet ihr nicht nur die Blätter verlieren» u. s. w. Diese Flucht in die Waldeinsamkeit, um Trost zu finden im engsten Verkehr mit der Natur, dies Sichhineinfühlen in das Sein der Bäume und diese phantastische Beseelung, mit welcher der Liebeentflammte seine eigene Liebesglut auf die stummen Zeugen seines Sehnsuchtsschmerzes, auf die sich im Winde zueinander neigenden Bäume, überträgt, sucht selbst in moderner Poesie ihresgleichen." In dem Homer-Aufsatze untersucht Bender ferner, warum es heutzutage kein Epos im großen Stile mehr geben könne. Weiter wird das nationale und historische Moment herausgehoben: im homerischen Epos sind die Grundzüge des griechischen Wesens schon ausgeprägt. Hieran schließen sich Betrachtungen über Sittlichkeit und Religion bei Homer. Ueberall zeigt der Verfasser ein gesundes, warmherziges Empfinden, immer sieht er die Dinge im Spiegel der Gegenwart. Unbefangen und natürlich beurtheilt er vor allem auch die Persönlichkeit des Horaz. Den Bedenken über die Größe und den Werth der Horazischen Lebensphilosophie begegnet er mit den treffenden Worten: „Aber man kann es doch auch eine That nennen, wenn ein Dichter inmitten einer nach materiellen Gütern jagenden Zeit seine Stimme erhebt, nicht als Asket, sondern als Mensch, für diejenigen Tugenden, welche denn doch einen wesentlichen Theil der Menschenwürde bilden."

Während Bender nur die wichtigsten den Dichter betreffenden Fragen behandelt, so gibt Friedrich Aly (Nr. 5) eine Uebersicht über das ganze Leben und die Werke des Horaz. Aber sie ist weit entfernt davon, ein trockener Leitfaden zu sein. Aly reiht die einzelnen Gedichte aneinander und entwirft so ein sprechendes Bild der gesammten poetischen Wirksamkeit des Dichters. Den ausgedehnten Stoff vollständig beherrschend, liebt er es wie Bender, Ausblicke in die Gegenwart zu thun. Er hebt gebührend die feine und gründliche Darstellung in O. Ribbeck's „Geschichte der römischen Dichtung" hervor, das Beste, was in neuerer Zeit über den Dichter gesagt worden ist; wir sind aber überzeugt, daß auch seine eigene kleine Schrift sich unter denen, die Horaz lesen, Freunde erwerben wird.

Nur kurz sei an dieser Stelle hingewiesen auf das sechzehnte Heft der Gymnasial-Bibliothek. Es enthält eine sehr fleißige und tüchtige Zusammenstellung dessen, was zum Verständniß des Thukydides dienen kann. Edmund Lange behandelt in der Schrift „Thukydides und sein Geschichtswerk" (Nr. 6) zuerst das Leben und die Zeit des Thukydides, dann seine Lebensanschauungen und die Art seiner Geschichtschreibung und endlich und hauptsächlich: das Werk des Geschichtschreibers selbst. Eingefügt sind die Charakteristiken des Perikles, Kleon und Brasidas, Demosthenes und Alkibiades. Auch diese Darstellung will dem Leser dienen, indem sie eingehende Analysen gibt und

die für die Lektüre im Urtext am meisten geeigneten Partien hervorhebt.

In Karl Trooſt's „Seebildern aus Vergil" (Nr. 7) iſt behandelt der Seeſturm Aen. I, 81—156; der Aetna III, 548—587; die Schlacht bei Actium VIII, 671—728; die Regatta V, 104—285. Der Verfaſſer hat ſeit ſeinem letzten Verſuche, bei dem er die Ottavarima gewählt hatte, die Ueberzeugung gewonnen, daß nur die Ueberſetzung im Versmaß der Urſchrift, die „identiſche", wie Goethe ſie nennt, eine allgemeinere Beachtung von der Schule zu erwarten habe. Eine ſolche Ueberſetzung iſt aber nach ſeiner Meinung ein Bedürfniß. Denn „während ſich die einfache ſinnliche Welt Homer's, ſoweit die Bedeutung der Beiwörter erſchloſſen iſt, dem Leſer von ſelbſt aufdrängt, gipfelt bei Vergil in der richtigen geſchmackvollen Ueberſetzung die Erklärung, das Verſtändniß, das gleichzeitige Erfaſſen ſprachlicher Schönheit und geiſtigen Inhalts". Damit iſt zugleich die Schwierigkeit der Aufgabe bezeichnet. Auch der alte Voß iſt dieſer Aufgabe nicht gewachſen geweſen. „Und doch iſt die Voſſiſche Ueberſetzung des billigen Preiſes wegen die verbreitetſte." Dieſen Umſtand mag man allerdings bedauern; denn er iſt geeignet, den römiſchen Dichter in vieler Augen zu diſcreditiren. Unter den vorhandenen „ſtilvollen" Ueberſetzungen erſcheinen dem Verfaſſer vor allen der Beachtung würdig die von Hertzberg und noch mehr die von Bock. Gleichwol dürfe man ſich dabei nicht begnügen. Ganz ſchön! Wenn wir aber ſeine eigenen Ueberſetzungen anſehen, ſo ſcheint uns auch daran noch mancherlei der Verbeſſerung bedürftig zu ſein. Einiges ſei hier angeführt: I, 82. Da thnen ſich auf ſeine Thore. — 87 fg. Das Geſchrei der Matroſen, das Aechzen der Wanten Folgt auf dem Fuße. — 96. Durftet des Todes der Helden vor Troias Mauern erliegen. — V, 109. Und zu Beginn entbent man der Menge das Schauſpiel der Gaben. — 129 fg. Dort errichtet Aeneas den Schiffern der grünenden Eiche Prangenden Zweig zum Ziele. — 151. Allen voraus ſchwebt fliegend dahin durch die vorderen Wogen Gyas. — 162. Zu mir her lenke das Stener (huc derige gressum). — Wie ſoll man ferner die folgenden Verſe meſſen? I, 159:

So ſank nieder des Oceans Brauſen, als unter heiterem Himmel
VIII, 730. Trägeren Laufes dahinziehn; ſiehſt von den Enden
der Welt die Mariner,
V, 121 fg. Auf dem gewaltigen „Centaner" durchſchneidet Sergeſtus die Fluten;
Urahn iſt er geworden des Sergiſchen Hauſes. Die „Scylla",
die blaue. . . .

Richard Opitz.

Zur Philoſophie.

1. Das Gefühl. Eine pſychologiſche Unterſuchung von Theobald Ziegler. Zweite Auflage. Stuttgart, G. J. Göſchen. 1893. 8. 4 M. 20 Pf.
2. Schriften der Geſellſchaft für Pſychologiſche Forſchung. Heft 5. Inhalt: Jean Paul's Seelenlehre. Ein Beitrag zur Geſchichte der Pſychologie von R. von Koeber. Die Pſychologie Charles Bonnet's. Eine Studie zur Geſchichte der Pſychologie von Max Offner. Mit Titel und Namenregiſter zur erſten Sammlung (Heft 1—5). Leipzig, A. Abel (Arthur Meiner). 1893. 8. 7 M.

Die Pſychologie, ſagt Ziegler, iſt eine empiriſche Wiſſenſchaft; daher handelt es ſich in ihr nicht darum, Neues und immer Neues zu ſagen (S. 8). Wir bleiben hübſch beſcheiden auf empiriſchem Boden, erkennen die alte Dreieinigkeit vom Vorſtellen, Wollen und Fühlen an, ſind aber überzeugt, daß dem letzten die erſte Stelle gebührt unter dieſen dreien (S. 309). Noch fehlt es an einer Beſchreibung, Analyſe, Interpretation und Theorie des Gefühlslebens im ganzen. Wie das gekommen iſt, liegt auf der Hand. Das Gefühl iſt das dunkelſte und unklarſte, das verborgenſte und tiefſte Element des Seelenlebens. Daher dauerte es lange, bis es überhaupt in ſeiner relativen Selbſtändigkeit und Bedeutung erkannt, bis es überhaupt auch nur benannt wurde. Rouſſeau mußte erſt die Sprache des Gefühls geredet haben, ehe Tetens 1777 es wagen konnte, das Gefühl dem Denken und Wollen zu coordiniren. Dann kam Kant, deſſen Vernunftintereſſe alsbald wieder für das Gefühl und ſein Recht verhängnißvoll wurde (S. 12).

Die Geringſchätzung des Gefühls iſt aber älter als Ziegler hier angibt. Sie ſtammt aus der Griechenzeit. Das Gefühl galt von Anfang an als etwas blos Subjectives, Schlechtes, Veränderliches. Als Gott galt in der Philoſophie der Nus, die Vernunft, das reine Denken und ſo galt auch als das Göttliche, Unſterbliche in der Menſchenſeele allein das reine Denken, während Wille und Gefühl die Vermögen der untergeordneten ſterblichen Seele bildeten, welche nach Plato in der Bruſt und im Unterleib wohnte. Der erſte, welcher die Coordination oder die Gleichwerthigkeit und damit, wie Ziegler ſagt, die Dreieinigkeit des Denkens, Wollens und Fühlens begründete, war Auguſtin, den Ziegler S. 22 in anderer Beziehung erwähnt. Mit der Gleichwerthigkeit der ſeeliſchen Kräfte begründet Auguſtin zugleich die Dreieinigkeit Gottes als reines Denken oder Allweisheit, als Wille oder ewige Gerechtigkeit und als Gefühl oder barmherzige Liebe. Indem er freilich die Dreieinigkeit Gottes zu einer Dreiperſönlichkeit geſtaltete, ließ er ſein Verdienſt in der Seelenlehre vergeſſen, ſodaß thatſächlich ein Tetens die Dreieinigkeit der Seele wieder entdecken mußte; die Seelenlehre war im großen und ganzen in den Fußſtapfen der Griechen geblieben. Dann kam es, daß eine einſeitige Auffaſſung Kant's, wie die franzöſiſche Revolution, den Nus, die Vernunft wieder geradezu zur Gottheit und zum allein Werthvollen des Menſchen machte, und das Gefühl erſchien ſozuſagen nur als eine Stütze der Unvernunft und der alten Weiber.

Wir hoffen Ziegler's Verdienſt erhöht zu haben, indem wir zeigten, daß es ſich auf breiterer Grundlage als er

angibt, aufbaut. Trefflich, wenn auch kurz, ist das Geschichtliche in der Einleitung und in den historischen Bemerkungen zur Lehre vom Bewußtsein. Er erwähnt dabei auch: Max Diez, „Theorie des Gefühls zur Begründung der Aesthetik" und F. Ritter von Feldegg, „Das Gefühl als Fundament der Weltordnung". Schriften, von denen wir in d. Bl. (1891, Nr. 52, S. 825; 1892, Nr. 40, S. 635) rühmten, daß sie das Gefühl zur Geltung bringen wollten. Dabei bedauern wir, daß dem Verfasser die neueste Auflage von Wundt's „Vorlesungen über Menschen- und Thierseele" unbekannt geblieben; denn er beklagt, daß das Gefühl bei Wundt keine rechte Stelle habe. Wir aber konnten bei Besprechung dieser Vorlesungen gerade hervorheben (vgl. Nr. 42 d. Bl. f. 1892, S. 668): Wundt habe psychologisch begründet, was Augustin metaphysisch behauptet habe. Ziegler's Verdienst ist nun, eine Entwickelung des Seelenlebens auf Grund des Gefühls gebracht oder doch verbessert zu haben. Er sagt im Schlußwort:

Im Gefühl dringen wir, wie ich glaube, bis zur tiefsten Tiefe des psychischen Lebens vor. Im Vorstellen und Denken, im Wollen und Handeln fanden wir Gefühl und Gefühle unzertrennlich mit diesen andern Functionen verknüpft, selbst da, wo wir es am wenigsten vermutheten. Fühlen ist die Sprungfeder des Erkennens und das Motiv allen Handelns. Ueberhaupt kommt zum Bewußtsein nur was Gefühlswerth hat. Daher steht das Gefühl an der engen Pforte des Bewußtseins und entscheidet über Aufnahme und Nichtaufnahme, über Ja und Nein. So ist Bewußtwerden Gefühltwerden, Selbstbewußtsein Selbstgefühl (S. 300. 301).

Die Richtigkeit des Gesagten lehrt die Erfahrung. Zuerst schreit das Kind, wenn es sich hungrig fühlt; mit den Anfängen des Sprechens sagt es: das Kind ist hungrig, und wenn ihm eine Ahnung von Grammatik aufgeht, sagt es: Ich bin hungrig. Dabei freilich erhält das Wörtchen „Ich" zugleich einen größern Gefühlswerth. Die klar, anschaulich und anregend geschriebene Schrift zerfällt in sechs Abschnitte: „Das Bewußtsein; Die körperlichen Gefühle; Das Wesen des Gefühls; Das Gefühlsleben im einzelnen; Die Gefühlsäußerungen; Gefühl und Wille; Abnormitäten im Gefühlsleben; Schluß." Ziegler's Eintheilung der Gefühle in körperlichsinnliche, ästhetische, intellectuelle, sittliche und religiöse stimmt, wenn wir die körperlich sinnlichen als neu hinzugefügt gelten lassen, mit der bei Max Diez besprochenen, insofern Aesthetik mehr Sache des Gefühls, Wissenschaft mehr Sache des Denkens, Sittlichkeit mehr Sache des Willens ist, Religion aber Sache des ganzen Menschen oder der Dreieinigkeit des Denkens, Wollens und Fühlens. Dabei vermissen wir die Hervorhebung, daß der Mensch durch den Besitz dieser geistigen dreieinigen Kraft eine lebendige Persönlichkeit ist; auch bekennen wir uns nicht, wie Fr. Alb. Lange, Wundt und Ziegler zu einer Seelenlehre ohne Seele. Denn wenn die Seele ein denkendes, fühlendes, wollendes Wesen ist, was fehlt ihr dann noch zu ihrer Realität?

R. von Koeber's Schrift müßte heißen: Vorstellungen Jean Paul's über den Instinct, den Traum und den organischen Magnetismus, denn mehr bringt der Verfasser nicht; aber die Seele hat doch auch noch ein Tagesleben. Für den Verfasser ist das, was Jean Paul in seiner Selina (Hempel's Ausgabe Bd. 59, S. 85—89) über den Instinct sagt, besonders wichtig, da Jean Paul dabei von einem Reich des Unbewußten spricht und sogar sagt: „Diese Lebenskraft könnt ihr nicht wirken lassen, wenn ihr nicht die Gottheit selber setzt." R. von Koeber sieht darin eine Vorahnung von Hartmann's Philosophie, nach der alles Leben, jeder Instinct, jede seelische Thätigkeit eine Aeußerung der einen umfassenden Gottheit, des Un- oder Ueberbewußten selbst ist. Genauer betrachtet will aber Jean Paul zeigen, daß neben der Körperwelt nur eine wunderbare Seelenwelt ist. Er bestreitet dabei, daß die Seele eine „bloße handlangende, leidende Zuschauerin" ist. Deshalb verwirft er auch neben der Seele die Annahme einer Lebenskraft oder Instinctskraft, denn diese könne bei der Mannichfaltigkeit, in der sie sich äußert, „keine einzige allgemeine untheilbare Kraft sein, welche wie Anziehung oder Wärme alle Wesen durchzieht". Die Annahme solcher so verschieden sich äußernden Lebenskraft fordere also, daß man „die Gottheit selber setzt", daß man „in den Himmel hinaufgreift und droben an die Gottheit die Fäden zu allen augenblicklichen Bewegungen der Thierwelt befestigt". Deshalb bleibt nach ihm „für den Aufenthalt und Thron der Lebenskraft nichts übrig als das große Reich des Unbewußten in der Seele selber". Nach Jean Paul kommt „der Verstand in dem Kunstgebäude und den Kunstarbeiten des Körpers der Seele selbst zu", wie er (S. 87) im Gegensatz zu Haller behauptet. Da kann man doch in Jean Paul keinen Vorgänger der Philosophie des Unbewußten sehen! Zumal er nachher den Unendlichen „lauter Besonnenheit" nennt, und Selina über den verdeckten Reichthum unserer Seele schwärmen läßt, denn wir „können dabei hoffen, daß wir unbewußt Gott inniger lieben, und unbewußt mehr für die zweite Welt arbeiten, als wir wissen".

Bei den Vorstellungen über Traum und Magnetismus ist erwähnt, daß Jean Paul, in Anlehnung an Bonnet, der Seele einen Aetherleib zuschreibt; durch diesen, auch den Körper umgebenden, Leib können „der Arzt, seine Kranke und die mit ihr in Rapport stehenden Somnambulen gleichsam in ein Individuum zusammenschmelzen". Wir vermissen hierbei den Hinweis, daß die Philosophie des Unbewußten solchen Aetherleib überflüssig macht, da das Unbewußte selbst den telephonischen Rapport der einzelnen Seelen vermittelt.

Die Schrift Max Offner's bringt thatsächlich eine Psychologie Bonnet's. In den Abschnitten: „Bonnet's Schriften zur Psychologie; Bonnet's Lehre vom Vorstellungsleben; Vom Gefühlsleben; Vom Willensleben; Rückblick, Bonnet's Unsterblichkeitslehre und Einfluß auf Spätere" bringt der Verfasser mit größter Gelehrsamkeit und Gewissenhaftigkeit eine Geschichte der Aufeinanderfolge von Bonnet's Schriften zur Psychologie, wie den Vergleich seiner Ansichten über seelische Erscheinungen mit den tonangebenden Psychologen seiner und der ihm vorhergehenden Zeit. Wir

verweisen daher gern auf diese treffliche Darstellung, glauben aber, da sie mehr der Fachphilosophie angehört, nicht auf Einzelheiten eingehen zu können. Von allgemeinem Interesse ist, daß Bonnet das Streben hat, die Seele, wie es nachher Kant gelingt, als eine Activität, eine Kraft nachzuweisen; aber der Verfasser selbst sagt am Schluß hierüber:

Diese Activität im Vorstellungsleben ist nicht groß; denn selbst beim Schlußfolgern spielt der Verstand eigentlich blos die Rolle eines Zuschauers. Alle diese logischen Proceesse entpuppen sich schließlich als Associationsvorgänge, die sich im Gehirn vollziehen, ohne daß die Seele einzugreifen brauchte. Vom Gehirn hängt alles ab. Die Seele Montesquieu's würde im Gehirn eines Wilden sicher denken und fühlen wie die Seele eines Wilden und umgekehrt (S. 706).

Von Interesse ist auch, zu lesen, welchen Einfluß Bonnet's letzte Schrift: „La Palingénésie philosophique" auf die Spätern, von denen wir vorhin Jean Paul kennen lernten, ausübte, in ihr spricht Bonnet von Seelenwanderung, von fortschreitender Entwickelung der Lebewesen und benutzt dabei die uralte Lehre, der Seele komme ein vom Himmel oder den Sternen stammender Stoff als astralischer oder ätherischer Leib zu. L. Weis.

Romane und Erzählungen.

1. Lebensstücke. Ein Novellen- und Skizzenbuch von A. Croissant-Rust. München, Albert u. Comp. 1893. 8. 2 M.
2. Gedichte in Prosa von A. Croissant-Rust. München, Albert u. Comp. 1893. 8. 2 M.
3. Mutter Bertha. Roman von Wilhelm Hegeler. Berlin, Fontane u. Comp. 1893. 8. 3 M.
4. Der Pfarrer von Breitendorf. Roman in drei Bänden von W. von Polenz. Berlin, Fontane u. Comp. 1893. 8. 9 M.
5. Arkanum. Eine Geschichte aus der Rokokozeit von L. Würzburg. Berlin, Janke. 1893. 8. 5 M.
6. Die Gesellschafterin. Novelle von C. Schott. Leipzig, Claußner. 1893. 8. 2 M.

Von allen Ausdrucksmitteln, die zusammen den Stil ausmachen, den literarischen Stil, ist das wichtigste und wesentlichste die Wahl der Wörter. Sie ist unstreitbar sein geistigstes Element. Mehr als alles andere, was noch zum Stil gehören mag, offenbart die Wahl der Wörter die geistige Eigenthümlichkeit des Schriftstellers. Ob ein Schriftsteller überhaupt selbständig und eigen empfindet oder ob er nur nachredet, verräth sich zuerst in der Wahl seiner Wörter, und nichts ist charakteristischer für ihn als seine Lieblingswörter oder sein Lieblingswort.

Und nicht nur für den Stil des Einzelnen, für ganze literarische Gruppen und Zeitabschnitte sind einzelne Wörter bedeutungsvoll und bezeichnend, gerade wie die oder jene Farbe für gewisse Maler und Malerschulen.

Nennen wir mit drei hervorstechenden Namen, mit Heyse, Storm und Jensen sozusagen ein Kapitel unserer Literaturgeschichte, ein im Abschluß begriffenes Kapitel, so wird man Folgendes zugeben: Die sämmtlichen Vertreter dieser Literatur haben ein Wort gemeinsam, das mehr als alle Wörter der Welt charakteristisch für sie ist, ein Wort, das gleichsam die Nabelschnur bildet zwischen dieser Literatur und ihrem Mutterschos, der Romantik; ein Wort, das mit einem Schlag den Geist dieser Literatur bezeichnet, dieser Literatur mit platonisch-christlich-transscendentalem Grundwesen, die dem religiösen Gegensatz von natürlich und übernatürlich den Gegensatz von Wirklichkeit und Poesie an die Seite setzte, wobei sie sich die letztern nicht sowol als gleichbedeutend mit der Kunst dachte, sondern vielmehr gleichbedeutend mit dem einzig würdigen Stoff der Kunst, der Dichtung; eine Literatur also, die nicht nur im Kunstwerk, im Gedicht, sondern auch unter den Erscheinungen des Lebens, unter den Stoffen, zwischen poetisch und unpoetisch unterschied, die also für ihr Dichten vor allem nach „poetischen Stoffen suchte und diese oft genug nicht im wirklichen Leben fand, sondern nur im Reich der Träume, in der Welt der holden Lüge, des Märchens.

„Märchenhaft" heißt das charakteristische Wort dieser Literatur, das überall aus ihren Werken herausklingt, fast auf jeder Seite wie ein ewiges Leitmotiv.

Es war ein schönes Wort, vor allem ein deutsches Wort, so deutsch, daß es sich in fremde Sprachen nicht einmal übersetzen läßt, und es drückte unzweideutig aus, was jene Literatur wollte; es enthielt ihren Begriff von „Poesie".

Man könnte in aller möglichen Literatur ein derartiges Wort nachweisen. In der vorgoethischen des 18. Jahrhunderts z. B. heißt es — merkwürdigerweise — Tugend.

Auch diejenigen unter den neuern Schriftstellern, die sich die Modernen nennen, haben ein solches, ewig sich wiederholendes Leitmotiv, ein solches den Grundton ihrer Werke bestimmendes Wort, das an Häufigkeit des Auftretens nichts zu wünschen übrigläßt. Aber sehr bezeichnend ist das Wort für diese Literatur mit ihrem keineswegs mehr transscendentalen, keineswegs mehr platonisch-christlichen, mit ihrem, im Gegentheil, durch und durch atheistischen Grundwesen, die nur noch einen Gegensatz hochhält, den von „wahr" und „nicht wahr", welcher deshalb jeder Stoff recht, ob schön oder häßlich, ob edel oder schuftig, ob reinlich oder schmuzig, ob anmuthend oder anwiderud; einer Literatur, welcher der Gott im Menschen und das Thier im Menschen gleich interessant ist. „Brutal" heißt ihr Lieblingswort.

So schön wie „märchenhaft" klingt es nicht und deutsch ist es auch nicht. Daß es an sich ein Fremdwort ist, möchte hingehen; aber auch seine Anwendung ist nicht ursprünglich deutsch, ist vielmehr ganz direct von gewissen zeitgenössischen Franzosen abgeguckt. Und das ist mindestens nicht erfreulich.

Zu dieser Wortphysiognomik veranlaßten mich merkwürdigerweise zwei Bücher, von einer Frau verfaßt, Nr. 1 und Nr. 3 der oben angeführten Reihe. In dem ersten der beiden Werke, den „Lebensstücken" von Anna Croissant-Rust, wiederholt sich das genannte Wort fast gar zu häufig, sodaß ein feineres Stilgefühl doch manchmal unangenehm berührt sein wird, wenn nicht vom Wort an sich, doch von dieser Häufigkeit des Auftretens.

Auffallend ist dabei seine Anwendung auf todte Sachen. So schneidet ein Fensterrahmen brutal die Baumwipfel draußen ab, und ein Eisenbahndamm schneidet mit einer brutalen Linie mitten durch Wiesen und Felder. Wir kennen übrigens die Herkunft dieser Anwendung, wir sind ihr bei Maupassant des Oftern begegnet.

Diesem genialen Franzosen scheint Croissant-Rust überhaupt nachzueifern, auch in den Dingen, die weniger erfreulich an ihm sind, z. B. im wollüstigen Verweilen bei körperlichen Mishandlungen zwischen Mann und Weib und ähnliche „Brutalitäten".

Auch eine gewisse, nicht immer überzeugende Materialisirung des Unmateriellen erinnert an den Meister, z. B. eine „zurückgehaltene" Neugierde, die wie eine dünne Schichte, kaum bemerkbar (!), über den Köpfen des Leichenzugs liegt.

Doch sind solche verwandte Züge natürlich nicht nothwendig ein Beweis für die Abhängigkeit des einen Schriftstellers vom andern; sie sind vielleicht nur die Anzeichen von gleichen Naturen. Jedenfalls ist Anna Croissant-Rust innerhalb unserer deutschen Verhältnisse ein ungewöhnlich starkes Talent, auch ein Talent von ungewöhnlicher überraschender Art. Jeder Urtheilsfähige, er braucht nur wenige Seiten des Schriftstellers zu lesen, muß dies erkennen und anerkennen; er wird es selbst dann nicht leugnen können, wenn, den Stoffen nach, diese Skizzen oder Novellen nicht nach seinem persönlichen Geschmacke sein sollten.

So recht erquicklich ist allerdings das Wenigste, was wir da lesen. Man würde einzelnes geradezu abweisen, wenn man sich an die äußerlichen Geschehnisse dabei halten wollte, die zum Theil grausige Mordthaten sind. Richten wir aber unser Augenmerk auf das, worauf es dem Verfasser allein ankommt, auf die innern psychologischen Vorgänge, so werden wir schnell unsern Widerwillen gegen den Stoff vergessen und in der Bewunderung des Talents künstlerischen Genuß empfinden.

Die psychologische Analyse ist überhaupt die große Stärke dieses Schriftstellers, der darin in Deutschland kaum einen Meister hat.

Ich fürchte nur, man wird, wie alles, auch die Psychologen nächstens übertreiben; ich fürchte, man übertreibt sie jetzt schon.

Als mir besonders liebe Stücke aus der Sammlung hebe ich hervor: „Getraud" und der „Treue Johnie", beide sehr zart in der Empfindung, und „Kirchweih", von derber Lebenswahrheit ohne anstößige Uebertreibung — wovon z. B. zwei andere: „Aus der Kaserne" und „Ein Begräbniß" nicht ganz frei sind. Dagegen muß ich sagen, daß mir das erste Stück, „Ein Freund", nicht ganz verständlich geworden ist. Aber am Ende bin ich nicht competent in der Sache, am Ende vermag eben nur ein Weib das zu verstehen, in seinen letzten Tiefen und Untiefen, was ein Weib über ein Weib da hinein psychologisirt hat.

Für solche Leute, die sich unter naturalistischen oder sonst modernen „brutalen" Wahrheiten nur geschlechtliche Dinge denken können, halte ich es für meine Pflicht zu bemerken, daß diese bei Anna Croissant-Rust nur eine geringe Rolle spielen, für sich allein betrachtet eigentlich gar keine; in den „Lebensstücken" noch weniger als in der frühern Sammlung „Feierabend", die von derberm Gehalt und mir im ganzen lieber ist, obwol sie, vielleicht weil sie weniger Psychologie, jedenfalls weil sie mehr Körper, mehr Körperlichkeit enthält.

Gar keine Körperlichkeit in diesem Sinn finde ich in den „Gedichten in Prosa" (Nr. 2). Und diese sind am wenigsten nach meinem Geschmack. In einem ganzen Band nur landschaftliche Stimmungsmalerei, ohne die musikalischen Elemente der herkömmlichen poetischen Sprache, ohne die sozusagen plastische Form der Strophe, diese an sich wirksamen Mittel, die, an sich, eine Kunst sind; diese ewigen abgerissenen zeitwortlosen Sätze, die keine Sätze sind; dieser ewige Stillstand, in dem sich nichts, auch gar nichts bewegen will; ich begreife, daß es ein Genuß sein kann, solche Bilder schreibend zu malen; aber sie dann zu lesen? Mir wenigstens ist es nicht gelungen, sie zu genießen. Bei einigen andern, verwandten Schriftstellern geht es mir übrigens gerade so. Diese Sachen haben für mich etwas Aushungerndes; ich bekomme dabei eine Art Heißhunger nach Handlung. Immer nur Stimmung und wieder Stimmung. Das ist schlimmer als toujours perdrix.

Dabei übersehe ich keineswegs, daß sich Anna Croissant-Rust auch in diesem Buche als ein ungewöhnliches Talent kundgibt, das ein ganz außerordentliches farbiges Naturschauen in überraschender Weise sprachlich zum Ausdruck zu bringen weiß, und wären diese Bilder und Skizzen in ein bewegtes Drama der handelnden Leidenschaften, gleichsam als Ruhepunkte hineingestellt, würden sie gewiß die reinste künstlerische Wirkung erzielen können.

Die Bücher der Frau Anna Croissant-Rust würde, wenn sie anonym erschienen, niemand einer Frau zuschreiben; dagegen verräth das Buch von Wilhelm Hegeler: „Mutter Bertha" (Nr. 3), ausgesprochen die Verfasserin. Sein Stil, seine Logik, seine Betrachtungsweise der Dinge, seine Vorliebe fürs Kleine, besonders für kleine Kinder und was damit zusammenhängt: das alles ist so ganz und gar weiblich, so echt weiblich, sowol insofern als es unzulänglich und schwächlich, als sofern es anmuthig und reizend ist, daß man alles wetten möchte, der Mann heiße nicht Wilhelm, sondern Wilhelmine. Aber man thut doch besser, nicht zu wetten!

Eigentlich gehört das Büchlein, trotz des Wortes

„brutal", nicht ganz zur Modernen. Ganz unmodern ist sein Philosophiren über die Sünde, und noch mehr sein melodramatischer Schluß. Der ist zugleich unkünstlerisch im höchsten Grade und bildet die größte Schwäche des Buchs; denn der schon an sich künstlerisch anstößige melodramatische Aufputz wird noch dazu durch die gröbsten Unwahrscheinlichkeiten erkauft. Zu tadeln ist auch die Sprache; der Verfasser scheint Berliner zu sein und diese jüngsten Berliner schreiben heute thatsächlich das schlechteste Deutsch; denn sie glauben, wahrscheinlich als Haupt- und Weltstädter, ihren Dialekt schreiben zu dürfen. In diesem Buche sprechen sogar die Münchnerinnen berlinisch!

Am meisten lobe ich an dem Büchlein — um so mehr, da ich einen weiblichen Verfasser vermuthe — die Behandlung des Geschlechtlichen: sie ist weder zimperlich abweisend, noch lüstern hinschielend, sie zieht ohne weiteres, gerade hin, „brutal" den Schleier weg, aber doch gar nicht mit der Roheit eines Fauns, sondern einfach mit der Unbekümmertheit eines Unschuldigen. Ueberhaupt zeugt das ganze Buch von zarter keuscher Empfindungsweise.

Im ganzen viel bedeutender und ernster ist der im gleichen Verlag erschienene dreibändige Roman „Der Pfarrer von Breitendorf" von Wilhelm von Polenz (Nr. 4).

Dazu im Voraus eine thatsächliche Bemerkung, kein Vorwurf: Die Franzosen, die ihre Bücher leicht verkaufen, schreiben ihre Romane in einem Band; die deutschen Schriftsteller, die ihre Bücher schwer und oft gar nicht verkaufen, schreiben immer noch gern drei Bände.

Um dem „Pfarrer von Breitendorf" gerecht zu werden, muß man seinen Inhalt in zwei Theile scheiden, in die Haupthandlung des Romans, nämlich die innern und äußern Erlebnisse des Helden, des Pfarrers Gerland, und dann in das Drum und Dran, nämlich die Vorführung der Nebenpersonen, insbesondere der Amtsbrüder und Vorgesetzten des Pfarrers.

Gerade gegen den Hauptttheil sind einige Bedenken auszusprechen. Diese Haupthandlung besteht kurz darin, daß der anfänglich orthodoxe Gerland, der keine wichtigere Aufgabe kennt, als den atheistischen Doctor Haußner zu bekehren, nach und nach immer mehr von der Orthodoxie abkommt, bis er zuletzt sein Predigtamt niederlegt und die Tochter Haußner's heirathet. Vorher tauft er sie.

Und darin, in dieser Taufe, findet das Bedenkliche im Wesen Gerland's seinen äußern Ausdruck. Das Widerspruchsvolle zwischen seinem neuen religiösen Standpunkt und dieser Handlung ist bezeichnend für ihn. Es fehlt ihm überhaupt an der letzten strengen Logik, und seinem Dichter mit. Man ist am Ende des Romans nicht überzeugt, daß Gerland auch innerlich wirklich so frei ist, als er sich äußerlich, d. h. in Worten geberdet. Seine letzterworbene „Frömmigkeit" hat etwas von der Naivetät jener Professorenköchin, die jeden Abend, in ihrem Nachtgebet, Gott für die Gnade dankte, eine Atheistin geworden zu sein. So, wenn Polenz hoch über die Rechtgläubigen die Zweifelnden stellt, die Ungenügsamen, die Durstigen, die Tiefbohrenden und Wühlenden, deren Glück im Suchen besteht, finden wir das in Ordnung; nennt er nun aber diese die „wahrhaft Frommen", so ist dies Wortklauberei; es ist sogar noch etwas anderes; es ist fast ein Liebäugeln mit der Anschauungsweise der Rechtgläubigen. Jene nannten die Frömmigkeit das Beste, so nennt er das Beste Frömmigkeit. Das ist mindestens eine verdächtige Logik.

Dagegen nun verdient das Drum und Dran, die Nebenhandlung mit den Nebenpersonen rückhaltlose Anerkennung. Ja in Wahrheit sind diese die Hauptsache; denn der Schwerpunkt des Buchs, sein werthvollster Gehalt, sein hauptsächlichstes Verdienst liegt in ihnen, liegt vor allem in dieser lebenswahren und anschauungsreichen Charakteristik der Geistlichkeit, mit welcher Gerland in Berührung kommt. Diese Vertreter der protestantischen Priesterschaft sind so unverkennbar nach dem Leben gezeichnet, und so wenig ist ihnen dabei geschmeichelt, daß man begierig sein darf, wie die frommen Herrn sich benehmen werden, wenn sie sich in dem Buch erkennen. Als besonders lebendig wirkend nenne ich: den hofmännisch-diplomatischen, schlangenglatten Superintendenten, den fast der Stutzerhaftigkeit sich befleißigenden Polani, diesen „Goldschnitt"-Prediger für die elegante Welt, dann den bäuerischen Dornig, den philosophischen Fröschel, den einfachen frommen Gebirgspfarrer Valentin.

Es ist nur schade, daß das Buch sprachlich nicht durchaus auf der Höhe eines literarischen Kunstwerks steht. Von der wenig achtsamen Umgangssprache gewisser Kreise nimmt Wilhelm von Polenz in seine Buchsprache Fremdwörter hinüber, die zwar im Leben leider noch vielfach von vornehmem Munde gesprochen werden, die aber in der Literatur zum Glück schon gerade zu pöbelhaft wirken, z. B. sich geriren, seine Gedanken controliren und ähnliche.

Kein übles Buch ist auch „Arkanum" von Ludwig Würzburg (Nr. 5), gar kein übles Buch, schon weil es kein langweiliges Buch ist. Es ist recht lustig und frischweg geschrieben, voll mannichfaltiger Gestalten und bunten farbigen Bildern, die man nur manchmal etwas knapper gehalten wünschte, von weniger äußerm Umfange. Das Buch enthält sogar Humor höhern Stils. Und das Zeitcostüm ist gut getroffen in Sprache und allem; der deutsche Miniaturfouverän ist nicht genannt und demnach allem Anschein nach eine geschichtlich treue Gestalt und wie sein ganzer Hof, vielmehr sein ganzes Höfchen, den Eindruck unzweifelhafter Echtheit erweckend. Und gar dieser Joseph Ringler selber, der ältere, der Erfinder des Arkanum, ist eine Prachtleistung. Nur ein paar Striche braucht der Verfasser und der Kerl steht vor uns wie mit Haut und Haaren. Auch das rein Historische an der bunten Geschichte, die Zeittollheit der Porzellanmacherei, welche an Stelle der Goldmacherei getreten, interessirt sehr; es war ein glücklicher Stoff. Würzburg hat mit seinem Buch gezeigt, daß auch die anspruchslose Unterhaltungsliteratur Gehalt haben kann.

Von „Der Gesellschafterin" von C. Schott (Nr. 6) gilt dies jedoch kaum. Das ist eine richtige „Tantengeschichte", fad-süßlich, nach alten Mustern und Schablonen; es mag aber eine passende Lektüre für Damen sein, die ein leichtes Buch der Beschäftigung mit ihren — Schulaufgaben vorziehen. Benno Rüttenauer.

Neue Lyrik.

1. Aus meiner Welt. Von Freiherrn Heinrich von Korff. Wien, Leopold Weiß. 1893. 8. 2 M.

Eine recht hübsche Begabung zeigt Freiherr Heinrich von Korff. Man liest diese Gedichte ohne Misfallen, wird hier und da auch in Mitleidenschaft gezogen, sieht aber am Ende nicht ein, wodurch sich des Dichters Welt von der anderer Dichter, ich kann nicht einmal sagen anderer Menschen unterscheidet. Schließlich ist es aber schon etwas, wenn eine Gedichtsammlung nirgends ein Schütteln des Kopfes und eine seelische Misstimmung erzeugt.

Ich fühle, daß ich hiermit, wenigstens für den Dichter, zu wenig gesagt habe. Vielleicht ist es aber Kritik genug, daß ich weder in Lob noch Tadel mehr sagen kann. Von den echt dichterischen Stimmungen, die sich in dem Buche finden, sei eine schöne Probe gegeben:

Abend.

Am Abend ist's, es wird so still,
Und in der Stube drinnen
Seh ich von allen Wänden rings
Goldströme niederrinnen.

Das ist der Sonne letzt Geschenk,
Eh sie von hinnen scheidet,
Sie schenkt es jedem Erdending,
Dem sie vorübergleitet.

Wie sind die Strahlen rein und licht,
Wie reich sie niederschweben!
O könnt' ich solches Zaubergarn
In meine Zukunft weben.

2. Gedichte von Johannes Schürmann. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1893. 8. 2 M.

Die größere Hälfte sind Uebersetzungen aus dem Französischen und Italienischen, die ein anerkennenswerthes Uebersetzertalent bezeugen. Ob alle Gedichte des Uebersetzens werth waren, mag bezweifelt werden, und in die Uebersetzung ist zudem manch ein gezwungener Reim und manch ein prosaischer Vers hineingeschlüpft, der im Original sicherlich nicht steht.

Der eigenen Gedichte Schürmann's sind's nur etwa dreißig: alle wohlgefügt und hübsch abgerundet, doch wenige bedeutend und wenige von zwingender poetischer Kraft; letzteres aus dem Grunde, den man nicht oft genug wiederholen kann, weil vielfach eine schöne, poetische Sprache die Umsetzung der Gedanken und Gefühle in dichterische Anschauung vertritt. Und es bleibt dabei: die schönste sogenannte poetische Sprache, der glatteste Vers und die besten Reime machen noch kein dichterisch werthvolles Gedicht. Denn Poesie ist eben etwas anderes als in Metrum gebrachte Prosa hohen Stils, und manche sogenannte Prosa enthält mehr Poesie als die schönsten Verse. Dafür haben viele Moderne ein besseres und feineres Verständniß; bei ihnen wird alles Bild, Anschauung, Beseelung, und wenn sie ihre Phantasie zügeln könnten und einfach und natürlich blieben (ich denke an die Goethe'sche Einfachheit und Natürlichkeit), dann würden sie längst alle, die in herkömmlicher Weise singen, aus dem Felde geschlagen haben.

3. Weihegeschenke von Christian Wagner von Warmbronn. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1893. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

Warmbronn ist ein kleines Dörflein in Würtemberg. Dort lebt schlecht und recht ein kleiner Bauer, Namens Christian Wagner, dem voriges Jahr die Schiller-Stiftung für mehrere Jahre so viel verwilligt hat, daß wenigstens die drückendsten äußern Sorgen von ihm fern gehalten sind. Sie that das auf Grund seiner „Sonntagsgänge" (erster und zweiter Theil, zweite Auflage 1887; dritter Theil 1890, Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer), zweier Gedichtsammlungen, die zu dem dichterisch werthvollsten und originellsten gehören, was die Lyrik unserer Zeit hervorgebracht hat. Wenn man weiß, daß dieser Mann ein einfacher Bauer mit bloßer Volksschulbildung ist, der zudem hart in seinem Berufe zu arbeiten hat, so stünde man angesichts seiner theils tiefsinnigen, theils geradezu großartigen Gedichte, die zudem fast durchgängig so formvollendet sind wie nur die Gedichte irgendeines „gebildeten" Dichters, vor einem unlösbaren Räthsel, wenn man nicht wüßte, daß der Dichter recht hat:

Wer kann wol stille halten, wenn der Geist
Gottallgewaltig ihn von hinnen reißt?
Und dieser Geist ist es, der mir befahl,
Hinauszuwerfen aus der Welt die Qual.
Den Freudenglauben tragen in die Welt,
Dem Lieb und Schönheit strahlend zugesellt.
Ein Feuerstrom durchflutet all mein Mark
Und wie ein Göttersohn fühl ich mich stark.
Kann ich noch zweifeln, daß nicht diese Erd'
Im Siegesflug von mir erobert werd'?
. . . . . .
Wer war es, der mich Armen in der Haft
Des kleinen Dörfleins rüstete mit Kraft?
Durchleuchtete mein schattendunkel Nichts?
O eine Gabe war's des ew'gen Lichts! u. s. w.

Dieser Dichter, dem alles zu Sang und Klang wird, hat die Berechtigung vor vielen andern, die dichten, zu sagen:

Zuviel der Grüße sind's, die mir begegnen,
Der Blüten, die auf mich herniederregnen.
Zuviel der Rufe sind's, die um mich schallen
Bei meinem Lustgang durch die Waldeshallen.
Zuviel des Sanges ist's, den zu erwidern
Ich nicht vermag mit meinen Frühlingsliedern.
Zuviel der Strahlen sind's, zuviel der Sonnen,
Der Wunderblumen und der Wunderbronnen;
Zuviel des Schönen, das ich nicht kann fassen,
Nein, traurig nur muß wieder schwinden lassen.

Leider hat sich der Dichter in seinen „Weihgeschenken" auf Hexameter capricirt — eine an sich undeutsche Form, die dem schwäbischen Bauern steht wie die Rüstung Saul's dem kleinen David. Ja sogar ein ganzes Epos in Hexametern hat er hier veröffentlicht: „Epische Bilder aus Hadrian". Es liest sich aber wie eine schlechte Uebersetzung eines nicht unbedeutenden, aber dunkeln fragmentarischen lateinischen Gedichts. Den Dichter in Wagner hat natürlich das fremde Versmaß nicht unzubringen vermocht, davon zeugt manch schönes Distichon, manch prächtiger einzelne Vers; aber die Natürlichkeit seiner Sprache hat es ihm verdorben: Wortstellung, Satzbildung sind nicht deutsch, sondern lateinisch, obwol der Dichter nie einen lateinischen Hexameter gesehen hat. Auch alle sonstigen mit der deutsch-lateinischen Hexameterdichtung verbundenen Uebelstände: Unklarheit und Geschraubtheit des Ausdrucks, Fehlen der Pointe u. s. w. finden sich, sodaß man nur wünschen kann, der Dichter kehre, wie er das im Vorwort verheißt, von dieser Verirrung in ein fremdes Gebiet auf sein eigenstes zurück; denn auf diesem erntet er Goldfrüchte. Den Anfang hat er schon in der vorliegenden Sammlung am Schlusse gemacht: diese Gedichte in deutschen Reimen stehen fast alle auf der Höhe seiner frühern. Man lese die ergreifende, durchaus originelle „Todtenfeier" für die dem Dichter kürzlich entrissene Frau oder die Troubadourlieder, von denen ich eins mittheile:

Schöne Frauen lauschen meiner Laute
Süßem Saitenklang,
Aber keine will mir sein Vertraute
Bei dem Weitergang.

Schnöder Dienst, wo zu dem eignen Herzen
Keine Freude fällt!
Armer Dienst, der nur der andern Schmerzen
Lindert in der Welt.

Wie schön, wenn auch einfach, ist „Federnelken":

Im Hain, da wallen die welken
Grasfluren in gelbem Grün,
Und liebliche Federnelken
Gar rosig ob ihnen blühn.
Als hätte herab so labend,
Ein Rosengewölk sich gesenkt
Mit freundlichem Feierabend
Die müde Erde beschenkt.

Das letzte Gedicht dieser Sammlung mag des Dichters Weltanschauung, in der eine Art indischer Seelenwanderung vorkommt, andeuten:

Wiederverjüngung.

Einsam wandelt durch den Wald ein Alter,
Um ihn schweben blau und goldne Falter:
Einst'ger Träume himmlisches Verjüngen
Schaut er hier in diesen Schmetterlingen.
Einst'ger Jugend selige Gedanken
Grüßen ihn aus diesen Rosenranken.
Einst'ger Kindheit unschuldvolle Wonnen
Grüßen ihn aus diesen Blumensonnen.
Seines Eignen freud'ge Auferstehung
Schaut er zu von seiner Menscherhöhung.
Und ihn selber als geschlossne Haltung
Grüßt sein Einst als Auseinanderfaltung.

Wenn es dem Dichter und seinem Verleger gefallen wollte, einmal aus den drei vorliegenden Bänden, etwa mit Neuem, das dem unerschöpflichen Born dieses Dichters entquillt, einen richtig ausgewählten und gut zusammengestellten Band zu machen, so würde damit die lyrische Dichtung der Gegenwart um eine der werthvollsten Gaben bereichert, und auch der Verleger würde ein gutes Geschäft machen. Unter denjenigen lyrischen Dichtern, die ihre Namen auch in fernere Jahrzehnte hindurch retten, werden weder die modernen Radaulyriker noch die sinnigen Dichtergemüther altfränkischer Observanz sein; den Namen des schwäbischen Bauern aber wird man vielleicht noch nennen und seine Gedichte noch lesen, wenn von allen andern keine Spur mehr übrig geblieben ist.

Richard Weitbrecht.

Feuilleton.

Wir haben öfter sowol an dieser Stelle als auch in besondern Aufsätzen unsern Lesern über neue Erscheinungen zur Frauenfrage berichtet. Heute zeigen wir einige kleinere Schriften an, die zur Behandlung in einem größern Aufsatze nicht wichtig genug sind, doch aber dem, der sich mit der Frauenfrage beschäftigen will, nicht ungenannt bleiben dürfen. Karl Walcker theilt uns seine Ansichten mit über den „Antheil der Frauen am geistigen Leben" (Bielefeld, Helmich). Der Verfasser erörtert besonders (wie er sagt, „unter großentheils neuen Gesichtspunkten") die „selten behandelte" Frage, welche wissenschaftlichen Schriften und Forschungen sich für Damen „besonders für bemittelte, begabte, viel freie Zeit genießende Damen", eignen. Worin die „neuen Gesichtspunkte" bestehen, haben wir vergebens zu finden gesucht. Er führt eine Reihe von Schriften an, von denen einige sich nach allgemeinem, andere nach des Verfassers Urtheile für Frauen eignen. Dazwischen erfahren wir allerlei nützliche und unnütze Dinge, z. B. daß es „ein Unsinn ist, im Sommer unter heißen Federdecken zu schlafen", daß „durch den Gebrauch von Gummischuhen zahlreiche Erkältungen vermieden werden würden", daß „das «Berliner Tageblatt» überwiegend deutschfreisinnig ist", daß „natürlich auch Provinzialzeitungen belehrende Artikel enthalten", daß „die Frage, ob Frauen öffentlich oder halböffentlich auftreten dürfen, sich nicht einfach mit Nein oder Ja beantworten läßt". In den Anmerkungen erfahren wir hauptsächlich, welche Schriften „von demselben Verfasser schon

früher erschienen sind". Wenn diese Schriften nicht besser sind als die vorliegende, so dürfte sich ihr Ankauf kaum lohnen.

Ueber „die Frau im alten und im heutigen Mexiko" schreibt nach Ueberlieferung und eigener Anschauung Cäcilie Seler (Berlin, Lesser). Der Aufsatz ist im Fortbildungsverein zu Steglitz vorgetragen worden. Wir haben ihn mit großem Interesse gelesen und uns an den in einfacher Sprache berichteten höchst merkwürdigen Dingen erfreut. Eine Reihe gut gewählter Abbildungen belebt die Anschauung. Die alten Azteken haben für die Frau als Mutter eine rühmenswerthe, ich möchte fast sagen beneidenswerthe Verehrung gehabt: die im Wochenbett gestorbene Frau kam in denselben Himmel, in dem der in der Schlacht gefallene Krieger angenehme Tage verlebte.

In den Virchow-Wattenbach'schen „Gemeinverständlichen Vorträgen" (Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G.) ist eine Schrift von Aliee Bousset erschienen: „Zwei Vorkämpferinnen für Frauenbildung". Die beiden Vorkämpferinnen sind Luise Büchner und Marie Calm. Die Darstellung ihres Lebens und ihres Wollens ist durchweht von der Pietät, die den bedeutenden um ihr Geschlecht hochverdienten Frauen gebührt.

Umfangreicher ist die Schrift des norwegischen Staatsraths Nils Hertzberg: „Der Beruf der Frau und ihre Stellung in der modernen Gesellschaft. Nach O. Reyher's deutscher Uebersetzung bearbeitet und herausgegeben von Julius Werner, evangelischer (!) Pfarrer" (Leipzig, Peter Hobbing, 1892). Das Original, das in Norwegen einiges Aufsehen erregt hat und in seinen besondern Theilen sich auf norwegische Verhältnisse zuspitzt, hat durch den Bearbeiter starke Kürzungen und Veränderungen erfahren, wie uns im Vorwort mitgetheilt wird. Ich vermag nicht zu ermessen, wie weit diese Veränderungen gehen, habe aber den Eindruck, daß vom Bearbeiter manchmal eigene Urtheile eingefügt sind. Der Standpunkt des Verfassers ist jedenfalls gewahrt worden: er ist confessionell, aber nicht intolerant. Es wird vieles Richtige und dies in einer ruhigen, ansprechenden Form gesagt. Uns Deutsche wird besonders das interessiren, was Hertzberg über die vielumstrittene sogenannte Coëducation der Geschlechter sagt. Das ernsthafte Buch sei allen empfohlen, denen eine Förderung der Frauenfrage im gemäßigten Sinne ernstlich am Herzen liegt.

Von ähnlichem Standpunkte wie Hertzberg beurtheilt die Angelegenheit Hermann Kötzschke: „Der christliche Standpunkt in der Frauenfrage" (Leipzig, R. Werther). Die Schrift war ursprünglich für die „Evangelisch-socialen Zeitfragen", die bei Grunow in Leipzig erscheinen, bestimmt. Daß der „etwas scharfe und offene Ton ein Erscheinen in jener Zeitschrift bedenklich machte", nimmt uns Wunder. Kötzschke richtet sich gegen das bekannte, vielgenannte, in neuer, zahmerer Fassung erschienene Buch von Bebel: „Die Frau und der Socialismus". Er faßt seinen Gegenstand aus weiten Gesichtspunkten und ganz besonders empfehlen wir sein Büchlein wegen der sehr beherzigenswerthen Auseinandersetzung über die erzieherische Behandlung der Geschlechter in der Pubertätsentwickelung. Die Ansichten des Verfassers über die Prostitution sind gutgemeint und ehrenwerth, aber angesichts der thatsächlichen Lage sehr discutabel.

— Am 22. Februar 1893 war der hundertste Geburtstag Friedrich Harkort's, in dem die preußischen Volksschullehrer einen ihrer ehrenwerthesten und thatkräftigsten Vorkämpfer sehen. Es ist billig, daß seinem Andenken eine besondere Schrift gewidmet wurde. Das hat H. Rosin gethan, indem er bei Ruhfus in Dortmund ein Buch veröffentlichte: „Friedrich Harkort, der Tribun der preußischen Volksschule." Wir erhalten hier ein umfassendes Bild des kraftvollen Westfalen, an dem der vielgeplagte Schulmeister seine brechtigte Freude haben wird. Wir empfehlen die Veröffentlichung, die zugleich ein nicht uninteressanter Beitrag zu der Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts bildet, auch allen, denen die rein schulpolitische Rücksicht ein Interesse abgewinnt.

— Im letzten Sommer hat die furchtbare Seuche in Hamburg viele hunderte von Kindern vater- und mutterlos gemacht. Die Privatwohlthätigkeit hat eingegriffen, um das große Elend zu mildern. Eine sinnige Form der Hülfe zeigt das uns vorliegende „Hamburger Weihnachtsbuch" (Hamburg, O. Meißner, 1892). Im September forderte die Verlagshandlung eine Anzahl angesehener hamburger Künstler und Schriftsteller auf, Beiträge zu einer Veröffentlichung zu schicken, deren Ertrag den verwaisten Kindern zugute kommen sollte. Gedichte, Erzählungen, Schilderungen, musikalische und zeichnerische Beiträge liefen in großer Fülle ein; das Buch, ursprünglich auch inhaltlich blos für die Jugend bestimmt, erweiterte sich und wurde ein Familienbuch. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Beiträge von recht verschiedenem Werthe sind: doch können wir mit gutem Gewissen sagen, daß die angelegentliche Empfehlung, die wir dem Buche zutheil werden lassen, sich auf die Bedeutung der Mehrzahl der Beiträge gründet und nicht etwa dem wohlthätigen Zweck zu Liebe ausgesprochen wird. Wir sind überrascht über die Fülle von Geist und Geschmack, die sich bei dieser Gelegenheit in einer Stadt gezeigt hat, die man im übrigen Deutschland so oft als die des ausschließlich herrschenden Gold- und Kaffeesacks bezeichnet.

— In seinem Werk: „Kaiser Wilhelm I. und sein schriftstellerisches Eingreifen bei entscheidenden Fragen und Abschnitten seiner Zeit" (Neuwied, Heuser, 1892) bespricht Maximilian Schmitz die selbständigen Schriftstücke Kaiser Wilhelm's I. unter Mittheilung ausführlicher Auszüge, ebenso gibt er Auszüge und wörtliche Mittheilungen aus Erlassen des Kaisers und aus seinen Briefen, vor allem aus jenen an Natzmer, Roon und Moltke. Ungedrucktes Material publicirt er nicht — nur von einem auf S. 71 mitgetheilten Gedicht des Kaisers „Der Oberrhein", einer Umformung des bekannten „Sie sollen ihn nicht haben", vermag ich nicht zu sagen, ob es schon veröffentlicht war, ebenso wenig vindicirt er der Autorschaft des Kaisers neue Sachen. Der Standpunkt des Verfassers ist der, daß alles, was Wilhelm I. geschrieben, gut, vortrefflich, ausgezeichnet ist, von irgendwelcher Kritik oder auch nur Prüfung der Ausführungen des Herrschers ist nicht die Rede. Wenn S. 37 eine volle Seite bewundernder Phrasen über den König ausgeschüttet wird, so ist es schwer dem gegenüber das Wort „Byzantinismus" zu unterdrücken. Wahrlich Wilhelm I. braucht das schärfste Licht historischer Forschung in keiner Weise zu scheuen, und eine so kritiklose Bewunderung, die auf das eigene Urtheil völlig verzichtet, ist auch schwerlich im Sinne des verstorbenen Kaisers selbst. Doch das mag Geschmackssache sein, schlimmer ist das unmethodische und unwichtige Verfahren des Verfassers. Er verwerthet als persönliche Willensäußerungen des Monarchen, zur Charakterisirung seiner persönlichen Anschauung auch Regierungserlasse und Thronreden. Er zeigt dadurch, daß er von dem Geschäftsgang in politischen Behörden keine Vorstellung besitzt, und auch noch nicht allzu viel Archivalien einer Centralregierung gesehen haben dürfte: nicht blos verfassungsrechtlich, sondern mehr noch thatsächlich sind Erlasse und politische Reden in 99 von 100 Fällen nicht das Werk des Herrschers, sondern das der Minister und ihrer Räthe. Wenn man daher derartige Schriftstücke zur Kennzeichnung der persönlichen Ansichten eines Monarchen verwerthet, so ist dies unhistorisch, und die Gefahr, ihm Anschauungen unterzuschieben, die er in Wirklichkeit nicht hatte, liegt auf der Hand. Wie viel, um von dem vorliegenden Falle zu reden, von den bei Schmitz erörterten Sachen auf Rechnung Wilhelm's I. kommt, wie viel Bismarck angehört, wird sich erst entscheiden lassen, wenn die Archive der Forschung geöffnet sind. Aeußerlich ist zu tadeln, daß die Auszüge und Mittheilungen aus den Schriften des Kaisers nicht genügend abgehoben sind (etwa durch Einrücken oder durch fortlaufende Anführungsstriche), sodaß es genauer Aufmerksamkeit bedarf, um stets richtig zu beurtheilen, wo die Worte Wilhelm's I. aufhören, die von Schmitz anfangen.

Eine Bereicherung der wissenschaftlichen Literatur über Wilhelm I. bedeutet das vorliegende Buch nicht.

— Die billigen Büchersammlungen werden immer zahlreicher. Eine neue Collection erscheint im bekannten großen Verlage der Firma Hartleben in Wien. Gleich der Engelhorn'schen Bibliothek bietet sie in erster Linie, ja bisher fast ausschließlich Uebersetzungen; nur mit dem Unterschiede, daß die Engelhorn'sche neue oder doch neuere Werke, die Hartleben's aber alte bringt. Der Verlag will, wie er in der den Büchern vorangestellten Anzeige sagt, den Beweis erbringen, „daß das, was unsern Vätern gefiel und als gediegen galt, was damals als schön und mustergültig befunden wurde, zum großen Theile auch heute eine Existenzberechtigung hat und verdient, Gemeingut zu werden". Ist ihm dieser Beweis gelungen? Soll man die Auferweckung Sue's, Sand's, Sandeau's, Berthet's u. a. m. aus dem Grabe der Vergessenheit mit Freude begrüßen? Nach der Lektüre von Paul Fével's Erzählung „Der schwarze Bettler" und Dumas' des Jüngern „Roman aus dem Leben einer Frau" kann man diese Fragen nicht mit „ja" beantworten, denn beide Werke stehen tief unter dem, was man von einem leidlich guten Roman verlangt. Es sind ziemlich crasse, phantastische Geschichten voller unwahrscheinlicher und unmöglicher Zufälle und Abenteuer. Ganz junge und literarisch ungebildete Leute werden daran vielleicht Geschmack finden: Lesern von feinerm Geschmack oder gar nüchtern urtheilenden Kritikern werden sie kindisch, albern und langweilig vorkommen. Was der jüngere Dumas in seinem Roman über die Liebe und über die Frauen sagt, ist zwar manchmal ganz hübsch und geistvoll, aber dieser einzige Vorzug kann die vielen Fehler nicht annähernd aufwiegen, und einer der schlimmsten Fehler ist die wahrhaft miserable Technik. Sie läßt sich nur damit entschuldigen, daß der Roman vor einem halben Jahrhundert etwa geschrieben worden ist. Unvergleichlich besser ist Turgenjew's Erzählung „Frühlingsfluten" mit seiner zarten Poesie, deren Knappheit im Widerspruche mit der überflüssigen Umständlichkeit steht, in der die Geschichte selbst erzählt ist. Außer diesen drei Werken sind auch Thackeray's „Geschichte Heinrich Edmond's" sowie Sandeau's „Valereuse" und Maquet's „Liebe und Verrath". Allem Anscheine nach wird der deutsche Büchermarkt durch die Erscheinungen dieser Bibliothek keine ideelle Bereicherung erfahren.

— Das Gesetz unsers geistigen Fortschrittes liegt, wie Julius Lechner von der Lech, der Uebersetzer der ungarischen Schrift: „Das Gesetz unseres geistigen Fortschrittes. Von Sigmund Bodnár" (Leipzig, Alfred Janssen, 1893), klar und sinnreich auseinandersetzt, darin, daß in der geistigen Entwickelungsgeschichte der Menschheit auf eine Reaction eine Action voll Sturm und Drang folgt und diese, wenn sie ausgetobt hat, zu besonnenem, nicht überstürztem Fortschritte, zur Verjüngung, Verfeinerung und Neubelebung der Vergangenheit gedämpft wird. Die menschlichen Errungenschaften sind mithin nichts anderes als Erzeugnisse des Kampfes von Altem und Neuem und der Versöhnung beider durch Durchdringung des Alten mit dem Neuen. Spencer, Tyndall u. a. verkünden, daß jede Bewegung rhythmisch sei, also auch die Bewegung der Ideen. Ein großer Stoß erfolgt vorwärts, ein kleinerer rückwärts, denn der in Bewegung befindliche Körper stößt auf Hindernisse, welche ihn zurückdrängen, aber nicht gänzlich aufhalten, sodaß er seinen Angriff erneuern kann und trotz wiederholter Hemmungen doch vorwärts kommt. Im intellectuellen, moralischen, ästhetischen Leben der Menschheit strebt der Gedanke auch vorwärts, doch stemmt sich ihm das vorhandene Gefühl, die bisherige Denkweise, die alte Religion, Sprache, Literatur, Kunst, das alte Rechts- und Gesellschaftsleben und die Geschichte entgegen. Diese hemmen ihn, doch geht ein Theil in den nationalen Gedanken über und verwandelt oder erneuert ihn. Nach dieser Entdeckung braucht man eine Vermittelung neuer Ideen von Land zu Land, von Nation zu Nation nicht mit aller Gewalt anzunehmen.

— Der „Illustrirte Führer durch die Salzburger und Berchtesgadner Kalkalpen und ihre Thalgefilde. Monographisch-touristische Schilderungen von Hans Blank. Mit 46 Abbildungen, 2 Karten und 1 Panorama" (Wien, Hartleben) geleitet den Alpenfreund über Berg und Thal durch sämmtliche Gebiete der herrlichen Kalkalpenwelt Salzburgs und Berchtesgadens und ihrer nächsten Umgebungen vom obern Salzachthale bei Zell am See und dem Oberlaufe der Saalach angefangen bis zur reizenden Landeshauptstadt Salzburg, und vom Pillerserthale an der Ostgrenze Tirols bis zum Paß Gschütt und zur Zwieselalpe am Stuhlgebirge an der Grenze Oberösterreichs. Er schildert demnach eingehend monographisch und touristisch die erhabenen Hochgebirgswelten der Uebergossenen Alpe (Ewigschneegebirge) mit dem Hochkönig (2938 M.), des großartig wilden Steinernen Meeres, des Watzmannes und des Hochkalters der Berganger und Loferer Steinberge, des Hagengebirges und Hohen-Göll's sammt ihren Ausläufern am Königssee und Obersee, den Untersberg, das Lattengebirge und Reiteralmgebirge mit den grotesken Mühlsturz- und Grundübelhörnern, das Tennengebirge und verschiedene anstoßende Theile der Voralpen als Scheibelberggruppe mit Kammerköhr, Sonntagshorn, Gemsfeld u. s. w. Er schildert aber auch nicht weniger eingehend und genau alle die herrlichen Thalgefilde, welche die Gebirge umgeben. Prächtige Abbildungen und ein meisterhaft ausgeführtes Panorama schließen sich den trefflichen Schilderungen an den richtigen Stellen an.

— Die von der königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt gekrönte Preisschrift des Stadtpfarrers Lic. Hummel in Schweigern: „Was läßt sich zur Pflege einer gediegenen echt volksthümlichen Bildung in Arbeiterkreisen thun?" wird demnächst im Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn erscheinen.

— In G. J. Göschen's Verlage in Stuttgart wird noch im August ein wichtiges seit langer Zeit fast verschollenes Literaturdenkmal von neuem herausgegeben werden. Es sind die Streitschriften Goezes gegen Lessing. Der Herausgeber ist Erich Schmidt, der bekannte Biograph Lessing's.

— Felix Dahn wird im Spätherbst einen neuen Roman: „Julian der Abtrünnige", veröffentlichen.

Bibliographie.

Bastian, A., Der Buddhismus als religionsphilosophisches System. Vortrag. Berlin, Weidmann. 8. 2 M. 40 Pf.

— — Die Verbleibs-Orte der abgeschiedenen Seele. Mit 3 Tafeln. Berlin, Weidmann. 8. 3 M.

Bierbaum, O. J., Fritz von Uhde. München, Münchener Kunst- und Verlags-Anstalt, Dr. A. Albert u. Comp. Gr. 8. 10 M.

Dehmel, R., Aber die Liebe. Ein Ehemanns- und Menschenbuch. München, Dr. E. Albert u. Comp. Gr. 8. 5 M.

Eckstein's Reisebibliothek. Nr. 118. Graf Luncra. Novelle von C. Rustige. Berlin, R. Eckstein Nachfolger. 8. 1 M.

Frey, A., Erni Winkelried. Historisches Trauerspiel. Frauenfeld, Huber. 8. 2 M.

Geiger, Ph., Entwickelung der Turnkunst in Bayern. Leipzig, Strauch. Gr. 8. 80 Pf.

Hodermann, R., Theatergeschichtliche Erinnerungen. Gotha, Windaus. 12. 50 Pf.

Kassewitz, J., Darlegung der dichterischen Technik und litterarhistorischen Stellung von Goethes Elegie „Alexis und Dora". Leipzig, Fock. 8. 1 M.

Land, H., Die Richterin. Ein moderner Roman. Berlin, A. Loewy. 8. 3 M. 50 Pf.

Mysing, O., Moderne Liebe. Novellen. Bremen, E Hampe. 8. 2 M.

Rubens, W., Das Talmudjudenthum. Kritischer Streifzug. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 1 M. 20 Pf.

Stümke, M. G. Conrad. Eine litterarische Studie. Bremen, Kühtmann. 8. 30 Pf.

Wesendonck, H., Volks- und Straßenleben in Neapel. Historische Schilderung eigener Erlebnisse. Leipzig, Rust. 8. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die preußische Expedition nach China, Japan und Siam
in den Jahren 1860, 1861 und 1862.

Reisebriefe

von

Reinhold Werner,

Kapitän zur See in der kaiserlich deutschen Marine.

Mit sieben Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte.

Zweite Auflage. 8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

Die Reisebriefe des als Schriftsteller wohlbekannten nachmaligen Contreadmirals Reinhold Werner haben sich infolge ihrer mit frischer Unmittelbarkeit gegebenen Schilderung des Erlebten stets in der Gunst des Publikums erhalten; der Reiseschriftsteller J. G. Kohl empfiehlt das Werk als „Muster eines populären Reiseberichts". Bei dem Festhängen der meisten ostasiatischen Reiche am Althergebrachten treffen die scharfen Beobachtungen des vielerfahrenen Seemannes auch heute noch zu.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die wichtigsten periodischen Erscheinungen
der Meteorologie und Kosmologie.

Von

Hermann Fritz.

Mit 10 Abbildungen und 1 Tafel. 8. Geh. 7 M. Geb. 8 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 68. Band.)

Dieses Werk führt die verschiedenartigen Erscheinungen vor, welche durch den Wechsel in der Sonnenthätigkeit beeinflusst werden. Durch den weiten Kreis dieser Erscheinungen, welcher die Perioden der Wein- und Getreideerträge und der Witterung, wie die vulkanischen Ausbrüche, die Erdbeben und Polarlichter umfasst, gewährt das Werk des auf diesem Gebiete bahnbrechenden Verfassers hervorragendes Interesse. Erhöhten Werth hat das Werk, seitdem für Europa die Fortdauer periodischer tiefgreifender Klimaschwankungen auch für die Gegenwart nachgewiesen ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schopenhauer-Register.

Ein Hülfsbuch zur schnellen Auffindung aller Stellen, betreffend Gegenstände, Personen und Begriffe sowie der Citate, Vergleiche und Unterscheidungen, welche in

Arthur Schopenhauer's Werken,

ferner in seinem Nachlasse und in seinen Briefen enthalten sind.

Bearbeitet von **W. L. Hertslet.**

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Das „Schopenhauer-Register" ist unentbehrlich für jeden Leser von Schopenhauer's Werken, aber auch für jeden, welcher wissen will, ob und wie der große Philosoph sich über einen Gegenstand oder eine Person geäußert hat. Es gibt zum ersten mal genaue Auskunft über den Ort, wo jede in den Werken des Philosophen und seinem bisher veröffentlichten Briefwechsel enthaltene Stelle aufzufinden ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lerne, liebe, lebe.

Dichtungen von **Julius Hammer.**

Fünfte Auflage.

Miniatur-Ausgabe. Geb. 2 M.

Julius Hammer zählt bekanntlich zu den gediegensten und anmuthigsten Vertretern der didaktischen Dichtkunst. Die Dichtungen „Lerne, liebe, lebe", die hier in fünfter Auflage vorliegen, waren sein Schwanengesang. Noch einmal ließ er darin seine Muse die drei Hauptgebiete der Poesie, das altclassische, das orientalische und das christliche, durchstreifen, um die heimgebrachten Gedankenschätze in seiner eigenen melodischen Sprache dem deutschen Gemüthe zuzuführen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Endymion.

Von

Earl of Beaconsfield.

(Benjamin D'Israeli.)

Aus dem Englischen von

Professor **Dr. C. Böttger.**

Zweite Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Dieses letzte Werk des berühmten englischen Staatsmannes, ein aus Wahrheit und Dichtung gemischter Roman, führt mitten in die höchsten Kreise der Gesellschaft ein und streift in geistvoller Unterhaltung alle Fragen, von welchen das politische Leben Englands während der letzten Jahrzehnte bewegt worden ist. Die deutsche Uebertragung gibt die feinen Eigenthümlichkeiten der Beaconsfield'schen Schreibweise so treu und vollkommen wieder, daß sie sich wie ein Originalwerk liest. Die zweite Auflage ist im Preise sehr wesentlich ermäßigt worden; die erste Auflage kostete geh. 18 M., geb. 21 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Torin.

Roman in drei Theilen

von

Graf P. A. Walujew.

Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe.

Zweite Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Ein frappantes Lebens- und Sittenbild aus der Hauptstadt des russischen Reichs.

Die zweite Auflage ist im Preise wesentlich ermäßigt worden (früher geh. 18 M., geb. 21 M.).

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 35. — 31. August 1893.

Inhalt: Die Sociologie, eine neue Wissenschaft. II. Von Paul Barth. — Zur Malerei. Von Benno Rüttenauer. — Aus fernen Ländern. Von Otto Speyer. — Moderne Romane. Von Richard Weitbrecht. — Zur Uebersetzungsliteratur. Von Robert Waldmüller. — Dramatische Werke. Von Friedrich Kummer. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Sociologie, eine neue Wissenschaft.

II.

In meinen letzten Ausführungen erhob ich die Forderung einer zweiten Hälfte der Sociologie, die zu der von H. Spencer gegebenen ersten Hälfte, der Sociologie der Naturepochen der Gesellschaft als Sociologie der Culturepochen hinzuzufügen sei. Diese Forderung schließt die Voraussetzung ein, daß auf den höhern Stufen dieselbe Gesetzmäßigkeit die socialen Functionen des Menschen beherrsche, die wir auf den primitiven Stufen überall bewundern. Von China westwärts bis Amerika überrascht uns bei allen Naturvölkern derselbe Geisterglaube, derselbe Geistercult, — seien diese Geister nun zum Theil lebendig gedachte Naturkräfte, wie Tylor, der Vertreter der Theorie des „Animismus" annimmt, oder seien sie alle nur die in der Natur wohnenden Geister der Todten, wie Spencer und Lippert, aus dem Todtencult alles ableitend, meinen, — überall treten uns ferner dieselben successiven Formen der Familie, überall derselbe Communismus der Gruppenfamilie oder später des Geschlechts entgegen. Sogar sehr ausgeprägte Einzelheiten, wie der Totemismus *), d. h. die Verehrung desjenigen Thieres, in dem man den abgeschiedenen Geist der Geschlechtsahnen wohnend glaubte, sind über die ganze Erde verbreitet. Bei den Arabern vor Mohammed und bei manchen Beduinen noch jetzt ist je einem Geschlechte je ein solches Thier heilig, nach dem das Geschlecht sich auch nennt; dieselbe Sitte und zum Theil dieselben heiligen Thiere finden wir bei den Indianern Nordamerikas, z. B. ein Geschlecht der Hunde, der Wölfe u. s. w. Auf diesen an Ideen armen, sehr einfachen Geisterglauben folgt bei den der Fortbildung fähigen Völkern eine Epoche des naturalistischen Polytheismus, d. h. eines Kreises von Naturgöttern, denen menschliche Lebensschicksale zugeschrieben werden, sodaß eine reiche, bunte Mythologie entsteht. Auch diese Götterkreise sind ihrem Wesen nach ebenso einander gleich, wie die Naturerscheinungen, die von ihnen vertreten werden, nur nach der besondern Bevorzugung einer besondern Gruppe der Naturereignisse sich unterscheidend. Es kann, wie E. von Hartmann treffend bemerkt hat, Erde und Himmel oder die Sonne oder das Gewitter die bevorzugte Stelle in der Gesammtheit der Götter einnehmen, z. B. bei den Chinesen das erstgenannte Paar, bei den Germanen die Sonne, bei den Indern des Zeitalters der Veden das Gewitter, und je nachdem können gewisse Züge des Naturlebens in der mythologischen Spiegelung hervortreten, andere zurücktreten. Auf dieser Stufe der Weltanschauung befinden sich alle zur Cultur gelangten Völker vor der Erfindung der Schrift, z. B. die Griechen in dem von Homer geschilderten Zeitalter.

Die Gesetzmäßigkeit der socialen Thatsachen ist also in den Naturepochen der Gesellschaft durch die Forschung genügend nachgewiesen, sie wäre aber auch vor aller Forschung anzunehmen. Denn der Wille des Naturmenschen, ganz und gar von seiner natürlichen Umgebung beherrscht, muß nothwendig eine natürliche Gesetzmäßigkeit seiner Handlungen hervorbringen. Aber auch der Culturmensch, in seinem Willen bewußter, aber nicht frei von den ihn erzeugenden Ursachen, da es einen freien ursachlosen Willen nicht gibt, muß zwar eine höhere Anpassung an seine Umgebung, die zugleich eine höhere Herrschaft darüber bedeutet, aber immer nach psychologischen Gesetzen vollziehen. Und diese psychologischen Gesetze, denen die Anpassung der Gesellschaft an ihre Umgebung folgt, hätte die Sociologie der Culturepochen aufzuweisen.

Diese Voraussetzung des gesetzmäßigen Ganges des socialen Lebens schließt eine weitere Voraussetzung ein,

*) „Totem" ist der mit dem Bilde des heiligen Thieres versehene Wappenschild des Indianers.

die wol manchem etwas hart ankommen mag, aber sich deductiv wie inductiv gleich gut begründen läßt; nämlich daß der einzelne Mensch, sei er noch so hervorragend, den Gang der Geschichte nicht nach seinen Ideen meistern, sondern nur die in seinem Volke schlummernden Ideen zu wecken und auszuführen vermag. Es ist an sich schon unmöglich, daß ein Mensch in seinem Denken und Fühlen von seinen Zeitgenossen so sehr abweiche, daß er sich ihnen in jeder Richtung entgegenstelle. Denn diese Zeitgenossen haben, ehe er mündig wurde, durch die Erziehung, später durch den Verkehr bestimmend auf ihn eingewirkt, ihm eine Richtung gegeben, ehe er noch über seine Richtung zur Besinnung kam, sie haben ihn schon gebildet, ehe er selbständig genug war sich selbst zu bilden. Der geniale Mann seines Jahrhunderts ist nicht sowol der Erfinder, der völlig selbständige Urheber der neuen Ideen, als vielmehr der Sammler und Verkünder dessen, was viele bewegt, der das Neue nicht anders als die andern, aber intensiver fühlt und mit größerer Kraft ausspricht.

Sein Verdienst ist darum nicht geringer, daß viele gleichzeitig mit ihm sterben. So finden wir auch, wie Taine, von Comte's Begriff des Milieu, d. h. der physischen nicht blos, sondern auch der geistigen Umgebung eines Menschen ausgehend, öfter hervorhebt, in der Geschichte der Ideen die Fortschritte nicht durch einzelne hervorragende Gestalten, sondern immer durch eine ganze Reihe verwandter Gestalten bezeichnet, die freilich in der Erinnerung der Menschheit vor dem Glanze der Erfolgreichsten erblassen. Wir finden Shakespeare nicht isolirt, sondern umgeben von einem Dutzend Dramatiker, die in demselben Stil, wie er, schreiben, Rubens nicht alleinstehend, sondern inmitten einer großen Gruppe gleicher Richtung, nicht Aeschylus, Sophokles und Euripides allein, sondern vor und nach ihnen viele in ihrem Streben Ebenbürtige, deren Werke nur verloren sind und nicht mehr für sie sprechen können. Taine hätte noch so viele Beispiele anführen können, als es hervorragende Momente geistiger Bewegung gibt. Weder Cäsar noch Columbus noch Luther sind ohne Vorläufer und Nachfolger — selbst Christus nicht, rein menschlich betrachtet.

Wenn wir somit das Wirken der historischen Helden in die gesetzmäßige Bewegung der Gesellschaft einfügen müssen, so gehen offenbar alle Probleme der Geschichtsphilosophie nun auf die Sociologie über. Diese Probleme stellen sich dem modernen Menschen dar, als Fragen über die Zukunft, die aber nicht durch Prophezeiungen, sondern durch Schlüsse aus der Vergangenheit ihre Antwort finden sollen. Savoir c'est prévoir, sagt Comte; wenn dies in der Naturwissenschaft gilt, so muß es auch in der Geschichte gelten. Die Faustfrage, ob wir etwas wissen können und die verzweifelnde Antwort, daß wir nichts wissen können, bewegen uns heutzutage nicht mehr. Das dem Menschen mögliche Wissen genügt uns. Auch die Hamletfrage über das Sein nach dem Tode quält uns weniger als unsere Vorfahren. Brennender ist unserm Bewußtsein die Frage, ob und wie wir glücklich werden können. Da aber das Glück des Einzelnen zum größten Theile in den Zuständen der Gesellschaft seine Bedingungen und Schranken findet, so werden die Fragen nach dem individuellen Glücke zu Fragen nach den Geschicken der Gesellschaft. Was ist die Ursache des Gedeihens oder Verfallens einer Gesellschaft? Sind nur ökonomische Schwierigkeiten die auflösenden Factoren, wie viele glauben, oder ist es der Mangel an sittlichen Grundsätzen wie andere annehmen, oder, wenn beide Gebiete, das ökonomische und das moralische, in Wechselwirkung stehen, welches von beiden ist das wichtigere? Wird die Weiterbildung der Gesellschaft die Freiheit des Einzelnen steigern oder seine strenge Unterordnung unter die Gesammtheit erzwingen? Wenn letzteres geschieht, wird der Zwang soweit gehen, wie im Mittelalter und in der Blütezeit des classischen Alterthums bis zu Luxusgesetzen und Kleiderordnungen? Wird in Zukunft wieder Einheit der Weltanschauung herrschen wie im Mittelalter und, mit geringen Ausnahmen, auch in den Republiken des Alterthums, oder wird eine bunte Vielheit des Glaubens und Meinens die Geister unterscheiden? Ist die Zeit der Religionen vorüber, wie manche behaupten, oder wird die Religion immer bestehen, immer neue Symbole für neue Ideen findend, oder endlich ist nur die starr dogmatische Richtung in ihr gegen die Stürme der Zeit widerstandsfähig, während die sogenannten liberalen Richtungen in nichts zerfließen? Werden die Nationen in Zukunft sich gegeneinander abschließen, so etwa, wie jetzt fremde Arbeiter den einheimischen sehr zuwider sind, oder werden die Völker immer mehr wirthschaftlich und politisch einem einheitlichen allumfassenden Ganzen sich annähern? Steht uns noch ein Rassenkampf bevor, etwa gegen die maßloser Vermehrung fähigen Mongolen oder werden die Massen friedlich miteinander verschmelzen?

Alle diese Fragen zu beantworten ist nur eine Wissenschaft fähig, die alle Momente des socialen Lebens in ihrem gesetzmäßigen Entstehen, Wachsen und Vergehen zu ergründen sucht, wie eben die Sociologie anstrebt, die nicht blos die Production und Vertheilung der Güter, wie die Nationalökonomie, nicht blos die Thätigkeit des Staats, wie die politische Geschichte, nicht blos die geistigen Bewegungen, wie die Geschichte der Religionen, der Künste und Wissenschaften, sondern alle diese Theile des socialen Thatbestandes in ihrem Zusammenwirken klarlegt. Freilich ist diese Wissenschaft noch nicht vollständig ausgearbeitet, aber die ersten Elemente sind vorhanden, das Ziel ist bezeichnet, und es wird durch die gemeinsame Arbeit vieler, die demselben Ziele zustreben, erreicht werden. Auch nach Erreichung des Zieles werden die Urtheile der Sociologie über die Zukunft nicht mathematische, quantitative sein, die man fälschlicherweise allein exact nennt, sondern qualitative, die den Geisteswissenschaften — von der neuen messenden Psychologie abgesehen — allein möglich sind, als solche aber keine geringere Gewißheit haben

als die quantitativen und für die praktischen Zwecke genügen. Mit solchen qualitativen Urtheilen arbeitet schon jetzt die wissenschaftliche Pädagogik, auch die auf die Sociologie gegründete Politik wird damit arbeiten können.

Als die antike Welt der römischen Kaiserzeit bei aller politischen Knechtung durch schrankenlosen socialen Individualismus der Auflösung und Zerrüttung preisgegeben war, erhob sich dagegen im Christenthum eine mächtige Reaction des Gefühls, die zwar, da sie eben nur Reaction des Gefühls war und dem socialen Leben nicht fördernd sich zuwandte, sondern weltflüchtig den Rücken kehrte, nicht geeignet war, die weitere Auflösung des weltlichen politischen Organismus aufzuhalten, die daher der alten Welt nur eine gewisse Euthanasie und ein höheres Ansehen in den Augen der jugendlichen germanischen Völker verleihen konnte. Auch heutzutage mangelt es nicht an bedrohlichen Zeichen der Auflösung und Zerrüttung. Die sittlichen Ideen hatten bisher den religiösen Glauben zur Grundlage. Mit dem Glauben sind vielen die sittlichen Ideen selbst wankend geworden. Der sociale Liberalismus und Individualismus reicht in seiner Wirkung weit über das Gebiet der Wirthschaft hinaus, er hat, an allen Autoritäten gerüttelt, die dem Menschen zwar Schranken anlegen, aber auch Halt geben, seine Ketten aber auch seine Ankertaue sind. Die Gesellschaft ist gespalten in verschiedene Klassen, die einander mit feindlicher Spannung gegenüberstehen, innerhalb deren selbst aber ein heftiger Concurrenzkampf tobt; ja es wächst sogar die Zahl der politischen Deliranten, die dem geselligen Zustande selbst den Krieg erklären, die Anarchie nicht als Schrecken verabscheuen, sondern als Idealzustand feiern. Aber die Menschheit ist heute reifer, ihr Wissen weiter und tiefer als zur Zeit des verfallenden Römerreichs. Vielleicht steht uns deshalb eine große Reaction weniger des Gefühls als der Wissenschaft bevor, die in den modernen Strömungen die erhaltenden und die zersetzenden Tendenzen mit kritischem Blicke sondern wird, um die erstern bewußt zu fördern, den letztern aber energisch entgegenzuwirken. Denn trotz Schiller: Das Wissen ist das Leben und der Irrthum ist der Tod.

Paul Barth.

Zur Malerei.

Fritz von Uhde von O. J. Bierbaum. Mit dem Bildniß des Meisters in Heliogravüre nach einem Gemälde Leo Samberger's. München, Dr. E. Albert u. Comp. 1893. Gr. 8. 10 M.

Folgendermaßen beginnt dieses Werk:

In fertigen Zeiten, die den genießenden Sieg erkämpfter Gedanken in ruhiger Größe darstellen, sind die Werke großer Meister des Bildes, des Wortes, des Tones sturmstille Höhen, von denen der Blick über ein friedliches Panorama segenschwerer Ernten geht. Es sind Feierabendwerke, weihevolle Werke abgeklärten Geistes und Gemüthes; kein Kampf ist in ihnen, keine Hitze der Sehnsucht und kein Zweifel. Wir nennen sie classisch, und „classische Ruhe" heißt das Wort, mit denen wir gerne ihr Wesen bündig kurz erschöpfen.

Und den Gegensatz dazu drückt Bierbaum so aus:

Andere Kunst wird von Zeiten des Uebergangs geboren, von den wartenden, suchenden, kämpfenden Zeiten, in deren Schooße ein Neues, Erahntes, Ersehntes keimt. Ihnen ist eine Kunst genießender Beschaulichkeit nicht gemäß, ihnen ist die Kunst, die aus der siegenden Gegenwart erntet, fremd, aus ihnen muß eine Kunst kommen, die gleich ihnen mit ihrer Seele die Zukunft sucht.

Gegen beide Definitionen wird man kaum etwas einwenden können. Sie beweisen unter andern, daß Bierbaum durchaus nicht in Einseitigkeit befangen ist, und sie sind zugleich ein schönes Zeugniß seines Stils. Für die Schwächen der Richtung, die er selber vertritt und welcher sein Meister angehört, ist er nicht blind; er bemerkt sehr richtig:

Kam freilich hinzu, daß die ersten Versuche in Hellmalerei nicht immer ganz echt ausfielen, daß zumal die Luft an natürlicher Klarheit zu wünschen übrigließ, da die Maler das freie Licht noch nicht völlig bewältigten und in der Erkenntniß ihrer noch nicht völligen Sicherheit trübe Stimmungen bevorzugten, die auf den Bildern einen mehligen Ton erhielten, sodaß man mit einem weitern Witzworte sagte: Die Modernen malen nicht, — sie mehlen.

Aber, fährt er ebenso richtig fort, man vergaß dabei, wie unendlich viel schwieriger es war, das Ungewohnte, Neue aus eigener Kraft und mit neu zu versuchenden Mitteln zu bewältigen, als die alten, braven, angelernten Kunststücke des luftlosen Halbdunkels behaglich weiter zu executiren wie längst eingeübte, von den Meistern überkommene Programmstücke. . . .

Es wimmelte ja nun für den Maler draußen in der sonnigen, licht- und luftflutenden Helle von schier unerschöpflichen Problemen, und er mußte lernen, lernen wie nie zuvor, denn auch ihm war das Sehen verbildet, krüppelhaft geworden gegenüber den strahlenden Wundern des flüssigen freien Lichtes, das die Conturen so lebendig umspielte, so stürmisch neue Farbenaccorde weckte und so unendliche Weiten des Blickes aufthat. . . .

Da sind unsere Maler fleißiger geworden, als seit langem die Künstler waren, ernster und tiefer, zugleich aber hat ihnen die Natur eine größere Frische, Fröhlichkeit und Naivetät verliehen, als sie früher besaßen. Eines aber vor allem, das Höchste und Innigste: Pietät der Natur gegenüber, heiligen Respect vor dieser größten und einzigen Lehrmeisterin. . . .

Aus diesem Respect aber erwuchs ein anderes nicht weniger Heil- und Bedeutsames: das tiefe uns demüthige Gefühl für die Schönheit des Schlichten, Schmucklosen.

In Frage zu ziehen ist vielleicht die „große Frische, Fröhlichkeit und Naivetät." Das scheinen mir drei Dinge zu sein, die in unserer Zeit nirgendswo im Wachsen begriffen sind, auch nicht bei den Malern. Aber alle andern Behauptungen Bierbaum's unterschreibe ich, und man könnte sich über diese wirklichen, ganz unstreitbaren Errungenschaften der neueren Malerei kaum glücklicher ausdrücken. Bierbaum meint: „Der Sinn des modernen Menschen aber, übersättigt von der allzu reichlich dargebotenen, süßlichen und innerlich kraftlosen Schönheitskost,

wendet sich sehnsüchtig seelisch erfüllter Einfachheit zu, und er findet in ihrer Treue, die nichts verhüllt, nichts überschminkt, nichts nach den Regeln einer äußerlichen Aesthetik anordnet und zu gefälliger Geltung bringt, eine Schönheit voller Freude und Erhebung, so sehr auch die Vertreter einer absterbenden Schönheitsanschauung diese Schlichtheit Armuth, diese Schmucklosigkeit Roheit, dieses Schöne häßlich schelten mögen.

Nun, allzuhäufig sind diese „modernen Menschen" einstweilen noch gerade nicht; aber ich glaube selber, daß dieser „Sinn" in kurzer oder längerer Zeit den gebildeten Menschen auszeichnen wird, als eine der schätzenswerthesten Früchte der neuern Kunstübung und Kunstanschauungen, die in Uhde ihren vornehmsten deutschen Vertreter sieht. Und Bierbaum hat offenbar Recht, wenn er diesen Sinn für „seelisch erfüllte Einfachheit" als einen Zug deutschen Wesens hinstellt im Gegensatz zu der romanischen Vorliebe für Prunk und Pracht und reiche Aeußerlichkeit, für die äußern Verhältnisse von Größe und Symmetrie; er hat offenbar recht, wenn er folgert, daß aus dem einen Sinn eine andere Kunst erwachsen muß als aus dem andern, aus dem einen die griechisch-romanische, aus dem andern die germanische, und er hat in dieser Gedankenfolge dreimal recht, wenn er zu dem Schluß gelangt, daß sein Meister, dem man den Vorwurf des Kunstfranzosenthums gemacht hat, vor allem ein deutscher Künstler ist: jedenfalls ein deutscher Künstler durch die Wahl und Auffassung seiner Gegenstände, vor allem durch Gedanken- und Empfindungsgehalt seiner Werke. Bierbaum hätte kaum nöthig gehabt, zur Bekräftigung dieser Anschauung französische Urtheile anzuführen; kein einigermaßen Einsichtiger wird ihm hierin widersprechen: so viel kennen wir uns doch selbst und brauchen die Franzosen nicht dazu — die uns durchaus nicht immer kennen. Es ist aber erfreulich, daß die angeführten französischen Urtheile einmal, man möchte sagen ausnahmsweise, von Verständniß- und Gerechtigkeitssinn zeugen, und da wir Deutsche ganz glücklich sind, diese Dinge bei den Franzosen anzutreffen und ein ungeheueres Gewicht darauf legen, that Bierbaum gut, sie nicht zu übergehen, sondern durch sie die Verständnißlosigkeit und Oberflächlichkeit, auch die Böswilligkeit einer gewissen deutschen Kritik recht in ein beschämendes Licht zu stellen.

Auch in allen diesen französischen Urtheilen ist nur eine Seite der Kunst betont, die künstlerische Weltauffassung, die Subjectivirung des Objects, um mich deutsch-philosophisch auszudrücken, die Anschauungs- und Empfindungsweise des Künstlers, wie sie sich im Kunstwerk offenbart.

Und für den Laien ist dies alles ja die Hauptsache. Wer, wie Bierbaum, für das Laienpublikum schreibt, muß wol darauf das Hauptgewicht legen. Die andere Seite der Kunst, die weitaus wichtigste für den Künstler, nämlich die technische, interessirt den Laien schon deshalb nicht, weil er davon nichts versteht — insofern denn die Kritiker in der Regel ebenfalls Laien sind. Die hier einschlägigischen Fragen berührt Bierbaum kaum.

Eins ist dabei auffallend. Die beiden Künstler, die in der deutschen Malerei das Höchste geleistet haben und deren Deutschthum gewiß niemand verdächtigen wird, sind Dürer und Holbein; die beiden sind der Gipfel der Kunst in der Malerei, in der deutschen Malerei. Von den Beiden nun wird aber, wo Bierbaum über die Vorahnen Uhde's handelt, Dürer kaum einmal genannt und Holbein gar nicht erwähnt. In der That, um den Zusammenhang Uhde's mit der ältern deutschen Kunst zu zeigen und zu betonen, that Bierbaum klug, weder von Dürer noch von Holbein, weder von Schaffner noch von Rogier van der Weyden — die man sich in München ansehen kann — viel Aufhebens zu machen. Der Mann dagegen, der ihm einzig und allein paßte, ist Rembrandt.

Und das ist nun freilich der deutsche Künstler, auf den vielleicht der ganze französische Impressionismus zurückzuführen ist, der somit deutschen Ursprungs wäre. Verschiedene Stellen in den Werken der Goncourt lassen mich daran kaum zweifeln. Denn natürlich ist ebenfalls dargethan, daß auch die Technik Uhde's im letzten Grund deutsch ist; rembrandt-deutsch.

Das letzte Wort erinnert an ein gewisses Buch, das einmal großes Aufsehen gemacht hat und über welches man heute nur noch geringschätzig die Achsel zuckt, wol im Schamgefühl der ersten übertriebenen und verständnißlosen Begeisterung und weil die eine oder andere anerkannte Autorität die Achsel gezuckt hat — sodaß die nachträgliche Geringschätzung verlegen wäre, wie die anfängliche Begeisterung. Das Buch hat in dem titelgebenden Hauptpunkte unrecht, nämlich Rembrandt ausschließlich als deutschen Maler aufzustellen, als den deutschen Meister κατ' ἐξοχήν, als das menschgewordene Deutschthum, und dabei die künstlerische Bedeutung des Mannes ins Ungeheuere zu übertreiben. Für mich war das die lächerlichste Seite des Buches.

Aber Bierbaum scheint hierin mit dem Rembrandtverfasser einer Meinung zu sein. Auch für ihn gibt es neben Rembrandt keinen andern deutschen Maler. Dürer und Holbein, Memling und van der Weyden, Schaffner und Cranach sind für ihn nicht deutsch.

Allerdings die Technik Uhde's läßt sich von diesen Künstlern her nicht rechtfertigen; nur mit der Rembrandt'schen läßt sie sich vergleichen. Fehlt aber nicht gerade Rembrandt fast alles, was wir an den ältern deutschen Meistern bewundern? Seine Auffassung der Gegenstände ist freilich sehr deutsch, oft zu deutsch! und ebenso konnte seine Behandlung der Farben und des Lichts uns die damit erzielte Stimmung nur unter einem nördlichen Himmel gefunden werden; aber die Liebe und Treue gegen das Einzelne, das Kleine, die Beharrlichkeit, der Fleiß in der Ausführung, die Sauberkeit und lichte Reinlichkeit in den Ausdrucksmitteln, die Ehrfurcht vor dem Material, lauter Dinge, durch welche die ältern deutschen Maler groß sind, durch welche sie in der Wirkung das erzielen, was wir ihre stille Frömmigkeit und Heiligkeit, ihre deutsche

Innigkeit nennen, und wodurch sie die reinern Formen und größern Verhältnisse der Romanen ersetzen: diese Eigenschaften aber, diese deutschen Tugenden fehlen doch wol gerade bei Rembrandt, der für seinen Mangel an Form und Größe, wie gesagt, nur den einen Ersatz bietet, eine etwas verschwommene trüblichte stimmungszeugende Behandlung der Farbe, die allerdings kein Italiener erfinden konnte, die den Niederländer aber auch vollends verleitete, aus seiner Noth, d. h. aus seiner Formlosigkeit eine Tugend zu machen.

Und das eben thun auch die Impressionisten, die darum zu Rembrandt als ihrem Meister beten. Und sie haben recht; er hat sie mächtig angeregt, sie verdanken ihm viel.

Soweit stimme ich mit Bierbaum, der nur die Ueberzeugung Uhde's auszusprechen scheint, überein. Aber daß alles Heil in Rembrandt liegen soll, das glaube ich nicht; ich glaube sogar, daß sehr viel Unheil in ihm liegt. Und ich bin überzeugt, daß wir Deutschen zu einer höher entwickelten nationalen Kunst, die durch Inhalt bedeutend und in der Technik unanfechtbar ist, zuletzt nicht durch Rembrandt geführt werden können; überzeugt, daß wenn die Heutigen ganz ungeheueren technischen Anstrengungen der deutschen Maler zu einem erfreulichen Ergebniß führen sollen, die Redlichstrebenden sich auf andere Lehrer besinnen müssen als auf Rembrandt.

Bei Bierbaum lese ich:

> Kaum einen Namen der bedeutendern deutschen Meister unserer Zeit kann man nennen, ohne an die Sünden der ältern aber heute noch lauten Kunstkritik erinnert zu werden. Wie hat sie die Böcklin, Klinger, Thoma gemartert, wie martert sie noch jede aufsteigende Größe von eigenem Zuge.

Die Stelle ist merkwürdig; ja, Böcklin und Thoma sind sehr angefeindet worden und lange. Und am meisten — von den Impressionisten! Weiß Bierbaum das nicht? Und gerade Böcklin und Thoma sind in eine ganz andere Schule gegangen als in die Rembrandt's. In der diesjährigen Münchener Ausstellung der Secessionisten drängt sich dies dem Blinden auf. Wenn man hier durch die Säle der Impressionisten geht und sich plötzlich vor einem „Thoma" sieht, das ist wie ein Schlag ins Gesicht, das ist auf einmal eine ganz andere Sprache. Und das ist nicht etwa eine verschiedene Façon selig zu werden; sondern man kann hier keinen Augenblick zweifeln, daß wenn von den zwei Wegen der eine zum Heil führt, der andere in's Verderben führen muß. Von Thoma und Uhde kann nur einer recht haben; wer den einen anerkennt, muß den andern verdammen. Man kann nicht entscheiden wollen, wer recht hat; aber beiden recht geben sollen, ist unmöglich. Die Thatsache ist die: Thoma will, wie die Alten, Vorstellungen malen und Uhde Wahrnehmungen. Das aber ist eine solche Gegensätzlichkeit, daß wenn das Eine Kunst ist, das Andere die Kunst nicht sein kann. Und darum auch haben gerade die, die Thoma heut auf den Schild erheben, ihn seinerzeit mit einer Geringschätzung behandelt, die nichts zu wünschen übrigließ .... die aber leicht ehrlicher gemeint war als die heutige Schilderhebung.

Sollte diese Betrachtung in Bierbaum nicht einige Zweifel an der Heilsmission des Impressionismus aufsteigen lassen! Eins weiß ich: bei mehrern der besten Talente unter den Jüngern sind diese Zweifel bereits aufgestiegen, und nicht nur dies, sie fangen an praktisch wirksam zu werden.

Im Ganzen muß ich von dem Bierbaum'schen Werke bekennen: es ist in aufrichtiger Liebe zur Sache geschrieben, mit viel Sachkenntniß, in vornehmem Ton, in künstlerisch schöner Sprache, die nie phrasenhaft wird, würdig seiner reichen, ja großartigen Ausstattung.

Benno Rüttenauer.

Aus fernen Ländern.

1. Nach Jerusalem. Persönliche Erlebnisse, Eindrücke und Erfahrungen. Von G. Burckhardt. Gotha, F. A. Perthes. 1893. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.
2. Briefe und Tagebuchblätter aus Ostafrika. Von Wilhelm Wolfrum, weiland Lieutenant der deutsch-ostafrikanischen Schutztruppe. Mit 4 Bildern und 1 Karte. München, G. Franz (Hermann Lukaschik). 1893. 8. 2. M. 80 Pf.
3. Zu Ostern in Spanien. Von Theodor Puschmann. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlags-Anstalt. 1893. 8. 3 M.

Ein Herrnhuter Missionsdirector wird im Frühling 1891 nach Jerusalem gesandt, um die Angelegenheiten eines dortigen Asyls für Aussätzige, das die Brüdergemeinde von der Stifterin, einer deutschen Edelfrau, übernommen hat, zu ordnen. Nach Verlauf von 2 Monaten ist er bereits wieder daheim, und bemüht sich nun, von den offenbar sehr lebhaften und tiefen Eindrücken, die er auf der Reise empfangen, in dem vorliegenden bescheidenen, aber trefflich ausgestatteten Bande Rechenschaft zu geben.

Natürlich hat er alles, Jerusalem selbst und dessen allernächste Umgebung etwa abgerechnet, nur im Fluge geschaut. Seine durchaus subjectiv gehaltene Schrift „Nach Jerusalem" (Nr. 1) kann und will deshalb keinerlei Anspruch auf gründliche Belehrung über Gegenden, Zustände und Menschen erheben. Aber was ihr Verfasser schildert und erzählt, ist frisch lebendig in einfach natürlicher Ausdrucksweise dargestellt. Dabei hat er einen feinen Sinn für die Auffassung der Landschaft. Begeistert für die Schönheit der Pflanzenwelt und dabei anscheinend ein tüchtiger Botaniker, versteht er es seine Schilderungen durch die Charakterisirung südlicher Vegetation und Blumenherrlichkeit zu beleben. An Sinn für die Denkmäler der Kunst und selbst die der Geschichte — soweit sie nicht etwa direct mit dem Leben Jesu in Verbindung stehen — scheint es ihm dagegen vollständig zu mangeln. Charakteristisch ist in dieser Beziehung, daß er

bei seiner Rückreise durch Italien, das er längst kennen zu lernen sich gesehnt, für Rom nur einen Tag übrig hat und diesen — zu einer Fahrt ins Albanergebirge benutzt!

Ueber den Brenner, Verona und Mailand nach Genua, von da zur See über Port Said nach Jaffa, fast ohne allen Aufenthalt reisend, läßt er die Bilder wie eine Fata Morgana an sich und dem Leser vorüberziehen. Meist hat er dabei scharf und richtig erfaßt, was sich eben in solchem Vorüberfluge erfassen läßt. Wenn er sich freilich wundert, daß der Aschenkegel des Aetna nicht wie der Berg weiter abwärts von einem weißen Schneemantel umhüllt ist, so hat wol der Leser seinerseits ein größeres Recht, sich über diese Bemerkung bei einem doch sonst in naturwissenschaftlichen Dingen ganz wohl unterrichteten Manne zu wundern.

Erst als er die Küste des heiligen Landes erreicht hat, beginnt er sich Zeit zu nehmen; ja, er wandert sogar von Jaffa nach Jerusalem aller Sitte zuwider zu Fuß, was ihm fast übel bekommen wäre, da er unterwegs von einem unverschämten Bettler angefallen und bedroht wird. „Er hätte mich mit Leichtigkeit niederwerfen und ausrauben können, wenn nicht Gottes Hand auf meine und der Meinen Bitte ihn zurückgehalten und statt dessen Engel mir zur Seite gestellt hätte."

Wir führen die Stelle wörtlich an, weil sie den Mann voll kindlicher Frömmigkeit und unerschütterlichen Gottvertrauens kennzeichnet. Er bezieht eben alles auf Gott; aber darin ist nichts Gemachtes, nichts Absichtliches; was er in dieser Hinsicht sagt, ist nicht, wie so oft, ein salbaderndes, aufdringliches, süßliches Geschwätz, sondern nur die natürliche Aeußerung seiner innern Wesenheit. Daß ihn die Engel vor allerlei „Pech" (sein eigener Ausdruck) auf der Reise nicht schützen, macht ihn nicht irre. In Bezug auf Thatsachen läßt er sich übrigens sein Urtheil durch den Glauben nicht bestechen oder trüben. Betreffs der Tradition über die Lage des heiligen Grabes und Golgathas hat er seine großen Bedenken.

Ueber die derzeitigen Erfolge der Missionsthätigkeit und der Anstalten zur Evangelisation Palästina's spricht er sich so wenig befriedigt wie in Beziehung auf ihre Zukunft hoffnungsfreudig aus. Energisch tritt er für die Anstellung eines deutschen evangelischen Bischofs ein. Aber ein geistiges wie ein materielles Aufblühen des Landes scheint ihm aussichtslos, so lange die türkische Mißwirthschaft daure, ganz abgesehen davon, daß ihm das Land selbst von der Natur gar zu stiefmütterlich ausgestattet erscheint.

„Das Land entbehrt durchgängig des Reizes landschaftlicher Schönheit; alles ist form- und farblos." Den stärksten Gegensatz dazu bildet Unteritalien. In Amalfi und Sorrent (Hellas selbst kennt er nicht) lernt Burckhardt verstehen, weshalb sich bei den Bewohnern Großgriechenlands das tiefe Verständnis für plastische Formenschönheit entwickelte und die Griechen in Kunst und Wissenschaft Lehrmeister der Menschheit wurden. Eben deshalb finde sich von dem allen bei dem Volke Israels keine Spur:

Das ganze Geistesleben geht auf die Gedanken, auf die Innenwelt des Gemüths. So sollte es nach Gottes Plan und Willen bei Israel sein; es sollte sich, der blendenden, reizvollen Sinnenwelt abgekehrt, mit der ganzen Tiefe des Innenlebens den Gesetzen seines Gottes, der Offenbarung göttlicher Gedanken und göttlichen Willens erschließen.

Die Hoffnung mancher gläubigen Christen, daß Palästina dereinst die centrale Stelle des entwickelten Gottesreiches werden solle, theilt er nicht:

Für das Volk Israels auf der Stufe der Erziehung in den beschränkten Verhältnissen des Alterthums, war das Land geeignet wie kein anderes. Dem entwickelten Gottesreich, in welchem alle Errungenschaften der heutigen Welt in den Dienst Gottes gestellt werden sollen, ist es eine durchaus ungenügende Grundlage.

Er sucht diese Stätte einer ihm unzweifelhaften Zukunft im westlichen Europa oder im östlichen Nordamerika.

Der Rückweg führt ihn durch Italien, dessen Herrlichkeiten ihn in Entzücken versetzen, obwol er sie nur im Fluge an sich vorüberziehen sieht. Er schließt mit den Worten: „Wem solche Gnade, solche Güte und Freundlichkeit von Gott zu theil geworden (wie mir), der pilgert nun um so getroster nach dem Jerusalem, das droben ist. Dort ist unsere ewige Heimat. Hallelujah!

Unter den zahlreichen Verlusten an tüchtigen und vielversprechenden jungen Männern, welche die Kämpfe in den deutschen Schutzgebieten Afrikas nur in den letzten Jahren gekostet haben, gehören die des Compagnieführers Bülow und des Lieutenants Wolfrum, die beide in dem unglücklichen Gefechte bei Moschi am Kilima Ndscharo am 10. Juni 1892 fielen, zu den schmerzlichsten und beklagenswerthesten. Das vorliegende Buch „Briefe und Tagebuchblätter aus Ostafrika" von Wilhelm Wolfrum (Nr. 2) setzt dem Letztgenannten ein würdiges Denkmal, indem es uns mit seinen eignen Worten, hauptsächlich in Briefen an die geliebte Mutter und einige Freunde, ein lebendiges Bild des ebenso liebenswürdigen wie hochbegabten und hochgesinnten Jünglings vor die Augen führt.

Der Herausgeber, Walther Bormann, zeichnet als Einleitung in kurzen Strichen ein Lebensbild des jungen bairischen Artillerieoffiziers bis zu seiner im Februar 1890 erfolgten Abreise zu der Schutztruppe nach Ostafrika. Wenn er es zugleich benutzt, um in warmen Worten die Nothwendigkeit einer energischen Colonialpolitik für unser Vaterland zu betonen, so erscheint er dazu um so mehr berechtigt, als der Held des Buches selbst nicht, wie so viele andere, nur durch Thatendurst oder Lust an Abenteuern nach Afrika geführt wurde, sondern in erster Linie durch reine patriotische Begeisterung und die feste Ueberzeugung, daß das Deutsche Reich zur vollen Entfaltung seiner Macht und Blüte auch wichtige Besitzungen im fernen Auslande erwerben und mit seinen westlichen Nachbarn in einer kräftigen Colonialpolitik wetteifern müsse. Allerdings fehlt es ihm auch keineswegs an persönlichem Ehrgeiz, sodaß er „wie Cäsar, lieber in Buxtehude (!) der erste als in Rom der zweite" sein wollte.

Die Briefe, welche den Haupttheil des Buches bilden, bieten zumal dadurch ein bedeutendes Interesse, daß sie nicht nur die lebendige Erzählung seiner Erlebnisse und anschauliche Schilderungen von Land und Leuten bringen, sondern daß sie die von ihm berührten Landschaften — und er hat Deutsch-Ostafrika von der Südgrenze am Rovuma bis zum Kilima Ndscharo im äußersten Norden kennen gelernt — auf ihre coloniale Bedeutung für die Zukunft prüfen. Sowol die Maßregeln der Regierung wie die Thätigkeit der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft kritisirt er mit einer für einen so jungen Mann erstaunenswerthen Reife des Urtheils und macht Vorschläge zur sichersten Erreichung des erstrebten Zieles. Das Land scheint ihm die günstigsten Bedingungen für eine gedeihliche coloniale Entwickelung zu bieten; er ist ganz empört über die pessimistischen Schilderungen, die von ihm in Europa verbreitet würden. Schon in einem der ersten Briefe aus Dar es Salaam heißt es:

Nach dem Eindrucke, den ich empfangen, muß ich sagen, daß wir in colonialer Beziehung entweder mit absichtlich falschen, böswilligen, oder mit dumm nachbeterischen falschen Berichten abgespeist werden, natürlich in der Heimat; denn selbst aus dem günstigsten dieser Berichte kann sich nicht der crasseste Optimismus eine Vorstellung von Ostafrika machen, wie sie der Wirklichkeit gleichkommt.... Ich bin mit sehr günstigen Vorstellungen herübergekommen, und dieselben haben die Wirklichkeit nicht erreicht.

Und dieser erste Eindruck wird ihm durch die genauere Kenntniß des Landes und seiner Verhältnisse lediglich bestätigt.

In hohem Grade ist er gegen die die deutschen Interessen fortwährend offen und noch mehr heimlich durchkreuzende Colonialpolitik der Engländer eingenommen. Er nimmt ihnen dieselbe zwar nicht übel;

denn sie handeln entsprechend ihrem Selbsterhaltungstriebe als Volk, wenn sie uns als ihre Nebenbuhler niederhalten.... Wenn aber Deutsche keinen Nachtheil darin erblicken, daß immer mehr von der Welt unter englischer Flagge verschwindet, so kann ich mir nur colossale Beschränktheit oder selbstsüchtige Gewissenlosigkeit als Ursachen denken.

Ja, er trägt sich nach dieser Richtung hin mit großen Zukunftsgedanken.

Es ist schon seit Jahren meine Ueberzeugung, daß in Afrika damit angefangen werden müßte, die schwindelhafte Scheinmacht Englands zu brechen.

Von Transvaal hofft er, daß es der Ausgangspunkt der antienglischen Bewegung sein werde und daß die Entscheidung (d. h. der Verlust Südafrikas für England) binnen 5 Jahren fallen müsse. Diese ja allerdings stark sanguinische Auffassung beweist dennoch eine bei einem so jungen Manne ungewöhnliche Weite des Blickes. Welchen Eindruck ihm wie seinen Kameraden unter diesen Verhältnissen der Vertrag mit England von 1890 macht, läßt sich denken.

Es ist, als ob Bismarck nicht existirt hätte. Man knüpft wieder an den Kongreß zu Wien an, und verdirbt nach guter alter deutscher Staatskunst mit der Feder, was das Schwert gut gemacht.

An einer andern Stelle (S. 68—74) setzt er das Thörichte des Vertrags näher auseinander und zugleich, „warum es bei uns bombenfest stand, daß Sansibar deutsch werden würde".

Nach zweijährigem angestrengten Dienst bei der Schutztruppe hatte er Anspruch auf einen viermonatlichen Urlaub. Schon hatte er der Mutter seinen Besuch in Deutschland angemeldet, als ihm der wichtige Posten als Kommandeur der Station Kilima Ndscharo angeboten wurde. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen und nahm an. Zwei Monate lang führte er am Abhange des gewaltigen Gebirges ein idyllisches Pflanzerleben. Dann heißt es in seinem letzten, an einen Freund gerichteten Briefe: „Endlich kann ich Dir einmal eine Nachricht von einiger Wichtigkeit geben. Morgen ziehen wir wieder in einen frisch-fromm-fröhlichen Krieg." — Der mächtige Häuptling Meli, Sohn und Nachfolger des freundlich gesinnten Mandara, hatte sich feindliche Worte und Thaten gegen die Deutschen erlaubt. Der in der Nähe stationirte Compagnieführer von Bülow, von Wolfrum herbeigerufen, verband sich mit diesem, um Meli zu strafen. Aber die nur 110 Mann starke Truppe gerieth in einen Hinterhalt. Der in unserm Buche abgedruckte Bericht des Unteroffiziers Bartel, den der Reichsanzeiger vom 27. Juli 1892 veröffentlichte, erzählt den Hergang des unglücklichen Gefechtes bei Moschi. Von allen Seiten her durch eine ungeheuere Ueberzahl überfallen, fielen beide Führer nach tapferster Gegenwehr. Wolfrum's Leiche mußte zurückgelassen werden, während der tödlich verwundete Bülow von dem sich in Ordnung zurückziehenden Reste der Truppe mitgeführt, auf dem Marsche starb und auf der Station Kilima Ndscharo beerdigt wurde.

Wer Wolfrum's Brief und Tagebuchblätter liest, wird mit der trostlosen Mutter und dem ganzen Vaterlande das frühe Ende eines so vielverheißenden jungen Lebens schmerzlich beklagen.

In dem an letzter Stelle genannten Werke schildert der wiener Universitätsprofessor Theodor Puschmann, der unsers Wissens bisher nur auf dem Gebiete der historischen Medicin als Schriftsteller aufgetreten ist, seine Erlebnisse und Beobachtungen auf einem Ferienausfluge durch Spanien im Frühling 1892. Daß bei einer einwöchentlichen Reise, die Puschmann von der französischen Grenze bei Irun durch Navarra, Alt- und Neucastilien nach Andalusien über Cordoba und Sevilla bis nach Cadix, von wo aus noch ein Abstecher nach Tanger unternommen wird, und dann über Malaga, Granada, Valencia, Tarragona und Barcelona nach Frankreich zurückführt, von einer gründlichen Erforschung des Landes und Volks keine Rede sein kann, ist selbstverständlich. In der That hält es der Verfasser für nöthig, sich in einem Vorworte wegen der Veröffentlichung seiner Schrift zu rechtfertigen. Da seine Beobachtungen über die Zustände in Spanien mit den Vorstellungen, die er sich nach den vorhandenen Reiseschilderungen darüber gebildet habe, nicht übereinstimmten, so glaube er, daß die Veröffentlichung der erstern einigen

Nutzen schaffen und zur Berichtigung und Vervollständigung der Ansichten, welche über das Land verbreitet seien, beitragen werde. Uns will es allerdings scheinen, als ob sich Puschmann mit der reichen Literatur der letzten Jahrzehnte über Spanien in deutschen, französischen, englischen und italienischen Reisewerken nicht hinlänglich bekannt gemacht habe; sonst würde er auch wol kaum die Behauptung aufgestellt haben, daß dies Land weniger bekannt sei als viele Länder in fremden Erdtheilen. Wir haben wenigstens nichts wirklich Neues in seinen Schilderungen finden können — vielleicht abgesehen von einigen, leider nur flüchtigen Bemerkungen über Universitäten, Kliniken und Hospitäler, die er als Fachmann am besten zu beurtheilen im Stande war. Von der großen touristischen Heerstraße hat er sich begreiflicherweise nicht entfernt.

Die Darstellungsweise ist schlicht und einfach, zuweilen etwas trocken; nur sehr vereinzelt, wie in der Schilderung einer Mondscheinlandschaft von der Alhambra aus, nimmt seine Sprache einen etwas höhern Schwung. Dabei fehlt ihm die Kunst, die charakteristischen Züge einer Landschaft, einer Stadt, eines Bauwerks u. s. w. knapp und scharf zusammenzufassen, und so der Phantasie des Lesers, welche die Vorstellung des Gegenstandes in sich wiedererzeugen soll, die richtige Directive zu geben. Hier und da vorkommende Ungenauigkeiten in den Angaben hängen wol mit der Flüchtigkeit der ganzen Reise zusammen, wie z. B. wenn er zwischen San-Sebastian und Burgos die Pyrenäen überschritten haben will statt der östlichen Ausläufer des Kantabrischen Gebirges, oder wenn er die Meereshöhe von Madrid mit 2000 Fuß *) um etwa 140 Meter zu gering angibt.

Im übrigen sind wir weit entfernt, ihm die Eigenschaften eines vielgereisten und mit der Kunst zu beobachten vertrauten Mannes, die er sich selbst im Vorwort zuschreibt, absprechen zu wollen; auch hätte er kaum nöthig gehabt, um Nachsicht zu bitten, weil er kein Reiseschriftsteller von Beruf sei. Wem Spanien noch ein ganz unbekanntes Land ist, der wird seine Schilderungen mit Nutzen und Vergnügen lesen; daß das Buch eine Lücke in unserer Literatur ausfülle, können wir dagegen nicht behaupten.

Zum Schlusse führen wir als Stichprobe die Betrachtungen an, welche er an das barbarische Schauspiel der Stierkämpfe in Valencia knüpft, indem wir übrigens deren Richtigkeit dahingestellt sein lassen:

> Wer die Stierkämpfe in Spanien gesehen hat, begreift es, daß auf den Bildern der spanischen Maler jene Freude am Blutigen, Entsetzlichen, Grauenhaften hervortritt, welche dieselbe zum Befremden der Künstler und Kunstfreunde anderer Völker charakterisirt. Er versteht es, daß sich die Spanier durch die Inquisition, welche sie in ihrem Lande einführten, ein trauriges Andenken in der Geschichte erworben und durch die Greuelthaten, die sie in andern Welttheilen gegen die Indianer und Neger verübten, überall verhaßt gemacht haben. Er wird auch nicht erstaunen, wenn die Mordbuben der Anarchie in Spanien Bewunderer und Anhänger finden.

Otto Speyer.

*) Leider haben viele Reiseschriftsteller die Unart, die Meereshöhe in Fußen statt in Metern anzugeben, ohne zu sagen, was für ein Fuß gemeint ist, während doch der englische Fuß z. B. um fast neun Linien hinter dem pariser und vier hinter dem rheinischen Fuße zurückbleibt.

Moderne Romane.

1. Frau Ellin Röte. Aus dem Leben einer jungen Frau von Felix Holländer. Berlin, S. Fischer. 1893. 8. 3 M. 50 Pf.
2. Miasmen. Roman von Erich Fließ. Berlin, Fontane u. Comp. 1893. 8. 3 M. 50 Pf.
3. Die Geschichte vom abgerissenen Knopfe. Von Otto Erich Hartleben. Berlin, S. Fischer. 1893. 8. 2 M.
4. Nach Norden. Eine Episode von Meier-Gräfe. Berlin, S. Fischer. 1893. 3 M. 50 Pf.

Der Roman Felix Holländer's: „Frau Ellin Röte" (Nr. 1), ist ausdrücklich als ein Theil einer Serie „Moderner Romane" dieses Autors bezeichnet. Das heißt nun nach dem Inhalt des Romans wol nicht, hier werde ein Problem behandelt, das modern sei, sondern hier werde ein uraltes Problem — es ist das des Ehebetts — in der heutzutage Sitte gewordenen offenen und rückhaltslosen Weise dargestellt. Das was in diesem Roman vorgeht, muß nicht so vorgehen, weil er in unserer modernen Zeit spielt, vielmehr hätte es vor funfzig und hundert Jahren gerade so geschehen können. Modern ist nur, daß Derartiges, was früher etwa nur episodisch oder andeutungsweise hereinspielte, zum Grundmotiv des ganzen Romans gemacht wird. Wie der Verfasser aber eine solche Sache behandelt wissen will, das deutet er selbst an, wenn er die Mutter der Heldin, die sie als Mädchen nach der Herkunft der Kinder fragt, sagen läßt: „es ist das alles sehr heilig und sehr ernst, mein Kind. Und nur thörichte Menschen oder solche, die kein tiefes Gefühl haben, können ihren Spott damit treiben." Wir bezeugen dem Autor gern, daß er, hierin abweichend von vielen Modernen, sein heikles Thema mit Ernst und ohne jede Frivolität behandelt hat. Mit einem Modernen über die Zulässigkeit irgendeines Themas zu rechten, haben wir längst aufgegeben, und wenn es, wie ja jetzt mit Vorliebe geschieht, aus dem Geschlechtsleben und zwar aus dem allerintimsten genommen ist, dann verbietet sich eine öffentliche Auseinandersetzung von selbst. Es ist, auch wenn man keineswegs prüde Leser voraussetzt, schwer, die Angelpunkte, um welche sich bei dieser Art Romane die Sache zu drehen pflegt, mit nackten Worten kritisch zu beleuchten: im ganzen, glaube ich, hat Holländer das Problem richtig aufgerollt und soweit möglich, künstlerisch durchgeführt. Es handelt sich hierbei um die Wechselwirkung des Physiologischen bei

Mann und Frau mit dem Psychologischen; der Wendepunkt liegt bei Frau Ellin in der Hingabe an den geliebten Mann und zwar vor dem Eheschluß, bei ihm, dem Lebemann, in dem Ungenügen nach dem Eheschluß. Bei ihr entspringen aus beidem starke innere Conflicte, die zuletzt durch den Tod des Mannes sich schwer und mühsam lösen; der Mann bleibt im Grunde derselbe fade, uninteressante, geistig und gemüthlich leere Mensch, der er von Anfang an ist. Die Moral, um die es Holländer offenbar zu thun ist, wäre: eine naive, edel angelegte, zum Tragen und Dulden fähige Frau wird unglücklich in der Ehe mit einem Durchschnittsmanne, der gewohnt gewesen ist, seine kleinen „Verhältnisse" zu haben, weil diese Verhältnisse bei schwachen Menschen auch in der Ehe mächtiger sind als der Wille. Die Folgerungen daraus für die Männerwelt ergeben sich von selbst, werden aber von den Vertretern der „Moderne" am wenigsten gezogen.

„Miasmen" von Erich Fließ (Nr. 2), übrigens ein schlecht und unnöthig übelriechend gewählter Titel, ist offenbar die Erstlingsarbeit eines jungen Schriftstellers. Sie zeigt Talent, und man hat, — ein seltener Fall —, am Schlusse des Romans den lebhaften Wunsch, gleich die Fortsetzung lesen zu können. Das zeigt freilich zugleich einen künstlerischen Fehler: der Held des Romans ist offenbar ein siebzehnjähriger Gymnasiast, nicht der Kaufmann Anton Huber, welcher die Hauptperson ist. Mit dem gelungenen Abiturientenexamen eines Helden darf aber eigentlich doch ein Roman (im Gegensatz zu einer Novelle oder Novellette) nicht abschließen. E. Fließ wird ohne Zweifel den Schluß folgen lassen; wenn er aber seiner satirisch-humoristischen Neigung und seiner Lust, zu carikiren, was die Oekonomie der Romananlage sehr beeinträchtigt, Zügel angelegt hätte, so hätte er auf derselben Seitenzahl uns auch den Schluß geben können. Lernt er hierin nicht Maß halten, so wird sein nächster Roman erst die Fortsetzung sein; und dafern ihm die Kritik wegen seiner humoristisch-satirischen Begabung den Kopf verdreht, werden wir vielleicht erst in einem dritten und vierten Roman den Schluß erleben. Er wäre nicht das erste Talent, das an falscher Kritik zu Grunde gegangen ist. Straff anziehen, die Handlung nicht unnöthig verlangsamen, nicht auseinanderfallende Romangruppen vorführen, die Gegensätze nicht bis zur Verzerrung steigern und unvermittelt nebeneinander hinstellen, dagegen Nebensächliches als Nebensache behandeln, im Object aufgehen, nicht dem subjectiven Bedürfniß, zu fabuliren, zu carikiren und abzuphotographiren nachgeben — dann werden die künftigen Romane von Erich Fließ sich einen Namen machen. Er hat sich mit diesem schon gut in die Literatur eingeführt. Allein man sieht noch allzu sehr sein Schema: A 1) ein Pfarrer, wie er sein soll, 2) ein Pfarrer und seine Frau, wie sie nicht sein sollen; B 1) ein Kaufmann, der am Spiel zu Grunde geht, 2) ein Kaufmann, der ehrenfest ist und bleibt (als Episode); C 1) der Offiziersstand einer Garnison nebst Frauen in sehr schlechtem Lichte, 2) jüdische Halsabschneider in noch schlechterem; D 1) ein keuscher Jüngling neben der reinen Liebe eines jungen Juristen und eines jungen Mädchens, 2) gemeine sinnliche Liebe und eine Verführungsscene. Das alles ist nicht ungeschickt miteinander verbunden, könnte aber noch ganz anders zu einem Ganzen verarbeitet sein. Der Verfasser wird das lernen, wie wir hoffen. Er hat Talent zum Romanschriftsteller; ob er Talent zum Lernen hat, das wird sein nächster Roman zeigen.

„Die Geschichte vom abgerissenen Knopf" von Otto Erich Hartleben (Nr. 3) ist der erste Theil des Buchs, der zweite Theil enthält eine Geschichte: „Wie der Kleine zum Teufel wurde." Das Einheitsband ist eine berliner Dirne, die Lore, die das Lügen und Schwindeln ausgezeichnet versteht. Das eben sich anspinnende Verhältniß zu dem pedantischen Vetter des Erzählers geht infolge eines nicht angenähten Knopfes in die Brüche; in der zweiten Geschichte — doch ich glaube kaum, daß sich irgendjemand außer dem Autor für diese berliner Dirne und ihre Schicksale interessirt. Eine gewisse Art von Witz und Humor soll uns das berliner Ragout schmackhafter machen; wir gestehen aber, uns ist der „Humor" zu berlinerisch und der Witz zu dünn, als daß beides uns über die Nichtigkeit des Ganzen hinwegzutragen vermöchte. So etwas erzählt man wol einmal mündlich in einer angeheiterten Gesellschaft, die sich für das berliner Dirnenthum interessirt, und da mag's ganz lustig klingen; es mit 126 Seiten in die deutsche Literatur einzureihen, dazu war kein Grund vorhanden.

„Nach Norden" von Meier-Gräfe (Nr. 4) heißt mit Recht eine Episode. Sie ist freilich etwas lang gerathen und stellt die Geduld des Lesers auf eine harte Probe. Das Ganze ist nämlich eine sehr ins Breite gedehnte Schilderung einer Reise an das Nordcap. Die übliche Gesellschaft auf dem Schiffe ist mit sehr negativer Liebe und stark verärgertem Humor gezeichnet, doch durchaus getreu abphotographirt. Ein inneres Einheitsband der Erzählung scheint zuerst ganz zu fehlen, bis eine Gräfin auf dem Schiffe auftaucht, welche allen Leuten, insbesondere dem Erzähler, den Kopf verrückt. Sie ist offenbar selbst ein verrücktes Geschöpf — klar bin ich über sie nicht geworden, so sehr ich mich bei der Lektüre nach dieser Klarheit gesehnt habe, zumal da in dem mir vorliegenden Exemplar Buchbinderbosheit gerade denjenigen Bogen hat ausfallen lassen, auf dem ich endlich diese Klarheit zu finden hoffte. Was dem Autor eigentlich die Hauptsache war, die Schilderung seiner Nordlandsreise oder die Person der Gräfin, das bleibt auch dunkel. Jedenfalls läßt uns seine Beziehung zu derselben ganz kalt. Ich glaube, Leser, welche diese Reise gemacht haben, werden das Buch mit Vergnügen lesen: ihnen wird die Gräfin darin ziemlich gleichgültig sein. Uns andern ist vieles in der Reiseschilderung gleichgültig, und was das Romanhafte, die Gräfin, betrifft, so kommen wir nicht auf unsere künstlerische Rechnung.

Der Verfasser erzählt in einer hastigen, abgerissenen,

aufgeregten Weise, vielfach im erzählenden Präsens, was den Leser zu keinem ruhigen Genuß kommen läßt. Originell ist, daß er die Gespräche mit der Mutter der Gräfin, welche nur französisch spricht, seitenlang französisch wiedergibt — unsere deutschen Romane werden künftig sehr buntscheckig aussehen, wenn dieser Vorgang Nachahmung findet. Daß der Verfasser übrigens ganz wunderbare Farben auf seiner Palette hat, das beweist manch eine Naturschilderung, insbesondere die des Seesturms.

Richard Weitbrecht.

Zur Uebersetzungliteratur.

1. Michail Jurjewitsch Lermontoff's Gedichte. Im Versmaß des Originals übersetzt von Friedrich Fiedler. Mit Lermontoff's Bildniß. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1893. Gr. 16. 20 Pf.

In der biographischen Skizze, welche den Gedichten vorausgeht, wird der Sage gedacht, der von Walter Scott besungene schottische Barde Th. Learmonth sei ein Vorfahr Lermontoff's gewesen. Für gewiß gilt, daß ein Schotte sein Urahn war, jener Jurij Lermontow, der im Jahre 1621 von dem Zar Michail Fjodorowitsch mit acht Dörfern belehnt wurde.

Unser Dichter wurde 1814 zu Moskau geboren, in glänzenden Verhältnissen, verlor aber schon früh seine Mutter, die ihr reizbares Temperament auf ihn vererbte, nicht minder ihre Liebe zur Musik. Die Großmutter mütterlicherseits vergötterte das in ihre Hut übergegangene Enkelchen, was Eigensinn und unstete Launenhaftigkeit in ihm entwickelte. Daneben erfreute er sich früh des günstigen Einflusses einer verständigen deutschen Bonne Namens Christine Römer, die auch durch ihr Erzählertalent den Geist des Kindes weckte und ihn mit der deutschen Sprache so vertraut machte, daß ein in der Biographie mitgetheiltes, aus seinem sechzehnten Lebensjahre stammendes deutsches Gedicht von fünf Versen tadellos genannt werden kann und mehr als das. In gleicher Weise beherrschte er schon früh die französische Sprache, dank dem Unterricht, welchen ihm sein „Gouverneur" ertheilte, Mr. Capet, ein 1812 in russische Gefangenschaft gerathener Offizier; auf ihn ist auch der Enthusiasmus des russischen Dichters für Napoleon zurückzuführen, wie schon das Gedicht „St.-Helena" davon erfüllt und getragen ist, das mit den Worten schließt:

Er war des Zufalls Kind, es glich sein Streben
Der Elemente räthselvollem Drang,
Und ein Geheimniß bleibt sein Seelenleben,
Der Aufgang seines Sterns und Niedergang!

Als er dies dichtete, war er kaum siebzehn Jahre alt. Zehn Jahre später, kurz vor seinem Tode, machte er seinem Verdruß über den Wankelmuth der Franzosen in dem Gedicht „Napoleon's Asche in Paris" Luft; hier die einleitenden Zeilen:

Derweilen Frankreich tobt in sinnlos wüster Freude
Und andachtsvoll sich vor dem kalten Staube bückt
Des Helden, todtgequält in stummem Jammerleide,
Im Bann von Kettenlast erdrückt;
Derweil die feile Welt dem blöden Schaugepränge,
Der Neue Maskentrug des Beifalls Kränze weiht
Und selbstbewußt sich bläht die hirnverbrannte Menge,
Vergessend die Vergangenheit,
Kann meine Brust den Schmerz und Zorn nicht länger tragen
Bei dieser Narretei von unbewußtem Hohn,
Und mächtig drängt es mich, der grande nation zu sagen:
O du erbärmliche Nation!

Warum erbärmlich? Wie diesseit des Rheins im Anfang der 40er Jahre in vielen Häusern und Hütten noch kein anderes historisches Bild zu finden war, als das des weltenbezwingenden Corsen, so lebte auch in dem jungen russischen Dichter, umgeben wie er war von den Miasmen verrotteter Zustände, das Bild jenes Halbgottes, der Frankreich mit Gewalt aus seinem bis zum Wahnwitz gediehenen Vernichtungstaumel aufgerüttelt hatte.

Wer war dein Retter, da an Rettung niemand glaubte?
Gott selber sandte dir den Auserwählten zu,
Ganz Frankreich kürte ihn zu seinem Oberhaupte,
Und was er lebte, lebtest du!

Und nun, nachdem er euch groß gemacht hatte und ein feindliches Geschick ihn im Norden ereilte, verriethet ihr ihn mit Sklavensinn!

Des letzten Bürgerrechts beraubt im Vaterlande
Nahm er vom Haupt und warf von sich die schwere Kron',
Doch ließ er seinen Sohn, den theuren, euch zum Pfande —
Den Feinden gabt ihr preis den Sohn.

Und so wendet der Dichter sich zu dem „eitlen Schaugepränge" zurück, zu dem die Asche des großen Feldherrn jetzt den Parisern dienen soll, und er ruft in das lärmende Treiben hinein: wenn die Asche jetzt lebendig würde, wenn sein Geist sie wieder erfüllte:

Wie würd' er sehnen sich nach jenem Eiland stündlich,
Wo Glut die Sonne strahlt vom blauen Himmelsplan,
Wo ihn bewacht dereinst, gleich ihm unüberwindlich
Und groß gleich ihm der Ocean!

Ueber Lermontoff's Leben hier noch einiges Wenige. Als zehnjähriger Knabe kam er zum Zwecke der Kräftigung seiner Gesundheit nach dem Kaukasus, ohne daß dieser Aufenthalt den gewünschten Erfolg gehabt zu haben scheint. Nachdem er dann für mehrere Jahre in der moskauer adeligen Universitätspension untergebracht worden war, bezog er 1830 die dortige Universität als Student

der „moralisch-politischen Abtheilung", ging 1832 in die petersburger Junkerschule über und wurde im selben Jahre Cornet des Leibgarde-Husarenregiments. „Censurwidrige cynisch-erotische Gedichte", die seinen Namen bekannt machten, ihn aber bei der Gesellschaft für lange Zeit in bedenklichen Miscredit brachten, stammen aus dieser Periode. In die hier vorliegende Sammlung scheinen sie keine Aufnahme gefunden zu haben, sodaß aus ihr nur die ungewöhnliche lyrische Begabung, wenn auch oft getrübt durch Mangel an Lebensfreudigkeit, zu dem Leser spricht. Im Jahre 1836 wurde er wegen seines Gedichts „Auf Puschkin's Tod" nach dem Kaukasus verbannt, was ihm nur zur Ehre gereichen konnte; 1840 büßte er ein Duell, das er mit dem Sohne des Historikers Barante gehabt hatte, abermals mit zeitweiliger Verbannung nach dem Kaukasus, den er übrigens liebte. Zum dritten male nach dem Kaukasus verbannt, fiel er im Jahre 1841 im Duell von der Hand eines Majors; durch Spöttereien Lermontoff's gereizt, hatte er es nicht als Sühne gelten lassen, daß der Beleidiger sich bei dem Duell passiv verhielt. Und so erinnert der Verfasser dieser trefflichen Uebersetzungen denn an den Vorgang verwandter Art, dem Puschkin zum Opfer fiel, und an die Worte, mit denen Lermontoff in seinem Gedicht „Auf Puschkin's Tod" jenen grausamen Gegner brandmarkte:

Das Mörderauge blickte schnöde,
Die Waffe zielte unverwandt;
Nicht rascher schlug sein Herz, das blöde,
Nicht bebte seine Bubenhand!

2. Idyllen. Von Pol de Mont. Nachdichtungen nach dem Vlämischen von Albert Möser. Berlin, Lüstenöder. 1893. 8. 2 M.

Pol de Mont ist erst sechsunddreißig Jahre alt, hat aber bereits eine stattliche Anzahl Gedichte in den vlämischen Buchhandel gebracht und gilt für den begabtesten Vertreter der jüngern vlämischen Literaturentwickelung. Da er einem Dorfe entstammt — Wambeke unweit Brüssel — besteht seine Kraft, soweit diese Idyllen erkennen lassen, vornehmlich in der liebevollen Detailmalerei ländlicher Verhältnisse und im ungeschminkten Schildern der freundlichen Seiten des Menschenverkehrs auf dem Lande. Dem niederländischen Wesen gemäß gefällt er sich in behaglicher Breite, was keineswegs stört, vielmehr auf uns mit einem Behagen erfüllt, dem verwandt, mit dem wir vor Bildern von Quinten Massys, Marinus von Roymerswale, Hans Bol und andern Meistern der vlämischen Malerschule verweilen. Solche Vortragsweise ins Hochdeutsche zu übertragen, gehört nicht zu den dankbarsten Aufgaben. Um so anerkennenswerther ist es, daß ein so sprachgewandter Dichter sich dieser Aufgabe unterzogen hat, haben wir als nahe Stammverwandte der Vlämen doch alle Ursache, sie durch warmes Interesse für ihre geistige Thätigkeit in dem Kampf gegen die Französirung zu unterstützen. Zu besonderer Empfehlung der kleinen Sammlung mag noch hervorgehoben werden, daß Pol de Mont, wenigstens in diesen Dorfbildern, sich von dem sogenannten Verismus oder Naturalismus völlig fern gehalten hat.

Robert Waldmüller.

Dramatische Werke.

1. Rudolf von der Wart. Trauerspiel in fünf Aufzügen von M. Manuela. Dresden, Pierson. 1892. 8. 2 M.

Durch Reichthum der Handlung und einen gewissen frischen Zug, der die gewöhnliche Langeweile des geschichtlichen Dramas weit von sich weist, fällt ein Stück auf, das ungefähr zur Zeit Wilhelm Tell's auf schweizer Boden spielt und Johann Parricida als einen der Hauptträger der Handlung zeigt. Auch Stauffacher nennt bei Schiller den Herrn von Wart unter den Verschworenen, von deren Händen der deutsche König Albrecht der Erste fiel:

Der König ritt herab vom Stein zu Baden,
Gen Rheinfeld, wo der Hofstaat war, zu ziehn,
Mit ihm die Fürsten Hans und Leopold
Und ein Gefolge hochgeborner Herren.
Und als sie kamen an die Reuß, wo man
Auf einer Fähre sich läßt übersetzen,
Da drängten sich die Mörder in das Schiff,
Daß sie den Kaiser vom Gefolge trennten.
Drauf, als der Fürst durch ein geackert Feld
Hinreitet — eine alte große Stadt
Soll drunter liegen aus der Heiden Zeit —
Die alte Feste Habsburg im Gesicht,
Wo seines Stammes Hoheit ausgegangen —
Stößt Herzog Hans den Dolch ihm in die Kehle,
Rudolf von Palm durchrennt ihn mit dem Speer,
Und Eschenbach zerspaltet ihm das Haupt,
Daß er heruntersinkt in seinem Blut,
Gemordet von den Seinen, auf dem Seinen.
Am andern Ufer sahen sie die That;
Doch, durch den Strom geschieden, konnten sie
Nur ein ohnmächtig Wehgeschrei erheben;
Am Wege aber saß ein armes Weib,
In ihrem Schos verblutete der Kaiser.

Es wird uns in dem Drama von Manuela nicht sowol ein einziger Charakter gezeigt, durch dessen Entschlüsse und innere Erlebnisse die Handlung vorwärts gedrängt wird, sondern eine Vielheit von Personen, von denen sich jede ohne besonders strenge Rücksicht auf den tiefer liegenden dramatischen Grundriß bewegt und so dem Ganzen eine bunte, chronikartige Gestaltung gibt. Zum Glück sind jedoch alle alten steifen Figuren vermieden, eine erfrischende Natürlichkeit und eine unverbrauchte Anschaulichkeit sprechen auf das gefälligste an. Auch in der großen Zahl von Nebenpersonen hohen und niedern Standes zeigt sich, daß der Verfasser die Welt seines Stücks aus eigenen

und bisweilen sehr ansehnlichen Kräften gestaltet hat. Wie fast alle Nebenpersonen des Stücks wenigstens in einer äußern Beziehung zueinander stehen und das Ganze sich als Erzeugniß künstlerischen Strebens darstellt, so kann man auch den einzelnen Motiven fast immer Durchsichtigkeit und Klarheit nachrühmen. Eine andere Frage ist es freilich, ob alle die genannten dichterischen Vorzüge auch als solche für das Drama anerkannt werden können. Und da muß betont werden, daß dem Stück das Aufsparen der Kraft für einzelne Höhenmomente fehlt, daß die Freude am dramatischen Schildern und Erzählen den Ton zu gleichmäßig macht und daß die Motive nicht streng genug einander untergeordnet sind. Selbst die Charaktere zeigen diese republikanische Gleichberechtigung, die dem Drama, wo nun einmal die monarchische Idee regiert, etwas Zerfließendes und Lockeres gibt. Selbst der Titelheld ist nicht in höherm Sinne Führer und Mittelpunkt des Ganzen als eine Reihe anderer Charaktere. Es ist Täuschung, wenn durch einige intimere Blicke in sein Inneres Rudolf von der Wart als der Held des Dramas erscheint. Er kann aus dem Stück herausgenommen werden — und die That des Kaisermordes geschieht, als ob er nie aufgetreten wäre. Das ist ein schwerer Mangel, für eine dramatische Hauptfigur der schwerste, den es gibt. Wart darf weder recht handeln, noch darf er recht leiden: er ist also der wesentlichsten Heldenrechte beraubt. Wol leidet Wart körperlich genommen um so furchtbarer. Er liegt tagelang auf das Rad geflochten, und seiner Gattin, die bei dem Unglücklichen wacht, glauben wir die furchtbaren Qualen wohl, aber dramatisch sind derartige Leiden nicht im entferntesten. Als hervorstechender Zug seines Wesens wird glühende Rachsucht genannt, aber es wird nicht innerlich ihr Entstehen und Wachsen geschildert, es ist eine Eigenschaft, mit der man den Helden nun einmal behaftet denken muß und dies nicht einmal in besonderer Stärke, sondern im Rahmen der landläufigen Bühnenrachsucht. An andern Gestalten hat sich die Phantasie weit glücklicher bethätigt. Der Kaiser bedürfte nur noch einiger Verschärfung der Linien, um ein vortreffliches Charakterbild abzugeben. Es ist übrigens deutlich zu erkennen, daß der Verfasser im Laufe der dramatischen Arbeit gewachsen ist. Die letzten Acte, die der Ermordung des Kaisers folgen, haben eine viel sattere Färbung, ihr Aufbau ist viel geschlossener und kraftvoller als der in den vorhergehenden Aufzügen, in denen besonders die Verschwörungsscene mit den schwarz geharnischten Rittern, dem Sturm und der erlöschenden Leuchte eine arg verblaßte Romantik athmet. Die Auftritte an der Leiche des Kaisers dagegen, das Gericht und die Todtenklage sind von echterer und tieferer Stimmung. Leider stört auch hier ein Umstand: die letzten Acte haben durchgängig andere Personen als die frühern und auf dem Theater würde ein solcher Wechsel stark empfunden werden. Auch müßte in den kleinern Rollen aufgeräumt und manche ihrer Beziehungen zueinander beseitigt werden. Welche Bedenken aber auch noch erhoben werden können, den Eindruck eines originalen und dichterisch empfindenden Geistes wird man behalten.

2. Dramatische Humoresken von Karl Bitz. Nebst einem Prologe: „Warum die Deutschen keine Komödie haben." Berlin, Imberg u. Lessou. 1893. Kl. 8. 4 M.

Der Deutsche ist eine ernsthafte Bestie, dies Schlegel'sche Wort kehrt sich in seinem ganzen Gewicht auch gegen den Verfasser der „Dramatischen Humoresken". In diesen wie besonders in der theoretischen Einleitung liegt so viel ernstes Streben, so viel guter Wille, eine solche Sehnsucht nach dem großen befreienden Kunstwerk, daß man sich innerlich davon gefesselt fühlt und nur ungern an die Mangelhaftigkeit und das versagende Können sich erinnert. Aber alle Hochachtung vor dem Streben kann die Verurtheilung einer Leistung künstlerischer Natur nicht abwenden. Nach dem Maßstab literarischer Kritik und besonders nach den Forderungen, die der Verfasser selbst an das humoristische Kunstwerk stellt, sind die eigenen Leistungen lächerlich schwach und kleinlich. Die ganze Anspruchslosigkeit, die ganze Unfähigkeit des Deutschen, ein humoristisches Drama hervorzubringen, die im Prolog so ernst getadelt werden, treten in den folgenden dramatischen Humoresken zu Tage. Das ist seichte und gewöhnliche Dutzendarbeit, mit keinem Funken Talent, mit keinem Strahl fröhlichen, den Dingen überlegenen Geistes. Der Meister des Lustspiels muß zuerst ein Meister der Sprache und ein Meister der Charakteristik sein. Aber in den alltäglichsten, von keinem Hauch künstlerischen Lebens berührten Formen, mit der bloßen Technik eines Handwerkers sind diese Humoresken geschrieben und die Charakteristik offenbart den ganzen Mangel an schöpferischer Kraft, der unsere Lustspiele fast ohne Ausnahme zu so traurigen Producten deutschen Geistes macht. Das wirkt doppelt niederschlagend, wenn man in der Einleitung den angeblich so bedeutenden Lehrsatz liest: „der Humor ist der Idealismus einer realistischen Zeit". Und zur Veranschaulichung dieses Satzes finden wir lauter Schemen, lauter dilettantenhaft gestrichelte Charaktere, langweilige Vorgänge oder alberne Possen. Daran, daß der Meister des Lustspiels auch ein Meister des Fabulierens sein muß, daran denkt ein Theoretiker, der den Satz: „Der Humor ist der Idealismus einer realistischen Zeit" gefunden hat, natürlich nicht. Er ordnet fein und köstlich seine ästhetischen Gespinste, er glaubt mit einem halben Dutzend Fremdworten in seiner obigen Erklärung den Einblick in die Gesetze einer Kunstgattung gegeben und die deutsche Kunst wieder einmal ein Stück vorwärts gebracht zu haben. Soll er aber eine einzige Scene schreiben, soll er zwei Menschen in charakteristischer Weise vor uns sprechen, eine einfache Seelenstimmung wachsen und ausklingen lassen: so ist es trotz aller Definitionen und trotz bitterernsten Strebens wieder einmal nichts. Der tiefsinnige Erklärer kann nicht bilden, was er schaffen will. Das

ist ein klägliches und verdrießliches Schauspiel. Ein naives Talent, das zwar den Satz: „Der Humor ist der Idealismus einer realistischen Zeit" nicht versteht, aber Menschen und Handlungen künstlerisch zu gestalten weiß, fördert die moderne Kunst bei weitem mehr als selbstgefällige Untersuchungen künstlerisch unproductiver Denker. Und auch von letztern darf man mehr Geschmack und gewähltern Witz verlangen, als in der letzten angeblich besonders charakteristischen Humoreske zu Tage kommen, wo Bismarck in der Gestalt eines Hausknechts, der einem blödsinnigen Philister dient, widerspänstige Miether an die Luft setzt, wo ein Leierkastenmann Italien und ein rechter Troddel Oesterreich darstellen soll und Rußland und Frankreich über die Gartenmauer klettern wollen. Solch ein Beginnen ist dem feiner Empfindenden nur widerwärtig, zumal wenn es so reichlich mit Langeweile durchsetzt ist wie hier.

3. Der Untergang des Achilleus. Eine Tragödie in fünf Aufzügen von Alfred Christlieb Kalischer. Berlin, Stern u. Ollendorf. 1893. 8. 4 M.

Ein Lesedrama von wahrhaft gereiftem Inhalt. Das ist kein halb fertiges, überstürztes Werk, wie so viele, die mit den Merkmalen der unvollendeten Handwerksarbeit den Geschmack verletzen, sondern ein vollwichtiges sorgfältig gefeiltes Ganze, das Achtung heischt und überall finden wird, wo man ernstes Streben und tüchtiges Können noch versteht. Das Drama ist aus einer lebendigen Anschauung geboren, es athmet einen adeligen Geist und einen tiefen rührenden Ernst. Mit seinem innersten Wesen steht es dem heutigen Zeitgeschmack geradezu diametral entgegen. Stoff, Umfang, Sprache, Idee alles fordert den einsamen, gesammelten Leser. Das Drama versagt sich dem flüchtig Blätternden oder dem von Sensationen Ermatteten. Es enttäuscht auch den, der es mit allzu großen Erwartungen in die Hand nehmen sollte. Dichterisch-dramatische Offenbarungen wird man nicht darin finden. Auch die Glut flackernder Leidenschaft, die strenge Wucht des charakteristischen Wortes findet man nicht. Der Bühnenleiter wird es untheatralisch nennen. Aber doch gewinnt und fesselt die Fülle der Gedanken und die folgerichtige Entwickelung eines jugendlichen Heldencharakters wie der des Achilleus. Das gewöhnliche phrasenhafte Heldenthum, der klirrende Panzer des griechischen Heroen ist abgestreift, ein Mensch mit seinem Fühlen und Wollen steht vor uns. Zart und klar wird die Entwickelung des Hauptcharakters durchgeführt. Sehr gut ist die Gruppirung der übrigen Helden des griechischen Heeres, von denen Agamemnon und Odysseus auch in Rücksicht auf die Charakteristik die nothwendigen Gegenspieler des Achilleus sind. Thersites ist ganz vortrefflich erfunden und stellt seinem Schöpfer ein ehrenvolles, keineswegs gewöhnliches Zeugniß aus. Im ganzen wie im einzelnen lebt eine hohe Harmonie, wie sie dramatischen Werken selten eigen ist. Ein innerlicher, bedeutender Charakter thut sich hier kund, der hervorgehoben zu werden verdient gegenüber den Spielereien und Pfuschereien anderer Dramatiker.

4. Jenseits von Gut und Böse. Schauspiel in drei Aufzügen von J. V. Widmann. Stuttgart, Cotta. 1893. 8. 2 M.

Im Namaqualande war's. Unter den Giraffen-Akazien hatte Herr Dr. Lossen sein Lager aufgeschlagen. Aber einer schlimmen Nacht sah er entgegen, vor Schmerzen im Fuß, in den sich die Sandzecke eingenistet hatte. Die schwarzen braven Bursche, die Ochsentreiber hockten ums Feuer her und beriethen, wie dem Dr. Lossen zu helfen wäre. Ein grauhaariger Hererohäuptling gab ihm endlich ein geheimnißvolles Schlafmittel, Dacha genannt. Aber was es für ein Mittel sei, das da seltsame Träume erzeuge, das sagte er nicht. „Der weiße Mann mag den Tag beherrschen, der weiß ist gleich ihm, die Nacht soll er den armen Schwarzen lassen, sie ist ihre Mutter." So sprach er, der alte wetterharte Bursche und verschaffte damit dem Verfasser das erste Ingredienz eines wahrhaft modernen und bedeutenden Dramas.

Und in einer deutschen Hauptstadt war's, im Hause des Herrn Professor Pfeil, des Schwagers von besagtem Afrikareisenden. Der Professor schreibt eine Geschichte der Malatesta von Rimini und, um in der wahrhaft modernen Sprache des Stücks zu reden, aus den Büchern, aus dem Berufsstudium stehen die Geister auf, die Wolken gleich den Himmel des bisherigen Eheglücks im Hause des Professors verfinstern. Der Professor identificirt sich nämlich mit Sigismondo Malatesta, er träumt sich in dessen und seiner Sippe rücksichtslosen Egoismus hinein. „Keine Furcht in ihren Herzen, aber auch keine Treue. Schönheit ihre Göttin, heiße Leidenschaft ihr Athem. Mörder und Verbrecher, aber mit dem lorbergeschmückten Haupte von Heroen, so schön als ruchlos, so stark als verderblich" — in dem Sinne charakterisirt das Stück das Wesen der Malatesta, das dem Verfasser als zweites Ingredienz eines wahrhaft modernen und bedeutenden Dramas so dringend von nöthen ist.

Nun kommt noch eine abenteuerliche Witwe Victorine vor, kokett und rothblond, die der Professor in seinem Malatesta-Wahnsinn zur Geliebten des Sigismondo Malatesta und damit (wenigstens in der Phantasie) zu seiner eigenen Geliebten stempelt. Der eitle und größenwahnsinnige Kathederschauspieler will absolut von seiner trefflichen Gattin weg (Sigismondo hat seine Gattin auch verrathen) und zu der verrückten Witwe, obgleich kein Funke Verstand in diesem Wunsche liegt. Das alles ist geziert, weit hergeholt und dramatisch schwach ausgeführt. Ein moderner Dialog entsteht dabei wie der folgende:

Victorine (zum Professor). Ihnen sollte ich nicht einmal die Spitzen der Handschuhe erlauben, Mörder Sie!

Professor. Mörder? ich? Wer selbst zwei blaue blitzende Dolche fortwährend auf fromme Anbeter zückt, dem steht es gut, andere Mörder zu nennen.

Victorine. Frommer Anbeter! sehr schön, Tyrann von

Rimini! Eine gewisse Gattin eines gewissen Professors sagt mir, daß Sie nicht länger leugnen können, Ihre Frau ermordet zu haben.

Der geschmacklose Dialog spinnt sich nun weiter fort:

Erwin. War Malatesta denn Mormone, daß er zwei Frauen hatte?

Professor. Nun — eine nach der andern.

Erwin. Und wie hat er sie denn eigentlich — abgemurkst?

Professor. Die eine vergiftet, die andere mit der Serviette erdrosselt.

Erwin. Ungeheuer schneidig.

Der Schwager Afrikareisender kommt endlich hinter den Malatesta-Wahnsinn des Professors, weil ihm seine unglückliche Schwester eine Flasche Arsenik weggenommen hat. Bei einem Ball will der eitle Professor im Costüm des Sigismondo, die Witwe als dessen Geliebte Isotta und die Frau als die zu ermordende Gattin des Sigismondo feierlich vermummt erscheinen. Aber der Afrikareisende gibt dem gelehrten Tropf etwas Dacha — das Ingredienz Nr. 1 — das bekannte Traum- und Schlafmittel aus dem Namaqualande. Einige Züge aus der ominösen Cigarette genügen, um den Professor einzuschläfern und nun träumt er eine blutige Malatesta-Tragödie, in der die Geliebte, die Gattin und die andern alle auftreten und klärlich beweisen, daß es mit dem rücksichtslosen Egoismus und der Renaissancemoral doch nichts ist: Ingredienz Nr. 2. Der Professor erwacht. Inzwischen hat sich, weil er vom Balle weggeblieben, die kokette Witwe mit einem andern verlobt und der Professor stürzt geheilt in die Arme seiner Gattin.

Was aus dem Drama J. V. Widmann's geworden wäre, wenn der Hererohäuptling dem Schwager des Professors nicht das Schlafmittel gegeben hätte oder wenn der Professor zufällig nicht von den Malatesta, sondern von der Beatrice Dante's oder der Reformation geträumt hätte, das entzieht sich der kritischen Untersuchung.

Friedrich Kummer.

Feuilleton.

Frau M. Weber, die tübinger Vorkämpferin für die Frauenfrage, erzählt uns in ihrem Schriftchen: „Durch Griechenland nach Konstantinopel. Eine Gesellschaftsreise in 35 Tagen von Mathilde Weber. Zweite durchgesehene Auflage" (Tübingen, Fues, 1892) ihre Erlebnisse und schildert uns ihre Eindrücke von einer Stangen'schen Gesellschaftsreise durch Griechenland nach Konstantinopel. Sie hat sich lange und gründlich dazu vorbereitet, viel griechische Geschichte gelesen und Reisebeschreibungen studirt, Dr. Engel's „Griechische Frühlingstage", von Warsberg's (nicht Warensberg's) „Odysseische Landschaften" und das Buch über Konstantinopel von Edmondo de Amicis. Ihre Reisegenossin, Frau Professor H. B., war nicht so gut vorbereitet und hatte deswegen viel weniger Vergnügen von der Reise, weil sie immer ins Reisehandbuch sehen mußte. Ja, sie hat die Odyssee in deutscher Uebersetzung gelesen und wird darum von dem mitreisenden bairischen Assessor als „Emancipirte" behandelt. Die ganze Reise ist dargestellt im Lichte der Frauenfrage. Alle Ehre der Frauenfrage und einem so muthigen Eintreten dafür! Aber das geht denn doch zu weit, wenn Frau Professor Weber bei dem Anblick des erhabenen Trümmerfeldes der Akropolis von Athen „eine Nemesis in diesem Schicksal empfindet, das dieses einseitige Männervolk der Athener um des von ihnen geknechteten und misachteten Frauengeschlechts willen verdient habe". „Ja, ihr Vorbilder der Menschheit, ihr mußtet untergehen, weil ihr eure Frauen nicht achtetet, weil ihr keine häuslichen Tugenden kanntet und schätztet, weil ihr die Hälfte der Menschheit ausstießet aus eurem geistigen, socialen und öffentlichen Leben, weil ihr eure rechtmäßigen, ehrbaren Frauen verdammtet (in die einsame Enge des Frauengemachs) und eure Feste und Gastmähler, eure philosophischen, poetischen und politischen Gespräche nur theiltet mit Knaben und Hetären." Nur zwei Lichtblicke gibt es in der griechischen Geschichte für die Frauen. „Einmal", so erzählt uns ein Geschichtschreiber, „lehnten sich diese geknechteten Frauen gemeinsam unter der Leitung der Mutter des Sokrates erfolgreich gegen eine Staatsmaßregel auf. Man wollte ihnen männliche Geburtshelfer aufzwingen. Aber — sagt das Geschichtsbuch — man mußte nachgeben, denn alle ehrbaren Frauen Athens empörten sich einstimmig dagegen!" Schade, daß Frau Professor Weber den Geschichtschreiber nicht nennt, denn die Alterthumswissenschaft weiß sonst nichts von diesem heldenmüthigen Auftreten der Hebamme Phainarete. Zu Grunde scheint eine Geschichte zu liegen, die uns Hygin erzählt (fab. 274), ein Märchen von der ersten Frauenärztin, aus der Literatur der Erfindungen, wie sie in der Schule des Aristoteles üblich war. Da heißt es, daß es anfangs gar keine Hebammen in Athen gegeben habe, da den Sklaven und Frauen die Heilkunde zu üben verboten war. Da erlernte eine Jungfrau, Agnodike, in männlicher Verkleidung die Kunst und half den Gebärenden, indem sie sich ihnen entdeckte. Die Aerzte verklagten sie, doch sie wurde unter dem Beistand der Weiber losgesprochen, und es wurde nun erlaubt, daß freigeborene Frauen die Heilkunde lernen durften. Welcker hat uns in seiner feinen Weise in einem seiner Schriftchen zur antiken Heilkunde (opusc. III) alles das zusammengestellt und behandelt, was uns aus dem Alterthum über die Hebammen und ihre Kunst überliefert ist. Den zweiten Lichtblick bildet die Gestalt der Aspasia, „der ersten Vorkämpferin in der Frauenfrage", der es zum ersten male gelungen sei, sich von der die Geselligkeit theilenden Freundin zur geehrten, rechtmäßigen Gattin emporzuringen. „Es war eine große, unerhörte That, ein Wagniß voll Muth und Klugheit. Dafür ist auch ihr Name von allen Geschichtsforschern genannt und noch nach Jahrtausenden geehrt, denn auch im hochmüthigsten Männerherzen regt sich zuweilen — freilich oft lange verborgen — ein Etwas, das sich an (!) der Niederhaltung von Frau und Töchtern schämt, und einer solchen, bahnbrechenden muthigen Frau seine Hochachtung nicht versagen kann." Mögen Frauenärztinnen unsere Frauen euriren, aber der Himmel bewahre uns vor ihrer historischen Kritik! Ja Frau Weber's Haß gegen das frauenverachtende Griechenthum geht ins Undenkliche. Unzufrieden damit, daß unsere armen Knaben sich so viel mit dieser todten Sprache quälen müssen, nur um recht in den griechischen Geist einzudringen, ruft sie aus: „Wie sehr haben wir Frauen darunter zu leiden, daß diese Griechenschüler sich oft am meisten ablehnend und schroff verhalten gegen die heutige Frauenfrage. Natürlich, sie saugen ja die Geringschätzung gegen uns mit der Gymnasialmuttermilch des griechischen Geistes ein."

Nach viertägigem Aufenthalte auf Korfu geht die Reise zu Schiff nach Patras und von da mit der Eisenbahn nach Korinth, Nauplia (Mykene, Argos, Tiryns) und nach Athen. Da werden denn allerhand Beobachtungen, wie sie dem Reisenden das uns fremde griechisch-orientalische Leben darbietet, recht hübsch dargestellt, und da die Reise gerade in die Feier der griechischen Ostertage fällt,

wird uns manches im besondern Interessante erzählt, das nicht jeder Reisende sieht. Wenn Frau Professor Weber dabei ganz genau weiß, daß in Mykene nicht funfzig Schritte vom Löwenthor Klytemnästra ihren Gemahl Agamemnon erschlug, durch das er hinausgezogen war mit der eigenen Tochter (!) als Opfer für den zürnenden Poseidon (!), wenn sie in Athen vom „Dionysos-Odeon" spricht, wenn sie die Ausgrabungen der Archäologischen Gesellschaft am Thurm der Winde, die einen Theil des römischen Marktes ans Licht gebracht haben (vgl. den Dörpfeld'schen Fundbericht in den „Athenischen Mittheilungen des Kaiserlichen Deutschen archäologischen Instituts", 15, 343 fg., 1890) für die alte Agora hält, oder, wenn sie es beklagt, daß man auch in Athen wie in Pompeji die edlern Funde in die Museen schleppe, statt hier möglichst ergänzt an den Platz zu stellen, für welchen sie wahrscheinlich einst vom Künstler bestimmt worden seien, wollen wir ihr das — trotz ihrer gründlichen Vorbereitung — nicht übel nehmen.

— Unter A. Hartleben's Neuen Reisebüchern „Unterwegs" handelt das kürzlich erschienene siebente Heft von den Grotten und Höhlen des Karst; es ist unter Mitwirkung des ausgezeichneten Höhlenforschers Franz Kraus bearbeitet worden von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Dieser erste Versuch einer zusammenhängenden Darstellung aller Karstphänomene von allgemeinem Interesse beschäftigt sich mit der Adelsberger- und der Magdalenen-Grotte, dem Höhlenschloß Lueg, der Kleinhänsel-Höhle, dem Rakbach-Kessel, den Grotten von St. Canzian und im Schlußkapitel mit den Höhlen von der Reka bis zum Timavus. 37 Abbildungen schmücken das hübsche Büchlein, in dem der Reisende, der sich ihm vertraut, kaum etwas Wichtiges vermissen wird.

In demselben bekannten Verlag erscheint eine Reihe von Illustrirter Führer, die sich schon gut eingebürgert haben. Dazu gehört auch der „Führer durch die Rheinlande" von Graf N. Rehbinder (4 M. 30 Pf.). Der Verfasser behandelt darin nicht nur die Rheingegend ausführlich, sondern auch alle die Touren, die von den Reisenden mit einer Rheinfahrt verbunden zu werden pflegen. Von den größern Gebirgszügen des Rheinlandes wurde dem bedeutendsten und an Naturschönheiten reichsten, dem Schwarzwalde, die meiste Aufmerksamkeit zugewendet. Der Inhalt zerfällt in fünf vollständig gesonderte Theile, welche wiederum leicht als einzelne Führer benutzt werden können, und zwar: 1. Der Schwarzwald. 2. Elsaß und Vogesen. 3. Der Rhein von Mainz bis Düsseldorf. 4. Der badische Oberrhein, die bairische Pfalz und Rheinhessen. 5. Frankfurt mit Umgebungen, Taunus inel. Wiesbaden, Schlangenbad und Schwalbach. Der Verfasser folgte bei der Bearbeitung der Materie dem Rheine von seiner Quelle bis nahe zur Mündung.

— Die jüngst gegründete Literarische Gesellschaft in Wien beabsichtigt durch Veröffentlichung gediegener Werke guter deutscher und österreichischer Schriftsteller den Sinn des Bürgerthums für gute Lektüre zu pflegen. Sie veröffentlicht alljährlich mindestens vier Bände an ihre Mitglieder, die alljährlich einen Beitrag von 2 Gulden oder 3 M. 50 Pf. zu bezahlen haben. Der erste Band wird der Roman „Vor dem Gewitter" von Bertha von Suttner sein. Den Vorsitz des Vereins führt Karl von Lützow in Wien, die Geschäftsleitung M. Breitenstein in Wien und Leipzig.

— Durch den Neudruck der Vorlesungen Karl Heinrich von Stein's über die Aesthetik der deutschen Classiker, die der geistreiche Gelehrte im Jahre 1886 kurz vor seinem frühen Tode an der berliner Universität gehalten hat, hat sich der Herausgeber der Reclam'schen „Universal-Bibliothek" ein Verdienst erworben. Mit der Kenntniß eines gründlichen Gelehrten und in der Sprache eines begeisterten Anwalts, dem sein Thema Herzenssache ist, mit dem Takte eines feinfühlenden Kritikers, der ebenso vom leichtfertigen Tadel wie von überschwenglicher Lobpreisung fernbleibt, entwickelt er vor uns die ästhetischen Anschauungen Goethe's und Schiller's, das Programm ihres gemeinsamen Wirkens. Und er entwickelt sie nicht blos, er verficht auch mit heiligem Eifer ihre ewige Wahrheit. Möchte in unserer Zeit, da der derbste Realismus sich breit macht, die Stimme dieses begeistert von hohem Ernst durchdrungenen Idealisten so laut und vernehmbar als möglich erschallen und von Freund und Feind gehört werden.

— Ein bisher unbekannt gebliebenes einactiges Lustspiel von Theodor Körner: „Cleant und Cephise", das Körner während seines Aufenthalts in Freiberg geschrieben hat, wird der bekannte Körner-Forscher E. Peschel in Dresden herausgeben.

— F. von Saar hat sich der Aufgabe unterzogen, den Nachlaß Eduard von Bauernfeld's (im Cotta'schen Verlage in Stuttgart) herauszugeben. Zunächst wird ein Band erscheinen, der sechs kleine Dramen enthalten soll.

— Hans Hopfen's neuester Roman: „Glänzendes Elend", wird im Verlage der Gebrüder Paetel in Berlin, Wildenbruch's neueste Novelle: „Das wandernde Licht", im Verlage von J. Engelhorn in Stuttgart noch im September erscheinen.

Bibliographie.

Alberti, C., Der Kampf ums Dasein. Eine Novellenreihe. 5. Band. Schröter u. Comp. Roman. Leipzig, Friedrich. 8. 6 M.

Brodbeck, A., Leben und Lehre Buddha's, des indischen Heilandes, 600 Jahre vor Christo. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 40 Pf.

Dukas-Theodassos, J., Im Zeichen des Halbmonds. Reich illustrirt. Schilderungen aus der türkischen Reichshauptstadt. Köln, Bachem. 8. 4 M. 50 Pf.

Elster, O., Glück auf! Roman aus dem Harze. Mannheim, Bensheimer. 8. 3 M. 50 Pf.

Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek. Neunter Jahrgang. Bd. 26. Des Seemanns Tagebuch. Von G. Tondouze. Stuttgart, Engelhorn. 8. 50 Pf.

Findel, J. G., Schriften über Freimaurerei. V. Bd. Vermischte Schriften. Leipzig, Findel. 8. 4 M.

Förstner, C., Heinrich der Löwe. Ein Volksmärchen. Braunschweig, A. Limbach. 8. 1 M. 50 Pf.

Franke-Schievelbein, G., Ni. Roman. Berlin, Fontane u. Comp. 8. 3 M. 50 Pf.

Freund, L., Aus der Spruchweisheit des Auslandes. Parämiologische Skizzen. Hannover, C. Meyer. Gr. 8. 1 M.

Gerecke, A., Die Verdienste der Juden um die Erhaltung und Ausbreitung der Wissenschaften. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 80 Pf.

Hagemann, G., Elemente der Philosophie. II. Metaphysik. Ein Leitfaden für akademische Vorlesungen, sowie zum Selbstunterricht. 5. Auflage. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Heiberg, H., Am Kamin. Erzählungen. Leipzig, Friedrich. 8. 5 M.

Kassewitz, J., Darlegung der dichterischen Technik und litterarhistorischen Stellung von Goethes Elegie „Alexis und Dora". Leipzig, Fock. Gr. 8. 1 M.

Khaynach, F. v., Anton von Werner und die Berliner Hofmalerei. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 80 Pf.

— — Germania und ihre Kinder. Eine Satire. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 1 M. 50 Pf.

Kleinpaul, R., Das Mittelalter. Bilder aus dem Leben und Treiben aller Stände in Europa. 2/3. Lfg. Leipzig, Schmidt u. Günther. Gr. 8. à 1 M.

— — Feuermythus oder Apotheose des Menschengeistes. Nach Motiven der polynesischen Sage. Gedichtet und der Jahresfeier der Entdeckung Amerikas gewidmet. Mannheim, Bensheimer. Gr. 8. 1 M.

— — Zur Charakteristik Richard Wagners. Mannheim, Bensheimer. 12. 80 Pf.

Kosel, H. C., „Schön-Rose". Des blinden Geigers Lieder. Rhapsodie. Leipzig, Literarische Anstalt, A. Schulze. 8. 70 Pf.

Meyer, E., Der Philosoph Franz Hemsterhuis. Breslau, Koebner. Gr. 8. 1 M.

Peter Friedrich Ludwig, Herzog von Oldenburg. Ein Rückblick. Festschrift. Oldenburg, Schulze. 8. 50 Pf.

Schlotke, O., Blüten vom Wege. Gedichte. Leipzig, A. Seemann. 16. Geb. 3 M.

Schüller, M., In den Südstaaten Nordamerikas. Erinnerungen und Eindrücke. Berlin, Dümmler. 8. 1 M.

Straß, R., Unter den Linden. Berliner Zeitroman. Berlin, Fontane u. Comp. 8. 3 M.

Tetzner, F., Schlick. Neue Gedichte und Schilderungen. Leipzig, Claußner. 12. 1 M. 50 Pf.

Titus, C., Das Sternenzelt. Mit 73 Abbildungen. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 8. 5 M.

Treumann, J., Zu hohes Spiel. Roman aus dem amerikanischen Leben. Berlin, E. Eckstein. 8. 2 M.

Windholz, J. L., Fragmente. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 80 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien die 14. Lieferung von:

Orientreise

des Grossfürsten-Thronfolgers von Russland.

Im Auftrage Sr. Kaiserl. Hoheit verfasst von

Fürst E. Uchtomskij.

Mit über 400 Abbildungen in Holzschnitt, 8 Kunstblättern in Heliogravüre und Stahlstich und mehrern Karten.

Folio. In 60 Lieferungen à 1 M. 50 Pf.

Die 1890/91 ausgeführte Reise Sr. Kaiserl. Hoh. des Grossfürsten-Thronfolgers von Russland umfasste die interessantesten Punkte Asiens. Der Text und die nach Zeichnungen des berühmten russischen Malers Karasin sowie nach Photographien in meisterhaftem Holzschnitt reproducirten Abbildungen und die übrigen Kunstblätter stempeln das Prachtwerk zu einer literarischen Erscheinung ersten Ranges.

Ein illustrirter Prospect ist durch jede Buchhandlung gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Leben Jesu.

Von

Ernest Renan.

Autorisirte deutsche Ausgabe. Fünfte Auflage.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Dieses berühmte Werk hat auch in Deutschland eine außergewöhnliche Verbreitung gefunden und wird für Theologen wie Nichttheologen stets hervorragendes Interesse bewahren. Durch den im vorigen Jahre erfolgten Tod des Verfassers hat sich die Aufmerksamkeit aufs neue dem Werke zugewendet, sodaß eine fünfte Auflage dieser autorisirten deutschen Ausgabe nöthig geworden ist. In dieselbe sind zahlreiche spätere Zusätze des Verfassers aufgenommen, sodaß sie auch die einzige wirklich vollständige Ausgabe ist.

Vom Verfasser erschienen außerdem folgende Werke in deutschen autorisirten Ausgaben:

Die Apostel. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.
Paulus. Mit einer Karte. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
Der Antichrist. 8. Geh. 6 M. Geh. 7 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Kolonien: Land und Leute,

geschildert von

Dr. Berthold Volz,

Direktor des Victoria-Gymnasiums zu Potsdam.

Mit 71 Abbildungen und 2 Karten.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Teatro italiano.

Für den Unterricht im Italienischen herausgegeben von **G. Locella.**

Jedes Bändchen 60 Pf.

1. **Giacosa, G.** Acquazzoni in Montagna. Commedia in due atti. Zweite Auflage.
2. **Gozzi, C.** Turandot, Principessa chinese. Fiaba tragica.
3. **Fambri, P.** Il Caporale di settimana. Commedia in tre atti.
4. **Gherardi del Testa.** L'oro e l'orpello. Commedia in due atti. Zweite Auflage.
5. **Bersezio, V.** Una bolla di sapone. Commedia in tre atti. Zweite Auflage.
6. **Carrera, V.** La Quaderna di Nanni. Commedia in tre atti.

Diese Sammlung beliebter italienischer Theaterstücke, die zum Uebersetzen ins Deutsche eingerichtet und mit erklärenden Anmerkungen versehen sind, erfreut sich in den Kreisen der Lehrer und der Studirenden grosser Beliebtheit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

1812.

Ein historischer Roman

von

Ludwig Rellstab.

Sechste Auflage. Vier Theile.

8. Geh. 6 M. Geb. in 2 Bänden 8 M.

Dieser historische Roman, in dem die großen Ereignisse des Jahres 1812, namentlich der russische Feldzug und der Brand von Moskau, den Hintergrund einer äußerst spannenden Handlung bilden, gehört zu den besten deutschen Werken seiner Art.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Städte- und Culturbilder aus Nordamerika.

Von **Friedrich Ratzel.**

Zwei Theile. 8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

Diese getreuen und anziehenden Schilderungen aller bedeutendern Städte und Landschaften im Norden, Süden und Westen der Union geben in ihrer Zusammenfassung ein allgemeines Bild von der Topographie, dem Handel und Verkehr, den Bildungszuständen, dem öffentlichen und gesellschaftlichen Leben Nordamerikas.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 36. — 7. September 1893.

Inhalt: Berzelius und Liebig. Von Ernst Lehmann. — Sieben Jahrhunderte deutscher Dichtung. Von Ludwig Fränkel. — Recht und Politik. Von Ludwig Huberti. — Aus Amerika. Von Otto Speyer. — Neue Romane. Von Ernst Roeder. — Dichter und Dichterin. Von Adolf Brieger. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Berzelius und Liebig.

„Es ist doch wunderbar! Was mag wohl drinne seyn?"

Dieselbe Frage, die Gretchens Seele beim Anblicke des verführerischen Schmuckkästchens durchzuckte, schwebte auch auf den Lippen jener ernsten Forscher, die die Zusammensetzung des Wassers und des Kochsalzes oder die Bestandtheile des duftenden Mandelöles und des Thees und ihre Structur zu ergründen suchten. Aber freilich, so leicht wie dort fand sich der Schlüssel nicht. Namentlich waren es die Verbindungen der organischen Natur, die den Chemikern scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzten. So hoch man auch die Arbeiten auf dem Gebiete der analytischen Chemie anschlagen mag — Liebig gründete hierauf die neue Lehre von der Pflanzenernährung und dadurch eine neue Epoche in der Landwirthschaft —, noch staunenswerther erscheinen die Erfolge der Synthese, die Schlag auf Schlag einander folgten: Gräbe und Liebermann zeigten die künstliche Darstellung des Alizarins, von Baeyer die des Indigos, Ladenburg die des Coniins, Behrend die der Harnsäure; Fischer und Kiliani bearbeiteten erfolgreich die Chemie der Zuckerarten und Wallach die der Terpene. Was Wunder, wenn die Wissenschaft nun auch an das Problem herantritt, die Eiweißkörper darzustellen oder Cellulose in Stärkemehl, d. h. Holzfasern in menschliche Nahrung umzuwandeln?

Aber nicht nur die Frage nach Inhalt und Structur, nach Analyse und Darstellung zusammengesetzter Stoffe fesselt den Wißbegierigen; nicht minder reizvoll und wichtig ist für den Lernenden die Kenntniß der Methoden, der Gedanken- und Versuchsreihen, durch die jene Unermüdlichen sicher ans Ziel gelangten, während andere fruchtlos speculirten und verzweifelnd bei dem Ausruf stehen blieben: „Wo faß ich dich, unendliche Natur?"

Den Wunsch, einen Blick in die Werkstatt der bahnbrechenden Meister zu thun, erfüllt dem Jünger der Wissenschaft keines der vorhandenen Lehrbücher, selbst die Geschichtswerke lassen ihn hier meist im Stich; wol aber bieten ihm die hinterlassenen Briefschaften einen befriedigenden Ersatz, namentlich wenn der rückhaltlose Gedankenaustausch verwandter und ebenbürtiger Geister in die Zeit eines für die Wissenschaft entscheidenden Wendepunktes fällt. Dazu kommt noch ein Anderes, was nicht nur den Fachgelehrten, sondern auch den Gebildeten im Allgemeinen angeht: der briefliche Verkehr erschließt dem Leser die Denkweise und die Sinnesart, kurz den Charakter des Schreibenden wie keine auch noch so ausführliche Lebensbeschreibung. „Deshalb sind Briefe so viel werth, weil sie das Unmittelbare des Daseins aufbewahren", sagt Goethe in seiner Aristeia der Mutter.

Was die Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller für die Gesammtheit der Gebildeten war, das bedeutet für die wissenschaftliche Welt die Herausgabe der Briefe Liebig's und Wöhler's. Kaum minder wichtig aber ist für den Fachmann wie für den Laien die nunmehr erfolgte Veröffentlichung der Briefe zwischen Berzelius und Liebig durch J. Carrière.*) Die Umstände, die es dem Herausgeber ermöglichten, diese urkundlichen Schriftstücke der Oeffentlichkeit zu übergeben, finden sich in einer Stelle des erstgenannten Briefwechsels angedeutet, wo Liebig unter dem 31. März 1871 schreibt: „Mein Enkel Justus Carrière ist ein eifriger Autographensammler geworden, und das hat eine Durchsicht meiner alten Briefschaften, und eine Sammlung und Ordnung auch der Deinigen veranlaßt; es ist eine schöne Anzahl aus einem Zeitraum von vierzig Jahren; sie sollen alle von Justus verwahrt werden. Mit den Briefen von Berzelius, Dumas und Pelouze spiegelt sich darin eine an Arbeit reiche Zeit." Liebig's Briefe an Berzelius aber hatte die Akademie der Wissen-

*) Berzelius und Liebig. Ihre Briefe von 1831 bis 1845 mit erläuternden Einschaltungen aus gleichzeitigen Briefen von Liebig und Wöhler, sowie wissenschaftlichen Nachweisen herausgegeben mit Unterstützung der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften von Justus Carrière. München, Lehmann. 1893. Gr. 8. 6 M.

schaften zu Stockholm bald nach Liebig's Tode dem Herausgeber im Austausch gegen die von Berzelius zur Verfügung gestellt.

Der Anfang des Briefwechsels zwischen Berzelius und Liebig fällt in jene kritische Zeit, die den Atombegriff wieder zu Ehren brachte. Leopold Gmelin in Heidelberg und seine Schule hatten den physikalischen Gesetzen, Avogadro's Gesetz, Dulong's und Petit's Hypothese, Mitscherlich's Gesetz, — die zur Atomgewichtsbestimmung hätten verwendet werden können —, die volle wissenschaftliche Bedeutung abgesprochen. Wollaston's Aequivalent sollte das System von Berzelius verdrängen und die Chemie selbst nur noch beobachtende und beschreibende Wissenschaft sein. Geschicklichkeit im Anstellen der Versuche galt als Haupterforderniß, die Speculation dagegen wurde als gefährlich für die Ermittelung der Wahrheit hingestellt. Damit aber schütteten sie das Kind mit dem Bade aus. Die Speculation ist eine Frucht der Phantasie; ohne diese aber kann sich weder reine noch angewandte Wissenschaft weiter entwickeln, zumal wenn sie noch in den Windeln liegt. Und in Kant'schem Sinne ist die Chemie selbst heute noch nicht, trotz Demetrius Mendelejeff und Lothar Meyer, eine Wissenschaft κατ' ἐξοχήν, da sie sich zur Zeit der mathematischen Behandlung noch entzieht — die Galilei und Newton für die Chemie sollen erst noch kommen! Bis dahin bedarf der Forscher auch noch der Wünschelruthe des „chemischen Instinktes", der Sehergabe, die ihm die Erscheinungen vorausahnen läßt. Und diese Eigenschaften fanden sich in Liebig's und Wöhler's Persönlichkeiten in hohem Grade vereinigt vor: wie ihr Briefwechsel erweist, war, sowol was geistige als was experimentelle Arbeit anbelangt, einer dem andern vollständig ebenbürtig.

Ein Jahr vor dem Beginne des Briefwechsels zwischen Berzelius und Liebig hatte dieser ein ebenso einfaches als sicheres und genaues Verfahren gefunden, die Zusammensetzung der Körper zu bestimmen; dadurch waren aber Untersuchungen organischer Verbindungen ermöglicht worden, an die man sich früher nicht gewagt hatte. Von hier ab datirt der rasche Aufschwung der organischen Chemie. Aber trotz der analytischen Resultate über organische Verbindungen eines Berzelius und Liebig, eines Thénard und Gay-Lussac wäre der Glaube an eine Lebenskraft, unter deren Einfluß alles Organische entstehe, nicht aus der Welt geschafft worden, wenn nicht Wöhler — der Entdecker der Cyansäure — 1828 die Beobachtung gemacht hätte, daß beim Eindampfen der Lösung ihres Ammoniaksalzes ein bekanntes Produkt des animalischen Körpers, nämlich Harnstoff, gebildet werde. Beides, seine Analysen mit Hülfe des von Liebig neu ersonnenen Apparates, sowie die Wöhler'sche Entdeckung und ihre Folgen, findet bereits im ersten Briefe Liebig's an Berzelius Erwähnung.

Der Brief vom 18. August 1832 enthält die wichtigen Ergebnisse der Untersuchung des Bittermandelöles und seiner Derivate, die von entscheidender Wirkung auf die Ansichten über den Radicalbegriff wurden. Bis auf heute werden diese Arbeiten zu den größten Leistungen auf dem Gebiete der organischen Chemie gerechnet. Das gefundene dreielementige Radical, das Benzoyl, war der Schlüssel zu den interessantesten Reactionen Liebig's und Wöhler's und bildete mit dem Cyan den Grundstein der Radicaltheorie. Auch Berzelius erkannte sofort die Bedeutung des Fundes. Er glaubt, daß durch die Untersuchung für die Chemie ein neuer Tag anbreche und schlägt für das neue Radical die Namen Proin oder Orthrin (von πρωΐ und ὄρθρος Morgendämmerung) vor. Im Briefe vom 25. März 1835 finden sich die ersten Untersuchungen über das Aldehyd, das hier durch eine Dehydrogenation von Alkohol entsteht und so zu seinem Namen gelangt. Berzelius' Arbeiten über Tellur, über das Vanadin und über die Aetherarten, Liebig's Untersuchungen über Citronen- und Weinsteinsäuren und über das Atomgewicht des Kohlenstoffs, sowie allerhand gelegentliche kleinere Bemerkungen, die sich bis zur Herausgabe der „Chemie angewandt auf Agricultur und Physiologie" und der „Thierchemie" hinspinnen, bilden für den Fachmann das stofflich Interessante, während der Laie mehr die Ergebnisse würdigt, die Liebig mit bewunderungswürdigem Scharfblicke dem Wohle der gesammten Menschheit dienstbar macht.

Auch wenn man nicht von vornherein weiß, daß Berzelius, der Vater der analytischen Chemie, beim Beginne des Briefwechsels einundfünfzig, Liebig aber erst siebenundzwanzig Jahre zählte; auch wenn man von der bescheidenen und doch sichern Ausdrucksweise des jungen deutschen Doctors und der mehr väterlichen, herzlichen und gemüthlichen des ältern schwedischen Professors absieht, erkennt man doch schon nach kurzem Einblicke, daß sich hier ein aufsteigendes Gestirn einem sinkenden nähert, wenn dieses auch anfangs noch in vollem Glanze strahlt und befruchtende Wärme spendet.

Wie das Freundschaftsbündniß zwischen Liebig und Wöhler an das von Goethe und Schiller erinnert, so nähert sich das Freundschaftsverhältniß zwischen Liebig und Berzelius dem von Goethe und Lavater, dessen Unhaltbarkeit auch von Haus aus abzusehen war, oder dem von Faraday und Tyndall, wenn auch jenem der friedliche Abschluß fehlt. Wol hat Tyndall, in eitler Selbstgefälligkeit sich mit Schiller, Faraday mit Goethe verglichen, aber Faraday war ihm weit mehr der väterliche Berather und Lehrer als der gleichgesinnte Freund. Das Freundschaftsband zwischen den beiden großen Chemikern wurde im September 1830 auf der Naturforscherversammlung zu Hamburg geknüpft, wohin Liebig eigens gereist war, um Berzelius von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Schon früher war er ihm einmal von Darmstadt nach Coblenz nachgereist, ohne ihn zu treffen. Trotz der Kürze des Zusammenseins war der gegenseitige günstige Eindruck von nachhaltiger Wirkung. Liebig schreibt an Wöhler, der selbst einst in der „Küche" des großen Schweden hantirt hatte, über Berzelius: „Seine anspruchslose und liebenswürdige Persönlichkeit hat mich ganz ihm zu eigen

gemacht — ich begreife jetzt auch, warum Ihr Leute so sehr an ihm hängt.“ Und Wöhler berichtet Liebig, wie Berzelius über ihn urtheilt: „Der Mann vereinigt in ganz ungewöhnlicher Weise anspruchslose Liebenswürdigkeit mit dem seltensten Fleiß und ungewöhnlicher wissenschaftlicher Tüchtigkeit“. Aus diesem Gefühle gegenseitiger Zuneigung und Hochachtung erwuchs im Laufe des brieflichen Verkehrs die innigste gegenseitige Verehrung und herzlichste Freundschaft, die um so wohlthuender den Leser berührt, als sich beide Freunde stets mit unverletzlicher Offenheit einander begegnen. Indes, nur kurze Zeit bleibt das Glück der neuen vielverheißenden Freundschaft ganz ungetrübt. Berzelius, der in seiner kühlern und ruhigern Art, abhold allem Hypothesenschmieden, nur mit äußerster Vorsicht den Weg der Speculation betrat und höchst selten mit den Anschauungen Anderer einverstanden war, bildete den denkbar grellsten Gegensatz zu Liebig's Wesen, der, ein Feuerkopf an Phantasie und Thatenlust, stets kühn und schlagfertig, aber selbst leicht reizbar und empfindlich, sich Wege bahnte, auf denen ihm ein anderer nicht oder nur schwer zu folgen vermochte. In diesem Gegensatze schlummerte schon der zersetzende Keim, der das freundschaftliche Verhältniß von Anfang an gefährdete, und aus den wiederholten Versicherungen ihrer Zuneigung und Verehrung, die sich in den Briefen an die wissenschaftlichen Streitigkeiten und Angriffe ihrer selbst als anderer anschließen, aus den immer wiederkehrenden Mahnungen, daß es stets der Sache, nie der Person gelten dürfe, klingt dem Leser schon ein Ton der Besorgniß, eine Vorahnung der kommenden Auflösung entgegen. Aber gerade diese Zwistigkeiten und Meinungsunterschiede zeigen die Lauterkeit der Gesinnung der beiden großen Männer im hellsten Lichte. Wie freudig berührt den Leser die warme und ungekünstelte Vertheidigung Gay-Lussac's, den Liebig gegen Mitscherlich's Angriffe in Schutz nimmt, sowie Liebig's Eintreten für Pelouze gegenüber dessen minderwerthigem Rivalen! Berzelius aber erklärt sich sofort für seinen Waffenbruder, sobald er sieht, daß Liebig der „Charlatanerie und der chemischen Sudelei“ den Fehdehandschuh hinwirft. Er ist nicht minder ehrlich als Liebig, der den „chemischen Scharfrichter“ einstecken muß und in den Berzelius'schen Jahresberichten auch vor heftigen Angriffen des Freundes nicht sicher ist.

Wie sehr auch das rein Wissenschaftliche an Umfang alles übrige in diesen Briefen überwiegt, so genügen doch die mannigfachen persönlichen Bemerkungen, die Anfang oder Ende manches Briefes enthalten, jenen für Chemie und Physiologie so überaus wichtigen Zeitraum deutlich wiederzuspiegeln, und die in ihm lebenden und webenden Persönlichkeiten, deren Geist aus ihren Werken emporsteigt, mit Fleisch und Blut zu umgeben. Und diese Stellen des Briefwechsels lassen auch den Laien nicht kalt und ziehen ihn schließlich unversehens mit in den Geist der wissenschaftlichen Bewegung mit hinein; er wird das Buch um so befriedigter aus der Hand legen, als er sie alle, Berzelius, Liebig, Wöhler, Rose — selbst Dumas, namentlich wenn sein späteres Zusammenwirken mit Liebig in Betracht gezogen wird — nicht nur hochschätzen, sondern auch lieb gewinnen muß, bis auf einen, über den sie alle einig sind und den nur Berzelius ganz im Anfange zu vertheidigen wagte.

Wie schon oben angedeutet, tragen beide, Berzelius und Liebig, gleiche Schuld am Zerfall des viel versprechenden Freundschaftsbündnisses. Im Anfange hat es den Anschein, als wäre Liebig's Ungestüm die Hauptursache des nach und nach eintretenden Zerwürfnisses, namentlich wenn man die besänftigenden Worte Wöhler's mit in die Wagschale fallen läßt, während sich gegen das Ende hin schwere Schatten auf Berzelius' Charakter senken. Nimmt man indeß Einblick in die gegenseitigen Angriffe und erwägt, daß Berzelius' letzte Lebensjahre durch schwere innere Krankheit getrübt wurden, so kommt das Urtheil auf den alten Spruch zurück. Berzelius' Verhalten erinnert lebhaft an die Kampfweise Goethe's, als es sich um Sein oder Nichtsein seiner Farbenlehre handelte. Wie dieser sich zum ersten male innerlich verstockt zeigte und sein sonstiges aristokratisches Auftreten ganz vergaß, als die Wissenschaft sein Urphänomen nicht als solches anerkannte, so sträubt sich Berzelius, „der alte Löwe, dem die Zähne stumpf geworden sind“ (Brief Liebig's an Wöhler vom 18. Mai 1838), die Richtigkeit der von Liebig, Dumas und Peligot über die Zusammensetzung der Citronen- und Weinsteinsäure vorgebrachten Beweise anzuerkennen und versteigt sich schließlich bis zu der ungerechten Anschuldigung, daß Liebig seine Schüler zu eigenen Zwecken ausnutze. Trotz aller Anfeindungen und manches bösen Wortes auf beiden Seiten, das eine plötzlich aufwallende üble Empfindung verräth, bleibt Liebig bis zuletzt zur Versöhnung geneigt, und gemäß seinem Worte: „Wenn auch alle unsere Ansichten nur Hypothesen sind, so ist dennoch nichts wahrer als meine Liebe zu Ihnen“, formulirt er sein endgiltiges Urtheil über den, den er „bis aufs Höchste verehrte“, in gerechter und pietätvoller Weise: „Die Ansichten und Theorien von Berzelius waren ein klar formulirter Ausdruck der Ideen seiner Zeit und darum von großem Werthe; sie gingen aber nicht darüber hinaus. Ich will nicht sagen, daß dies ein Fehler ist, aber es würde ein Vorzug gewesen sein, wenn er etwas empfänglicher gewesen wäre für das Schaffen durch den Gedanken, was ich die Poesie des Naturforschers nenne.“

Dem Briefwechsel selbst hat der Herausgeber die Bildnisse der beiden großen Chemiker vorangestellt. Das Relief von David d'Angers von 1837, das uns Liebig's feingeschnittenes Profil mit der schlanken spitzen Nase und dem kritischen Zug um den Mund noch von dem Hauche der Jugend geglättet und gerundet erscheinen läßt, neben der Zeichnung Krüger's aus dem Jahre 1827, die uns die eitel Freundlichkeit und Wohlwollen kundgebenden behäbigen Züge von Berzelius vergegenwärtigt.

Ernst Lehmann.

Sieben Jahrhunderte deutscher Dichtung.

Deutsche National-Literatur. Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von B. Arnold, G. Balke, K. Bartsch, R. Bechstein, O. Behaghel u. a. herausgegeben von Joseph Kürschner. Lieferung 752—780. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 1893. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Jedesmal wenn man wiederum Veranlassung nimmt, eine umfänglichere Encyklopädie unserer literarischen Glanzstücke wie die Kürschner'sche auf Anlage und Inhalt hin zu prüfen, beschlichen einen trotz des außerordentlichen Geschicks, das Herausgeber und Mitarbeiter für dies ihr Lieblingswerk nunmehr seit einem Jahrzehnt bethätigen, ernsthafte Zweifel, ob denn auch gerade die ausgesonderten und hier sorgsam zusammengestellten Proben den Entwickelungsgang des ausgedehnten vaterländischen Schriftthums in richtiger Weise belegen. Aber stets gelangt die Kritik, mag sie im einzelnen auch an dem und jenem Beitrag Unpraktisches oder Unebenheiten aussetzen, nach reiflichem Erwägen zu der Einsicht, daß in diesem gewaltigen Unternehmen wirklich die Geschichte der deutschen Literatur im ganzen und einzelnen erläutert wird.

Ordnen wir unserer Gewohnheit gemäß die vorliegenden Hefte — 29 diesmal — nach der zeitlichen Folge ihres Stoffs. Da nimmt denn wieder Professor Paul Piper die Führung, der grundgelehrte Kenner alt- und mittelhochdeutscher Poesie und gewissenhafte Erneuerer ihrer Denkmäler. Die Abtheilung „höfische Epik", die jetzt für weitere Kreise ein gemischtes Stelldichein großer und kleinerer Erzähler des hohenstaufischen Ritterthums veranstaltet (Lieferung 760, 762 und 763, 769—71, 780), ist auf drei Bände berechnet. Sie zeigt dieselben Vorzüge der Redaction wie Piper's „Kürschner"-Ausgaben der Nibelungen und Wolfram's von Eschenbach. Aufgenommen sind: an der Spitze nach Gebühr Eilhart von Oberge mit Auswahl seiner „Tristan"-Behandlung; Heinrich von Veldeke, Lieder und Servatius, sowie Auszug und Stücke der Aeneide; ausführliches Summarium aus Herbort's von Fritzlar „liet von Troye" als Repräsentant des trojanischen Sagenkreises (dem eine gedrängte Uebersicht sich widmet); Fragmente aus Albrechts von Halberstadt Umguß der Ovid'schen „Verwandlungen" und Bligger's von Steinach Gedicht „der umbehanc". Diesen Vätern der ritterlichen Epik folgen sofort die Classiker: Hartmann von Aue, der gemüthvolle Sänger göttlicher und irdischer Minne, mit Lyrischem, dem „Gregorius" und „Armen Heinrich" und mit Inhaltsangaben und Episoden aus den beiden Hauptwerken „Erec" und „Iwein"; Wirnt von Gravenberg's „Wigaloi's", eins der schönsten und vollendetsten Ritterepen, in Nacherzählung und prägnanten Stellen; Heinrich von dem Türlin, vertreten durch „Die Krone", eine phantastische Geburt des Mythus vom alten Britenkönig Artus und seiner unvergeßlichen Tafelrunde; der Pleier, ein steiermärkischer Edelmann, mit „Garel", „Tandareis", „Moleranz", bunt ausstaffirten romantischen Gedichten desselben Gebietes; das anonyme auf bairischem Sprachboden entstandene halb legendarische Poem „Mai und Beaflor", von verschmähter und geschenkter Liebe, ebenfalls in Prosa umschrieben; desgleichen des Schwaben Konrad's von Stoffel „Gauriel von Muntabel, oder der Ritter mit dem Bocke". Ein vollständiger Abdruck der ältesten deutschen Dorfgeschichte, des zweifellos im Innviertel heimischen vortrefflichen „Meier Helmbrecht" von Wernher dem Gärtner, beschließt etwas unvermittelt die Stimmführer der mittelhochdeutschen Epik höhern Stils. Ferner bieten sich noch dar als Nachahmer Wolfram's, dem selbst drei Sonderbände gewidmet sind: Berthold von Holle, dessen „Demantin" und „Krone" excerpirt werden; Ulrich von Eschenbach, der Verfasser des vielgelesenen „Wilhelm von Wenden"; die durch Richard Wagner's Opern auferstandenen „Lohengrin" und „Der Wartburgkrieg", namenlos und nach Fabel wie Ueberlieferung höchst problematisch; der Stricker, ein Oesterreicher unter Kaiser Friedrich II., von dem „Daniel vom blühenden Thal" knapp wiedergegeben, die mustergültige Schwankserie „Der Pfaffe Amis" ganz mitgetheilt und die zu vielen, zum Theil freilich fraglichen kurzen Novelletten, meist zur Gattung des bîspel gehörig, mit den Titeln angeführt werden. Piper's überaus verdienstliche Arbeit ist auf jeden Fall das Ergebniß angespanntester Hingebung und Umsicht. Ein ganzes weites Feld haben die Reime des Ritterstandes andauernd gemieden, die sogenannte Thierdichtung bis auf den elsässer Spielmann Heinrich den Glichezare im 12. Jahrhundert, und gerade in ihr pflückte dann eine dem Meistersang zuneigende Richtung urwüchsige Blüten echt deutschvolksthümlichen Ursprungs. Eugen Wolff gibt unter dem Titel „Reinke de vos und satirisch-didaktische Dichtung" (Lieferung 774—777) die wichtigsten Erzeugnisse dieser eigenthümlich deutschen Gattung in Theil- und Gesammtabdrücken heraus. „Reynke de vos", 1498 zu Lübeck gedruckt, mag als Beispiel statt aller für die ältere niederdeutsche Dichtkunst dienen, ein in anmuthiges Platt übertragenes Werk eines Unbekannten, nicht eines Rostocker Stadtschreibers Nikolaus Baumann. Lieb und anziehend muß es uns ja außerdem als Unterlage von Goethe's trefflichen „Reineke Fuchs" sein. Mit Hülfe von Wolff's brauchbaren Fußnoten liest auch der Mittelländer und der Süddeutsche das Idiom von Fritz Reuter's Ur-Urgroßeltern mühelos und hüpft mit der klugen Thierschaar behende über ein den Weg kreuzendes Moralzöpfchen hinweg. Einige bezeichnende Illustrationen des alten Originals sind eingefügt.

Die Allegorie mit bewußtem Nachhall der höfischen Epoche verkörpert Kaiser Maximilian, der „letzte Ritter auf dem Throne" mit „Teurdanckh" (1517) und „Der Weiß Kunig", erst 1775 aus dem Manuscript veröffentlicht. Der hochstrebende und wohlmeinende Fürst, dem wir

die Rettung einer Anzahl mittelhochdeutscher Gedichte auf Schloß Ambras in Tirol, darunter unserer Odyssee der „Gudrun" verdanken, schwärmte für den Glanz der vergangenen Ritterperiode, hat aber selbst mit jenen beiden, künstlerisch (Albrecht Dürer war Mitmaler) herrlich ausgestatteten Kindern seiner hausbackenen Muse nur bewiesen, daß der esprit chevaleresque, dieser den Franzosen abgeborgte Geist der mittelalterlichen Romantik für ewig dahin war.

Die lehrhafte Poesie des Reformationszeitalters ist sodann meist von dessen dogmatischen Stimmungen scharf angesteckt und fabulirt leider in der Regel tendenziös, fast stets sittenrichterlich. Burkard Waldis, ein nach den Ostseeprovinzen verschlagener hessischer Franciscaner mit seinem aufgefrischten „Esopus" (1548), der viel herumgehetzte lutherische Prediger Erasmus Alberus, der 1550 ein mit eigenen Erfahrungen gespicktes „Buch von der Tugent und Weißheit" aussandte, der magdeburger Gymnasialdirector Georg Rollenhagen (1542—1609) mit dem „Froschmeuseler", einer völlig selbständigen Neuschöpfung der angeblich homerischen Batrachomyomachie, der Meister der didaktischen Epik, endlich der brandenburger Pastor und fromme Liederdichter Bartholomäus Ringwaldt („Die lautere Wahrheit", 1585; „Der treue Eckart", 1588), das sind die Kämpen dieser ernsten Richtung, die weit mehr auf das Packende und Ueberzeugende ihrer Schriften als auf deren Stilgerechtigkeit zielen.

Spröder zeigt sich dem Herausgeber das Material seiner zweiten Domäne im „Kürschner"-Revier, „Das deutsche Kirchenlied des 16. und 17. Jahrhunderts", dessen Fortsetzung (Lieferung 772) Georg Witzel, Kaspar Querhammer, Christoph Schweher (Christophorus Heeyrus), Paulus Speratus, Nikolaus Hermann, Philippus Nikolai, Johann Hermann, Martin Rinckart, der den Typus des „christlichen Ritters" erfand, Josua Stegmann, Paul Gerhardt, den König der Gattung, sowie die uns schon vertrauten Burkard Waldis, Erasmus Alberus und Bartholomäus Ringwaldt durch gut gewählte Nummern vorstellt.

Von dieser Lyrik, die das Gemüth mit Empfindungen der heiligen Erbauung nach dem Himmel lenkt, zu den erdfreudigen „Anakreontikern und preußisch-patriotischen Lyrikern des 18. Jahrhunderts, deren Bekanntschaft uns Professor Franz Muncker vermittelt, gähnt eine breite Kluft. Der Anfang dieser zweibändigen Sammlung (Lieferung 767) bringt Friedrich von Hagedorn, den ersten neudeutschen lyrischen Dichter. Man redete einst genug von ihm, der ein schönes Talent für Auffassung leichter Gegenstände und deren Darstellung in flüssigen, zierlichen Rhythmen besaß; heute kennt man ihn kaum.

In derselben Reihe erscheinen die kleinern „Lyriker und Epiker" des nächstfolgenden Zeitabschnitts (Lieferung 765, 766, 768, 773, 778, 779), die Max Mendheim in eigener Auslese vorstellt. Es sind hauptsächlich die Herren von den verschiedenen „Musenalmanachen", die hier in mannichfaltigster Verschiedenheit der Töne und Stoffe aufmarschiren. Ein schier endloser Troß, zerspaltet sich diese Gefolgschaft weniger berühmter Namen in die paar, die sich später zu wirklicher Geltung emporrangen — man kann sie beinahe an den Fingern abzählen — und das verschollene kleine Gelichter. Anerkennenswerth bleiben Sauer's Gedanke, das Gelungene aus diesem einst unermüdlich plätschernden Wortschwall auszuheben, sowie Mendheim's Muth der Uebernahme und Fleiß der Ausführung. Der Stift hat mit Fug seines Amtes gewaltet, und so darf denn das, was endgültig auserkoren wird, auch Rücksicht verlangen. Von bekannteren Leuten sind darunter: Wilhelm Gottlieb Becker, als Numismatiker nicht ohne Ruf; Heinrich Christian Boie, der Leiter des göttinger Studentendichterkreises seit 1769; Friedrich Bouterweck, Verfasser der materialreichen „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit" (12 Bände!); Johann Joachim Eschenburg, verdient um Literaturgeschichte, Erweckung altdeutscher und englischer Poesie, auch Shakespeareübersetzer; Friedrich Wilhelm Gotter aus Gotha, ein formgewandter Französling und Freund Goethe's aus den Wetzlarer Werther-Tagen; A. F. E. Langbein, nachmals durch seine, in ihrer Art vollendeten, frivolen Schwänke und Romane berühmt; Johann Heinrich Merck, eine durch und durch originelle Natur und auf den jungen Goethe von tiefstgreifendem Einflusse; Georg Sartorius von Waltershausen, ein tüchtiger Historiker und Politiker; Johann Gottfried Seume, der Weltwanderer und biderbe Schriftsteller. Diese steuerten sämmtlich zum „Göttinger Musenalmanach" bei. Zu den Beiträgern des Vossischen, den der Idylliker und classische Uebersetzer Johann Heinrich Voß 1775 begründete, gehören z. B. Jens Baggesen, der dänisch-deutsche Romantiker; Karl Friedrich Cramer, ein fanatischer Anhänger Klopstock's; Johann Daniel Falk, den Kennern des Weimarer Karl-August-Kreises kein Neuling; Johann Nikolaus Götz, ein Dichterling, der seiner Zeit viel gelesen wurde; Johann Georg Jacobi, der in Goethe's Frankfurter Periode mit eingreift; Christian Graf zu Stolberg und seine Schwägerin Agnes. Wie man sieht, keineswegs lauter verächtliche Namen. Und neben ihnen wirkten im „Schwäbischen Musenalmanach" unter andern: Karl Philipp Conz, der Satiriker Hang (Verfasser der „Hyperbeln auf Herrn Wahl's große Nase"), Friedrich Hölderlin, der „Sigwart"-Miller, Friedrich Schiller; im „Berliner", für dessen genaue Erforschung, auch besonders in culturhistorischer Hinsicht, neuerdings Professor Ludwig Geiger erkleckliches ermittelt hat: Göckingk, die als „deutsche Sappho" ausgeschriene Karschin, Karl Philipp Moritz, Karl Wilhelm Ramler; im „Wiener Almanach": Johannes Aloys Blumauer, der die Vergil'sche „Aeneis" so derb travestiert hat, Joachim Perinet, ein damals sehr populärer Komödiant und Singspielfabrikant; zu guter Letzt noch, the last not the least, die Mitarbeiter des Schiller'schen Musenalmanachs und seiner Zeitschrift „Die Horen".

Drei einzelne lyrische Dichter von selbständigem Range

hat Mendheim darauf noch aus dem Schwarme der classischen Zeit herausgegriffen und durch Blütenlese und saubere Charakteristik vorgeführt: Friedrich von Matthisson, Christoph August Tiedge, Friedrich Hölderlin. Poetische Anlagen billigen wir Tiedge, der außer mit vielem andern geschwollenen Zeug scheinbar philosophischen Tiefsinns mit dem langathmigen „Gedicht in sechs Gesängen" „Urania" alle einigermaßen anspruchsvolle Zeitgenossen quälte, überhaupt nicht zu, mag er sich auch bei einer denkfaulen Epoche rationalistischer Empfindelei dröhnenden Beifalls erfreut haben. Wahrhafte Genialität eignete unter diesen dreien lediglich Hölderlin. Einen schwachen Ansatz von Individualität besaß der weichliche Dichter und kurz angebundene Hofmann Matthisson gewiß auch, und ich gebe zu, man verurtheilt die überschwengliche Schwermuth des von Schiller so gründlich gepriesenen Elegikers heute zu sehr.

Aber auch unser größter Dichter ist nicht leer ausgegangen. Die „Tag- und Jahreshefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse von 1749 bis 1808" hat der belesenste Goetheforscher Professor Heinrich Düntzer herausgegeben (Lieferung 752 und 761), und daran knüpft sich das „Leben des Benvenuto Cellini, florentinischen Goldschmieds und Bildhauers von ihm selbst geschrieben. Uebersetzt und mit einem Anhange herausgegeben von Goethe" (Lieferung 756—759), kunsthistorisch eingehend erläutert von Alfred Gotthold Meyer, literargeschichtlich von Georg Witkowski.

Nach Max Koch's ausgezeichneter Vereinigung sämmtlicher poetischen und prosaischen Schöpfungen Chamisso's bietet nun Oskar F. Walzel's Ausgabe (Lieferung 753—755, 764) eine geschickte Auswahl: zwei Abtheilungen Gedichte, dann Gelegenheitslyrik, mehreres „in dramatischer Form", Uebersetzungen, „Peter Schlemihls wundersame Geschichte". Der ebenmäßige Gang der Chamisso'schen Poesie erheischt auch im einzelnen wenig Commentar. Daher erklärte Walzel hauptsächlich nur die Anspielungen auf bestimmte Personalien und Localitäten, die der Weltumsegler und eifrige Spaziergänger gern hereinzieht, und spendete im übrigen in den Anmerkungen einen Apparat lehrreicher Textabweichungen nach Handschriftlichem und anderen Drucken. Gerade bei Chamisso achte auch der unphilologische Laie auf diesen vielgeschmähten „Wust" der Lesarten: kaum hat je ein Dichter deutscher Zunge an seinen Gebilden formell so sorgfältig gefeilt. Als Lohn winkte ihm dafür ja auch das schmiegsame Kleid seiner Darstellung, wogegen er bekanntlich die deutsche Aussprache und freie Rede nie besonders gut und fehlerlos gehandhabt hat. Seine liebenswürdige Persönlichkeit in ihrer ungewöhnlichen Entwickelung, die auf vielseitigen glücklichen Beziehungen ruhte, blickt uns ernst, doch gewinnend aus Walzel's höchst reichhaltiger Lebens- und Schaffensskizze an. Diese 122 Seiten Einleitung umgrenzen die menschlichen und literarischen Umrisse dieser isolirten Gestalt trotz ihres allenthalb verwobenen Materialreichthums scharf und deutlich; sie schürfen vielerlei Neues auf, verpflanzen es jedoch recht auf den Stamm, und so erdrückt auch die bewundernswürdige Menge des Details nirgends.

Ludwig Fränkel.

Recht und Politik.

1. Johann Leopold von Hay. Ein biographischer Beitrag zur Geschichte der Josefinischen Kirchenpolitik von Wilibald Müller. Mit dem Bildnisse Hay's. Wien, Graeser, 1892. 8. 2 M.

„Eine Art geschichtlicher Kleinmalerei" führt der Verfasser der Biographie des Bischofs von Königsgrätz, Johann Leopold von Hay, dem Leser in dem angezeigten Schriftchen vor Augen. Er will lediglich schildern das pflichteifrige, bescheidene Thätigkeitsgebiet eines aufgeklärten katholischen Priesters, der mit andern Männern gleicher Gesinnung Gelegenheit findet, seine Thätigkeit der Josefinischen Staatsidee zur Verfügung zu stellen und so im Rahmen seines priesterlichen Berufes für Fortschritt und Aufklärung zu wirken berufen erscheint. Von den streng kirchlichen Schriftstellern nicht besonders beachtet, wol auch direct von ihnen scharf angegriffen, ist der Name des Königsgrätzer Bischofs so ziemlich in Vergessenheit gerathen gewesen. Des Verfassers Schilderung der persönlichen Thätigkeit Hay's, soweit sie im Dienste der zeitbewegenden Josefinischen Kirchenreform steht und quellenmäßig nachweisbar ist, wird deshalb sowol dem persönlichen Verdienste des Mannes gerecht, der den überzeugungstreuesten Anhängern des Josefinischen Staatsideals beigezählt werden muß; sie bietet aber dabei zugleich auch einen Beitrag zur Geschichte der Josefinischen Kirchenreform selbst. Das anspruchslos auftretende Werkchen scheint mir deshalb in dieser doppelten Beziehung durchaus keine überflüssige Arbeit zu sein. — Die Ernennung Hay's, des ehemaligen Prälaten, zum Bischof von Königsgrätz, die am 29. Juli 1780 erfolgte, darf als der erste Markstein auf dem Wege der Religionsreformen betrachtet werden. Hay hatte ihn schon im Jahre 1777 empfohlen, und die Kaiserin hatte ihn in dem Novemberreseripte an das mährische Landesgubernium thatsächlich betreten, war aber doch in den folgenden Jahren wieder schwankend geworden. Jetzt erst, im Jahre 1780, im letzten ihres Lebens, sehen wir sie entschlossen auf dem Wege der religiösen Toleranz fortschreiten, welche Kaiser Joseph nach dem Tode seiner Mutter in so raschen Schritten durchmaß, daß bereits am 13. October 1781 die Erlassung des Toleranz-Edicts erfolgte. — Es ist mit dem Verfasser nur zu wünschen, daß eine Zeit komme, in der auch die Kirchenlexika sich eines Mannes erinnern, der Gott gegeben, was Gottes ist, aber auch

dem Staate, was des Staates ist, der, die Moral über das Dogma stellend, seinen Beruf als katholischer Priester in den herrlichsten Einklang zu bringen wußte mit den Pflichten eines guten Staatsbürgers.

2. Reform des Wahlrechts im Reich und in Baden. Von Karl Gagenr. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1893. 8. 2 M.

Für die überwiegende Mehrheit der Staatsbürger ist die Betheiligung am Wahlverfahren nicht nur die wichtigste, sondern die einzige Bethätigung staatsbürgerlichen Lebens. Das Interesse wendet sich daher vorzugsweise dem Wahlverfahren zu; alle hier hervortretenden Mängel werden lebhaft empfunden. Wo die Wahleinrichtungen unzweckmäßig sind, wird jeder Wahlact für das Staatswesen heftige Reibungen und Erschütterungen zur Folge haben. Wo aber ein gutes zweckmäßiges Wahlgesetz besteht, wird sich zwar der Wahlact unter lebhafter Betheiligung vollziehen, aber ohne überflüssigen Lärm, ohne schädliche Reibung, ohne gefährliche Erschütterung. — Nun haben einerseits die Reichstagswahlen von 1887 und von 1890 mit ihren so auffallenden und schroff entgegengesetzten Ergebnissen vielseitige, zum Theil lebhafte, abfällige Beurtheilung der einschlägigen Bestimmungen der Reichsverfassung zu Tage gefördert. Andererseits hat sich im Großherzogthum Baden, wo für die Wahlen zur zweiten Kammer der Landstände das mittelbare Wahlverfahren besteht, eine stets sich verstärkende Bewegung für Einführung des (unmittelbaren) Reichswahlverfahrens entwickelt. — Verfasser behauptet nun, daß durch die bisher gemachten Beobachtungen außer allen Zweifel gestellt werde, daß auch das Reichswahlverfahren mit den schwersten Mängeln behaftet ist, und daß dessen unveränderte Einführung in das Verfassungsleben eines Einzelstaates keine Besserung der öffentlichen Zustände bringen würde. Von dem Gedanken Johannes Müller's ausgehend, daß „periodischer Verbesserungen alle Anstalten der Menschen bedürftig sind", kommt Verfasser zu der Ansicht, daß das vom jungen Reiche dem deutschen Volke beschiedene Wahlrecht zwar ein kostbarer Edelstein war, daß er aber im Drange der Gründungsjahre nur nach einer Seite hin geschliffen ward. „Der Zukunft blieb es vorbehalten, den Schliff zu vollenden." Als Aufgabe des Schriftchens wird daher bezeichnet, die heute geltenden Wahlordnungen in ihren einzelnen materiellen und formellen Vorschriften einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen. Dargethan soll werden, daß zwar nicht die Allgemeinheit des Wahlrechts, wol aber die unterschiedslose Gleichheit von Uebel und daß diese insoweit zu beschränken sei, daß den Angehörigen einer zu schaffenden höhern Altersklasse das doppelte Wahlrecht verliehen, in dieser Klasse also jede Kopfstimme für zwei Wahlstimmen gerechnet werde; daß ferner an Stelle der Wahlen in Einer-Wahlbezirken nach Mehrheit die Verhältniß-(Proportional-)Wahlen zu treten haben, und daß die mit den letztern nothwendigerweise einzuführende Unmittelbarkeit nicht zu scheuen sei. Der Lösung dieser Aufgabe ist der erste Theil der Abhandlung gewidmet; der zweite Theil behandelt die praktische Ausgestaltung in Baden und im Reiche.

3. Der moderne Socialismus in den Vereinigten Staaten von Amerika. Von A. Sartorius Freiherrn von Waltershausen. Berlin, Hermann Bahr. 1893. Gr. 8. 8 M.

Der Verfasser der hier anzuzeigenden Schrift, Professor der Nationalökonomie, hat bereits früher wiederholt sich mit einzelnen Abschnitten aus der socialen Geschichte Nordamerikas beschäftigt, so in dem im Jahre 1886 erschienenen Werke über „Die nordamerikanischen Gewerkschaften unter dem Einfluß der fortschreitenden Productionstechnik". Nunmehr unterzieht er den „modernen Socialismus in den Vereinigten Staaten von Amerika", in zwölf Kapiteln einer eingehenden Betrachtung. An den Anfang gestellt ist eine allgemein gehaltene Einleitung über die sociale Frage in den Vereinigten Staaten, über den Beginn des Kampfes zwischen Capital und Arbeit. Der Communismus von einst und der Socialismus von jetzt (Anfänge der neuen Bewegung 1848—1865), die National Labor Union und die Internationale Arbeiter-Association 1866—1875, die Gründung der socialistischen Arbeiterpartei, die großen Streiks im Sommer 1877, die politischen Folgen der großen Streiks, die Socialdemokraten und die Gewerkschaften (die Entstehung socialrevolutionärer und anarchistischer Gruppen 1879—1882), Theorie und Praxis des Anarchismus (eine neue Internationale in Amerika 1883), Fortschritt des Socialismus unter der Geschäftsstockung von 1884 und 1885 (die schwarze und die rothe Internationale), die Achtstunden-Bewegung im Jahre 1886 und der Proceß gegen die Socialrevolutionäre und Anarchisten von Chicago, die politischen Wirkungen der Ereignisse von 1886 (die Henry-George-Partei), die Internationale und die socialistische Arbeiterpartei in den Jahren 1887—1890 (das Arbeiter-Coalitionswesen in Nordamerika, die Cartelle und die Arbeiterbewegung), — dies alles bildet in übersichtlicher, fesselnder Darstellung den Inhalt der folgenden Kapitel. Ein paar Sätze, die ich hier anfüge, charakterisiren am besten die Tendenz des Autors, freilich auch die Schwerfälligkeit seines Stils:

Es ist ein bleibendes Verdienst Lassale's den Satz formulirt und nach ihm gehandelt zu haben, daß die Voraussetzung gesellschaftlicher Reformer ist, ohne Scheu auszusprechen, was in der Gesellschaft vorgeht. Indem ich bemerke, daß jeder, dem die allgemeine culturelle Wichtigkeit der Vereinigten Staaten von Amerika verständlich ist, in der Darstellung der dortigen Arbeiterverhältnisse mehr als die Besprechung amerikanischer Zustände sehen wird — zumal der Socialismus von Deutschen über den Ocean getragen ist, ähnlich wie in Deutschland und Frankreich verbreitet wird, und sich auch an Arbeiter-Verbindungen nach englischem Muster wendet — möchte ich hier hervorheben, daß ich dieser Maxime gefolgt bin, welche in das Wort des Evangelisten Johannes eingeschlossen ist: „Und Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird Euch frei machen." — Ich gehe schließlich bei der Beurtheilung des Socialismus, der Ausführbares und Unmög-

liches, wahre und verkehrte Gedanken enthält, und, falsch geleitet, zugleich eine große Gefahr für das gesammte moderne Culturleben in sich birgt, von dem Worte Spinoza's aus: „Um die Gegenstände der Politik mit derselben Geistesfreiheit zu untersuchen wie mathematische Dinge, habe ich mich bemüht, die menschlichen Handlungen nicht zu belachen, noch zu beklagen, noch zu verabscheuen, sondern zu erkennen" (Vorwort, S. VII).

Ludwig Huberti.

Aus Amerika.

1. Amerikanische Bilder. Eindrücke eines Deutschen in Nordamerika. Von Joh. Hoffmann. Berlin, K. Siegismund. 1893. 8. 1 M. 20 Pf.
2. Curiosa aus der Neuen Welt. Von Ernst von Hesse-Wartegg. Leipzig, K. Reißner. 1893. 8. 5 M.
3. Geschichten von Drüben. Aus dem amerikanischen Leben gesammelt von Richard E. Ward. Berlin, Fremd u. Jeckel. 1893. 8. 2 M.

Die amerikanischen Bilder von J. Hoffmann (Nr. 1) bringen mehr und weniger, als ihr Titel verspricht. Was er uns vorführt, sind nicht die Landschaften, nicht die Städte und ihre Sehenswürdigkeiten, sondern einzig die Menschen und ihr Leben, die politischen, kirchlichen und vor allem die socialen Zustände der nordamerikanischen Union. Auf diesem Gebiete aber enthält das kleine Buch von wenig über hundert Octavseiten einen solchen Reichthum von Thatsachen, Anschauungen und Urtheilen und beweist zugleich einen so klaren und scharfen Blick für das Fremde, daß wir allen denen, welche nordamerikanische Verhältnisse kennen lernen und sich ein Urtheil über sie bilden wollen, nur dringend rathen können, es mit Aufmerksamkeit zu lesen. Für uns gewinnt es noch ein besonderes Interesse dadurch, daß der Verfasser speciell den Unterschied zwischen amerikanischen und deutschen Anschauungen und Lebensverhältnissen hervorzuheben bemüht ist. Nirgends trübt dabei eine Voreingenommenheit, eine ausgesprochene Parteistellung das klare, scharf beobachtende Auge und das objective Urtheil des Verfassers, weder in Bezug auf amerikanische noch auf heimische Verhältnisse, niemand würde in ihm den frühern Redacteur des „Westfälischen Merkur" und spätern Mitarbeiter der „Kreuzzeitung" vermuthen, während er andererseits als Redacteur einer deutschen Zeitung in Pittsburg (Pennsylvanien) Gelegenheit hatte, mit vielen Kreisen in nähere Berührung zu kommen, zu denen der Tourist gar keinen oder doch nur flüchtigen Zutritt erhält.

Mit der Oekonomie seiner Schrift hat es sich der Verfasser dagegen leicht gemacht. „Die Anordnung ist mehr eine tagebuchartige", sagt er selbst, d. h. eigentlich gar keine. Er bespricht die einzelnen Erscheinungen und Zustände, wie sie ihm eben in die Erfahrung oder in die Erinnerung treten. Das liest sich, da es gewandt und flüssig geschrieben ist, allerdings recht angenehm; aber der Mangel einer logischen Anordnung und Entwickelung erschwert die Uebersicht über den reichen Inhalt.

Auf diesen näher einzugehen, müssen wir uns hier natürlich versagen. Das Bild, welches der Verfasser zumal von den socialen Zuständen Amerikas entwirft, ist durchaus kein rosiges, am wenigsten in Bezug auf die von andern Seiten so hochgepriesene bevorzugte Stellung der Frauen und deren Wirkung auf das sittliche Leben der Nation. Wenn er schließlich sagt, daß sein Urtheil trotz aller Ausstellungen, alles zusammengenommen, in Lob ausklingen müsse, so gilt dies doch nur insofern, als seine Beobachtungen die bekannte Thatsache bestätigen, daß in Amerika mehr frische Thatkraft, mehr reges und energisches Vorwärtsstreben, mehr going ahead herrscht als im alten Europa.

Europa ist wie ein Rittergutsbesitzer aus hochadeligem Geschlechte, der bemüht ist, das Ererbte zu halten und die Zinsen der auf seinen Besitzungen lastenden Hypotheken zu bezahlen. Nordamerika ist dagegen einem neugegründeten Bankhause zu vergleichen, das flotte Geschäfte macht und alle Aussicht hat, bald den Platz zu beherrschen.

Ob Amerika wirklich die Zukunft gehört, ob es an der Spitze der Völker marschiren, ob im 20. Jahrhundert sich alle Fahnen bescheiden vor dem Sternenbanner senken werden? Wir wagen bescheidene Zweifel daran zu hegen. Wenn es Europa gelingen wird, aus dem unseligen „bewaffneten Frieden", der das Mark unserer Länder frißt und dessen die glückliche Union nicht bedarf, zu einem wirklichen, auf die Erkenntniß der eigenen wahren Interessen und die rückhaltlose Anerkennung fremder Rechte gegründeten Frieden zu kommen, so sind wir überzeugt, daß die „Vereinigten Staaten von Europa" den Vereinigten Staaten von Amerika überlegen sein und bleiben werden.

Bemerkenswerth ist das Schlußwort des Verfassers, das — gleichsam die Moral der Fabel — die Nutzanwendung seiner Beobachtungen für uns bringt. Die Deutschen beschäftigen sich nach seiner Ueberzeugung zu einseitig mit Parteipolitik, mit Streitigkeiten über ideelle und religiöse Fragen, zu wenig dagegen mit der wirthschaftlichen Hebung des Landes, welche in Amerika den Hauptinhalt des öffentlichen Lebens bildet. Allerdings sind die Socialdemokraten schon eine sociale Partei und die Conservativen auf dem besten Wege, als Agrarier, Antisemiten und Innungsfreunde eine solche zu werden. Aber auch der Liberalismus müsse sich zu einer Socialpartei zur Wahrung der Interessen des städtischen Bürgerthums entwickeln. Alle Bestrebungen müssen sich darauf concentriren, den schwer darniederliegenden Wohlstand des Landes wieder zu heben. Erst wer andere Länder besucht habe, erkenne, wie groß verhältnißmäßig die Dürftigkeit in Deutschland sei.

Wer Ernst von Hesse-Wartegg's zahlreiche literarische Productionen in deutscher und englischer Zunge

einigermaßen verfolgt hat, weiß, daß er seit einer Reihe von Jahren fast ununterbrochen bald den einen, bald den andern Continent, am meisten freilich die westliche Hemisphäre, durchwandert. Dennoch möchten wir ihn weder mit den Einen als „Weltbummler" noch mit den Andern als Ethnologen bezeichnen. Um ihn den letztern einreihen zu können, fehlt seinen Schriften zu sehr die wissenschaftliche Form und Bedeutung, wie auch wol dem Verfasser selbst die genügenden fachwissenschaftlichen Vorbedingungen. Er will fremde Länder kennen lernen und die auf seinen Reisen ohne allzu große Anstrengung erworbenen Kenntnisse und gemachten Beobachtungen in gefälliger Form dem großen Publikum übermitteln. Andererseits muß man ihm zugestehen, daß er nicht nur scharf beobachtet und ohne Voreingenommenheit urtheilt, was bekanntlich keineswegs von dem Gros der Weltreisenden gilt, sondern auch das Eigenartige und Interessante der behandelten Gegenstände, den springenden Punkt, auf den es ankommt, herauszufinden versteht.

Der Verfasser bezeichnet das vorliegende Buch „Curiosa aus der Neuen Welt" (Nr. 2) — irren wir nicht, das nennte in der Reihe seiner Schriften über Nordamerika — als eine Art Fortsetzung von „1001 Tag im Occident". Allerdings kann man ja den Inhalt der „Curiosa" als eine Art Nachlese zu dem in jenem Bande Enthaltenen betrachten: ein Ganzes bilden aber die beiden Bücher zusammen so wenig, wie das bei jedem einzelnen von ihnen der Fall ist.

Hesse-Wartegg ist in allen Sätteln gerecht, wie das ja ein richtiger Tourist und Reiseschriftsteller sein muß. Politische und sociale Zustände, wirthschaftliche Verhältnisse, Ethnographisches, statistische Angaben aller Art, Naturwissenschaftliches und Geographisches zieht in buntem Wechsel am Auge des Lesers vorüber. So führt uns der Verfasser von dem bescheidenen „Weißen Hause" in Washington, in dem der höchste Beamte der Union wohnt, und dem stolzen Capitol, in dem die Vertreter der Nation hausen, zu den Reservationen der Sioux-Indianer in Daeota, in das allein den Rothhäuten gehörige und geöffnete Territorium zwischen Kansas und Texas, in das anstoßende No man's land, einem ausgedehnten Streifen Landes, den man versäumt hat, irgendeinem Staate zuzutheilen, und der nun thatsächlich herrenlos ist; belehrt uns über die unheilvollen Wirkungen der funfzehnjährigen Negerherrschaft in mehrern Südstaaten der Union nach dem Secessionskriege, wie über die ihrem Werthe und ihrer Wirksamkeit nach sehr fragwürdigen und zweifelhaften, in einzelnen Staaten wahrhaft drakonischen Temperenzgesetze, welche den Import, Verkauf und Genuß von Spirituosen mit infamirenden Strafen ahnden, aber durch Schmuggel, Bestechung und alle möglichen Listen umgangen, der Trunksucht dennoch nicht zu steuern vermögen. Hier wohnen wir in der Bai von Baltimore, dem Fange der Austern, mit dem an dieser Hauptbeutestelle allein 27000 Fischer beschäftigt sind, und ihrer Verarbeitung zur Versendung als Conserven bei, in welcher Gestalt Baltimore jährlich 500 Millionen Stück exportirt; dort in „der Metropole des Lachses", dem nach seinem Gründer, unserm Landsmanne, benannten Astoria an der Mündung des Columbia-Flusses, der massenhaften Vertilgung dieses Edelfisches, und im Behringsmeere der Jagd auf die immer seltener werdende Robbenart, welche das vielbegehrte feine Pelzwerk liefert (sealskin, das Fell von Callorhinus ursinus), und lernen in dem Kapitel, das die seltsame Ueberschrift trägt: „Civilisirtes Straußenleben in Südcalifornien", daß seit 1881 bei der Stadt los Angeles vom Caplande eingeführte afrikanische Strauße in großer Menge und mit bestem Erfolge gezüchtet werden. An einer andern Stelle führt uns der Verfasser nach zwei amerikanischen Ländern, die er schon früher in einer besondern Schrift behandelt hatte: nach „Neufrankreich", dem französisch redenden Canada am Unterlaufe des Sanct-Lorenzstromes, der besser Altfrankreich hieße, da hier noch altfranzösische Sitten, Moden und Anschauungen und die classische Sprache vergangener Jahrhunderte herrschen, und im Gegensatz zum Zweikindersystem des Mutterlandes der junge Nachwuchs so zahlreich ist, daß die französische Bevölkerung seit 100 Jahren von 60000 auf $1\frac{1}{2}$ Millionen Köpfe gestiegen ist — und nach Neufundland, das Hesse mit bedeutender Uebertreibung fast so groß wie England nennt *), mit seinem abscheulichen Klima, ganz Nebel und Stockfisch, das jetzt durch die beständigen localen Kriege zwischen französischen und englischen Küstenfischern so viel von sich reden macht und den beiderseitigen Regierungen schwere Verlegenheiten bereitet. Bei Gelegenheit eines Besuchs „bei den angelsächsischen Antipoden", d. h. auf der Insel Vancouver im britischen Nordamerika lernen wir „die internationalste Stadt der Welt", das an dem herrlichen Pugetsunde, den der Verfasser einen riesenhaft vergrößerten Vierwaldstättersee nennt, gelegene Victoria kennen. So fehlt es keineswegs an Abwechselung, und da unser Autor anschaulich und lebendig zu schildern versteht, auch sich mit dem erforderlichen statistischen Material ausgerüstet hat, wird wol niemand, der überhaupt an einem solchen bunten, mit Sehens- und Wissenswürdigkeit aller Art wohlausgestatteten Kramladen Geschmack findet, das Buch ohne Befriedigung aus der Hand legen.

Bekanntlich pflegen die Deutsch-Amerikaner, wenn sie sich in der alten Heimat aufhalten, ebenso wie unsere mit Amerika in Verkehr stehenden Kreise die westliche Hemisphäre einfach mit „Drüben" zu bezeichnen. Die „Geschichten von Drüben" von Richard E. Ward (Nr. 3) sind 23 Erzählungen, Novelletten und Genrebilder aus dem Leben der mittlern und höhern Schichten der nordamerikanischen Gesellschaft, nicht des Volks, untermischt mit Anekdoten, Witzworten und kleinen Gedichten, wol ausnahmslos, obwol der Uebersetzer seine Quellen nicht

*) England ist (ohne Wales) um mehr als 40000 Quadratkilometer größer als Neufundland.

bezeichnet, den Feuilletons amerikanischer Zeitungen entnommen.

Eine Sammlung amerikanischer literarischer „Kleinarbeiten" ist wie der Herausgeber hervorhebt, dem deutschen Publikum noch nicht geboten worden. Er hofft, daß sie wohlwollende Aufnahme finden würden, „da sie Land und Leute in einer bisher vernachlässigten Beleuchtung zeigten".

Sie spiegeln amerikanisches Empfinden und amerikanisches Leben wieder. Dem Leben der großen Städte der Vereinigten Staaten: Neuyork, Boston, Chicago, Philadelphia, Washington sind die Stoffe entnommen, die sich oft bis zu erschütternder Dramatik steigern, meistens aber die heitern Conflicte darstellen, die das Branden des Menschenstromes nothwendigerweise herbeiführen muß, selbst wenn es keinen Zufall in der Welt gäbe, und deshalb bietet das Buch den wohlthuenden Wechsel zwischen Licht und Schatten, Ernst und Scherz, wie ihn das Leben selbst hervorbringt. Es ist das Tagesleben, das der Gesellschaft, der Theater, der Kunst, der Straße, mit seinen schneidenden Gegensätzen. . . . Kurz, bündig, zutreffend, sind die Geschichten fast mehr Berichte als Geschichten . . . und doch wie reich an Inhalt, an Beobachtung und Menschenkenntniß! Vor allen Dingen sind sie frisch. . . .

Wir können diesem Urtheil des Herausgebers und Uebersetzers über den Inhalt seines Buchs im allgemeinen durchaus zustimmen. Die Eigenart des Lebens in den höhern Schichten der Gesellschaft von „Drüben" sowol wie den Geschmack des lesenden Publikums kennen zu lehren, sind sie vielleicht geeigneter und bedeutsamer als die gewichtigern Werke der zeitgenössischen amerikanischen Literatur.

Es ist Ward im ganzen trefflich gelungen, „den Reiz der Originale wiederzugeben und die Feinheiten der Schreibweise möglichst zu erhalten", ohne dem deutschen Ausdruck und dem Genius unserer Sprache irgendwie Gewalt anzuthun. Träte nicht fast überall die charakteristische amerikanische Auffassung scharf hervor, so könnte man im Gegentheil oft glauben, Originale vor sich zu haben. Nur bei den hier und da eingestreuten, übrigens auch zum größern Theile recht unbedeutenden Gedichtchen ist er nicht immer gleich glücklich gewesen: hier ist die Diction zuweilen schwerfällig, Rhythmus und Reim öfters mangelhaft.

Alle Geschichten sind lebendig und anschaulich erzählt; der Stil ist ungezwungen natürlich und doch zugleich pikant. Viele von ihnen tragen den satirischen Charakter und die Ironie offen an der Stirn, während hinter andern, so ernsthaft und ehrbar sie auftreten, doch unverkennbar der Schelm lauert. In den meisten sind die Erscheinungen und Vorkommnisse des gesellschaftlichen Lebens sehr realistisch geschildert, wenn es auch andererseits nicht ganz an romantischen und in entsprechender Weise behandelten Stoffen mangelt. In einzelnen findet sich eine eigenthümliche, aber meist glückliche Mischung von satirischen und sentimentalen Elementen. Ist der Inhalt an sich vielfach herzlich unbedeutend, so haben wir doch keine einzige wirklich langweilige darunter gefunden. Allerdings sind sie sämmtlich kurz; die längste umfaßt kaum 21 Seiten. An der Kürze des Ausdrucks, der Vermeidung alles unnützen und störenden Beiwerks könnten sich unsere heimischen Schriftsteller ein Beispiel nehmen. Ueberraschende Wendungen, unvorhergesehene und doch meist wohlmotivirte Katastrophen finden sich häufig. Wenn man den moralischen Standpunkt der amerikanischen Gesellschaft nach ihrer Mehrzahl beurtheilen sollte, müßte er allerdings ein recht tiefer sein, zumal in Bezug auf das Verhältniß zwischen Mann und Frau. Kokette junge Frauen mit wunderschönen verführerischen Augen, und betrogene Ehemänner in ihnen sind ebenso häufig als in der zeitgenössischen französischen Literatur. Sollte man nach den eigenthümlichen Unterschriften der Verfasser urtheilen, die nie in einem Eigennamen, sondern in Bezeichnungen wie „Sittenprediger, Geschichtsforscher, Jurist, Weiberkenner, Ritter, Polizist" u. s. w. bestehen, so möchte man versucht sein, ihnen eine moralische Tendenz beizulegen; thatsächlich aber hat man es nur mit einer satirischen Anspielung zu thun.

Wahre Perlen der Sammlung sind: „Frühlingsphantasie", die reizende, ebenso naive wie lebendig wahre Schilderung des ersten Erwachens der sinnlichen Liebe in einem halbwüchsigen Knaben; „Van Blaasters Nebenbuhler", die rührende Geschichte eines Kanarienvogels; und die prächtige Novellette: „Des Todten Ebenbild", voll feiner psychologischer Züge, wol das bedeutendste Stück des ganzen Buches.

Otto Speyer.

Neue Romane.

1. Trente-et-Quarante. Roman von Bertha von Suttner. Dresden, E. Pierson. 1893. 8. 5 M.
2. Um jeden Preis. Roman von A. G. von Suttner. Dresden, E. Pierson. 1893. 8. 5 M.
3. Glück auf! Roman aus dem Harze von O. Elster. Mannheim, J. Bensheimer. 1893. 8. 3 M. 50 Pf.
4. Kleine Füße. Roman von E. Bely. Mannheim, J. Bensheimer. 1893. 8. 3 M.

In ihrem neuesten Roman „Trente-et-Quarante" (Nr. 1) zeigt sich Bertha von Suttner wiederum in dem ihr eigenen Fahrwasser. Es ist nicht ihre Sache, die breite Straße des Zeitungsromans zu wandeln, sie braucht bedeutendere Motive und höhere Zwecke, um ihre Leistungsfähigkeit zu zeigen. Der vorliegende neueste Roman stellt eine Art Sittenbild aus den glücklicherweise verflossenen Tagen dar, da noch in Deutschland der Spieleufel seine officiellen Pflegestätten besaß, und er die Opfer, die er jetzt im Auslande suchen muß, viel bequemer in Homburg, Wiesbaden, Baden-Baden u. s. w. fand. Frau von Suttner hat hauptsächlich Homburg als Schauplatz für das zu entwickelnde Trauerspiel auserkoren, und als Zeit die sechziger Jahre.

Was sie schildert ist eigentlich wenig an Ort und Zeit gebundene Handlung; es ist vielmehr die Seele des Spielers und der Geist einer fluchwürdigen Zeit, den unser Jahrhundert noch zu überwinden berufen erscheint. Die Verfasserin zerlegt uns die Gedanken und Empfindungen eines von der Spielleidenschaft Ergriffenen so haarklein und bis ins einzelne, daß auch nichts mehr übrigbleibt, was wir noch kennen zu lernen hätten; wir verstehen mit der Technik des Spiels in dem Buche auch die Seele des Spielers und was sie irgend noch bewegen oder erregen kann.

Der Held des Romans, Baron Delnitzky, ein pensionirter österreichischer Offizier, wird auf seinem Landgute in Ungarn durch Zufall von einem zu Besuch anwesenden Freunde in das Spiel eingeweiht. Es erscheint ihm in seiner Einsamkeit recht unterhaltend, und so spielt er mit seiner Tochter Sarolta täglich, ohne jeden andern Zweck als den des Zeitvertreibs. Aber unabsichtlich vertieft er sich immer mehr in den Gedanken des Spiels, und plötzlich glaubt er ein System entdeckt zu haben, das unfehlbar Gewinn bringe, ja er hat es mit Sarolta genau ausgerechnet, daß in sechs Monaten die erste Million voll sein wird. So packt ihn der Teufel und redet ihm ein, daß er durch sein System in Homburg seine finanziellen Verhältnisse, die zwar bescheiden, aber doch geordnete sind, zu einer glänzenden Höhe erheben könne. Die aus kleinen Verhältnissen hervorgegangene Gattin hat natürlich nichts gegen den ihr sehr plausibeln Plan ihres Gatten, reich zu werden, einzuwenden, zumal die Hoffnung naheliegt, in dem Weltbade außer den Millionen auch einen entsprechend situirten Gatten für die schöne Sarolta zu finden. Schleunigst wird das Entbehrliche verkauft, um die Reise zu bestreiten, und bald finden wir denn die Familie Delnitzky mitten im Trubel des internationalen Badelebens in Homburg; die Damen zerstreuen sich so gut es geht, und Papa Delnitzky befindet sich pflichtschuldigst bei der „Arbeit", denn für ihn ist das Ziel ja keine Belustigung, sondern ernste Arbeit, peinliche Anstrengung zur Erreichung des freundlich winkenden, großen Zieles; zudem glaubt er sich berufen, die culturgeschichtliche Aufgabe zu erfüllen und die Verheißung Napoleon's I., daß die Spielhöllen einst ihren Ueberwinder finden würden, wahr zu machen. Sein System beruht nicht nur auf Berechnung, sondern ist in seiner Person durch Naturanlage selbst begründet. Seine „Seele hat Fühlhörner, die ein kleines Stückchen in die Zukunft hinaustasten". Aber wie fleißig er auch „arbeitet", wie er sich auch Tag und Nacht abmüht, der Gewinn will nicht kommen. Daran ist aber sein System nicht schuld, sondern nur immer er selbst, denn er ist da und dort von seinen als gut erprobten Grundsätzen abgewichen; er war unruhig, und sein Ahnungsvermögen, das ihn sonst gewiß nicht im Stiche läßt, hatte an äußern Einflüssen gelitten. Hauptbedingung bei seiner Arbeit sind Concentration und Ruhe. Für jeden Verlust hat Delnitzky eine entschuldigende Erklärung, die seine Zuversicht nicht ins Wanken bringt, bis diese förmlich zum Spielerwahnsinn ausartet und das bescheidene Vermögen bis zum letzten Heller verspielt ist. Frau von Suttner hat die sich in Delnitzky entwickelnde Leidenschaft von den ersten Anfängen bis zum Höhepunkt ausgezeichnet geschildert.

Neben dem Roman des Spielers, der mit der Errettung Delnitzky's durch jenen Freund, der ihn einst unabsichtlich zum Spiel verleitete, schließt, läuft der Liebesroman der Tochter Sarolta. Die auf Illusionen gegründeten Hoffnungen für die Zukunft der Tochter nährten in dieser den Glauben an die Liebe eines russischen Fürsten. Sie folgt ihm eigenmächtig nach Paris, aber als sie dort die eitle Verblendung ihres Herzens erkennen muß, und sie einem schmachvollen Dasein nicht mehr entrinnen zu können glaubt, gibt sie sich selbst den Tod. Sarolta, die anfangs mehr ein unvernünftiger Backfisch erscheint, wird schließlich zur tragischen Heldin, und wenn diese Wendung auch vielleicht etwas auffällig ist, so läßt sie sich doch vertheidigen als einen Sieg der Liebe, denn ein solcher wird schließlich doch erreicht, als der Fürst der todten Sarolta den Brautring an den Finger steckt. Das Werk darf als einer der bessern Romane der Verfasserin gelten.

Der Roman „Um jeden Preis" von A. G. von Suttner (Nr. 2), des Gatten der Frau Bertha von Suttner, ist ebenfalls ein Werk, das wesentlich über dem Niveau des Durchschnittsromans steht, das aber doch andern Werken des Verfassers nicht gleichkommt, wie z. B. den an Tiefe und Stimmung reichen „Kindern des Kaukasus". Auch steht er hinter dem Roman seiner Gattin zurück, wenngleich „Um jeden Preis" mehr jener Eigenschaften besitzt, die vom Lesepublikum an einem Romane geschätzt werden, besonders Handlung und Spannung. Suttner erzählt frisch und flott, und beobachtet und schildert vorhandene Menschen und Verhältnisse sehr fein; er ist aber auch ein phantasiereicher Erzähler, der nie um interessante Combinationen verlegen ist, und so den Leser stets in der erwünschten Spannung hält. Wäre es in dem vorliegenden Roman nur seine Absicht, den lesebedürftigen Frauen einen Tag ihres Lebens auszufüllen, so könnte er mit hoher Befriedigung auf die Erfüllung dieser Aufgabe blicken. Man muß aber Suttner doch von einem höhern Gesichtspunkt aus beurtheilen, selbst auf die Gefahr hin, manches an ihm aussetzen zu müssen.

Wenn man den Roman: „Um jeden Preis" in seine einzelnen Theile zerlegte, so würde man mehr gute als schlechte, ja man würde sogar eine Menge Feinheiten finden und nur Weniges zu tadeln haben, aber dieses Wenige trifft gerade das Wichtige und Wesentliche. In der Schilderung des Nizzaer Badelebens und der dort bunt zusammengewürfelten Gesellschaft sind reizende Momente, und ebenso viel Fesselndes bieten die siebenbürger Verhältnisse. Dagegen beeinträchtigen Unklarheiten an den Hauptpersonen, Otto Neufeld und seiner Gemahlin Irene, den Gesammteindruck. Die Schwiegermutter ist eine Gestalt genau wie wir sie aus humoristischen und satirischen Blättern kennen,

der Gott-sei-bei-uns in leibhaftiger Person! Ihren unglaublichen Ränken gegenüber sind Tochter und Schwiegersohn Puppen, und wo sie selbständig vorgehen, handeln sie unklug. Man athmet ordentlich auf, wenn man plötzlich durch den Tod der Alten überrascht wird. Es ist Alles viel zu sehr vom Zufall gefügt, nicht aus eigener Nothwendigkeit entstanden, es entbehrt darum der Wahrheit, und den Personen fehlt das volle Leben. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß die Gestalten dem Verfasser selbst nicht recht sympathisch waren; er empfand nicht die Begeisterung für sie, um ihnen die Seele einzuhauchen, die sonst Suttner's Gestalten anziehend machen.

Eine für noch bescheidenere Ansprüche berechnete Zeitvertreibungs-Lektüre ist der Roman „Glück auf!" (Nr. 3) von O. Elster. Am besten wird sein literarischer Werth durch die Thatsache gekennzeichnet, daß er der Klasse der Feuilletonromane der Provinzblätter angehört. Die Geschichte spielt in dem Harzstädtchen Klausthal, dessen Name zwar nicht genannt ist, das aber jeder dort Bekannte auf den ersten Blick erkennt. Hinsichtlich der Handlung zeigt das Werk keinen wesentlichen Unterschied von tausend ähnlichen Werken. Verlorene und wiedergefundene Liebe, das alte Lied in neuer, nicht verbesserter Ausgabe! Die Erzählungsart des Verfassers ist trivial und dilettantisch: „Wie geht es dem Onkel und Ella" fragt da Einer und er erhält die beruhigende Antwort: „Sie sind munter und gesund und lassen herzlich grüßen!" Danke! setzen wir hinzu. Ebenso interessant ist zu erfahren, daß von den Kindern des glücklichen Paares der Junge der Mutter, das Mädchen dem Vater oder noch mehr dem pernanischen Großvater gleicht. Mit einer Anzahl ergötzlicher Stilproben könnten wir aufwarten, wenn nicht der Raum dafür zu kostbar wäre.

E. Vely's Roman „Kleine Füße" (Nr. 4) ist ebenfalls ein Dutzendroman, der kaum Beachtung verdient, er versucht ein großstädtisches, speciell berliner Sittenbild zu entrollen, aber es kommt nur eine matte, uninteressante Nachahmung der realistischen Schule zu Stande, die sich nirgends zu künstlerischer oder gedanklicher Höhe erhebt. Ein aus Hannover nach Berlin gekommener Schuster geht dort in schlechter Gesellschaft zu Grunde, und zwar verführten ihn dazu vor Allem die kleinen Füße einer mehr als zweifelhaften Hinterhausdame. Die Noth der Schustersehefrau, die jung und hübsch ist, möchte sich der Hauswirth zu Nutzen machen, aber die ehrsame Frau zieht die Noth vor, und ein bei ihr zur Untermiethe wohnender armer Teufel von Klavierspieler theilt sie freudig mit ihr. Als der treulose Gatte denn von der Equipage seiner ebenfalls treulosen Geliebten überfahren und getödtet wird, erfahren wir, daß übers Jahr die Witwe und der Klavierspieler ein Paar werden. Unter den vorgeführten Gestalten ist kein Typus für die Großstadt, als höchstens die Besitzerin der kleinen Füße, und die ist mager genug. Man glaubt anfangs, der für die kleinen Füße schwärmende Schuster werde eine interessante Schusterphilosophie entwickeln, das wäre doch etwas interessantes und originelles geworden, aber mit der nackten Thatsache der Liebe zu kleinen Füßen ist seine ganze Philosophie zu Ende, wie die der Verfasserin mit diesem unbedeutenden Werke.

Ernst Roeder.

Dichter und Dichterin.

Gedichte von Felix Dahn. Vierte Sammlung: Felix und Therese Dahn. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1892. 8. 8 M.

Es gibt keine herzerfreuendere Aufgabe, als wahrhaft große, tiefe, reiche und schöne Poesie zu besprechen, aber wie selten wird diese Aufgabe uns gegeben! Jetzt, wo ich mich hinsetze, um über Felix und Therese Dahn's Gedichte, über eine neue Sammlung ihrer Gedichte zu schreiben, ist mir festlich zu Muthe. Der neue Band enthält eine fast verwirrende Fülle von Schönem und Eigenartigem, allerdings umschlungen und eingefaßt von dem leichten Geranke des Gelegentlichen.

Ich beginne mit den Balladen. Felix Dahn hat in „Hagen's Sterbelied" die beste Ballade geschrieben, die seit fast einem Menschenalter in Deutschland gedichtet worden ist, und zeigt sich auch in dieser Sammlung seines alten Ruhmes würdig. Wie düster-groß, echt nordischen Geistes, ist „Die erste Harfe". Er ist es selbst, der Alte mit Mantel und Speer, der den blinden Sänger in den Hochzeitssaal führt. Es singt die Harfe, aus dem Gebein der holden Fischertochter gefügt, die des jungen Königs Mutter ermordet hat — sie singt selbst, und ihr Lied singt die mörderische Königin in Wahnsinn und Tod. Und als die Mörderin todt ist, da lockt die Harfe, da lockt die Seele Harpa's, die in ihr wohnt, den geliebten Königssohn „in die schweigenden Dämmerungen" und da, da ist die Harfe zersprungen,

Und Thorill zugleich das Herz zersprang,
Todt fiel er am Throne zusammen.
Der im Mantel den Speer um das Haupt sich schwang,
Und die Hochburg stand in Flammen.

„Die Windsbraut" ist eine Ballade voll unsagbar süßer heimlicher Schauer. Uebermächtig, von der Sehnsucht der Königstochter angezogen, steht plötzlich ein Gebild „voll herrlicher Schrecken" in ihrem Schlafgemach. Ein Antlitz, göttergewaltig, ein meergrau Aug' — ein Nebelhut und ein Mantel dunkelfaltig.

Du hast mich beschworen, des Windheims Herrn,
Sprich: Willst du die Windsbraut werden?
Ich herrsche vom Morgen- zum Abendstern
Ueber Himmel hoch und Erden.

Und sie wird sein, ewig mit ihm durch die Lüfte jauchzend zu jagen und entschlafende Helden zu tragen nach Walhall. Knrz, geschlossen, markig ist „Siegfried's Leichenfahrt". Erschütternd zeigt uns „die rothe Erde" den Sachsenschlächter Karl selbst, erschüttert von der ewigen Spur seiner Thaten, der Blutfarbe des Mordgrundes. — „Der Fiedelmann" ist wieder Odhin selbst; ein prachtvolles Gedicht, „Der Sänger" ist eine herrliche Ottaverime-Dichtung, an Uhland's Fortunat erinnernd, aber weniger witz- und spitzenreich, mit lieblichen Liedern durchwebt und in Glück und Seligkeit ausklingend. Auf der höchsten Höhe aber steht die nicht nur dem Schauplatz der Fabel nach „schottische" Ballade „Alte Liebe". Von Therese Dahn's Balladen stelle ich den „Wassermann" oben an. Viel Lustiges, Sinniges, Zartes enthält die zweite Abtheilung: „Heiteres, Scherze und Schwänke", auch manch kräftiges Wort wider die „Wahrheit-Grunzer". „Lyrisches" von höchstem Werth bietet die dritte Abtheilung.

Der Dichter möchte es beklagen, daß er „nicht alt werden kann", aber das Klagelied wird zu einem Triumphgesange. Er ist jung, jung durch die Kraft und die Wahrheit. „Treue und nicht Reue" ist sein Wahlspruch; seiner Liebe „trägt er keine Reu'". Sein Weib liebt er in zarter Verehrung und verehrt es in heißer Liebe. Dieser Liebe verdankt er jede höchste Kraft und jedes große Schaffen, und doch hofft er nur auf einen vergänglichen, bescheidenen Nachruhm.

Wohin zielt nun all dein Streben,
Hart und mühsam, rastlos, schwer?
Siehst du dort die Sonne schweben
Schweigend in das große Meer?
Also sollst auch du dich senken
Klaglos in den stillen Tod:
Nach dir bleibt ein kurz Gedenken,
Flüchtig schön: dein Abendroth.

Das klingt entsagungsvoll, und doch ist dieses Leben von höchstem Glücke gekrönt, denn dem Dichter ist ein Weib zugesellt, ihn zu ergänzen „zu vollem ganzen Menschensein", das könnte schon der fühlen, der von Therese Dahn nichts kannte als diese zwei Zeilen:

Eins nur dünkt mich werth, darum zu werben:
Sieggesättigt, aller Wonnen trunken, sterben.

Der trochäische Sechsfüßler ist an sich nicht schön, aber wie wunderschön wirkt er hier. Die kleine Unregelmäßigkeit, die hier in seinem Gebrauche liegt, ist ein kleines Zeichen, aber doch ein Zeichen einer echten Begabung. In den Liebesliedern Therese's athmet etwas von der Glut eines Sappho, gleich mächtig in sehnendem Schmerz, in Sehnsucht und trunkenem Glück.

Mir sind verwehrt der Liebe Klagen,
Tief verborgen muß ich tragen
Heiße Glut, die mich verbrennt:
Einer lebt, der ganz sie kennt. —
O komm! eh' im zitternden Herzen,
Vom Brand deiner Liebe genährt,
In unsäglich bitteren Schmerzen
Mir Sehnen die Seele verzehrt.

Ein Gemach ward nun genug
Und ein Gefühl uns beiden,
Unsrer Lippen Athemzug
Ist nicht mehr zu scheiden.
Knisternd lischt die Ampel aus
Bei der Herzen Hämmern:
Sel'ge Ruh' — im eig'nen Haus —
Bis zum Morgendämmern.

Die Heidelieder zeigen Therese Dahn der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff wunderbar ähnlich.

Wegen des letzten Theils, „Gelegentliches" betitelt, entschuldigt Felix Dahn sich in anmuthigen Versen. Diese Entschuldigung ist eine Concession an die Gegner und die Gegner sind in diesem Falle die Freunde, die selbstlosen und idealgesinnten Freunde, die die Dichtergeister Felix und Therese Dahn sub specie aeterni zu sehen fähig sind.

Adolf Brieger.

Feuilleton.

Aus der neuesten englischen Literatur heben wir folgende wichtigen Erscheinungen hervor:

Unter den jüngsterschienenen englischen Novellen wird das von der amerikanischen Dichterin Kate Douglas Wiggin abgefaßte und in der bostoner Verlagshandlung von Houghton, Mifflin u. Comp. soeben erschienene, zwei kurze Erzählungen enthaltende Bändchen: „A Cathedral Courtship, and Penelope's English Experiences" kaum verfehlen, auf den geneigten Leser in hohem Grade erheiternd zu wirken. Die Verfasserin hat ein schönes Talent für die Schilderung komischer Scenen und versteht die einfachsten Geschichtchen sehr drollig und doch mit ungezwungener Gemüthlichkeit zu erzählen. Eine hochgebildete und äußerst strenge alte Jungfer aus Boston (dem amerikanischen Athen) fährt mit einer reizenden jungen Nichte nach England, um für die ästhetische Ausbildung dieses bezaubernden Wesens durch ordentliche Studien der Baukunst der berühmten englischen Kathedralen zu sorgen. Die Damen fangen mit der ehrwürdigen Domkirche zu Winchester an und treffen dort einen angehenden Architekten, der sich derselben Aufgabe fachmäßig widmet. In hinterlistiger Weise seinerseits erfolgt bald aus der zufälligen Begegnung eine Bekanntschaft und von der Zeit an interessiren sich die beiden jungen Leute für die Kathedralen nur als bequeme Zusammenkunftsorte, während die ältere Beaufsichtigerin aus lauter Begeisterung für den erhabenen gothischen Baustil von der vor ihren Augen rasch fortschreitenden Liebeswerbung gar nichts merkt. Die Rundreise wird gewissenhaft fortgesetzt und planmäßig ausgeführt; aber „Jack" und „Kitty" sehen nur einander an und über alles andere weg; Säulen und Spitzbögen existiren für sie nicht mehr und in den großartigsten Meisterwerken der Kirchenbaukunst bleibt noch immer die liebliche Staffage ihrer eigenen Gestalten die Hauptsache. Nachher empfinden sie eine gelinde Reue, daß sie den ursprünglichen Zweck der Bildungstour doch verfehlt haben und sie entschließen sich auf der Hochzeitsreise das Versäumte nachzuholen. In der zweiten Erzählung werden uns die von Fräulein Penelope

Hamilton, einer amerikanischen Kunstmalerin, auf britischem Boden gemachten Erfahrungen in höchst humoristischer Weise mitgetheilt. Hier haben wir auch mit einer Liebesgeschichte zu thun, die auf eine Verlobung glücklich hinausläuft. Unterdessen wirft die Verfasserin manches grelle Streiflicht auf englische Lebensverhältnisse und namentlich auf die Charaktereigenthümlichkeiten und Gesinnungen, die Freuden und Leiden der Arbeiterklassen und des Lumpengesindels der riesigen Hauptstadt, wie sie im Hydepark am Sonntagnachmittag ihr Wesen treiben. Derselben Verfasserin und demselben Verleger verdanken wir auch eine Reihe von Aufsätzen über „Children's Rights", welche kleine Kinder gegen die ungerechten Ansprüche unvernünftiger Aeltern in Schutz nehmen, gute Rathschläge ertheilen, und den ganzen schwierigen Gegenstand der Jugenderziehung mit gesundem Verstande behandelu.

Mit der Veröffentlichung des dritten und vierten Bandes der „Memoirs and Letters of Charles Sumner" (Boston, Roberts Brothers) hat Edward L. Pieree seine höchst wichtige Biographie des hervorragenden amerikanischen Staatsmannes und verdienstvollen Gegners der Negersklaverei zum Abschluß gebracht. Die 1877 erschienenen ersten zwei Bände schilderten die Laufbahn Sumner's von seiner Geburt im Jahre 1811 bis zum Jahre 1845, d. h. bis zu seinem dreiundvierzigsten Lebensjahre. Während dieser Zeit war er nur als ein begabter und strebsamer Jurist bekannt, der drei Bände Gerichtsentscheidungen (Reports) und eine juristische Vierteljahrsschrift herausgab. In politischer Beziehung gehörte er der Whigpartei an, die er zu einer entschiedenen Stellungnehmung gegen die Uebergriffe der Sklaverei vergebens zu bewegen suchte. Am 4. November 1845 hielt Sumner in Faneuil Hall eine gewaltige Rede gegen den zum Zweck der Verbreitung und Befestigung der Sklaverei erklärten mexicanischen Krieg und verfeindete sich dadurch mit den der sogenannten „besten Gesellschaft" angehörigen Conservativen, von deren moralischer Feigheit und niederträchtiger Gesinnung Pieree ein lebendiges und wahres, aber nichts weniger als schmeichelhaftes Bild entwirft. Es that Sumner leid, auf manche alte Freundschaft verzichten zu müssen, aber er wich von dem einmal eingeschlagenen rechten Wege nicht mehr eine Haarbreite ab und blieb seinen Ueberzeugungen bis zum Ende standhaft treu. Im Jahre 1848 schloß er sich der Freibodenpartei an und wurde zwei Jahre nachher in den Bundessenat gewählt. Von dieser Zeit an macht die Geschichte seines Lebens einen großen Theil der Geschichte der Vereinigten Staaten in der bedeutendsten Periode ihrer innern Entwickelung aus. Auch auf die während des Bürgerkrieges kritischen Beziehungen der amerikanischen Republik zu den europäischen Staaten übte er als Vorsitzender des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten im allgemeinen einen friedsamen und heilsamen Einfluß aus und erwies sich namentlich bei der Beilegung des Trentstreits als dem Staatssecretär Seward an Kenntniß des internationalen Rechts weit überlegen. Pieree ist ein durchaus unparteiischer und zuverlässiger Biograph, der alle ihm zur Verfügung stehenden Quellen mit scharfer Einsicht und strenger Gewissenhaftigkeit benutzt und ein die Lebens- mit der Geschichtschreibung in vorzüglicher Darstellung verbindendes Werk geschaffen hat, das wir bestens empfehlen können.

„The Story of Louis XVII. of France by Elizabeth E. Evans" (London, Swan Sonnenschein u. Comp.) sucht eins der historischen Räthsel zu lösen, welche die Neugier der Lesewelt stets erwecken und den Forschergeist des Menschen nie zur Ruhe kommen lassen. Bekanntlich ist es nicht unzweifelhaft festgestellt worden, daß der Sohn Ludwig's XVI. im Tempelthurm gestorben sei; wenigstens liefern die darauf bezüglichen aus ärztlichen Berichten an den Convent bestehenden Doeumente keinen untrüglichen Beweis dafür; im Gegentheil scheinen viele Umstände darauf hinzudeuten, daß ein im Sterben liegendes Kind an die Stelle des befreiten Prinzen untergeschoben wurde. Wenn diese ziemlich weit verbreitete Ansicht ihre Richtigkeit hat, so wird natürlich die Frage aufgeworfen: Was ist dann aus dem Dauphin geworden? Die Verfasserin des vorliegenden Buchs hat sich überzeugt, daß er mit dem in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts als Missionar unter den Oneida-Indianern thätigen und 1858 zu Hogansburg im Staate Neuyork gestorbenen Eleazer Williams identisch sei, und gründet ihre Theorie auf eine Reihe von höchst merkwürdigen und sonst nicht leicht zu erklärenden Thatsachen. Sehr interessant sind die Auszüge aus dem von Williams regelmäßig geführten Tagebuch, welche die am 19. October 1841 mit dem Prinzen von Joinville stattgefundene Zusammenkunft schildern, wobei der Prinz dem nichts ahnenden und ganz erstaunten Williams dessen königliche Herkunft bekannt machte und ihn ersuchte, seine Rechte gegen eine große Geldsumme und reiche Güter in seinem Geburtslande an Ludwig Philipp abzutreten, der als der von der Kammer erwählte König von Frankreich auf diese Weise die Royalisten gewinnen wollte. Darauf antwortete Williams, er wüßte nichts von derartigen Erbrechten, aber wenn er sie besäße, so würde er sie keineswegs verschachern. Daß Williams dem Prinzen auf dessen Wunsch in Green Bay begegnete und von ihm als ein Ebenbürtiger empfangen wurde, wird durch mehrere glaubwürdige Augenzeugen bestätigt. Hierher gehört auch das 1848 von dem Kunstmaler und Agenten Ludwig's XVIII., Bellanger, auf dem Sterbebett zu Neuorleans gemachte und vom Notar beglaubigte Bekenntniß, daß er den Dauphin nach Amerika gebracht habe und daß er Eleazer Williams heiße. Dieser fromme und anspruchslose Missionar war übrigens ein aufrichtiger und hochgeachteter Mann und hat nie versucht, aus der Mittheilung des Prinzen von Joinville irgendeinen pecuniären oder persönlichen Vortheil zu ziehen. Der zweite Theil des Buchs handelt von den Anmaßungen der zu verschiedenen Zeiten aufgetretenen Prätendenten und namentlich von Naundorff's Ansprüchen, die die Verfasserin eingehend untersucht, und einen psychologisch interessanten Beitrag zur Geschichte der menschlichen Leichtgläubigkeit liefert. Der typographisch schön ausgestattete Band ist mit mehrern Illustrationen, darunter einem zum ersten male veröffentlichten Porträt vom Dauphin im Kindesalter, versehen.

In derselben Verlagshandlung ist David G. Ritchie's „Darwin and Hegel; with other Philosophical Studies" erschienen. Der Verfasser ist zugleich Hegelianer und Darwinianer und sucht die beiden Systeme als die metaphysische und naturwissenschaftliche Seite derselben Weltanschauung miteinander in Einklang zu bringen. Diese schwierige Aufgabe hat er nicht gelöst, sondern sich einfach zwischen zwei Stühle gesetzt. Ritchie hat sich jedoch in diesem Essay und noch mehr in den übrigen Studien als ein origineller und geistreicher Denker erwiesen und stellt seine philosophischen Ideen in einer klaren, lebendigen und gefälligen Sprache dar.

Das Heft Nr. 175 der von Rudolf Virchow und Wilhelm Wattenbach herausgegebenen „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" ist ein zeitgemäßer Beitrag „Zur Geschichte des englischen Bildungswesens" von dem wiener Professor Dr. Ludwig Fleischner, dessen gehaltvolle Schrift als eine Vorarbeit zu einer „Geschichte des englischen Volksschulwesens im 19. Jahrhundert" anzusehen ist. In England hat man für die allgemeine Volkserziehung durch die Errichtung dazu geeigneter Schulen erst in der allerletzten Zeit einigermaßen Sorge getragen. An diesem der Nation keineswegs zur Ehre gereichenden Versäumniß ist der Klerus allein schuld gewesen. Auf jeden Schritt, den man in dieser Sache that, stieß man auf den hartnäckigsten Widerstand der anglikanischen Kirche, die bis auf den heutigen Tag die heftigste Gegnerin der Staatsschulen geblieben ist, da sie in diesen Anstalten eine große Gefahr für die Religion, d. h. für die 39 Artikel der anglikanischen Confession erblickt. Professor Fleischner gibt eine kurzgefaßte Darstellung

dieser Culturkämpfe, an denen beherzte Männer aus dem Volke wie Joseph Lancaster und Andrew Bell als Vorfechter der Reform energischen und ehrenvollen Theil nahmen. In vorliegender Broschüre gedenkt der Verfasser hauptsächlich der sogenannten Universitäts-Ausdehnungsbewegung (University Extension Movement), die während der letzten zwanzig Jahre den Plan verfolgt, die Disciplinen der Hochschulen durch systematische, in verschiedenen Städten von tüchtigen Lehrern abgehaltene Lehrcurse allen Schichten der Bevölkerung zu erschließen. Dieser Plan ist mit staunenswerthen Erfolgen ausgeführt worden und hat sich als vollkommen zweckmäßig bewährt. Die Bewegung ist aus privaten Bestrebungen hervorgegangen: der Staat hat bisjetzt nicht das Geringste dazu beigetragen. In der amerikanischen Union hat die Einführung dieses Systems keine so auffälligen Resultate erzielt; dort sind ganz andere Zustände vorhanden und die Bedürfnisse weniger fühlbar, denn die amerikanischen Universitäten sind schon für die Massen und nicht blos für wenig Auserwählte bestimmt. Ob die Verbreitung dieser Bewegung in Oesterreich erwünscht und die Bedingungen zur ersprießlichen Erweiterung der Volksbildung nach dieser Richtung hin günstig seien, wird Professor Fleischner jedenfalls am besten wissen.

— Flott und frisch im Feuilletonstil und auch zunächst für die Veröffentlichung in Zeitungen geschrieben ist das Buch von Woldemar Urban: „Im Zickzack durch den Orient. Reisebilder aus der alten Welt" (Leipzig, Reißner, 1892). Es erzählt eine an Bord der „Victoria Augusta" unternommene Orientreise von Villafranca nach Aegypten, dem heiligen Lande, Smyrna, Konstantinopel und Griechenland. In witzigem Plauderton mit allerhand persönlichen Abschweifungen führt der Verfasser den Leser zu Kairo und Konstantinopel hinein in das bunte Treiben des „farbensprühenden, schillernden, glitzernden Orients mit all seinen Wundern und Eigenheiten, mit all seiner märchenhaften Pracht und seinem grauenhaften Elend". Auf strenge wahrheitsgetreue Erzählung kommt es dabei dem Verfasser nicht immer an, er versteht es, seine Sachen hübsch herauszuputzen, wie er uns z. B. einen langen phantasievollen Traum erzählt, den er opiumtrunken in einer Haschisch-Kneipe träumt. Doch zu burlesk und unwahrscheinlich ist die Gestalt des emeritirten Professors aus Neustrelitz mit seiner berlinischen Ehehälfte, der sich seit seinen Jugendjahren auf die griechische Reise vorbereitet hat und nun als Führer auf der Akropolis in Athen seine Weisheit auskramt. Denn was er sagt, ist allerdings weder gehauen noch gestochen. Doch werden auch die eigenen Bemerkungen und Urtheile des Verfassers über archäologische Dinge in Athen besser einer genauern Kritik nicht unterworfen, denn hier zeigt er sich sehr oberflächlich unterrichtet. Dagegen ist er nach seiner eigenen Aussage Sachverständiger in dem, was die Frauen betrifft. Wir lesen Ausführliches über die Almehs der arabischen Kaffeeschänken in Kairo und über ihre Tänze, und die Besprechung von Smyrna dreht sich lediglich um die berühmten schönen Griechinnen des Griechenviertels, während die Schönheiten und Sehenswürdigkeiten der Stadt ganz beiseite gelassen werden. Aber die größte Gnade haben vor seinen Augen die Türkinnen Konstantinopels gefunden, trotz ihrer abscheulichen Tracht, „die harmlosen Engelsgesichtchen in ihrer liebreizenden Hülsloſigkeit und reizenden Unschuld", sodaß er selber ein Türke sein möchte. So hält er denn eine lange Lobrede (S. 78 fg.) auf die türkische Ehe und die türkischen Haremsverhältnisse. „Eine solche Frau sieht in ihrem Manne nicht nur ihren Herrn und Gebieter, sondern er ist — ihr Besitzer! Darin liegt alles."

— Von dem jüngst verstorbenen französischen Schriftsteller Guy de Maupassant bringt der Verlag von Freund u. Jeckel in Berlin eine Reihe seiner besten Skizzen unter dem Titel: „Der Horla und andere Geschichten in deutscher Uebersetzung". Von der im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden „Bibliothek der fremden Zungen" sind wieder mehrere neue Bände erschienen, darunter die Novelle „Verbannt" von Maupassant, „Die Liebe eines Positivisten" von Bellamy und „Der Seeteufel" von R. Stockton; ferner Novellen von Barrera, Kaposi und Pedro Ivo.

— Ein neuer Roman von Hermann Sudermann, betitelt „Es war", wird im Herbst erscheinen. Ludwig Fulda's demnächst erscheinende neueste Novelle hat den Titel „Die Hochzeitsreise nach Rom", E. von Wildenbruch arbeitet an einem großen Roman: „Die Schwesterseele", Friedrich Spielhagen will noch im Herbst erscheinen lassen den Roman „Stimme des Himmels". Die genannten Romane werden zuerst in der neuen Cotta'schen Zeitschrift „Die Romanwelt" zum Abdruck gelangen.

Auch von Wilhelm Jensen wird ein neuer Roman: „Auf der Feuerstätte", für October d. J. von C. Reißner's Verlag in Leipzig angezeigt.

— Von dem Prachtwerke „Orientreise des Großfürsten-Thronfolgers von Rußland" von Fürst Uchtomskij (Leipzig, F. A. Brockhaus) sind die Lieferungen 7—14 erschienen. Es wird darin der Besuch von Aegypten, der bis zur Insel Philae oberhalb des ersten Nilkataraktes ausgedehnt worden ist, zu Ende geführt. Man muß den fürstlichen Verfasser bewundern, mit welcher Meisterschaft er einem schon so vielfach dargestellten Gegenstande neue interessante Seiten abzugewinnen weiß und wie er die Kunst malerischer Schilderung zu handhaben versteht. Eine ebenbürtige Beigabe sind die zahlreichen Voll- und Textbilder nach Zeichnungen des genialen Malers Karasin. Auf einer vorzüglichen Heliogravüre wird uns die Reisegesellschaft mit dem verstorbenen Khedive Tewfik Pascha, dem Kronprinzen und der Kronprinzessin von Schweden (die bekanntlich eine Cousine Kaiser Wilhelm's ist) am Fuße der Cheops-Pyramide vorgeführt. Zur Uebersicht ist eine Karte von Aegypten beigegeben. — Wir können das bei sehr kostbarer Ausstattung preiswürdige Werk (jede Lieferung 1 M. 50 Pf.) nur wiederholt empfehlen.

— Von den schon wiederholt hier rühmend hervorgehobenen „Europäischen Wanderbildern" (Verlag von Orell Füßli in Zürich) bringt das 215. Bändchen eine Schilderung des Chiemsees von Haushofer. Die mit vielen Illustrationen geschmückte Darstellung zerfällt in neun Abschnitte; sie beginnt mit einer sehr anziehend geschriebenen Geschichte des Sees und behandelt dann ausführlich die einzelnen Ufer, die Benedictinerabteien Herrenwörth mit dem berühmten Königsschloß Ludwig's II., dessen Pracht alljährlich Tausende dorthin lockt, und Frauenwörth auf der Fraueninsel, deren landschaftliche Reize sie zu einem Lieblingsaufenthalt deutscher Künstler gemacht haben.

Bibliographie.

Bewer, M., Gedanken. Mit einem Bildniß. Vierte Auflage. Dresden, Verlag der Druckerei Glötz. 8. 2 M.

Bouté, H., Weben und Streben. Lieder und Gedichte. Leipzig, Claußner. 16. 1 M.

Falke, G., Tanz und Andacht. Gedichte aus Tag und Traum. München, Albert u. Comp. Gr. 8. 4 M.

Harte, Bret, Cressy. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 2 M. 50 Pf.

Kraeger, H., Johann Martin Miller. Ein Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit. Bremen, Heinsius Nachfolger. 8. 2 M. 80 Pf.

Ohnet, G., Niemrod u. Cie. Roman. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 6 M.

Spamers illustrirte Weltgeschichte. Dritte Auflage. Fünfter Band. Leipzig, O. Spamer. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Storck, W., Aus Portugal und Brasilien. Ausgewählte Gedichte. Münster i. W., H. Schöningh. 8. 3 M.

Wreschner, A., Ernst Platner und Kant's Kritik der reinen Vernunft mit besonderer Berücksichtigung von Tetens und Aenesidemus. Nach einer preisgekrönten Schrift. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Zeitgenoß, E., Moralische Träumereien. Basel, Schwabe. 8. 1 M. 60 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dante-Handbuch.

Einführung in das Studium des Lebens und der Schriften

Dante Alighieri's.

Von

Dr. G. A. Scartazzini.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

Der erste Danteforscher der Gegenwart bietet in diesem Werke eine für das grössere Publikum berechnete ausführliche und authentische Darstellung des Lebensganges und der Persönlichkeit Dante's, an welche er eine eingehende geistvolle Würdigung der Werke des Dichters, insbesondere der „Göttlichen Komödie“, anschliesst. Die Fülle des beigebrachten neuen Materials macht das „Dante-Handbuch“ allen Dantekennern unentbehrlich, die populäre Darstellung gestaltet es aber auch zugleich zu einem sichern Führer für alle diejenigen, welche sich über den Dichter und seine Werke näher unterrichten wollen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinrich Schliemann's Selbstbiographie.

Bis zu seinem Tode vervollständigt.

Herausgegeben von **Sophie Schliemann.**

Mit einem Porträt in Heliogravüre und 10 Abbildungen.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine Einzelausgabe der sehr interessanten und charakteristischen Selbstbiographie des berühmten Entdeckers von Troja, welche allen, die über seinen merkwürdigen Lebensgang und seine erfolgreiche Thätigkeit Näheres zu wissen wünschen, sehr willkommen sein wird.

Ein neues Bildniss Schliemann's in Heliogravüre und Abbildungen der Hauptstätten seiner Wirksamkeit (Troja, Mykenae, Tiryns) schmücken das Werk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Separatausgaben aus Schopenhauer's Werken.

8. Jedes Bändchen geh. 2 M., geb. 3 M.

Arthur Schopenhauer über Genie, große Geister und ihre Zeitgenossen. Eine Sammlung von Stellen aus seinen Werken.

Arthur Schopenhauer über Urtheil, Kritik, Beifall, Ruhm, Wahrheit und Irrthum. Eine Sammlung von Stellen aus seinen Werken.

Zwei Sammlungen charakteristischer Aeußerungen Schopenhauer's über die in den Titeln genannten Themata, von besonderm Interesse mit Rücksicht auf Geistesrichtungen und Willensströmungen der neuesten Zeit.

„Köstliche Sammlungen.“ Neue Zürcher Zeitung.

Früher erschienen:

Aphorismen zur Lebensweisheit. Zwei Bändchen.

Ueber den Tod und sein Verhältniß zur Unzerstörbarkeit unsers Wesens an sich. — Leben der Gattung. — Erblichkeit der Eigenschaften.

Philosophie der Kunst. Zwei Bändchen.

Ueber Religion und Schicksal.

Ueber das Geistersehn und was damit zusammenhängt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an Johanna Motherby

von

W. von Humboldt und E. M. Arndt.

Mit einer Biographie Johanna Motherby's und Erläuterungen herausgegeben von

Heinrich Meisner.

Nebst einem Porträt.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Diese zum ersten male veröffentlichten Briefe bieten einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik W. von Humboldt's und Arndt's, insbesondere des letztern, dessen Thätigkeit während der Befreiungskriege, Familien- und Seelenleben sie vorführen. Die vertraute Freundin beider, Johanna Motherby, deren Biographie nebst einem Porträt gegeben wird, tritt hiermit in den Kreis der berühmten Frauen zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die

Sprichwörtlichen Redensarten

im deutschen Volksmund

nach Sinn und Ursprung erläutert.

Ein Beitrag zur Kenntnis deutscher Sprache und Sitte

von

Wilhelm Borchardt.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Das vorliegende Werk wird jedem Freunde deutscher Sprache willkommen sein. Als Seitenstück zu Büchmann's „Geflügelten Worten“ bringt es den reichen Schatz an sprichwörtlichen Redensarten zur Geltung, der, von jenem Werke ausgeschlossen, gerade solche Elemente enthält, welche unserer Sprache ihren eigenartigen Charakter geben und oft unverstanden von Mund zu Mund gehen. Mit der Erklärung der Redensarten sind überraschende Einblicke in die Geschichte deutscher Sprache und Sitte verbunden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Urvaśi.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von

Edmund Lobedanz.

Dritte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 37. — 14. September 1893.

Inhalt: Von der Entartung der Kunst. Von Benno Rüttenauer. — Zur Cultur- und Literaturgeschichte. Von Adalbert Schroeter. — Hypnotismus und Suggestion. Von Ernst Lehmann. — Lyrik. Von Richard Friedrich. — Aus der Erzählungsliteratur. Von Theodor von Sosnosky. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Von der Entartung der Kunst.

Zehn Jahre sind es gerade, daß Max Nordau's Buch, „Die conventionellen Lügen", erschien, das rasch hintereinander zwölfmal aufgelegt worden ist. Es hatte also einen seltenen Erfolg. Fragt man sich, wie derselbe möglich wurde, so gibt uns Max Nordau selber die Antwort.

In der Vorrede zur ersten Auflage schreibt er: „Dieses Buch erhebt den Anspruch, die Anschauungen der meisten auf der Höhe der zeitgenössischen Bildung stehenden Menschen getreu wiederzugeben." Als erster einer Vorrede ist dieser Satz ein wenig schwerfällig gewendet; dafür ist er auffallend ehrlich. Auf der Höhe der Bildung, sagt Max Nordau und meint natürlich die Höhe, auf der er selber steht. Und da wird niemand in Zweifel ziehen, daß die meisten und allermeisten, ja daß alle, die auf dieser selben Höhe der „zeitgenössischen" Bildung stehen, die von Nordau vertretenen Anschauungen theilen.

Max Nordau bestimmt diese „Höhe" näher; er fährt fort: „Es sind gewiß Millionen Angehörige der Culturvölker durch eigenes Nachdenken dahin gelangt. . . ."

Also eine Höhe, wo Millionen stehen. Sehr schwindlich muß die nicht sein!

Wahrhaftig, ehrlicher und bescheidener kann man sich nicht ausdrücken. Ich finde sie rührend diese Bescheidenheit, womit ein so erfolgreicher Schriftsteller sich unter die geistigen Höhenmenschen stellt, die nach Millionen zählen. Ich sagte mir, da ist einmal ein Mann unserer Tage, der nicht an Größenwahn leidet, und der noch nicht von Nietzsche angekränkelt ist, auch nicht von Schopenhauer. Ja nicht einmal von Goethe, der da sagt: „Nur die Lumpe sind bescheiden."

Dieselbe Tendenz, die den „Conventionellen Lügen" zu Grunde liegt, spricht aus dem Roman „Die Krankheit des Jahrhunderts", wie schon der Titel ausdrückt. Dieses Buch wie jenes will zeigen, daß nicht nur etwas, sondern daß vieles, ja daß alles faul ist im Staate Dänemark, d. h. in der Welt und insbesondere im Deutschen Reiche. Die Krankheit des Deutschen Reichs wäre der richtigere Titel des zweiten Buchs.

Und in der That sind gewisse Krankheiten des deutschen Lebens in Staat und Gesellschaft nach dem großen Kriegs- und Siegesjahr vom Verfasser richtig erkannt und so kundig dargestellt worden, daß nicht leicht jemand versuchen wird, sie abzuleugnen. Das Aufdecken von Wunden ist die Stärke des Buchs; es bietet in diesem Sinne manches Gute.

In dem neuesten strafpredigenden Werke Nordau's *) findet der sittliche Zorn des Verfassers seinen stärksten Ausdruck. Dafür trägt das Buch auch den stärksten Titel: „Entartung" heißt es und umfaßt zwei dicke Bände.

Wie man aber so dicke Bände zusammenbringt, kann man gleich auf der vierten Seite sehen, wo der Verfasser, der den allgemeinen anthropomorphistischen Zug der menschlichen Sprache zu übersehen scheint, mit einem Aufwand von ungeheuerer Gelehrsamkeit das Wort Fin-de-Siècle kritisirt, indem er, und zwar mit furchtbarem Ernst, an mohammedanische und jüdische Zeitrechnung erinnert, indem er uns belehrt, daß täglich 130000 Menschen geboren werden, und uns zu bedenken gibt, daß ein neugeborener Weltbürger nicht frischer und nicht matter ist, ob er nun 1900 oder 1901 geboren wird.

Und von der Schärfe seiner Definitionen gibt Nordau gleich zu Anfang glänzende Beweise: Ein regierungsunfähiger, ausschweifender, zur Abdankung gezwungener König, ein gegen die Staatsregierung sich auflehnender und dadurch populär werdender Bischof, ein spitzbübischer Diplomat, ein pietätloser Sohn eines ruchlosen Vaters, eine Geld- oder Familienheirath mit dem „Hausfreund" im Hintergrunde: das alles soll ganz besonders Fin-de-Siècle sein. Ich finde, daß diese Dinge unserer Zeit um kein Haar eigenthümlicher sind als zu allen Zeiten der Welt.

*) Entartung von Max Nordau. Zwei Bände. Zweite Auflage. Berlin, C. Duncker. 1893. Gr. 8. 13 M. 50 Pf.

Ein kampflustiger kriegerischer Bischof einer streitenden Kirche, also etwa ein Johannes Chrysostomus, der soll ganz besonders Fin-de-Siècle sein!

In zwei wichtigen Punkten unterscheidet sich das letzte Buch Nordau's von den beiden frühern hier genannten: erstens waren die frühern Anklagen allgemein gehalten und in „Entartung" gehen sie geradewegs auf Personen; zweitens enthielten sich jene ältern Werke fast ängstlich jeder Berührung mit den Fragen der Kunst und Literatur, die „Entartung" aber beschäftigt sich damit fast ausschließlich: und demnach wäre es nicht zu verwundern, wenn nach diesem Buche noch gieriger gegriffen würde als nach den beiden andern.

Wie verhält sich also Max Nordau gegenüber der Kunst und Literatur und deren heutigen Erscheinungen?

Einen leisen Fingerzeig enthält bereits „Die Krankheit des Jahrhunderts". Der Held dieses Romans, das Ideal Nordau's, ist zwar ein geborener Künstler, wird aber Physiker — weil er die Natur nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich kennen lernen will. Einen berühmten Universitäts- und Philosophieprofessor hörte ich einmal behaupten, daß Rafael, wenn er in unsern Tagen das Licht der Welt erblickt hätte, mit aller Gewißheit und nothwendig ein großer Naturforscher geworden wäre. Der Mann bildete sich auf diese Weisheit nicht wenig ein; er war offenbar überzeugt, daß sie ihm unmittelbar vom Genius der Philosophie zugeflüstert worden. Und Max Nordau scheint mit ihm derselben Meinung zu sein.

Einmal überraschte mich eine Stelle; Nordau läßt sein Ideal sagen: „Aber je mehr ich mich in die Kunstgeschichte vertiefte, je aufmerksamer ich die Eigenthümlichkeiten der aufeinanderfolgenden Kunstepochen studirte, um so klarer wurde mir, daß das einzige, was einem Kunstwerk dauernden Werth sichert, die blinde Nachahmung der Natur sei."

Das sah fast nach einem Bekenntniß aus; doch später habe ich mich überzeugt, daß Nordau dabei wahrscheinlich gar nichts gedacht hatte. Schon der Stil zeugt von der Gedankenlosigkeit des Satzes. Nach Analogie des „blinden Nachbetens" schreibt Nordau „blinde Nachahmung der Natur". Der Unsinn liegt auf der Hand. Solch stilistische Unsauberkeiten kommen übrigens auch sonst noch bei Nordau vor. So lese ich einmal: „Denn da er, von seiner Häßlichkeit und Kriecherei abgesehen, ein kenntnißreicher Mensch war. . . ." Das ist doch kein besonnener Stil; so schreibt ein Reporter, aber kein Schriftsteller.

Doch seine geheimsten Gedanken über die Kunst, sein innerstes Verhältniß zur Literatur verräth uns Nordau in der „Entartung" auf der dreizehnten Seite des ersten Bandes: „Die große Mehrheit der mittlern und untern Klassen", heißt es hier, „ist natürlich nicht «fin-de-siècle»." Und diese Mehrheit hat also auch noch keinen „perversen" Kunstgeschmack, sondern findet noch immer ungemischte Befriedigung an den alten und ältesten Kunst- und Dichtungsformen: nämlich an — nun kommt's!! — an: „Ohnet's Romanen" (im Gegensatz zu den Symbolisten), an „Ohrfeigenpossen und Tingeltangel-Gassenhauern" (im Gegensatz zu Ibsen), an „Oelfarbendrucken nach münchener Bierkneipen- und Bauernschenkenbildern". „Nur eine ganz kleine (!) Minderheit findet an den neuen Richtungen aufrichtig Gefallen. . . . Und es scheint nur, als ob die ganze gesittete Menschheit zur Völkerdämmerungsästhetik bekehrt wäre."

Also: auf der einen Seite die Fin-de-Siècle-Menschen, die Verkommenen, die Entarteten, die Untergangsmenschen mit ihrem perversen Geschmack an Bourget und Tolstoi, an Richard Wagner, an Ibsen, an Böcklin und John Burns; auf der andern Seite die Gesunden, die Normalmenschen, die wahren Zukunftsmenschen mit ihrem unangekränkelten Geschmack an Ohnet, an Oskar Blumenthal in Berlin, an Papa Geis in München, an was weiß ich welchem Tingeltangelhelden in Paris, mit ihrer kindlichreinen Freude an Oeldrucken nach Bierkneipen- und Bauernschenkenbildern.

Diese Offenbarung der innersten und geheimsten Nordau'schen Aesthetik ist so ungeheuer, daß man sie nicht glauben würde, wenn sie nicht schwarz auf Weiß geschrieben stünde, gedruckt stünde, in dem Buche der „Entartung" auf der dreizehnten und vierzehnten Seite des ersten Bandes.

Ich hatte dennoch in der Krankheit des Jahrhunderts bereits eine Vorahnung: denn der fruchtbare, erfolgreiche und immer heitere Dichter, welcher dort mit schadenfrohem Hohn gegen die unfruchtbare ohnmächtige und verbissene Kritik ausgespielt wird, heißt Maiboom, vulgo Blumenthal.

Dazu kommen zwei andere, nicht weniger bedeutende Stellen. Vom Wesentlichsten und Vornehmsten aller dichterischen und künstlerischen Thätigkeit spricht Nordau so: „Er (Zola) übt beständig in ausgedehntester und intensivster Weise jenen atomistischen Anthropomorphismus und Symbolismus, der eine Folge unentwickelten oder mystisch verworrenen Denkens ist und sich bei Wilden als natürliche, bei Entarteten aller Kategorien als Rückschlagsform der Geistesthätigkeit findet." Und Nordau hat den Muth der Consequenz: „wenn die wissenschaftliche Kritik", schreibt er (S. 548), „welche das Kunstwerk nach den Lehren der Psychologie und Psychiatrie prüft, zu dem Ergebniß führen sollte, daß alle Kunstthätigkeit krankhaft ist, so würde das noch nichts gegen die Richtigkeit meiner kritischen Methode beweisen."

Nachdem wir so im allgemeinen den Kunststandpunkt unsers Autors kennen gelernt haben, wird uns im einzelnen sein Urtheil nicht verwundern. Wir wissen nun vielleicht nicht genau, was er loben wird (wenn er dazu je kommen sollte), aber wir wissen aufs Haar genau, was er alles schlecht machen wird. In seinem Buche von der „Krankheit des Jahrhunderts" klagt Max Nordau:

„Wohin ich immer sehe, es kommt mich ein Grauen an. Alles ist zermalmt, alles ist verwüstet, nichts hat der herrschende Wille aufrecht gelassen. Selbst die Jugend, unsere Hoffnung, ist theilweise durchseucht. Ich finde in manchen Studentenkreisen eine Charakterlosigkeit, eine

Streberei, eine niedrige Schweifwedelei vor dem Erfolge, eine feige Vergötterung der rohen Kraft, die ohne Beispiel in unserer Geschichte ist. Instinctiv nimmt diese verfaulte Jugend in jeder Frage Partei für den Starken gegen den Schwachen und für den Verfolger gegen den Verfolgten, in einem Alter, in welchem mein Geschlecht ganz von selbst, ohne nach Recht oder Unrecht zu fragen, sich für den Unterdrückten und gegen jeden Unterdrücker leidenschaftlich aufregte."

Er hat mit dieser Klage nicht unrecht. Wie verwerthet er aber praktisch seine Erkenntniß? Antwort: indem er alles, was nicht Husarenrittmeister, was nicht Philister, was nicht Proletarier, was nicht Fabrikant und Landmann — und Handelsmann ist, für entartet erklärt, für krank, für Fin-de-Siècle, in dem er alles, was im dichterischen und künstlerischen Schaffen nicht den alten Schlendergang gehen will, sondern sich neue Aufgaben stellt, überhaupt Aufgaben stellt, für verrückt, für degenerirt ausgibt, indem er nur die gelten läßt, welche die „große Mehrheit" für sich haben, während er die andern, mit welchen diese gesunde „große Mehrheit" nichts zu machen weiß, als Tollhäusler hinzustellen trachtet.

Wenn man Nordau in diesem Gebaren zusieht, bekommt man den Eindruck, daß nach der Ueberzeugung dieses „Naturforschers" niemand mehr physisch und psychisch gesund ist als die Herren Turner, Radfahrer und Ruderer. Nein sogar diese sind in Deutschland von einer bösen Krankheit angesteckt, der bösesten sogar, die Nordau kennt, vom Chauvinismus. Alle deutschen Schriftsteller jüdischer Rasse hassen nichts mehr als den „Chauvinismus", den deutschen „Chauvinismus".

Die Zahl derer, die Nordau an den Pranger des Wahnsinns stellen möchte, ist zu groß, als daß ich auf alle Fälle hier eingehen könnte. Und die Franzosen, die Russen, die Norweger mögen für sich antworten, mögen sich selber ihrer Haut wehren.

Andere, z. B. den „Fall Wagner", brauche ich schon deswegen nicht weiter zu beleuchten, weil dies schon geschehen ist, noch ehe der Nordau'sche „Fall Wagner" auf der Welt war, als welcher nur eine Neuaufwärmung alten Lindau'schen und Hanslik'schen Kohls ist, wozu Nietzsche letztlich ein neues reizkräftiges Gewürze geben mußte, das Nordau im geheimen reichlich verwendet, öffentlich aber als „idiotische Wortwitzeleien" brandmarkt.

Ein Beispiel wie dieses Gewürze verwendet wird: Nietzsche in seinem „Fall Wagner" findet in dem späten Werke Wagner's, im „Parzifal", mit seiner Verherrlichung des asketischen Ideals, die Anzeichen einer gewissen Decadenz, d. h. die Anzeichen von Alter und zwar von persönlichem Alter im Verein mit dem Alter der Cultur, in der er lebt und wirkt. Nordau, in diesem Fall Nietzsche's Nachbeter, schreibt nun gleich: „Der eine Richard Wagner ist mit einer größern Menge Degeneration vollgeladen (man beachte die schiefe Bildlichkeit dieses Stils) als alle Entarteten zusammengenommen. . . ."

Wer so etwas schreibt von einem schöpferischen Genius ersten Ranges, der ein Riesenwerk geschaffen hat, auf drei getrennten Gebieten, in der Kunstphilosophie, der Dichtung, der Musik und damit, zwar langsam, aber gründlich die Welt erobert hat: der richtet sich natürlich selbst.

Nur einen Punkt in der Wagner-Frage muß ich besonders berühren, weil in ihm Nordau neu ist, ganz neu. Den Wagner-Cultus in Frankreich. Nordau erklärt ihn so: Nicht die überzeugungsvolle Liebe zu Wagner's Musik schuf dort die Wagner-Gemeinde, sondern der Abscheu vor dem Chauvinismus; Wagner und seine Musik wäre diesen Franzosen gleichgültig, aber um gegen den Chauvinismus zu demonstriren, der sich gegen Wagner wandte, bekannten sie sich zu Wagner; ihr Haß gegen den Chauvinismus verwandelte sich dann unbewußt in Liebe zur Wagner'schen Musik.

Und dieser Doctor Nordau lebt in Paris, wo ihn der heißeste Deutschenhaß täglich umbrodelt, der auch die besten Köpfe dort einnimmt, und der stärker ist als alles in Frankreich! Stärker zeigte sich nur die Wagner'sche Musik, die, wie jeder Franzose im freundlichen oder feindlichen Sinne zugesteht, dem Chauvinismus zum Trotz siegreich in Frankreich eingezogen ist. Diese Thatsache aber, die niemand verkennen kann, sucht Nordau in der angeführten Weise zu verdrehen, ins Gegentheil zu verdrehen. Was ist das nun?

Der interessanteste Fall ist für mich der Fall Nietzsche. Nordau gegenüber Nietzsche, das heißt für mich der Gröbling gegenüber dem Feinen, allzu Feinen, oft genug über die Greifbarkeit hinaus Feinen, d. h. der Flächling gegenüber dem Tiefen, allzu Tiefen, oft genug in Urgründen und Urtiefen sich selbst Verlierenden, d. h. der Sachwalter des Pöbels (im socialen und im geistigen Sinne) der Meisten, der Millionen, der großen Mehrheit, der Herde, gegenüber dem Wortführer der Bevorzugten (in jedem Sinne) der Wenigen und Allerwenigsten, der Einsamen, der Einzigen.

Aber auch in dem Nietzsche-Artikel verdirbt Nordau seine Sache selber. Man liest da folgende Sätze: „Wenn man Nietzsche's Schriften hintereinander liest, so hat man von der ersten bis zur letzten Seite den Eindruck, einen Tobsüchtigen zu hören, der mit blitzenden Augen, wilden Geberden und schäumendem Munde einen betäubenden Wortschwall hervorsprudelt und zwischendurch bald in ein irres Gelächter ausbricht, bald unflätige Schimpfreden und Flüche ausstößt, bald in einem schwindelig behenden Tanz herumhüpft, bald mit drohender Miene und geballten Fäusten auf den Besucher oder eingebildeten Gegner losfährt. Soweit der endlose Redestrom überhaupt einen Sinn erkennen läßt, zeigt er als Grundbestandtheile eine Reihe beständig wiederkehrender Wahnvorstellungen, die in Sinnestäuschungen und krankhaften organischen Vorgängen ihren Grund haben."

„Man muß sich zuerst an Nietzsche's Redeweise gewöhnen. Der Irrenarzt hat das allerdings nicht nöthig. Ihm ist

diese Art wohlbekannt und vertraut. Er liest häufig Schriften von ähnlichem Gedankengang und Vortrag, freilich in der Regel ungedruckte, und er liest sie nicht zu seinem Vergnügen, sondern um die Einschließung des Verfassers in eine Heilanstalt vorzuschreiben. . . .“

„So bemerkt er sofort, daß Nietzsche's Behauptungen entweder gleich Kaziken mit Federkrone, Nasenring und Tätowirung herausgeputzte Gemeinplätze so niederträchtiger Art sind, daß eine höhere Tochter sich schämen würde, sie zu einer Stilaufgabe zu verwenden.“

„. . . Das Gegacker seiner wirr abspringenden, unnützen Redensarten.“

„Wenn man sich aber dieser «Tiefe» mit der Absicht nähert, sie zu ermessen, so traut man seinen Augen kaum. Nietzsche hat keinen einzigen seiner sogenannten Gedanken bis zu Ende gedacht. Keine einzige seiner wilden Behauptungen ist nur fingerbreit unter die alleräußerste Oberfläche geführt, damit sie mindestens dem schwächsten Anblasen widerstehen könnte. Die ganze Geschichte der Philosophie verzeichnet wahrscheinlich kein zweites Beispiel, daß man sich erfrecht hätte, derartige Eisenbahn-Unterhaltungsscherze und Theetisch-Schöngeisterei für Philosophie und nun gar für «tiefe» Philosophie auszugeben. Nietzsche sieht das Moralproblem gar nicht, um das er doch zehn Bände hindurch herumschwatzt.“

In solchen Ausdrücken spricht Max Nordau von Nietzsche. Ich sehe von dem Grundgedanken der Nietzsche'schen Philosophie ab; jeder mag davon denken wie er will, auch Max Nordau. Wer weiß denn nicht, wie unendlich viel künstlicher Sophismus im Plato enthalten ist, welcher Dichterphilosoph dennoch als Schriftsteller unsterblicher ist als irgendein Philosoph, und der auf die geistige Ausgestaltung Europas einen Einfluß geübt hat wie keiner. Und so mit Nietzsche. Ob seine Grundanschauungen „wahr“ sind oder „falsch“, er wird im „guten“ oder „schlimmen“ Sinn, eine dauernde geistige Macht sein, also eine Unsterblichkeit, eine Größe sein, einfach darum, weil der Mann, dessen Schriften Max Nordau, „ein Gegacker wirr abspringender unnützer Redensarten nennt“ eben ein Schriftsteller ersten Ranges ist; weil er seine Sprache schreibt, wie niemand vor ihm, mit einer Klarheit, mit einer Fülle, mit einem Reichthum, mit einem Wohllaut in Rhythmus und Klang; mit solcher glänzenden, glühenden Farbigkeit, solcher eindringlichen Wärme, mit solch bezaubernder sinnlicher Schönheit; — dann mit dieser Eigenthümlichkeit und Persönlichkeit der Wendung, des Ausdrucks, mit dieser Fähigkeit durch gemeiner Wörter der Sprache Unsagbares ahnen zu lassen, aufzurühren, Begriffsschattirungen bemerklich zu machen, die niemand noch bemerkt hat; mit dieser ganz neuen schriftstellerischen Art, die abstractesten Gedanken doch niemals in ihrer kahlen Abstractheit zu geben, sondern mit der ganzen, seelenwarmen persönlichen Stimmung ihres Erzeugers, gleichsam mit allem Erdreich und Klima, in dem sie gewachsen sind; mit dieser einzigen Verschmelzung von Dichter und Denker, die eine neue Gattung zeugte. . . . Wenn ich mir freilich Nordau's schluderigen Allerweltsstil ansehe — ich habe einige Pröbchen gegeben — und wenn ich in Betracht ziehe, wie Nordau sich wichtig vorkommt, wenn er die Anschauungen einer ganzen Partei geistreich vertritt oder die bereits veralteten Gedanken anderer der Masse zugänglich macht: dann begreife ich Nordau's Verhalten gegenüber Nietzsche, dann glaube ich sogar, daß er ehrlich ist.

Aber so wie Wagner und Nietzsche behandelt Nordau alles, was heute in Europa sich an eigenthümlichem geistigem Leben regt, sich schöpferisch müht — ausgenommen Nordau, Lindau, Blumenthal. Wer meint, daß ich übertreibe, der sehe selber nach.

Mit degenerirt und entartet, mit Schwachsinnigkeit, Blödsinnigkeit, Imbecillis thut er alles ab, was ihm nicht paßt. Auf unsern unsterblichen Uebersetzer Shakespeare's, also auf ein allgemein anerkanntes Sprachgenie, eines der größten deutscher Zunge, wendet Nordau diese Complimente mit derselben Ungenirtheit an wie auf Nietzsche. Engere und armseligere Anschauungen über Kunst und Dichtung sind seit des seligen Nikolai Zeiten nicht wieder vorgetragen worden. Und wie vorgetragen worden! In einer Sprache, die überquillt von den schmutzigsten, den beschimpfendsten Ausdrücken. Die nüchterne krämerhafte Verständlichkeit Nordau's begreift den und jenen Geist, das und jenes Werk nicht, sofort stellt er ihm, mit furchtbar ernster Miene, die Prognose des Irrsinns, des Blödsinns. Dante, Calderon, der Goethe des zweiten Theils können froh sein, daß sie heute nicht „actuell“ sind; Nordau würde sie nicht etwa kritisiren als Kritiker, er würde sie „behandeln“ als Irrenarzt.

Das ganze Nordau'sche Werk bedeutet die trostloseste Verneinung, die mir je vorgekommen ist; es ist eine Verherrlichung des Proletariats gegenüber der Aristokratie, des Banausenthums und Philisterthums gegenüber aller Begeisterten, aller Idealsucher, um ein Ideal Kämpfenden; die Ausspielung des Körpers gegenüber der Seele; eine unerhörte Verleumdung des Geistes überhaupt, im ganzen ein hämischer Triumphschrei der Mittelmäßigkeit über die höhere und feine geistige Begabung.

Das ist im allgemeinen die Tendenz des Nordau'schen Werks. Daß es einzelnen Persönlichkeiten, Ideen, Anschauungen, Theorien und Bethätigungen gegenüber mit seiner Kritik manchmal im Recht ist, ändert daran nichts.

Die ganze, im Vorstehenden näher charakterisirte Thätigkeit übt Max Nordau natürlich im Namen der Wissenschaft, der Naturwissenschaft. In allen seinen Büchern spielt dies Wort eine große Rolle. Sein neuestes Werk enthält als Einleitung einen Brief an den Professor Lombroso in Turin, als dessen Schüler sich Nordau bekennt.

Nun, er bethätigt seine Schülerschaft echt schülerhaft. Der Meister, wenn ich nicht irre, stellt fest: daß geniale Veranlagung auf einer Beschaffenheit und Ausbildung des Nervensystems beruht, die rein physiologisch betrachtet und mit Rücksicht auf den ganzen Organismus vielleicht als

Krankheit bezeichnet werden darf. Nur als Physiologe sprach da der Meister, und es fiel ihm nicht ein, mit seiner physiologischen Thatsachenerklärung diese Thatsache selber in irgendeinem Sinne zu verdächtigen oder auch überhaupt nur mit irgendeiner Werthschätzung an die Thatsache selber heranzutreten. Der Gedanke, daß seine physiologische Erklärung die Thatsache entwürdige, verächtlich machen könnte, fällt ihm gar nicht ein. Der plumpe, nach Aufsehen durstige Schüler aber greift die Physiologie seines Meisters in gröbster unwissenschaftlichster Weise zur Stütze moralischer Werthschätzungen auf, nämlich um das Genie — natürlich einstweilen nur das noch nicht von den Jahrhunderten geheiligte — mit Verbrechern und Tollhäuslern in eine Reihe zu stellen, und das mit einer Gehässigkeit, die auch einem viel feinern Verfahren jeden Schein wissenschaftlichen Ernstes rauben müßte.

Das Schmerzlichste ist, daß Nordau unter seinen Anhängern, außer der geistig niedern Masse, in Deutschland Leute zählt, von denen es einem leid thun muß, sie in solcher Gesellschaft zu sehen. Ich berühre damit den wundesten Fleck unsers heutigen geistigen Lebens in Deutschland, den wundesten Fleck besonders unserer literarischen Zustände. Mit Nordau und seinen Genossen halten es Leute, die von dem gebildeten Mittelstande unsers Volks für die Vertreter und zwar für die bedeutendsten und vornehmsten Vertreter der deutschen Literatur angesehen werden. Sie wissen vielleicht nicht, wie sie durch eine solche Parteistellung aus Vertretern der Literatur zu Feinden einer nationaldeutschen Literaturentwickelung werden und bereits geworden sind. Das Urtheil ist hart, aber es ist leider berechtigt.

Benno Rüttenauer.

Zur Cultur- und Literaturgeschichte.

1. Studien zur Litteraturgeschichte. Michael Bernays gewidmet von Schülern und Freunden. Hamburg, Voß. 1893. Gr. 8. 8 M.

Michael Bernays zählte zu den glänzendsten Universitätslehrern seiner Zeit. Innerhalb seines Faches, der deutschen Literaturgeschichte, kam ihm nicht einer nahe an Pracht des Vortrags und rhetorischer Schönheit der Stofffülle. So erwies sich denn sein münchener Hörsaal stets zu klein für seine Gemeinde. Er sprach stets frei und die umfangreichsten Citate zu hinreißendem Ausdruck zu bringen, unterstützte ihn ein fabelhaftes Gedächtniß, wie den Unter- und Aufbau seines Collegs eine kostbare, an den seltensten Schätzen reiche Bibliothek, in welche ich selbst an manchem Morgen durch des Gönners und Meisters Huld freundlichen Einlaß fand. In beifolgendem Werke ist eine Anzahl jüngerer Gelehrter, welche ihm zu ähnlichem Danke eng und enger verpflichtet wurden, beflissen, aus dem Reichthum, den sie ihres Lehrers und weisen Berathers Güte danken, einen Zoll herzlicher Schülerliebe und hingebender Freundschaft zu entrichten. Es ist ein voller Strauß, der Michael Bernays hier dargebracht wurde, und die einzelnen Blüten reihen sich würdig aneinander: die Freude über das Angebinde kann auf seiten des Empfängers kaum herzlicher gewesen sein, als es die unsere war bei Begrüßung des Ganzen und bei dem Genießen des Einzelnen. Und daß das Ganze eine des Empfängers würdige Gabe für die Literaturgeschichte bedeutet, wird auch der unterschreiben, der die Werthe der einzelnen Aufsätze kühl gegeneinander abwägt und die Differenzen des Gewichts kritisch fixirt. Das Gesammturtheil stellt doch positiven Reingewinn fest. Es werden Briefe Weckherlin's und F. A. Wolff's, auch ein Brief Goethe's mitgetheilt. Julius Elias bietet Fragmente einer Shakespeare-Uebersetzung von J. G. Regis, Vollmöller Mittheilungen über eine unbekannte altspanische Uebersetzung der „Ilias" und H. Wunderlich über den ersten deutschen Terenz. Witkowsni handelt mit anmuthender Frische über Goethe und Falconet, H. Wölfflin höchst besonnen über Wackenroder. Borinski macht einen historischen Exeurs auf das schlüpfrige Gebiet des Enjambements. Man operirt ja längst schon mit den Principien der Statistik auch in den Sphären der Geistesgeschichte. Freilich ist dies Bemühen so gar nicht bernaysisch.

2. Volksweisheit und Weltklugheit. Studium auf völkerpsychologischen und socialethischen Gebieten von Leonhard Freund. Erstes Heft: Die Treue im Spiegel der Spruchweisheit. I. Deutsche Sprüche und Sprichwörter. Zweite durch „Nachträge" vermehrte Ausgabe. Leipzig, Kößling. 1892. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Die statistische Erhebung ist auch hier recht gründlich; die schließliche Systematisirung nicht überall subtil genug. Die „Edda" unter den Begriff der Naturpoesie zu stellen, ist völlig verwerflich: sie ist Kunstpoesie vom reinsten Wasser. Der Verfasser bezichtigt die deutsche Volkspoesie, ungalant zu sein. Ja freilich ist sie eben zu volksthümlich-deutsch, um französisch-galant zu sein. Und doch sind liebetiefere Aeußerungen denkbar als sie gerade das deutsche Volkslied aufweist? Das Sprichwort aber hat mit Poesie überhaupt nichts zu thun. Es ist lediglich Volksphilosophie. Und Philosophen reden nicht in Strophen, sondern in nackter Prosa. So das Sprichwort; es ist selten poetisch, wenn es auch in Reimen und Bildern macht und Parallelen klügelt. Uebrigens feiert das Nibelungenlied nicht die Männertreue, denn die Männer Gunther und Hagen handeln sehr ungetreu, sondern vielmehr die Mannentreue; die Treue der Vasallen; Hagen's Hauptmotiv ist Königstreue. Schließlich sollte der Verfasser doch wissen,

daß der Verfasser der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ Freytag, nicht aber Freitag heißt, wie der Name sowol gesperrt im Eingang als in der Note 1, S. 28 gedruckt worden ist. Der verbindende Text bedient sich einer zu verstiegenen Schreibart, wie denn auch die Gruppirung im großen wenigstens graphisch hätte anmuthender geordnet werden sollen. Der begeisterte Sammeleifer aber, der aus dem Ganzen spricht, und der wackere Enthusiasmus für die Schätze unserer Volksweisheit wirkt immer wieder versöhnlich, wenn den Ertrag des Heftes auch ausschließlich der Lexicograph und der Sprachphilosoph heben wird. Höchst störend wirkt die prinzipiose Interpunktion, die bei der Winzigkeit der Vorlage sich mühelos zu einer correcteren hätte vervollkommnen lassen.

3. Die Annalen und die Matrikel der Universität Kassel. Herausgegeben von Wilhelm Falckenheiner. Kassel, 1893. 8.

Die Universität Kassel ist eine verklungene Größe im deutschen Geistesleben. Hier wird ihre Geschichte emporgezaubert aus dem archivalischen Grabe und ihre Annalen werden mit der Sorgfalt des Historikers vor uns aufgerollt, um zum bleibenden Gewinn für unsere geschichtliche Literatur zu werden. So verleiht die beigefügte Matrikel einen Blick auf die kurze Blüte dieser so bald versunkenen hessischen Hochschule, und die provinzielle genealogische Forschung wird dem Herausgeber zu vielfachem Danke verpflichtet werden, wenn sie verwischte Spuren hier glücklich auf- oder wiederfindet und unerwartet neue Marksteine für die Geschichte vergangener oder fortblühender Familien und Geschlechter gewinnt. Das Werk an sich ist ein Muster entsagungsvollen deutschen Gelehrtenfleißes, jener neidwürdigen Arbeitsfreudigkeit, welche durch das Bewußtsein des aufgebotenen Fleißes, sowie des gelungenen Werks, die Mühe, in der Erinnerung wenigstens, als Genuß erscheinen läßt. Der Verfasser, selbst einer alten hessischen Familie angehörig, hat sich um seine engere Heimat, wie um die Geschichte der deutschen Universitäten wiederholt sehr schön verdient gemacht, sowol durch seine bekannten Arbeiten zur deutschen Reformationsgeschichte als auch allerlei schwerwiegende kritische Excurse zu unserer historischen Literatur.

4. Heinrich Mühlpfort und der Einfluß des Hohen Liedes auf die zweite schlesische Schule. Nebst einem Anhang: Coemeterium Henrici Mühlpfortii. Von Karl Hofmann. Heidelberg, Pf. Wiese, Buchdruckerei. Commission G. Fock, Leipzig. 1893. 8. 2 M. 50 Pf.

Karl Hofmann widmet sein Werk seinem Lehrer, dem Freiherrn Max von Waldberg. Um ergiebige Methode zu lernen und für den in Frage kommenden Zeitraum den kundigsten Führer zu gewinnen, konnte er selbst nicht glücklicher geführt werden. So gibt er ein Gala-Stück moderner literarhistorischer Untersuchung, d. h. eine 65 Seiten lange Abhandlung, deren Resultat sich sodann mit spartanischer Kürze auf eine effectvolle Seite zusammendrängt. Wir haben somit mehr das Schauspiel einer Gefechtsübung, als eines Gefechtes. Aber auch Gefechtsübungen können bekanntlich sehr interessant sein, und diese ist es durchaus: das Hineinragen des „Hohen-Liedes“ in die Schlesische Dichterschule ist freilich minder anziehend und geschmackvoll, als gründlich detaillirt und durch Belege schlagend veranschaulicht worden. Doch auf das Wie? kommt es schließlich auch hier weniger an, als auf das Was, sodaß jeder Zweifel an der Berechtigung dieser klaren, inhaltsvollen Einzeldarstellung in sich zerfällt und abzuweisen ist.

5. Der Schelmenroman der Spanier und seine Nachbildungen. Von Albert Schultheiß. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 1893. 8. 1 M.

Diese Abhandlung bekundet eine sehr gewandte Führung der Darstellung. Sie bleibt von Anbeginn in löblich bewegtem, ja beschleunigtem Fluß. Sie gibt nicht Untersuchungen, sie gibt einfach die Thatsachen, und dieses zwar vom Standpunkt einer weiten Rund- und Umschau unter einem Gesichtswinkel, welcher das Heute und das Einst umfaßt. Mit dem Verdict des Experimentalromans endet die vorzügliche Schrift. Die Lust am Naturalismus wird zu Grabe geläutet. „Der Dichter soll sich über die Wirklichkeit erheben, aber innerhalb des Sinnlichen stehen bleiben.“ Dieses Schiller'sche Wort gilt dem Verfasser mit uns als das A und O aller Poesie.

6. Das jüdische Weib von Nahida Remy. Mit einer Vorrede von M. Lazarus. Zweite Auflage. Leipzig, Malende. 1892. Gr. 8. 5 M.

Die Verfasserin wird nicht wünschen, daß wir das Buch ernst nehmen. Daß sie nicht correct deutsch schreiben kann, ist ihr ja hinlänglich gesagt worden. Hat denn Professor M. Lazarus das Buch nicht gelesen und corrigirt? Sonst müßte man aufs neue grammatische Lectionen ertheilen. Um über das jüdische Weib zu schreiben, fehlen Nahida geschichtliche Kenntnisse und die Unbefangenheit des Blicks. Nahida Remy ist eingenommen; ob für, ob wieder — beides ist vom Uebel.

7. Zur Lösung des Faustproblems. Ein Vortrag von Raoul Richter. Leipzig, O. Wigand. 1892. Gr. 8. 60 Pf.

Der Vortrag ist des Themas würdig geformt und hält sich auf der Höhe des uns Bekannten, trotz manches dilettantischen Beischmacks. Eine Förderung des „Faustproblems“, falls ein solches noch existirt, bedeutet der Vortrag nicht.

Adalbert Schroeter.

Hypnotismus und Suggestion.

Schon einmal — als der Spiritismus seine dunkeln Wellen in das Gebiet wissenschaftlicher Abhandlungen trug — wirkte die Stimme Wundt's reinigend und beruhigend auf die Gemüther der gelehrten und ungelehrten Massen, die nun einmal der Autoritäten nicht entbehren können. Es half nichts, daß hier und da Stimmen laut wurden, die auf das Absurde des Treibens hinwiesen: Was galt ihr Name gegen die an der Spitze der Bewegung stehenden in- und ausländischen Leuchten der Wissenschaft? Da mußte schon einer von der Zunft die Rüstung anlegen und mit dem zweischneidigen Schwerte wissenschaftlich sachlicher und methodischer Behandlung nach allen Regeln der Kunst dreinfahren.

Und wie mit dem Spiritismus so verhält sichs mit dem Aberglauben, zu dem die Erscheinungen des Hypnotismus verleiteten. Mindestens erschien hier ein autoritativer Vorstoß ebenso geboten wie dort, da sich auch in diesem Falle unter dem Deckmantel naturwissenschaftlicher Erklärungsversuche eine Reihe Hypothesen eingeschlichen hatten, die in das Gebiet des „Aberglaubens in der Wissenschaft" gehörten, mit dem Wundt schon früher aufzuräumen versucht hatte.

Die unmittelbare Veranlassung, zu diesen Fragen Stellung zu nehmen, gab Wundt ein Aufsatz über die psychologischen Gesellschaften und über die Pflege des Occultismus, ein Aufsatz, der in der wissenschaftlichen Beilage einer Zeitung erschienen war, die ganz besonders als das Organ gelehrter Kreise angesehen wird. Die Anmaßung, mit der die geheimen Wissenschaften, „diese Stiefkinder der amtlichen Wissenschaft", ihre Thesen auf den Markt brachten, „erst durch den Hypnotismus sei eine wahre Experimentalpsychologie geschaffen worden, und alles andere, was sonst noch mit diesem Namen sich nenne, wie die Psychophysik, gehe nur indirect zu Wege; er allein erlaube die directe Anwendung des Experiments auf das Seelische", sowie das Auftreten der in den jüngsten Jahren in Deutschland entstandenen „Gesellschaften für psychologische Forschung", und ebenso der Einfluß von Männern der Wissenschaft, die übernatürliche Erscheinungen noch zu den offenen Fragen rechnen und ohne „geheimen Rapport" und doppeltes Bewußtsein nicht auskommen: diese und noch andere Zeichen der Zeit drückten Wundt die Feder in die Hand zu der psychologischen Studie*), auf deren Inhalt wir jetzt in Kürze eingehen wollen.

In ihrem ersten Abschnitte betrachtet der Verfasser die für die physiologische und psychologische Interpretation besonders wichtigen Erscheinungen der Hypnose, als deren Hauptursache er die sogenannte Suggestion, die Eingebung von Vorstellungen durch Worte oder durch Handlungen, ansieht, während er andere Einwirkungen, wie die Fixirung durch Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Gegenstand, für nebensächlich erklärt. Der hypnotische Zustand steht in der Mitte zwischen Schlafen und Wachen; namentlich zeigen die leichtern Grade der Hypnose die größte Aehnlichkeit mit dem Zustande von Schlaftrunkenheit, der den Uebergang vom Schlaf zum Wachen bildet. Von diesem normalen Uebergangsstadium unterscheidet sich der hypnotische Zustand ganz besonders in einem Merkmale, das mit dessen Entstehungsbedingungen zusammenhängt: Der Hypnotisirte ist von den durch Worte oder Handlungen erzeugten Einwirkungen der Person, die durch ihre Eingebungen den schlafähnlichen Zustand herbeigeführt hat, in ungleich höherm Grade abhängig als von der Einwirkung anderer Personen.

Im zweiten Abschnitte, der den Kern der Wundt'schen Arbeit einschließt, geht der Verfasser zunächst auf die Fehler und Irrthümer näher ein, die sich in die Erklärungsversuche einzelner Forscher eingeschlichen haben, analysirt einen an sich selbst erlebten Fall von spontaner Somnambulie und versucht schließlich selbst eine naturwissenschaftliche Erklärung des Hypnotismus. Zuerst wendet sich seine Polemik gegen die Physiologen: Heidenhain's Hypothese ist noch ganz und gar auf die nicht mehr haltbare, durch die Hypnotisirungsmethoden Mesmer's und Braid's entstandene Voraussetzung gegründet, daß gleichförmige Reize irgendwelcher Art die wesentliche Bedingung bei der Entstehung der Hypnose seien; A. Lehmann's Versuch einer physiologischen Theorie der Hypnose zerfiel insofern in sich selbst, als er seine Hypothese nicht den zu erklärenden Erscheinungen, sondern umgekehrt diese der Hypothese anzupassen versuchte. Aber auch die Vertreter der psychologischen Interpretationen werden über die Haltlosigkeit ihrer Ansichten aufgeklärt. Die von Schmidkunz aufgestellte Hypothese der Sympathie hat in Wundt's Augen nur den Werth eines abschreckenden Exempels, und die Annahme eines Doppelbewußtseins, die zuerst von Taine auf den hypnotischen Zustand angewandt und von Janet, Dessoir u. a. weitergeführt worden ist, kennzeichnet er als einen atavistischen Rest uralter Besessenheitsvorstellungen. Aber auch die verständigern Ansichten Bernheim's und Moll's entsprechen noch nicht durchaus den wissenschaftlichen Anforderungen, da die psychologische Erklärung dieser Forscher nicht frei von heterogenen Gesichtspunkten ist und mehr in einer Hinweisung auf die Analogien des wachen Lebens als in einer wirklichen Interpretation auf Grund jener Analogien besteht.

Wohl kann die Hypnose in wirklichen Schlaf übergehen, aber sie selbst ist, wie oben angedeutet, von diesem verschieden. Dieser Unterschied weist hauptsächlich auf die ihr eigenthümlichen Entstehungsbedingungen hin: sie ist nicht, wie der Schlaf, aus einem Ermüdungszustand des Nervensystems, sondern nur aus den neurodynamischen und

*) Hypnotismus und Suggestion. Von W. Wundt. Leipzig, Engelmann. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.

vasomotorischen Veränderungen des Gehirns entsprungen, die denen im Schlafe entsprechen; darum sind auch im allgemeinen die etwa vorhandenen Functionssteigerungen intensiver. Hiermit hängt zusammen, daß eine oberflächliche Betrachtung hier auf die Idee eines zweiten Bewußtseins kommen kann. Die andere Entstehungsbedingung der Hypnose ist die Suggestion, unterstützt zumeist durch andere Momente, die ähnlich wie sie eine einseitige Richtung des Bewußtseins hervorbringen, die am meisten hervortritt, wenn wie gewöhnlich eine bestimmte Persönlichkeit, die des Hypnotiseurs, die Suggestion ausübt. Die hierdurch bedingten Erscheinungen, die eben nichts anderes sind, als die Gesammtheit der Symptome, die von der auf die hypnotisirende Person gerichteten Aufmerksamkeit herühren, gaben die Veranlassung zur Annahme des sogenannten Rapports.

Um den hallucinatorischen Charakter der Traumvorstellungen, der durch die Einengung des Bewußtseins, die Verdunkelung des Gesichtsfeldes und das meist hinzukommende Zurücktreten der andern Sinnesreize begünstigt wird, zu erklären, nimmt Wundt das Princip der functionellen Ausgleichung zu Hülfe, von dem sich schon im normalen Bewußtsein Andeutungen vorfinden: „Wenn sich ein größerer Theil des Centralorgans infolge hemmender Einwirkungen in einem Zustande functioneller Latenz befindet, so ist die Erregbarkeit des functionirenden Restes für die ihm zufließenden Reize gesteigert. Voraussichtlich wird diese Steigerung um so größer sein, je weniger durch vorausgegangene Erschöpfung die im allgemeinen im Centralorgan vorhandenen latenten Kräfte verbraucht wurden.“ Als physiologische Grundlage dieses Gesetzes kann eine doppelte Wechselwirkung, eine neurodynamische und eine vasomotorische, angenommen werden.

Aus diesem Principe ergeben sich dann unschwer die Erklärungen der von Heidenhain so genannten Befehlsautomatie, sowie der kataleptischen Starrezustände und der hypnotischen Hallucinationen. Die diesen Erscheinungen, bei denen nur die Vorstellungsseite des Bewußtseins in Betracht kommt, verwandten Phänomene des Fühlens und Wollens, die im hypnotischen Zustande den Charakter der Triebhandlungen besitzen, beruhen nach Wundt's Ansicht auf einer Innervationshemmung des Appercceptionscentrums; die vollständige Aufhebung findet vorübergehend im traumlosen Schlafe oder im lethargischen Stadium der Hypnose statt. Die posthypnotischen Wirkungen, die darin bestehen, daß Befehle, die in der Hypnose ertheilt wurden, nach dem Erwachen ohne Erinnerung, triebartig, ausgeführt werden, und daß Hallucinationen, die in der Hypnose eingegeben wurden, ebenfalls nach dem Erwachen entstehen, sind nichts anderes als eine partielle Erneuerung der Hypnose selbst. Das Hauptmoment, das hier stets von entscheidender Bedeutung ist, besteht in der durch die vorangegangene Suggestion veranlaßten Erinnerungsassociation.

Im dritten Abschnitte legt Wundt den Unterschied zwischen der bloßen Beobachtung und dem eigentlichen Experimente klar. Nun ist zwar außer Zweifel, daß die weitaus fruchtbarste Form des psychologischen Experimentes die ist, bei der das Bewußtsein zugleich Gegenstand einer sorgfältigen Selbstbeachtung ist; indeß steht diese Thatsache in Wechselbeziehung zu der andern, daß umgekehrt eine wahre Selbstbeobachtung nur auf experimentellem Wege erlangt werden kann. Die wirkliche Selbstbeobachtung fehlt aber der Suggestion gänzlich, sodaß diese selbst nicht als exactes Experiment angesehen werden kann; von einer epochemachenden Bedeutung des Hypnotismus und der Suggestion als experimenteller Methode kann keine Rede sein.

Im vierten Abschnitte endlich weist Wundt auf die praktische Bedeutung des Hypnotismus hin und bespricht eingehend deren Licht- und Schattenseiten. Ein nicht zu unterschätzender Werth liegt auf dem Gebiete der praktischen Heilkunde. Wie die Erfolge Bernstein's, Forel's und Wetterstrand's zeigen, handelt es sich hier in der That um die Gewinnung einer außerordentlich wichtigen therapeutischen Methode, die im wesentlichen auf functionelle, d. h. materieller Erkrankungsherde entbehrende Strömungen beschränkt bleiben wird. Mit aller ihm zu Gebote stehenden beißenden Schärfe kritisirt der Verfasser die schwärmerischen Illusionen jener hypnotisirenden oder den Hypnotismus aus der Ferne bewundernden Dilettanten, die in der Suggestion das Heilmittel für alle uns drückenden körperlichen und moralischen Mängel erblicken.

Da die Hypnose ein Zustand ist, in dem der persönliche Wille zum gefügigen Werkzeuge eines andern fremden Willens geworden ist, unter allen Verhältnissen aber, in die der Mensch zum Menschen treten kann, das das unsittlichste ist, daß der eine zur Maschine des andern wird, so ist schon vom ethischen Standpunkte die freie Ausübung des Hypnotisirens und Suggerirens zu verwerfen. Außerdem birgt die Hypnose aber auch physische und psychische Schäden für die Hypnotisirten. Darum erblickt Wundt in dem Betriebe des Hypnotismus durch ärztlich ungeschulte Dilettanten und zu angeblich wissenschaftlichen Zwecken, wie er heutzutage von sogenannten Psychologen gefordert und zum Theil sogar geübt wird, einen groben Unfug, der nach den anerkannten Grundsätzen der Gesundheits- und Sittenpolizei nicht zu dulden sei.

Wir haben hier nur die Ideenfolge der Wundt'schen Schrift im Auszuge wiederzugeben versucht. Nicht möglich aber war es bei der gebotenen Kürze, die mannichfachen erläuternden sachlichen Ausführungen, die die Studie selbst für weitere Kreise durchaus verständlich und genießbar machen, auch nur anzudeuten. Um so mehr ist es unsere Pflicht, darauf hinzuweisen, daß nur an unserer „Quelle“ selbst soviel Klarheit geschöpft werden kann, als die Wissenschaft vorläufig zu geben vermag. Ernst Lehmann.

Lyrik.

1. Zu Thal. Gedichte von S. Fritz. (Dritte Sammlung.) Leipzig, K. Reißner. 1893. 12. 2 M.
2. Weltfremd-weltfremd. Von Franz Nikolaus Finck. Leipzig, C. G. Naumann. 1893. 8. 2 M.
3. Zu Zwei'n im Süden. Von Karl Woermann. Dresden, E. Pierson. 1892. 12. 2 M. 50 Pf.
4. Letzte Lieder. Von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., W. Jordans Selbstverlag. 1892. 12. 3 M.

In der Sammlung „Zu Thal" von S. Fritz (Nr. 1) beklagt ein Graubart die Freudlosigkeit der reifern Jahre und deren Gefolg schon seit Adam's Zeiten: die dünngesäeten Haare. Wie einst Mimnermus besingt er die entflohene Jugend mit ihrer Liebeslust, ihrem Kosen und Küssen. Und fast wird des Lesers Herz von Wehmuth ergriffen über das vergebliche Sehnen dieses Liebesdurstes trotz „fahlen Grau's". Denn diese Farbe ist am schlimmsten dran. „Sei schwarz, sei blond, sei weiß, nur trau Kein Glück dir zu im fahlen Grau"! Ja wahrhaftig, der Mann auf der Thalfahrt müßte uns Gegenstand innigsten Mitgefühls sein, wär' sein Jammer nur nicht gar zu liebenswürdig, drollig und — ironisch. Selbstironie ist die eigentliche Quelle, der diese Klaggesänge entströmen. Eine geradezu blühende Gesundheit der Lebensanschauung verschönt des Dichters Schmerzenslaute. Sie hebt ihn empor über die weiche Sentimentalität des altgriechischen Sängers: wir sind eben modern geworden. Ueberall lächelt bei Fritz im Hintergrunde des Leids der Schalk. Und wenn wir auch in ungeheuchelter Theilnahme des Dichters Empfindung ermessen und würdigen, daß er beim Glück junger Menschenherzen still dabei lehnen muß

Mit heißem, trocknem Munde —
Den Neid im Herzensgrunde —

so wird er uns dennoch zweifellos verzeihen, wenn wir an den Ernst seines Lebensschicksales so recht nicht glauben mögen, so wenig wie an die Leiden aus der Vergnügungsreise eines Misvergnügten. Als ein mächtiger Herrscher hält auch darin der Humor alles Peinliche darnieder. Keinesfalls geht dieses Dichterherzens Qual tief, sind seine Gefühle weit entfernt von weltschmerzlicher Verlogenheit, so wüthet doch auch in ihm keine zerstörende Leidenschaft. Und diese geklärte, mittlere Lebensauffassung im Bunde mit reicher Erfahrung und individueller Beobachtung machen das Büchlein zu einer geisterfrischenden, herzerquickenden Lektüre. Auch das rein menschliche Gefühl kommt zum Wort, und zwar ganz frei und ungetrübt in den Grabsteinranken, während die vermischten Gedichte und die Schattenrisse mehr auf die Tonart der Satire gestimmt sind, besonders die Vierzeiler der letztern, zugleich Zeugnisse für Fritzens scharfen Blick.

Ganz anderes Gepräge trägt Franz Nikolaus Finck's Dichtung „Weltfremd-weltfreund" (Nr. 2). Offen bekennt er Farbe: jeder der vier Theile trägt als Motto einen Spruch aus Friedrich Nietzsche's „Zarathustra". Das genügt im Grunde zur Kennzeichnung des Inhalts. Man kennt nachgerade diese Philosophie, die eine Vergötterung einzelner schon hienieden verkündet, freilich auf Kosten der geknechteten, entwürdigten Gesammtheit. Man kennt auch die Schlagwörter von Umwerthung der alten Werthe, die alle Grundlagen menschlichen Daseins zerstören müßte, von einem

Muth, wie ihn der Tempelschänder
Muthigste nicht einmal ahnen —

von

dem seiner Zügellosigkeit beraubten,
An Grausamkeit sich weidenden Begehren —

von mitleidlosem Zerstören u. s. w. Die bisherige praktische Anwendung der Lehre, die unsere jüngste Literatur durchgeführt hat, ist überaus bedeutsam. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Das gilt auch hier. Nun freilich, von naturalistischen Roheiten ist Finck weit entfernt. Er versificirt in vornehmer Form den Gehalt seiner aus Nietzsche gewonnenen Auffassung und seines nach des Meisters Sätzen beurtheilten Lebens. Darin beruht der Charakter seiner Gesänge. Denn die Erlebnisse selbst sind allgemein menschlich. Als Dichter verdient Finck Anerkennung. Wenn auch die Schulsprache für ihn arbeitet, bleibt doch als sein Verdienst die Fähigkeit, spröden Stoff durchaus dichterisch zu gestalten. Darin erinnert er an die schönsten Erzeugnisse der philosophischen Dichtung Schiller's.

Formvollendung und Gedankentiefe verbinden sich zu classischer Wirkung bei Karl Woermann, „Zu zwei'n im Süden" (Nr. 3). Es ist, als ob die Schönheit des Alterthums sich hier der Fülle und Reinheit deutschen Gefühls vermählte. In vier Büchern führt uns der Dichter durch Griechenland, nach Rom, Neapel und Venedig und endlich nach Spanien. Nach einem Widmungsgedicht gibt der stimmungsvolle Vorklang eine Darlegung vom Standpunkt Woermann's als Menschen und Künstler:

Ich kann nur singen, was ich selbst empfunden,
Ich will nur sagen, was ich selbst gesehn,
Will auch dem Elend aus dem Weg nicht gehn;
Denn nur durch Wahrheit kann die Kunst gesunden —

und im Schlußlied jubelt er der Geliebten und dem Vaterlande zu:

Wie warm ist der heimische Sonnenschein?
Ich hab' dich je länger, je lieber.

Dieses Heimatsgefühl ist ein Hauptbestandtheil von Woermann's Empfindungskreise. Er sieht allen Zauber, alle Pracht des Südens, in schwärmender Begeisterung fühlt und preist er die unerreichte Größe der Menschen aus classischer Zeit. Doch deutsche Liebe, deutsche Schönheit, deutsche Art: sie sind seinem Herzen theuer, wie Schwarz-weiß-roth ihm unter allen Farben die liebsten. Ein zweites Kennzeichen seiner Muse ist sein Optimismus, den ihm Gott erhalten möge. Er übergießt diese Lieder mit wahrhaft sonniger Stimmung. Ganz fremd der Manier,

um des pessimistischen Schulbegriffs willen alles schwarz zu sehen, zwingt uns der Dichter zum befreienden Lächeln über Mishelligkeiten und Verdrießlichkeiten, deren das Leben ja unbestreitbar ein leidliches Maß bietet. Weiter hebe ich hervor die echt lyrische Behandlung der Stoffe. Mächtig wird sie leicht verständlicherweise gefördert dadurch, daß der Dichter mit der zärtlich geliebten Gattin vereint alle hohen und schönen Eindrücke durchlebt. Dieser Umstand bringt etwas Weihevolles, dabei aber allgemein Menschliches, auch für des Lesers Empfinden Meßbares in das Unbegrenzte seiner Poesie. Aber Woermann ist Lyriker aus sich selbst heraus, geboren für die Gefühlsdichtung. Zeugniß dafür legt fast jedes Lied ab, ich verweise nur auf zwei: „In Kolonos-Oelwald" und „Campagna-Einsamkeit". Bedarf es da noch eines Hinweises darauf, daß von der üblichen Italienschwärmerei mit ihrem Bewunderungs-Ah! und Entzückens-Ach hier sich keine Spur findet? Nein, Woermann sieht, wie es bei ihm nur natürlich, mit eigenem Auge und mehr als andere, und dieses mehr klarer und plastischer. Und der Widerschein des Gesehenen gewinnt Dauer in den Stimmungsbildern, die seine Lieder uns bieten. Wie in der Form die höchste Mannichfaltigkeit waltet, so ist Woermann in der Anlage seiner Gedichte unerschöpflich-erfinderisch. Man vergleiche in dieser Hinsicht nur einmal die drei Blätter S. 53—58, und dazu etwa III, 8: Im Colosseum. Sehr oft und zu schönster Wirkung bedient sich Woermann des Gegensatzes, ebenso oft und erfolgreich des künstlerischen Mittels, das Gegenständliche zu beseelen. Ich schließe mit dem Wunsche, es möge mir geglückt sein, einigermaßen dem Werthe dieser Sammlung gerecht geworden zu sein, deren Ausstattung jenem entspricht.

Nicht gleichstrahlende Heiterkeit ruht auf Wilhelm Jordan's „Letzten Gedichten" (Nr. 4). Wie der Glanz auf geschliffenen Waffen, so funkelt's und leuchtet's in ihnen. Es ist der Gehalt und die Fülle an Gedanken, die ihnen ihren eigenen, ungewöhnlichen Werth verleihen. Zunächst ein Wort über die Sprache. Sie ist in allen Abtheilungen der Sammlung, Sprüchen, Stimmungsbildern und Bekenntnissen, Tenzonen, Ansprachen und Gelegentlichem von jener fabelhaften Flüssigkeit, die ja als Jordan's Eigenbesitz bekannt ist, aber doch allezeit wieder überrascht und fesselt, jenem Reichthum und jener Gestaltungskraft im Ausdruck, denen ähnliches nur in der Uebersetzungskunst der Romantiker gegeben ist. Nun erscheint in der Sammlung natürlich auch Lyrisches, echte Lyrik, aber wie sie nur vereinzelt auftritt, schlägt sie auch sehr bald um in Reflexion. Sie ist die Stärke, sie bildet das Wahrzeichen Jordan'scher Dichtung. Die Idee, der Gedanke macht Jordan zum Dichter; um jene auszuprägen in erschöpfender, nicht mehr miszuverstehender Weise greift er nach Analogien, sucht er nach Bildern aus dem ganzen Umfang unserer Welt, ja aus andern Welten. Und Gleichniß und Symbol fallen ihm nur so zu. Nirgends erscheinen sie mühsam, gesucht, gezwungen. Es ist lehrreich zugleich und anziehend, nachzugehen dieser Versinnlichung, die unsere Phantasie hinüber über die Grenzen von Zeit und Raum nöthigt. Daß solche Ideenfülle und die gewissenhafte Ausmünzung der Gedanken nicht eine leichte Lektüre erzeugen, erhellt sofort. Es fehlt aber auch nicht an Dunkelheiten, die besser vermieden wären, so in folgendem Vers:

So hatt' uns doch die frühe Wahl,
Die Liebesselbstblick uns befahl,
Wie laut als unbesonnen,
Als Jugendstreich, nur allzu bald
Gewiß bestraft, sie jeder schalt,
Das große Los gewonnen.

Die eben angeführte Strophe ist aus dem Gedicht: „Aus gleicher Tonart". Es ist nun denkbar, aber bei der Grundverschiedenheit Jordan's von Woermann ausgeschlossen, eine Vergleichung beider in ihren Liebesempfindungen zu unternehmen. Auch ganz im allgemeinen läßt sich sagen: dem Gefühle wird Jordan nicht geben, was Woermann ihm darbietet, um so mehr aber dem Bedürfniß gereiften Denkens. Ein abgeschlossener Charakter, ein unbedingter Wahrheitsfreund, ganz selbständig in seiner Beobachtung und seinem Urtheil: so steht Jordan vor uns mit einem fast strengen, jedenfalls ernsten Zuge, streitbar und streitbewehrt. Mit durchdringendem Forscherauge hat er sinnend und nachdenklich in die Zeit geblickt, eine lange Zeit; denn

sein Herz hat bereits
Sieben Jahrzehnte gewacht!

Und was er da erspäht hat, was daraus in sein Selbstbewußtsein übergegangen ist, das macht ihn zum Propheten seines Volks, zum Lehrer und Berather, zum Tröster oder Tadler. Und seine vornehme, hohe Denkweise, sein reicher Besitz an Lebenserfahrung berechtigt und eignet ihn dazu vor vielen, vielen. In diesem Studium der Zeit erscheint er bei aller Idealität durchaus modern. Keine bedeutendere Bewegung entgeht seiner Aufmerksamkeit: die Vergewaltigung deutscher Sprache jenseits der Reichsgrenzen, der Naturalismus in Malerei, Ton- und Dichtkunst, der vierfach ausgedehnte Raum, Nietzsche's „tolles Irrwischfeuerwerk", die „kautschukmännische Verrenkung" des Orchesterleiters, Modethorheiten, wie die Autogrammjagd —

Die lästigste der Ruhmesstrafen
Verhängt die Sucht nach Autographen; —

alles dies und manches andere noch ist Gegenstand seiner Beurtheilung und natürlich — Verurtheilung. Selbst er muß sich rügen lassen,

. . . der so vieles vorgeschaut,
Was jetzt Natur dem Forscher erst vertraut,
Verirrte sich ins Farbenlabyrinth,
Im Uebereifer oft ein — altes Kind.

Dem Spiel der Dünste, die den Himmel färben,
Betuschten Blättchen, Glas- und Glimmerscherben
Das Grundgeheimniß schwur er abzugucken
Und schalt das recht Erforschte Newton's Mucken.

In den Ansprachen erklingt unter andern an L. Fulda der warnende Ruf:

Ludwig, Ludwig komm nach Hause!
Komm, verkümmre nicht berlinisch.

Vor allem in den knappen Sprüchen bekundet sich Jordan's überlegene Weisheit. Ich setze einen her, nur weil ich sie nicht alle anführen kann:

Noch nie hat Wahrheit, rein und nackt,
Der Völker Herz und Sinn gepackt.
Im Glauben wird sie Weltgewalt,
Die dann erst volle Siege feiert,
Wenn Sagendichtung als Gestalt
Sie zeigt und wundersam umschleiert.

Ueber die wirkende Kraft dieser Sprüche täuscht sich freilich Jordan selbst keineswegs:

Wen aber lehrten die weisesten Sprüche,
Glücklich zu werden? — Noch keinen bis heut.

Diese Erfahrung vermag ihn aber nicht abzuhalten, auszusprechen, was er als Wahrheit erkannt. Die Wahrheit ist seines philosophischen Geistes letztes Ziel und darin darf er mit Goethe klagen, ganz allein zu sein, wenigstens verkannt zu werden, wie Argumentum ex consensu es ironisch ausführt. So ist es nur folgerichtig, wenn dieser Wahrheitsdrang auch im Lied immer wieder zukommt auf seinen höchsten Gegenstand: „Das undurchdenkliche Daseinsräthsel."

Zum Schluß habe ich auf eine Gedichtssammlung, richtiger Blumenlese hinzuweisen, die Olga Wohlbrück unter dem Titel: „Vortragsmappe" (Halle. Gesenius 1893) veröffentlicht. Die vielgenannte Schriftstellerin bietet hier, wol hauptsächlich den Berufsgenossen aus der Bühnenwelt, der sie ja selbst nach Geburt und eigener Wahl angehört hat, eine sehr reiche und, sagen wir es gleich, recht geschickte Auswahl von ernsten und heitern Vortragsdichtungen. Die einzige Aufgabe, die eine solche Sammlung neben der Reichhaltigkeit hat, nämlich: dem Vortragenden wirksame, eindruckskräftige Stoffe zu liefern, hat die Verfasserin aus ihrer innigen Kenntniß auf diesem Gebiete vollkommen gelöst. So sei das Buch dem Bedürfniß der Vorleser- und Vortragskreise bestens empfohlen. Aber auch dem Selbstleser wird es willkommen sein, einmal als Ueberblick über die zeitgenössische Dichtung, von der es auch abseits und mehr im Hintergrund stehende Vertreter berücksichtigt, andererseits insofern es fast verschollene, schwer nur zugängliche Poesien wieder ans Tageslicht zieht.

Richard Friedrich.

Aus der Erzählungsliteratur.

1. Toter Frühling. Erzählung von Ossip Schubin. Zwei Bände. Braunschweig, Westermann. 1893. 8. 10 M.

Die Erzählungen Ossip Schubin's lassen sich in drei Gruppen theilen: zwei große und eine kleine. Die erste Gruppe umfaßt Geschichten, die das Leben in der österreichischen Aristokratie darstellen; die zweite Gruppe solche Erzählungen, die in Künstlerkreisen spielen und die dritte Gruppe enthält Erzählungen, die weder zur ersten noch zur zweiten Gruppe gehören, auch untereinander kein gemeinsames Niveau haben, und die man darum als neutrale Gruppen bezeichnen kann. Zur ersten Gruppe gehören namentlich die ältern Werke Schubin's: „Ehre", „Unter uns", „Bravo rechts!" „Erinnerungen eines alten Oesterreichers", „Gloria victis" und von den neuern „O du mein Oesterreich!" und „Thorschlußpanik"; zur zweiten Gruppe gehören: „Die Geschichte eines Genies", „Asbeïn", „Boris Lensky", „Ein müdes Herz", „Finis Poloniae" und zum Theil auch „Gräfin Erica's Lehr- und Wanderjahre"; zur neutralen Gruppe endlich gehören ihre Novellen „Mal' oechio" und „Unheimliche Geschichten" und die Romane „Heil dir im Siegerkranz" und „Bludička". Ihr neuester Roman „Toter Frühling" gehört entschieden in die zweite, denn er spielt zum großen Theil in der pariser Maler-Bohême, einer Atmosphäre, in die Schubin, wenigstens in literarischer Hinsicht, besonders anzuziehen scheint, und die sie offenbar aus Erfahrung sehr gut kennt — ihre Schwester ist ja Malerin in Paris oder Brüssel —. Und namentlich in der jüngsten Zeit zeigt sie diese Vorliebe, denn in allen ihren Erzählungen der letzten zwei Jahre — mit Ausnahme der Novelle „Thorschlußpanik" —, also in „Ein müdes Herz", „Finis Poloniae" und „Gräfin Erica's Lehr- und Wanderjahre", ja auch schon in „Boris Lensky", bilden Pariser Maler-Ateliers das Seenarium, und meist sind verbummelte Maler-Genies die Helden, wie es in ihren frühern Erzählungen verbummelte Musik-Genies gewesen sind, z. B. in „Asbeïn", „Boris Lensky" u. a. m.; diese Einförmigkeit in der Stoffwahl ist für Schubin sehr bedenklich, denn sie deutet auf Beschränktheit ihres literarischen Ideenkreises. Allerdings darf man es einem Autor nicht verübeln, wenn er sich eine bestimmte Lebenssphäre, die er gründlich kennt, zum Milieu seiner Erzählungen wählt und sie immer beibehält; nur muß er dann an ihr stets neue Seiten beleuchten und neue Personen vorführen; er darf sich nicht wiederholen. Das aber thut Schubin. In allen ihren neuern Arbeiten bringt sie dieselben Situationen, dieselben Personen, natürlich mit andern Namen, und dieselbe Stimmung. Immer wieder eine Geschichte unglücklicher Liebe, immer wieder das langsam verkommende Genie — bald ist es Musiker, bald Maler — immer wieder die schwüle Siroccostimmung mit grauem Himmel, welkenden betäubend duftenden Blumen und irgend einer traurigen Melodie. Das läßt man sich ein, zweimal ganz gerne gefallen; auf die Dauer aber wird es eintönig und langweilig. Die Vorliebe für herabkommende Menschen und verwelkende Blumen ist bei Schubin nachgerade zur Manie geworden, und bei dieser seltsamen Sympathie für

die Décadence nimmt es sich wie eine Ironie des Schicksals aus, daß Schubin's Talent selbst in der Décadence begriffen ist. Denn das ist sie, das kann nur der leugnen, der in blinder Verehrung für ihre Fehler nicht sieht. Wiederholt ist die Verfasserin an dieser Stelle schon gemahnt worden, mit ihrem Talent sparsamer umzugehen; sie hat es nicht beachtet oder überhaupt nicht gehört und unbekümmert weiter darauf los geschrieben; wol setzt sie auf diese Weise jährlich ein paar Bände ab, wol mag ihr das immer eine schöne Summe einbringen: aber zugleich schreibt sie sich damit um ihr Talent. Wenn es so fort geht, so wird sie auf dieselbe Stufe sinken, auf der ihre zahlreichen Colleginnen von der Feder stehen. Viel fehlt wahrlich schon jetzt nicht mehr dazu. Darum muß man ihr auch bei diesem Buche wieder, wie schon so oft, zurufen: Nicht so viel schreiben, sondern rasten und sich sammeln! Und mit diesem ceterum censeo wird hier auch in Zukunft jede Kritik über sie schließen, so lange sie mit ihrem schönen Talent, das uns so viel versprochen hat, so unverantwortlich wirthschaftet.

2. Vom Opernball und andere Novellen von Mea Reichard. Berlin, Moedebeck. 1893. 8. 3 M.

Die 21 kleinen Geschichten und Skizzen, die dieser Band enthält, sollen wol flott und frisch sein, sind aber in der That meist nur sehr flüchtig. Wie sehr, das zeigt namentlich die Erzählung „Die Dorfkokette", wo die Verfasserin in buntem Wechsel bald von dem See, bald von der See spricht, sich also nicht klar darüber ist, ob ihre Geschichte am Meer oder an einem See spielt. Richtig kann nur der zweite Fall sein, denn die Personen sprechen den Alpendialect Oesterreichs — wenigstens soll ihre Sprache ihn vorstellen —, der aber wird an keinem Meere gesprochen. Diese Flüchtigkeit zeigt sich ferner darin, daß die Verfasserin in den Skizzen „Die Champagnerflasche" und „Satan Geld" die Erklärung für die seltsame Handlungsweise der Hauptpersonen dem Leser ganz schuldig bleibt, nicht einmal leise andeutet: flüchtig ist er auch, wenn sie Anna-Capri für Anacapri schreibt; und nicht eben geschmackvoll, daß sie von einem lügubren Souper und einem änigmatischen Lächeln spricht; im zweiten Falle begeht sie mit dem Fremdworte überdies noch eine arge Tautologie, denn sie bezeichnet das Lächeln ohnehin schon als räthselhaft; änigmatisch heißt aber genau dasselbe.

3. Kismet. Skizzen von Alma von Landy. Hamburg, Meißner. 1893. 8. 1 M. 50 Pf.

Die junge Dame, die diese Skizzen geschrieben hat — daß sie noch jung ist, sei vorausgesetzt, weil es zu ihrer Entschuldigung dienen kann — diese junge Dame also thäte besser daran, sich mit dem Strickstrumpf zu beschäftigen als mit dem Blaustrumpf; oder wenn sie schon die Poesie den häuslichen Dingen vorzieht, so möge sie um Gotteswillen doch nur Geschichten lesen, nicht aber schreiben; ist aber der Drang hierzu so stark, daß sie es nicht lassen kann, dann soll sie die Geschöpfe ihrer Muße — von einer Muse kann man da wohl nicht reden — doch hübsch bei sich behalten, höchstens ihre nächsten Verwandten und Bekannten damit beglücken, nicht aber das übrige Lesepublikum. Es sind nämlich durchwegs ganz schrecklich nichtige Sachen, die uns hier vorgesetzt wurden, dazu in einem süßlichen poetisirenden Tone gehalten, der sie wahrlich nicht besser macht; mit einem Worte: es ist Dilettantenarbeit schwächster Art.

4. Frauenliebe. Novellen von Stephan Milow. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1893. 8. 3 M.

Auch an diesen Novellen ist herzlich wenig; sie sind bar jeder Eigenart und arm an Gedanken. Spurlos gehen sie an einem vorüber. Daß es durchwegs Ich-Geschichten sind, ist wahrlich nicht darnach angethan, ihren Werth zu erhöhen; im Gegentheil. Und das drollige an der Sache ist, daß der Ich, der diese vier Geschichten erzählt, selbst eigentlich gar nicht betheiligt an der Sache ist, dabei aber ein leidenschaftliches Interesse — deutlicher gesagt: eine höchst indiscrete Neugierde — für die Angelegenheiten fremder Leute zeigt. Dabei kommt ihm der Zufall in so eifriger Weise entgegen, daß ein gutes Stück Naivetät dazu gehört, an die Wahrscheinlichkeit dieser Geschichten zu glauben. Auf die grenzenlose Verkehrheit der Ich-Technik im allgemeinen hier näher einzugehen, würde zu weit führen; es ist aber unbegreiflich, daß die Erzähler immer wieder gerade diese Form vorziehen, an der sie doch ausnahmslos Schiffbruch leiden.

5. Baronin Müller. Roman von Karl von Heigel. (Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek, Bd. 20, Jahrg. 9.) Stuttgart, Engelhorn. 1893. 8. 50 Pf.

Doch wieder einmal eine Erzählung, die einen vernünftigen Kern hat, die sich um Wichtigeres dreht, als ob Er und Sie einander kriegen! Sie wirft eine moralische juridische Frage auf und beantwortet sie in einer Weise, mit der man sich nach reiflichem Erwägen einverstanden erklären muß. Es wird nämlich gezeigt, daß jemand nach dem Gesetzesparagraph ein Defraudant sein und dabei doch ein ehrlicher, ja peinlich rechtlicher Mann sein kann. Das ist ein Paradoxon, und scheint sinnwidrig; es scheint aber auch nur so, es ist nicht so. Wie das zugeht, das mag der wißbegierige Leser im Buche selbst nachlesen.

6. Heimatlos. (Sans famille.) Roman in drei Bänden von Hector Malot. Uebersetzung aus dem Französischen von Natalie Rümelin. (Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek, Bd. 17—19, Jahrg. 9.) Stuttgart, Engelhorn. 1893. 8. 1 M. 50 Pf.

Dieser Roman bildet in gewissem Sinne ein Seitenstück zu Alphonse Daudet's „Jack", der im vorigen Jahre in demselben Verlage, von derselben Dame ebenso vorzüglich übersetzt, gleichfalls in drei Bänden erschienen ist. Wie in „Jack" wird auch hier das Leben und Leiden eines Kindes erzählt, aber der Geist, der aus beiden Büchern spricht,

ist ein ganz verschiedener. Dort herbste Lebenswahrheit mit glänzender Seelenkenntniß und der überlegenen Ironie des großen Geistes: hier echt romanhafte unwahrscheinliche Zufälle, unwahrscheinlicher Edelmuth und teuflische Bosheit, zum Schlusse Bestrafung der Bösen und Belohnung der Guten. Damit soll aber nicht etwa gesagt werden, daß das Buch werthlos sei: es enthält sogar recht hübsche, anschauliche Schilderungen, und entbehrt nicht eines gewissen Humors; für einen ganz bestimmten Leserkreis kann man es sogar bestens empfehlen: für die sogenannte „reifere" Jugend nämlich, der eine solche Lektüre jedenfalls ersprießlicher wäre, als die pseudo-wissenschaftlichen Phantastereien Jules Verne's, mit der sie gefüttert zu werden pflegt, und die in den jungen Hitz- und Querköpfen arge Verwüstungen anrichten können.

Theodor von Sosnosky.

Feuilleton.

Aus der neuesten französischen Literatur ist Folgendes besonders hervorzuheben:

Von der „Bibliothèque de romans historiques" (Paris, Armand Colin), über die wir in einem frühern Feuilleton berichtet haben, liegen uns einige weitere Bände vor. Madame James Darmesteter vereinigt in einem Bande: „Marguerites du temps passé", eine Reihe von Novellen, die alle im Mittelalter und in der Zeit der Renaissance spielen; auch der Ton ist alterthümlich, in einigen Novellen ist sogar der Stil der alten chroniqueurs mit großem Geschick und großer Treue nachgeahmt. Die Gegenstände sind zum Theil recht ergreifend, und es ist verständlich, daß die Académie française diesem Buche, das nach Inhalt und Form sehr gelungen ist und Zeugniß von einem feinen historischen und ästhetischen Sinn ablegt, mit einem Preise gekrönt hat. Ganz besonders hat uns die meisterhaft erzählte Novelle „Philippe Lecat" gefallen. Jean Bertheroy führt uns in „Cléopâtre" in die Zeit des Sturzes der römischen Republik; er eröffnet seine Erzählung mit einer weit ausholenden Schilderung der opulenten Feste der Kleopatra zu Antirrhodus, wie denn die aus der Geschichte männiglich bekannten Thatsachen von dem Tode des Antonius und dem Schlangenbiß der Kleopatra reichlich überwuchert werden durch eulturhistorische Schilderungen. Wieder ganz andere Bilder entrollt uns Léon Cahun in „Hassan le Janissaire". Wir stehen im Jahre 1516, in der Zeit der höchsten militärischen Macht der Türken unter Sultan Selim I. Die Hauptrolle spielt ein junger, gewaltsam zum türkischen Dienst gezwungener Christ, Hassan, der eine Fülle von Abenteuern und Kämpfen zu bestehen hat, die dem Verfasser Gelegenheit zu eulturhistorischen Gemälden bieten. Nach Indien trägt uns die Phantasie der Judith Gautier in „La conquête du Paradis". Unter dem Paradies ist hier Vorderindien zu verstehen, in dem die Franzosen ja für eine ihrem Ehrgeiz nur zu kurze Spanne Zeit Fuß gefaßt haben. Léon Cahun hat ganz neuerdings noch einen Roman voll schauerlicher Begebenheiten aus der Zeit der Mongoleneinfälle in Deutschland geschrieben: „La tueuse" (1241). Und damit in diesem internationalen historischen Concert auch das Reich der Mitte eine Geige spiele, hat Judith Gautier den „Dragon impérial" geschrieben, in dem es von schier unaussprechlichen chinesischen Namen wimmelt.

Von andern erzählenden und unterhaltenden Büchern, die uns zugegangen sind, seien hier noch erwähnt: Henri de Saussine: „Le nez de Cléopâtre" (Paris, Ollendorf), ein nicht übler Roman, der aber trotz seines Titels nicht im Zeitalter der ägyptischen Königin, sondern durchaus in dieser „fin de siècle" spielt. In seinen „Coulisses de la Société Parisienne" (Paris, Ollendorf) entwirft uns Ernest Daudet, der Bruder Alphonse's, recht interessante, allerdings wol auch romanhaft zugestutzte Bilder aus der pariser Welt, wie sie sich dem Auge des Fremden nicht zeigt; besonders gewürzt sind diese Bilder durch zahlreiche Enthüllungen über das Kleinleben bekannter, sogar historischer Persönlichkeiten. Eigentliche Schilderungen gibt Louis Paulian in seinem auch bei Ollendorf in Paris erschienenen Buche „Paris qui mendie". Niemand, der sich für die social wichtigen Erscheinungen der Weltstadt interessirt, wird sich durch das Buch enttäuscht fühlen: es bietet eine reiche Fülle höchst merkwürdiger Einzelheiten über die löbliche Bettlerzunft, die in der Seinestadt nicht nur groß, sondern auch intelligent ist, und die in ihrem Schoße sogar recht wohlhabende Leute birgt. Den Nationalökonomen wird das letzte Kapitel „Le remède" besonders ansprechen.

An wissenschaftlichen Werken erwähnen wir diesmal nur eins, ein tüchtiges Buch, aus dem man wieder einmal mit Ueberraschung gewahr wird, wie sehr sich die Franzosen mit unserer deutschen Literatur beschäftigen: „Kotzebue. Sa vie et son temps. Par Charles Rabany" (Paris, Berger-Levrault, 1893). Der alte Kotzebue, der seichte, aber vielgefeierte Komödienschreiber, erhält hier auf 536 Seiten Großoctav eine so eingehende Würdigung, daß er, wenn er noch lebte, vor Freude Purzelbäume schlagen würde. Ein erster höchst gründlicher Theil beschäftigt sich mit dem Leben Kotzebue's, ein zweiter mit den Schriften; was das letztere heißen will, mag aus der von Herrn Rabany ermittelten Thatsache hervorgehen, daß der fruchtbare Mann 211 Schauspiele geschrieben hat! Das Buch ist auf Grund eingehender Studien geschrieben; er hat eine von der in Deutschland verbreiteten weit abweichende Ansicht von der schriftstellerischen Bedeutung des russischen Staatsraths. Man hat bei uns heute den Dichter Kotzebue lange vergessen und wäre er nicht von Sand getödtet worden, man würde auch von dem Menschen nichts mehr wissen. Rabany will ihn vor der Vergessenheit bewahren. Es scheint uns fraglich, ob dieser Zweck einen solchen Aufwand an Arbeit, Sorgfalt und Talent verdient.

— In Berlin soll demnächst eine neue Zeitschrift erscheinen. Sie wird „Journal de Berlin" heißen und das alte Kunststück versuchen, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: Ausländer, die des Deutschen nicht mächtig sind, mit deutschen Zuständen bekannt zu machen und Deutschen, besonders in der Familie, Gelegenheit zur Pflege der französischen Sprache zu geben. „Tagesneuigkeiten", Kunst, Wissenschaft und Literatur sollen die Gegenstände bilden. Wir begnügen uns zunächst mit dieser Anzeige und werden gelegentlich berichten, ob das Unternehmen der Beachtung werth ist.

— Mit rühmenswerther Pünktlichkeit stellen sich die Veröffentlichungen der Comenius-Gesellschaft (Leipzig-Gohlis, Voigtländer) ein. Auch die Juni- und Juliheft haben uns viel Interesse abgewonnen. Die „Mittheilungen" werden eröffnet durch einige treffliche „Leitgedanken" von Friedrich dem Großen, Goethe und Fichte. Ludwig Keller spricht in einem Aufsatze voller Sachlichkeit und Wärme über die Volkshochschulen, die in England bestehen und auch für uns sehr wünschenswerth sind. Eine recht geschickt zusammengestellte Uebersicht über allgemein interessante Vorkommnisse auf dem Gebiete des Erziehungs-, Volksbildungs- und Kirchenwesen enthalten die beiden folgenden Abschnitte. Recht dankenswerth ist auch die in der ersten Beilage enthaltene Ueber-

sicht über den Verlauf der Jahrhundertfeier für Comenius (Fortsetzung). — Die neueste Nummer der „Monatshefte", die sich unmittelbarer als die „Mittheilungen" mit Comenius selbst beschäftigen, enthält eine sehr bedeutende akademische Antrittsrede von Professor Loserth in Graz über die kirchliche Reformbewegung in England im 14. Jahrhundert und ihre Aufnahme und Durchführung in Böhmen. Ebenso weisen wir auf die zweite Abhandlung hin, in der Albert Richter über zwei Bilderbücher für den Unterricht vor dem orbis pictus spricht. Joh. Kraesala setzt seine Sammlung autobiographischer Excerpte zu Comenius' Leben fort. Wir wollen auch an dieser Stelle unserer Freude Ausdruck leihen über die ganz vortreffliche Entwickelung, die die Comenius-Hefte unter Keller's umsichtiger und liebevoller Leitung nehmen.

— Professor Preyer hat in der Deutschen Verlagsgesellschaft Union zu Stuttgart ein Buch veröffentlicht, auf das wir alle Aeltern, Lehrer und Aerzte aufs angelegentlichste aufmerksam machen müssen: „Die geistige Entwickelung in der ersten Kindheit". Der Verfasser hat sich durch sein im Jahre 1881 in erster, 1890 in dritter Auflage erschienenes Buch „Die Seele des Kindes" rasch einen europäischen Namen verschafft; man kann sagen, daß er sich zum Begründer eines neuen Zweigs der Wissenschaft gemacht hat, der physiologischen Psychologie des Kindes; auf seinen Einfluß ist es zurückzuführen, wenn sich in den letzten Jahren Aerzte und Sprachforscher aufs eingehendste mit den Fragen kindlichen Geisteslebens beschäftigt haben. Das neue Buch dient gewissermaßen als Einleitung in „die Seele des Kindes" und deckt sich im wesentlichen mit den Vorträgen, die der Verfasser im Victoria-Lyceum in Berlin gehalten hat. Daß eine möglichst große Verbreitung dieses Buchs von größtem Segen für die Erziehung unserer Kleinsten und damit für das deutsche Haus sein würde, bedarf keines Beweises.

— Professor Paulsen in Berlin hat eine sehr bemerkenswerthe Broschüre „Ueber die gegenwärtige Lage des höhern Schulwesens in Preußen" (Berlin, R. Gaertner) veröffentlicht. Der hochverdiente Verfasser benutzt die gegenwärtig sich vollziehenden Reformen, um, gestützt auf seine Beobachtungen der Praxis und auf seine außerordentliche Kenntniß der Geschichte des Unterrichtswesens, zur rechten Zeit ein beherzigenswerthes Wort zu sagen. Er tritt für größere Freiheit und Selbstthätigkeit des Lehrers und des Schülers ein. „Nicht Berechtigungen, nicht Privilegien, sondern: Freiheit" (S. 51).

— Einen werthvollen Beitrag zur Geschichte des Mädchenschulwesens hat Professor Dr. Bachmann gegeben in seiner im Auftrage des Cultusministeriums abgefaßten Schrift „Die Königliche Elisabethschule zu Berlin. Entwickelung, Einrichtungen, Bildungsziele" (Berlin, Hayn's Erben, 1893).

— Von J. G. Findel's „Schriften über Freimaurerei", die in Nr. 6 d. Bl. f. 1893 angezeigt sind, ist der vierte Band erschienen unter dem Titel: „Geist und Form der Freimaurerei". Es genügt die Bemerkung, daß er in jeder Hinsicht seinen Vorgängern ebenbürtig ist.

— In der Schrift „Ideal und Moral. Eine Studie von **" (Stuttgart, A. Hintrager, 1893) stellt ein Anonymus als den einzigen eines Kampfes würdigen Lebenszweck die Selbstbefriedigung, die Seelenruhe, den Frieden mit sich selbst, mit Gott und mit der Welt hin. Das Ideal und die Moral sind die Wegweiser zu diesem Paradiese, wie schon die alten Griechen erkannt haben. Sie haben am Eingange des berühmten Apollotempels und Orakels zu Delphi mit goldenen Lettern den inhaltsschweren Spruch: „Erkenne dich selbst!" angebracht, und der wißbegierige Befrager des Orakels ist durch diese Inschrift gleichsam aufgefordert worden, zuvor einen Blick in sein Inneres zu werfen, in sich zu gehen, sein innerstes Seelenleben zu betrachten, sich über die Vergangenheit mit allen ihren Versäumnissen, Unterlassungen und Fehlern Rechenschaft zu geben und auf alle Fähigkeiten seiner Seele zum Guten wie zum Bösen genau zu achten. Wer diesen Spruch nicht beherzigte und befolgte, durfte nicht gewärtig sein, mit dem Gotte in die Verbindung zu treten, durch welche sich ihm die Zukunft erschloß. Zur Beruhigung ängstlicher Gemüther sei gesagt, daß der namenlose Verfasser sich nicht in einem weltverlorenen Idealismus gefällt, sondern auf dem festen Boden der Wirklichkeit steht. Es liegt ihm klar zu Tage, daß der Idealismus und der Realismus etwas Gemeinsames in sich bergen, das eine Vereinigung beider zuläßt, ja oft nothwendig macht. „Der Idealist", bemerkt er ganz richtig, „muß sich stets bewußt bleiben, daß er in der Wirklichkeit lebt und an sie gebunden ist, wie umgekehrt der Realist nicht zu sehr am Wirklichen hängen bleiben darf, damit er zu Höherm sich emporringe. Beide Weltanschauungen müssen sich wechselseitig ergänzen; denn sonst sind sie in Gefahr, in Einseitigkeiten zu verfallen."

— Dem Buche „Gründeutschland. Ein Streifzug durch die jüngste Dichtung Deutschlands" von Professor Friedrich Kirchner (Wien und Leipzig, Kirchner u. Schmidt, 1893) können wir nur wenig Raum widmen, weil es nichts Neues bringt, nichts was nicht gegen den Naturalismus und seine Ausschreitungen in diesen und andern Blättern schon unzählige male und oft schöner gesagt worden ist. Daß es möglich ist, auch jetzt noch mit Geist und sachlich tief eindringender Kritik über die jüngsten Deutschen zu sprechen, hat erst kürzlich Heinrich Bulthaupt in seinem ausgezeichneten Vortrage: „Shakespeare und der Naturalismus" bewiesen, der mit einer bisher wol von keinem erreichten Klarheit und Tiefe die dem Wesen der Poesie entgegengesetzten Bestrebungen des strammen Naturalismus Gerhart Hauptmann's beleuchtet. Aber so streng und einsichtig Bulthaupt auch die Verirrungen der Naturalisten beleuchtet — Verirrungen aus pedantischem Doctrinarismus, der komischerweise gerade diesen jungen Genies wie ein dicker Zopf anhängt — so hat doch Bulthaupt weitaus mehr Gerechtigkeit gegen den Einzelnen und Verständniß für die Zeit an den Tag gelegt als Kirchner. Dieser bemüht sich kaum um den Versuch, die Entstehung des Naturalismus in ganz Europa zu begreifen; denn entstanden ist er ja gar nicht in Deutschland, zu uns ist er importirt worden. Kirchner stellt sich seinerseits rein individuell, subjectiv und doctrinär der Erscheinung gegenüber, und folgerichtig wird er ihr nicht gerecht. Was er in seiner Einleitung im allgemeinen über die Unmöglichkeit der absolut getreuen Nachahmung der Wirklichkeit, über den in absoluten Skepticismus ausgearteten Pessimismus Schopenhauer's und seiner Anhänger, über Nietzsche u. s. w. sagt, ist ebenso billig als flach. Dann läßt er die Werke der Naturalisten: ihre Gedichte, Romane und Dramen Revue passiren: ohne die geringste Systematik, fast so zufällig als sie ihm aus der Leihbibliothek in die Hand kamen. Nun glauben wir gern, daß eine dauernde Lektüre aller Producte der Naturalisten auch den mildesten und geduldigsten Leser nervös machen kann. Es sind ja sehr oft in der That langweilige und herzlich geschmacklose Nuditäten bei ihnen zu finden, und die Grundstimmung der meisten ist die der Erbitterung, hypochondrischer Unzufriedenheit mit sich selbst und mit der Welt, selten leuchtet ein sonniger Strahl von dichterischer Schönheit, wie in den Büchern Sudermann's oder Max Kretzer's in das geschilderte Elend hinein. Sie sind also wol im Stande, einen Leser halb krank zu machen. Solch ein nervös gewordener Leser darf aber nicht Kritiker sein und sich hinsetzen, um einen flüchtigen Auszug aus dem gelesenen Buche für die Druckerei zu schreiben. Der Kritiker hat die Pflicht, auf die Absichten auch der ihm unsympathischen Schriftsteller einzugehen, wenn er gerecht sein will. Damit hat es nun Kirchner auch gar zu leicht genommen. Für die selbst in diesen Bildern des Elends oft bekundete Kunst scheint er nicht empfänglich zu sein, auf eine Charakteristik der Form eines Sudermann oder Hauptmann läßt er sich gar nicht ein, er bleibt rein stoff-

lich und moralisirend. Das ist nun doch auch nicht der rechte Weg, und darum ist von seinem Buche, das mehr als zehnmal so umfangreich ist, als der herrliche Vortrag Bulthaupt's, nicht der zehnte Theil von dessen Wirkung zu erwarten.

— In einer kurzen Einleitung, die offenbar sehr poetisch sein soll, läßt der Verfasser des Buches „Welke Blätter. Novellen von Franz Wolff. Mit Randzeichnungen von Leopold Bürger" (Leipzig, Mutze, 1893) fünf Blätter, je eines von der Eiche, der Akazie, der wilden Rose, dem Hollunder und der Linde, eine Geschichte erzählen. Gäbe „Das geistige Wien" nicht darüber Auskunft, daß der Verfasser ein Mann von 35 Jahren ist, so müßte man glauben, eine Frau, und zwar eine recht sentimentale, habe das Buch geschrieben, oder aber ein „poetisirender" Jüngling. Das heißt mit andern Worten: die Novellen entbehren jeder Individualität und Gestaltungskraft, und bestehen nur aus abgestandenen Situationen und Phrasen. Einen argen Gegensatz zu diesem kläglichen Inhalt bilden die Lobpreisungen anderer Werke des Verfassers, die dem Buche in der nicht allzu bescheidenen Anzahl von 20 Seiten als Anhang beigegeben sind. Es mag ja sein, daß die andern Werke Wolf's gut sind, man kann sichs nach diesen Geistesproben freilich nicht gut vorstellen: aber mögen sie auch noch so glänzend sein, deshalb bleiben die vorliegenden Novellen doch schlecht. Diese „Welken Blätter" wird die Literatur gewiß nicht in ihr Herbarium aufnehmen, sondern dem Zugwind der Zeit überlassen, der sie fortwirbeln wird, wie das schon das Schicksal welker Blätter zu sein pflegt. Die kleinen Randzeichnungen von Bürger sind ganz werthlos.

— Von den zahlreichen Aufsätzen, die in österreichischen und deutschen Blättern anläßlich des funfzigsten Geburtstags P. K. Rosegger's über ihn erschienen sind, verdient das in der „Sammlung pädagogischer Vorträge" herausgegeben von Wilhelm Meyer-Markau erschienene Heft: „Rosegger, ein Volkserzieher" von H. Grosch (Bielefeld, Helmich, 1893) wegen der liebevollen Vertiefung in den Autor freundliche Beachtung. Zwar für die ästhetische Kritik seines Stoffes hat Grosch nichts Neues beigetragen; er verzichtet in seiner Begeisterung für den Dichter auf eine kritische Abwägung seiner künstlerischen Schwächen und Tugenden; er hat z. B. für den verfehlten Roman „Martin der Mann" kein Wort des Tadels, obgleich er ihn öfter citirt; er erwähnt auch nicht einmal, daß die Stärke Rosegger's in der kleinen Form liegt; er erzählt nichts von der Entwickelung seines Stils von sentimentaler Romantik (in den 70er Jahren) zum künstlerischen Realismus (im „Jakob der Letzte"), u. dgl. m. Grosch hat sich vorwiegend in die ethische Seite seines Dichters vertieft und hier recht glückliche Beobachtungen gemacht. Volkserziehende Kraft erkennt Grosch Roseggern im besondern Maße zu, wegen seiner hohen ethischen Gesinnung, seiner religiösen Grundstimmung, seinem Eifer für die Bildung des Volks und seines Eifers gegen Priester, welche ihrer Religion nicht so dienen, wie sie sollten. Sehr hübsch bemerkt Grosch, daß Rosegger das Glück der Armuth in der Natur gern im Gegensatz zum reichen Leben in der städtischen Cultur gepriesen hat. — In der biographischen Einleitung zu dieser sehr warmen Darstellung des Rosegger'schen Charakters sind einige kleine Versehen stehen geblieben. Der Geburtstag Rosegger's wird irrig mit dem 11. anstatt 31. Juli 1843 angegeben. S. 3 heißt es: „Von der Fülle der Anregungen, welche er (Rosegger) während der Lehrjahre für seinen Dichterberuf empfangen hat, zeugen die Menge und Mannichfaltigkeit seiner aus jener Zeit stammenden dichterischen Versuche. Lieder, Erzählungen, Sammelwerke, Zeitschriften, Abhandlungen aus seiner Feder waren in großer Zahl entstanden. . . ." Das ist uns ganz neu, daß der kaum 20jährige Rosegger selbst und allein schon Sammelwerke und Zeitschriften verfertigt hätte. Woher weiß das Grosch? — S. 5 heißt es: „Ueber Rosegger's Lebensgang bis zu seinem Eintritt in die Welt ist außer dem Angedeuteten nicht viel zu berichten. Nachdem die Aufmerksamkeit des Publikums dem Dichtergenie auf dem Schneidertisch in den Hinterwäldern zugelenkt war, trafen viele Glückwünsche ein" u. s. w. Dieser Satz erzeugt keine richtige Vorstellung von dem Lebensgang Rosegger's. Niemals hat er vom Schneidertisch aus die Aufmerksamkeit der Welt erregt; er war schon viele Jahre weg von Krieglach, als er 1870 mit Hamerling's Hülfe seine ersten Gedichte „Zither und Hackbrett" veröffentlichte. Wenn Rosegger nicht selbst soviel von seinem Handwerkerleben gesprochen hätte, wüßte die Welt sehr wenig davon. — Diese Versehen thun indeß der übrigen Darstellung nicht wesentlich Eintrag. Und daß sie nur Licht in Licht malt, darf mit der festlichen Gelegenheit, zu der sie erschien, erklärt werden.

Bibliographie.

Anders, F., Jacob Friedrich Abel als Philosoph. Berlin, Trautwein. Gr. 8. Geb. 2 M. 40 Pf.

Bibliothek deutscher Geschichte, herausgegeben von H. von Zwiedineck-Südenhorst. 84. Lfg. Deutsche Geschichte unter den Karolingern von E. Mühlbacher. Stuttgart, Cotta Nachf. Gr. 8. 1 M.

Blanckmeister, F., Aus dem kirchlichen Leben des Sachsenlandes. Kulturbilder aus vier Jahrhunderten. 7. und 8. Heft. Leipzig, F. Richter. Gr. 8. à 30 Pf.

Boborykin, P., Abendliches Opfer. Roman. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Bolte, J., Die Singspiele der englischen Komödianten und ihrer Nachfolger in Deutschland, Holland und Skandinavien. Hamburg, Voß. Gr. 8. 5 M.

Bredow, W. v., Die beiden Rittmeister. Historischer Roman. Berlin, Janke. 8. 4 M.

Diakonus, der jüngste. Novelle von *_*. Zweite Auflage. Wiesbaden, Sadowsky. 8. 1 M. 80 Pf.

Fischer, Das gesunde und kranke Auge. Gemeinverständliche Belehrungen und Rathschläge. Zittau, Pahl. 8. 1 M.

Flinsch, O., Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee. Beschreibender Katalog einer Sammlung im k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien. Wien, Hölder. Gr. 8. 8 M.

Forster's, G., Briefe und Tagebücher von seiner Reise am Niederrhein, in England und Frankreich im Frühjahr 1790. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 6 M.

Förstner, C., Heinrich der Löwe. Ein Volksmärchen. Braunschweig, Limbach. 8. 1 M. 50 Pf.

Geiger, Ph., Entwickelung der Turnkunst in Bayern. Leipzig, Strauch. Gr. 8. 80 Pf.

Hagemann, G., Logik und Noetik. Ein Leitfaden für akademische Vorlesungen sowie zum Selbstunterrichte. Fünfte Auflage. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

— — Metaphysik. Ein Leitfaden für akademische Vorlesungen sowie zum Selbstunterrichte. Fünfte Auflage. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

— — Psychologie. Ein Leitfaden für akademische Vorlesungen sowie zum Selbstunterrichte. Fünfte Auflage. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Hähnel, F., Psychodramatische Dichtungen. Bremen, Kühtmann. 16. 2 M.

Jerome, J. K., Müßige Gedanken eines Müßigen. Deutsch nach der 132. Auflage des englischen Originals von Julius Kaulen. Halle, Gesenius. 8. 2 M.

Kiesewetter, C., Die Entwickelungsgeschichte des Spiritismus von der Urzeit bis zur Gegenwart. Vortrag. Leipzig, Spohr. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Kohler, J., Der Liebestod. Nach Motiven der mexikanischen Ueberlieferung. Mannheim, Bensheimer. 12. 1 M. 50 Pf.

Klélé, J., Hexenwahn und Hexenproceße in der ehemaligen Reichsstadt und Landvogtei Hagenau. Hagenau, Ruckstuhl. Gr. 8. 3 M. 25 Pf.

Krause, K. Ch. F., Aphorismen zur Sittenlehre. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von P. Hohlfeld und A. Wünsche. Berlin, Felber. Gr. 8. 3 M.

Land, H., Die Richterin. Ein moderner Roman. Berlin, Loewy. 8. 4 M. 50 Pf.

Luther's, Dr. M., letzte Streitschrift. Im Original aufgefunden und zum ersten Male herausgegeben von Dr. G. Buchwald. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Mantegazza, P., Hygiene der Bewegung. Leipzig, G. Heyne. 8. 1 M.

Veerdt, E. te, Von dem Wesen der Kunst. Studie nach dem Leben. Leipzig, Spohr. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Post, A. H., Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz. Erster Band. Oldenburg, Schulze. 8. 6 M.

Reichstags-Verhandlungen in Korrespondenz-Stenographie, ohne freie Kürzungen, also buchstäblich übertragen. Berlin, Haude u. Spener. Gr. 16. 1 M.

Seiler, H., Sechzehn Medizinische Essays. Dresden, Warnatz u. Lehmann. 8. 1 M. 50 Pf.

Sommer, K., Die Schwestern. (Goldschmidt's Bibliothek für Haus und Reise. 24. Bd.) Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Treutler, C., Bürgerlich. Novelle. Berlin, Bibliographisches Bureau. 8. 2 M.

Trinius, A., Im Frühlingssturme und andere Thüringer Geschichten. Minden i. W., Bruns. 8. 2 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Werke von Ferdinand Gregorovius.

Wanderjahre in Italien. Fünf Bände. 8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

I. Figuren, Geschichte, Leben und Seenerie aus Italien. Siebente Auflage. — II. Lateinische Sommer. Sechste Auflage. — III. Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien. Sechste Auflage. — IV. Von Ravenna bis Mentana. Fünfte Auflage. — V. Apulische Landschaften. Dritte Auflage.

Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur. Drei Bände. 8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

I. Inhalt: Sardes. — Hat Alarich die Nationalgötter Griechenlands zerstört? — Mirabilien der Stadt Athen. — Aus der Landschaft Athens. — Die Münzen Alberichs, des Fürsten und Senators der Römer. — Gumppenbergs Bericht vom Sacco di Roma. — Römische Bürgerbriefe seit dem Mittelalter.

II. Inhalt: Eine Weltchronik in Bildern. Mit 1 Tafel. — Die beiden Crivelli, bairische Gesandte in Rom im 17. Jahrhundert. — Neues Leben in Corsica. — Die Brüder von Humboldt. — Fünf Tage vor Metz. — Segesta, Selinunt und der Mons Eryx. — Der Umbau Rom's.

III. Inhalt: Die Villa Malta in Rom und ihre deutschen Erinnerungen. — Der Hegelianer Augusto Vera. — Clemens August Alertz. — Zwei wieder auferstandene antike Figuren von Erz. — Die Villa Ronzano. Ein Musensitz der Gozzadini von Bologna. — Das Urkundenbuch der Stadt Orvieto. — Das Bourbonenschloß Caserta. — Die Abruzzen. Ihre Geschichte und ihre Kunstdenkmäler. — Passionsspiele: I. Das römische Passionsspiel im Mittelalter und in der Renaissance. II. Das deutsche Passionsspiel in Tirol. — Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte.

Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen. Sechste Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Eleg. cart. 3 M.

——— Illustrirte Prachtausgabe mit Original-Compositionen von Theod. Grosse. Zweite Auflage. 8. Eleg. cart. 7 M.

——— Silhouetten zu Gregorovius' Euphorion von Marie Rehsener. Fol. In Mappe 6 M.

Gedichte. Herausgegeben von A. F. Graf von Schack. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Athenaïs. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin. Dritte durchgearbeitete Auflage. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Die Grabdenkmäler der Päpste. Marksteine der Geschichte des Papsttums. Zweite neu umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Die Insel Capri. Idylle vom Mittelmeer. Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Korfu. Eine ionische Idylle. Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Aus dem Sicilianischen von Ferd. Gregorovius. Mit einer geschichtlichen Skizze der poetischen Nationalliteratur Siciliens. Zweite verbesserte Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neues Wörterbuch
der portugiesischen und deutschen Sprache

mit besonderer Berücksichtigung

der technischen Ausdrücke des Handels und der Industrie, der Wissenschaften und Künste und der Umgangssprache.

Von **H. Michaelis.**

Erster Teil: Portugiesisch-Deutsch.
Zweiter Teil: Deutsch-Portugiesisch.

Zweite Auflage.

8. Jeder Teil geh. 7 M. 50 Pf., geb. 9 M. Complet in einen Band geb. 17 M.

Michaelis' Neues Portugiesisch-Deutsches Wörterbuch kommt einem lebhaft empfundenen Bedürfniß der beiden Nationen entgegen, indem es auch die Ausdrücke des modernen Lebens in bisher nicht vorhandener Vollständigkeit aufgenommen hat und ebenso die Phrasen des höhern literarischen Stils wie die der gewöhnlichen Umgangssprache enthält. Es hat sich in kurzer Zeit so eingebürgert, daß bereits eine zweite Auflage nöthig geworden ist.

In demselben Verlage erschien:

Michaelis, H. Vollständiges Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache. Zwei Theile. Achte Auflage. Jeder Theil geh. 6 M., geb. 7 M. 50 Pf. Complet in einen Band gebunden 14 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Balthazar Gracian's
Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit.

Aus dessen Werken gezogen von
Don Vincencio Juan de Lastanosa,
und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von

Arthur Schopenhauer.

Vierte Auflage.

8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Die vorliegende vierte Auflage des von Schopenhauer hochgeschätzten und darum von ihm aus dem Spanischen übersetzten Werks ist, um dasselbe allgemeiner zugänglich zu machen, im Preise wesentlich ermäßigt worden. Schopenhauer sagt von dem Werke:

„Dasselbe lehrt die Kunst, deren alle sich befleißigen, und ist daher für jedermann. Besonders aber ist es geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht sind, und denen es mit einem mal und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten. Das einmalige Durchlesen ist offenbar durchaus unzulänglich, vielmehr ist das Buch zu anhaltendem, gelegentlichem Gebrauche gemacht und recht eigentlich ein Gefährte für das Leben: daher wird, wer es gelesen, oder auch nur darin geblättert hat, es besitzen wollen."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sakuntala.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von
Edmund Lobedanz.

Achte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Diese deutsche Uebertragung des indischen Schauspiels „Sakuntala", das sich den größten Dichtungen aller Zeiten anreiht, hat wegen ihrer poetischen Wiedergabe allgemeine Beliebtheit erlangt.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 38. — 21. September 1893.

Inhalt: Die deutsche Plankton-Expedition. Von Alfred Kirchhoff. — Biographisches. Von H. A. Lier. — Neue Romane. Von Adalbert Schroeter und Richard Friedrich. — Neue Dichtungen. Von Ernst Roeder. — Zur Physiologie. Von Bernhard Münz. — Aus der Zoologie. Von O. Taschenberg. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Die deutsche Plankton-Expedition.

Vom Juli bis in den November 1889 ist eine oceanische Expedition unterwegs gewesen, die zu den bedeutendsten wissenschaftlichen Thaten unsers Reichs zählt. Jeder Gebildete hat von ihr in den Tagesblättern gelesen, mancher hat sich wol auch im stillen Vorwürfe gemacht, daß er sich gar nichts denken könne bei dem Wort „Plankton". Gehört nun aber die besagte Ausfahrt zu den glänzendsten Ruhmestiteln unserer neu, obschon im engern Kreise, so doch zu energischerm Thun als früher geeinten Nation, so ist es ein billiges Verlangen jedes Deutschen, sich einen Begriff machen zu können vom Wesen und Werth dieser nationalen Unternehmung.

Was ist „Plankton"? Es heißt nach demselben griechischen Wort, das man einst auf die Irrfahrten des Odysseus anwandte, denn es bedeutet „das willenlos im Meer Treibende". Name wie Begriff sind in der That ganz neu. Fische, Wale, Delphine schwimmen im Ocean nach eigenem Willensantrieb. Aber eine Unmasse von pflanzlichen wie thierischen Organismen treibt nach der Laune von Wind und Wasserbewegung im Meer, und das eben heißt mit jenem glücklich gewählten griechischen Lehnwort „Plankton".

Man denke nun ja nicht, daß diese unendlich vielgestaltigen, meist winzig kleinen, vorwiegend schleimigen oder gallertartigen Wesen doch nur für den Botaniker oder Zoologen Interesse haben können. Nein! Da es den organisirten Nahrungsstoff darstellt, der jene tausenderlei Fische, die großen Seesängethiere, die oceanischen Schildkröten, die riffbildenden und die Edelkorallen, die Austern und Perlenmuscheln ernährt, so besitzt das Plankton einen für die Menschheit auch materiell, obschon nur mittelbar, außerordentlich hohen Werth.

Das Meer bedeckt beinahe drei Viertel der Erdoberfläche und ist dabei etwa zehnmal so tief als die Landmasse den Meeresspiegel überragt. Vom Leben im Meere deutlichere Vorstellungen zu gewinnen, bedeutet mithin schon wissenschaftlich einen sehr wesentlichen Fortschritt in unserer Erdkenntniß überhaupt. Während nun so manche menschliche Erkenntniß auf dem Gebiete von Kunst und Wissenschaft wenig oder gar keinen Einfluß übt auf das materielle Gedeihen der Völker, kann die Erdkunde stolz von sich sagen: jede Einsicht, zu der ich den Menschen führe, erhebt ihn geistig und fördert zugleich das Wohlergehen des gesammten Menschengeschlechts. Denn dieses bemißt sich zunächst nach dem räumlichen Ausmaß für die Möglichkeit gedeihlichen Menschenlebens und nach dem Stoffvorrath für Deckung der Bedürfnisse menschlicher Ernährung, Kleidung, Wohnung und Steigerung des Lebensgenusses. Der zumal früher so jämmerliche geographische Schulunterricht hat es verschuldet, daß dessen Tortur mit den Quadratmeilen, die wir uns (meist ohne Veranschaulichung der Größe dieses Arealmaßes!) von den verschiedenen deutschen Vaterländern, womöglich auch von deren Provinzen und Regierungsbezirken merken sollten, jede Neigung erstickt hat, sich verständig, d. h. auf dem Wege sinngemäßer Vergleichung mit irdischen Flächengrößen zu befassen. Liegt aber nicht der tiefe Ernst z. B. unserer deutschen Auswanderungsfrage ganz wesentlich begründet in der Thatsache, daß wir für unsere jetzt schon über 50 Millionen hinauswachsende Volksmenge in den vier Pfählen unsers Reichs nicht mehr als 544000 Quadratkilometer zur Verfügung haben? Ist nicht dem gegenüber die Riesengröße des russischen Reichs, in dessen Grenzbereich gar leicht dereinst viele Hunderte von Millionen wohnen können, eine arge Zukunftsgefahr für unser Reich? Ist es andererseits gleichgültig, daß schon eine einzige deutsche Colonie, nämlich Deutsch-Ostafrika, fast die doppelte Größe von Deutschland besitzt und uns bei zweckmäßiger Anlage von Arbeit wie Kapital künftig so wichtige Dinge wie Baumwolle, Kaffee u. dgl. zu liefern verspricht, ohne daß wir wie heute durch derartige Bezüge Fremde bereichern müssen?

Hat man nun auch von fachmännischer Seite längst begriffen, daß die Ernährungsmöglichkeit, folglich das Anwachsen der Menschenzahl, der Menschenkraft, der Menschheitsgesittung gebunden ist an die Größe der nahrungspendenden Landmasse der Erde, so hat man die nämliche Erwägung kaum begonnen auf jene wasserbedeckten drei Viertel unsers Planeten anzuwenden. Und wie weit sind wir doch entfernt von der ganz falschen Ansicht Vater Homer's, der Okeanos sei „das Unfruchtbare" hienieden! Seit Urzeiten ernährt schon das Meer durch sehr nahrhafte Speise die Küstenanwohner; in ganzen Wallzügen liegen die Schalen von Austern und andern Muscheln an den Gestaden Europas, Amerikas, Asiens als „Küchenabwurf" vorgeschichtlicher Menschen. Von Seefischen nähren sich noch heute ganze Insel- und Küstenvölker großentheils, so die Norweger, Briten, Japaner. Die immer weiter ausgebauten Netze von Verkehrswegen, die sich von den Seeküsten aus über das Innere der Festlande ausdehnen, gewähren von Tag zu Tag größere Möglichkeit, billige und gute Fischnahrung der Menschheit auch in weiter Entfernung vom Meer zugute kommen zu lassen.

Doch auch dieser noch so ungenügend verwerthete Vorrath von Nahrungsmitteln der Weltmeere ist von zweierlei abhängig: von der Größe der Meeresbecken und von der unendlich verwickelten Oekonomie, nach der die Milliardenfülle meerischer Organismen auf die örtlichen Lebensbedingungen, vor allem wechselseitig auf sich selbst angewiesen ist.

Man denke nur an das Problem des scheinbar ganz launischen Erscheinens der Heringszüge bald an dieser, bald an jener Küste Deutschlands, Skandinaviens, Schottlands. Wie viele Millionen an Verdienst armer Fischer und ihnen in die Hand arbeitender Großhändler hängt nicht von dieser „Launenhaftigkeit" ab, hinter der sich doch allein ein uns noch nicht genügend klares System natürlicher Daseinsbedingungen für jene Thiere versteckt!

So lag also für Wissenschaft und Praxis dringender Anlaß vor, jener früher ungeahnten Fülle der im Meere schwimmenden Nahrung nutzbarer Seethiere, eben des „Plankton" nach Menge und Art forschungsmäßig beizukommen. Die ergebnißreichste oceanologische Forschungsexpedition, die berühmte englische des „Challenger" in den Jahren 1873—76, hatte nur nebensächlich einige Beiträge zur Lösung jener Meeresräthsel geliefert. Einem deutschen Forscher, Victor Hensen, dem Physiologen der kieler Universität, war es vorbehalten, auf diesem Felde die Bahn zu brechen. Sein zunächst auf die Erforschung der Planktonerscheinungen des Atlantischen Oceans gerichteter Expeditionsplan wurde von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gewürdigt und in allen wesentlichen Beziehungen gebilligt. Nachdem die genannte Akademie aus eigenen Mitteln 25000 Mark für das Hensen'sche Unternehmen beigesteuert und auf ihren Antrag Kaiser Wilhelm II. noch weitere 70000 Mark dazu bewilligt hatte, ging Hensen auf dem für seine Planktonfahrt gecharterten Dampfer „National" im Hochsommer 1889 in See, mehrere ausgezeichnete Fachleute und eine treffliche Ausrüstung an Beobachtungsinstrumenten und Fanggeräth an Bord.

Wie erstaunlich groß der Gewinn dieser atlantischen Ausfahrt gewesen, obwol sie nur bis in den Anfang November 1889 dauerte und gegenüber der (freilich umfassendern) Challenger-Expedition so wenig Geld gekostet hat, das erfahren wir des genauern nun erst in einem auch äußerlich höchst gediegen und vornehm ausgestatteten Foliowerk. Von ihm ist soeben der erste Theil erschienen. *)

Abgesehen von den schon ziemlich ausführlichen „Vorberichten" der Mitarbeiter über die beobachteten pflanzen- und thiergeographischen Thatsachen enthält dieser stattliche Erstlingsband von 370 Seiten eine vorzüglich (und durchaus gemeinverständlich) verfaßte Schilderung des äußerlichen Hergangs der Reise, insbesondere aber der geographischen Beobachtungen während des viermaligen Durchkreuzens des Atlantischen Meeres durch den kieler Geographen Professor Krümmel, den besten Meereskundigen in Deutschland. Dieser letzterwähnte Haupttheil des Bandes ist sehr hübsch illustrirt durch die vom Marinemaler Eschke an Bord des „National" und bei den gelegentlichen Landaufenthalten entworfenen Skizzen; wir erhalten darin vom eisbeladenen Grönlandmeer bis nach der einsamen Tropeninsel Ascension ebenso anziehende wie lehrreiche Darstellungen, insbesondere von den Bermudas, dem Sargassomeer, den Açoren, Kapverden und dem brasilischen Küstenland bei Pará.

Man erkennt hieraus schon jetzt zu wahrhaft nationaler Genugthuung, in wie hohem Maße die Hoffnung erfüllt worden ist, die in seinem telegraphischen Abschiedsgruß vor der Ausfahrt des „National" unser Prinz Heinrich in die Worte faßte: diese Expedition werde „Großes der Wissenschaft, Ruhm und Ehre dem Vaterlande" eintragen.

Alfred Kirchhoff.

---

*) Ergebnisse der in dem Atlantischen Ocean von Mitte Juli bis Anfang November 1889 ausgeführten Plankton-Expedition der Humboldt-Stiftung. Herausgegeben von Professor F. Hensen. Erster Band: Geophysikalische Beobachtungen der Plankton-Expedition. Von Professor Dr. O. Krümmel. Kiel, Lipsius u. Tischer. 1893. Gr. 4. 10 M.

Biographisches.

1. Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin. Ein deutsches Fürstenleben. Von Berthold Volz. Mit einer Photogravüre und acht Phototypien. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, Verlagsconto. 1893. 8. 4 M.

Ueber das Leben und Wirken des Großherzogs Friedrich Franz II. (gest. 15. April 1883) besitzen wir bereits zwei biographische Darstellungen, eine kürzere, unter dem Titel: „Per aspera ad astra", die gleich nach dem Tode des Großherzogs erschien, und eine eingehendere, zwei Bände umfassende von Ludwig von Hirschfeld, die im Jahre 1891 im Verlag von Duncker u. Humblot in Leipzig veröffentlicht wurde. Der Werth der erstern beruht im wesentlichen auf den ausführlichen Nachrichten über die letzte Zeit vor dem Ende des Großherzogs, die andere aber behandelt, gestützt auf ein erschöpfendes Material von Staatsacten, Tagebüchern und Correspondenzen, das Leben des Verstorbenen in so eingehender Weise, daß von einem Neubearbeiter desselben Stoffes kaum noch etwas zur Ergänzung beigebracht werden kann, zumal auch die politische Stellung und Bedeutung Friedrich Franz II. für die Geschichte seines Landes und für dessen Stellung zum Deutschen Reich so klar vor Augen liegt, daß auch nach dieser Seite hin eine neue Auffassung ausgeschlossen erscheint. Man wird daher die Frage, ob für das oben angezeigte Werk von Berthold Volz ein Bedürfniß vorgelegen habe, entschieden verneinen, dem Verfasser aber das Zugeständniß machen müssen, daß der von ihm eingeschlagene Weg, die menschlich so liebenswürdige Persönlichkeit des Großherzogs in den Mittelpunkt der Darstellung zu stellen, der einzige in diesem Falle mögliche war. Was das Buch von Volz im Vergleich zu Hirschfeld's Werk etwa Neues enthält, beschränkt sich auf kleine Züge aus dem Privat- und Familienleben des Großherzogs, die für das Urtheil über seine Persönlichkeit an und für sich ohne jeden Belang sind, die aber für mecklenburgische Leser immerhin ein gewisses local-patriotisches Interesse haben mögen. Sehr eingehend behandelt Volz die verschiedenen Reisen des Großherzogs, namentlich die spanische Reise und die Orientfahrt. Da wir aber gerade über diese Episoden durch die Lebenserinnerungen des Grafen Schack, der den Großherzog schon im Jahre 1844 nach Italien begleitet hatte, und auch in Spanien und in dem Orient sein Reisegefährte war, sehr genau unterrichtet sind, hat Volz auch über diese Dinge nicht viel Neues von erheblicher Bedeutung beibringen können. Erscheint nach alledem sein Werk für die Bereicherung unserer historischen Kenntnisse als überflüssig, da es kaum einen höhern Werth als den eines verkürzten Auszugs aus Hirschfeld's Darstellung beanspruchen kann, so wollen wir doch nicht unterlassen, die gute Darstellung anzuerkennen, und die Selbständigkeit des Autors in der Quellenbenutzung keineswegs in Zweifel ziehen. Ein entschiedener Vorzug von Volzen's Biographie ist die sachliche Schlichtheit und Knappheit seiner Sprache. Trotz aller Bewunderung, die Volz für seinen Helden hegt, hält er sich doch durchweg frei von jener byzantinischen Lobhudelei und Kriecherei, die heutzutage die meisten Arbeiten zur neuern Fürstengeschichte mehr oder weniger entstellen. Das ist immerhin ein Verdienst, das uns berechtigt, dem Theil des Publikums, dem das Buch von Hirschfeld zu ausführlich ist, das Werk von Volz zu empfehlen.

2. Ludwig Weckherlin (1739—1792.) Ein Publizistenleben des achtzehnten Jahrhunderts von Gottfried Böhm. Mit zwei Porträts. München, C. H. Beck. 1893. 8. 5 M.

Für jeden, der die Geistesgeschichte des ausgehenden 18. Jahrhunderts und den Niederschlag der aufklärerischen Bestrebungen in der für das Bedürfniß der breitern Massen bestimmten Tagesliteratur näher kennen lernen will, bietet die Persönlichkeit des Publicisten Ludwig Weckherlin ein entschiedenes Interesse dar, nicht weil Weckherlin an und für sich ein großer Geist war, sondern weil seine Schicksale in ähnlicher Weise wie die des mit ihm auch geistig nahe verwandten Schubart zeigen, wie schwere Widerstände in Deutschland eine freiere Richtung in der Presse der Kleinlichkeit der staatsrechtlichen Begriffe und der Beschränktheit der bürgerlichen Anschauungen gegenüber zu überwinden hatte. Weckherlin ist ein Typus und muß als solcher studirt und gewürdigt werden. Diese Aufgabe hat im Jahre 1869 Friedrich W. Ebeling in einer noch heute lesenswerthen Biographie auszuführen versucht, der er eine mit Geschick getroffene Auswahl von Weckherlin's Schriften beigegeben hat. Aber so sehr auch Ebeling in seiner Beurtheilung Weckherlin's das Richtige getroffen hat, so wenig sorgsam ist er in der Ermittelung der biographischen Details gewesen, ja er hat sich sogar an Stellen, wo seine Quellen Lücken aufwiesen, nicht unbedenkliche Combinationen zu Schulden kommen lassen. Hier ist nur Gottfried Böhm mit einer äußerst sorgfältigen, auf die besten Quellen gestützten, neuen biographischen Darstellung über Weckherlin eingetreten, bei der er namentlich durch einen Nachkommen Weckherlin's, Dr. Karl von Knoblauch in Marburg, der den Artikel Weckherlin für die Allgemeine Deutsche Biographie übernommen hat, unterstützt worden ist. Den Bemühungen dieser beiden Männer verdanken wir eine entschiedene Förderung unserer Kenntnisse über den Lebensgang Weckherlin's, und es ist sehr anzuerkennen, daß Böhm überall, da, wo ihn die Quellen im Stich lassen, was namentlich in der Darstellung der Jugendgeschichte seines Helden der Fall ist, diese Lücken deutlich als solche bezeichnet, und daß er es vermeidet, sie durch phantastische Vermuthungen ausfüllen zu wollen. Leider entspricht diesen Vorzügen der Forschung in Böhm's Werk die Darstellung zu wenig. Das Buch ist sehr trocken geschrieben, eine vor-

treffliche Materialsammlung, aber keine Biographie. Dazu kommt noch, daß wer Weckherlin's Werke nicht selbst zur Hand hat oder wenigstens Ebeling's Auswahl kennt, sich aus Böhm's Buch kaum eine rechte Vorstellung von Weckherlin's Bedeutung als Schriftsteller machen kann, da Böhm ihn redend eigentlich nur dann einführt, wenn es sich um seine zum Theil recht kleinlichen Streitigkeiten mit seinen Mitbürgern, oder um seine Klagen über die Hartherzigkeit seines Stiefvaters und um Bettelbriefe an seine Schwester und deren Mann handelt, an keiner Stelle aber eine wirkliche Würdigung seiner Leistungen als Publicist versucht. So kommt es, daß Böhm's Buch das Ebeling's zwar wesentlich berichtigt, aber keineswegs überflüssig macht, und daß der, der in Zukunft sich über Weckherlin unterrichten will, keines der beiden Werke unbeachtet lassen darf.

3. Briefwechsel eines deutschen Fürsten mit einer jungen Künstlerin. (Herzog August von Sachsen-Gotha und Altenburg und Fräulein aus dem Winkel.) Herausgegeben von Wolf von Metzsch-Schilbach. Mit zwei Porträts. Berlin, Karl Siegismund. 1893. 8. 4 M.

Die originelle Erscheinung des Herzogs August Emil Leopold von Sachsen-Gotha-Altenburg ist den Freunden der deutschen Literaturgeschichte am meisten aus der interessanten Schilderung bekannt, die die Malerin Louise Seidler in ihren Erinnerungen (Zweite Auflage, Berlin 1875, S. 71 fg.) von ihm entworfen hat. Wir werden dort ebenso wol mit seiner äußern Erscheinung, die etwas Weibisches hatte, als mit seinem bizarren Charakter bekannt gemacht, und lernen seine an das kindische streifenden Launen und seine seltsamen Liebhabereien genau kennen, da die Malerin mit einem scharfen Blick und einem selten treuen Gedächtniß begabt war. Der Eindruck, den uns diese Schilderungen der Seidler hinterlassen, ist im Ganzen ziemlich ungünstig; daß sie aber richtig beobachtet und wahrheitsgemäß über den Herzog berichtet hat, ersieht man aus seinem von Wolf von Metzsch-Schilbach veröffentlichten Briefwechsel mit Fräulein von Winkel, da der Herzog, von einigen Ausbrüchen einer sarkastischen Laune und gelegentlichen Grobheiten abgesehen, mit seiner Correspondentin in Bezug auf fades Weibergeschwätz und süßlicher Gefühlssimpelei geradezu wetteifert. Auch über die Persönlichkeit der Briefschreiberin erhalten wir in den Erinnerungen der Louise Seidler Aufschluß (S. 67—69). Fräulein Therese aus dem Winkel, die im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts im sogenannten „italienischen Dörfchen" in Dresden wohnte, war Schriftstellerin, Harfenspielerin und Malerin und scheint, obwol nichts weniger wie schön, nicht ohne anziehende Eigenschaften gewesen zu sein, da sie viel gesehen hatte und über einen reichen Schatz von Kenntnissen verfügte. Auf der Durchreise nach Paris begriffen, lernte sie im Jahre 1806 in Gotha den Herzog kennen und knüpfte mit ihm einen Briefwechsel an, der bis zum März 1811 reicht und auch dann noch fortgesetzt wurde, als die Künstlerin von Paris nach Dresden zurückgekehrt war. Erst die Ungeschicklichkeit des Herzogs, der seine Freundin bei einem Besuch in Dresden ganz unbeachtet ließ, obwol er ihr seinen Besuch angekündigt hatte, und seine Neigung zu Spott und Hohn, führten zu einem plötzlichen Abbruch des Verkehrs, der sich stets in den Grenzen platonischer Freundschaft bewegt hatte, obwol die Briefe in einem Ton gehalten sind, wie ihn selbst das verliebteste Paar heutzutage einzuschlagen nicht mehr im stande ist. Aus diesem Grunde will uns die Charakterisirung des Briefwechsels als einer „Novellen in Briefen", wie sich der Herausgeber ausdrückt, nicht treffend erscheinen, und noch weniger vermögen wir ihm beizustimmen, wenn er ihn als einen „schätzenswerthen Beitrag zur Kunst- und Literatur-Geschichte des ersten Jahrzehntes unseres Jahrhunderts" bezeichnet. Die Summe der Notizen, die wir für die Kenntniß der Zeitgeschichte aus dem Briefwechsel schöpfen können, ist so gering, daß man dem Forscher kaum zumuthen kann, sich durch diesen Berg von Phrasen und Ausbrüchen eines falschen Gefühls hindurchzuarbeiten. Wenn aber gezeigt werden sollte, wie innerlich unwahr der Verkehrston in gewissen höhern Kreisen zu jener Zeit war, so hätte die Mittheilung einiger weniger Proben genügt; die Veröffentlichung des ganzen Briefwechsels halten wir jedoch für entschieden verfehlt. Die Thätigkeit des Herausgebers endlich kann auf Lob keinen großen Anspruch erheben. Der Abdruck der Originale scheint allerdings correct und sorgfältig gemacht zu sein, aber die Anmerkungen sind ziemlich dürftig und erläutern meist nur Bekanntes. Wie wenig der Herausgeber mit der einschlagenden Literatur vertraut ist, beweist schon der Umstand, daß er die angezogenen Stellen aus der Selbstbiographie der Louise Seidler nicht kennt, und daß er sich zur Charakterisirung seiner Heldin auf den Abdruck der betreffenden Stellen in der siebenten Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon beschränkt.

H. A. Lier.

Neue Romane.

1. Sonntagskind. Roman in sechs Büchern von Friedrich Spielhagen. Drei Bände. Leipzig, Staackmann. 1893. 8. 10 M.

Ein Märchen, wie es die Grundlage des vorliegenden Romans bildet, ist seit Tieck in der deutschen Literatur nicht begrüßt worden, und die Hauptgestalt dieser neuesten Dichtung Spielhagen's, Isabel, sie, das eigentliche Sonntagskind des Romans neben dem dichterisch wesenlosen Helden, ist eins der wenigen Sonntagskinder unserer neuern und neuesten erzählenden Poesie überhaupt. Diese

Isabel ist eins jener dichterischen Geschöpfe, wie sie nur in den glücklichsten Stunden des Genius sich erzeugen, um im verweilenden Glanze des goldenen Augenblicks der Conception jener Vollendung entgegenzureifen, zu welcher die Werke des menschlichen Geistes nun einmal allein stählerne Arbeit und innigste Hingebung emporzuheben vermag. Aber diese Isabel zählt zu den besten Gestalten der deutschen Poesie überhaupt. Sie darf sich ebenbürtig neben Goethe's Philine und Ottilie, wie neben Scheffel's Hedwig und Freytag's Ilse stellen. Vielleicht hat sie selbst zu viel Poesie in ihrem Wesen, um für ganz „modern" zu gelten. Aber auch das wäre motivirt genug: die Poesie des Waldes, die den Helden des Romans zum Dichter werden läßt, nimmt frühe schon des Kindes ganze Seele ein und hält sie nun gefangen sein Leben lang. Aber doch nicht allmächtig. Isabel's Lebensklugheit und Lebensgewandtheit hält dem Idealismus ihres Mädchenherzens so sehr die Wage, daß sie in keiner Stunde ihres Lebens nicht Meisterin ihres Schicksals bliebe. Und sie meistert es dann so entschieden und erbarmungslos, daß sich die goldene Poesie schluchzend das Antlitz verhüllt. Diese Isabel, diese Mischung schlangenglatter Lebenskunst und ins Weite combinirender Berechnung mit mädchenhafter Schwärmerei und opferfroher jungfräulicher Liebe ist eins der Meisterstücke der Spielhagen'schen Dichtung. Da ist nirgends zu viel Licht, und doch erhöhen die Schatten nur den Zauber der lichten, einzigen Erscheinung. Schade, daß sie in der Glut ihrer eigenen dichterischen Schönheit sich so bald verzehrt. Ein Frauenleiden (Peritonitis, nicht wie der Druck behauptet [III, 80]: Peritinitis) setzt dem Liebesglück und den Triumphen des schönen Weibes das Ziel, ehe ihr die Frauenkrone im Glücke der Mutter geworden. „Es ist dafür gesorgt —." So zerrinnt Fee Maienmacht in den Armen des Liebsten ihren Freunden in der Leserwelt zu früh; und mit ihr erlischt das letzte geringe Interesse, welches dieser etwa für sich zu gewinnen wußte. Sein ganzes Ich steht zu sehr in der Luft. Er ist Dichter von Beruf, aber man wird zu wenig vertraut mit seinem Können und Streben. Seine Bildung hat keinen Anker. An ein Autodidaktenthum der Jugend glaubt der „Experte" nicht. Sein äußeres Treiben und Leiden, Gegängeltwerden und Siegen ist nicht glaubhaft; oder die Figur wird verleidet durch einen Bei- oder Nachgeschmack antiquirter oder abgespannt-forcirter Mache. Es handelt sich um einen Ableger Oswald Stein's bis auf das zweifellose blaue Halbblut. On revient toujours à ses premiers amours. So viel von den Hauptfiguren. Isabel wird durch diese Puppe im Frack nicht verdunkelt. Diese eine Gestalt macht das Buch zur Dichtung und wird Spielhagen's Namen aufs neue verherrlichen. Die Dialektik ist wie immer glänzend. Aber auch hier begleicht der Rechnung größte Summe Isabel's Esprit. Die Naturschilderungen sind wiederum bedeutend, wie bei Spielhagen immer; die Junker wiederum Schablonenarbeiten wie bei Spielhagen immer. Das hohe Lob des Buchs bleibt trotzdem zu voller Gültigkeit bestehen: es „weckt unendliche Sehnsucht" nach einer neuen Darbringung seines Meisters, des Schöpfers einer „Isabel".

2. „Tödte sie!" Von Balduin Groller. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 1892. 8. 3 M.

Ein farbenhelles Bild wiener Lebens rollt der Dichter auf. Da ist jeder Localton echt bis auf die geringfügigste gesellschaftliche Schattirung. Miezi, die schöne Schauspielerin, und ihr Gemahl, der österreichische Cavalier comme il faut, haben Saft und Leben: sie sind dichterisch wahr, wie der Boden, auf dem sie stehen und leiden, wie die Räume, in denen sie sich das Leben zum Paradies oder zeitweilig zur Hölle machen. Und die „Moral von der Geschichte"? Eine schneidende Negation des „Tuezla!" Ein Problem moderner Cavalierehre hat der Dichter so menschlich, wie edelmännisch, vor allem aber auf der Basis positiven Christenthums so männlich-entschieden wie fein poetisch zu lösen gewußt. Dem Verein der Bücherfreunde wünsche ich von neuem zu dieser frischen Blüte ihres Stammes Glück.

3. Nur ein Jude! Das Grundstück. Neue litanische Geschichten von Ernst Wichert. Leipzig, Reißner. 1893. 8. 3 M.

Immer wieder verpflichtet Ernst Wichert seine Getreuen zu Dank und neuer, lauter Anerkennung seines durch und durch reinen und originalen Künstlerthums. Wichert schreibt mehr mit dem scharfen Auge des Welt- und Seelenkenners als mit der Phantasie. Deshalb wird sich um das Lebensrecht seiner Figuren meist schwierig rechten lassen. Der Lebenskenner und der hohe Jurist werden einspringen für den Dichter. Um so liebevoller will ich diesen ein anderes mal wieder ins Auge fassen. Diesen litanischen Geschichten aber sei besonderes Lob gezollt ob der Gestaltlichkeit der Individuen und der scharfen Anschaulichkeit des landschaftlichen Unterbaues.

4. Die Junker. Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege. Von Burghart von Bülow. Leipzig, Ungleich. 1892. 8. 3 M.

Bewegte Scenen aus dem großen Kriege. Eingehende culturhistorische Studien berechtigen den Dichter, uns in so ferne Zeit und misliche Daseinsluft zu führen. Nur wäre zu wünschen, sprachliche Studien der Zeitlage und „Zeitläufte" wären den historischen Bemühungen nebenher gegangen. Diese Biedermänner conversiren nicht gerade à la fin de siècle, aber andererseits doch auch sehr verschieden von der Ausdrucksart der geprüften Leute der „großen schweren Noth". Die psychologische Arbeit ist sorgfältig. Die Handlung verharrt in einem förderlichen Trab.

5. „Ni". Roman von Gertrud Franke-Schievelbein. Berlin, Fontane u. Comp. 1893. 8. 3 M. 50 Pf.

Das Erstlingswerk einer reich begabten und vielseitig erfahrenen Erzählerin. Noch wirkt dieser und jener Ton

zu grell und die zwingende Logik der innern und äußern Entwickelung schneidet dem Leser mit zu bitterer Schärfe ins Herz. Noch ist der Dichterin ein höherer ethischer Ausgleich nicht gelungen und ihre poetische Gerechtigkeit behilft sich mit den Gesetzesparagraphen der Vererbungstheorie, welche das Individuum doch schließlich — ob correct, ob uncorrect — dem Boden der Selbstbestimmung entrückt und seine Willensacte krampfhaft verschnürt. Der furchtbaren Drohung des mosaischen Gottes hat der Geist des Christenthums ja längst die feurige Geisel entwunden. Gleichwol soll diesem kraftvollen Menetekel Gehör werden. Diese Künstlerin hält in ihrem Roman der eleganten, flatterhaften Melanie eine höchst kernige Predigt über die alte Warnung: „Spiele nicht mit der Sünde, denn sie sticht dich wie eine Schlange.“ Wer Ohren hat zu hören, der höre, und wer sich an den modernen belletristischen Bonbons den Magen verdorben hat, der lasse das gesäuerte Brot dieser erschütternden Malergeschichte nervstärkend auf sich wirken. Wir erwarten von der Erzählerin viel. Ihre Hauptfiguren sind lebenswahr und lebensvoll; aber freilich, deren Leben ist verfallen in seiner Blüte. Erbarmungslos präsentirt die Moral ihre Wechsel und die Dichterin ist nicht gewillt, sie zu Gunsten ihrer Lieblinge zu verlängern. Gertrud Franke ist nicht allein ein verheißungsvolles künstlerisches Talent, sie ist ein bereits voll ausgeprägter künstlerischer Charakter, über welchen die Kritik kaum Macht gewinnen wird; Talente lassen sich modeln, nicht ausgeprägte ethische Individualitäten. Unendlich fein, um ein Einzelnes herauszugreifen, ist die Dichterkrönung, welche das Motiv einer Radirung des unglücklichen Helden bildet; mir ist eine literarische Skizze von gleich grauenhafter Schönheit innerhalb unserer modernen erzählenden Literatur nicht gegenwärtig. Diese Zeilen indessen sollen nicht die Ausdehnung einer eingehenden Kritik gewinnen, sondern lediglich einen Heroldsruf bedeuten, der unserm Leserkreise den hellen Aufgang eines neuen, zukunftsreichen erzählenden Talentes kündet.

Adalbert Schroeter.

6 Die Beichte eines Thoren. Von August Strindberg. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893. 8. 4 M. 50 Pf.

Die schon durch die Ankündigung dieses Romans wachgerufenen Befürchtungen werden durch das erschienene Buch zu widerwärtiger Wirklichkeit. Quo usque tandem? möchte man fragen. Wie lange noch wird sich das deutsche Volk solche Sudeleien bieten lassen. Nur die kurze Bemerkung noch: so schreiben durfte nur, wer in der Abwehr, in der Vertheidigung seiner Mannesehre stand, — und diesen Charakter einer öffentlichen Rechtfertigung trägt das Buch besonders gegen Ende; — gerade aber der Rächer seiner Ehre mußte sich solche Schmutzwäsche vor der Oeffentlichkeit versagen. Hatte aber der Verfasser nicht diese persönliche Absicht, so begreife seine künstlerische wer will.

7. Die Menschen der Ehe. Von John Henry Mackay. Berlin, S. Fischer. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.

Ganz im Sinne der Jüngstdeutschen geschrieben, bringt das Buch die schon geläufigen Uebertreibungen, gründet es sich auf die absichtsvolle Einseitigkeit in der Betrachtung und Auffassung, vertritt es den Parteistandpunkt bis in die äußersten Folgerungen: „vernünftige Menschen kommen zusammen, wenn sie sich lieben, und gehen auseinander, wenn sie sich nicht mehr lieben.“ Es ist das eine merkwürdige Entdeckung vom Zweck der Vernunft, deren Auffassung von der bisherigen, auch innerhalb der neuesten Richtung, auffallend abweicht. Indessen, Mephisto hat im „Prolog“ auch eigene Gedanken über dieses Himmelslicht! — Eine andere Probe! „Es war die Moral der Bourgeoisie gewesen, — diese satte, selbstgefällige, verächtliche Moral, die keinem Gedanken standhielt, u. s. w.“; bezeichnend auch das „traurig genug“ auf S. 59. Held und Heldin in ihrem unbekümmerten Freiheitsdrang und ihrer Liebesfahrt nach Amerika erinnern an die phantastischen Gebilde weltentrückter Sorglosigkeit, wie sie die Romantik, Eichendorff z. B. im Taugenichts träumte. Wie man dort vom Dichter und Musikanten als dem allein wahren Menschen fabelte, so ist für die angebliche Wirklichkeitsdichtung der Gegenwart der Schriftsteller der Puppenstock, den sie mit dem Flitterstaat ihrer Klügeleien umkleidet.

Alle Achtung dagegen vor der Form der Novelle und der erzählenden Kunst des Verfassers. In dieser Hinsicht ist sein Werk ein Muster der Gattung.

8. Dora. Von Hermann Bahr. Berlin, S. Fischer. 1893. 8. 2 M.

Unter dem Titel „Dora“ sind drei Erzählungen vereint, deren Inhalt das Wesen und Treiben von Männern und Frauen auf dem Boden der freien Liebe darstellt. Der unerquickliche Stoff wird geradezu unleidlich durch die gesuchte Schreibweise des Verfassers. Der nervöse, heftige, abgerissene Stil mit seinen kurzen, unverbundenen, abgehackten Sätzen und Sätzchen wirkt bei längerm Lesen fürchterlich, so geeignet er sein mag, das was Bahr anstrebt, hervorzubringen: „Sensationen“. Ein förmlicher Platzregen von Eindrücken prasselt auf den Leser herab, in die beunruhigendste Schwingung wird ohne Ende das Gefühl gequält, wie der Wind eine weite Wasserfläche mit Wellengekräusel bedeckt, so peitscht der Verfasser seine Leser von Empfindung zu Empfindung hin und her, auf und nieder, vor- und rückwärts. Schade, daß so viel wirkungssichere Kraft und fein berechnendes Vermögen vergeudet wird an die Niederungen des Lebens. Aber fast scheint es, als läge vor Bahr's Blick das ganze menschliche Dasein als Ebene, als Fläche ohne jede Erhebung und jeden Niveauunterschied. Nicht eine seiner Gestalten, die gesund, nicht angefressen, tüchtig wäre. Selbst den Ingenieur Schlicht, der allein Anlage zu einer kernigen Mannheit hat, verwandelt er in ein Zerrbild, in dem

noch erträglich erscheint der Zug: „ein bischen philisterhaft und preußisch“. Diese Gleichung findet sich auch sonst bei Bahr, so wenn Bludinski am dritten Orte sich und Schlicht's Gattin einschreibt als: „Johannes Schlaf, Schriftsteller aus Berlin, sammt Gemahlin. Der Wirth verneigt sich. Er hat schon gehört. Das macht ihnen unbändigen Spaß. So rächen sie sich an der neuen Literatur der Berliner, weil sie langweilig ist. — — Wahrscheinlich sind sie (die Holz, Schlaf, Tovote) gar nicht verheirathet; sie schreiben so unverheirathet.“ Ist diese persönliche Bemerkung Bahr's nun objectiv ein Lob oder Tadel für die Berliner?

9. Das Laster. Roman von Friedrich von Stein. Leipzig, W. Friedrich. 1893. 8. 5 M.

Diesen socialen Roman nennt der Verfasser in der „Widmung“ sein erstes Geschaffne (sic!). So sei es kurz ausgesprochen, daß er sich damit gut in der deutschen Literatur eingeführt hat. Was dem Blicke des geübten Beurtheilers vielleicht als Merkmal des Erstlingsversuchs erscheinen möchte, eine Auswahl der Beiwörter, die hin und wieder den Eindruck des Gesuchten macht, betrachte ich als einen Vorzug der sorgfältigen Arbeit. Vortrefflich ist die Personenzeichnung. Hier ist alles lebendig angeschaut und wird dem Leser zu anschaulichster Gegenständlichkeit gebracht. Und dabei ist die Zahl der individuell erfaßten Gestalten nicht gering. Trefflich ist auch die sichere Führung der mannichfaltigen Fäden der Handlung, die, in Paris spielend, sich auf socialistischen Ideen aufbaut. Diesen steht in ihrem Kern der Verfasser nicht ablehnend gegenüber, um so bitterer aber verwirft, um so schärfer bekämpft er die oder den bisherigen Weg zu ihrer Verwirklichung. „Wenn Sie einigen wenigen Menschen ein lebenswürdiges Dasein bieten, haben Sie unserer Göttin besser gedient, als wenn Sie Unfrieden in die Herzen von Tausenden säen“; und: „Ich habe einsehen gelernt, daß das Heil nur vom langsamen, stetigen Fortschritt zu erwarten ist. Ein Thor jeder, der da wähnt, diesen Fortschritt hemmen zu können — aber ein Thor nicht weniger, der da wähnt, mit Menschenhand ihn beschleunigen zu dürfen.“ Dies Ergebniß, zu dem einen der Helden sein bewegtes Leben geführt hat, ist durchaus annehmbar, so wenig es neu ist. Das muß zunächst nicht ein Vorwurf gegen den Verfasser sein. Ich weiß nämlich nicht, ob ich in der Thatsache, daß er jene Erkenntniß seinem Weltverbesserer erst nach einer Reihe von Verfehlungen und Irrungen im Tode kommen läßt, eine Absicht von Stein's, eine Offenbarung hoffnungsloser Lebensanschauung sehen soll. Recht hätte er aber damit. Es gehört zur Tragik des menschlichen Daseins, daß jeder selbst seine Erfahrungen erleben muß, keiner sie für andere machen kann. Ist man zu der erwähnten Annahme für den Verfasser berechtigt und war somit seine Absicht, eine Seite der Menschheit gemäß dem Begriff des Romans auf bedeutungsvollem Zeithintergrunde zu klarster Erkennbarkeit zu bringen, dann hat er eine echt künstlerische Aufgabe gelöst und, wie ich wiederhole, in entsprechender Form. Doch die eigentliche Idee seines Werks ist die, daß nur Reinheit zu den höchsten Zielen befähigt und ihre Verwirklichung möglich macht, während das Laster alles und überall zerstört. Und so gibt der Verfasser ein farben- und figurenreiches Gemälde von den Verheerungen dieses Menschheitsfluches. Denn als solchen, als gegebenen und somit nicht ausscheidbaren Bestandtheil im menschlichen Wesen könnte man zunächst nach dem Verfasser das Laster auffassen. Damit fiele ein fahles Licht auf alle Bemühungen zum Wohle der Menschheit, das Zwielicht der Hoffnungslosigkeit, wenn nicht von Stein einer Gestalt Seelenadel und unbeflecktes Dasein wahrte. So unbedingt das Laster, die ihm fröhnen, zerstört, so unbedingt vermag der einzelne sich davon frei zu erhalten. Das mag genügen, des Verfassers neue und eigenthümliche Betrachtungsweise der wichtigsten Bewegung unserer Tage zu kennzeichnen.

Richard Friedrich.

Neue Dichtungen.

1. Aus der Mansarde. Neue Gedichte von Albert Möser. Fünfte Sammlung. Bremen, M. Heinsius Nachfolger. 1893. 8. 3 M.
2. Gedichte von Albert Zipper. Zweite Auflage. Leipzig, Gustav Körner. 1892. Gr. 16. 2 M.
3. Denksteine am Lebensweg. Dichtungen von Alex. Wysard. London, A. Siegle. 1892. 8. 4 M. 50 Pf.
4. Moderne Sonette und Vierzeilen von Wolfgang Madjera. Wien, Konegen. 1893. 8. 1 M.
5. Das große Jahr 1870—1871. Dichtung von Ernst Veit (Ernst Victor Schellenberg). Leipzig, Baldamus. 1892. 12. 80 Pf.

Es ist ein wohlthuendes Gefühl, wenn man unter all dem Wust der sogenannten Gedichte, die eigentlich keinen größern Werth haben, als daß sie das Buchdruckergewerbe und die bedrängte Papierindustrie noch einigermaßen beschäftigen, auch einmal Werke eines ernst zu nehmenden Dichters findet. Einen solchen Lichtblick im Dunkel unserer Dichterwelt gewährt Albert Möser, von dessen Gedichte die fünfte Sammlung unter dem Titel „Aus der Mansarde“ (Nr. 1) erschienen ist. Es ist ein echt Möser'sches Buch, wie es eigentlich heute nur noch von ihm, höchstens noch von seinem Freunde und Dichtergenossen, dem Grafen Schack, geschrieben werden kann.

Man hat schon oft die Frage aufgeworfen, wie es eigentlich komme, daß Möser trotz seiner hervorragenden Leistungen auf lyrischem Gebiete, und trotz der hohen An-

erkennung, die ihm von der Kritik gezollt wird, nicht zu den sogenannten populären Dichtern gehört. In der That, die Popularität ist ein merkwürdiges Ding; sie heftet sich so oft an den Namen eines recht zweifelhaften Geistes und kennt wirkliches Verdienst in Wissenschaft und Kunst nicht. Diese, wenn man so sagen darf, Verkannten mögen dann einen schwachen Trost in den Worten Albert Möser's finden:

Aber ihn, den Kränze der Welt nicht zierten,
Der oft darbend lebte des Lebens Jahre,
Dank der Nachwelt krönet ihn einst bei
Spätesten Enkeln.

Die Unpopularität Möser's ist indeß niemandem unbegreiflich, der einigermaßen die Zeit kennt, und die Bedingungen, die sie an den Dichter stellt, der auf die Freundschaft des großen Publikums irgend welchen Anspruch macht. Der vlämische Dichter Pol de Mont hat Möser einmal einen aristokratischen Dichter genannt, und da er darin recht hat, so hat er gleichzeitig auch die Erklärung für die geringe Liebe gefunden, die man im Volke den Schöpfungen Möser's entgegenbringt. Die materialistische und mehr oder weniger demokratisch angehauchte Stimmung unserer Zeit wirft ihren Schatten auch auf die Poesie, und schwärmt mit ihrer „neuen Schönheit" nicht mehr für Idealismus, Aristokratie und Classicismus; ja, sie kanns nicht mehr! Sinn und Verständniß dafür sind ihr abhanden gekommen, und es muß erst eine geistige Revolution wieder Klärung in die Geister bringen. Albert Möser gehört noch zu den Alten, und die alte Schönheit, das alte Ideal, das uns seither vorangeleuchtet hat, ist ihm gerade noch gut genug, und er dient ihm in seinen künstlerischen Bestrebungen noch gerne:

Laßt Schönheit um mich sein! Nach Schönheit dürstet
Die Seele mir schon seit der Jugend Tagen,
Die Schönheit schien mir ewig hochgefürstet.

Ihr Anblick stillt der Seele schlimmste Klagen,
Wer sie erschaut, wird aus dem Weltgetriebe
In lichtres Reich beschwingt emporgetragen.

Nie und nirgends hat Möser seine Grundsätze im Stich gelassen, um dem Geschmacke, oder — je nachdem — der Geschmacklosigkeit der Menge Rechnung zu tragen. Und möchte er auch ganz allein dastehen, es berührte seine Schaffenslust wenig:

Einsam machst du, göttliche Kunst; wer immer
Treu dir dient und unsischem Amt sich zuschwor,
Kaum gekannt hingeht er und fast ein Fremdling
Unter dem Volke.

Anderen Zielen fröhnet die Welt, des Marktes
Lauter Lärm zwingt nieder den Hall der Dichtkunst,
Der ein Echo nimmer erweckt in tonlos-
Nüchternen Seelen.

Aber doch kein anderes Los für seines
Tauscht je ein, wen weihend dein Ruf erkoren,
Wen schon früh mit weckendem Kuß Apollos
Lippe berührte.

Daß Möser in seinen Gedichten auch meist die alten und strengen Formen anwendet, daß er fast ausnahmslos Sonette, Terzinen, Oden, Hexameter u. s. w. schreibt, ist nur die logische Folge eines ausgeprägten Schönheitssinnes, der wenn auch vielleicht mit einer gewissen Pedanterie, doch andererseits aus innerstem Bedürfniß an dem hängt, was mit Großem in der Kunst eng verbunden ist.

Was Schönstes jemals der Natur gelungen,
Entreißt sie der Vergänglichkeit Gewalten,
Daß es besteht, von sichrer Form bezwungen.

Zudem liebt es Möser, an sich selbst die strengsten Anforderungen zu stellen, und die höchste Befriedigung findet er offenbar in der Ueberwindung der schwierigsten Formgesetze.

Daraus ergibt sich fast von selbst, daß Möser kein Liebes- und Frühlingssänger ist. Das Sonnige, Leichtblütige ist seine Sache nicht; sein Blick ist zu hoch hinausgerichtet, als daß er das Selbstverständliche im Leben nicht übersehen müßte:

Nie in der Brust laßt sterben die Sehnsucht mir
Nach einem Höchsten, welches die Welt nicht beut,
Nie im Wettstreit niedrer Zwecke
Laßt mich ein flaches Genügen finden.

Und er ist auch zu sehr Pessimist und philosophischer Grübler. Er genießt zwar, aber nicht des Lebens Freude, sondern mit philosophischer Gelassenheit das Leid. Im Frühling kommt er an einer Kirchhofmauer vorüber; andere dächten vielleicht an die Auferstehung, eine Frühlingsfeier der Todten, er sinnt, wann er wohl selbst begraben sein wird. An seinem Geburtstag versenkt er sich in den Gedanken an seinen Todestag, und er hofft, „während er im Lichte lebt, ein Meister zu werden in der Kunst des Sterbens."

Doch weil ein jeder Tag den Tod, den herben,
Mir bringen kann, so denk' ich jeden Tag,
Wenn ich erwache: ist es dieser wohl,
Der einst in's Reich der Nacht mich wird entführen?
Und wenn er's ist, wie oft im Lauf der Jahre
Wol kehrt er noch, eh' er sein Werk vollbringt?
Und jeden Tag sah ich im Geiste mich
Hinausgetragen an den stillen Platz,
Wo ew'ge Rast mein Leib einst wird erlosen;
Und während einmal nur im langen Jahre
Den Tag ich feire, der mir Leben gab,
Begeh' ich täglich still mein Todtenfest.

Selbst sein eigenes Töchterchen, an dem er mit der ganzen innigen Liebe des Vaterherzens hängt, vermag ihm nicht einen hellern Blick in die Zukunft zu eröffnen. Kaum wird jemand des Kindes Leben mit solchem Verständniß für die Kindesseele betrachten und geradezu rührende Worte dafür finden, aber es wird auch kaum jemand angesichts seines lebensfrohen Kindes nur an das dunkle Wirken eines widrigen Schicksals denken. Aber wie sehr Möser auch Weltschmerzphilosoph ist, er ist doch auch Künstler und Dichter, und gerade diese Trochäen an sein Töchterchen zeigen das in hellstem Lichte. — In einer „Bitte" an

die Himmlischen wünscht Möser, daß ihm bis ans Ende seiner Tage die Gabe des Gesanges erhalten bleiben möge. Die Gewährung dieser Bitte liegt bereits in seiner Natur. Möser ist ein Mensch, dessen ganzes Denken und Fühlen als Gedicht Form annimmt. Seine Gemeinde wird zwar nie viel größer werden, als sie ist, aber sie wird dafür auch stets aus Auserwählten bestehen.

Ein noch annehmbares Talent ist Albert Zipper, von dem wir an dieser Stelle schon einmal ein Werk lobend erwähnen konnten. Die vorliegenden „Gedichte" (Nr. 2) hätten in der Auswahl vielleicht etwas beschränkt werden können, im allgemeinen zeugen sie indeß von Talent. Wenn Albert Zipper sich bestrebte, die kleinlichen alltäglichen Stoffe, die schon so oft von echten und falschen Dichtern behandelt sind, mit bedeutsamern zu vertauschen, so würde der Dichter in ihm mit den höhern Zwecken auch wachsen. Die nothwendigen neuen Töne, um Lenz und Liebe, Winter und Weh wirksam zu besingen, stehen ihm nicht zu Gebote, und so viel Fähigkeiten er auch sonst besitzt, er findet sich, was Lenz-, Wald- und Liebe-Poesie mit ihren Variationen betrifft, aus dem abgetretenen Geleise nicht heraus. So erweckt denn der Quasi-Prolog zu den Gedichten, die dramatische Dichtung „der Künstler", weitergehende Hoffnungen für den folgenden Abschnitt „Erlebtes und Erschautes", als dann in Wirklichkeit erfüllt werden. An den Versen läßt sich zwar meist nicht viel tadeln, aber auch nicht viel loben. Recht kindlich muthen indeß die Brombeerlein an, die wir einmal pflücken müssen, und herzlich wenig Genuß bietet der Wald in den wir ein ander mal geführt werden. Von solchen Versen muß man sagen, daß sie nicht einmal Prosa, geschweige denn Poesie sind! Die erzählende Dichtung liegt Albert Zipper besser. So sind ihm nicht nur einige balladenartige Erzählungen gelungen, sondern auch in der deutschen Mär: „Der Meister von Blaubeuren", sind gerade diejenigen Gesänge die besten, die sich im Tone der Erzählung halten, wie z. B. der 13. Gesang: „Der letzte Sieg".

Ein Anhang des Buchs macht uns unter dem Titel: „Heimgebrachtes" mit Nachdichtungen aus dem Französischen, Englischen, hauptsächlich aber dem Polnischen bekannt. Ein Vergleich mit den Originalen ist zwar nicht immer möglich, aber die Darstellung Zipper's befriedigt; und das genügt in diesem Fall. Nur von einem Gedichte, den „Choral" von Cornel Ujejski hebt Zipper hervor, daß er sich metrisch an das Original gehalten habe. Der Choral ist ein erhebend wirkendes Gedicht des hervorragenden polnischen Dichters, eine Art Gebet, das unter dem Eindruck der Metzeleien geschrieben worden ist, die im Jahre 1846 die galizischen Bauern in vielen Dörfern an den Gutsbesitzern und deren Familien verübt haben.

Die „Denksteine am Wege" (Nr. 3) sind schon der dritte Band der Dichtungen von Alex. Wysard; das Buch trägt einen ganz privaten Charakter, und wenn nicht die Freunde und Bekannten des Verfassers daran Gefallen finden, an dem großen Publikum wird es spurlos vorübergehen. Die Gedichte behandeln zu viel Persönliches, sind an Geschehnisse privater und familiärer Art, an bestimmte Oertlichkeiten u. s. w. gebunden, und können den Fernerstehenden nicht interessiren, zumal da sie auch weder in Gedanken noch in der Form sich irgendwie auszeichnen. Die wenigen Gedichte, die vielleicht auf eigenen Füßen stehen könnten, sind in der Menge der übrigen sehr versteckt und in ihrer Umgebung wirkungslos. Das Buch zerfällt in zwei Abtheilungen: „Jugend, Minne, Ehe, Schicksal" und „Gott und Welt".

Aehnlich wie dieses Buch sind auch die „Modernen Sonette und Vierzeilen" (Nr. 4) von Wolfgang Madjera zu sehr Privatlyrik, um auf dem allgemeinen Büchermarkte Eindruck zu machen. Der Dichter singt auf mehr als 60 Seiten die Dame seines Herzens schwärmerisch an. Ist nun die Sonettform an sich schon viel zu gekünstelt, um der unmittelbaren Empfindung des Herzens den charakteristischen Ausdruck verleihen zu können, so kommt hier noch dazu, daß diese Sonette nicht auf der Höhe stehen. Zwar haben die Sonette Madjera's verschiedene Vorzüge, sie sind geschickt gemacht, und es spricht aus ihnen ein starkes Herzensleben, aber sie bleiben doch ein Liebes- und Leidensgesang, der außer Herrn Madjera und jener Dame — er verräth uns den Vornamen: Laura — die ganze Welt eigentlich nichts angeht. Die Kunst, das Individuelle zum Typischen zu erheben, geht Madjera noch völlig ab. Auch mit den Vierzeilen ist er nicht viel glücklicher. Es sind meist Strophen von wenig tiefem Gedankengang, die in ihrer Zusammenhanglosigkeit den Eindruck machen, als ob sie aufs gerathewohl aus größern Gedichten herausgerissen wären.

Das den alten und jungen Kriegern des Deutschen Reichs gewidmete Werk: „Das große Jahr 1870—1871" (Nr. 5) von Ernst Veit ist einem warmen patriotischen und zugleich poetischen Herzen entsprungen. Es behandelt in glatten, gedanken- und stimmungsvollen Versen den deutsch-französischen Krieg in zehn Bildern. Die Dichtung, die vom Kapellmeister A. Göpfert in Weimar in Musik gesetzt ist, ist schon mehrfach aufgeführt worden, und sie dürfte sich auch zur Aufführung für Militär- und Gesangvereine bei patriotischen Anlässen ganz besonders eignen.

Ernst Roeder.

Zur Physiologie.

Die Physiologie des Weibes. Von Paul Mantegazza. Aus dem Italienischen von R. Teuscher. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Jena, H. Costenoble. 1893. 8. 3 M.

An der Schwelle des Alters angelangt, schildert der Verfasser, nachdem er sein ganzes Leben lang den Menschen, seine Freuden und Schmerzen erforscht hat, die Physiologie des Weibes, welches er als Mutter, als Geliebte, als süße Lebensgefährtin, als Schwester und als Tochter geliebt und verehrt hat. Das Endergebniß dieser im Dienste seiner Religion, des Cultus des Schönen, entworfenen Schilderung ist, daß das Weib weder Engel noch Teufel ist, weder über dem Manne, noch unter ihm, sondern neben ihm steht. Sie ist ein Mensch mit vielen Tugenden und Fehlern, wie der Mann, aber mit andern Tugenden und Fehlern, als der Mann, da beide eine besondere Mission in der menschlichen Gesellschaft zu erfüllen haben.

Schon ehe die Reife beiden Geschlechtern ihren Stempel aufdrückt, zeigt die erste Dämmerung ihrer Gefühle und Gedanken einen Unterschied. Das Mädchen ist weniger lärmend und heftig, aber häuslicher und liebevoller, der Knabe hingegen mehr gewaltthätig, streitsüchtig, unfolgsam. Das Mädchen liebt ihre Puppe, der Knabe Säbel und Flinte. Die alten Griechen gaben ihren Töchterchen Puppen, die denen der unserigen ganz ähnlich waren; wenn dann das Kind heranwuchs, weihte es seine letzte Puppe der Göttin Aphrodite und hängte sie in ihrem Tempel auf. Die Puppe ist psychologisch die Vorläuferin des Kindes, und die Liebe und Sorgfalt, welche das Kind ihr zuwendet, bedeuten die erste Dämmerung des Muttergefühls.

Das Weib ist ganz von Mütterlichkeit durchtränkt. Auch wenn es unfruchtbar ist, auch wenn es als Jungfrau stirbt, trägt es in sich verborgen alle Schätze der mütterlichen Liebe, welche es nicht über die Häupter der eigenen Kinder ausgießen konnte. Um dieses biologische Skelett des Weibes drehen sich alle seine Kräfte, fast alle seine Tugenden, fast alle seine Schwächen. Die Krone der Mütterlichkeit erheischt es, daß das Weib, obwol es alle geistigen Anlagen des Mannes besitzt, sich von ihm psychologisch verschieden gestaltet. Es gibt im Herzen und im Kopfe des Weibes keinen Pulsschlag, keine Bewegung, keine Idee, welche nicht weiblichen Charakter hätten.

Bei dem Weibe herrscht der Altruismus, die Hingebung an Andere vor, bei dem Manne der Egoismus. Das Weib liebt fast immer mehr mit dem Herzen als mit den Sinnen. George Sand verleiht der Meinung ihres Geschlechts Ausdruck in den Worten: „Ich sage, ich glaube, man muß von ganzer Seele lieben oder in vollkommener Keuschheit leben, was auch daraus folgen möge."

Vollends ist die Mutterliebe ganz aus Wohlthun und Aufopferung zusammengesetzt. Sowie die Mutter, kann der Vater unmöglich die Kinder ins Herz geschlossen haben, weil sie die Schmerzenskinder der Mutter sind, welche sie in ihrem Schoße getragen und unter Wehen geboren hat. Also ist die Wartung und Pflege der Kinder schon nach Maßgabe ihrer Entstehung hauptsächlich der Mutter überantwortet; diese ist durch das innigste Band der Zusammengehörigkeit, welches sie mit den Kindern umschlingt, in erster Linie berufen, dieselben unter ihre Fittiche zu nehmen, zumal es dem Manne an der nöthigen Muße hierfür gebricht. Das starke Geschlecht muß als solches hinaus in das feindliche Leben, es kann die Liebe nur als eine Zierde des Lebens genießen; nach gethaner Arbeit erst kann es sich ihr hingeben, um in ihr Erholung und Aufmunterung zu neuer Mühsal zu finden. Mithin hat die Frau den vorwiegenden Antheil an der Entfaltung der Kinder. Sie hält unentwegt und selbstvergessen die Fäden ihrer körperlichen Entwickelung in den Händen und lauscht mit vorgebeugtem Ohre den Aeußerungen ihrer Vernunft, deren Sonne wol noch nicht mit ihrer Feuerscheibe am Horizonte glänzt, jedoch schon mit den ersten Strahlen die Gipfel der fernen Berge vergoldet. Gleich einem Reiher schwebt sie unhörbar still über dem Weiher einer reinen Kindesseele und spiegelt sich in seiner Flut. Sie flößt ihr als Lehrerin mit jeder Wahrheit, die sie lehrt, einen Tropfen jenes Nektars ein, welcher aus dem Herzen kommt, sie erzieht zugleich mit dem Unterrichte, und ihre Weiblichkeit stumpft, ohne es zu wissen oder zu wollen, den Stachel der männlichen Selbstsucht ab und überliefert mit dem Wissen zugleich Güte und Liebe. Sie kann nicht lehren, ohne zu lieben, und das Wissen bleibt für sie ein todter Buchstabe, wenn es nicht von Empfindung begleitet ist. Sehr feinsinnig bemerkt Mantegazza: „So lange die Religion in den Mühen des Lebens Trost und Hoffnung gewährt, so lange sie zur Beförderung der Civilisation und Moralität dienen kann, muß sie von der Mutter gelehrt werden, und ich möchte in den Schulen keine andern Lehrer sehen als Frauen. Gebt dem Weibe irgendeinen Glauben, den katholischen oder evangelischen, den buddhistischen, jüdischen oder muselmanischen, und es wird ihn zu einer Schule der Moralität, zu einer Pflanzstätte zarter, edler Gefühle zu machen wissen. Von Männern ertheilter Religionsunterricht ist mir immer wie eine dialektische Turnkunst, wie ein trockener Rosenkranz von Sophismen erschienen." — Eine Mutter liebt auch ihr Kind, wenn es häßlich, wenn es dumm, ja sogar wenn es schlecht und ehrlos ist. Sie hängt an dem verworfenen Kinde, das seinen Namen entehrt, seiner Familie Schande verursacht hat, mit schmerzlicher Zärtlichkeit. Verflucht und geächtet von jedermann, den Vater nicht ausgeschlossen, findet der Kain der Familie nur Zuflucht am mütterlichen Herzen, welches bis zu seinem letzten Schlage eine Hoffnung, eine Liebkosung, ein Wort der Nachsicht und des Mitleids für ihn haben wird.

Die Liebe des Weibes ist stärker, zarter, beständiger,

schamhafter, reicher an Seltsamkeiten und pathologischen Formen, vielleicht eifersüchtiger, jedenfalls hingebender und formenreicher. In den Büchern, im Stile, in den politischen und religiösen Ansichten, in der Moralität, im Charakter und in den Lebensgewohnheiten des Weibes steht dessen Liebe am Steuerruder, mag sie nun offenbar oder verhüllt auftreten. Sie ist das tiefinnerlichste Leitmotiv, die Seele jeder Erscheinung, der verantwortliche Urheber jeder Schuld und jeder Tugend.

Soll die Frau ihrer Sendung vollauf gerecht werden, dann muß sie der Stimme der Natur folgen, welche ihr aufs unzweideutigste zu erkennen gibt, daß ihr Entwickelungsgang sich in einer ganz andern Richtung zu bewegen habe, als der des Mannes, daß die Herzensbildung bei ihr vor der Geistesbildung den Vorrang haben müsse. Ihr Beruf ist es, zu lieben und geliebt zu werden, glücklich zu machen und glücklich zu sein. Nicht ein Schmuck des Lebens nur, das Leben selbst sei ihr die Liebe. Nicht das Gemüth allein soll sie ihr ausfüllen, von ihrem ganzen Wesen vielmehr soll sie Besitz ergreifen. Und diese ihre Bestimmung erfüllt sich nur dann, wenn sie nicht lüstern nach den Lorbern der Wissenschaft und der Kunst die Hand ausstreckt.

Die „Emancipation" der Frau hat trotzdem ihre Berechtigung. Sie ist durch ihren Beruf bedingt. Wenn es ihr gelingen soll, die Furchen auf des Gatten Stirn zu glätten, den Bann der unwirschen Laune, welche er etwa nach Hause bringt, zu brechen, die Verbitterung, die sich in ihm festzusetzen droht, im Keime zu ersticken, wenn es ihr gelingen soll, einen wohlthätigen erzieherischen Einfluß auf seinen Charakter zu üben, seine guten Triebe und Regungen zu vertiefen und verständnißinnig sein Denken auf höhere Ziele zu richten, dann wahrlich darf ihr Geist nicht brach darniederliegen, es muß sich zu der Herzensbildung eine tüchtige und würdige Geistesbildung gesellen; allein diese hat mit streng wissenschaftlicher Schulung und selbständigen geistigen Thaten nichts gemein. Nicht unmittelbar, nur mittelbar hat die Frau der Kunst und Wissenschaft ihre Kräfte zu weihen; indem sie mit zärtlicher Fürsorge in ihrer lieblichen, stimmungsvollen Häuslichkeit das Scepter schwingt. Neben jedem großen Manne findet sich ein geliebtes Weib. Die Liebe ist die Sonne des Genius. So sagte John Stuart Mill, er verdanke das Beste in seinen Werken seiner Frau. Und die deutschen Dichterfürsten hielten bei der Wahl ihrer Gattinnen nicht Ausschau nach den glänzenden, blendenden Lebenskünstlerinnen, an denen ihre Einbildungskraft sich erhitzt hatte; sie klopften vielmehr an die Pforten der Einfalt und Gemüthlichkeit.

Ueberdies ist nach der Ansicht unseres Verfassers durch die Natur dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. In dem Buche der Natur ist ein Gesetz in Granit eingegraben, welches besagt, daß die Natur das, was sie auf der einen Seite verschenkt, auf der andern ersparen muß. In das Weibliche übersetzt, lautet es: „Das Weib kann ebenso gut wie der Mann viel ästhetischen Geschmack, viel Feinheit der Beobachtungsgabe, viel Geist besitzen; es kann also ziemlich viel in der Poesie, in der Kunst, in Geschäften und in analytischen Arbeiten leisten. Im Schaffen, im Erfinden, in der Synthese leistet es wenig und erhebt sich niemals zu großer Höhe." Darauf entgegnen zahlreiche Frauen — unter ihnen auch die geniale Marie Baschkiritscheff, die in der Blüte ihrer Jugend starb und vielleicht eine der größten Malerinnen des Jahrhunderts geworden wäre —, im Chor: „Ja, es ist wahr; es gibt nur sehr wenige berühmte Frauen. Ja, wir haben Euch weder die Magnetnadel, noch die Elektricität, noch den Dampf, noch Amerika gegeben, aber nicht, weil wir zu ruhmvollen Entdeckungen und Erfindungen unfähig wären, sondern weil Ihr uns nicht erzogen habt. Gebet uns dieselbe Erziehung, so werden wir Euch gleichkommen." Mantegazza bescheidet sich damit, diese Antwort unbescheiden und ungerecht zu nennen. Ich möchte es ihm indeß hierin nicht gleichthun, sondern es der Zeit überlassen, über die Behauptung von der geistigen Gleichheit der Geschlechter zu richten; denn Rückert hat treffend gedichtet:

„Es ist ein wahres Wort: der Künstler wird geboren,
Doch jede Wahrheit wird Irrthum im Munde der Thoren.
Geboren wird mit ihm der Kunsttrieb, nicht die Kunst;
Die Bildung ist sein Werk, die Anlag' Himmelsgunst."

Bernhard Münz.

Aus der Zoologie.

Zoologische Vorträge. Herausgegeben von William Marshall. Leipzig, R. Freese. 1892. Gr. 8. 9 M.

Seit unserer letzten Besprechung sind von den „Zoologischen Vorträgen" drei weitere Hefte (9—11) erschienen, welche sehr heterogene Themata behandeln, aber alle reich an interessanten und belehrenden Mittheilungen sind.

Im neunten Heft (48 S.) bespricht Konrad Keller „Alpenthiere im Wechsel der Zeit".

„Und wo der Mensch hinkommt mit seiner Qual, da hört nicht nur die Natur auf, neue Thierformen zu erzeugen; die längsterzeugten verschwinden theils, theils schmelzen sie in hohem Grade zusammen." Diese Worte F. von Tschudi's, welche unser Verfasser als Motto seiner Darstellung vorangehen läßt, sind gleichsam der zusammengedrängte Inhalt derselben; denn in der That, was schon Sophokles aussprach, es bewahrheitet sich immer von neuem: „Vieles Gewaltige lebt, nichts Gewaltigeres als der Mensch!" Nach einem „Rückblick in die Diluvialzeit" und auf die Thierwelt der Höhlen- und Pfahlbauzeit werden wir mit der alpinen Thierwelt in

historischer Zeit bekannt gemacht. So verschieden im allgemeinen die Gegenstände sind, welche der christlichen Theologie und der Zoologie als Ziel der Forschung dienen, so kann doch zuweilen auch die letztere von den Vertretern der Gottesgelahrtheit etwas lernen, und sei es auch nur in dem Zusammenhange, daß, wie unser Verfasser versichert, der Küchenzettel eines Klosters mindestens so zuverlässig wie das beste naturhistorische Handbuch sei. Wir erfahren nämlich aus den „benedictiones ad mensas", welche im Kloster St. Gallen üblich waren, alle jene Thiere, welche an der reichbesetzten Tafel desselben aufgetragen wurden und so auch, daß um das Jahr 1000 Ur und Wisent noch im Gebiete der Alpen gelebt haben und gejagt wurden. Was uns Keller im einzelnen über diese beiden mächtigen Rinderarten, die in unsern Tagen bekanntlich nicht mehr zu den Alpenbewohnern gehören — der Ur ist ja überhaupt ausgestorben — mittheilt, ist von ganz besonderm Interesse, kann aber hier nicht wiedergegeben werden. Aber auch andere Thierformen, die sich viel länger im Kampfe ums Dasein erhalten haben, sind zuletzt dennoch erlegen. „Seit vielen Decennien kann man dem Steinbock das schweizerische Bürgerrecht nicht mehr zuerkennen." Von den Hirschen, die einst in den Alpen heimisch waren, ist zuerst das Rennthier, dann das Elenn verschwunden, und sogar Damwild und Edelhirsch können auf dem ganzen Gebiete der Schweiz seit Anfang dieses Jahrhunderts nicht mehr als Standwild betrachtet werden, sondern erscheinen hier und da nur als Ueberläufer aus den Nachbarländern. Ferner ist der Biber seit diesem Jahrhundert in der Schweiz völlig erloschen; 1872 wurde hier der letzte Luchs erlegt; der Bär geht seinem Untergange entgegen; seit 1887 scheint auch der Lämmergeier hier keine Stätte mehr zu haben.

In einem Kapitel „Periodische Veränderungen und zufällige Gäste" spricht der Verfasser besonders über die Zugvögel, von denen ein großer Theil die Alpen zweimal im Jahre passirt, um die nordische Heimat mit dem Süden zu vertauschen und umgekehrt, und theilt uns bei dieser Gelegenheit auch einiges von seinen Erfahrungen aus Afrika mit. Zum Schlusse sind der „Wiederbevölkerung der Alpen" ein paar Worte gewidmet, ein Bestreben, welches jedem Naturfreunde sehr willkommen sein muß, für dessen Erfolge aber die Erwartungen nicht allzu hoch gespannt werden dürfen. Daß es dagegen durch energisches Eingreifen des Staates gelingt, einem weitern Rückgange der noch lebenden Thiergeschlechter entgegenzuarbeiten, haben die mit den Murmelthieren und Gemsen gemachten Erfahrungen gelehrt.

„Schmarotzerthum in der Thierwelt" von Arthur Loos, ist der Titel des 180 Seiten umfassenden zehnten Heftes. Der sehr interessante Gegenstand ist mit viel Geschick in übersichtlicher und allgemein verständlicher Form behandelt, sodaß diese Arbeit, nächst der Einleitung zu dem bekannten Parasitenwerke des Altmeisters Leuckart, das Beste genannt werden darf, was wir über dieses Thema in der Literatur besitzen; sie entspricht deshalb auch einem wirklichen Bedürfnisse der Gegenwart. Denn das treffliche Werkchen P. J. van Beneden's „Die Schmarotzer des Thierreichs" ist bereits 1876 erschienen, und darum in mehrfacher Hinsicht veraltet und erweiterungsbedürftig.

Nach einer Besprechung der Pseudoparasiten und Commensalen geht der Verfasser zu den echten Parasiten über, hebt die verschiedenen Grade dieser eigenthümlichen Lebensweise hervor, schildert die Beziehungen derselben zum freien Leben, und behandelt alsdann die Schmarotzer aus der Klasse der Insekten, die beiden Nematodengattungen Gordius und Mermis, die Schmarotzer unter den Krebsen, die als Heterogonie bezeichnete eigenthümliche Entwickelungsweise gewisser Fadenwürmer (Rhabdonema, Leptodera) und den „Brutparasitismus" der Hymenopteren (Kukuksbienen). Ein weiteres Kapitel sucht die Entwickelung der parasitischen Lebensweise aus dem ursprünglichen freien Leben (besonders an den Beispielen der Rankenfüßler und Binnenasseln) darzulegen, und unter den Ueberschriften „Einfluß der parasitären Lebensweise auf die Organisation und auf die Entwickelungsgeschichte der Parasiten" werden eine Menge besonders interessanter und lehrreicher Beobachtungen über die Anpassungsfähigkeit des thierischen Organismus vorgeführt. Es kommt der Hermaphroditismus vieler Parasiten zur Sprache, die eigenthümliche Entwickelung der in Hummeln schmarotzenden Sphaerularia bombi, der Strepsipteren, der Pflasterkäfer, der Trichinen und anderer Nematoden, der Pentastomen oder „Zungenwürmer", wobei sich Gelegenheit bietet, die mannichfachen Wege der Uebertragung parasitischer Brut, die Entwickelung mit einem „Zwischenwirth" u. s. w. darzulegen. Unter dem Gesichtspunkte des „Generationswechsels" wird die sehr complicirte Entwickelung der Saugwürmer und Bandwürmer (für deren Auffassung als Thierstöcke der Verfasser antritt) des Nähern auseinandergesetzt, ein Gebiet, auf welchem die Wissenschaft unserm Autor eine Reihe eigener Forschungen verdankt. Das Schlußkapitel ist der in vielfacher Hinsicht sehr interessanten „Geschichtlichen Entwickelung unserer Kenntnisse von den Parasiten" gewidmet. Wir empfehlen das Studium des Loos'schen Werkchens aufs angelegentlichste.

Das elfte Heft endlich bringt „Altes und Neues aus dem Haushalte des Kukuks" von Eugène Rey. (108 S.) Es dürfte wol kein zweiter Ornithologe und Oologe über ein so reiches Material von Kukukseiern im Zusammenhange mit den Gelegen der Pflegeeltern verfügen wie Rey, der deshalb in hervorragender Weise berechtigt ist, seine Erfahrungen über die vielbesprochene Fortpflanzung des Kukuks der Oeffentlichkeit zu übergeben. Er ordnet seinen Gegenstand nach folgenden zu Ueberschriften gewählten Gesichtspunkten: „I. Imitative Anpassung der Kukukseier an Eier der Nestvögel"; „II. Kennzeichen der Kukukseier (nach Färbung und Zeichnung, Form, Größe und Gewicht)"; „III. Falsche Kukukseier (meist sogenannte Doppeleier)"; „IV. Die Nestwahl"; „V. Das Entfernen von

Nesteiern"; „VI. Die Legezeit"; „VII. Gleiche Weibchen, gleiche Eier"; „VIII. Zusammenstellung der Eier aller Kukuksweibchen, von denen mehrere Eier aufgefunden wurden"; „IX. Wieviel Eier legt der Kukuk jährlich und in welchen Abständen geschieht dies?" Beinahe die Hälfte des ganzen Heftes wird von dem Kataloge der zu Grunde gelegten Sammlungen von Kukukseiern (nebst Angabe der Nestvögel, des Fundorts, der Maße, Gewichte u. s. w.) eingenommen, unter denen diejenige Rey's mit 526 Nummern figurirt! In mehrern Holzschnitten werden Kukukseier wiedergegeben, welche sich noch im Leitungsapparate des Vogels befinden. Dabei bezeichnet der Verfasser denjenigen Theil, in welchem das Vogelei seine definitive Ausbildung erfährt, irrthümlicherweise als Kloake, statt ihn nach dem allgemeinen Sprachgebrauche Uterus zu nennen. Wenn man über die Berechtigung dieser letztern Bezeichnung streiten könnte, so verbindet doch der Zoologe mit dem Ausdruck „Kloake" einen ganz bestimmten morphologischen Begriff, der jede Verwechselung mit einem andern Theile im Organismus der Wirbelthiere ausschließt.

Die Ergebnisse, zu denen Rey durch seine Untersuchungen gelangt ist, sind in mehrfacher Hinsicht von unserer bisherigen Anschauung abweichend und etwa die folgenden. Die Eier unseres Kukuks sind in Bezug auf Färbung und Zeichnung viel variabler als bei irgendeinem andern Vogel. Ihre Hauptkennzeichen liegen in der Form, im hohen Gewicht der Schale und ganz besonders in der großen Festigkeit der Kalksubstanz. In Bezug auf Färbung und Zeichnung imitiren sie meistens den Typus der Eier einer der gewöhnlichen Singvogelarten, manche zeigen einen Mischtypus und wieder andere repräsentiren einen eigenen, mit dem anderer Eier nicht vergleichbaren Charakter. Eine regelmäßige oder verhältnißmäßig häufige Anpassung der Eier des Kukuks an diejenigen der Pflegeeltern läßt sich in sehr wenigen Fällen (Gartenrothschwänzchen, Bergfink, Dorn- und Gartengrasmücke, Teich- und Schilfrohrsänger), constatiren; in den meisten Fällen ist eine derartige Uebereinstimmung ziemlich selten oder kommt überhaupt nicht vor. Die meisten Kukuksweibchen pflegen ihre Eier nur einer bestimmten Vogelart anzuvertrauen, und legen nur im Nothfalle in die Nester anderer, zunächst ähnlich bauender Arten; ferner benutzen sie fast immer ein und dasselbe, oft engbegrenzte Revier zur Unterbringung ihrer Eier. Weder der Eierstock noch die Ausbildung der Eier des Kukuks, lassen irgendwelche Anomalie im Vergleich mit andern Vögeln erkennen. Der Kukuk legt in einem Jahre bis zu zwanzig und mehr Eier, eine Thatsache, welche vielleicht den Brutparasitismus unsers Vogels veranlaßt. Die Ablage der Eier geschieht einen Tag um den andern, und jedes Kukuksweibchen legt unter normalen Verhältnissen während der Dauer seines Lebens gleiche oder fast gleiche Eier und in jedes Nest nur ein Ei. Wenn sich in einem Neste mehrere Kukukseier finden, was gar nicht selten vorkommt, so rühren sie auch von mehrern Weibchen her. Die Fortpflanzungszeit des Kukuks richtet sich nach der der Pflegeeltern und ist örtlich oft wesentlich verschieden, sowol in der Dauer wie in dem frühern oder spätern Beginne. Bei der Ablage seiner Eier entfernt der Kukuk meist ein oder mehrere Nesteier; dies thut er zuweilen einen Tag vor dem Legen; hierbei hat er oft heftige Kämpfe mit den Eigenthümern der Nester zu bestehen, und büßt infolge dessen nicht selten sein eigenes Ei ein.

O. Taschenberg.

Feuilleton.

„Von anderer, hochstehender Seite dazu gedrängt" veröffentlicht Freiherr von Hammerstein in dem Büchlein „Briefe berühmter Zeitgenossen" (Zürich, Verlags-Magazin, 1892), wie er in der Vorrede zum angezeigten Werkchen sagt, eine Sammlung von Briefen, die er „im Laufe der Zeit von verwandtschaftlich, freundschaftlich oder politisch ihm nahestehenden Personen empfangen hatte". Jedem Briefe ist ein kurzer Lebensabriß des Verfassers vorgesetzt, sodaß Brief und Biographie dem Leser wirklich eine „knappe Charakteristik von jedem der Schreiber" verschafft; denn „le style c'est l'homme". Für Handschriften-Entzifferer ist am Schlusse bemerkt, „daß die Autographen sämmtlicher Briefe außer dem des Fürsten Bismarck, der dem Märkischen Museum überwiesen wurde, in der Redaction zu besichtigen sind". — Diese Vorrede und das Nachwort sind mit dem nöthigen Ernste verfaßt, um den Inhalt der nun folgenden zwanzig Briefe desto mehr wirksam zu machen. Sie sind nämlich nichts anderes, als eine theils humorvolle, theils sarkastische Beleuchtung von allerhand Leuten und Gegenständen. Schon nach dem zweiten Briefe ist man sich klar über die vorgeschriebenen Absender und über den fingirten Empfänger. Eine ganz neue Art, sich über Welt und Menschen lustig zu machen, bei der der Verfasser sicher die Lacher auf seiner Seite hat. Ob aber alle die vorgeschobenen Briefschreiber dieselbe lachende Miene zu diesem Spiele machen werden, scheint mir zweifelhaft.

Die Briefschreiber gehören meist den conservativen Kreisen an. Da ist zunächst Landrath Werner von der Schulenburg, der als erster mit seinem Namen als Folie dienen muß. Und die Frage über das „öffentliche Militärgerichtsverfahren", „die natürlich wieder diese demokratzige Opposition eingerührt hat", ist es, die er in dem Briefe behandelt: „ich habe nicht umsonst zwei ruhmreiche Kriege mitgemacht und das Eiserne Kreuz zweiter Klasse erhalten; ich weiß aus Erfahrung, daß die Disciplin durch seine öffentliche Gerichtsbarkeit nur leiden kann, während bei der jetzt üblichen geheimen auch die Gerechtigkeit weit besser wegkommt; bei einem öffentlichen Verfahren hat man Rücksichten auf das Publikum zu nehmen, urtheilt also schon nicht mehr objectiv, während bei dem geheimen die Herren Offiziere unter sich sind und die Sache weit ruhiger überlegen können. Auch würde die verd... liberale Presse bei jedem einzelnen Fall, wo man so einem Kerl einen Rippenstoß versetzt hat, gleich ein mächtiges Lamento erheben."

Der zweite der Briefschreiber, Friedrich Otto Heinrich, Reichsfreiherr von Friesen, macht den Redacteur der Kreuz-Zeitung aufmerksam auf einen großen Contrast, der zwischen der Haltung im politischen Theil des Blattes und dem Inseratentheil obwaltet:

„es macht doch, wie Sie sich denken können, allgemein einen schlechten Eindruck, wenn unsere Standesgenossen beim Lesen Ihrer Zeitung plötzlich auf den Namen Cohn stoßen". Der Antisemitismus spielt überhaupt in diesen Briefen eine große Rolle.

Köstlich gerathen ist der Brief des bairischen Bierbrauers Friedrich Lutz, der in „geradheraus'ger Sprache" sich beklagt, „daß er so herzlich wenig Aufträge von der conservativen Partei bekommt: „Ich bin nicht so auf's Geld. Aber seinen Verdienst muß schon jeder haben. Auch paßt mir nicht, daß ich noch immer bloß das allgemeine Ehrenzeichen herumtragen soll, während indessen — nun, meinetwegen. Das wäre alles und sämmtliches, hochgeschätzter Herr Freiherr. In einer solchen Krise müssen alle zum Wohle des Vaterlandes zusammenstehn. Also, bei Abnahme von mindestens zwei Faß will ich gern und willig 25 % Rabatt geben."

Hochwürden Christian Adolf Stöcker hatte dem Rector Ahlwardt seinerzeit 840 Mark geborgt, und schreibt nun: „Wenn ich bedenke, daß ich um der Juden willen auf meine 840 Mark warten muß, so stimmt mich das tief traurig. Du wirst mir nicht glauben, daß ich manche Nacht schlaflos verbringe, nur die eine Frage beständig ventilirend — wie bekomme ich meine 840 Mark wieder? Wohin sind wir schon gekommen? Das widerstrebt doch jeder Vorstellung von Freiheit und Civilisation — wenn man auf seine baar ausgelegten 840 Mark warten muß. O diese Juden! Der noch bestehende christliche Geist wird von dem jüdischen vollständig aufgesaugt. Wenn ich nicht bald meine 840 Mark wiederbekomme, muß ich glauben, daß Ahlwardt ein heimlicher Jude ist."

All das ist nur eine kleine Auswahl aus der lanx satura. Wir schließen mit dem kürzesten Brief der Sammlung. Fürst von Bismarck schreibt unterm 5. Mai 1891: „Friedrichsruh. Ew. Hochwohlgeboren! — Ich habe schon öfter betont, daß ich die conservative Partei für unfähig halte, das Deutsche Reich in seinem Bestande zu schützen. Bitte, mich also von jetzt an mit Ew. Hochwohlgeboren unnöthigen Zuschriften gänzlich zu verschonen. — Ganz ergebenst — von Bismarck."

— Das Schriftchen „Religion und Socialdemokratie. Von W. Herrmann" (Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr) will „evangelischen Männern zu einem sichern Urtheil über die socialen Zustände unsers Volks verhelfen". „Wenn es die Kirche", so heißt es hier, „mit rein wirthschaftlichen Bestrebungen zu thun hat, die den Bestand des Christenthums in der Gesellschaft nicht direct antasten, so wird sie eine Macht des Unheils und ruinirt sich selbst, sobald sie solche Bestrebungen im Namen der Religion bekämpft. — Wenn wir in diesem Kampfe doch Partei ergreifen, so thun wir das aus wirthschaftlichen Gründen, aber nicht aus religiösen. Denn das Christenthum hängt weder an der heutigen Gesellschaftsordnung noch an irgendeiner bestimmten Staatsform. — Wir werden also erstens uns dagegen wehren, daß der Socialismus, mit dem wir uns in geistiger Arbeit abfinden müssen, gewaltsam unterdrückt wird. Wir werden zweitens das Unserige dazu thun, daß eine starke Obrigkeit das Heft in Händen behält." — Diese Sätze werden aber nur in dem Falle als richtig und zutreffend hingestellt, wenn die Versicherung zuverlässig wäre, daß die Socialdemokratie als eine rein wirthschaftliche Richtung die Kreise der Religion nicht stören wolle und könne. Die weitere Beweisführung des Verfassers läuft deshalb dahinaus: Die Versicherung der Socialdemokratie, die Religion sei nicht Parteisache, sondern Privatsache, sei „eines der stärksten Irrlichter".

— Der Verfasser der Schrift: „Die staatlich-reformatorische oder die ultramontane Lösung der socialen Krisis. Nach einem Vermächtnisse Ignaz von Döllinger's. Von Lic. theol. Mücke" (Berlin, Walther u. Apolant) ist der Ansicht, daß die Socialdemokratie und der mit ihr eng verschwisterte Atheismus „nur durch die geistigen Waffen des in unserer kalten Zeit so sehr zurückgesetzten und oft verachteten Christenthums dauernd überwunden werden kann". Die Hauptaufgabe fällt dem nationalen Protestantismus zu. Der Verfasser gesteht aber dabei von vornherein ein, daß die sociale Frage zwar auf evangelischen Conferenzen, Congressen und andern Versammlungen weidlich erörtert worden sei, — aber ohne Erfolg bei den Massen: „Die gepflogenen Verhandlungen kränkeln insgesammt an des Gedankens Blässe, sind schöne Theorien gewesen und haben edle Ideale zu Tage gefördert. Aber dabei ist es auch geblieben." Die geräuschvolle Vielgeschäftigkeit, die entfaltet, und die Heilmittel, die empfohlen wurden, Generalkirchenvisitationen, evangelische Socialpolitik, conservative und religiöse Schriftenverbreitung und christliches Vereinswesen in seinen mannichfachen parochialen Verzweigungen, zu denen auch die allzu sehr überschätzten Hausväterverbände zählen, berühren und streifen wegen ihres exclusiven Gesammtcharakters kaum das Proletariat. „Das neue Heidenthum, welches in gewaltiger Ausdehnung bereits unter uns in den niedern Klassen heranwächst, kann nur dadurch wiedergewonnen und christianisirt werden, daß unsere Prediger, dem gebieterischen Nothschrei der Zeit folgend, hinein in die Arbeiterwohnungen und Volksversammlungen der Proletarier eilen, um mit heldenmüthigem Glaubens- und Liebeseifer mitten unter ihnen zu missioniren. Das bleibt die vornehmste und unerläßlichste sociale Berufspflicht des Geistlichen in unsern Tagen." Glaubt der Verfasser wirklich, daß durch diese Mission „die neuen Heiden" — „alle zeitlichen Verhältnisse, Standes-, Ranges- und Lohnunterschiede im verklärenden Ewigkeitslichte des göttlichen Wortes zu betrachten und aus ihm himmlische Stärkung und lindernden Balsam in allen Schickungen und Nöthen der Erde zu schöpfen" veranlaßt werden? Wir haben uns redlich bemüht, dem Buche gerecht zu werden, können aber keines unserer Worte zurücknehmen. Tiraden, wie „das weithin verderbende und entsittlichende Ideal dieser seelenverführerischen und den allgemeinen Umsturz predigenden Propaganda" haben jedes aufkeimende Interesse für das Buch in uns erstickt. Zur Charakteristik des Ganzen setzen wir noch — ohne jeden Commentar — hierher den Schlußsatz aus dem Vorwort: „Ja, es ist hohe Zeit, den unter uns eingenisteten Opportunismus, welcher sich sogar scheut, mitten unter den verwahrlosten und ungehobelten Kindern des Volks eifrig zu missioniren und darüber die Schmach des Kreuzes — die Schmach des Namens Christi, welche doch in solchem Falle zur herrlichen Ehre und Zier in den Augen aller Verständigen ausschlägt — zu tragen, und überdies das drohende Canossa, die Lösung der socialen Krisis durch die Jesuiten, nicht abzuwenden vermag, endlich mit dem alleinrettenden universell-biblischen Ideal und Organisationssystem zu vertauschen, welches in diesem Buche entwickelt wird."

— Es ist eine bekannte psychologische Thatsache, daß, wenn ein Dichter gewisse Mittel in zu hohem Grade anwendet, sie ganz anders wirken, als es beabsichtigt war. Malt er uns Gräuelscenen gar zu abstoßend ab, so wirkt er lächerlich, und will er uns um jeden Preis rühren, so bleiben wir kalt. In den letztern Fehler ist der Verfasser des Buchs „Ein Herzschlag. Erzählung von Karl Witte" (Berlin, M. Hochsprung, 1893) verfallen. Eine solche rührende Erzählung, wie sein „Herzschlag" ist, haben wir noch nicht unter den Händen gehabt. Man denke sich ein schönes Mädchen, das sich für ihren verbrecherischen Vater — er hat, um die Bedürfnisse seiner Familie bestreiten zu können, Unterschlagungen gemacht und steht vor der Entdeckung seiner Handlungen — opfern will und sich der Reihe nach unter Verzicht auf ihre wahre Liebe drei Männern anträgt, von denen sie der eine, den sie für reich hält, ausschlägt, weil sie nichts hat, der zweite, ein reicher Lebemann, wol zur Geliebten, aber nicht zum Weibe haben will, der dritte, ein fabelhaft reicher Buckliger, aus wahrer Neigung schließlich nimmt, um ihr durch seinen plötzlichen Tod im Augenblicke der Trauung vor dem Altar die Freiheit wiederzugeben. Das ist doch gewiß rührend und könnte allen Jungfern und höhern Pensionatstöchtern nicht warm genug empfohlen werden,

wenn die fatale Scene mit dem alten Roué nicht wäre, der das tugendreiche Töchterchen so gern zu seiner Maitresse machen möchte. Schade um diese Extravaganz des Verfassers! Er hat sich damit um sein Publikum gebracht, denn wir wissen nun in der That nicht, wem wir eigentlich sein Werk empfehlen sollten. Vielleicht finden sich aber doch noch einige mitleidige Seelen, die es mit der Moral nicht so ängstlich nehmen, und deren Thränendrüsen gut functioniren; ihnen legen wir Witte's „Herzschlag" dringend ans Herz.

— Es gibt Bücher, die den Referenten recht in Ungelegenheiten bringen können. Sie sind nicht schlecht genug, um einen ehrlichen Tadel zu verdienen, aber so langweilig und unbedeutend, daß man froh ist, wenn man sie gelesen hat, und verzweifelt, wenn man sie charakterisiren soll. Zu diesen Büchern gehören die „Licht- und Schattenbilder. Erzählungen aus dem Leben von Fanny Virndt" (Dresden, Naumann [L. Ungelenk], 1893), der wir nur aufrichtig rathen können, ihre Arbeiten einer strengern Selbstprüfung zu unterziehen. An gutem Willen mag ihr es ja nicht fehlen, wie die Erzählung „Antonie" beweist, aber zwischen Wollen und Vollbringen liegt ein weiter Abstand, den sie kaum zu ahnen scheint. Ihr Büchlein ist Dilettantenwerk, das vielleicht ihre nächsten Freunde und Freundinnen, aber sonst niemand in der Welt interessiren kann. Hätte sie sich damit begnügt, die Früchte ihrer Mußestunden jenen mitzutheilen, so ginge das niemand etwas an, da sie sich aber an die Oeffentlichkeit gedrängt hat, kann ihr der Vorwurf nicht erspart werden, diesen Versuch zu früh gewagt zu haben.

— Man muß es dem Verfasser des Werks: „Anton von Werner und die Berliner Hofmalerei. Von Friedrich Freiherrn von Khaynach" (Zürich, Verlags-Magazin, 1894) lassen, er nimmt sich kein Blatt vor den Mund — der leider aber nicht immer ganz reinlich ist. Er spricht hier vieles frank und frei aus — und das wäre sicher lobenswerth —, was andere nur zu denken oder im vertrauten Kreise zu äußern wagen. Etwa nur von A. von Werner und der berliner Hofmalerei? Nein, leider nicht! Darüber zu sprechen, bleibt jedem unverwehrt, wenn es nur in den Grenzen schriftstellerischen Anstandes geschieht. Aber der Herr Verfasser verläßt sein Thema, sobald ihm ein anderer halbverwandter Gegenstand einfällt, über den er seinem Aerger Luft machen kann. Dabei schlägt er häufig einen Ton an, der, gelinde gesagt, nicht zu ertragen ist. Er mag seine Redegewandtheit in den Dienst der Oeffentlichkeit stellen und die Schäden der Kunst, der Gesellschaft und Politik rücksichtslos brandmarken, es wird ihm nicht an tausendfältiger Zustimmung fehlen, und bei einigen Stellen der Schrift, wo er den Stumpf tüchtig aufrührt und Heuchelei und Kriecherei, Niederträchtigkeit und sittliche Verkommenheit gewisser Kreise schonungslos aufdeckt, wird ein ehrliches Gemüth den sehr kräftigen Auftrag seiner Kundgebung gern mit in Kauf nehmen. Aber als Ganzes betrachtet, ist sie ein Pamphlet gegen Kaiser und Reich, gegen Deutsch-, Preußen- und Christenthum, ein tückischer Pfeil aus schweizerischem Hinterhalte. Sie ist ein Zerrbild Scherr'schen Stils und Scherr'scher Ausdrucksweise, und ihre Lektüre hinterläßt oft nur die Empfindung des Ekels, nicht so sehr über das Geschilderte als über die Art der Schilderung. Daß Werner oft langweilig und phantasielos ist, daß er kalt, glatt, trocken und hart malt, ist schon oft gesagt worden; dazu brauchte es des aufgeregten Tones nicht. Und was das Charakterbild des Mannes anbetrifft, das uns der Verfasser entwirft, so möchten wir ihm rathen, sich zuvor zum Zwecke gerechter Beurtheilung einige seiner erklärten Lieblingsheroen der Kunst einmal daraufhin genauer anzusehen, ob wirklich das Gemeine, das jenen bändigt, so wenig Antheil an diesen hat, daß es gegen Werner's Schwächen einfach verschwindet. Die Art, wie er für andere, wie Klinger, Uhde und Liebermann eintritt, läßt schwer erkennen, ob er ihre Kunst, namentlich Klinger's Weise, wirklich zu würdigen versteht; jedenfalls werden sie alle drei nicht sehr davon erbaut sein, aus solchem Munde ihr Lob vernehmen zu müssen.

— Unser Mitarbeiter Karl Schrattenthal, der sich seit vielen Jahren eingehend mit der von Frauen geschaffenen Literatur beschäftigt, hat soeben unter dem Titel „Die deutsche Frauenlyrik unserer Tage" neun anregend geschriebene gehaltvolle Aufsätze zu einem Bande vereinigt, der bei Karl Naumburg in Leipzig erschienen ist. Reiche Kenntniß des übergroßen Stoffs, treffliches Urtheil, das sowol den Dichterinnen wie der Dichtkunst gerecht wird, und Geschmack zeichnen auch diese kleinen Essays aus. Als erster Versuch, dieses große Gebiet umfassend zu behandeln, ist das Buch sehr anerkennenswerth. Leider läßt sich das von der Ausstattung nicht sagen.

— Als dritte Auflage der Bauer-Frommann'schen „Etymologie" erscheint Dr. Konrad Duden's „Etymologie der neuhochdeutschen Sprache mit ausführlichem etymologischem Wörterbuch" (München, Beck). Der erste — abhandelnde — Theil bespricht die Lautlehre, die Wortbildung und den Bedeutungswandel; das Wörterbuch „enthält rund 3250 Wörter" auf 150 Seiten, was durch die knappe und doch alles Erforderliche bietende Fassung der Erläuterung ermöglicht wird. Den Vorzug der Kürze bei aller Vollständigkeit und wünschenswerther Klarheit bietet auch die Sprachlehre des erwähnten ersten Theils. Nimmt man die gewissenhafte Vorsicht des Herausgebers hinzu, der nirgends den Mangel wissenschaftlicher Begründung durch die Willkür unerweisbarer Annahmen zu verdecken sucht, so läßt sich das handliche, übersichtlich angelegte Buch recht sehr zu eigener Belehrung wie zu Zwecken des Unterrichts empfehlen, um so mehr als durchgängig die Ergebnisse der neuern Sprachforschung beachtet und verwerthet sind.

— Der dramatische Nachlaß E. von Bauernfeld's wird demnächst von F. von Saar im Cotta'schen Verlage in Stuttgart herausgegeben werden.

Bibliographie.

Brodbeck, A., Leib und Seele. Ihr gegenseitiges Verhältniß, zurückgeführt auf das psycho-physiologische Grundgesetz. Hannover-Linden, Manz u. Lange. 8. 1 M.

Dornburg, F., Aus der Weißen Stadt. Spaziergänge in der Chicagoer Weltausstellung und weitere Fahrten. Berlin, J. Springer. Gr. 8. 2 M.

Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek. 9. Jahrgang. 26. Bd. Des Seemanns Tagebuch. Roman von Gustave Toudouze. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von E. Wulkow. Stuttgart, E. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Hankel, P., Harald. Ein Lied der Liebe. Berlin, C. F. Conrad. 8. 75 Pf.

Hartmann, Mignon, Liebe und Leidenschaft. Berlin, R. Eckstein Nachf. 8. 2 M.

Jürs, H., Plattdeutsche Schriften. 1. Bd. Hoch un Platt, for Jeden wat. Humoristische Gedichte. 3. Auflage. Hamburg, G. Kramer. 8. 2 M.

Kröger, T., Der Schulmeister von Handewitt. Leipzig, Friedrich. 8. 2 M.

Lacroma, P. M., Ein Unglücksheld. Roman. Berlin, Janke. 8. 4 M.

Liliencron, D. v., Neue Gedichte. Leipzig, Friedrich. 8. 4 M.

Ohorn, A., Wenn sich zwei Herzen scheiden. Roman. Chemnitz, B. Richter. 8. 4 M.

Ratzel, F., Die Vereinigten Staaten von Amerika. 2. Bd.: Politische Geographie der Vereinigten Staaten von Amerika unter besonderer Berücksichtigung der natürlichen Bedingungen und wirthschaftlichen Verhältnisse. 2. Auflage. Mit 1 Kulturkarte und 16 Kärtchen und Plänen im Text. München, R. Oldenbourg. Gr. 8. 15 M.

Tetzner, F., Schlick. Neue Gedichte und Schilderungen. Leipzig, Claußner. 8. 2 M. 50 Pf.

Treumann, J., Zu hohes Spiel. Roman aus dem amerikanischen Leben. Berlin, Eckstein Nachfolger. 8. 2 M.

Virchow, R., Die Gründung der Berliner Universität und der Uebergang aus dem philosophischen in das naturwissenschaftliche Zeitalter. Rede. Berlin, Hirschwald. Gr. 8. 80 Pf.

Wanick, G., Grillparzer unter Goethes Einfluß. Bielitz, Fröhlich. Gr. 8. 80 Pf.

Witte, H., Pförtner Jubeltage. Aufzeichnungen zur Erinnerung an das 350jährige Jubiläum der Landesschule Pforta am 24., 25. und 26. Mai 1893. Rostock, W. Werther. 8. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zu Rudolf von Gottschall's siebzigstem Geburtstag
(30. September 1893).

Dramatische Werke
von
Rudolf von Gottschall.

Zweite Auflage. Zwölf Bändchen. Geh. 12 M. Geb. (in 4 Bände) 16 M.

1. Bändchen. **Pitt und Fox.** Lustspiel. Dritte Auflage.
2. „ **Mazeppa.** Geschichtliches Trauerspiel.
3. „ **Die Diplomaten.** Lustspiel.
4. „ **Der Nabob.** Trauerspiel.
5. „ **Katharina Howard.** Trauerspiel. Dritte Auflage.
6. „ **König Karl XII.** Geschichtliches Trauerspiel.
7. „ **Herzog Bernhard von Weimar.** Geschichtliches Trauerspiel.
8. „ **Die Welt des Schwindels.** Geschichtliches Lustspiel.
9. „ **Amy Robsart.** Trauerspiel.
10. „ **Arabella Stuart.** Trauerspiel.
11. „ **Auf rother Erde.** Drama.
12. „ **Der Vermittler.** Lustspiel.

Jedes Drama ist auch einzeln zum Preise von 1 M. zu beziehen.

Die Dramen Rudolf von Gottschall's erfreuen sich auf der Bühne, wo viele derselben zu den Lieblingsstücken des Repertoires gehören, wie bei den Freunden poetischer Lektüre entschiedenen und dauernden Beifalls.

Porträts und Studien.
Von
Rudolf von Gottschall.

Erster, zweiter, fünfter und sechster Band. **Literarische Charakterköpfe.**
8. Geh. 20 M. 80 Pf. Geb. 24 M. 80 Pf.

Dritter und vierter Band. **Paris unter dem zweiten Kaiserreich.** Culturbilder.
Zwei Theile. 8. Geh. 7 M. 20 Pf. Geb. 8 M. 20 Pf.

Die in diesem Sammelwerke enthaltenen Beiträge zur Geschichte der Literatur und Philosophie der Neuzeit sind von dauerndem Werth, ebenso die pariser Culturbilder und Darstellungen des französischen Theaterwesens.

Der Neue Plutarch.
Biographien
hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.
Herausgegeben von
Rudolf von Gottschall.

Zwölf Theile. Jeder Theil geh. 6 M., geb. 7 M.

Der „Neue Plutarch" bietet eine Porträtgalerie ausgezeichneter Persönlichkeiten der Geschichte, Literatur und Kunst aus der neuern Zeit, von der Reformation bis zur Gegenwart, und ist rasch zu einem Haus- und Familienbuche der deutschen Nation geworden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Insel Capri.
Idylle vom Mittelmeer
von
Ferdinand Gregorovius.

Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Diese elegante Separatausgabe der classischen Schilderung von Capri aus Gregorovius' „Wanderjahren in Italien" ist nach dem Wunsche des Dichters zunächst bestimmt, von den Besuchern Italiens mitgeführt zu werden; sie empfiehlt sich aber durch ihre zierliche Ausstattung auch für den heimischen Büchertisch.

Korfu.
Eine ionische Idylle.
Von
Ferdinand Gregorovius.

Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Seiner Skizze der Insel Capri stellte Gregorovius ein nicht minder anmuthiges Bild von Korfu an die Seite, jenem ionischen Eiland, das mit dem doppelten Reize griechischer Natur und homerischer Mythe geschmückt ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Liebe.
Aus den Papieren eines Fremdlings.
Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet
von
Max Müller.

Neunte Auflage.

8. Geh. 3 M. Geb. m. G. 4 M.

Das von dem berühmten deutschen Gelehrten Professor Max Müller in Oxford, einem Sohne des Dichters Wilhelm Müller, herausgegebene Buch, eine geist- und seelenvolle Novelle, empfiehlt sich als passende Gabe für die gebildete Frauenwelt.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 39. — 28. September 1893.

Inhalt: Wilhelm Scherer. Von Moritz Necker. — Die letzten Zeiten des deutschen Mittelalters. Von A. Baldamus. — Militärschriften. Von Victor Kurs. — Frauenschriften. Von Karl Schrattenthal. — Gedichtsammlungen. Von Richard Weitbrecht. — Psychologische Skizzen. Von Bernhard Münz. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Wilhelm Scherer.

Mit der Ausgabe der „Kleinen Schriften" Wilhelm Scherer's in zwei starken, reichhaltigen Bänden*) haben sich die Professoren Konrad Burdach und Erich Schmidt nicht blos ein Verdienst um den verstorbenen großen Gelehrten erworben, sondern auch die Freunde der Literatur zu warmem Danke verpflichtet. Zwar ist bei uns in Deutschland das Publikum für solche Sammlungen kleiner Schriften, Essays, Kritiken, Studien noch immer nicht groß, wenn man an die Franzosen und Engländer denkt, welche die kleine, aber schwere und kunstreiche Form mit Liebe pflegen; Scherer selbst weist gelegentlich einer Anzeige der Essays von Treitschke darauf hin. Aber wenn auch das Publikum klein ist, so ist es um so dankbarer und aufmerksamer, zumal wenn es bald dahinter kommen wird, daß Scherer gerade in der kleinern Form des Essays seine schriftstellerische Begabung auf das anmuthigste bekundete. Haben doch diejenigen, die ihn anfeindeten, und deren waren bei seiner Offenherzigkeit und seinem Eifer für die Wahrheit nicht wenige, ihm einen besondern Schimpf anzuthun geglaubt, indem sie ihn einen „Feuilletonisten" nannten. Wollte Gott, wir hätten viele solcher Feuilletonisten! Es ist durchaus nicht nöthig, daß sich Forscher und Schriftsteller in zwei verschiedene Berufsstände und zuweilen auch Parteien trennen. Es kann der Wissenschaft nur nützen und hat ihr auch genützt, wir brauchen nur an unsere großen Naturforscher der Gegenwart zu erinnern, wenn sie sich einer schönen Form bedienen kann, um ihre Funde und Erkenntnisse bequem mitzutheilen. Doch sind das schon zu häufig ausgesprochene Forderungen und im allgemeinen auch schon anerkannt genug, als daß wir uns dabei noch aufhalten müßten.

Wilhelm Scherer selbst war eine wesentlich künstlerische Natur. Er hatte keine Befriedigung am Forschen allein, sondern es mußte auch noch die Freude am Darstellen des Erforschten hinzukommen, wenn er abschließen sollte. Einen und denselben Stoff mehrmals zu gestalten, von verschiedenen Gesichtspunkten, von verschiedenen Stimmungen aus, in verschiedenen Stadien des Wissens: das war ihm ganz recht. Und mit der Feder in der Hand producirte er auch, die neue Behandlung desselben Stoffes war keine Wiederholung der alten, es fiel ihm immer was neues ein: in der Gruppirung, in der Reflexion. Es lebten zwei Seelen in seiner Brust: die des Schriftstellers und die des Forschers, und die Harmonie zwischen den Ansprüchen beider zu wahren, scheint sein Streben das ganze Leben hindurch gewesen zu sein. Das wissenschaftliche Gewissen und der künstlerische Sinn sollten sich nicht gegenseitig im Wege stehen, sondern vielmehr einander fördern. Darum sprach er zumal in seinen spätern Lebensjahren so häufig vom „Muth des Fehlens", den er an Jakob Grimm zumeist bewunderte. Denn er fühlte, daß oft der künstlerisch ahnende, construirende, nachhelfend schöpferische Sinn dem Forscher zur Seite stehen müsse, wenn er beim Versiegen der Quellen seines Wissens zu irgendeinem Abschluß kommen wolle. Der Forscher muß den Muth auch der rein persönlichen Ueberzeugung haben, denn die Objectivität der Naturwissenschaften läßt sich in der Geschichtswissenschaft niemals erreichen. Ottokar Lorenz, der mit Wilhelm Scherer befremdet war, mit ihm zusammen arbeitete und wol in allen Grundfragen Scherer's Gesinnung theilte, hat darum auch in seinem gedankenreichen Essay über Ranke mit Nachdruck auf die Souveränetät des Ranke'schen Urtheils in allerletzter Instanz hingewiesen. Die kritische Methode und Kunst sei in allen Ehren gehalten, und wir wollen sie als eine große Errungenschaft hochhalten und schützen: allein die Kritik allein macht noch nicht den Geschichtsschreiber, sondern ist nur seine Voraussetzung; es muß auch das Zusammenschauen der Thatsachen, das lebendige Nachfühlen der Charaktere, die sich auf der Weltbühne bewegten, hinzutreten, eine dichterische Kraft des Fühlens und Schauens: dann erst entstehen Geschichtswerke. Scherer theilte durchaus diese Ueberzeugung. Er

*) Kleine Schriften von Wilhelm Scherer. Herausgegeben von Konrad Burdach und Erich Schmidt. Berlin, Weidmann. 1893. Gr. 8. 23 M.

ward nicht müde, auf die nothwendige Arbeit der Phantasie in der Wissenschaft hinzuweisen, ein lebendiges Nachfühlen alter Dichtungen zu fordern, eine völlige Hingabe an die Vergangenheit, und mit dieser künstlerischen Grundforderung hingen alle seine Principien der Forschung, seine literarhistorische Methode und seine Poetik zusammen. Im Gefühle dieser künstlerischen Thätigkeit ging er ja (in der Poetik) so weit, aus seinen eigenen Erfahrungen als Historiker sich auch Aufschluß über die Thätigkeit der Dichter zu holen: ein Irrthum, aber ein sehr bemerkenswerther Irrthum. Poesie und Geschichte unterscheiden sich nicht blos durch das mehr oder weniger von Freiheit, die der Phantasie und ihrer erfinderischen Kraft eingeräumt werden. Die Thätigkeit der Phantasie selbst ist bei beiden doch verschieden; den tiefen Gemüthsantheil, den der Dichter an seinen Gestalten selbst nimmt und zu erzeugen fort und fort bestrebt ist, fordern wir nicht vom Historiker, der wenn auch nicht geradezu kalt, so doch weitaus kühler als der Dichter sich zu ihnen stellen muß. Er soll nur erklären, aber nicht erregen. Aber es hängt diese Ueberzeugung Scherer's auch mit seinem ganzen ästhetischen Bekenntniß zusammen. Er war wesentlich Realist als Künstler, und je älter er wurde, um so dringender ward in ihm diese Forderung nach klaren und concreten Anschauungen, um so weniger Freude, und man darf wol nach seiner Poetik schon sagen: Duldsamkeit hatte er für alle geistige Production, die sich nicht anschaulich, nicht sinnlich greifbar sozusagen, darstellen ließ: also gegen die Philosophie und auch gegen eine tiefer greifende Psychologie. Er hat sich selbst ohne Zweifel nicht wenig mit Philosophie beschäftigt; aber sein Naturell, das eminent künstlerische, konnte sich in die zumal speculative Richtung der deutschen Philosophie nicht hineinfinden. So wurde er ihr beinahe leidenschaftlicher Gegner, und wurde nicht müde zu betonen, daß weder die Philologie, noch eigentlich die Poetik von der Philosophie und Aesthetik Nutzen gezogen hätten. Das Wort „Idee" allein wurde ihm schon wegen seines Misbrauchs verhaßt. Er wurde Empirist bis in die äußersten Consequenzen und machte viel lieber Anleihen bei Adolf Bastian und Darwin, als bei Vischer und Schopenhauer. Mit nichts anderm als mit seinem realistisch künstlerischen Wesen hängt seine ganze wissenschaftliche Methode zusammen. Die Literaturgeschichte schrieb er wesentlich als Kunstgeschichte. Politische Leidenschaft war ihm keineswegs fremd, er bewies das in seinem praktischen Leben, wie man weiß, hinlänglich; aber aus seiner Wissenschaft bannte er sie. Geschichtsphilosophische Betrachtung verwischte ihm den Reiz der Persönlichkeit, die Buntheit der Individuen. Die Nachempfindung einzelner großer Kunstwerke erweiterte er auf die Nachempfindung ganzer Zeiträume. Literaturgeschichte dürfte kein Herbarium literarischer Urtheile oder bibliographischer Uebersichten werden, sondern ein Bild des ganzen mannichfaltigen Gemüthslebens der Nation in den bestimmten Zeiträumen. Dieses Leben in all seiner Beweglichkeit, in seinen zahllosen Beziehungen, die sich gegenseitig bedingen, mußte mit der Phantasie und mit dem Gemüth erfaßt werden, nicht so sehr um Lehren daraus zu ziehen, als zunächst blos um seiner selbst willen. Daher sein Satz in der Literaturgeschichte: ich will nicht urtheilen, sondern nur charakterisiren. Daher sein Haß jener Richtung, die nur die Spitzen der Literatur betrachtet, die kleinen Gipfel und Gipfelchen hingegen unbeachtet läßt. Ihm waren auch diese kleinern Erscheinungen beachtenswerth als Aeußerungen des historischen Lebens, das in seiner Mannichfaltigkeit, in seinem Reichthum mit dem der Natur wetteifert. Aus seinen rein philologischen Studien hatte er „die Andacht vor dem Kleinen", die er an Jakob Grimm rühmte, in die Literaturgeschichte herübergenommen. Ohne Zweifel war ihm Jakob Grimm, dessen Biographie er in lapidarem Stile schrieb, das Ideal eines Gelehrten, und seine innere Verwandtschaft mit dem Begründer der deutschen Philologie ist auch nicht zu verkennen. Denn die Seele aller wissenschaftlichen Arbeit Jakob Grimm's war gleichfalls seine eigene dichterische Weltanschauung. Nur waren der Geschmack Grimm's und Scherer's so verschieden als ihr Zeitalter: jener war Romantiker, dieser Realist. Man merkt das auch an der Auswahl jener zeitgenössischen Dichter, denen Scherer seine besondere Sympathie zuwandte: Freytag, Gottfried Keller, Anzengruber erfreuen sich seiner besondern Schätzung, und auch die Art, wie er überhaupt die Dichter bespricht, ist folgerichtig realistisch, sie geht mit Vorliebe auf Erforschung des Verhältnisses zwischen Original und Nachahmung, auf den Vergleich von Rohstoff mit dichterischer Bearbeitung. Den Gedankengehalt eines Dichters als solchen auseinanderzusetzen, war nicht seine Liebhaberei, ja, er schätzte diese Seite der kritischen Arbeit wol überhaupt nicht sehr hoch, und wenn ihn eine Schöpfung, wie Figura Len z. B., zur Bewunderung hinriß, so regte ihn das nicht zur weitern Analyse oder zu Reflexionen an, sondern er hörte auf: geht hin und seht euch selbst das Bild an. Darum kann man sich sehr wol auch einen tiefer greifenden Meister der Charakteristik denken, eine grüblerische Natur, welche Scherer's Scheu vor dem „abstracten" Denken nicht theilt. Ein Essay wie derjenige Vischer's über Gottfried Keller ist doch auch nicht kurzweg als abstract abzulehnen, und führt wol tiefer noch in das Wesen der Persönlichkeit des Dichters ein, als es Scherer's Methode zu thun vermochte. Uebrigens darf nicht übersehen werden, daß gerade Scherer selbst Vischer aufrichtig anerkannt hat (in den Aufsätzen über Goethe, in einer in den kleinen Schriften wieder abgedruckten Anzeige des Buchs „Altes und Neues"), wenn er auch in der Poetik bemerkt, daß er von seiner Aesthetik nicht viel gelernt habe. Und das ist auch einer der Züge, die den Schriftsteller Scherer so interessant und fesselnd machen: seine große Aufrichtigkeit, seine volle Hingebung an die Sache, seine große Freude am Lernen und Erwerben von Resultaten, die andere gefunden haben. Ein Beschäftigung mit literarischen Erscheinungen nach eigener Willkür, bezeichnet er

geradezu als „Egoismus"; als wissenschaftlich erkannte er nur jene Thätigkeit an, die sich der Gesammtarbeit der zeitgenössischen Fachgenossen einordnet. Er sagt einmal auch (gelegentlich der Besprechung des Landolin von Berthold Auerbach), daß man es mit ästhetischen Urtheilen geradeso ernst nehmen müsse, wie mit den ethischen. Er scheut sich nicht, guten Freunden auch seine von der ihrigen verschiedene Meinung zu sagen; zuweilen freilich kommt seine Meinungsverschiedenheit viel kräftiger zum Ausdruck als seine Zustimmung, was sich allerdings dadurch erklären läßt, daß man die erstere begründen muß, die letztere aber nur auszusprechen braucht. Persönliche Beziehungen zu Dichtern und Gelehrten haben indeß auch bei ihm vielfach die kritische Production bestimmt; so z. B. sein Verhältniß zu Spielhagen, dessen Theorie von der äußersten epischen Objectivität er mit der größten Artigkeit und Umständlichkeit bestritt, indeß er sich sehr wol hätte kürzer fassen können. Oder in der Besprechung des Schillerpreises 1878, in der er sich für Wilbrandt's „Krimhild" aufs lebhafteste aussprach, für den unsers Erachtens dichterisch bedeutendern Franz Nissel jedoch nur einige kühle Zeilen übrig hielt: der Realist und der Germanist bestimmten in diesem Falle das Urtheil. Es wäre aber ganz unschererisch gedacht, wenn man ihm daraus einen Vorwurf machen würde. Wie er selbst bei historischen Studien („Aus Goethe's Frühzeit") auf die literarische Politik, auf Parteiungen, Freundschaften u. dgl. als nicht unwesentliche Factoren des literarischen Lebens zu achten lehrte, so sind auch seine eigenen Kritiken zur zeitgenössischen Literatur öfters von solchen Gesichtspunkten zu betrachten. Auch in der Poetik wies Scherer auf den literar-politischen Werth der Kritik sehr nachdrücklich hin, und das war nur folgerichtig bei seiner ganzen Methode, Literatur zu betrachten.

Man wird schon aus dem bisherigen ungefähr ein Bild von dem erhalten haben, was uns die zwei Bände der „Kleinen Schriften" Scherer's bieten. Sie theilen sich in zwei ungleiche Hälften. In Studien zur altdeutschen Literatur und Philologie, die mit biographischen Studien zur Geschichte der Germanistik, mit Biographien und Denkreden von und auf die Brüder Grimm, Lachmann, Müllenhoff und ihren Kreis von Freunden, Schülern und Fachgenossen eröffnet werden. Das ist der größere Theil. Der zweite, viel kleinere, aber nicht minder werthvolle Band enthält Studien und abgeschlossene Essays zur neuern Literaturgeschichte (mit Ausnahme der schon gesammelten Goethe-Aufsätze) und eine Anzahl kleiner Anzeigen: „Literarische Rundschau". Eröffnet wird diese Reihe mit der Kritik der „Ahnen" von Gustav Freytag, der die vortreffliche Aburtheilung des Dahn'schen Romans: „Ein Kampf um Rom" auf dem Fuße folgt („hugenottenhaft! auf Ehre!"). Dann folgen die Perlen von Essays über Lessing und Achim von Arnim, ein prächtiges Feuilleton über Bismarck u. s. w. Daß man vor dem umfassenden Wissen Scherer's auf dem weiten Gebiete der Philologie, Germanistik und Literaturgeschichte der alten und neuen Zeit Deutschlands nur staunend dastehen muß, bedarf keiner besondern Hervorhebung. Und daß seine von Thatsächlichkeit gesättigte Darstellung, sein feines Urtheil und sein guter Geschmack, seine Kunst zumal, die verschiedensten Stilarten zu charakterisiren, die Lectüre zu einer stets anregenden und lehrreichen, niemals ermüdenden (eben weil seine Sprache so concret ist) machen, werden alle Kenner seiner Literaturgeschichte ebenso gern zugestehen. Aber man lernt den kritischen Meister gerade erst in dieser Sammlung so recht persönlich kennen, wo er in verschiedenen Aufsätzen öfter auf einen und denselben Gedanken zurückkommt, und in der Einzelkritik bei einem besonders wichtigen Falle seine Gedanken näher darstellt. So z. B. in jenem Feuilleton „Skizzen aus der deutschen Literaturgeschichte", wo er über Vilmar spricht und dessen tendenziöse Ueberschätzung der mittelalterlichen deutschen Literatur beleuchtet; oder im zweiten Bande in der Kritik der Literaturgeschichte Hermann Hettner's, die noch aus dem Jahre 1865 stammt, aber schon das ganze Programm Scherer's enthält. Wir erfahren auch, was nur den wenigsten dürfte bekannt gewesen sein, daß sich Scherer mit der Geschichte der bildenden Kunst selbst forschend beschäftigte, daß er eine Geschichte der österreichischen Literatur analog seiner Geschichte der elsässischen zu schreiben die Absicht hatte, daß er mit ihr aber auch eine Geschichte der Musik in Wien verbinden wollte, zu der er nicht gelangt ist. Daß ein Literarhistoriker seines Ranges Fühlung mit den andern Wissenschaften zu erhalten anstrebte, versteht sich wol von selbst. Man kann nicht in der Aesthetik und Poesie als Kritiker ganz aufgehen, man muß auch sein eigenes Wissen in andern Richtungen ergänzen, um sich auf der Höhe der Bildung zu erhalten, welche das Zeitalter fordert. Es finden sich demnach auch allerlei Recensionen über nicht eigentlich literarhistorische oder poetische Werke. Eines der schönsten Stücke, die Charakteristik Bismarck's, in der Scherer schon vor mehr als zwanzig Jahren (1870) den Humor als die Grundstimmung seiner Seele (er ist ja ein Pommer) bezeichnete, haben wir schon genannt. Die kleinen Recensionen Scherer's, die hier vereinigt sind und ursprünglich anonym erschienen, entbehren auch nicht der echt literarischen Pikanterie. Schwören auf jedes ihrer Urtheile möchten wir nun gerade nicht, so war z. B. Hans Hopfen in großer Gunst bei Scherer manchen andern Lyriker und Novellisten hingegen, der es wol verdient hätte — nennen wir nur Storm — finden wir nicht einmal erwähnt, sodaß es fast aussieht, als hätte sich Scherer gar nicht um sie gekümmert, was doch sehr unwahrscheinlich ist. Und so wird sich bei dieser Sammlung des Mannichfaltigen jeder Leser Mannichfaltiges denken, was aber gerade ihren Reiz erhöht. Gewiß ist, daß sie eine des Dankes werthe Erscheinung sind. Auch der Werth des am Schlusse des ersten Bandes enthaltenen sorgfältigen Wort- und Sachregisters und der chronologischen Uebersicht sämmtlicher großer und kleiner Schriften Scherer's am Schlusse des zweiten Bandes soll nicht verkannt werden.

Moritz Necker.

Die letzten Zeiten des deutschen Mittelalters.

Deutsche Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern (1273—1437) von Theodor Lindner. Erster Band: Von Rudolf von Habsburg bis zu Ludwig dem Baiern. Zweiter Band: Von Karl IV. bis zu Sigmund. Die allgemeinen Zustände. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1890—93. Gr. 8. Jeder Band 6 M.

In seinem Schlußwort sagt der Verfasser, daß ihm die Zeiten als die anziehendsten erschienen, in denen unter schweren Wehen neue Ideen geboren würden, in denen neben dem ermattenden Blutumlauf greisenhaft gewordener Lebensadern ein frischer Pulsschlag bemerkbar werde. „Wie es in der Natur besondere Freude macht, die ersten Keime zu beobachten, wie schon neue Hoffnungen erwachen, wenn die welken Blätter abgestoßen werden durch die zum Grünen im künftigen Frühling bestimmten, so ist es auch für den Geschichtsschreiber eine reizvolle Forschung, unter den verfallenden alten Zuständen die Spuren der neues Leben bringenden Zerstörer zu suchen.“ Danach kommt es für die Zeit, die Lindner in dem oben citirten Werke behandelt, besonders auf die Darstellung dessen an, was man als Culturgeschichte zusammenzufassen pflegt, auf die Schilderung der allgemeinen Zustände. Wir wollen nicht darüber rechten, ob der Verfasser hier nicht noch etwas mehr hätte bieten können, als er geboten hat, ihm vielmehr für das Gebotene danken und aus diesen Abschnitten unsern Lesern einen Einblick in seine Geschichtsauffassung eröffnen.

Die gesammte Entwickelung von Karl dem Großen bis zum Beginn des dreizehnten Jahrhunderts war ein fortschreitender Sieg des Romanenthums. Das Kaiserthum verknüpfte das staatliche Sein mit der Kirche. Der Kirche gelang es, das ganze Abendland mit ihrem Geiste zu sättigen; eine gleichförmige Cultur lagerte sich über die Völkerindividualitäten, soweit sie sie nicht umgestaltete, als denkende Oberschicht; der kirchliche Gedanke erfüllte das ganze Dasein. Indessen die urwüchsige Kraft, welche die Germanen dem Mittelalter zugebracht hatten, war zu mächtig, als daß sich die Welt hätte in ein Kloster verwandeln lassen. Die Kreuzzüge sind der Ausweg, durch den der Drang nach äußerer Kraftleistung in den Dienst der Kirche gestellt wurde, sie wurden so der echteste Ausdruck des doppeltgestaltigen mittelalterlichen Wesens. Diese ganze Richtung war romanisch. Die germanische Welt nahm an der geistigen Arbeit wenig Antheil; die Scholastik entwickelte sich in Frankreich, das erneute Rechtsstudium in Italien. Ueberall schlug das Ausländische, besonders das Französische, durch. Die Dichtung verarbeitete aus der Fremde entlehnte Stoffe, das Ritterthum hatte einen internationalen Charakter, dem sich selbst der Islam nicht ganz verschloß; die Sprache füllte sich mit geborgten Wörtern, die Vornehmen ahmten überall bewußt oder unbewußt französische Sitten und Gebräuche nach. In jenen Zeiten standen eben die romanischen Völker in geistiger und sachlicher Cultur höher als die germanischen; daher die merkwürdige Erscheinung, daß Deutschland unter den großen Saliern und Staufen, im Vollbesitz seiner physischen Kraft, doch in geistige Abhängigkeit gerieth. Die universale Kaiseridee verhinderte gewiß eine gesunde staatliche Entwickelung des deutschen Volkes, aber führte ihm doch auch reiche Geistesnahrung zu. Durch sie gestärkt, erhoben sich die Deutschen dazu ihre eigene Art hervorzukehren, und eben der Zusammenbruch des alten Kaiserthums gab die Ursache. Dem ersten Verkündiger rein deutscher Art, Walther von der Vogelweide, verlieh der Zorn über die Anmaßung der Welschen, als deren Verfechter ihm die Päpste erschienen, die feurigberedte Sprache. Der Widerstand gegen die Päpste nahm einen nationalen Zug an. Das Papstthum an sich galt noch als eine allgemeine kirchliche und christliche Einrichtung aber auf die Dauer mußte gerade in Deutschland sein Ansehen schwinden, wenn die Empfindung zur Herrschaft gelangte, daß seine Träger Reich und Volk befeindeten. Das Papsttum entkleidete sich selbst des universalen Wesens, auf dem seine Weltstellung beruhte; es war aus einem zwar römischen doch allgemein christlichen zu einem romanischen geworden.

Mit dem 13. Jahrhundert beginnt recht eigentlich eine deutsche Geschichte; denn von dieser Zeit ab vollzog sich die Bildung des deutschen Volkes wie es später gewesen ist, national, politisch, wirthschaftlich und geistig. Der Verfall der kaiserlichen Macht wies auf die Heimat als den rechten Lebensboden hin, und beschränkte die Berührung mit fremden Elementen und Ideen. So kam das innere Wesen zu seinem Rechte und durchbrach emporsteigend die übergelagerte fremdartige Schicht. Ein Nationalgefühl wird erst dann lebendig, wenn es aus der natürlichen Anlage des Volkes hervorgehend sie zu wahren und zu entwickeln sucht; nicht durch Eroberung und Unterwerfung anderer Völker, sondern durch die stille Arbeit daheim bildet es sich zu dauerndem Bestande. Langsam rang sich die besondere deutsche Empfindungs- und Denkweise hervor aus der bunten Mischung der mittelalterlichen Cultur, deren zusagende Elemente verarbeitend, die unverträglichen ausscheidend, ein Proceß, der die drei Jahrhunderte bis zur Reformation füllt.

Diese Umgestaltung hing zusammen mit dem Emporkommen des Bürgerthums; von ihm ging eine neue Lebensauffassung aus. Die Weltverneinung der frühern Zeiten konnte sich hier nicht behaupten, wo alles den Menschen darauf hinwies, mitten im Leben zu stehen. Aus politischen und wirthschaftlichen Gründen trat das Bürgerthum der geistlichen Gewalt entgegen, es wurde der Träger des deutschen Bewußtseins. Damit trat das Laienthum in den Vordergrund, zumal durch den Sturz des alten Königthums die Bischöfe überhaupt ihren besten Halt verloren. Wenn die Kirche auch noch immer als Bewahrerin der höchsten

Güter mit aller Ehrfurcht betrachtet wurde, so begann doch die Zersetzung der mittelalterlichen Anschauung durch den deutschen Individualismus. Er entfesselte die wirthschaftlichen Fähigkeiten des Bürgerthums, und führte sie zu staunenswerther Leistung. Aber wie jede Kraft in ihrer vollen Entfaltung einseitig wird, so ging es auch hier. Das Trachten nach Unbeschränktheit verschloß dem Bürgerthum das Verständniß für die Nothwendigkeit einer großen staatlichen Gemeinschaft. Der Individualismus, übertragen auf die Stellung im Reich, führte zum Particularismus; die übrigen Stände theilten diesen Zug zum Sonderthum. Daher geschah es, daß Deutschland in seiner innern Entwickelung in die Höhe stieg, und doch politisch nicht vorwärts kam, daß Volk und Reich nicht mit einander Schritt hielten. Das Eigenthümliche an der Reichsverfassung war der Widerspruch zwischen Theorie und Praxis, zwischen dem Bestand an Gerechtsamen und der Möglichkeit sie auszuüben.

Haben wir in den vorgetragenen Sätzen Lindner's Gesammtauffassung in ihren Grundzügen kennen gelernt, so mögen nun noch seine Souveränsführungen über Fürsten, Ritter und Bauern hier Platz finden. Bei diesen hätte das Wirthschaftsgeschichtliche vielleicht noch etwas stärker hervortreten können.

In den letzten Jahrhunderten des Mittelalters ist unter vielen Wirren in oft gestörter saurer Arbeit die Landesherrlichkeit fester begründet. Ihre Wurzeln reichen weit hinauf; die Grafschaft, die gemeine Gerichtsbarkeit, die Grundherrschaft, die Lehnsherrlichkeit, die Militärmacht, das Steuerrecht sind als solche bezeichnet worden; mit Recht zwar, doch haben sich die Verhältnisse nicht überall ganz gleichmäßig entwickelt. Im allgemeinen Umriß bedeutete die Landeshoheit den Uebergang der Gerechtsame des Königthums, welche dieses einst seinen Beamten übertrug, der Gerichtsbarkeit, des Kriegs- und des Finanzwesens in den Besitz der örtlichen Gewalten. Der Landesherr wurde der eigentliche Regent seiner Unterthanen, obgleich er der Idee nach seine Rechte lediglich vom Könige empfing, aber diese hafteten an dem Lande. Die Landesherrn verstärkten einmal ihre Unabhängigkeit von Reich und König, aber ebenso suchten sie nach unten die selbständigen feudalen Gewalten zu brechen, ihr Gebiet in sich fester zu fügen. Für die Ausbildung der Landesfürstenthümer war nichts wichtiger als die Entwickelung des Steuerrechts; während das Reich an dem Mangel fester und ausreichender Einkünfte unheilbar krankte, ergriffen die Fürsten dieses Wichtigste aller Machtmittel und gründeten darauf eine neue Ordnung. Das Reich kam nicht dazu, den Uebergang von der Naturalwirthschaft zur Geldwirthschaft zu vollziehen. Auch die Fürsten, die das Geld immer nothwendiger brauchten, waren lange Zeit wie die Könige auf die leidige Auskunft der Verpfändung an Gut und Rechten angewiesen, dann brachten sie die „Bede", eine Art Grundsteuer, zu größerer Regelmäßigkeit. Da aber die regelmäßigen Landeslasten oft nicht ausreichten, verlangten sie sogenannte Nothbeden. Dabei benutzten die Stände die Bedrängniß ihrer Herrn einen Antheil am Landesregiment zu erlangen: so entwickelte sich die landständische Verfassung, welche darauf beruhte, daß die Stände, Geistlichkeit, Ritterschaft und Städte, nicht nur das Recht erwarben, in gewissen Fällen gefragt zu werden, sondern auch ein wirkliches Zustimmungsrecht erstritten, bei außerordentlicher Besteuerung, auch bei der Landesgesetzgebung, bei der Verfügung über das Landesvermögen, bei der Ordnung der Erbfolge. Hemmten sie so die scharfe Ausprägung des Fürstenthums und vertraten sie nur zu oft mehr ihre eigenen Interessen, als die des Landes, so trugen sie doch auch dazu bei, das Land in sich einheitlicher zu gestalten. Die Verwaltung der Fürstenthümer entwickelte sich allmählich zu größerer Stetigkeit und festern Formen; sie war dabei erschwert durch die Vermischung der verschiedenen Zweige, da Kriegswesen, Geldwesen und Gericht oft mit demselben Amt verbunden waren. Die aufstrebende Fürstengewalt suchte sich nach allen Seiten hin Raum zu verschaffen, im eigenen Lande suchte sie die einzelnen Bevölkerungsklassen in bindendere Unterthänigkeit zu zwingen: dabei stieß sie besonders auf den Widerstand der Ritter.

Die Ritter, einst die wohlversorgte und geehrte Dienerschaft der Könige und Fürsten, wurden dann frei und unabhängig, büßten aber damit den sichern Grund für ihren Bestand ein. Das Reich konnte sie nicht mehr brauchen und die Fürsten verlangten Unterwerfung unter das Landesrecht. Der Besitz der Ritter war zum standesgemäßen Leben zu klein, sie mußten Dienste nehmen oder zogen, wenn das erniedrigend erschien, auf Raub aus. An geistiger Bildung unterschieden sich viele nicht von den gemeinen Knechten und Bauern. Am meisten haßten sie die Städter, mit denen sie sich im steten Kriegszustand befanden.

Die Lage der Bauern endlich war durch das weite Reich keine gleichmäßige; besonders unterschieden sich der Süden und Westen vom Norden und Osten. Im eigentlichen Deutschland waren Rodung und Besiedelung kaum noch zu erweitern. Trotzdem war die äußere Lage des Bauern durchschnittlich gut, schon seit der staufischen Zeit gab es recht wohlhabende Bauern. Die große Auswanderung, die sich im 13. Jahrhundert nach dem Osten ergoß, war für den Westen eine Wohlthat; ähnlich wirkte gegen die drohende Uebervölkerung der schwarze Tod. Der persönliche Rechtsstand der Bauern war recht verschieden. Während im Osten, wo der zusammenhängende Großgrundbesitz überwog, der Bauer mehr dem Gutsherrn preisgegeben war, stand er im Westen mehr unter der landesherrlichen Gewalt. Die Lage der mehr oder weniger hörigen Bauern hatte sich in den letzten Zeiten sehr gebessert, außer anderm besonders deshalb, weil die regelmäßigen Zinsen, die andern vertragsmäßigen Leistungen, wie Fronden, Erbschaftsabgaben u. dgl. in der Höhe geblieben waren, wie vor alten Zeiten, während seitdem

Werth und Ertrag von Grund und Boden sich ungemein gesteigert hatten. Die Grundherrn bezogen daher sehr dürftige Einnahmen, die den veränderten Lebensbedingungen nicht mehr entsprachen; daher auch der Niedergang des Adels, die Minderung der Einnahmen von geistlichem Besitz. Diese Abgaben zu erhöhen war nicht thunlich, da sie rechtlich feststanden; die Herren halfen sich daher einmal durch außerordentliche Steuern, dann durch Beschränkung der Nutzungsrechte, welche den Bauern an der Mark, an Wald, Weide und Wasser zukamen. Grundherren und Landesherren forderten für Kriege und Ausnahmefälle besondere Abgaben; die Landstände, in denen die Bauern nicht vertreten waren, verstanden es bald vortrefflich auf sie den größten Theil der Landesabgaben abzuwälzen. Der Bauer konnte schwer Widerstand leisten, weil die Geschlossenheit der alten Markgenossenschaften sich längst gelöst hatte; die Gemeinden waren vereinzelt, und die Unfreiheit machte sich nun mit allem Nachdruck geltend. Es scheint, daß gerade diese unregelmäßigen Anforderungen den Bauer schwer trafen. Dazu lasteten auf ihm die Verwüstungen, die damals jeden Feldzug begleiteten, oft ihn allein ausmachten. Um dann die zerstörte Wirthschaft neu zu beginnen, mußte der Bauer Geld aufnehmen, bei der Kirche, bei den Kaufleuten, bei den Juden; der hohe Zinsfuß schmälerte seine Einnahmen sehr, er verkaufte wol die Feldfrucht auf dem Halme, die Wolle auf dem Schafe im voraus. So hatte der Bauer seine Pflichten, die Rechte lagen in der Hand der Herren; und es kam die Zeit, in der diese zum Theil durch die eigene wirthschaftliche Nothlage gezwungen daran gingen, ihre Gerechtsame gründlichst auszunutzen. Hier liegen die Ursachen, die den conservativsten Stand schließlich zur Revolution getrieben haben.

Die hier gebotenen Darlegungen des Verfassers werden wol genügen, sein Werk denen zu empfehlen, die von diesen letzten Zeiten des Mittelalters eingehender Kenntniß nehmen wollen. Wir schließen mit der Bemerkung, daß Lindner bei Erzählung der politischen Geschichte auch lebensvolle Charakteristiken der Personen bietet. A. Baldamus.

Militärschriften.

1. Moltke's militärische Werke. III. Kriegsgeschichtliche Arbeiten. Erster Theil: Geschichte des Krieges gegen Dänemark 1848/49. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Mit 1 Uebersichtskarte, 6 Plänen und 4 Textskizzen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1893. Gr. 8. Geh. 11 M., in Original-Halblederband 13 M.

Je leidenschaftlicher die zeitgenössischen Schriftsteller auf dänischer und deutscher Seite Ursachen und Führung des schleswig-holsteinischen Kriegs von 1848/49 behandelt haben, je heftiger die Politiker damaliger Zeit sowol die deutsche Heeresleitung als auch, und zwar ganz besonders, die diplomatische Haltung der deutschen Regierungen getadelt haben, um so schwerer ist es, über die verwickelten Verhältnisse jenes Krieges zu einem sachgemäßen Urtheile zu gelangen. Da ist es denn dankenswerth, wenn unter Benutzung der beiderseitigen kriegsgeschichtlichen Berichte, und zum Theil auch diplomatischer Actenstücke, eine objective, nirgends etwas beschönigende, wol aber nach Möglichkeit alles erklärende Geschichtschreibung unternommen wurde; doppelt dankenswerth aber, wenn ein solches Unternehmen von einem Moltke ausging, der — selbst ein Meister der Kriegskunst und an und für sich schon auch ein Meister der kriegsgeschichtlichen Darstellung — gerade für die Schilderung des schleswig-holsteinischen Feldzugs, als mit Land und Leuten gründlich vertrauter, früherer dänischer Offizier besonders geeignet war.

Zwar ist, den Angaben der Vorrede zufolge, nicht das ganze Werk von Moltke selbst geschrieben, vielmehr ist der Abschnitt des 48er Feldzugs, der mit dem Rückzug der Dänen von Flensburg beginnt und mit der Waffenruhe — 26. August — schließt, nach handschriftlichen Vorarbeiten der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes verfaßt; indessen hat Moltke diese Vorarbeiten, „so gründlich und umfassend umgearbeitet, daß auch dieser Theil des Werkes durchaus als sein geistiges Eigenthum betrachtet werden muß". Der weitern Angabe der Vorrede, daß dem Werke im Gegensatze zu andern Moltke'schen Schriften die letzte Durchmusterung „mit bessernder Hand" entzogen geblieben sei, hätte es vielleicht kaum bedurft; denn schwerlich wird ein Leser jene Durchmusterung vermissen. Jedenfalls aber ist es von besonderm Interesse, daß gerade die Abschnitte, die auf die politische Vorgeschichte des Krieges und auf die diplomatischen Actionen während desselben eingehen, durchaus von Moltke selbst herrühren.

Freilich selbst der Moltke'schen parteilosen und würdevollen Darstellung der damaligen Verhältnisse gegenüber vermag der deutsche Patriot sich kaum des Gefühls der Scham und des Zornes zu erwehren. Welch klägliches Schauspiel bieten die preußischen Minister, die — in Furcht vor der Revolution, in Furcht vor Rußland, in Furcht vor England, in Mißachtung auch des völlig berechtigten Theils der schleswig-holsteinischen Bestrebungen, in zweideutiger Haltung gegenüber der Reichs-Centralgewalt — nicht einmal zu rechtzeitigen deutlichen Instructionen an den Commandirenden der Reichstruppen zu bringen sind. Wie schwierig ist die Lage dieses Commandirenden, der als preußischer Officier preußische und nichtpreußische Contingente befehligt, von einem Reichskriegsministerium Befehle empfängt, indessen auch vom preußischen Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten mit solchen versehen wird, dabei aber außerdem Rücksicht auf eine provisorische Landesregierung zu nehmen hat. „In dem Streit mit Däne-

mark", sagt Moltke von der ersten Kriegsperiode, „blieb die deutsche Sache ohne deutsche Unterstützung. Der Bund stellte Forderungen, gewährte aber keine Hülfe. In Preußen kämpfte die Regierung gegen die Revolution, in Kopenhagen hatte diese gesiegt, dort blieben daher die Truppen im eigenen Innern nöthig, hier waren sie auch außen verfügbar". „Bezeichnend ist es", so heißt es S. 245 bei der Besprechung der Eröffnung des 49er Feldzugs, „in dieser bunten Zusammenstellung einer Reichsarmee aus allen deutschen Staaten Oesterreich nur durch zwei Raketen-Batterien vertreten zu sehen, während doch ein österreichischer Erzherzog mit der Centralgewalt von Deutschland bekleidet war". Ueber die klägliche Haltung der preußischen Regierung, in Bezug auf ein erneutes Einrücken in Jütland, sagt das Buch S. 291: „General von Prittwitz erhielt daher" (scil. aus Besorgniß vor einem Kriege mit Rußland, und in Hoffnung auf einen Waffenstillstand mit Blokade-Aufhebung) „von Berlin aus den bestimmten Befehl, unter keinen Umständen anders als mit specieller Erlaubniß von dort in Jütland einzurücken. Der General gerieth hierdurch in die peinlichste Lage. Drei Viertel aller unter sein Commando gestellten Truppen waren keine preußischen. Alle Autorität über sie beruhte auf der Machtverleihung der provisorischen Reichsgewalt. Sache der preußischen Regierung wäre es gewesen, dafür zu sorgen, daß dem Bundesfeldherrn keine Befehle zugingen, welche gegen das preußische Interesse liefen; wurden sie ihm aber von Frankfurt ertheilt, so blieb ihm nur übrig, sie auszuführen oder von seiner Stellung zurückzutreten. Jene Befehle zu umgehen, zu laviren, lag nicht im Charakter dieses Generals."

Diese Schwierigkeiten der Commandoführung, die Buntscheckigkeit der Elemente, aus denen die deutschen Truppen bestanden, und die dadurch mit hervorgerufene Lässigkeit im Ergreifen der Initiative, ja sogar in Ausführung ergangener Befehle, der häufige Wechsel in den Befehlshaberstellen, und die Unbotmäßigkeit oder wenigstens zu weit gehende Selbständigkeit einzelner Führer, nicht zuletzt die völlige Unbekanntschaft der Befehlenden und Gehorchenden untereinander, und der Mangel militärischer Ausbildung: Alles das trug dazu bei, auch die rein militärische Seite der deutschen Kriegsführung nicht in glänzendem Lichte erscheinen zu lassen.

Zum Belege des Gesagten mögen einige dem Buch (möglichst wörtlich) entnommene Sätze dienen:

Wie schwer es anfangs April 48 war, die complicirte Kriegsmaschine des Bundes in Gang zu bringen, zeigte sich hier, wo es doch nur darum zu thun war, eine einzige mobile Division aufzustellen. — Der Großherzog von Oldenburg hatte zwei Bataillone gestellt, wollte sie aber nur zur Besetzung seiner Enclave Eutin verwenden. — Am Abend des 23. April 1848 war vom Bundesfeldherrn Wrangel der Beschluß für den nächsten Tag zu fassen; seine Folgen sind für den Verlauf des ganzen Feldzugs vom größten Einfluß geblieben. Die weit zurück befindlichen Bundestruppen vom Kampf auszuschließen, erschien auch in politischer Hinsicht nicht angemessen; allein der Entschluß fiel dahin aus, sie an die Spitze des weitern Vormarsches zu stellen. Vergeblich schlug der Fürst Radziwill vor, den halben Tag, den die Umwandlung der Bundesdivision aus einer Reserve in eine Avantgarde kostete, nicht verloren gehen zu lassen, sondern die preußische Garde-Division an der Spitze zu behalten. „Man wollte das einmal Befohlene nicht wieder umändern." Von den Verhandlungen mit Schweden, das die Ueberschreitung der jütischen Grenze seitens der Deutschen zum Anlaß der Absendung eines schwedischen Hülfskorps nach Fünen oder einer andern dänischen Insel nehmen wollte, wurde dem deutschen Oberbefehlshaber keine Mittheilung gemacht. — Die Requisitionen des letztern behufs Nachsendung von Verstärkungen waren ziemlich ohne Erfolg. Hannover erklärte, nichts weiter thun zu können, als die bereits auf dem Kriegsschauplatz befindlichen Bataillone auf den vollen Feldetat zu bringen, eine Verstärkung, welche nicht viel mehr als eine Deckung des bisher stattgehabten Abganges ausmachte. Braunschweig hatte zwar den sofortigen Befehl zur Mobilmachung des noch nicht ausgerückten Theils seines Contingents gegeben, glaubte aber auf Veranlassung von Benachrichtigungen, welche es durch die königlich preußische Regierung erhalten hatte, daß Gründe vorhanden seien, um mit Bestimmtheit auf bald eintretende friedliche Lösung des Conflicts mit Dänemark rechnen zu können, und wartete deshalb auf erneute Aufforderung zur Absendung der verlangten Verstärkung. Hamburg glaubte infolge der Stader Conferenz nur einen Theil seines Contingents mobil machen und nachsenden zu können, während der Rest zur Küstenvertheidigung zurückbleiben sollte. Lübeck hatte sich ebenfalls auf die Stader Conferenz und die nöthige Küstenvertheidigung bezogen, und glaubte gar keine Verstärkung stellen zu brauchen. Von Oldenburg, Mecklenburg und Bremen war noch keine Antwort eingegangen und wenig Aussicht vorhanden, daß dieselbe anders ausfallen würde als die bereits erwähnte. Auch Preußen ließ den Oberbefehlshaber in Bezug auf die Forderungen von Verstärkung und auf die vom Obercommando angeordneten Maßregeln im Stich. — Im Treffen bei Rübel befolgten die Bundestruppen den Rückzugsbefehl mit großer Promptheit, obgleich sie die einzige mögliche Unterstützung der vorn im Gefecht stehenden Brigade Bonin bildeten. — Im „Scharmützel um die Düppeler Höhen" verloren die Sachsen zwei Geschütze, und machten erst auf „nicht mißzuverstehenden Befehl" Versuche zu deren Rückgewinnung. — Ueberall, bei dem preußischen wie auch bei den andern Contingenten, ganz besonders aber bei den Freischaaren, mangelte es an ausreichendem Sicherheits- und Nachrichtendienst. (Das Gleiche war übrigens auch bei den Dänen, deren Mannschaften ebenfalls unzureichend ausgebildet waren, der Fall.)

Was speciell die Freischaaren anbetrifft, so hielten sie es zumeist — entweder in Ueberschätzung der Wichtigkeit gerade ihrer Unternehmungen, oder in Abneigung gegen Marschanstrengungen — für nothwendig, auf Wagen befördert zu werden. Dabei geriethen sie mitunter so aus der Richtung, daß sie beispielsweise „den Weg nach Rendsburg über Friedrichstadt suchten, und man sie erst an der Westküste des Landes wiederfand". Bei Lehmsieck ließen ihre Vedetten sich überrumpeln und gefangen nehmen, ohne einen Schuß gethan zu haben. Andere wieder unterließen das Schießen an dänische, allerdings ähnlich uniformirte Plänkler unter dem Rufe: „Um Gottes willen, es sind die Unseren."

Glücklicherweise sind neben diesen und andern tiefen Schatten auch die hellen Lichter nicht selten, so die Züge von Tapferkeit und Unternehmungsgeist in eben jenen Freischaaren wie im holsteinischen Contingent, von Kaltblütigkeit und (am rechten Ort bewiesener!) Selbständigkeit preußischer und bairischer Offiziere u. s. w.

Das Hauptinteresse gewährt der Schildernde selbst, und da

dieser ein Moltke ist, möge noch ein ganz kurzes Citat hier eine Stelle finden, das den östlichen Theil des Kriegsschauplatzes beschreibt und gleichzeitig die Schreibart des Verfassers charakterisirt:

Der Reisende wird angenehm überrascht, wenn, nach einer Fahrt von vier Meilen über traurige Heideflächen, mit einsamen Krügen am Wege und Torfschuppen zu beiden Seiten desselben, plötzlich sein Blick auf den glänzenden Spiegel eines Meeresarmes fällt, an dessen Ufer ein wohlgebautes reinliches Städtchen sich hinstreckt, hinter welchem reichbewaldete Höhen sich erheben. Die Segel und Masten der Seeschiffe, hier tief im Lande, die blaue Flut und das lichte Grün der Buchen erquicken das Auge. Die Bäche fließen im raschen Lauf nach der Tiefe, Teiche und Seen wechseln mit sauberen Gehöften, fruchtbaren Feldern, alle von lebendigen Hecken eingefriedigt und durch zahlreiche Heerden belebt.

Daß neben dem Reiz der Darstellung auch die in dem Buche ausgesprochenen Urtheile, über die unveränderlich wahren Grundsätze von Kriegs- und Gefechtsführung überhaupt das Moltkesche Buch zu einem höchst lesenswerthen machen, bedarf wol keiner Begründung. Wohl aber darf hier auf die Vortrefflichkeit der Kartenbeilagen des Werks verwiesen werden.

2. Kriegs- und Expeditionsführung in Afrika. Von C. Morgen, Premierlieutenant à la suite des 4. Oberschlesischen Infanterie-Regiments Nr. 63, commandirt zum Auswärtigen Amt. Berlin, Peters. 1893. 50 Pf.

Das kleine Schriftchen des erfahrenen „Afrikanders" bemüht sich mit Erfolg, den Vorurtheilen entgegenzutreten, mit denen das europäisch gebildete Militär an Gefechte mit afrikanischen Völkerstämmen geht. Besonders beachtenswerth scheinen die Lehren für Marschgefechte.

Victor Kurs.

Frauenschriften.

Eine recht verschieden geartete Damengesellschaft war es, in der ich mich einige Wochen hindurch bewegte, da ich der Lektüre von dreizehn Werken weiblicher Schriftsteller oblag. Hier begegnete ich der routinirten, der praktischen Romanfabrikantin, die ohne viel Grübelei sich einfach einen Stoff zurechtlegt, und ihn dann mit viel Behagen für die Spalten eines Familienblattes zurechtknetet; dort machte ich die Bekanntschaft mit einem literarischen Täubchen, das flügge werden will und bei seinem ersten Versuche mit den noch nicht kräftigen Flügeln oft possirlich genug umherschlägt; dann folgte eine Poetin mit ernster Dichterphysiognomie u. s. w. Dreizehn Werke! Wenig Eigenthümliches; hier und da etwas Anziehendes, etwas zu Gemüth sprechendes; wenig Markiges — zumeist Familienblatt-Erzählungen. Eine specielle Bemerkung muß ich gleich im Beginne meiner Besprechung machen; sie bezieht sich gerade auf jene Schriftstellerinnen, die, bei anerkannter Begabung, sich nicht die Mühe geben, ihre Werke einer gewissenhaften Selbstkritik zu unterziehen, kurz, die letzte künstlerische Feile anzulegen. So ist es gleich mit dem ersten Buche:

1. Haideröslein. Roman von Eufemia Gräfin Ballestrem. Dritte Auflage. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt. 1893. 8. 4 M.

Die dritte Auflage zeigt deutlich, daß das Buch warme Aufnahme gefunden und ich leugne nicht, daß sie in mancher Beziehung verdient ist. Wir haben einen großen Leserkreis, der sich trotz fin de siècle, trotz des Kampfgeschreis aus den verschiedenen sich bekämpfenden literarischen Lagern, trotz der Franzosen und Skandinavier in seiner Geschmacksrichtung durchaus nicht stören läßt und nach wie vor nach jenen Gemüthsromanen greift, die mit besonderm Glück und Geschick von Marlitt und Werner gepflegt wurden. George Ohnet ist jenseits des Rheins in gleicher Weise thätig, und soll sich dabei recht gut stehen; sein „Hüttenbesitzer" hat sehr, sehr viel Aehnlichkeit mit „Glück auf". Die Heldin des „Haideröslein" ist eine sympathisch gezeichnete Mädchengestalt, eine „Rothhaar" wie Liane in Marlitt's „Die Zweite Frau". Ihr Vater stirbt; sie bleibt arm und will für ihren Unterhalt in der Welt selbst sorgen. Sie geht zu ihren Freunden, zu Herrn und Frau von Hochfelden, die, reich und angesehen, einer Gesellschafterin bedürftig sind, weil die arme reiche Gutsherrin durch eine Lähmung seit Jahren an den Rollstuhl gefesselt ist. Warum Haideröslein, eine geborene Freiin von Fels, lieber zu ganz fremden Leuten geht, anstatt hier unter gleichen Bedingungen Brodherrn zu gewinnen, die zugleich ihre warmen Freunde sind, ist unerfindlich. Die Verfasserin könnte sagen, ihr Schützling wolle kein Almosen annehmen; gut — aber im Angesichte der Leidenden ist es eben kein Almosen. Nun geht unsere Heldin ins Haus van der Lohe. Durch die Traumbilder, die in der ersten Nacht die schlafende Rothhaar umgaukeln, werden wir darauf aufmerksam gemacht, daß der Sohn des Hauses, Herr John van der Lohe, jener mächtige Eichbaum ist, an dessen kräftigem Stamme die Haiderose Schutz und Stütze finden soll. Nun kommt alles so, wie es im bekannten Marlitt'schen Recepte kommen muß, aber die Verfasserin verliert das Maß. Die Leidensstationen der Heldin nehmen kein Ende. Der Held wird in unsern Augen zum Philister; wir verlieren zum Schlusse die Sympathie für ihn und auch für seine Angebetete; die ewig verzeihende Dulderin wird uns langweilig. Und auch das hätte sich leicht ändern lassen. Die Verfasserin braucht nichts zu thun, als die ohnehin gar zu sehr abgebrauchte Diebstahlsgeschichte wegzulassen; — bei einer vierten Auflage, und diese wird das sonst anziehend geschriebene Buch wol noch erleben, möge dies im Interesse des Werkes geschehen.

Das nun folgende Buch:

2. Zittergras. Skizzen und Novellen von Marie von Glaser. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt. 1893. 8. 4 M.

ist wol ein Erstlingswerk. Es besagt dies nicht nur das warm empfundene Vorwort, sondern auch manches, was sich auf die Mache und die künstlerische Abklärung bezieht. Wir haben es hier mit einem Talente zu thun, das der einfachsten Sache eine gewisse Vertiefung verleiht, selbst wenn sie sich nur in einer kurzen Bemerkung aussprechen sollte. Die Verfasserin, eine österreichische Dame, wird wol staunen, wenn sie erfährt, daß ich mit diesem Urtheile auf die Skizze „Baden-Wien I. Classe" anspiele, die nur durch ihre Schlußbemerkung eine Existenzberechtigung in dem Buche, zugleich aber auch die Marke der Bedeutung erhält. Frau Marie von Glaser hat manches in ihr Buch aufgenommen, was eigentlich mehr in die Rubrik „unter dem Striche" einer Tageszeitung gehört, anderes ist wenig geklärt; hier und da lodert die Flamme der Leidenschaft aus dem Erzählten ohne uns warm zu machen, manches ist, ohne neu oder eigenartig zu sein, liebenswürdig erzählt; das ewig anziehende Thema von der Mutterliebe ist oft mit Geschick in das stoffliche Gewebe gefügt. Mit einem bestimmten Urtheile glaube ich noch zuwarten zu müssen. Dies zu fällen wird mir bei folgenden Werken leichter:

3. Die Hochzeit von Ellersbrunn und andere Novellen von Bianca Bobertag. Dresden, E. Pierson. 1893. 8. 3 M.
4. Der Sprung von der Klippe. Roman von Bianca Bobertag. Dresden, E. Pierson. 1893. 8. 3 M.

Die Verfasserin, wie das Titelblatt besagt auch unter dem Namen Victor Valentin thätig, ist mir bisher völlig unbekannt gewesen und ich freue mich darüber, durch vorliegende Bücher ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Sie ist eine denkende Schriftstellerin, die nicht allein durch stoffliches Gepränge fesseln will; zumeist sind es seelische Motive, welche die bewegende Kraft ihrer anziehend geschriebenen Erzählungen bilden. In ihren Novellen ist sie zumeist knapp, bündig und packend. Sie zeichnet mit realistischen Strichen, verklärt aber ihr naturwahres Gemälde stets durch den Hauch der Poesie. Ihre Bauernnovellen (in Nr. 3) sind gelungen, die Honoratioren des Dorfes kernig und gut und wahr geschildert. Die handelnden Personen sind Menschen von Fleisch und Bein. Ihr Sinn geht nach dem Hohen, sie wird nie conventionell und versteht klar und deutlich das zu sagen, was unausgesprochen in der Brust von Tausenden verborgen lebt, und webt. Besonders anregend ist die Lektüre von „Ein Besuch im Pfarrhause zu Dreilinden".

Das gleiche Lob kann ich dem Romane „Der Sprung auf die Klippe" (Nr. 4) spenden. Auch hier zeigt die Verfasserin, welch eingehendes Studium sie dem menschlichen Herzen gewidmet. Die Liebe, wie sie hier das ganze Sein der Heldin belebt und bewegt, ist der mächtige Gefühlsausstrom eines starken Herzens, eines starken Geistes und wir erhalten den Beweis, daß selbst unbefriedigte Liebe den echten Künstler befreit. Der Held wird uns mit der Zeit durch sein Doppelspiel zwischen der eigenen Frau und der Geliebten unsympathisch, aber auch er ist, wie alle andern Figuren der lebhaft und spannend erzählten Geschichte bis zum Schlusse consequent gezeichnet und charakterisirt. Nur gegen eine Unwahrscheinlichkeit muß ich Stellung nehmen: die Heldin geht in das Haus des Geliebten, ohne bei Nennung seines Namens — allerdings lautet dieser Schmidt, und kommt ebenso häufig vor, wie Schulze oder Müller — daran zu denken, es könnte der Mann ihrer Herzenswahl und Herzensqual sein. Diese Unwahrscheinlichkeit nun, die wol den Beigeschmack von altem Romanpulver hat, ist die Grundlage für die weitere Entwickelung. Das halte ich für einen Fehler des sonst auch in seinem Beiwerke interessanten Buches.

In einer meiner frühern Besprechungen von Werken der deutschen Frauendichtung habe ich „Excelsior" von „Louise Leneste mit der berechtigten Hoffnung anempfohlen, die Verfasserin werde noch schöne Proben ihres schönen Talentes bringen. Mit dem Werkchen:

5. Führungen. Eine Geschichte für alte und junge Mädchen von Louise Leneste. Dresden, E. Pierson. 1893. 8. 2 M.

hat sie diese Hoffnung nichts weniger denn erfüllt. Diese Wassersuppe unserer Höheren-Töchter-Literatur muß mit religiösem Augenaufschlag genossen, und dabei ganz von der das Niveau der Mittelmäßigkeit nie übersteigenden Sprach- und Sprechweise abgesehen werden. Seite 70 erlaubt sich die Verfasserin folgenden Satz: „Die Angst der letzten Wochen um das theure Leben hatte die Eisrinde um dem jungen selbstischen Herzen geschmolzen."

6. Herbstblätter. Novellen von Anna George. Dresden, E. Pierson. 1893. 8. 2 M.

S. 21 sagt die Verfasserin: „Ein Schmerzenszug umgab seinen Mund, seit ich ihn zuletzt gesehen, der aber zum Klagen zu stolz war." — S. 25 heißt es: „Freundlich ermunterte der anwesende Geistliche die Männer zu verschiedenen Spielen, welche dem hochstehend und reichen, wie auch dem niedrig und armen Engländer gleich lieb sind." — An anderer Stelle: „Nach einiger Zeit seiner Abreise u. s. w." — Ich glaube mit diesen drei Beispielen genügend gezeigt zu haben, daß der Verfasserin das Allernöthigste zur schriftlichen Darstellung ihres Gefühls- und Gedankenlebens fehlt. Vorerst müßte sie sich gründlich mit dem Studium der deutschen Sprache befassen, und dann bliebe es noch immer fraglich, ob sie auch genießbare Novellen zu schreiben im Stande wäre. Die in dem vorliegenden Bande gesammelten Geschichten sind alles andere, aber Novellen sind es nicht.

Liebenswürdige schriftstellerische Gaben enthalten die Bücher:

7. Der Ausweg. Eine Erzählung von Clara von Sydow. Berlin, W. Hertz. 1893. 8. 4 M.
8. Dunkle Steine. Das Loos des Schönen. Eine Lichtwirkung? Drei Erzählungen von Stefanie Keyser. Leipzig, E. Keil. 1893. 8. 3 M.
9. Wo liegt die Schuld? Roman von Katharina Zitelmann (K. Rinhart). Dresden, E. Pierson. 1893. 8. 3 M.
10. Mamsell Unnütz. Roman von W. Heimburg. Zweite Auflage. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger. 1893. 8. 4 M. 50 Pf.

Ein Buch, wie das „Der Ausweg" (Nr. 7) Clara von Sydow betitelte, sollte unter das Volk; es würde mehr und mehr nachhaltiger wirken, als die langathmigen Auseinandersetzungen jener hochgelahrten Professoren, die die sociale Frage durch ihre Kathederweisheit zu lösen hoffen. Die sociale Frage, das ist der Kernpunkt des guten Buches, das wir einer Frau verdanken, die uns damit durchaus keine Liebesgeschichte bietet, und mit großer Objectivität Personen und Vorgänge zu schildern versteht. Wenn sie in der guten Absicht manchmal zu breit wird, so müssen wir dies theils dem weiblichen Schriftsteller, theils der edlen Tendenz zu Gute halten.

Von den drei Erzählungen (Nr. 8) die uns Stefanie Keyser in einem Bande bietet, würde ich „Das Loos des Schönen" als die gelungenste bezeichnen. Wenn die Verfasserin in die alte Zeit greift, pflückt sie gewöhnlich eine duftige Erzählungsblüte; ich erinnere mich mit Vergnügen an ihren Roman „Der Kampf um die Haube". Sie versteht es besonders durch Schilderung kleiner Züge herzinnig anzumuthen. Sie weiß aber auch in der Darstellung mächtiger Leidenschaften die entsprechenden Töne zu finden und wenn sie plauderte, thut sie es in geistreicher Weise. Der Grundzug der ersten Erzählung „Dunkle Steine", nämlich die mit elementarer Gewalt über ein Mädchenherz heranstürmende Liebe, ist schon deshalb nicht besonders anziehend, weil der Erreger dieser Herzensglut ein des hohen Empfindens ganz unwürdiger Mensch ist. Die Heldin erscheint in unsern Augen einfach überspannt. Die Skizze „Eine Lichtwirkung" ist gelungen, durch den Abschluß, welcher auf die Strömungen des modernen Kunstlebens anspielt, wird sie besonders interessant.

Auch der Roman „Wo liegt die Schuld?" von Katharina Zitelmann (Nr. 9) ist durchaus nicht schablonenhaft. Die Verfasserin führt uns in ein deutsches Städtchen, dessen Spießbürger schlecht und recht in jener Art dahinleben, wie es fern von der Heerstraße des Lebens zu geschehen pflegt. Ihr Gott ist eben der Gott des Städtchens, kleinlich wie seine Gläubigen; ihre Interessensphäre geht über jene Begebenheiten nicht hinaus, die sich in den alten Mauern abspielen und die Nachbar Hinz und Kunz betreffen — kurz und gut ein Krähwinkel, wie es tausend andere gibt. Und in diesen Kreis tritt ein protestantischer Geistlicher mit einem Herzen, das anders schlägt, mit einem Kopfe, der anders denkt. Es entspinnt sich ein Kampf, der, wie es ja nicht anders sein kann, mit der Entfernung des Seelsorgers endet.

„Mamsell Unnütz" von W. Heimburg (Nr. 10) ist wieder einmal die alte besonders von Frauen und Mädchen gern gelesene Aschenbrödelgeschichte. Das Buch erscheint in zweiter Auflage; ich kann mich also kurz fassen und will mit Anerkennung der Thatsache, daß Frau W. Heimburg gut erzählt, nur die eine Bemerkung machen, daß die Verfasserin dem armen Mamsellchen Unnütz Uebermenschliches zumuthet und sie zu einer Heroine macht, wie wir sie unter Sterblichen vergebens suchen würden.

Und nun zum Schlusse noch drei Werke größern Umfangs:

11. Die Welt des Scheins. Roman von A. von der Elbe. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1893. 8. 5 M.
12. Unheilbar. Roman von Dora Duncker. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1893. 8. 4 M.
13. Die Sonntagskinder. Roman von Hans Werder. Drei Bände. Berlin, O. Janke. 1893. 8. 12 M.

In „Die Welt des Scheins" (Nr. 11) führt uns die Verfasserin A. von der Elbe, wie wir's schon aus dem Titel entnehmen, in fast ausschließlich adelige Kreise. Eigendünkel, Aufgeblasenheit, Hohlheit und Erbärmlichkeit auf Schritt und Tritt; kaum drei Personen sind uns sympathisch. Ich glaube, die Verfasserin hat da des Guten zu viel gethan. Ich kann mich nicht zu jenen bekennen, die in jedem Aristokraten einen Esel und in jedem Priester einen scheinheiligen Schurken sehen; in diesen Fehler verfallen viele Schriftsteller. Ich will und kann der Verfasserin nicht den gleichen Vorwurf machen, aber sie hat, was Spiel und Gegenspiel anbelangt, aus der aristokratischen Welt sich fast ausschließlich Jammermodelle gewählt. Zu weit geht sie auch darin, daß sie den Leser nur in den Circus, nur in Soiréen und Tanzunterhaltungen führt, wo es übrigens sehr öde zugeht. Der Stoff hätte für einen Band genügt, und der gut geschriebene Roman würde stellenweise eine höhere Temperatur bekommen haben. Anerkannt muß auch werden, daß die Verfasserin sich trotz alledem keiner Uebertreibung schuldig macht. Nur gegen die Sprachweise des Grafen Selcki, der sich allerdings zum Schlusse — leider ein allzu abgebrauchter Romankniff — als gewesener Kammerdiener entpuppt, muß ich mein bescheidenes Veto erheben. Der ungarische Graf spricht das Deutsche wie eine böhmische Köchin. Daß die Verfasserin einzelne Personen glücklich charakterisirt, erleidet keinen Zweifel; selbst das Detail ist mit Fleiß und Geschick ausgearbeitet, — aber eine literarische Bedeutung könnte ich dem Werke nicht zusprechen.

Höher steht der Roman „Unheilbar" (Nr. 12), obwol auch Dora Duncker vor althergebrachten Mitteln, ja selbst vor Unwahrscheinlichkeiten nicht zurückscheut. Im künstlerischen Sinne genommen, ist es keine höhere Sphäre, in der wir uns bewegen, aber die Verfasserin versteht es, Seelenkämpfe trefflich zu schildern und einzelne Charaktere gut und markig zu zeichnen. So ist Asta eine höchst gelungene Figur nicht durch die Zeichnung allein, sondern besonders durch ihre bestrickende Eigenartigkeit. Auch den andern handelnden Personen wurde in der Charakteristik

gleiche Liebe zugewendet und die entsprechenden Farbentöne zur Schaffung eines guten Bildes gewählt.

Am meisten gefesselt hat mich der Roman „Die Sonntagskinder" von Hans Werder (Nr. 13). Wir werden in das Zauberland der Musik geführt und die Sonntagskinder sind nach der Verfasserin jene Menschen, denen das zweite Gesicht verliehen ist, mit dem sie in das erträumte Paradies schauen, welches alltäglichen Augen verschlossen bleibt; die mit diesem Himmelsvorrecht begabt, hinwegblickend über das schattige Thal des Alltagsdaseins, auf sonniger Höhe des Lebens stehen". Man wird nicht ohne Grund den Vorwurf erheben, daß eine gewisse Einschränkung in der begeisterungsvollen Schilderung der Wagner'schen Kunstwerke dem Romane nur genützt hätte, man wird aber auch zugeben müssen, daß diese begeisterungsvolle Hingabe, die sich in jeder Zeile offenbart, auch den Laien mitreißt; jedenfalls ist dies zugleich auch eine Anerkennung der schönen schriftstellerischen Begabung. Wer mit einem stofflich kargen Werke trotzdem durch drei Bände dem Leser stets hohen Genuß zu bieten im Stande ist, der hat seine Aufgabe gewiß befriedigend gelöst.

Karl Schrattenthal.

Gedichtsammlungen.

1. Dr. Martin Luther, sein Leben und Wirken in Liedern aus allen deutschen Gauen alter und neuester Zeit. Gesammelt und herausgegeben von C. Müller. Mit einem Vorwort von Consistorialrath Leuschner und 14 Abbildungen. München, Münchener Handelsdruckerei und Verlags-Anstalt von M. Poeßl. 1893. 8. 3 M. 60 Pf.
2. Gedichte aus Riga. Dritte Sammlung. Riga, S. Kymmel's Buchhandlung. 1893.
3. Blüten ausländischer Lyrik. Uebertragen von Hedwig Jahn. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893. 8. 2 M.

Es sind gar verschiedene Gesichtspunkte, nach welchen obige Bücher zusammengestellt sind: bei dem ersten ist das Band die gewaltige Gestalt des deutschen Reformators, bei dem zweiten der Ort, an dem die Dichter leben, beim dritten der dichterische Werth.

Das Buch C. Müller's: „Dr. Martin Luther" (Nr. 1), ist wol die vollständigste Sammlung alles dessen, was zur Verherrlichung Luther's in alter und neuer Zeit je aus Dichtermund geflossen ist. Mit nicht weniger als 282 Dichtungen jeder Art und jeden Werths von 105 Dichtern und Dilettanten ist um Luther's Person ein Ruhmeskranz geflochten, und der Verfasser versichert im Vorwort, daß er noch viel mehr gesammelt, aber um das Werk nicht zu vergrößern, wieder vieles ausgeschieden hätte. Gar leicht fließt den Deutschen das Herz in Versen über, wenn sie ihrer Heroen gedenken; kein anderer außer vielleicht Bismarck ist aber so vielfach und auf allerlei Weise besungen worden wie Luther. Daß nicht alle Gedichte der Größe des Mannes ebenbürtig sind, versteht sich, zumal da der Herausgeber weniger den dichterischen Werth eines Gedichts in Betracht zog, als vielmehr den Inhalt, sodaß nun für das ganze Leben Luther's, für die weltgeschichtlichen wie für die weniger bekannten Augenblicke dichterische Gaben vorliegen. Außer den „Vorgesängen" (4 Gedichte) und den meist dem Lutherfeste 1883 entstammenden „Nachklängen" (32 Gedichte) schließt sich die Auswahl an das Leben Luther's an von der Wiege bis zum Grabe. Man wird kaum eine bedeutendere oder bekanntere Dichtung, ausgenommen die neuesten z. B. von J. G. Fischer, Ed. Paulus, Konrad Ferdinand Meyer u. a. in dem Buche vergeblich suchen, in welchem Dichternamen wie E. M. Arndt, Gerok, Anastasius Grün, Heyse, Paul Lang, E. Rittershaus, Julius Sturm zum Theil reich vertreten sind. Das Buch fördert aber auch manche recht hübsche Gedichte aus Licht, die in einer guten und begeisterten Stunde dichtenden Dilettanten gelungen sind, so von Fr. Braun, K. R. Hagenbach, A. Thoma, Richard Weitbrecht und vielen andern. Man wird dem Herausgeber für die viele Mühe, die er sich gegeben hat, nur dankbar sein und seinem Buche mit seiner Fülle von Lese- und Declamationsstoff gern das Haus öffnen, zumal da es von der Verlagshandlung mit etlichen ganz vortrefflichen Bildern geziert worden und der Preis bescheiden ist. Für eine zweite Auflage, die dem Buche sicher nicht fehlen wird, empfehlen wir sorgfältigere Correctur, und im Dichterverzeichniß Angabe, wo im Buche jedes Gedicht zu finden ist. Außerdem könnte die Auswahl noch ohne Schaden um ein Viertel gekürzt werden.

Ein origineller Gedanke kommt in dem riga'schen Dichteralbum (Nr. 2) zum Ausdruck, der nämlich, daß die Dichter einer Stadt sich zusammenthun und ihre Gedichte gemeinsam herausgeben und zwar genau so, wie wenn das ganze Buch von einem gedichtet wäre. Denn die Beiträge von einem Dutzend Verfassern tragen im Buche selbst keine Bezeichnung, von wem sie stammen, sind vielmehr inhaltlich eingeordnet, sodaß man immer erst im Register nachschlagen muß, wessen Gedicht man gerade liest. Das ist dem Kritiker und vielleicht noch mehr den ortsbekannten Lesern ein unterhaltendes Räthselspiel und zugleich ein Wink, daß nicht der einzelne Dichter beurtheilt sein will, sondern das Ganze. Und dieses stellt sich als ein Buch anmuthiger und inniger, vielfach heiterer, ja burlesker Poesie dar. Großes, Tiefgehendes, unmittelbar Ergreifendes bietet es wenig, und moderne oder modernste dichterische Kraftnaturen scheinen in Riga noch nicht zu gedeihen. Wär auch ein Wunder unter russischer Knute! Aber was das Menschenherz bewegt in Freud und Leid, was die Natur im Frühling und Herbst aufweckt in den Herzen, das findet in diesen Dichterherzen ein anmuthiges

Echo, und gewiß lauscht Deutschland gern der Stimme des deutschen Bruderstammes. Hier wenigstens zwei Proben, eine ernste und eine heitere:

An einen alten Freund.

Hätt' manches wol können besser geh'n!
Jeder wird's sagen;
Hätt' manches auch können schlimmer gescheh'n!
Wer wird's beklagen?
Erträgliches Leid und leidliches Glück:
So kommt man allmählich über die Brück',
Die über den Strom der Zeiten geschlagen
Von grüner Jugend zu grauen Tagen,
Das Zollgeld-freilich wird keinem geschenkt. —
Wohl dem, der nicht zu viel daran denkt,
Nach richtiger Rechnung, wenn alles stimmt,
In Fried' und Ehren den Abschied nimmt.

Unangenehme Ueberraschung.

Einst ward ein alter Gedanke
In Versen zur Welt gebracht
Von einem modernen Dichter,
Der Neues noch nie erdacht.

Doch als nun der alte Gedanke
Auf richtigen Füßen stand,
Da meinte er, daß noch niemand
Was Originell'res erfand.

Und plötzlich, — o holdes Wunder! —
Da kam ihm, er wußte nicht wie,
Zu seinen herrlichen Versen
Die herrlichste Melodie.

Sie paßte zu jenem Gedanken
Als wie das Herze zum Kopf,
Als wie zum Leibe die Seele,
Als wie der Deckel zum Topf.

Sie klang und sang und schwebte
Ihm fort und fort durch den Sinn,
Er schrieb sie mit großer Mühe
In sauberen Noten hin.

Und als er sein Opus beendet,
Da brachte er es alsbald
Voll Stolz zu einem Bekannten,
Der ihm als ein Kenner galt.

Der schaute sich an die Noten
Und las das ganze Gedicht,
Und sieh' — ein bedenkliches Lächeln
Durchfurchte sein Kennergesicht.

„Mein Lieber, die böse Muse
Hat hier dich arg chikanirt;
Dies Lied hat schon Heine gedichtet
Und Mendelssohn componirt.

„Sieh hier das Original an:
Du hast mit all deiner Kunst
Das Ganze nur wenig geändert
Und eigentlich nur verhunzt."

So sprach er, da ist unser Dichter
Vor Schrecken fast umgekippt
Und hat zur selbigen Stunde
Vernichtet sein Manuscript.

„O Muse, perfide Muse!"
— So seufzte er tiefbewegt, —
„Du hast mir fremde Eier
Zum Brüten untergelegt.

„Ein Trost nur ist mir geblieben,
Ein Trost: es ward mir klar,
Daß das, was ich geschaffen,
Entschieden classisch war.

„Ich könnte ein großes Genie sein;
Doch ach mein Unglück ist dies:
Es lebten vor mir leider
Schon viel zu viele Genies!"

Keine üble Persiflage das und merkwürdig wahr!

Ich habe gesagt, als Einheitsband der Sammlung von Hedwig Jahn (Nr. 3) sei der dichterische Werth zu betrachten. Das erfährt insofern eine Einschränkung, als die Uebersetzerin wol das eine oder andere Gedicht mit aufgenommen hat, weil es ihr gefiel oder weil sie es gut übersetzt hatte, ohne daß der dichterische Werth bedeutend wäre. Ich weiß wenigstens nicht, welches Recht auf Uebersetzung folgendes Gedicht von Clemente Filomarini hat:

Die Blumen an Nice.

In Morgenglanze
Die Knospe bricht.
Im Abendlicht
Welkt sie dahin.

O stolze Schöne
So muß auch bald
Deiner Gestalt
Liebreiz entfliehn.

Und ähnlich Unbedeutendes findet sich auch sonst in der Sammlung. Im ganzen aber gewährt es jedem Leser Genuß, diese alten und neuen „Blüten der Lyrik" aus fremden Zungen (französisch, englisch, italienisch) zu genießen — um im Bilde zu bleiben, müßte ich freilich eigentlich sagen, zu beschauen und zu beriechen — und sie, was Ton, Auffassung, Abrundung, Gedanken- und Anschauungsinhalt betrifft, untereinander und mit der so ganz anders gearteten deutschen Lyrik zu vergleichen.

Es stehen mir von den wenigsten Gedichten die Originale zu Gebote, nur von einem Theil anderer Uebersetzungen; ich vermag also über den eigentlichen Uebersetzungswerth nicht zu urtheilen. Manche lesen sich übrigens wie Originale, und das ist ein hohes Lob für die Uebersetzerin, deren Gewandtheit jedenfalls anzuerkennen ist. Der falsche Reim stolz und Gold ist wol blos aus Versehen stehen geblieben, da sich mindestens die Form „Golds" durch eine leichte Aenderung hätte erreichen lassen.

Richard Weitbrecht.

Psychologische Skizzen.

Psychologische Skizzen. Von Edmund W. Nells. Leipzig, A. Abel. 1893. 8. 2 M. 40 Pf.

In den vorliegenden Skizzen: „Der Zauberspiegel", „Die Logik des Kindes", „Zur Psychologie der Taschenspielerkunst", „Das Genie" und „Die Psychologie in der neuesten französischen Literatur", welche in etwas anderer Fassung bereits in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlicht worden sind, ist durchwegs ein leichterer Ton angeschlagen und alles vermieden, was zum Verständnisse eine besondere Fachbildung voraussetzen würde. Der Zweck der gesammelten Versuche besteht darin, eine Anzahl allgemein interessirender Probleme des Seelenlebens mit den Hülfsmitteln der gegenwärtigen Psychologie zu beschreiben und, wenn möglich, auch der Auflösung näher zu führen. Mit der Lösung geht eine Bereicherung der sittlichen Begriffe Hand in Hand.

Ich bedaure es, daß der Verfasser bei der Behandlung der Logik des Kindes nicht Robert Hamerling's köstliches „Tagebuch eines Kinderfreunds", das in dem ersten Bande seiner „Prosa" enthalten ist, benützt hat. Ich muß ihm ferner widersprechen, wenn er in der Skizze „Das Genie" behauptet: „Im großen ganzen zeigt also ein Ueberblick über die seelische Structur des genialen Menschen, daß wichtige Elemente derselben Frauen und Männern gemeinsam sein können, einzelne allerdings dem Anschein nach ein Vorrecht des starken Geschlechts bilden." Mir schwindet jedes Bedenken darüber, ob die Frauen der Genialität fähig sind, im Hinblicke auf Marie Sophie Germain, welche mit Poisson, Fourier und Kirchhoff in einem Athemzuge genannt wird, wenn das Problem der elastischen Oberflächen zur Sprache kommt. Höchst interessant ist der Beweggrund, welcher sie zum Studium der Mathematik bestimmte. Am 1. April 1776 in Paris geboren, war sie dreizehn Jahre alt, als die revolutionäre Bewegung einen solchen Umfang gewann, daß das scharfsinnige, geistig sehr früh entwickelte Mädchen die Tragweite und Dauer einer Staatsumwälzung voraussah, in der die meisten nur einen vorübergehenden Stern erblicken wollten. Sie suchte mit größtem Eifer nach einer ernsten Beschäftigung, um die quälende Angst zu bannen. Stundenlang durchblätterte sie die wissenschaftlichen Werke, die sie in der Bibliothek ihres Vaters vorfand, bis ihr eines Tags J. F. Montucla's „Histoire des mathematiques" in die Hände gerieth. In diesem gelehrten Buche stieß sie auf eine glänzende Charakterzeichnung des Archimedes, der in Nachdenken vertieft, mit einer geometrischen Figur so sehr beschäftigt war, daß er nichts von der Eroberung seiner Vaterstadt Syrakus, nichts von dem rohen Lärm der Sieger vernahm, welche die Stadt plünderten, daß er selbst das Eindringen eines römischen Soldaten nicht bemerkte und unter dem Schwerte des brutalen Mörders den Tod fand, ohne die plumpen Fragen des Fremden einer Antwort gewürdigt zu haben. Von da ab war Sophiens Schicksal entschieden. Nachdem ihr die Geschichte in der Mathematik eine Beschäftigung gezeigt hatte, welche den Geist dermaßen gefangen nimmt, daß er über ihr dem Außenleben völlig entrückt wird, ging sie eilends und ohne Verzug daran, sich ihr in die Arme zu werfen. Sie ließ sich durch die Hindernisse nicht anfechten, sondern besiegte sie, ein wahrer Ritter ohne Furcht und Tadel, mit geradezu heldenhafter Thatkraft. An der Hand eines sehr mangelhaften Lehrbuchs von Bézout überwand sie ohne alle persönliche Beihülfe die ersten Schwierigkeiten bei der Aneignung der Elemente, schritt in raschem Laufe vorwärts und ward von ihrem Gegenstande so sehr erfüllt, daß sie sich Tag und Nacht ihm hingab. Ihr zügelloser Eifer forderte geradezu die Besorgniß ihrer Angehörigen heraus, welche anfangs alles Mögliche daran wendeten, ihn zu dämpfen; entfernten sie doch sogar aus ihrem Zimmer Heizmaterial, Kleider und Licht, um sie zu der nöthigen Nachtruhe zu zwingen. Sie schien sich darein zu ergeben; aber sobald sich ihre Familie zur Ruhe begeben hatte, erhob sie sich von ihrem Lager, hüllte sich in Decken und setzte bei dem Scheine eines erborgten Lämpchens trotz einer Kälte, welche die Tinte in ihrem Schreibzeug zum Gefrieren brachte, ihre Studien fort, sodaß sie oft am Morgen im Zustande halber Erstarrung angetroffen wurde. Bei ihrem ernsten, unablässigen Streben war sie bald in den Stand gesetzt, mit Erfolg die Differentialrechnung von Cousin durchzuarbeiten. Ihre Freude darüber war sehr groß, und noch vor ihrem am 27. Juni 1831 erfolgten Lebensende sprach sie nach dem Zeugnisse von Personen, die ihr nahegestanden, mit großer Befriedigung von dem Glücke, das sie in dem Augenblick empfunden, als die Sprache der Analysis ihr zugänglich geworden war. Durch ihre bahnbrechenden Arbeiten erwarb sie sich den Beifall und die Freundschaft von Lagrange, Laplace, Lacroix, Malus, Fourier, Legendre und Gauß. Sie bethätigte jedoch ihre Meisterschaft nicht nur auf dem Gebiete der Mathematik, sondern auch der andern Wissenschaften. Eugen Dühring stellt ihr in seiner „Kritischen Geschichte der Philosophie" folgendes ehrenvolle Zeugniß aus: „Wie die einem Mill gänzlich abgehenden Analogien der mathematischen Denkweise zur Zeit Comte's mehrfach einen mächtigen Hebel zur exactern Gestaltung der philosophischen Gedanken bildeten, läßt sich aus der kleinen nachgelassenen Arbeit von Sophie Germain über den Zustand der Wissenschaften entnehmen." — „In ihrer mathematischen Capacität kann sie mit Comte insofern nicht verglichen werden, als der Letztere an der Förderung der Mathematik durch Lösung neuer Probleme nicht theilgenommen hat. In der Beurkundung ihrer philosophischen Fähigkeiten hat sie aber gezeigt, wie es möglich ist, in einer Composition von geringem Umfange, nämlich in einer Abhandlung von kaum hundert Seiten, in erheblichen Richtungen mehr Gedanken-

gehalt sichtbar zu machen und eine consequentere systematische Grundanschauung darzulegen, als man aus einem gewissen Gesichtspunkte in bändereichen Cursen antrifft. Was man in ihren Papieren vorgefunden und unter dem Titel „Considérations générales sur l'état des sciences et des lettres aux différentes époques de leur culture" herausgegeben hat, schließt in dem angegebenen bescheidenen Raume nichts Geringeres ein, als ein logisch ästhetisches Programm für die Grundformen der zukünftigen exactern Gestaltung aller Wissenschaft, sowie auch der literarischen und künstlerischen Thätigkeit. . . . Man sieht aus dem Gesagten, daß die Art von Positivität, welche man ohne die Nennung des Wortes bei Sophie Germain antrifft, wesentliche Grundzüge von dem umfaßt, was sich später bei Comte an verschiedenen Perioden und Standpunkten vertheilte und schließlich zu Seltsamkeiten führte, die der Takt des weiblichen Genius mühelos vermieden hat."

Bernhard Münz.

Feuilleton.

Von den „Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von E. Freiherrn von Ungern-Sternberg und Pfarrer H. Dietz" (Stuttgart, Belser) liegen uns die Hefte 124, 127 und 130 vor. Im ersten Heft behandelt Otto Märker die „Evangelischen Arbeitervereine", die mit ihren 105000 Mitgliedern mit Recht als sehr beachtenswerthes und wirksames Gegengewicht gegen die „gottesleugnerischen, königsmörderischen, vaterlandslosen, von Haß und Ungerechtigkeit erfüllten Bestrebungen der Socialdemokratie" gepriesen werden. Man orientirt sich aus dem Hefte rasch und gut über ihre Geschichte, Nothwendigkeit und praktische Gestaltung. In Heft 127 nimmt Ungern-Sternberg das Wort „Zur Judenfrage", und dies geschieht in durchaus ruhiger, vornehmer, objectiver Sprache. Die Juden sind die Hauptvertreter des Kapitalismus mit allen seinen Auswüchsen und Gefahren, mindestens bilden Judenthum und Kapitalismus eine Personalunion, und so ist die Judenfrage in eminentem Sinne eine sociale Frage: mit der Religion der Juden hat sie nichts zu thun, mit der Rasse derselben soll sie nichts zu thun haben. Gelöst wird die Frage erst, wenn wir den Juden in uns überwunden haben. Der Verfasser schließt sein sehr lesenswerthes Schriftchen: „So lange wir den Juden und ihren Genossen, als den Kindern der Welt, Christum kreuzigen helfen, indem wir unsern Lüsten zügellos nachgeben und uns der Buße verschließen, so lange wird jeder Versuch, die Judenfrage zu lösen, vergeblich sein, und stünden dem Antisemitismus Millionen von Stimmen zu Gebot." Heft 130 heißt: „Die Surrogatwirthschaft auf dem Gebiete der Religion. Eine Laienstreitschrift von Hilmar Schornitz." Eine mit Ironie und überlegenem Spott geschriebene Schrift, welche die Vernichtung Egidy's und der „ethischen Gesellschaft" mit der Gewandtheit und Grazie eines erprobten Henkers besorgt, manchmal übrigens Späßchen macht, die besser unterblieben wären. Die Hinrichtungen sind unsers Erachtens vollauf verdient, und wir stimmen dem Verfasser vollkommen zu, daß wir evangelische Christen trotz allem, was uns von der römischen Kirche trennt, und das der Verfasser unsers Erachtens viel zu gering anschlägt, selbst mit der romanisirten katholischen Kirche noch weit mehr Gemeinschaft haben als mit dem Surrogatchristenthum Egidy's oder der „ethischen Gesellschaft". Daß der Verfasser ein Laie ist, verräth sich auf 52 von den 54 Seiten nirgends. Dieser Laie scheint nicht nur in der Geschichte und Religionsgeschichte sowie in der Philosophie sich umgesehen, sondern auch Theologie studirt zu haben; weiß er doch S. 21 etwas anzuführen, von dem nicht einmal Perthes' „Handlexikon für Theologen" etwas berichtet. Der Laie kommt erst auf den letzten zwei Seiten zum Vorschein; dafür ist aber auch, was hier steht, gleich recht laienhaft.

— Sammlung Göschen. „Kirchenlied und Volkslied. Geistliche und weltliche Lyrik des 17. und 18. Jahrhunderts bis auf Klopstock. Ausgewählt und herausgegeben von Georg Ellinger" (Stuttgart, G. J. Göschen). Dieses Bändchen der verdienstvollen Sammlung ist zugleich das fünfte der „Kleinen Bibliothek zur deutschen Literaturgeschichte", die bisjetzt in guter Auswahl gebracht hat: 1) Nibelungen und Gudrun; 2) Hartmann, Wolfram, Gottfried; 3) Walther von der Vogelweide, Minnesang und Spruchdichtung; 4) Seb. Brant, Hans Sachs, Luther und Fischart. Die zwei Abschnitte dieses Bändchens heißen: „Die lyrische Dichtung" und „Das deutsche Volkslied" und haben kurze, doch gut orientirende Einleitungen; 29 Proben veranschaulichen die Dichtung des 17. Jahrhunderts und beginnenden 18. Jahrhunderts bis zu Gellert und sind genügend. Das Volkslied ist mit ebenso vielen Nummern vertreten — für die ungeheuere Fülle aus drei Jahrhunderten fast zu wenig und auch nicht charakteristisch genug. Statt der Anordnung nach dem Alter (das ältere Volkslied 15. bis 16. Jahrhundert; das Gesellschaftslied 16. bis 17. Jahrhundert; das neue Volkslied seit Ende des 17. Jahrhunderts) hätte sich wol mehr die Anordnung nach dem Inhalt empfohlen, ähnlich wie in Vilmar's ausgezeichnetem „Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes".

— Gegenwärtig, wo die evangelische Kirche Rußlands, besonders in den Ostseeprovinzen, seitens einer unduldsamen Regierung schwere Verfolgung zu erleiden hat, wird hüben und drüben ein Schriftchen des langjährigen frühern Predigers an der deutschen reformirten Gemeinde in Petersburg, Hermann Dalton, mit Freude begrüßt werden, das unter dem Titel „Zur Geschichte der evangelischen Kirche in Rußland" zwei Studienblätter zusammenfaßt, welche, inhaltlich weit auseinanderliegend, doch jedes in seiner Art auf einen interessanten Zeitabschnitt in der Entwickelung der genannten Kirche überraschendes Licht werfen. Die eine, wichtigere Studie hat Bischof Ritschl's Mitarbeit an dem Gesetz für die lutherische Kirche in Rußland zum Gegenstand. Daß der berühmte Vater eines noch berühmtern Sohnes, G. Karl Benj. Ritschl, damals seit kurzem Generalsuperintendent von Pommern und erster Prediger an der Schloßgemeinde in Stettin, vom September 1829 bis zum Mai 1830 die Mission empfangen hatte, an der Ausarbeitung einer neuen Kirchenordnung für die evangelische Kirche des russischen Reichs theilzunehmen, war ja schon bekannt. Die nähern Umstände, die zu seiner Berufung nach Petersburg führten, der besondere Antheil, den er an den betreffenden Commissionsarbeiten, namentlich an den auf die Agende bezüglichen, nahm, und seine Urtheile über die theils fördernden, theils hemmenden Einflüsse, mit denen bei dem Gange der Berathungen gerechnet werden mußte, waren bisher unbekannt geblieben. Nun hat Dalton den Acten des preußischen geheimen Staatsarchivs sowie den Familienpapieren, die in dem Nachlaß des Sohnes von dem Enkel aufgefunden wurden, so reichen Stoff entnehmen können, daß er im Stande ist, über Personen und Vorgänge volle Aufklärung zu geben. Der kaiserliche Hof in der Newastadt stellte sich damals, selbst unter einem Nikolaus I., noch freundlich zur evangelischen

Kirche seiner Lande. Heute, nach sechzig Jahren, ist es damit anders geworden. — Die zweite Studie Dalton's behandelt die Hugenotten in Rußland und entwirft ein lebensvolles Bild von jenen wackern, glaubensstarken Flüchtlingen, die nach dem Widerruf des Edicts von Nantes ihrer französischen Heimat den Rücken kehrten, um im fernen Norden sich ein zweites Vaterland zu suchen.

— Zimmer's „Handbibliothek der praktischen Theologie" (Gotha, F. A. Perthes) bringt immer neue werthvolle Bände. Das literargeschichtliche Gebiet ist vertreten durch „Die religiöse Volksliteratur der evangelischen Kirche Deutschlands" in einem Abriß ihrer Geschichte, knapp, kurz und quellenmäßig von H. Beck, und „Die kirchliche Dichtung hauptsächlich in Deutschland" von A. F. W. Fischer, ein Buch, auf das wir in d. Bl. ausführlicher zurückzukommen uns vorbehalten. Vom Kirchenlied zum „Kirchenschmuck und Kirchengeräth" führt uns Richard Bürkner — wie wichtig ein solches Buch mit seinen geschichtlichen Ausführungen und praktischen Rathschlägen gerade für die schmucklosen oft allzu nüchternen Räume der evangelischen Kirche ist, bedarf keiner Ausführung. Die Beobachtung der darin gegebenen Winke wird noch lange nicht zu der zwar historisch berechtigten, aber auch historisch verknöcherten und dem Verständniß des Volks vollkommen entrückten, peinlich genauen Farben- und Gewänderpracht der katholischen Kirche führen. Was in diesen so richtig geschmückten Räumen vorgeht und wie es vorgehen soll, zeigt das Buch von Dr. Ed. Menß: „Die gottesdienstlichen Handlungen von individueller Beziehung in der evangelischen Kirche", wo über Wesen, Ausgangspunkt, Richtungen, Bestandtheile und Gestaltung des christlichen Gottesdienstes, insbesondere des evangelischen, sachkundig und eingehend unter steter Bezugnahme auf die Bewegungen der Gegenwart gehandelt wird. Ebenfalls mit einer Zeitbewegung hängt das Buch des Lic. J. F. A. de le Roi: „Die Mission der evangelischen Kirche an Israel" zusammen. Der Verfasser gruppirt seinen Stoff, wie uns scheint sehr zum Nutzen der Klarheit über die Judenmission, die den meisten Christen weit weniger sympathisch ist als die Heidenmission, nach geschichtlichen Gesichtspunkten. Man kann so denn auch ein richtiges Urtheil über die antisemitische Frage gewinnen, selbst wenn man hierin anderer Ansicht ist als der Verfasser.

— Herzliche Freude am angestammten Vaterland und eine edle Auffassung der an ihm zu übenden Bürgerpflichten athmet eine grazer Inaugurationsrede von Marcellin Joseph Schlager (Graz, Leuschner u. Lubensky, 1893), die sich über „Patriotismus im allgemeinen vom Standpunkte der christlichen Moral" verbreitet. In einer Zeit des übertriebenen Nationalismus thut es wohl, von solcher Stelle her ein so durch und durch gesundes Wort zu vernehmen. Und gerade der österreichische Kaiserstaat bedarf dessen vor andern, da er nun einmal, soll er nicht in die Brüche gehen, auf das friedliche, brüderliche Zusammenleben vieler verschiedenen Sprach- und Völkerstämme angewiesen ist. Der Ertrag der vornehm ausgestatteten Schrift ist dem Freitisch-Institut der k. k. Karl-Franzens-Universität gewidmet.

— Für Liebhaber einer neuen Religion entwickelt August Heinsius seine nicht eben neuen, dafür aber mit desto größerm Selbstbewußtsein vorgetragenen Gedanken in zwei Gesprächen, die den Titel führen: „Eine neue Religion, oder: Was haben wir unter dem Urgrund aller Dinge zu verstehen?" (Leipzig, O. Wigand, 1893). Der Verfasser legt hohen Werth auf ein folgerichtiges Denken. Wer möchte ihm das verübeln! Die Offenbarungsreligion, überhaupt jede Religion, die sich noch mit einem persönlichen Gott befaßt, ist für ihn ein überwundener Standpunkt — das hat schwerlich für den Leser ein besonderes Interesse. In dem kirchlich überlieferten Glauben sieht er nur Phantastereien und Sophistereien — den Beweis hierfür bleibt er schuldig. Da es für ihn weder Sünde noch Schuld gibt, so kennt er auch kein Bedürfniß nach einer göttlichen Gnade — darin ist sein Denken folgerichtig. Alle Menschen ohne Ausnahme könnten und sollten nach ihm absolut gut sein — wenn sie es nun aber nicht sind? Bei alledem erhofft er, daß seine monistische Denkweise noch einmal das allgemeine Bekenntniß aller werde — das ist, nun, sagen wir: das ist kindliche Phantasterei.

— Von J. A. Winter's und Aug. Wünsche's Sammelwerk: „Die jüdische Literatur seit Abschluß des Kanons" (Trier, S. Mayer, 1893) ist als dreizehnte Lieferung die Fortsetzung des ersten Bandes erschienen, welche nach Fertigstellung des Pesikta rabbathi Abschnitte des aus dem Ende des 11. Jahrhunderts stammenden Midrasch Lekach tob (Pesikta sutarta) von Tobia ben Eliser und des von mehrern Verfassern in der Zeit vom 6. bis ins 12. Jahrhundert zusammengestellten Midrasch rabba bietet, beides in Anlehnung an ältere Midraschim haggadische Auslegungen zum Pentateuch und den fünf Megilloth. Die Auswahl und Uebersetzung rühren von den Herausgebern selbst her und reihen sich dem früher Erschienenen würdig an.

Bibliographie.

Arndt's, E. M., Werke. Erste einheitliche Ausgabe seiner Hauptschriften. Bearbeitet von Hugo Rösch. 2. Bd. Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich von Stein. Blätter der Erinnerung, meistens um und aus der Paulskirche zu Frankfurt. Ein abgenötigtes Wort aus seiner Sache zur Beurteilung derselben. Leipzig, K. F. Pfau. 8. 3 M.

Baer, A., Der Verbrecher in anthropologischer Beziehung. Mit 4 Tafeln und 18 Tabellen. Leipzig, G. Thieme. Gr. 8. 15 M.

Bierbaum, O. J., Aus beiden Lagern. Betrachtungen, Karakteristiken und Stimmungen aus dem ersten Doppel-Ausstellungsjahre in München 1893. Mit 8 Bildnissen. München, A. Ackermann's Nachfolger. Gr. 16. 1 M. 80 Pf.

Carl von Oesterreich, weil. Erzherzogs, ausgewählte Schriften. Herausgegeben im Auftrage seiner Söhne der Herren Erzherzoge Albrecht und Wilhelm. Mit Karten und Plänen. 2. Bd. Wien, W. Braumüller. Gr. 8. 7 M.

Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek. 10. Jahrgang. 1. Bd. Das Geheimnis des Hauslehrers. Roman in 2 Bdn. von B. Cherbuliez. Aus dem Französischen von Emmy Becher. 1. Bd. Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Friedlaender, Regine, drei Erzählungen. (Gefrorne Thränen. Der Brautkranz. Die arme Marie.) Dresden, E. Pierson. 8. 1 M.

Graffunder, P., Der deutsche Nationalcharakter in altdeutschen Dichtungen. Vortrag. Fürstenwalde, M. Geelhaar. Gr. 8. 75 Pf.

Hartmann, E. v., Kants Erkenntnistheorie und Metaphysik in den vier Perioden ihrer Entwickelung. Leipzig, W. Friedrich. Gr. 8. 4 M.

Heiberg, H., und K. Telmann, Norddeutsche Erzähler. Novellen. (Das Schicksal auf Moorheide von H. H. — Ruggiero, der Brigant, von K. T.) Berlin, Verein der Bücherfreunde. 8. 3 M.

Jerome, J. K., Müßige Gedanken eines Müßigen. Deutsch nach der 132. Auflage des englischen Originals von J. Kaulen. Einzige autorisirte Ausgabe. Halle, H. Gesenius. 12. 2 M.

Kiesewetter, K., Faust in der Geschichte und Tradition. Mit Berücksichtigung des mittelalterlichen Zauberwesens. Als Anhang die Wagnersage und das Wagnerbuch. Mit 33 Abbildungen. Leipzig, M. Spohr. Gr. 8. 10 M.

Krones, F. v., Zur Geschichte des Jesuitenordens in Ungarn seit dem Linzer Frieden bis zum Ergebnisse der ungarischen Magnatenverschwörung 1645—1671. (Aus: „Archiv für österreichische Geschichte.") Wien, F. Tempsky. Lex.-8. 1 M. 70 Pf.

Land, H., Die Richterin. Ein moderner Roman. Berlin, A. Loewy. 8. 3 M. 50 Pf.

Lewes, G., Shakespeares Frauengestalten. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 5 M.

Osten, H. v., Durch Sturm und Klippen. Künstlerroman. Köln, J. G. Schmitz. 8. 1 M.

Postumus, C., In deutscher Hand. Roman. 2 Tle. in 1 Bd. Berlin, O. Janke. 8. 5 M.

Ruland, W., Max von Mexiko. Lieder-Cyclus. Mit Bildnis. Stuttgart, J. Roth. 12. 1 M.

Rüttenauer, B., Der kleine Bolland oder Acta Sanctorum minora d. h. 20 frommheitere Legenden, in anmuthige und höchst erbauliche deutsche Reime gebracht von P. Hilarius à la Santa Clara, O. Q. S. F. München, Dr. E. Albert u. Comp., Sep.-Cto. 8. 1 M. 50 Pf.

Sauer, A., Otto Ludwig. Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag.) Nr. 177: Das Weltbuch Sebastian Franck's. Die erste allgemeine Geographie in deutscher Sprache. Von J. Loewenberg. 80 Pf. — Nr. 178: Die Parteiungen im jüdischen Volke zur Zeit Jesu. Von M. Wagner. 60 Pf. Prag, Fr. Haerpfer. (In Kommission.) Gr. 8.

Wauick, G., Grillparzer unter Goethes Einfluss. Bielitz, W. Fröhlich. Gr. 8. 80 Pf.

Wildenbruch, E. v., Das wandernde Licht. (Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek. X. Jahrg. Bd. 3.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zu Rudolf von Gottschall's siebzigstem Geburtstag
(30. September 1893).

Dramatische Werke
von
Rudolf von Gottschall.

Zweite Auflage. Zwölf Bändchen. Geh. 12 M. Geb. (in 4 Bände) 16 M.

1. Bändchen. **Pitt und Fox.** Lustspiel. Dritte Auflage.
2. „ **Mazeppa.** Geschichtliches Trauerspiel.
3. „ **Die Diplomaten.** Lustspiel.
4. „ **Der Nabob.** Trauerspiel.
5. „ **Katharina Howard.** Trauerspiel. Dritte Auflage.
6. „ **König Karl XII.** Geschichtliches Trauerspiel.
7. „ **Herzog Bernhard von Weimar.** Geschichtliches Trauerspiel.
8. „ **Die Welt des Schwindels.** Geschichtliches Lustspiel.
9. „ **Amy Robsart.** Trauerspiel.
10. „ **Arabella Stuart.** Trauerspiel.
11. „ **Auf rother Erde.** Drama.
12. „ **Der Vermittler.** Lustspiel.

Jedes Bändchen ist auch einzeln zum Preise von 1 M. zu beziehen.

Die Dramen Rudolf von Gottschall's erfreuen sich auf der Bühne, wo viele derselben zu den Lieblingsstücken des Repertoires gehören, wie bei den Freunden poetischer Lektüre entschiedenen und dauernden Beifalls.

Porträts und Studien.

Von
Rudolf von Gottschall.

Erster, zweiter, fünfter und sechster Band. **Literarische Charakterköpfe.**
8. Geh. 20 M. 80 Pf. Geb. 24 M. 80 Pf.

Dritter und vierter Band. **Paris unter dem zweiten Kaiserreich.** Culturbilder.
Zwei Theile. 8. Geh. 7 M. 20 Pf. Geb. 8 M. 20 Pf.

Die in diesem Sammelwerke enthaltenen Beiträge zur Geschichte der Literatur und Philosophie der Neuzeit sind von dauerndem Werth, ebenso die pariser Culturbilder und Darstellungen des französischen Theaterwesens.

Der Neue Plutarch.

Biographien
hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben von
Rudolf von Gottschall.

Zwölf Theile. Jeder Theil geh. 6 M., geb. 7 M.

Der „Neue Plutarch" bietet eine Porträtgalerie ausgezeichneter Persönlichkeiten der Geschichte, Literatur und Kunst aus der neuern Zeit, von der Reformation bis zur Gegenwart, und ist rasch zu einem Haus- und Familienbuche der deutschen Nation geworden.

Subscriptionen

auf die Ende Oktober erscheinenden **Niederdeutschen Sprichwörter,** hrsg. v. R. Eckart, 24 Bogen Lex.-8°, Preis 5 M. (später 8 M.) nehmen entgegen und senden gratis Prospekte alle Buchhandlungen sowie die Verlagshandlung
Appelhans & Pfennigstorff
Braunschweig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinrich Schliemann's Selbstbiographie.

Bis zu seinem Tode vervollständigt.

Herausgegeben von Sophie Schliemann.

Mit einem Porträt in Heliogravüre und 10 Abbildungen.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine Einzelausgabe der sehr interessanten und charakteristischen Selbstbiographie des berühmten Entdeckers von Troja, welche allen, die über seinen merkwürdigen Lebensgang und seine erfolgreiche Thätigkeit Näheres zu wissen wünschen, zu empfehlen ist.

Ein neues Bildniss Schliemann's in Heliogravüre und Abbildungen der Hauptstätten seiner Wirksamkeit (Troja, Mykenae, Tiryns) schmücken das Werk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein Jahr meines Lebens.
1848—1849.

Von
Alexander Grafen von Hübner.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses Werk des bekannten Diplomaten und geistreichen Schriftstellers, sein Tagebuch aus ereignißvoller Zeit, hat durch die eingehende Schilderung des Aufstandes in Oberitalien, sowie der wiener Revolution von 1848 und der Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph's allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Französische Revolution.

Von **Thomas Carlyle.**

Aus dem Englischen von P. Feddersen.

Zweite Auflage, umgearbeitet von E. Erman.

Drei Theile. Geh. 7 M. 20 Pf. Geb. 9 M.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 40. — 5. October 1893.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich.
Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Wilhelm Weber. Von Ernst Lehmann. — Zur Literaturgeschichte. Von Richard Friedrich. — Zur Volkskunde und volksthümlichen Poesie. Von Anton Schlossar. — Aus der Erzählungsliteratur. Von Edmund Lange. — Lyrisches und Episches. Von Adolf Brieger. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Wilhelm Weber.

In Daniel Schwenter's „Mathematisch-philosophischen Erquickstunden", die mitten in den Wirren des Dreißigjährigen Kriegs erschienen, findet sich ein Versuch, die Aufgabe zu lösen, „wie mit dem Magnetzünglein zwo Personen einander in die Ferne etwas zu verstehen geben mögen". In der That wäre die Nadeltelegraphie schon damals erfunden, und wol auch praktisch verwerthet worden, wenn sich die Hauptsache, die Kraftquelle, nicht nur in der Phantasie des Erfinders geregt hätte, und der kritische Autor fügt zu der geistreichen Auseinandersetzung resignirt hinzu: „Die Invention ist schön, aber ich achte nicht davor, daß ein Magnet solcher Kraft und Tugend auf der Welt gefunden werde." Zwei Jahrhunderte mußten noch verstreichen, ehe die wirkliche Lösung sich in dem angedeuteten Sinne einstellte, das Wollen sich in das Können umsetzte.

Im Jahre 1833 schuf Wilhelm Weber die erste größere Telegraphenanlage, bei der galvanische Ströme durch die Schwingungen eines magnetischen Stabes die Zeichen übermittelten. Eine doppelte Drahtleitung führte vom physikalischen Cabinete der Universität Göttingen aus über die Häuser der Stadt hin bis zur Sternwarte und zum magnetischen Observatorium, und zwar besaß die dadurch gebildete Kette, mit Einrechnung der an beiden Endpunkten befindlichen Multiplicatoren, eine Drahtlänge von fast neuntausend Fuß. Damit war aber eine der glänzendsten Erfindungen der ganzen Welt und allen Zeiten beendigt. Nur die Erfindung der Dampfmaschine und der Photographie stehen ihr ebenbürtig zur Seite. Die Namen ihrer Erfinder und Verbesserer sind aller Welt bekannt; die Erzählungen von Watt und Stephenson, von Niépce und Daguerre bilden in Volks- und Jugendschriften willkommenen Lesestoff, der immer wiederkehrt; aber von dem Lebensgange Wilhelm Weber's, des schlichten deutschen Gelehrten, dringt nur selten ein Wort hinaus über die Schranken der fachmännischen Welt. Da kommt endlich eine Biographie*) von berufener Hand, und füllt die Lücke in willkommener Weise aus. Es fügt sich gut, daß der Verfasser Heinrich Weber, nicht nur ein naher Verwandter des großen Physikers, sondern auch selbst Mathematiker und Physiker ist. Dadurch erhält die Darstellung größere Treue und begeisterte Wärme, und die Schilderung von Weber's Wirken gewinnt bedeutend an Verständlichkeit, wenn die Kernpunkte aus den epochemachenden Abhandlungen geschickt hervorgehoben und beleuchtet werden; dies ist aber nur möglich, wenn der Biograph ihren Inhalt vollständig beherrscht.

Die Geburtsstätte Wilhelm Weber's ist „die goldene Kugel", das alte Langguth'sche Haus in der Schloßstraße, jetzt Nr. 15, zu Wittenberg, in dem die drei Professorenfamilien Langguth, Weber und Chladni einträchtig miteinander wohnten. Aber schon 1813 — Wilhelm war noch nicht neunjährig — fand das freundliche Zusammenleben, durch die Schrecken des Kriegs einen plötzlichen Abschluß. Da die französische Besatzung Bülow und seinen Truppen die Uebergabe der Festung verweigerten, begann am Abend des 27. Septembers die furchtbare Beschießung, durch die die unglückliche Stadt an mehrern Stellen in Brand gesteckt wurde. Unter denen, die nur das nackte Leben retteten, befand sich auch die Familie des Professors der Theologie Melchior Weber, wie Bernhardt in seiner Schrift „Wittenberg vor fünfzig Jahren" ausdrücklich berichtet. Melchior Weber flüchtete sich in das nahegelegene

*) Wilhelm Weber. Eine Lebensskizze von Heinrich Weber. Mit einem Bildniß aus dem Jahre 1884. Breslau, Trewendt. 1893. 8. 2 M.

Schmiedeberg, wo die Familie bis Michaelis 1814 wohnen blieb, um mit der Universität nach Halle überzusiedeln.

In der Saalestadt besuchte Wilhelm das Pädagogium der Franke'schen Stiftungen, und betrieb mit Eifer das Studium der classischen Schriftsteller, deren Werke er sich von seinem ersparten Taschengelde anschaffte, um mehr zu lesen, als die Schule bot und verlangte. Aber noch als Schüler wurde er zu Versuchen über die Wellenbewegung von seinem ältern Bruder Ernst Heinrich, der bereits Professor in Leipzig war, herangezogen und zu diesem Behufe auf längere Zeit vom Schulbesuche gänzlich befreit. Schon damals durch trauliche Familienbande eng verknüpft, wurden die Brüder noch durch gemeinsam ververfolgte wissenschaftliche Ziele und Interessen mehr und mehr miteinander verbunden, sodaß sie sich feierlich gelobten, im fernern Leben, „wie auch die Schicksalswege ausfallen sollten", stets treu zueinander zu stehen —, ein Gelöbniß, das sie redlich erfüllt und bis zum Tode gehalten haben. Ein beredtes Zeugniß von dem innigen brüderlichen Verhältnisse legen die Briefe ab, die der Verfasser in Auszügen hier und da eingeflochten hat. Um einander zu sehen, war die etwa achtstündige Entfernung nicht zu groß, und wol selten hat die Landstraße zwischen Leipzig und Halle eifrige Wanderer so oft von einer Stadt zur andern pilgern sehen, als zu der Zeit, wo die Brüder Wilhelm und Eduard in Halle und Ernst in Leipzig wohnten.

Ostern 1822 ließ sich Wilhelm nach beendigtem Gymnasialkursus in Halle als stud. math. immatrieuliren, und schon 1825 machte die „Wellenlehre, auf Experimente gegründet", den Einundzwanzigjährigen in der wissenschaftlichen Welt bekannt. Das Werk war von den beiden Brüdern ihrem alten Freunde Chladni gewidmet worden, der sich, wie er in seiner Antwort schreibt, die Dedication zu hoher Ehre rechnete, „da es ein wirklich classisches Werk ist, worin das, was bei dieser Art von Bewegung vorgeht, deutlicher und zusammenhängender dargestellt ist, als es vorher von irgendjemand geschehen war". Nach der am 26. August 1826 erfolgten Promotion habilitirte sich Wilhelm auf den Rath des preußischen Cultusministers, bei dem er um eine pecuniäre Unterstützung zu wissenschaftlichen Zwecken eingekommen war, an der Universität Halle, und wurde schon im Herbste des folgenden Jahres zum außerordentlichen Professor allda ernannt. Ein längerer Aufenthalt in Berlin machte ihn mit einer großen Anzahl gleichalteriger Fachgenossen, wie Dirichlet, Dove, Magnus, Wöhler, aber auch mit Mitscherlich, den beiden Rose, Poggendorff, Enke, Seebeck, Steiner, Crelle, vor allem aber mit den beiden Humboldt und mit Gauß bekannt. Von ganz besonderm Interesse sind hier die eingeschaltenen Briefstellen, in denen Wilhelm Weber einzelne der genannten Persönlichkeiten fein und treffend charakterisirt.

Am 29. April erhielt er die Berufung an die Universität Göttingen. Damit war er an einem wichtigen Wendepunkte seines Lebens angelangt, der den Anfang einer neuen Periode seines wissenschaftlichen Verkehrs und seiner Forschungen bildete.

Als ausgesprochener Freund von längern Fußreisen, bei denen er bis ins spätere Alter große Ausdauer und Energie entwickelte, nahm er seinen Weg nach Göttingen und dann über Weimar, Erfurt und Mühlhausen. Er machte damals, wie Augenzeugen versichern, einen äußerst schwächlichen und unscheinbaren Eindruck, der die Veranlassung zu einem komischen Zwischenfalle gab. Als er glücklich in Weimar angelangt war, besuchte er am Abend das Theater, wo er neben einem robusten Corpsstudenten zu sitzen kam. Dieser hielt den neuernannten schmächtigen Göttinger Professor für einen weimarischen Gymnasiasten und fragte ihn wohlwollend. „Wirst Du auch bald die Universität besuchen?"

Der wissenschaftliche Verkehr mit Gauß, gestaltete sich trotz des Altersunterschiedes von siebenundzwanzig Jahren bald zu einer wahren Freundschaft. Das physikalische Cabinet, Weber's eigentliche Werkstätte, die er sich sofort nach seiner Berufung eingerichtet hatte, war von dem Gauß'schen Arbeitsraume etwa eine Viertelstunde weit entfernt, und da gewisse Untersuchungen über die Aenderung der magnetischen Declination häufige Uhrvergleichungen nöthig machten, so wanderten öfters Boten zwischen beiden Instituten hin und her. Aus dem Wunsche, diese Unzuträglichkeiten abzustellen, ging im Jahre 1833 jene erste große Telegraphenanlage hervor, „die wir", wie Gauß selbst in den Göttinger gelehrten Anzeigen berichtet, „unserm Professor Weber verdanken". Gauß und Weber gebührt das große Verdienst zuerst wirklich eine telegraphische Verbindung auf größere Entfernung, und zwar mit nur zwei Drähten hergestellt und hierdurch den thatsächlichen Beweis erbracht zu haben, daß der galvanische Strom auch für große Strecken zur Telegraphie benutzt werden kann. Dem Physiologen Sömmering war es im Jahre 1809 gelungen, durch eine Drahtlänge von über 3100 Metern zu telegraphiren, wobei jedoch der galvanische Strom am Ende der Leitung eine Gasentbindung (durch Wasserzersetzung) bewirkte. Beinahe wäre schon zwei Jahre später Ernst Heinrich's Vorschlag ausgeführt worden, längs der neuen Eisenbahnlinie Leipzig-Dresden eine telegraphische Verbindung der Stationen nach dem Göttinger Muster einzurichten; indeß scheiterte er an der Zaghaftigkeit des Directoriums. Damals schrieb Weber, um die Zweifel an dem Gelingen des Unternehmens zu heben, die denkwürdigen Worte: „Die Anlage ist kein Experiment, sondern eine verbürgte Unternehmung. Ebenso sicher ist, daß zwei $^3/_4$ Zoll im Durchmesser haltende Kupferdrähte durch das Weltmeer nach Ostindien oder Amerika gelegt, die telegraphische Verbindung mit jenen Ländern herstellen würden."

Neben den magnetischen Untersuchungen fesselten ihn namentlich physikalisch-physiologische Versuche, deren Ergebnisse er im Jahre 1836 in der „Mechanik der menschlichen Gehwerkzeuge" niederlegte. Das Material dazu wuchs in kurzer Frist zu solcher Höhe an, daß Poggen-

dorff schon im Februar des Jahres 1833 einen Brief an Weber mit der scherzhaften Wendung schloß: „Daß Deine Theorie des Gehens so angewachsen ist, daß sie ein eigenes Werk bilden wird, ist freilich für kommende Generation, die darnach ihre Beine kunstgerecht zu bewegen lernen soll, ein Hinderniß mehr für ihr Fortkommen in dieser Welt."

Diese arbeitsfrohe Zeit wissenschaftlicher Thätigkeit wurde jäh unterbrochen durch ein Ereigniß, das nicht nur in wissenschaftlichen, sondern auch in politischen Kreisen über Deutschlands Grenzen hinaus lebhafte Theilnahme erweckte: Die Absetzung der Göttinger Sieben. Der Verfasser widmet mit Recht der großherzigen That der sieben Gelehrten und ihren Folgen den längsten Abschnitt des Buches: Es galt hier nicht nur, den männlichen Charakter und die unerschütterliche Ueberzeugungstreue Wilhelm Weber's in glänzendem Lichte zu zeigen, sondern auch dem einmüthigen Zusammenstehen aller Wohlgesinnten und der durch alle deutschen Gaue in Rath und That sich kundgebenden Theilnahme gerecht zu werden.

Nach längerer Interimszeit folgte Wilhelm Weber 1842 schließlich einem Rufe nach Leipzig. Mußte er hier auch den Verkehr mit Gauß missen, so wurde ihm andererseits Ersatz durch den Umgang mit den ihm schon befreundeten leipziger Universitätslehrern, namentlich aber durch das Zusammenleben mit seinen Brüdern. Der gesellige Umgang in den leipziger Professorenkreisen war damals äußerst einfach und frei von Luxus, ganz im Sinne eines echten Mannes der Wissenschaft wie Weber, dem bis an sein Ende eitles Streben nach Ehre fern lag, und auf den Geld und Gut keine Anziehungskraft ausübten.

In Leipzig sind es vor allem Untersuchungen über den galvanischen Strom, die ihn beschäftigen. Sieben Abhandlungen, die unter dem Titel „Elektrodynamische Maßbestimmungen" erschienen, waren die Frucht dieser Arbeiten. Die erste enthielt die berühmte Schrift „Ueber ein allgemeines Grundgesetz der elektrischen Wirkung", die jene Untersuchungen bereits zu einem gewissen Abschluß brachte. Sie erschien zur Begründung der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften im Jahre 1846.

Zehn Jahre nach der Absetzung der sieben Professoren fühlte sich König Ernst August — wohl unter dem Drucke des politisch so bedeutsamen Jahres 1848 —, bewogen, die Sieben wieder nach Göttingen zurückzurufen. Und diesmal lehnte Weber nicht ab. Er sehnte sich nach den Verhältnissen der kleinern Stadt, die seiner Natur mehr zusagten; vor allem aber waren es die Persönlichkeiten Gaußens, Wöhler's und seiner Leidensgenossen, die ihn mit unwiderstehlicher Macht nach Göttingen zogen. Freilich war Gauß, wie Poggendorff an Weber kurz zuvor geschrieben hatte, ein alter Mann geworden, der mit jedem Tage stumpfer wurde. In der That wandte sich Gauß, nachdem er noch im Jahre 1849, kurz vor der Feier seines funfzigjährigen Doctorjubiläums, seine letzte wissenschaftliche Abhandlung „Beiträge zur Theorie der algebraischen Gleichungen" geschrieben hatte, nur noch leichtern Beschäftigungen zu. So konnte von einem gemeinsamen wissenschaftlichen Arbeiten beider keine Rede mehr sein. Weber vollendete hier zunächst eine Reihe seiner glänzendsten Arbeiten, die er in Leipzig begonnen hatte, seine Abhandlungen über Widerstandsmessungen über den Diamagnetismus und die absoluten Maßeinheiten. Der Laie wird dem Verfasser besondern Dank wissen, daß er den Versuch macht, ihn mit den Bestrebungen und den wissenschaftlichen Ergebnissen dieser Schriften, so gut sich das in Kürze thun läßt, bekannt zu machen.

Wenn Weber auch von nun an von tiefer in sein eigenes Leben eingreifenden Wechselfällen verschont blieb, so wurde er um so härter durch die rasch aufeinanderfolgenden Verluste seiner treuesten Freunde betroffen. Schon nach sechs Jahren wurde ihm Gauß entrissen, bald darauf starb Kohlrausch, und kaum war Dirichlet für Göttingen gewonnen und bot durch persönliche Freundschaft und gemeinsame wissenschaftliche Interessen einigen Ersatz, da raffte auch ihn der Tod hinweg; gleiches Schicksal ereilte Riemann und dessen Nachfolger Clebsch: ein tragisches Verhängniß für Göttingen, besonders aber für den alternden Weber.

In jene Zeit fällt seine Bekanntschaft mit dem vielseitigen und geistvollen Zöllner, der in Leipzig den Lehrstuhl für Astrophysik einnahm. Der Umstand, daß Zöllnern die Localitäten der alten Sternwarte zur Verfügung standen, bewog Weber, obwol schon in der Mitte der Siebziger stehend, noch einmal eine größere experimentelle Arbeit zu unternehmen. Die Leitung des physikalischen Cabinets in Göttingen war bereits in andere Hände übergegangen, deshalb wandte er sich nach Leipzig, wo er mit seinem Bruder, sowie mit Fechner, Scheibner und Karl Neumann zusammentraf. Da ein aus Draht gefertigter Widerstandscalon wie die Jacobische Einheit mit der Zeit veränderlich ist, so versuchte Weber, einen Normalleitungsdraht von solcher Beschaffenheit und Anordnung herzustellen, der sowol auf seinen Widerstand als auf seine räumlichen Verhältnisse hin jederzeit durch unmittelbare Messungen nach absolutem Maße controlirt werden konnte. Aus diesem Gedanken floß seine letzte wissenschaftliche Abhandlung: „Ueber die Einrichtung zum Gebrauche absoluter Maße in der Elektrodynamik mit praktischer Anwendung."

Unter den Ehrenbezeigungen, die ihm die Jubiläen der kommenden Jahre in Menge einbrachten, sei hier nur seine Ernennung zum Königlich Preußischen wirklichen Geheimrath mit dem Titel Excellenz durch seine Majestät den deutschen Kaiser Wilhelm I. gedacht: Wilhelm Weber war der erste Professor, dem, ohne daß er in irgendeiner Beziehung zum berliner Hofe gestanden hätte, eine solche Auszeichnung zutheil wurde, und es war kein anderer als Fürst Bismarck, der die Veranlassung dazu gegeben hat:

Weber war nie verheirathet und führte doch ein aus

gesprochenes Familienleben. Seit seiner zweiten Uebersiedelung nach Göttingen stand seinem Hanshalte seine älteste Nichte fast ununterbrochen vor, und die Räume seiner Wohnung haben zahlreiche fröhliche Gäste jedes Alters und Geschlechts aufgenommen. In vielen Familien wurde er als ständiger Hausfreund stets freudig willkommen geheißen und vielfach als Berather zugezogen.

Obwol ihm die Gabe fließend und glänzend vorzutragen abging, so wußte er doch seine Zuhörer durch den eigenartigen Ausbau seiner Darlegungen zu begeistern. Er verlor sich nie in Einzelheiten, sondern ließ stets den Ideengang und die Methode der wissenschaftlichen Forschung klar hervortreten.

Unter den Aussprüchen, die sich in seinen Aufzeichnungen wissenschaftlicher Natur zerstreut vorfinden, erscheinen uns die folgenden besonders bemerkenswerth für seine Anschauungsweise: „Der Mensch ist sich jeden Gedankens, jeder Empfindung und jeder Erinnerung, die er hat, bewußt und nennt sie sein. Er hat nichts, was er mit größerm Rechte sein nennen könnte. Aber er ist sich zugleich bewußt, daß er sein Denken, Empfinden und Erinnern nicht von sich selbst hat; er nennt sie daher ihm verliehen und den Verleiher Gott. Sein Bewußtsein, sein Denken, Empfinden und Erinnern nicht von sich selbst zu haben, ist sein religiöses Bewußtsein.“ „Schlaf ist Unterbrechung des Denkens. Mangelndes Gedächtniß ist Unterbrechung der Verknüpfung der Gedanken, das ist Unterbrechung geistiger Arbeit. Unser Leben ist eine intermittirende Existenz.“

Erst als ihm selbst das Gedächtniß zu versagen anfing, klagte er über die Bürden des Alters. Es machte einen eigenen Eindruck auf die Umgebung, namentlich auf die ihm Fernerstehenden, wenn er plötzlich mitten im Gespräche die Frage an die andern richtete: „Kommen den Gaußens heute nicht?“ Die Worte, in denen sich eine seltsame Verschiebung von Zeit und Raum kundgab, machten im ersten Augenblicke nicht den Eindruck der Schwäche, sondern klangen aus dem Munde, der soeben noch über wissenschaftliche Dinge gesprochen hatte, wie eine Seherstimme aus längstvergangener Zeit.

Am 23. Juni 1891 zog auch er hinaus, der große und doch so bescheidene Mann, das Vorbild eines echten deutschen Gelehrten. „Ich habe keine Lust mehr, auf dieser dunkeln Erde zu arbeiten. Gott hat mich gerufen. Ich muß fort, mein Bruder Ernst erwartet mich“, waren seine letzten Worte.

Durch das Brustbild Wilhelm Weber's, eine prächtige Riffarth'sche Heliogravüre, hat das liebenswürdige Buch noch einen besonders anziehenden Schmuck erhalten. Es zeigt uns den Alten im Alltagskleide, wie wir ihn in den achtziger Jahren gesehen haben, im Hauspelze und im gestickten Sammtkäppchen, unter dem die weißen Locken hervorquellen. Das Schönste daran aber sind die feinen Denkerfältchen, der sinnige, treue Blick und die Züge des Mundes, die Herzensgüte und Wahrheitsliebe predigen.

Ernst Lehmann.

Zur Literaturgeschichte.

Die neubelebte Forschung unserer Tage, die sich mit wahrhaft liebevoller Begeisterung dem größten Namen aus der Glanzzeit deutscher Literatur zugewandt hat, mußte schon durch innere Zusammenhänge ihrer Aufgabe zu dem weitern Kreise hervorragender Persönlichkeiten, die, sei es als Vorläufer, sei es als Zeitgenossen die führenden Geister umgeben, sich hingelenkt fühlen. So ist auch das Bild von Goethe's „Freund Humanus“, Herder's Bild uns in anschaulichster Lebendigkeit erneut worden durch Haym, während gleichzeitig Suphan's mustergültige Ausgabe der Werke Herder's das Verständniß seines Geisteslebens erst in vollem Maße ermöglicht hat. Und das war an der Zeit: Herder war wider Gebühr vergessen worden. Eine Erklärung dafür liegt zunächst außerhalb seiner Person und seines Lebenswerkes. Das Doppelgestirn Goethe-Schiller überstrahlte und überstrahlt eben alles. Von größerm Gewicht ist aber eine Reihe innerer Gründe, die in ihrer Gesammtheit den Aufstieg Herder's zum Gipfel classischer Vollendung hintangehalten haben. Sie sind jetzt mit gediegener Wissenschaftlichkeit und erstaunlicher Vertiefung in Herder's Entwickelungsgang dargelegt von E. Kühnemann: Herder's Persönlichkeit in seiner Weltanschauung.*) Ich stehe nicht an, dieses Werk wegen seiner neuen, hochstrebenden Methode, wegen seiner bis auf den letzten Grund hinabdringenden Forschung, und wegen seines streng folge- und denkrichtigen Urtheils als eine der bedeutendsten Erscheinungen auf diesem Gebiete der Schriftstellerei zu bezeichnen. Es ist zugleich eine Ehrenrettung der Philosophie, eine Musterleistung für die Anwendung des geschulten Denkens, vor der das vorlaute Ungestüm, das jene Geisteswissenschaft mit Vorliebe verunglimpft, alle Ursache hat zu verstummen. Aber auch nach anderer Seite, gegen solche, die Träger der Wissenschaft zu sein behaupten und scheinen, kehrt sich Kühnemann mit scharfem Wort: „Zu schweigen von jener letzten Erschlaffung historischen Verfahrens, da die Geistesgeschichte sich auflöst in eine Ansammlung von Reminiscenzen, da die geistigen Schöpfungen fast einzig noch nach ihrem Stoff an Gedanken oder an künstlerischen Motiven verglichen werden. Da glaubt wissenschaftlich zu sein,

*) Herder's Persönlichkeit in seiner Weltanschauung. Ein Beitrag zur Begründung der Biologie des Geistes. Von E. Kühnemann. Berlin, Dümmler. 1893. 5 M.

wer in den Werken nur die einzelnen Gedanken, die einzelnen Motive ergreift, wie sie aus dem Haufen der Worte abzulesen sind."

Bei meiner überzeugten Anerkennung Kühnemann's muß ich es doppelt beklagen, daß sein Buch nie die verdiente und wünschenswerthe Wirkung thun wird. Warum mußte sich ein so schöner Geist eine so schwerfällige Hülle schaffen? Zweifellos kann der Verfasser von seinem Leserkreis sagen: saremo pocchi, ma saremo eletti. Was nützt aber, frage ich, die winzige Zahl Auserkorener ihm, was seinem Streben? Nein! Es bleibt beklagenswerth, daß weiten Schichten von Literaturfreunden dieses treffliche Buch nie eine Leuchte auf ihrem Bildungsgange sein kann.

Nach üblicher Auffassung hat Goethe, wie so oft mit kurzem Ausdruck treffend, Herdern erschöpfend charakterisirt in den Worten:

„Ein ernster Mann — horcht in die Welt hinein." Objectivität ist in dem uns überlieferten Bilde Herder's ein Hauptzug. Jedes Volk aus *seiner* Zeit, jede Zeit aus *ihrem* Geiste zu verstehen: das galt als Herder's Haupterrungen- und Hinterlassenschaft. Kühnemann's Ergebniß mahnt im schärfsten Gegensatz an ein anderes Wort Goethe's:

Was man den Geist der Zeiten heißt,
Das ist zumeist der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.

„Wir wissen", sagt Kühnemann, „daß, indem Herder das Wirkliche ergreift, er es durchdringt mit moralischen Gedanken; denn es verlautbart sich in ihnen nur *seine Stimmung*, aus der die Erkenntniß ihm hervorging." Und von dem Hauptwerk, den „Ideen" heißt es: „Das lehrt der erste Eindruck: nicht in *historischer* Erkenntniß liegt das Lebensinteresse dieses Buchs; aus *Gefühl* und zum *Gefühl* spricht diese Harmonie von Natur und Menschheit, diese selige Gottesfreude u. s. w." Solche Subjectivität erscheint auch untrennbar von einer so besonders gearteten Persönlichkeit, wie uns Herder bei Kühnemann erscheint. „Reizbare, ästhetische Feinfühligkeit lehrt ihn Dichter, Völker, Zeiten verstehen, in der sinnlichen Anschauungskraft seines Geistes wurzelt sein Forschen."

Was nun den Gang von Kühnemann's Untersuchung anlangt, so schält er mit allseitiger Beherrschung des umfänglichen Stoffes Herder's Weltanschauung heraus aus den einzelnen Werken: diese sind die Urkunden für seine geistige Entwickelung, sie sind die eigensten Erlebnisse seines Ichs. Das erste Buch bespricht die Entwickelung der Geschichtsphilosophie und Weltanschauung Herder's. Im ersten Abschnitt wird behandelt seine Grundanschauung von der Sprache, ihr ästhetischer Ursprung, ihr philosophischer Mangel, weiter ihre Uebertragung auf die Religion und ihr Erweis in der Charakteristik der Griechen und Hebräer; dann Herder's Ideal von Literaturgeschichte und Biographie, endlich seine Aesthetik und ihre Bedeutung für seinen eigenen Entwickelungsgang. Eine wichtige Wendung in diesem bringt Abschnitt IV, Herder's „Selbstbestimmung" mit der neuen Losung: nicht mehr Bücher-, sondern Selbst- und Menschenstudium. Damit rückt die Geschichte in den Mittelpunkt seiner Geistesarbeit, deren bisheriges Ergebniß der Schlußabschnitt enthält. Das zweite Kapitel stellt Herder's religiöse Begründung seiner Weltanschauung dar, weist im Offenbarungsbegriff die erreichte Schranke seines Geistes auf und schildert seine Abkehr von der Gegenwart, sowie den Abschluß der Entwickelung in seinem Fühlen und Denken.

Im ersten Kapitel des zweiten Buchs zeigt eine grundlegende, geistvolle Betrachtung der „Ideen" Herdern auf der Höhe, auf der Höhe auch unsern Verfasser. Vollkommenes Verständniß, umfassende Kenntniß, unbeirrbare Selbständigkeit des Denkens verleihen diesem Theil einen dauernden Werth, den jeder anerkennen wird, den je Neigung oder Pflicht zur Beschäftigung mit Herder führt. Wehmüthig berührt der Inhalt des zweiten Kapitels: Verfall der Geistesform Herder's. Wahrheit aussprechen muß der Forscher, aber nur, wenn er es in dem Grade wie Kühnemann ist, darf er solches Gericht abhalten.

Der Nebentitel des Buchs nöthigt noch zu einigen Bemerkungen. Deutet er doch an, daß der Verfasser weit über einen Entwurf von Herder's Persönlichkeit hinauszielt. Thatsächlich erstrebt er nichts Geringeres als die Begründung einer ganz neuen literaturgeschichtlichen Methode. Ziel ist ihm Erfassung der Geistesgeschichte, Erkenntniß des Verfahrens und der Entwickelung des Geistes, der *Biologie*, über die er sich im Schluß ausspricht. Zum nähern Verständniß gebe ich auszugsweise einige Sätze aus dem dritten Theil dieses Anhangs. Kühnemann führt dort aus: „der Gedanke hat kein abgesondertes Dasein in der Welt, er existirt allein als Blüte einer Persönlichkeit. Er muß also in das *Erleben* einer Persönlichkeit umgesetzt werden, d. h. wir müssen begreifen, wie die Persönlichkeit ihn im Ganzen ihres Lebens *empfand*. Zunächst gilt es nun das Gebiet auszuspüren, in dem der Denker zuerst schöpferisch ward, von dem also seine gesammte Gedankenbildung ausging; dann zu verfolgen, wie aus dieser ersten Zelle die ganze Weltanschauung hervorwuchs; endlich die Richtung der Gedanken zu erkennen, in der sie sich für das Bedürfniß der Persönlichkeit formen. Als Bewegungsformen des Geistes gefaßt, sind die Gedanken Erlebnisse geworden, so ist die Entwickelung der Wissenschaft ebenfalls eine Kette von Erlebnissen der Persönlichkeiten. Ob nun diese in reiner Entwickelung in der Erkenntnißarbeit sich bewegten, oder von ihrer Zeit in einen fremden Beruf getrieben wurden, lehren die psychischen Motive, die Richtungen der Gedanken. Mit der Erkenntniß der Methode des Geistes, seiner in Gedanken ausgedrückten Art zu erleben, lernen wir zugleich die Probleme kennen, die sich dem Denker auf seinen Erkenntnißgebieten stellten. Je nachdem nun das Verfahren des Geistes Erkenntniß erzeugt, oder nur mit dem Anschein einer solchen sein Lebensbedürfniß befriedigt, lassen sich seine Erkenntnißmotive von den fremden abscheiden, sodaß am Ende

aus der Betrachtung des Individuums selbst die reine Wissenschaft als Problem sich herauslöst." Das ist das Verfahren des Verfassers bei Herder: die reine Wissenschaft nimmt er zum Maßstab des individuellen Schaffens, indem er aus der Geschichte des Herder'schen Geistes das Problem der Geistesgeschichte löst, oder, wie es an anderer Stelle heißt: an dem Erleben der idealen Persönlichkeit mißt er das Erleben des begrenzten Individuums, an der idealen Wissenschaft die Herder'sche Wissenschaft. Dabei sind jene beiden seine Gebilde, geschaffen aus einer Weiterbildung und Fortentwickelung dessen, was bei Herder in den Ansätzen vorhanden, aber infolge von Hemmungen durch individuelle Begrenzung oder durch Zeit, Welt, Gesellschaft ab- und unterbrochen worden ist. Eben mit dieser socialen Bedingtheit erscheint das Verhältniß des begrenzten Individuums zu der idealen Persönlichkeit in allen Grundzügen bestimmt, so auch bei Herder.

Den geraden Gegensatz zu K. bildet Franz Mehring mit seiner Lessinglegende.*) Auch er gibt im Anhang eine Darlegung seines Standpunktes. Es ist der des historischen Materialismus, der, kurz gesagt, das ökonomische Princip zur treibenden Kraft im Leben der Menschheit macht und alle Geschichte auflöst in eine Aufeinanderfolge von Klassenkämpfen. Gegenstand unsers Interesses am Buche kann nur die Beurtheilung Lessing's sein. Alles andere — und es ist erdrückend viel dieses andern — bleibt beiseite. Damit haben sich auseinanderzusetzen in erster Linie die Geschichtsforschung, dann die Philosophie, endlich die Staatswissenschaft. Ob all das Nebenwerk nothwendig war, darum will ich mit dem Verfasser nicht rechten. Jedenfalls fragt er selbst wiederholt am Schlusse seiner Abschweifungen, wozu? natürlich um ihre Unentbehrlichkeit zu beweisen, oder wenigstens ihr Vorhandensein zu rechtfertigen. Soviel aber ist gewiß: das an sich schon durch leidenschaftliche, heftige Darstellungsweise auffallende Buch gewinnt durch die eingeflochtenen Geschichtsbetrachtungen nichts; der wissenschaftliche Charakter verliert sich unter dem politischen Polterton, und des Lesers erwachtes Mißtrauen argwöhnt als eigentliche Absicht des Verfassers politische Geschichtsschreibung und Darstellung der materialistischen Philosophie unter dem Namen einer literaturgeschichtlichen Arbeit.

Was meint nun die Lessinglegende? Mehring führt darüber etwa Folgendes aus. Lessing ist nicht, wozu man ihn hat machen wollen, jemals höfischer Streber gewesen. Lessing ist in allem und jedem Gegner des aufgeklärten Despotismus eines Friedrichs des Großen, der überhaupt zu unserer classischen Periode fördernde Beziehungen irgendwelcher Art nicht gehabt hat: dies beides trotz aller gegnerischen Behauptungen. Lessing war Vorkämpfer der bürgerlichen Klassen seiner Zeit, nichts anderes, und in diesem Sinne ein Revolutionär. Dieses Bürgerthum von damals ist aber nicht die „Bourgeoisie" von heute, die Lessing als den Ihren beansprucht. Diese ist nämlich aus der idealistischen Denkweise ihrer Vorgängerin in die mammonistische hinübergewechselt. Darum ist jetzt Lessing's Leben und Wirken übergegangen in Fleisch und Blut der kämpfenden und leidenden Arbeiter: Lessing gehört zu den geistigen Ahnen des Proletariats.

Dem Erweis dieser Sätze dient nun das weitschichtige Material: Lessing's Leben wird bis in die letzten Winkel verfolgt; seine Werke einer tiefgehenden Betrachtung und wohlthuenden Würdigung unterzogen; die sämmtlichen Literaturgeschichtsschreiber, die sich je mit Lessing befaßt haben, beurtheilt, König Friedrich II., mit berechnendster Schonungslosigkeit, als Mensch, Staatsmann und Feldherr beleuchtet; der sächsische und der braunschweigische Hof, Leipzig und Berlin besprochen; das ganze Geistesleben des letzten anderthalb Jahrhunderts dargestellt, kurz ein umfassendes Zeitbild mit Ausblicken rück- und vorwärts bis zu Lindau, Lubliner und Wichert gegeben. Und in welchen Farben! in welchem Sinne! Näheres darüber muß ich ablehnen und bemerke nur, daß sich natürlich bei geeignetem Verfahren Zeiten und Personen auch in Mehring's Art darstellen lassen, besonders wenn man als Betrachtungsort nimmt die Warte vorgeschrittenster Erkenntniß, in der es ja jedes Jahrhundert gegen seinen Vorgänger so herrlich weit gebracht hat. Wie zahlreich sind die Versuche, Geschichte zu construiren! Und jedesmal war diese gütig genug, sich dem ersonnenen, natürlich immer durch des Forschers Denkthätigkeit gewonnenen Schema zu fügen. Wenn die Menschheitsgeschichte als Klassenkampf erwiesen ist, wie sollte nicht auch Lessing's Art und Werk aus dem Klassenbewußtsein sich erklären! Freilich ist zuzugeben, daß Mehring's Buch nur ein Gegenstoß ist, hervorgerufen durch eine gewisse, von ihm bis aufs Blut gegeißelte Art der Welt- und Literaturgeschichte. Nicht nur Lessing, auch Schiller hat unter ihr leiden müssen. Aber Mehring fällt in das andere Extrem bei fast gleicher Mittelwahl. Um z. B. zu beweisen, daß Lessing's „Aesthetik ebenso wie seine Dramatik, seine Philosophie, seine Theologie durchaus bestimmt sind durch das socialpolitische Element seines Lebenskampfes", preßt er auch die Idee des Laokoon in die Form eines Gegensatzes socialer Interessen, versucht er eine Deutelei der Stelle aus Buch 7. von Wahrheit und Dichtung, wo Goethe Friedrich's II. und der Minna von Barnhelm gedenkt; als ob der kühl-kritisirende Nachfahr mit gleicher Sicherheit Wirkung und Eindruck, den geschichtliche Personen und Ereignisse auf die Empfindung ihrer Zeit gemacht haben, abmessen könnte, wie der unmittelbar beobachtende Zeitgenosse. Auch die Darstellung der Bibliothekarangelegenheit erscheint einseitig, darum nicht überzeugend. Doch hier spricht vielleicht die Verehrung, die in Mehring für Lessing glüht und für die sein ganzes Buch ein unwiderleglicher Beweis ist. Sie macht ihn nicht blind: „Lessing war als Dramatiker höchster Verstand; ihm fehlte die dichterische Phantasie, aus der sich Gestalt

*) Die Lessinglegende. Eine Rettung. Nebst einem Anhang über den historischen Materialismus. Von F. Mehring. Stuttgart, Dietz. 1893. 3 M.

auf Gestalt löst und unabhängig von ihrem Schöpfer lebt", sie befähigt und drängt ihn aber zu ebenso eindringlicher, wie umfassender Erkenntniß seiner Werke aus ihnen selbst, soweit nicht der Materialismus mitspricht. Unter vielem hebe ich hier hervor die Zurückweisung der landläufigen Annahme einer Neigung Emilia's zum Prinzen und die Bemerkung über den tragischen Schluß des Stücks. Eine kräftige Stütze für seine Beweisführung hat Mehring in seiner ungewöhnlichen Belesenheit, die für ihn eine scharfe Waffe, für den Leser Quell reicher Belehrung ist.

Mit diesen Bemerkungen über Mehring habe ich mich bei dem unvereinbaren Gegensatz in unsern Ansichten zu begnügen. Ihre Erörterung gehört nicht in diesen Bericht, eine Bekämpfung verbietet sich auf einem bloßen Ausschnitt von Mehring's weitem Ideenkreis, auf dem Gebiete seiner literaturgeschichtlichen Auffassung. Deshalb zum zusammenfassenden Schluß: Innerhalb gewisser Grenzen gilt von Mehring, daß wo er in der Abwehr steht, wo seine Scheidekunst die Zusätze der Fälschung und der Sagenbildung vom Golde der Wahrheit sondert, seine Untersuchung wissenschaftlichen Werth besitzt, während seine positiven Ergebnisse als absichtsvoll zurechtgemacht, ohne zwingende Kraft, ja als Parteiprogramm erscheinen.

Richard Friedrich.

Zur Volkskunde und volksthümlichen Poesie.

1. Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde von Gustav Meyer. Zweiter Band. Straßburg, Trübner. 1893. 8. 6 M.

Es ist etwa acht Jahre her, daß an dieser Stelle einer feinsinnigen Sammlung von kleinern Abhandlungen zur Volkskunde aus der Feder des Sprachgelehrten Professor Gustav Meyer gedacht wurde. Diese Sammlung deutete damals durch kein Merkmal darauf hin, daß ihr ein zweiter Band folgen würde. Um so überraschender ist das Erscheinen des vorliegenden neuen Bandes von dem auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft ebenso fleißigen und scharfsinnigen Gelehrten als auf dem Felde des für weitere gebildete Kreise berechneten Essays durch gewandte und liebenswürdige Darstellungsweise hervorragenden Schriftstellers. G. Meyer weiß seinen Aufsätzen eine so elegante Form zu geben und selbst dem Titel nach scheinbar trockene Stoffe so anregend, ja unterhaltend zu gestalten, daß es ein wahres Vergnügen ist, sich von ihm über die „Weltsprache", über die „Aussprache des Griechischen", über „indische Literatur" oder über „Zigeunerphilologie" und Aehnliches belehren zu lassen. Die Aufsätze des vorliegenden Bandes behandeln zunächst sprachgeschichtliche Themata und Studien zur Volkskunde, dann aber bietet der Verfasser auch interessante Blätter über seine Reisen nach Griechenland und Albanien, in deren Schilderung oft der heitere humoristische Ton zum Durchbruche gelangt, welcher ähnliche Arbeiten G. Meyer's in so vortheilhafter Weise auszeichnet. Der Band wird eröffnet durch zwei pietätvoll gehaltene Darstellungen über die Bedeutung der berühmten gelehrten Sprachforscher Franz Bopp und Georg Curtius, welche Bedeutung in großen klaren Zügen einem weitern Leserkreise hier dargelegt erscheint. Der folgende Aufsatz über die Weltsprache gipfelt nach einer scharfsinnigen Beleuchtung der Weltsprachenfrage schließlich in dem Satze: „Ich habe nach langem und rechtlichem Nachdenken mich nicht davon überzeugen können, daß eine künstlich geschaffene Weltsprache in sich eine Daseinsberechtigung trage." Weitere Essays behandeln die „schlesische Mundart", charakterisiren sehr treffend die „indische Literatur" und machen mit interessanten Betrachtungen, betreffend der Zigeunersprache, bekannt. Auf das Gebiet der Volkskunde gehören die Untersuchungen über „Volkslieder aus Piemont", „zur Volkskunde der Alpenländer", „finnische Volksliteratur" und die Darstellung „neugriechischer Hochzeitsgebräuche", welche nach authentischen Berichten eines genauen Kenners in Griechenland abgefaßt, von dem eine selbst im Lande ziemlich unbekannt gebliebene Schrift über diesen Gegenstand Professor Meyer zu Händen kam. Große Beachtung verdient die Beleuchtung des „Räuberwesens auf der Balkanhalbinsel", über welches der durch vielfache Reisen daselbst überaus landeskundig gewordene Autor reiche Daten liefert, die heutzutage von ganz besonderm Interesse sind. Die Reiseschilderungen, die fast ein Drittel des Bandes füllen, machen uns mit Land und Leuten von Korfu und Athen, von Zante und Apulien bekannt und bieten werthvolle Einzelheiten über des Verfassers Aufenthalt „bei den Albanesen Italiens". Schließlich läßt die Schilderung der Festlichkeiten beim „Jubiläum der Universität in Bologna" einen Einblick thun in das bunte und heitere italienische Festleben, das auch bei der eigentlich doch mehr ernsten Feier zu Tage getreten ist und das hier einen prächtigen Darsteller gefunden hat.

Reich und anmuthig belehrt wird jedermann diese Essays G. Meyer's aus der Hand legen, deren stilistische Vornehmheit auch die strengsten Anforderungen befriedigt; man sieht, man hat es nicht nur mit einem scharfen und gelehrten Beobachter, sondern auch mit einem Darsteller zu thun, welcher der Eleganz in der Form hohe Aufmerksamkeit zuwendet, was man von unsern Gelehrten nicht gerade immer behaupten kann.

2. Volksglaube und Volksbrauch der Siebenbürger Sachsen von Heinrich von Wlislocki. (Beiträge zur Volks- und Völkerkunde. Erster Band.) Berlin, E. Felber. 1893. 8. 5 M.

H. von Wlislocki hat es sich zur Aufgabe gestellt, die verschiedenen Bewohner Ungarns und Siebenbürgens zum

Gegenstande eingehender Studien und Untersuchungen auf dem Gebiete der Volkskunde zu machen und in dieser Richtung in der That schon eine stattliche Reihe von Bänden, die die Resultate seiner Studien enthalten, dem deutschen Leser vorgelegt. Zunächst waren es die Zigeuner, über welche der landes- und sprachkundige Verfasser eine Zahl überaus werthvoller Arbeiten vorlegte, die nicht wenig zur Klarstellung des innern Lebens dieses räthselhaften Volksstammes beigetragen haben und deren auch hier schon gedacht worden ist. Nunmehr sind es die siebenbürger Sachsen, unter denen H. von Wlislocki aufgewachsen ist und denen er einen Band widmet, der sich mit dem Brauch und Glauben des wackern Sachsenvolks beschäftigt. An der Hand der ganzen vorliegenden Literatur, die ihm zu Gebote stand, noch mehr aber auf Grundlage seiner persönlichen Erfahrungen berichtet er sehr eingehend über Sitten und Uebungen des Sachsenvolks und bietet in seinen Mittheilungen viel neues Material, zu dem ihm alte Aufzeichnungen aus seiner eigenen Familie manchen werthvollen Beitrag geboten. Es braucht wol nur angedeutet zu werden, daß der Verfasser seinen Stoff übersichtlich geordnet und wie dies auch in frühern Schriften der Fall war, sehr klar zur Darstellung gebracht hat. Da er des siebenbürgisch-sächsischen Dialekts mächtig ist, so war er in der Lage, häufig Interpretationen sprachlicher Art anzuwenden, wodurch er zu wichtigen Resultaten gelangt. Das Werk gliedert sich in fünf Abtheilungen mit den Ueberschriften: „Dämonen", „Festgebräuche", „Sagen und Heilmittel", „Glück und Unglück", „Thiere im Volksglauben und Tod im Volksglauben". Die Abtheilung über Sagen dürfte ganz besonderer Aufmerksamkeit werth sein, es ist dem Verfasser gelungen, eine ganze Reihe solcher Sagen im Wortlaute festzustellen, welche zum Abdrucke gebracht werden. Die meisten deuten auf uralte Entstehung hin, so z. B. die Sagen, in denen Maria genannt wird, noch auf jene Zeit, da die Bevölkerung dem katholischen Glauben angehörte, was ja bei den siebenbürger Sachsen kurze Zeit nach Luther's Tode nicht mehr der Fall war. Die Volksanschauungen über die verschiedenen Arten von Dämonen, sowie jene über die Thiere sind ebenfalls sehr beachtenswerth.

Die ganze Darstellung hat für die vergleichende Volkskunde großen Werth, bietet aber auch im allgemeinen für jeden Leser, der sich mit ethnographischen Fragen beschäftigt, eine interessante Lektüre.

3. Beiträge zur Volkskunde der Deutschen in Mähren. Gesammelt und herausgegeben von Willibald Müller. Wien, Graeser. 1893. 8. 4 M.

Ein überraschend reichhaltiges Buch, das uns nicht nur in die Sagen- und Märchenwelt des deutschen Gebiets in Mähren einführt, sondern auch mit Brauch und Sitte, Tracht, Lied und Spruch und endlich mit den verschiedenen Abarten der deutsch-mährischen Mundart bekannt macht. Der Verfasser, der lange Zeit in Mähren geweilt hat und auch gegenwärtig daselbst lebt, sowie überaus eifrig und systematisch Sammlungen auf volkskundlichem Felde daselbst angelegt hat, bietet in seinem Buche so ziemlich die erste umfassende Arbeit, die sich mit diesem Gegenstande auf dem erwähnten Ländergebiete beschäftigt, da nur kleinere Abhandlungen bisher über Einzelnes und und Einzelgebiete Deutschmährens vorliegen. Eine beachtenswerthe historisch-ethnographische Einleitung ist für den mit den Verhältnissen weniger Vertrauten von großem Werthe, sie zeigt uns auch, mit welcher Aufmerksamkeit der Verfasser resp. Sammler bei seiner Arbeit vorgegangen ist und wie er alle Spuren, die sich vom alten Volksthume noch vorfinden, genau verfolgt und zu schätzen weiß. „Nichts, was im Munde des Volks lebt", schreibt er sehr richtig daselbst, „darf uns zu kleinlich erscheinen, um es achtlos beiseite zu lassen; mit Sorgfalt müssen wir den Wortschatz des Volks sammeln, seine Lieder, seine Sprüche, ob sie im Kauderwelsch des Kindes oder im Munde eines griesgrämigen Alten hörbar werden, verzeichnen, seinem Scherze wie seinem Zorne, seinem Glauben und seinem Aberglauben Aufmerksamkeit schenken." — „Schon vieles Volksthümliche", bemerkt W. Müller an späterer Stelle sehr richtig, „ist im Laufe dieses Jahrhunderts untergegangen, für immer verloren, aber noch liegt eine Fülle des werthvollsten Materials unter der modernen Tünche verborgen, noch ist vieles zu retten, wenn rechtzeitig Hand angelegt wird." Und der Verfasser hat diese Ansicht wacker bethätigt, wie der gegen vierundeinhalbhundert Seiten starke Band zeigt. Die Sagen, welche er bietet, zerfallen in „Allgemeine und Burgsagen" sowie in „Ortssagen". In beiden Gruppen wird der Sagen- und Märchenkenner verschiedene Elemente germanischer und anderer Sagenwelt unschwer erkennen, insbesondere macht sich auch der Einfluß der slawischen Umgebung, welche die deutschen Gebiete Mährens eingrenzt, bemerkbar, andererseits findet sich viel Originelles in Sagen und Mären aus alter Zeit, insbesondere die Ortssagen verdienen die besondere Aufmerksamkeit des Historikers, der den geschichtlichen Kern in vielen derselben zu finden wissen wird. In der Abtheilung „Brauch und Sitte" finden wir auch Weihnachtslieder und Weihnachtsspiele, eigenartige Mailieder, welche an die alten germanischen Frühlingsfeste erinnern, Hausinschriften, Kinderlieder, verschiedene Volkslieder, denen mitunter die Melodie beigefügt ist; hier erscheinen auch eine Anzahl von Inschriften, wie sie zumeist in dem mährisch-böhmischen Gebiete auf den gefärbten Ostereiern angebracht zu werden pflegen, eine Art von Wiedergabe volksthümlicher Sprüche, welche diesem Gebiete ganz besonders eigenthümlich ist. Die den „deutsch-mährischen Mundarten" gewidmete Abtheilung enthält neben einer Anzahl von Liedern, die in den verschiedenen Dialekten abgefaßt sind, verschiedene Mittheilungen und Redensarten und den Wortschatz jenes mundartlichen Gebiets, welche von sprachlichem Werthe sind; wir erhalten damit eine gute Uebersicht der ganzen sprachlichen Eigenart in den

einzelnen Bezirken, die der Verfasser ins Auge gefaßt und genau durchforscht hat. Möge es ihm gelingen, auch weiterhin derartigem schätzenswerthen Material auf die Spur zu kommen.

4. Brandenburger Sagen. Sagen und Geschichten von Carola Freiin von Eynatten. Leipzig, Franke's Verlag. 1893. 8. 1 M. 50 Pf.

Schon der Titel des vorliegenden Buchs deutet an, daß es nicht Volkssagen in der ursprünglichen Darstellung, sondern verschiedene Geschichten, die möglicherweise frei erfunden sind, neben wirklichen Sagen in eigener Erzählungsweise darbieten will. Von diesem Standpunkte aus ist denn auch diese Sammlung zu betrachten, welche mehr für den Freund der Erzählungsliteratur als für den Fachmann auf dem Gebiete der Sagenkunde bestimmt ist. In ähnlicher Weise wie in zwei schon früher herausgegebenen Büchern über Rheinsagen und Harzsagen macht uns die gewandte Erzählerin in hübscher Form mit den Stoffen bekannt, die sie dem brandenburgischen Volksmunde oder auch wol Aufzeichnungen entnommen und zu kleinen novellistischen Skizzen oder kurzen Erzählungen bearbeitet hat. Diese Stoffe sind den Gebieten von Brandenburg, Potsdam, Küstrin, Spandau, Berlin u. s. w. entnommen und manche historische Anekdote erscheint darunter theils neu erzählt, theils in anderer Art wiedergegeben, als sie bisher bekannt war. Uebrigens findet sich auch wol manche Sage aus älterer Zeit, die bisher unbekannt geblieben und von der Verfasserin bearbeitet worden ist. Der patriotische Ton, der in verschiedenen dieser Geschichten zu Tage tritt, wirkt sehr wohlthuend und wird dem Büchlein zweifellos auch durch ganz Deutschland zahlreiche Leser verschaffen. Besonders wäre es die heranwachsende Jugend und für weitere Kreise des Volks zu empfehlen, da die schlichte, klare Erzählungsart solchen Leser sehr anmuthen dürfte. Damit sei die Sammlung wenn nicht eigentlichen Forschern, so doch diesen weitern Kreisen und Freunden der Erzählungsliteratur bestens empfohlen.

5. Sagenbuch des Egergaues. Herausgegeben von Heinrich Gradl. Eger, Kobrtsch u. Gschihay. 1892. 8. 1 M. 75 Pf.

Der tüchtige egerer Archivar Heinrich Gradl hat in einem Bändchen alle jene Sagen gesammelt, welche den alten Egergau betreffen, und damit ein sehr brauchbares kleines Sammelwerk geschaffen, das auch eine relative Vollständigkeit aufweist. Die Sagen sind verschiedenen Werken, wie der „Bavaria", dem „Egerer Jahrbuch", „Schönwerth's" dreibändigen Werke u. s. w. entnommen, und in knapper Form wiedergegeben; es lag dem Sammler und Verfasser, wie er selbst sagt das Streben zu Grunde „das so zerstreute Material aus der Sagenwelt des einen Volksstamms auch in einem Rahmen anzuordnen", sowie auch „die störende dichterische Mache von einem Theile des Materials abzustreifen, und dem reinen Ton der Volkssage durchaus Geltung zu schaffen". Es ist dies auch in der That gelungen, und eine verwendbare Sammlung der Sagen jenes Geltungsgebietes hervorgegangen. Ihre Zahl beträgt 165, viele eigenartige Ortssagen finden sich darunter, die auf weit zurückliegende Entstehung reichen, auch neue bisher nicht bekannt gewordene Sagen sind übrigens dem Werkchen einverleibt. Heinrich Gradl hat die richtigsten Sagenwerke in Anmerkungen zum Vergleiche beigezogen, und damit seine Arbeit noch werthvoller gestaltet. Mit Vergnügen entnehmen wir dem Vorworte noch, daß er beabsichtigt noch ein Büchlein „Volksglaube und Branch im Egerlande" dem vorliegenden folgen zu lassen, bei des Autors Gewissenhaftigkeit läßt sich wieder eine schätzenswerthe Arbeit erwarten.

6. Frau Jutta die Päpstin. Eine deutsche Volkssage. Epos von Fritz Löwe. Offenbach a. M., Seibold. 1892. 8. 4 M.

Obgleich wir es in dem vorliegenden schön ausgestatteten Bande eigentlich mit einer Dichtung zu thun haben, so scheint es doch am Platze dieses Gedichtes, das eine merkwürdige alte Sage behandelt, hier zu erwähnen: die Sage von der Päpstin findet sich schon in den alten Cosmographien, in Hartmann Schedel's Chronik und in den ältesten ähnlichen gedruckten Werken angeführt oder angedeutet. Es ist wol kein Zweifel, daß man die Erfindung derselben in die ersten Jahre der Reformationszeit zurückverlegen kann. So seltsam es scheint, so ist es doch eine Thatsache, daß der Dichter diesen Stoff in echt poetischer Weise zu behandeln wußte, und ein ebenso ergreifendes als formschönes Gedicht geschaffen hat, in dem natürlich nur der Hauptkern der Sage selbst enthalten ist. Die Päpstin Jutta wird uns als ein hochstrebendes geniales Weib vorgeführt, die das heimatliche Haus und den Bräutigam verläßt, entflieht, und als Mann verkleidet ernste Studien betreibt, sie steigt, nachdem sie die geistliche Laufbahn eingeschlagen, immer höher im Range bis sie den päpstlichen Stuhl selbst einnimmt. Aber auch die Päpstin kann das weibliche Herz, in das die Liebe eingezogen ist, nicht verleugnen und da sie sich vom Geliebten betrogen und verhöhnt sieht, enteilte sie dem Glanze ihres geistlichen Hofstaates, und flieht mit ihrem Kinde wieder der Heimat entgegen; ein wohlthätiger Tod erlöst sie mitten im Schnee des Winters von allen Leiden und Herzenskämpfen. Sowol die Gestalt Jutta's als auch die Nebenfiguren sind in der schöngefügten Dichtung vortrefflich herausgearbeitet, das Ganze zeugt von außergewöhnlicher poetischer Darstellungsgabe des Verfassers, es ist insbesondere frei von jedem frivolen Anstriche. Warmes dichterisches Leben pulsirt in den Versen, unter denen sich auch einzelne prächtige Lieder (wie z. B. der Sang des Prinzen: „Der Frühling, das ist mein Cumpan") finden. Freunde und Kenner echter Poesie werden sich von dieser schönen epischen Dichtung überaus befriedigt finden.

Anton Schlossar.

Aus der Erzählungsliteratur.

1. Pfarrer Streccius. Roman von E. Eschricht. Berlin, Verein der Bücherfreunde. 1893. 8. 3 M.
2. Vom Wege. Sechs Novellen von Edward Stilgebauer. Gera, G. Leutzsch. 1893. 8. 2 M.
3. Thüringer Dorfgeschichten. Novellen von Rudolph Braune. Leipzig, F. Schneider. 1893. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Humoresken. Reisen welche Lust. Der Regimentskadett. Kaspar Hauser. Der Wohlthäter wider Willen. Von Maximilian Schmidt. München, Seitz u. Schauer. 1893. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Der kleine Töffel. Vaterländische Erzählung von Zoe von Reuß. Jena, H. Costenoble. 8. 2 M.
6. Durch Jahrhunderte. Gesammelte Novellen von Clara Freiin von Dincklage. Paderborn, Junfermann. 1892. 8. 1 M. 70 Pf.

E. Eschricht's Roman „Pfarrer Streccius" (Nr. 1), möchte ich nicht, wie die Geschäftsleitung in dem kurzen Geleitwort an die Mitglieder des Vereins der Bücherfreunde, ein „reifes Werk" nennen, er zeigt dazu doch noch zu deutliche Sprünge, Lücken und Unfertigkeiten in der Charakteristik, Motivirung und der Gesammtanschauung. Auch die Sprache hat manche auffallende Schwächen, die allerdings meist anderer Art sind, als in der landläufigen Erzählungsliteratur. Oft fühlt man sich zu starken Einwendungen gereizt; aber es tritt uns ein bei mancher Fremdartigkeit doch mit Liebe erfaßtes Lebensbild anschaulich und Theilnahme erweckend daraus entgegen. „Pfarrer Streccius" ist ein Zeit- und Seelengemälde aus den russischen Ostseeprovinzen; die Handlung spielt sich fast ausschließlich auf der kleinen Insel Oesel ab. Die Hauptgestalten sind der in Deutschland gebildete evangelische Pfarrer Streccius, seine beiden Nichten Carlosha und Julinka, der junge Theolog Axel Wendland und einige Leute aus dem Volke, unter denen mehrere Glieder der Familie Tolki und der treue Itjaba hervorragen. Namentlich die Angehörigen der Pfarrerfamilie haben einen eigenthümlichen Reiz, die beiden Mädchen vielleicht noch mehr, als ihr vortrefflicher Oheim. Die eine wie die andere ist aus edelm Stoff gebildet; aber wie verschieden ist doch Carlosha mit ihrem tiefen Empfindungsleben und ihrer unermüdlich sorgenden und schaffenden Thätigkeit, von ihrer geistig und künstlerisch reichbegabten Schwester Julinka, die lange Zeit sich und andern alle Sorgen wegscherzt, der das Glück dann seine Gaben, ohne daß sie sich zu mühen braucht in den Schos wirft, die aber zuletzt, durch schweres Leid geprüft, auch eine starke und tiefe Seele zeigt. Pfarrer Streecius kommt in Kerker und Banden und in tiefstes Herzeleid durch die heimtückische und verlogene Denunciation des heimlich zur orthodoxen Kirche übergetretenen alten Bauern Tolki; er wird zwar schließlich durch dessen eigenen Sohn, der den Glaubenswechsel nicht mitgemacht hat, und die Schuld des Vaters aufs bitterste empfindet, gerettet, aber seine Kraft ist gebrochen: er stirbt bald nach der Ankunft in der Heimat, wo seines Bleibens ohnehin nicht gewesen wäre; Carlosha's und Julinka's Lebensglück sind schon vorher durch ein trauriges Geschick gescheitert.

Edward Stilgebauer's Novellen (Nr. 2) sind Nachtstücke aus dem Leben der Armen und Unglücklichen, und daher — was bei solchen Stoffen leider nachgerade fast selbstverständlich wird — allzu naturalistisch. Am deutlichsten tritt dieser Zug wol bei der dritten Erzählung „Aus der Hefe des Volkes" hervor. Die Sprache ist mit einzelnen Ausnahmen rein, aber sie hat gerade so wie die Darstellungsweise vielfach etwas Unfeines. Der Verfasser liebt die starken Effecte allzu sehr, feinere psychologische Entwickelungen sind nicht seine Sache; er setzt Leser voraus die „einen Puff vertragen können". In dieser Weise behandelt gleich die erste Novelle „Der Schillerfalter" die Wandlung eines ursprünglich idealistisch denkenden Jünglings durch faustische Sinnlichkeit zu resignirter Reife, ohne jede eigentliche Vertiefung. Die Geschichte vom Schillerfalter selbst, die den Schluß bildet, ist an sich vielleicht das Beste an der ganzen Erzählung; aber wer erzählt dergleichen einem fünfjährigen Kinde? — „Nelli", worin das Sinken eines ursprünglich braven Mädchens von Stufe zu Stufe geschildert wird, leidet vor allem daran, daß die anfängliche kindliche Naivetät der Heldin, die der Ausgangspunkt ihres Falles wird, für eine großstädtische Nähterin doch schier unbegreiflich ist. Am besten hat mir die Schlußerzählung „Aus Liebe" gefallen, in der er und sie unglücklich werden, weil sie sich aus Liebe opfern; aber eine gewisse Flachheit verläugnet sich auch hier nicht.

Gleichfalls nicht bedeutend, aber jedenfalls erfreulicher sind Rudolph Braune's „Thüringer Dorfgeschichten" (Nr. 3). Das Localcolorit ist gut getroffen; es zeigt sich eine hübsche Beobachtungs- und Erzählergabe. Ernste und heitere Töne sind der Art des wirklichen Lebens entsprechend gemischt, doch so, daß jene überwiegen. Die Sprache ist einfach und dem Stoff entsprechend. Vielleicht am bedeutendsten, wenngleich zu mancherlei Einwendungen Anlaß gebend — vor allem sind die Charaktere nicht immer rein durchgeführt — ist die erste und zugleich längste Erzählung „Die Bienenmühle", aber sehr ungeschickt ist die ganz äußerliche Einkleidung in Briefform: wer schreibt einen Brief von 66 Druckseiten, zumal in der heutigen Zeit? Man sieht auch gar nicht, welche besondern Vortheile der Erzähler damit erreichen wollte.

Ergötzlicher, aber wol auch oberflächlicher sind Max Schmidt's „Humoresken" (Nr. 4). Sie sind im ganzen nicht unwahrscheinlicher, als dieser Gattung nach allgemeinem Uebereinkommen zugestanden wird, und trotz einzelner Schnitzer wie „mit Namens" gut erzählt. Am erfreulichsten scheint mir die harmlose Liebesgeschichte „Der Regimentskadett", die auch vom Standpunkt der Wahrscheinlichkeit, zu den geringsten Einwendungen Anlaß gibt; höchstens ob die Figuren des Helden und seines schon in höhern Jahren stehenden Vaters, wirklich so gleich waren, daß man sie leicht verwechseln konnte, dürfte berechtigten Zweifeln unter-

liegen. Viel bedenklicher steht es mit „Reisen welche Lust!“ Die Art, wie sich hier die Frau Landräthin aus Katzenhausen von dem spitzbübischen „Director“, eigentlich Oberkellner, des Hotels zum Einhorn in München düpiren läßt, ist doch selbst für eine eingefleischte Kleinstädterin zu naiv. Besser wieder ist „Kaspar Hauser“, in der Hauptsache wie „Der Regimentskadett“ eine einfache Liebesgeschichte, die komisch wird hauptsächlich durch die Art, wie der Rentier Aermelmann aus Ansbach von allen Reisegefährten — übrigens ohne böse Absicht — durch Erkundigungen nach dem berühmten Ansbacher Kaspar Hauser geärgert wird, bis er schließlich ein Dutzend Darstellungen seines Lebens kauft, um jeden neugierigen Frager sofort eins dieser Werke zu verehren. — Diese Humoresken sind eine ganz angenehme Unterhaltungslektüre; aber daß sie dem Verfasser Anspruch auf den literarischen Ruf geben sollten, den er besitzt, vermag ich nicht einzusehen. Dazu sind sie zu unbedeutend; ich nehme an, daß sie nur eine seiner Nebenarbeiten darstellen.

Die beiden noch zu besprechenden Bücher gehören der Hauptsache nach zu den Schriften für die reifere Jugend; leider ist aber dieser Charakter nicht rein ausgeprägt; manches darin macht höhere Ansprüche, und darauf muß auch die Beurtheilung Rücksicht nehmen. „Der kleine Töffel“ von Zoe von Reuß (Nr. 5), behandelt in dem beliebten Rahmen der Ereignisse des siebenjährigen Kriegs die Liebesgeschichte des jungen Barons von Schönfeld, der von seinen Kinderjahren her — man weiß nicht recht, warum — bei der Dienerschaft den vertraulich-scherzhaften Namen „Der kleine Töffel“ behalten hat, und der reizenden Dorle Rössing, der Tochter eines einfachen Landschulmeisters und frühern Schneiders. Leider ist der Held von vornherein zu oberflächlich angelegt, als daß wir seine spätere Wandlung recht begreiflich finden könnten. Die Art, wie die entscheidende Wendung, Christoph's Uebertritt auf die Seite Friedrich's, herbeigeführt wird — hauptsächlich durch die Grenadierlieder Gleim's, der eine Zeit lang der Instructor des jungen Barons war, ist wol gut gemeint, aber nicht überzeugend. Ebenso wenig ist es der schreibseligen Verfasserin gelungen, uns die Liebe zwischen den beiden Hauptpersonen so überzeugend vor Augen zu stellen, daß wir das Bedenkliche einer so ungleichen Heirath vergessen könnten. Ganz entschiedene Missbilligung verdient die Art, wie in manchen Partien Freytag's „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ ohne irgendwelches Citat und mit ganz unverständlichen Aenderungen ausgeschrieben werden. Man vergleiche z. B. S. 67 u. 68 mit Freytag, Werke, XXI (1888), S. 263 u. 264. Die Aenderungen bestehen unter anderm darin, daß für „Unterbeamte“, „Subalterne“ gesetzt wird, und daß wir statt der „bequemen östreichischen Wirthschaft“ bei Zoe v. Reuß ein „Halter'sches (!! Habsburgisches?) Wesen“ finden.

Keinesfalls angenehmer ist der Gesammteindruck der Novellen Clara von Dincklage's (Nr. 6). Wollte die Verfasserin bloße Jugenderzählungen schreiben, warum wählte sie dann den irreführenden Namen „Novellen“, ganz abgesehen davon, daß sie dann auch wol einiges, z. B. „Im Coupee erster Klasse“ besser weggelassen hätte? Auch scheint mir das Interesse der Jugend nicht zu erfordern, daß an ganz ungehörigen Stellen historische Belehrungen eingeschmuggelt werden. Das geschieht am störendsten in der sonst hübsch erzählten Geschichte „Dr. Dortchen“ mit den langweiligen und völlig überflüssigen Mittheilungen über Stanislaus Lesczinsky (S. 150—152), der überdies der deutschen Jugend ohne Schaden unbekannt bleiben kann. — Noch unangenehmer werden protestantische Leser durch die aufdringliche katholische Färbung fast aller Erzählungen berührt.

Die meisten Erzählungen mögen trotz dieser Bedenken, ihren Zweck als Jugendlektüre so gut oder besser, wie viele andere Bücher, erfüllen, indeß warum erweckt denn die Verfasserin den Anschein mehr zu geben? Eine „reinliche Scheidung“ ist in solchen Dingen ganz gut.

Edmund Lange.

Lyrisches und Episches.

1. Götterdämmerung. Von Marcellus Emants. Frankfurt a. M., Diesterweg. 1892. 8. 2 M. 40 Pf.
2. Chiemseelieder. Von L. Hirundo. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1892. 8. 3 M.
3. Johannes von St. Gallen. Ein Pilgerlied von Emma Croon-Mayer. Per aspera ad astra. Dresden, E. Pierson. 1892. 2 M.
4. Die Dornenkrone. Modernes Märchen von Georg Fuchs. Dresden, Damm. 1893. 2 M. 50 Pf.
5. Dichter im deutschen Schulhause. Von E. Ziegler. Bielefeld, A. Helmich. 1892. 12. 4 M. 50 Pf.

Der holländische Dichter Marcellus Emants ist uns als Stammverwandter willkommen, und doppelt willkommen, weil er einen urgermanischen Stoff in kühner und geistreicher Weise neu gestaltet. Denn der Dichter der „Götterdämmerung“ (Nr. 1) hätte es gar nicht nöthig gehabt, sich deshalb zu entschuldigen, daß er den alten Eddastoff aus dem Geiste der neuen Zeit heraus gleichsam neu geboren hat; dasselbe hat ja der große moderne Epiker Wilhelm Jordan auch gethan und wer es bei einem Stoffe der Vorzeit nicht thäte, würde jenen wunderlichen Narren des vorigen Jahrhunderts gleichen, die Ruinen bauten. Die Bezeichnung der Dichtung ist übrigens nicht richtig. Das Epos erzählt Loki's Frevel und Loki's Strafe und die Götterdämmerung erscheint nur als Prophezeiung. Loki vor allem ist sehr gut gezeichnet, dämonisch, in einer gewissen Verwandtschaft mit dem Teufel des Christenthums,

aber nicht ohne eine gewisse Größe, und uns menschlich nahe gebracht. Die Götter gefallen mir am besten, wo sie derb nordisch und eddisch sind, weniger, wo der Dichter sie in anderer Richtung symbolisirt. Vor allem da, wo Odhin in Urd's Brunnen einen andern, den mit der Dornenkrone, auf seinem Throne sitzen sieht, kommt ein Bruch in die Dichtung hinein. Die Symbole des nordischen Heidenthums sind groß und lassen sich leicht philosophisch vertiefen, aber statt Balder Christus einführen, heißt sie nicht vertiefen, sondern zerbrechen. Von der Sprache des Gedichts vermuthe ich, daß sie schön sei; auch der reimlose iambische Fünffüßler ist wenigstens richtig gewählt, was aber seine Behandlung betrifft, so kann man nur hoffen, daß sie der, die der Vers in der Uebersetzung erleidet, recht unähnlich ist, denn die Uebersetzung des Herrn P. A. Schwiggert, der sich als Docenten an der Kriegsakademie im Haag bezeichnet, kann ich nur abscheulich nennen. Es scheint fast, daß der Uebersetzer über dem Holländischen sein Deutsch vergessen hat: er läßt unter anderm einen Gott Kraft finden vor Odhin's Thron zu strampeln. Aber wer kein Gefühl für Reinheit einer Sprache, für Correctheit der Bildungen, für Rhythmus und Wohlklang hat, der soll dieser Sprache nicht nur als Dichter, sondern auch als Uebersetzer fern bleiben. Die Fünffüßler haben nicht immer männlichen Ausgang, aber der Uebersetzer erzwingt diesen oft durch die härteste Vocalabwerfung, wie „die Spitz'", „der Will'". Der Versanfang ist zuweilen entstellt durch das hier vulgär wirkende „'ne". Freihja reitet „auf'm Silberschwein". Keine Härte ist hier unmöglich; so lesen wir unter anderm „des Harnisch's., aber das Tollste ist doch „unlöschb'rer Wissensdurst". Es ist schade, daß das Gedicht einem solchen Uebersetzer in die Hände gefallen ist.

Auf Scheffel'schen Spuren wandelnd führt uns L. Hirundo in seinen „Chiemseeliedern" (Nr. 2) durch eine Reihe von Jahrhunderten. Auf „Römer" folgt „Rupertus, 5. Jahrhundert", „Dobda, 8. Jahrhundert", „Altenmarkt, 10. Jahrhundert" u. s. f. Der Kampf zwischen Römerthum und Germanenthum, zwischen Heidenthum und Christenthum, und dann jene innern Kämpfe, Kämpfe in der Menschenseele, die für das Mittelalter so bezeichnend sind, erscheinen hier in Kränzen kleinerer Lieder sinnvoll und wohllautend dargestellt, wenn auch die volle Größe der Ballade nur selten erreicht wird. Am besten gefällt mir „Altenmarkt", die Sage von der dienenden Klosterfrau und dem Spielmann, der sie befreit und entführt, eine Dichtung, die zum Theil den Fiedelstrich des Heyni von Steyer nachklingen läßt. So beginnt „Die dienende Frau":

Und leis kömmt gegangen
Zur blumigen Au
Mit glühenden Wangen
Die lieblichste Frau.

Sie lauschet den Tönen,
Sie kennt sie so gut,
So weh wird der Schönen,
So selig zu Muth.

Wie Friedel der Nonne
Ins Angesicht schaut,
Da jauchzet in Wonne
Der Bogenstrich laut u. s. w.

Auch die Tannhäusersage wird besungen. Sie hat freilich bei andern Dichtern einen Ausdruck gefunden, der sie dem modernen Leser doch näher bringt als hier geschieht.

Die Einheit des Buchs liegt in den Oertlichkeiten. Alles spielt sich am Chiemsee oder um ihn herum ab und wer die Gegend kennt, dem kommen See und Alpen, vor allem die prächtige Kumpenwand, gleichsam nicht aus den Augen.

Verwandt ist der ganzen Richtung nach „Johannes von St. Gallen. Ein Pilgerlied von Emma Croon-Mayer. Per aspera ad astra" (Nr. 3). Emma Croon-Mayer verbindet eine männliche Kraft des Denkens mit der Tiefe weiblichen Empfindens. Die Person, die der Dichtung den Namen gibt, ist ein Italiener, ein Laienbruder des Klosters von Gallen, der mit einem weichen und reichen Gemüth eine hohe künstlerische Begabung verbindet. Wenn die Dichterin den Gemälden des jungen Malers Züge verleiht, die sie bei dem damaligen Stande der Technik nicht haben konnte, so könnte das nur der Unverstand tadeln. In jedem Gemälde ist das, was die Phantasie des Beschauers hineindichtet. Das Lebensschicksal des Laienbruders ist, von seinem Tode abgesehen, einfach, mehr innerlich als äußerlich, insoweit nicht das Schicksal anderer Personen sein Leben mehr erschütternd als eingreifend berührt. An solchen Berührungen fehlt es allerdings nicht, denn die Dichterin hat die romantische Gestalt Kaiser Otto's III. in ihre Dichtung eingewoben. Ob es ihr gelungen ist, diesen zugleich liebenswürdigen und abstoßenden, von der kraftvollen Sachsennatur entarteten, halbgriechischen Mann der zwei Seelen geschichtlich wahr darzustellen, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls aber stellt sie ihn einheitlich dar und rein poetisch und das ist die Hauptsache. Freilich ist ihr nicht alles gleich gelungen. Der Besuch in der Gruft Karl's des Großen wirkt in der schlichtesten, kürzesten historischen Darstellung vielleicht mehr als in der breiten Ausführung, in welcher wir hier die Dinge in dem Rhythmus des „Nächtlich am Busento" lesen; indessen, die Dichterin konnte diesen merkwürdigen und so romantischen Vorgang doch nicht übergehen und sie konnte ihn auch nicht kürzer darstellen, als der Stil des Werks gestattete. Dagegen ist der Ausgang Otto's hochtragisch und auf das wirksamste und würdigste dargestellt. Antonie, die Witwe des Crescentius, liebt den Mörder ihres Gemahls und würde die Seine werden, wenn Otto nicht, trotz seiner Neigung zu ihr, erklärte: „Ich schuld' dem Reich ein fürstliches Gemahl". Da sie nicht mit ihm leben kann, will sie mit ihm sterben. Sie trinkt ihm den Genesungstrank, den Gifttrank zu und der Trank wirkt schnell. Otto spricht, vielleicht doch ein wenig zu modern,

Ich krankt' am Dasein, dies macht mich gesund;
Ein Hauch! — dann rollt des Daseins Vorhang nieder, —
Und keiner Klage Ruf bewegt ihn wieder.

Johannes hört die Schreckenskunde von des Kaisers Sterben, stürzt hinein, sieht den goldenen Kelch in der Hand des Verscheidenden, und, einem geheimen Triebe wie unbewußt folgend, trinkt er den Rest des Trankes aus. Seitdem siecht er rettungslos dem Grabe entgegen und endlich schlägt seine Stunde. An einem Maientage findet man den Allgeliebten todt unter einem blühenden Weißdorn.

Ein Pilger legte ab sein Pilgerkleid,
Nur das Gewand birgt man in Grabesruhe;
Er stellt den Stab hin und streift ab die Schuhe,
Bestäubt einst auf dem Weg der Eitelkeit. —

Leider ist die Sprache des Gedichts und seine Rhythmen nicht frei von Mängeln, die man um so mehr beklagt, je leichter sie sich vermeiden ließen. In gewissem Sinne wird ja der Dichter geboren, wie der Musiker, aber der Musiker lernt denn doch die Technik, ohne die er eben kein wirklicher Musiker sein kann, von den Dichtern aber wollen die meisten von der Technik nichts lernen. Sind sie geradezu Genies, so lernen sie unbewußt alles nöthige von großen Vorbildern, sind sie aber, wenn auch reich begabt, doch keine Genies, so berührt uns in ihren Gedichten manches wie ein falscher Ton. Härten wie jenes „ich schuld' dem Reich" kommen im Johannes, wie auch in den lyrischen Gedichten dieser Dichterin öfter vor. Ferner wählt sie das Versmaß nicht immer richtig. Sie hätte den reimlosen iambischen Fünffüßler — gewöhnlich, unsinnig genug, fünffüßiger Jambus genannt — mehr als sie es thut, anwenden sollen, dann läse man nicht etwas so trivial Klingendes wie:

Und möglich auch erscheint es mir,
Daß ich in diesem Kinde hier,
Das Ungarn ja geraubt einst haben,
Erblicke den vermißten Knaben,
Den vielgeliebten Brudersohn. . . .

Metrisch unmöglich ist auch „mein Ideal" am Schluß eines iambischen Verses, denn man kann es doch nicht Idjal sprechen und ein Anapäst ist hier unzulässig. Nun aber ein paar Proben, die mein Schlußurtheil rechtfertigen, das Urtheil, daß dies Pilgerlied weit überwiegend Tiefes und Großes in edler Form bietet:

— Vielgestaltig ist die Pflicht des Lebens,
Und wer sie ganz erfüllt, lebt nicht vergebens.
Nicht fruchtbar wird für uns mehr der Gedanke,
Daß Weltflucht uns zum Heile zeig' den Pfad;
Gefallen und besiegt ist diese Schranke;
Wir wissen, unser Ziel will kräft'ge That.

Und auch der Tod, ein Erleiden wie kein anderes, er soll durch die Gesinnung, mit der er erlitten wird, zur That werden. So führt er uns vom Schein zum Sein:

O Land des Scheines, — wenn zum Aetherzelt
Wir sehen, scheint die Sonne dort zu gehen,
Wir aber wissen, daß der Erde Drehen
Die Zeit uns regelt in der ird'schen Welt;
Im Tode scheint es sterben wir dahin,
Wir aber bleiben, nur das Weltbild schwindet,
Sobald uns die Bedingung nicht mehr bindet,
Durch welche es erschien dem ird'schen Sinn;
Im Sterben, dieser That, der einzig einen,
Trennt endlich sich das Wesen von dem Scheinen.

Ein wirklicher Dichter, von unverkennbarer Begabung ist Georg Fuchs, aber in seinem „modernen Märchen", „Die Dornenkrone" (Nr. 4), misbraucht er seine Begabung in beklagenswerther Weise. Wenn die Naturalisten uns ausgesucht Schmuziges bringen, sagen sie immer: „Was können wir dafür, daß das Leben so schmuzig ist." Aber diese Ausrede — es ist ja nur eine Ausrede und eine recht anfechtbare — fällt bei dem Märchen fort. Wer das Schmuzige im Märchen darstellt, der zieht es eben dem Reinen vor. Des Verfassers Märchen, sein sogenanntes Märchen, beginnt so, daß man eine ernste und von einem sittlichen Gedanken beseelte Dichtung erwartet. Daß ein gewissenhafter Herrscher sich vieles versagen muß, was dem Bürger gestattet ist, daß seine unermeßliche Verantwortung ihm sorgenvolle Tage und sorgenvolle Nächte bereitet, daß er eine Dornenkrone trägt, das scheint dem Leser der ersten Seiten der Gedanke zu sein, dem der Verfasser Gestalt geben wollte. Aber bald erkennt man seinen Irrthum. Die Heldin des Märchens ist eine Dirne, schon im Kindesalter völlig verderbt. Ich glaube, daß diese Erweiterung des Gebiets der naturalistischen Kunst auch bei den Naturalisten keinen Beifall finden wird, wenigstens bei denen nicht, in deren Streben noch ein Moment des Ernstes und ein sittliches Wollen liegt.

Es wäre ja wol möglich, eine Sammlung von Gedichten zusammenzubringen, die, von Lehrern geschrieben, irgendeine Beziehung zu dem Berufe des Erziehers und Lehrers hätten. Eine solche hätte ja eine gewisse Culturbedeutung. Aber von den Gedichten, die das Buch E. Ziegler's: „Dichter im deutschen Schulhause" (Nr. 5), enthält, deuten die bei weitem meisten weder direct noch indirect auf Leben und Streben ihrer Urheber hin. Sie sind ebenso äußerlich zusammengefaßt, als wenn man Gedichte einer Anzahl von Männern, die zufällig Postbeamte oder Gerichtsbeamte oder Handwerker sind, in einem Bande zusammenfassen wollte. Deshalb kann ich diesem Buche keinen besondern Werth zuschreiben, wenn ich auch gern anerkenne, daß der Herausgeber Urtheil und Geschmack zeigt und, wenn man auch kaum ein noch unbekanntes Gedicht von besonderm Werth in dem Buche findet, so doch auch das ganz Minderwerthige ausgeschlossen ist.

Adolf Brieger.

Feuilleton.

„Hans Jedermann" nennt der Verfasser des Buchs „Hans Jedermann's Lebensphilosophie von Hans Anders" (Berlin, Hugo Steinitz, 1893) die gedankenarmen, denkfaulen Naturen, die da, so lange es ihnen gut oder „bergauf" geht, meinen, sie hätten die Weisheit mit Löffeln gegessen; die aber, wenn es ihnen schlecht oder „bergab" geht, in „Katerstimmung" pessimistisch verzweifeln. Der Verfasser beginnt mit dem richtigen Gedanken: Bei der Frage, ob das Leben lebenswerth, sei nicht entscheidend, ob ein Ueberschuß von Lust oder Unlust dem Leben anhafte, sondern ob die Ziele, die man erstrebe, erstrebenswerth seien. Er stellt nun sechs Triebe auf: der Ernährung, Fortpflanzung, Bewegung, Wahrnehmung, Lust und Ruhe. Diese sechs Triebe regieren den isolirt gedachten Menschen und „formen sich bei den Menschen, welche höhere, geistige Bedürfnisse haben, um in Triebe zu geistiger Nahrung, geistiger Fortpflanzung, geistiger Beschäftigung, Ruhe und Lust". Diesen sechs Trieben gesellen sich noch zwei sociale Triebe: der Trieb zur Macht, welcher die Quelle der Moral der Männergemeinschaft, der Männermoral ist, deren Princip die Ehre, mit ihren Eigenschaften der Tapferkeit und Treue; dann der Trieb zu Gemeinsamkeiten, die Quelle der Familienmoral oder der Sittlichkeit, mit ihren Formen der Verehrung und des Mitleids. „Aus den vier Wurzeln: Tapferkeit, Treue, Verehrung, Mitleid entsproßten alle Tugenden und Pflichten, wie sie auch heißen." „Liebe kommt nur ausnahmsweise vor." Wir stehen mit dieser Unterscheidung der beiden Moralen auf dem Boden von Nietzsche's Philosophie, nur daß der Verfasser statt Sklavenmoral, als immerhin verdienstliche Aenderung sagt: Familien-Humanitäts- oder christliche Moral; aber mit Nietzsche sagt er: „Wir haben die Zeiten der familienhaften Humanitätsmoral erlebt [Wer? Wo?], jetzt hebt sich wieder die Männermoral." Es hat keinen Zweck, auf Einzelheiten dieser Lehre weiter einzugehen, zumal schließlich Hans Jedermann den Rath erhält: „Wein, Weib und Gesang mögen dir das Leben verschönen und dich über die Plagen des Lebens hinwegtäuschen. Genieße das Leben, denn morgen bist du todt!" Auf Hans Jedermann's Ruf, das wisse er längst, wird ihm die Antwort: „die Philosophie ist auch nicht da, um Neues zu lehren, sie will dir Aufklärungen verschaffen über das was du sollst, und das ist nicht viel anderes, als was die Leute schon vor tausend Jahren sollten." Im übrigen bringt sie auch interessante Erkenntnisse, z. B.: „Wir Menschen gehören zu den Organen der Selbsterkenntniß der Natur. Wir sind vom Hirn der Natur, dienen ihr, indem wir sie erkennen." Wir wissen nicht, worin der Vorzug dieser Philosophie vor der des Hans Jedermann liegt. Die menschliche Eitelkeit wird noch erhöht durch die Entdeckung, daß der Mensch vom Hirn der Natur ist. Die Entdeckung, daß der Trieb nach körperlicher Nahrung sich umformen kann in den höhern Trieb nach geistiger Nahrung, gibt aber hoffentlich Anlaß zur Lösung eines Patents auf Beseitigung des socialen Hungerelends.

— „Das Studium der Werke Immanuel Kant's wird durch ihren Umfang und den von ihm selbst als verwickelt anerkannten Stil erschwert. Dies ist im Interesse des großen Publikums um so mehr zu bedauern, als er sich in ihrem philosophischen Theile außer mit der Kritik der menschlichen Seelenvermögen vorwiegend mit den höchsten Problemen der denkenden Menschheit — der Freiheit, dem Dasein Gottes und der Unsterblichkeit — beschäftigt, und sich bei der unzureichenden Hülfe der Metaphysik auf dem jedem menschlichen Selbstbewußtsein offenen praktischen Wege ihrer Lösung zu nähern gesucht hat. Die Welt kennt seinen kategorischen Imperativ. Vielleicht gewinnt diesem und der ganzen Weltanschauung des großen Mannes meine nachfolgende Sammlung und alphabetische Ordnung der meisten Lichtpunkte seines Denksystems einige neue Anhänger'" so schreibt Gustav Wegner in seinem Buche: „Kantlexikon. Ein Handbuch für Freunde der Kant'schen Philosophie" (Berlin, Wiegandt u. Schotte [Inhaber: K. G. Wiegandt], 1893). Wir wünschen Kant's und des Verfassers wegen, daß dessen Hoffnung sich erfülle. An Fleiß, Liebe und Treue hat er es bei seiner Arbeit nicht fehlen lassen. Doch muthet eine Zusammenstellung vereinzelter Sätze Kant's fremdartig an und erst der längere Gebrauch läßt über den Werth des Lexikons entscheiden. Der jedenfalls nicht abzusprechende Werth würde aber gewiß größer sein, wenn die in der Vorrede versprochene alphabetische Ordnung der Begriffe und Ideen nicht blos im Inhaltsverzeichniß, unter litt. B, sondern im Buche selbst sich fände; z. B. das Wort Pflicht ist litt. B achtmal untereinander aufgeführt, die Belegstellen sind aber auf S. 77, 81, 157, 158, 58 u. s. w. zerstreut; und so bei allen Begriffen oder Ideen. Offenbar wäre der Werth des Lexikons größer, wenn die einen gleichen Begriff behandelnden Sätze zusammengestellt wären. Das Lexikon würde sicher mehr Erfolg haben, wenn es dadurch übersichtlicher wäre, daß die Belegstellen gleicher Begriffe und Ideen thatsächlich alphabetisch zusammengedruckt würden.

— Die Hauptaufgabe der kleinen empfehlenswerthen Schrift: „Die bewußte Beziehung zwischen Vorstellungen als constitutives Bewußtseinselement. Ein Beitrag zur Psychologie der Denkerscheinungen. Von S. Ernst Schrader" (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1893) ist der Nachweis, daß die Associationsgesetze nicht ausreichen, die im Denken entstehenden Urtheile zu erklären. Ihre Bildung geschehe in „bewußter Beziehung". Während aber die Logik sich auf die in der Sprache fixirten Urtheile beschränke, seien in der Psychologie die nicht sprachlichen Urtheile vorherrschend. Der Verfasser gibt zu (S. 50) noch manche Dunkelheiten gelassen zu haben, und sieht dies in der Natur der Sache. Der Hauptgrund ist aber der, daß diese Schrift nur der Anfang weiterer Schriften ist und daß sie daher jeden Augenblick auf spätere Schriften verweist. Wir begnügen uns daher auch, auf diese gegen Associationsgesetze im Denken verdienstvoll kämpfende Schrift zu verweisen und bemerken nur noch, daß der Verfasser mit Unrecht Lazarus, wie er sagt, „unberücksichtigt" läßt. Denn gerade dessen Gesetz der Appereception zeigt, daß bei bewußter Beziehung die vorhandene Vorstellungsmasse die neu hinzukommende verschieden gestalten kann. Ein Don Quixote urtheilt dabei über Windmühlen, als wären sie Riesen; neue Ideen werden von den alten in verkannter und verkümmerter Form erfaßt.

— In dem Werke „Drei Studien zur englischen Literaturgeschichte. Von Th. A. Fischer" (Gotha, F. A. Perthes, 1892) erhalten wir zunächst in der Person Roger Aschaun's eine anziehende Gelehrtennatur aus dem Zeitalter der Königin Elisabeth. In diesem grundehrenhaften Biedermanne spiegeln sich alle guten Seiten des gedeihlichen Regiments, das die „jungfräuliche" Fürstin als Landesmutter führte. Es folgen „Erinnerungen eines jenenser Studenten. Aus dem Tagebuche eines Engländers." Es sind dies deutsche Auszüge aus dem englisch geschriebenen Tagebuche des bekannten Henry Crabb Robinson (1775—1867), namentlich aus der Zeit seines Aufenthalts zu Jena und Weimar und seines vertrauten Verkehrs mit Goethe, der gerade damals auf seinem Zenith als der von allen Fremden angestaunte Olympier waltete Das Leben und Streben dieses seinerzeit hochberühmten wissenschaftlichen Vermittlers zwischen Deutschland und England, der ein persönlicher Freund der meisten deutschen Dichter und Denker am Anfange unsers Jahrhunderts war, verdeutlichen diese Notizbuchproben und deren verbindender Text. Die Schilderungen

seines Verkehrs mit den zeitgenössischen Heroen deutscher Poesie und Philosophie werfen interessante Streiflichter auf die damaligen geistigen Verhältnisse in unserm Vaterlande. Der durch und durch originelle Anstrich alles dessen, was englisch heißt, spricht sich auch in dem Aufsatze „Ueber den Einfluß der See auf die englische Literatur" aus. Die See, das ist des Britenreichs Stolz, Freude, Sicherheit und zweite Heimat, die er oft beinahe so genau kennt, wie die wirkliche, in der er geboren und aufgezogen ward. Und alle drei Kapitel, deren reichen Inhalt wir hier nur andeuten konnten, tragen nicht nur den Stempel gründlicher Sachkenntniß, sondern sind auch sehr anregend geschrieben. Den Vergleich mit deutschen Verhältnissen vergißt der Verfasser, trotz seiner langjährigen Abwesenheit vom Heimatlande, niemals hervorzuheben.

— Die Schrift „Der Zweikampf mit besonderer Berücksichtigung des neuesten Entwurfs eines österreichischen allgemeinen Strafgesetzes von Dr. Stanislaus Ritter von Korwin-Dzbański" (Wien, Verlagsanstalt „Reichswehr", 1893) ist mit unleugbarem Geschick geschrieben, reich an originellen und scharfsinnigen Auseinandersetzungen und bietet einen interessanten Beitrag zur Lösung des außerordentlich schwierigen, vielverhandelten Problems über die Stellung des Gesetzgebers zu der Institution des Zweikampfes. Der Verfasser geht davon aus, daß der Staat der fühlbarsten aller Rechtsverletzungen, dem Angriffe auf die Ehre eines rechtdenkenden Mannes im Grunde machtlos gegenüberstehe. Für die ideelle Wiederherstellung der gekränkten Ehre durch Strafe fehle es an einem genügenden Maßstabe für die Schuld des Verletzenden; die materielle Wiederherstellung aber durch Zurückverschaffung der allgemeinen Achtung für den Angegriffenen hänge von der Klarlegung der Unrechtmäßigkeit des Angriffs und somit von der Möglichkeit eines in seinem Erfolge meist unsichern Beweises ab. Hier müsse bei dem unzureichenden, staatlichen Schutze die Selbsthülfe in ihre Rechte treten, nicht aber in der tumultuarischen Form der Rache, sondern in einer Weise, die einerseits dem Staate Garantie für die Rechtmäßigkeit der Selbsthülfe biete, andererseits in den betheiligten Kreisen die Ueberzeugung von einem dem Verletzten widerfahrenen Unrechte zu begründen geeignet sei. Dies nun erfordere, daß der Angegriffene für das Werthvollste der Rechtsgüter, die Ehre, mit dem diesem an Werth nächstkommenden Gute, sein Leben einzutreten sich bereit erkläre. Die Form aber, in welcher er unter aufopfernder Einsetzung seines Lebens die Bestrafung des Angreifens anstrebe, sei der Zweikampf, durch dessen Annahme der Angreifer zugleich die Verantwortung für seinen Angriff übernehme. Der Verfasser folgert daraus, daß der Staat zur Abwehr von Angriffen gegen die Ehre die Selbsthülfe principiell zu gestatten, als Form derselben den Zweikampf zu bestimmen, behufs Wahrung der staatlichen Controle die Förmlichkeiten desselben genau zu fixiren, die Constatirung der Ehrenbeleidigungen entweder eigenen Gerichten oder aber von den Parteien erwählten Schiedsrichtern zu übertragen habe. Damit werde unter Vermeidung der gefährlichen Conflicte des Gesetzes mit dem socialen Pflichtbewußtsein weiter Kreise die nöthige Energie in der Zurückweisung frivoler Ehrkränkungen gewährleistet, gleichzeitig auch der leichtfertigen Duellrenommisterei ein wirksamer Damm vorgeschoben. Es ist hier nicht der Ort zu zeigen, daß die Grundlagen der Beweisführung anfechtbar, die gezogenen Schlüsse nicht immer zwingend, die Ergebnisse praktisch nur schwer durchführbar sein dürften, wie ja überhaupt eine zweifelsfreie, streng objective Beurtheilung da kaum möglich sein möchte, wo es sich um Operationen mit dem immer subjectiv, gefärbten, jeder Definition spottenden Ehrbegriffe handelt. Aber der Berichterstatter erkennt gern die Anregungen an, die er dem Schriftchen verdankt und glaubt es der Beachtung weiterer Kreise empfehlen zu dürfen.

— Einen vielversprechenden Titel führt das Buch: „Die von der Socialdemokratie geforderten Eigenthums- und Productionszustände in geschichtlicher Beleuchtung von Konstantin Graf Wartensleben" (Leipzig, Werther, 1893). Der Berichterstatter gesteht, daß er das kleine Schriftchen mit einer gewissen Spannung zur Hand genommen hat. Er war allerdings schon sehr betroffen, als ihm beim ersten Aufschlagen ein Textbild mit zwei absonderlichen Gestalten ins Auge fiel, die sich bei flüchtiger Einsicht der betreffenden Ausführungen als — peruanische Mumien entpuppten, deren Beziehungen zu den von der Socialdemokratie geforderten Eigenthums- und Productionszuständen einigermaßen fragwürdig erschienen. Referent dachte indessen an das bezeichnende Wort des alten Bräsig, daß man ja heutzutage „jeden Ossen 'ne Produkschon" nenne, und begann die Lektüre des Schriftchens. Auf den ersten drei Seiten eine gedrungene Darstellung der grundlegenden Anschauungen über den socialistischen Zukunftsstaat. Dann — von Seite 5 an — Hinabtauchen aus dem erträumten Wolkenkuckucksheime der Zukunft in die dunkelsten Tiefen der altperuanischen Vergangenheit, um an der Geschichte dieses Volks „die psychologische Wirkung jener von der Socialdemokratie so sehr ersehnten Eigenthums- und Productionsgrundsätze in schlagendster Weise vor Augen zu führen!" Und nun entrollt der Verfasser von S. 6—66, der letzten des Schriftchens ein wirklich fesselndes und lehrreiches Bild altperuanischer Geschichte und Cultur bis auf die Zeiten der spanischen Conquistadores. Die Entstehung, Ausdehnung, Befestigung und Organisation des Inkareiches, Architektur und Kunstgewerbe, Fortifications- und Wegebaukunst, Kriegswesen und Landbau, Religion und Todtenverehrung werden in anmuthender Weise vorgetragen. Es folgt dann eine ebenfalls recht interessante Darlegung der peruanischen Eigenthumsordnung, Ständegliederung und Arbeitstheilung, gipfelnd in dem Hinweise darauf, daß hier bereits die Forderungen des socialistischen Zukunftsstaats verwirklicht gewesen seien, daß aber gerade in diesen socialen Verhältnissen, die das Volk unfähig zu eigener Initiative und zum Widerstande gegen die Thatkraft der Eroberer gemacht hätte, der Keim des Unterganges jenes Staatswesens gelegen hätte. Die Schrift schließt mit einem kurzen Abriß der Geschichte dieses Unterganges und — mit der Moral von dieser Geschichte. Man wird unter diesen Umständen nicht behaupten können, daß der Inhalt der Schrift das stolze Versprechen des Titels einlöst. Unwillkürlich denkt man nach beendeter Lektüre an jenen Examenscandidaten, der über das Thema des Elefanten, auf das er sich nicht vorbereitet hatte, sprechen sollte, schnellgefaßt mit den Worten: „Ein Elefant ist keine Mücke" begann und nun ungenirt so lange über die Mücken redete, bis der gestrenge Herr Examinator das gestellte Thema vergessen hatte.

— Wie man uns mittheilt, wird die deutsche Uebersetzung des neuen Werks von Graf Leo Tolstoj: „Gott im Menschen", demnächst in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, die vom Grafen Tolstoj selber eine Copie seines Manuscripts erhalten hat, erscheinen.

— Von den Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte, deren erster Band Anfang dieses Jahres erschien und überall freudige Aufnahme fand, wird der zweite Band (Berichtsjahr 1891) noch im October bei Göschen in Stuttgart erscheinen.

Bibliographie.

Aufsätze und Vorträge aus verschiedenen Wissensgebieten. VIII. Bd. Beiträge zum Verständnis der tragischen Kunst. Vom Gymnasial-Director Dr. H. F. Müller. Wolfenbüttel, J. Zwißler. 8. 3 M.

Haarhaus, J. R., Christnachtphantasien. Leipzig, H. Haessel. 12. 2 M.

Lindau, P., Vater Adrian und andere Geschichten. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. 8. 4 M.

Persall, A. v., Sein Dämon. Roman. Berlin, Bong u. Comp. Gr. 8. 6 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kampfmittel zur See.

Schiffe, Fahrzeuge, Waffen, Hafensperren.

Von

B. von Werner,

Contreadmiral a. D.

Mit 93 Abbildungen. 8. Geh. 3 M.

Dem Wunsche des Publikums, mehr von dem Material, den Constructionen, den Schutz- und Kampfmitteln der Marine kennen zu lernen, kommt das vorliegende Werkchen in bester und dankenswerther Weise entgegen. 93 Abbildungen aller Art, darunter eine große Zahl solcher der verschiedensten charakteristischen Schiffstypen, erleichtern das Verständniß des durchaus gemeinfaßlich und sehr anregend geschriebenen Buchs, welchem man nur zum Nutzen unserer Marine und zur Mehrung des Verständnisses ihrer hohen Bedeutung für die Sicherung aller mit maritimen Beziehungen zusammenhängender vaterländischer Interessen die weiteste Verbreitung in Laienkreisen wünschen kann!

Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung.

Von demselben Verfasser erschienen früher:

Deutsches Kriegsschiffsleben und Seefahrkunst. Mit 60 Abbildungen und 4 Karten. 8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. Auch in 18 Lieferungen à 50 Pf.

Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee. Mit über 100 Abbildungen und 5 Karten. Dritte Auflage. 8. Geb. 15 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

STAATENBUND UND BUNDESSTAAT.

UNTERSUCHUNGEN

ÜBER

DIE PRAXIS UND DAS RECHT DER MODERNEN BÜNDE.

Von

Dr. J. B. WESTERKAMP,

O. Ö. PROFESSOR DER RECHTE AN DER UNIVERSITÄT MARBURG.

8. Geh. 14 M.

Der Verfasser bestimmt den Unterschied von Staatenbund und Bundesstaat auf Grund eingehender Untersuchung der Praxis und des Rechts der germanischen, angelsächsischen und romanischen Bünde. Für Staatsrechtslehrer unentbehrlich, sind seine Untersuchungen auch für Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaften, für Juristen und für Journalisten von hervorragendem Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Theodor Körner.

Zum 23. September 1891.

198 Seiten Groß-Octav auf holländischem Papier. Cart. 12 M.

Dieses reich ausgestattete zu Körner's Säcularfeier veröffentlichte Werk, besteht aus drei werthvollen faesimilirten Briefen Körner's und seiner Braut Antonie Adamberger, einer großen Anzahl meist noch ungedruckter Briefe an und von Körner und sonstiger Documente und Dichtungen. Ein Anhang enthält wichtige Lebenserinnerungen Antonie Adamberger's und eingehende Erläuterungen des Herausgebers.

Deutsche Litteraturdenkmale

des 18. und 19. Jahrhunderts

begründet von B. Seuffert, fortgeführt von A. Sauer.

Neueste Nummern:

39. **Faustbuch** des Christlich Meynenden. Nach dem Druck von 1725 von S. Szamatólski mit 3 Porträts. M. 1.60.

40/1. **Von deutscher Art und Kunst.** Einige fliegende Blätter herausgegeben von H. Lambel. M. 3.50.

42. **Joh. Nic. Götz, Gedichte** (1745—1765) in ursprünglicher Gestalt. M. 2.40.

Neu Herbst 1893:

43/5. **Goezes Streitschriften gegen Lessing** herausg. von Erich Schmidt. M. 3.30.

Vollständige Verzeichnisse kostenfrei durch die Buchhandlungen und die G. J. Göschen'sche Verlagshandlung in Stuttgart.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arthur Schopenhauer.

Lichtstrahlen aus seinen Werken.

Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's.

Von Dr. **Julius Frauenstädt.**

Siebente Auflage.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Diese Sammlung der schönsten und geistvollsten Stellen aus Schopenhauer's Schriften hat den Zweck, auch dem großen gebildeten Publikum Gelegenheit zu bieten, diesen großen Geist näher kennen zu lernen und sich mit ihm zu befreunden.

Die freundliche Aufnahme, welche dem Buche zutheil geworden ist und erlaubte, bereits eine siebente Auflage erscheinen zu lassen, beweist, daß die Sammlung ihre Aufgabe erfüllt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schau um dich und Schau in dich.

Dichtungen von

Julius Hammer.

33. Auflage. Geb. m. Goldschn. 2 M.

Jubelausgabe. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 41. — 12. October 1893.

Inhalt: Georg Forster. Von Edmund Lange. — Zur Literaturgeschichte. Von Richard Friedrich. — Die kufsteiner Festschrift. Von Moritz Necker. — Erzählungen. Von Theodor von Sosnosky. — Indische Legenden. Von Ernst Roeder. — Zur Philosophie. Von L. Weis. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Georg Forster.

Wir nahen uns dem hundertjährigen Gedenktage von Georg Forster's Tode; dazu hat A. Leitzmann vor kurzem wichtige Briefe und Tagebuchblätter von ihm veröffentlicht*), die uns die schönsten Zeiten seiner menschlichen und schriftstellerischen Eigenthümlichkeit recht lebhaft vor Augen stellen — ein willkommener Anlaß, diesem merkwürdigen Manne wieder einmal unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Georg Forster wurde am 27. November 1754 in dem Dorfe Nassenhuben bei Danzig geboren und verlebte, von seinem geistig bedeutenden, aber unsteten Vater Joh. Reinh. Forster, dem bekannten Reisebegleiter Cook's, selbst erzogen und aufs vielseitigste gebildet, die ersten Kinder- und Knabenjahre verhältnißmäßig glücklich. Schon als elfjähriger Knabe (1765) konnte er den Vater auf einer Reise in das russische Wolgagebiet begleiten. Nachdem er in Petersburg ein Jahr lang (1766—67) eine regelrechte Schule besucht hatte, ging er mit seinem Vater nach England, und sah sich durch dessen fortwährende Geldnoth gezwungen, als dessen Gehülfe eine rastlose Uebersetzerthätigkeit zu entfalten, bis ihm das Jahr 1772 das größte Glück seines Lebens, die Theilnahme an Cook's zweiter Entdeckungsreise (1772—75) brachte. So nahm er als Jüngling die großartigsten Natureindrücke in sich auf, und durch die Veröffentlichung der Reisebeschreibung (1777) und anderer Schriften erlangte er zu dem Ruhm des kühnen Reisenden auch noch das Ansehen des Gelehrten. Kein Wunder, daß er auf seiner Reise nach Deutschland (1778) überall begeisterte Aufnahme fand. Dazu trug auch das Liebenswürdige seiner Persönlichkeit, ein gut Theil bei. Jacobi schrieb, als er ihn kennen gelernt hatte: „Ich habe lange niemand gesehen, der mir das Herz so abgewonnen hätte, wie dieser Forster"; Wilhelm v. Humboldt nennt einige Jahre später die bei ihm verlebten Tage „vielleicht die glücklichsten meines Lebens". So gelang es ihm denn, dem Vater eine Professur in Halle zu verschaffen, während er selbst in eine gleiche Stellung am Carolinum in Kassel berufen wurde (1779—84). Von dort vertrieb ihn eine gewisse Unstetigkeit, noch mehr aber Entrüstung und Ekel über die Charlatanerien und Betrügereien der „Rosenkreuzer", für deren Orden er sich mit seinem Freunde dem Anatomen Sömmering einige Jahre vorher in jugendlicher Schwärmerei hatte gewinnen lassen. An Stelle einer streng religiösen Richtung trat nun für einige Jahre ein entschiedener Realismus, der später einer unklaren vermittelnden Richtung Platz machte. Er ging unter scheinbar glänzenden Bedingungen als Professor der Naturkunde an die polnische Universität Wilna (1784), mußte sich aber für acht Jahre binden. Vorher verlobte er sich mit Therese, der zwanzigjährigen Tochter des berühmten göttinger Philologen Heyne, und führte sie 1785 heim. Aber er fühlte sich in der polnischen Wirthschaft Wilnas, wo ihm „französischer Luxus auf sarmatische Thierheit gepfropft" entgegentrat, abgesehen vom Glück seines Familienlebens, sehr wenig wohl, und nahm mit Freuden den Antrag an, eine russische Expedition in den Norden des stillen Oceans als Naturforscher mitzumachen (1787), nachdem die Regierung ihn von seinen polnischen Verbindlichkeiten gelöst hatte. Als sich der Plan infolge eines ausbrechenden Kriegs zerschlug, empfand er immerhin die wiedergewonnene Freiheit wohlthätig; auch erhielt er schon 1788 die Stelle eines Bibliothekars in Mainz, wo er Sömmering wiederfand.

Von dort aus machte er im Frühling 1790 in Begleitung des jugendlichen Alexander von Humboldt jene Reise am Niederrhein, in England und Frankreich, der sein glänzendstes Werk und auch unsere „Briefe und Tagebücher" ihre Entstehung verdanken. Bald nachher aber begann jene Zerrüttung seines äußern und innern Lebens, und diese vor allem trieb ihn in die revolutionäre

*) Briefe und Tagebücher Georg Forster's von seiner Reise am Niederrhein, in England und Frankreich im Frühjahr 1790. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Halle a. S., Max Niemeyer. 1893. 8. 6 M.

Bewegung. Er war zum Politiker keineswegs geschaffen, dazu eine im besten Sinne aristokratische Natur, und doch trat er — zunächst freilich halb widerwillig — schon am 5. November 1792 in den revolutionären Club, der in Mainz nach der Eroberung der Stadt durch Custine begründet worden war, wurde dann Vicepräsident der provisorischen Administration, und — seit 1. Januar 1793 — Hauptredacteur der „Neuen Mainzer Zeitung", sprach zuerst öffentlich in Deutschland die Theorie der Rheingrenze aus, wurde einflußreiches Mitglied des „rheinisch-deutschen Nationalconvents" (März 1793), und erlangte in Paris am 30. März die Annexion der eroberten linksrheinischen Gebiete. Von der Reichsacht getroffen, blieb er in der französischen Hauptstadt, zerfiel wegen seiner politischen Haltung mit fast allen seinen Freunden, suchte sie zwar in den „Parisischen Umrissen" (Kleine Schriften VI, 319 fg.) zu rechtfertigen, und hielt seinen Standpunkt von der Nothwendigkeit, und daher Heilsamkeit der Revolution bis zuletzt fest, gerieth aber durch den Gang, den sie factisch wegen der Unwürdigkeit der leitenden Männer nahm, in eine steigende Verzweiflung, die in seinen vertrauten Briefen ergreifend zum Ausdruck kommt, und starb an einer Brustentzündung, die vielleicht erst in Verbindung mit seinem seelischen Leid tödlich wurde, nach Leitzmann am 11. Januar (andere geben den 10. oder 12. an) 1794.

Wenn wir uns nach dieser kurzen Betrachtung seines bewegten Lebensganges, den neuveröffentlichten „Briefen und Tagebüchern" zuwenden, so ist zunächst zu bemerken, daß von den letztern die zweite Hälfte, von Seite 195 an, schon im dritten Theil der „Ansichten vom Niederrhein" veröffentlicht worden war. Die Briefe dagegen waren mit wenigen Ausnahmen bisher unbekannt. Zwar decken sie sich vielfach inhaltlich mit dem Tagebuche und den „Ansichten" — was aus der Entstehungsweise dieser verschiedenen Niederschriften erklärlich wird — aber jedenfalls trägt die neue Veröffentlichung im ganzen einen weit persönlichern Charakter, als die „Ansichten", ist auch in der ganzen Ausdrucksweise noch unmittelbarer und frischer. Schon dies allein rechtfertigt das Erscheinen des Werkes völlig. Von den 22 Briefen sind einzelne an Jacobi, Sömmering, Heyne und Huber gerichtet, alle übrigen an Forster's Gattin Therese. Sie geben, um zunächst von ihrem Werth für die Erkenntniß von Forster's persönlichem Wesen zu sprechen, zusammen mit seinem schon 1877 durch Hermann Hettner veröffentlichten Briefwechsel mit Sömmering, ein durchaus erfreuliches und anmuthiges Bild von dem nahen und schönen Verhältniß, das zwischen den Gatten in jenen ersten Jahren ihrer Ehe bestand. Beruhte diese auch von vornherein nicht auf einer leidenschaftlichen Liebe zwischen ihnen — dazu kannten sie sich sogar anfangs fast zu wenig — so wurde doch das Verhältniß schon durch den Briefwechsel während der Brautzeit und dann durch das enge und vertrauliche Zusammenleben in dem unwirthlichen und abstoßenden Wilna, wo sich die beiden alles sein mußten, wirklich innig; man gewinnt den Eindruck, daß es so hätte bleiben können, wenn Forster weniger unstet gewesen wäre, wenn er seiner Frau nicht aus ganz unnöthiger Schonung — denn sie war unstreitig eine stärkere Natur als er — seine wirthschaftlichen Nöthe nur allzu lange verheimlicht, und vor allem, wenn er nicht in Göttingen (1787—88) ihren Umgang mit Meier von Bramstedt, der eine heftige Leidenschaft für Therese empfand, und wieder in Mainz den mit L. F. Huber aus menschlich schönem, aber sehr unpraktischem Edelmuth auf alle Weise begünstigt hätte. Die innigste Liebe zu Therese und den Kindern kommt fast in jedem dieser Briefe, oft in rührender Weise, zum Ausdruck. So schreibt er am 29. März: „Dein Herz, liebe Therese — alles andere ist Tand" u. s. w. (S. 11) und am 21. April: „O Therese, liebes, holdseligstes Wesen! . . . Ich sehe nur und bemerke nur, und schreibe nur auf, für Dich" u. s. w. (S. 55). (Vgl. weiter S. 90, 91, 92.) Wie schmerzlich muß man bedauern, daß sich bald nach seiner Rückkehr von dieser Reise dieser schöne Herzensbund mehr und mehr löste! Dieser Umstand zusammen mit der wachsenden finanziellen Bedrängniß, zerrüttete Forster's Lebensglück, und trieb den fieberhaft Erregten ganz im Widerspruch zu seiner bisherigen Haltung zum Anschluß an die revolutionäre Bewegung. Als er im December 1792 Frau und Kinder nach Straßburg und dann nach Neufchâtel sandte, da war seine Ehe mit Therese innerlich schon getrennt. Die Gatten bewahrten zwar zeitlebens die wärmste Freundschaft füreinander; aber Theresens Herz gehörte nun Huber. Dieser fand sich denn auch bald bei ihr ein; Forster redete ihr selbst zu, mit dem Freunde glücklich zu sein; er besuchte sie und die Kinder noch einmal von Paris aus unter Lebensgefahr, und erkannte dabei noch deutlicher, daß ihre Liebe für ihn verloren sei: bald nach seinem Tode wurde sie Huber's Gattin; die thatkräftige und edle Frau hat noch eine reiche Thätigkeit entfaltet; sie starb erst 1829.

Aber auch abgesehen von der eben besprochenen persönlichen Seite, haben Forster's Briefe aus dem Jahre 1790 einen außerordentlichen Reiz; verglichen mit dem parallel damit gehenden Tagebuch, sind sie im allgemeinen populärer gehalten und werden deshalb die meisten Leser mehr anziehen. Dabei zeigen sie die ganze erstaunliche Vielseitigkeit von Forster's Geist; alle Gebiete werden darin berührt; naturwissenschaftliche Beobachtungen und landschaftliche Schilderungen, die ihm natürlich am nächsten liegen, wechseln mit Betrachtungen über Malerei, in denen sich eine große Vorliebe für die classischen Italiener, eine gewisse Abneigung, aber verbunden mit dem ehrlichsten Streben nach gerechtem Urtheil, gegen die Niederländer zeigt (vgl. S. 93 fg. über die leidener, 132 fg. über die düsseldorfer Galerie) über die Bau- und Schauspielkunst und Musik, mit mehr technischen Auseinandersetzungen, feinen politischen Beobachtungen, der Schilderung der Gerichtsverhandlung gegen Warren Hastings (S. 218 fg.), mit verständnißvollen Mittheilungen über Volkssitte und

Volkstrachten (vgl. S. 75; 88, 89), mit geistvollen Bemerkungen über den Zusammenhang zwischen der Art des Volkes und dem Charakter seiner vorwiegenden Beschäftigung und seines Landes (vgl. den Vergleich zwischen dem Kanalschiffer und dem Seeschiffer auf S. 103), endlich mit köstlichen Charakterstudien über gelegentliche Mitreisende. In dieser Hinsicht verdient den Preis wol die Schilderung der drei Originale S. 33 fg., besonders eines prahlerischen Kupferdruckers, der sich des von ihm gefertigten Blattes „Le Cap Sinion parmi ses disciples" rühmt. Vor allem bemerkenswerth ist, daß sich von blinder Parteinahme für die neufranzösischen Ideen keine Spur zeigt. So sagt er im Tagebuche einmal (S. 219): „Ich hasse das ewige Kreischen von Freiheit", wie er auch in den „Ansichten" tadelnd von einer „falschen Gleichförmigkeit" der Einrichtungen spricht (vgl. außerdem Tagebuch S. 181 fg.). Er zeigt durchgängig ein erfolgreiches Streben nach Unparteilichkeit; daß ihm trotzdem die deutsche Reichsverfassung lächerlich und verächtlich vorkommt, wird jeder begreifen.

Aber die „Ansichten", die Briefe und Tagebuchblätter sind nicht die einzigen literarischen Erzeugnisse, um derentwillen Forster, dessen Einwirkung auf die Anschauungen, wie sie sich in Alexander von Humboldt's „Kosmos" aussprechen, übrigens sehr hoch veranschlagt werden muß, fortzuleben verdient. Seine ausführlichen Reisebeschreibungen freilich, so außerordentlich viel Interessantes sie enthalten, werden in unserer raschlebenden Zeit mit ihrer Abneigung gegen dickleibige Bücher nur wenige Leser finden. Aber ganz anders steht es mit einem Theile seiner „Kleinen Schriften" (sechs Bände, Berlin 1789—97, zum Theil auch in neuen Auflagen erschienen). Ich erinnere nur an die classische Biographie „Cook der Entdecker" (I, 1—232), worin uns Entwickelung, Charakter und Verdienste dieses wunderbaren Mannes in anschaulichster und von wahrer Begeisterung getragener Darstellung vorgeführt werden, deren blühender Stil an Schiller's historisch-philosophische Schriften erinnert, (man vgl. z. B. S. 18 u. 19 oder den Schlußpassus S. 232) und an das Muster einer naturwissenschaftlichen Schilderung vom umfassendsten Standpunkt aus „der Brodbaum" (I, 395 fg.). Auch die Aufsätze über die gleichzeitige englische Literatur (verstreut in den Bänden II—V) sind zum Theil noch heute interessant.

Es hieße Forster's Bedeutung überschätzen, wenn man ihn zu den menschlichen und literarischen Größen ersten Ranges in jener an bedeutenden Persönlichkeiten so reichen Zeit rechnen wollte; aber andererseits würden wir ihm ein unverdientes Los bereiten und uns selbst um genuß- und lehrreiche Stunden bringen, wenn wir seine besten Schriften der Vergessenheit anheimfallen lassen wollten. Sie sind nicht nur, theilweise in einfacherer Redeweise, wie namentlich die Briefe, theilweise in gehobener, oft blühender Sprache, wie die angeführten Arbeiten aus den „Kleinen Schriften" Musterbilder einer schönen Darstellung, sondern auch Forster's menschliches Wesen spiegelt sich in ihnen deutlich wieder: ein edler Sinn, dem aber vor allem die rechte Charakterfestigkeit fehlte. Er war kein eigentlich großer, aber jedenfalls ein sehr bedeutender Mann; „er könnte entbehrt, aber er würde vermißt werden", sagt Cl. Th. Perthes in einer maßvoll-schönen Charakteristik im ersten Bande der „Politischen Zustände" sehr richtig. Gewiß hat er in seinen beiden letzten Lebensjahren vieles gethan, was heute unbegreiflich und unverzeihlich sein würde; doch wer sich in sein Wesen und seine Zeit versetzt, der wird es zwar nicht billigen, aber begreifen und darum auch verzeihen. Jedenfalls wäre es ungerecht, ihn nach jener letzten Epoche seines Wirkens allein zu beurtheilen. Wer sich in seine Schriften, vor allem aber in seine vertrauten Briefe und Tagebücher versenkt, der wird nicht anstehen zu bekennen, daß Georg Forster nicht nur ein ungemein vielseitig gebildeter Mann, und ein glänzender Schriftsteller, sondern auch ein durchaus edel und fein empfindender Mensch war: niemals in der That hat eine niedrige Handlung sein Leben befleckt. Daß er sich vom Vaterlande abwandte und sich der französischen Revolution in die Arme warf, ist bei ihm, der nie eine feste Heimat gekannt hat und sogar außerhalb des damaligen Deutschen Reichs geboren war, noch begreiflicher, als es bei andern Männern jener kosmopolitischen Zeit gewesen wäre; übrigens hat er selbst darunter am schwersten gelitten.

Edmund Lange.

Zur Literaturgeschichte.

1. Beiträge zur Literaturgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. Von Adolf Stern. Leipzig, R. Richter. 1893. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Diese Sammlung theils schon früher veröffentlichter, theils jetzt zuerst gedruckter Aufsätze Adolf Stern's muß als ein durchaus gefälliges, anziehendes Buch bezeichnet werden. In gewandter und gewählter Sprache, die gar nicht die aufgewandte Mühe- und Sucherarbeit ahnen läßt, entwirft Stern eine Reihe schön abgerundeter Bilder von körperlicher Anschaulichkeit. Hier ist jede Spur, in der sich steife Gelehrsamkeit durch schwerfälligen Ausdruck verriethe, getilgt: fertig und in sich abgeschlossen erscheinen nur ihre Ergebnisse, unterhaltend und so in trefflicher Weise belehrend.

Wie der Kenner der Alpenwelt sich wohl unabhängig macht von den allbekannten, im Führer vorgezeichneten Touren und gern in seiner Stimmung aus der hingenommenen Bewunderung für die Riesen des Hochgebirgs hinüberwechselt in die Empfindung der Anmuth und Lieblichkeit, die uns der stille Reiz abseits gelegener Thäler

eingiebt: so werden sich Freunde der Literatur angeheimelt fühlen vom Inhalt der einen, größern Hälfte des Buchs, die weniger bekannte Personen, noch nicht erforschte Gebiete beleuchtet. Und es ist eine dankenswerthe Arbeit, die Stern hier in erfolgreichster Weise geleistet hat. Wie anschaulich und vollständig erscheinen in seiner Zeichnung die Gestalten von Chr. Gottfried Körner, Musäus, Gaudenz von Salis-Seewis, der Fürstprimas Dalberg, Amalie von Helwig! Und wenn sich nunmehr jeder mit Leichtigkeit über die für gewisse Epochen der Literatur immer wieder beachtenswerthen Persönlichkeiten Schönaich's und Fr. Rochlitzens unterrichten kann, so soll darüber nicht vergessen werden, welches Sammelfleißes und welch eindringender Beurtheilung es bedurfte, um ihre Bilder so farbenfrisch und lückenlos herauszuarbeiten. Dies Verdienst erhellt am besten aus der Abhandlung über den Dichter der Insel Felsenburg, Joh. Gottfr. Schnabel, der Stern's Forschung seine Auferstehung in deutschem Schriftthum verdankt. Der Preis gebührt wohl dem Aufsatz über den Untergang des altenglischen Theaters. Hier zeitigt des Verfassers Methode die werthvollsten Früchte, eröffnet eine lange Folge von aufklärenden Ausblicken und bereichert unser Wissen durch Entwirrung recht verwickelter Verhältnisse. Der zweite Theil: Aus den Tagen der Classiker, behandelt außer den schon Genannten: Dalberg, Gaudenz und der Helwig, Jean Paul's Beziehungen zu Frau von Kalb und schließt mit einer stimmungsvollen Betrachtung über Hölderlin.

2. Briefe von und an Johann Nikolaus Götz. Herausgegeben von Schüddekopf. Wolfenbüttel, Zwißler. 1893. 8. 2 M.

Schüddekopf's Sammlung von Briefen von und an Götz zählt 34 Stück, von Götz an Gleim 14, an Uz 2, an Ramler 5, je einen an Knebel und Schwan; vom Sohne, G. Christian Götz, 4 an Ramler; dazu von Gleim 5 Antwortschreiben an den Vater Götz, 2 Briefe an den Sohn. Was von solchen Veröffentlichungen gefordert werden muß, hat der umsichtige, auf seinem Felde ganz heimische Herausgeber vollständig geleistet. Berichtigungen umlaufender Irrthümer und die bei aller Knappheit erschöpfende Zuverlässigkeit der einfach unentbehrlichen Anmerkungen beweisen seinen Beruf zu dieser Arbeit. Sicherlich bietet sie eine „Erweiterung der Kenntniß des Dichters", meinetwegen auch eine „werthvolle", wie der Herausgeber meint, obwol sie z. B. über die Anlässe zu dem doppelten, für diesen freundschaftsseligen Kreis gewiß bedeutsamen Freundschaftsbruch keinen Aufschluß bringt. Aber eine Steigerung unsers Wissens von der Anakreontik über den bisherigen Stand hinaus vermag ich nicht wahrzunehmen. In der Hauptsache bewegt sich der Gedankenaustausch in Aeußerlichkeiten. Nur einige Briefe Gleim's, so Nr. 13, machen eine Ausnahme. Recht zweckmäßig ist des Herausgebers Einführung.

3. Die Grundgedanken in Heinrich von Kleist's „Prinz Friedrich von Homburg". Von Hermann Gilow. Programm. Berlin, R. Gaertner. 1893. 4. 1 M.

Das Problem der Kleist'schen Tragik, um so beunruhigender und fesselnder für unser Denken, je überwältigender diese auf unser Gefühl wirkt, darf bis heute als unerklärt angesehen werden. Besonders ist der Prinz von Homburg nach dem Wesen des Helden und der Idee des Stücks recht eigentlich zum Tummelplatz aller erdenklichen Erklärungskünstler geworden. Hier schürfte Julian Schmidt nach Wahrheit, unter allzu bereiter Preisgabe gewichtigen Beiwerks; durch ein ähnliches Scheideverfahren idealisirt J. v. Wolzogen den Prinzen, v. Treitschke bewährte hier seine bekannte Methode, ohne sich durch seine Grundanschauungen zur Unbill gegen den Helden verleiten zu lassen; kritisch und gründlich forschte O. Brahm, seinen eigenen Weg gehend; und auch Bulthaupt suchte mit seinem klaren, geübten Auge das Geheimniß zu enträthseln. Einen neuen Erklärungsversuch bietet H. Gilow. Ausgehend von einer gründlichen Beurtheilung des ursprünglichen Schlachtenplans und des Eingreifens des Prinzen gelangt er zu dem Ergebniß: „das Unrecht des unfreien Eigenwillens steht im Gegensatz zu dem Recht des lebendigen Staatsbewußtseins. Das Gedicht ist die Verherrlichung einer rücksichtslosen, den einzelnen nur als dienendes Glied aufnehmenden Hingabe an das Vaterland. Die heroische Gesinnung des Kurfürsten, der vor der Vollstreckung des Todesurtheils nicht zurückschreckt, ist auch des Dichters eigenste Herzensmeinung." Und so wird, mag es Gilow auch nicht Wort haben wollen, der eigentliche Held Kleist's der Kurfürst, dessen Idealisirung sein Ziel; ihn stellt er demgemäß dar als Genie, ihn stattet er aus mit delphischer Weisheit, Ironie und Humor. — Gilow's Ansicht stellt, kurz gesagt, nahezu alles bisher Behauptete und Geglaubte auf den Kopf. Das geht natürlich, aber leider! nicht ab ohne dialektische, um nicht zu sagen spitzfindige Ausdeutungen, so S. 15 bei: fassungslos, vgl. S. 17 die Verschärfung, S. 11 des Kurfürsten Schweigen u. a. m. Recht störend und verwirrend sind auch die fortwährenden Beziehungen auf die geschichtliche Ueberlieferung. Was kann denn nur diese für ein Werk dichterischer Phantasie beweisen! Auch das ist nicht zuzugeben, daß der Kurfürst entschlossen ist, gegebenen Falls den, den er selbst als Sieger ausrufen ließ, hinzurichten. Seit Creon und Brutus haben sich die Zeiten darin doch geändert. — Eine Quelle der falschen Auffassung Gilow's finde ich in der Verkennung des Gewichts, das der Somnambulismus für Kleist's Dramen überhaupt, besonders aber für Homburg hat. Ihn deutet Gilow ganz für seine Zwecke aus. Weiter scheint mir ein Misverständniß über Kleist's dichterischen Charakter vorzuliegen. Sein hervorstechendes Merkmal ist die sogenannte Initiative in patriotischen Dingen. Und soll da der Dichter einen Preisgesang auf die „militärische Subordination, die Unterordnung des guten Soldaten unter die Disciplin" — selbst in „erweitertem und erhöhtem Sinne" — angestimmt haben? Der Grundirrthum Gilow's ist aber die tendenziöse Forschungsweise, die in fremde Schöpfung die eigenen Gedanken hineinträgt. Das sind die Folgen, wenn man „den Geist eines Dichters

auf «märk'sche Weise» fassen will." Dann werden folgerichtig „die besondere Größe des geschichtlichen — — Friedrich Wilhelm, und die Hoffnung Kleist's, die Gunst des preußischen Hofes zu erwerben", zu Anhaltepunkten einer ästhetischen Würdigung. Dann wird das Theater zu einer militärischen Instructionsstunde, Kleist ein Corporal und sein Kunstwerk zum norddeutsch-protestantischen Drama.

4. Die Bremischen Dichter und Schriftsteller der Gegenwart. Eine literarische Plauderei von Franziskus Hähnel. Bremen, J. Kühtmann. 1893. 8. 1 M.

Ein harmloses Bändchen diese literarische Plauderei, wie sie F. Hähnel bescheiden selbst getauft hat. Die in Bremen heimischen Vertreter der Dichtkunst und Wissenschaft werden, vielfach mit kurzen Angaben über ihr Leben und Wirken, sowie mit Proben aus ihren Schöpfungen, aufgezählt, und zwar zuerst die Lyriker, dann die Epiker und Dramatiker, darauf Romanschriftsteller und Novellisten — natürlich auch die weiblichen Angehörigen der einzelnen Literaturgattungen —; ferner die plattdeutsche Dichtung, endlich die Männer der Wissenschaft. Die Schrift macht einen sonderbaren Eindruck, beengend, beklemmend: nicht als ob ihr Inhalt, kleinkrämerisch und aufbauschend, der Fülle und des Werthes seiner Gegenstände ermangelte — es genügt hier an den „bremischen, ehrwürdigen Sänger, der eigentlich kein Bremer ist", H. Allmers, an Fitger, an Bulthaupt und Gildemeister zu erinnern. Auch verdient u. a. die außerordentliche Beherrschung der Sprache, wie sie P. J. Willatzen in seiner Verdeutschung: Herr Olof zeigt, unbedingte Anerkennung. Und was die Menge betrifft — der Verfasser selbst zählt 77 Namen —, so hat Bremen allerdings alle Ursache, auf sie stolz zu sein, andern Menschen könnte sie beängstigend erscheinen. Darin also wäre das Büchlein gerechtfertigt. Aber die Zugehörigkeit zu einer Stadt als Ausgangspunkt für eine literaturgeschichtliche Darstellung auch nur auf etwa 60 Seiten zu nehmen, bleibt eine Seltsamkeit. Durch kein innerliches Band verbunden tritt so Groß neben Klein, Bekannt neben Unbekannt, Führer mitten in den Troß. Zwar hat das Buch Vorbilder auf diesem Gebiete literarischer Weichbildsgeschichte. Dann aber müßte es seinen Werth als Nachschlagebuch erweisen. Dazu aber ist es zu dürftig in der Fassung, bedarf auch sein Inhalt rücksichtsloser Sichtung. Die wahre Bestimmung ist vom Verfasser selbst in der Hoffnung ausgesprochen, daß „das Interesse für die vaterstädtischen Schriftsteller ein größeres Interesse für die deutsche Schriftstellerwelt überhaupt zu erwecken im Stande sein dürfte". Diesem Ziele dienen auch, wie der beigelegte Zettel kundgibt, seine „Neuen literarischen Blätter", denen wir besten Erfolg, wie seiner Hoffnung ungemessene Erfüllung wünschen.

5. Die Deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. Erste und zweite Lieferung von Lic. Dr. F. Kirchner. Heidelberg, G. Weiß. 1893. 8. Jede Lieferung 1 M.

Des Schweißes der Edeln werth ist zweifellos F. Kirchner's selbstgestecktes Ziel, ebenso zweifellos aber setzt seine Aufgabe ausgebreitetste Kenntnisse, bestgegründetes Wissen und ebenso geschultes wie klares Urtheil voraus. Die folgenden Bemerkungen mögen zeigen, inwieweit der Verfasser diesen Forderungen gerecht wird. Kirchner gewährt dem biographischen Theil einen breiten Raum. Das ist sein Recht, nur darf dieses Nebenwerk nicht zur Hauptsache werden. Nach den vorliegenden zwei Lieferungen zu urtheilen, steht aber die Lebensbeschreibung im Misverhältniß zur innern Geschichte, zur ästhetischen Würdigung. Die Haupterrungenschaften der neuern Literaturgeschichtsschreibung: Vertiefung des Verständnisses, Erfassung der innern Zusammenhänge, Nachweis der geistigen Strömungen, sie sind für dieses Werk nicht fruchtbar geworden. Andernfalls hätte nicht eine Anordnung beliebt werden können, die durchaus nur das übliche Schema wiederholt mit einigen Erweiterungen. Diese sind ihrer Idee nach thatsächlich willkommene Zuthat. Ob aber §. 5 des ersten Kapitels dem Leser auch nur einigermaßen brauchbare Vorstellungen von Fichte's und Schelling's Philosophie geben kann, erscheint mir durchaus fraglich. Sicherlich wird Wesen und Bedeutung der Romantik weder durch die Einleitung, noch durch die ausführenden Paragraphen für den, der zum ersten Male Belehrung sucht, faßlich, anschaulich und der Thatsächlichkeit entsprechend dargestellt. Hier möchte man gern wissen, für wen eigentlich dieses Werk berechnet ist. Mag es sein, für wen es will: die Romantik mit ihren ungemessenen Wirkungen mußte in einem einheitlichen Bild bis in ihre letzten Verästelungen und Einflüsse verfolgt werden. So aber folgen auf die Begründer der Schule unmittelbar von Eichendorff und Chamisso, darauf H. von Kleist, Werner, Hoffmann. Nun kommt im zweiten Kapitel die patriotische Dichtung, darin der ganze Rückert; über die Nachromantik in der schwäbischen Schule schweigt der einleitende Paragraph zu diesem Abschnitt ganz. Und was hat W. Müller unter den Schwaben zu suchen? Von dem bestrickenden Reiz, den die romantische Idee hatte, und — trotz alledem — noch hat, erfährt man nichts. Und doch ist Kleist's Angstruf: „Verwirre das Gefühl mir nicht!" dafür ein mächtiges Symbol. Auch die handgreifliche Gefahr der katholisirenden Richtung ist verwässert, nur gelegentlich gestreift, obgleich die Richtung ebenso nothwendig aus dem Begriff der Schule folgte, wie sie zuerst ihren Zusammenbruch veranlaßt hat. Wie über die Anlage der Geschichte, kann ich mich über die Einzelurtheile nicht mit dem Verfasser einverstanden erklären. So scheint mir Kleist's lyrische Dichtung ganz und gar unterschätzt, seine wahrhaft phänomenale Gestaltungskraft kommt nicht zur Anerkennung, von der Bedeutung des Zerbrochenen Krugs für unser nationales Lustspiel verlautet kein Wort. Hier lohnte ein Vergleich der oben erwähnten Schrift Gilow's mit der Literaturgeschichte Kirchner's! Weiter, ist Hölderlin's Anschauungskreis darstellbar, ohne seine Schicksalsidee? und darf man über diesen unglücklichsten Dichter schreiben, ohne Litzmann,

„Hölderlin's Leben. In Briefen von und an Hölderlin" zu erwähnen? Vgl. Kirchner's Bibliographie S. 57. — Und hierbei gleich ein anderes. Die Erwähnung der Frau Gontard ist ganz inhaltslos, geeignet, nur Neugierde im Leser zu erwecken. Das führt auf eine Eigenthümlichkeit Kirchner's, vielfach in schwer verständlicher Weise zu verschleiern oder blos anzudeuten. Was denkt sich der Leser bei dem Satze: Schlegel hielt Vorlesungen gegen Goethe wegen „Eugenia" (sic!)? So wenig wie Kleist, ist Eichendorff erschöpfend aufgefaßt und gewürdigt, einmal nach der Seite seiner dichterisch-harmlosen Lebensanschauung im prächtigen „Taugenichts", andererseits seiner durchaus tendenziösen Geschichte unsers Schriftthums. „Unparteilichkeit" hat ihm meines Wissens zuerst Kirchner nachgerühmt, freilich ohne zur Begründung seines Urtheils irgendetwas beigebracht zu haben. Die Inhaltsangaben wären recht brauchbar, wenn nicht ein Uebermaß von Knappheit mitunter das Verständniß trübte, so in Gockel, Hinkel und Gackeleia. Und im Gegensatz dazu die Ausführlichkeit bei Fouqué! Ueberdies zeigen diese Auszüge mehrfach eine auffällige Aehnlichkeit mit Wolfgang Menzel's Inhaltsübersichten. Ich greife heraus Lovell und Sintram und seine Gefährten:

W. Menzel.	Kirchner.
— der Schwester eines seiner ältesten Freunde. Er entführt sie — und läßt sie sitzen. Sie stirbt vor Gram. Aber Karl, Amaliens Bruder — schwört ihm Rache. — Lovell flieht aus England, wird Spieler von Profession und — sinkt so tief, daß er — sich zu einer Räuberbande gesellt. — Andrea stirbt und beweist ihm noch vor seinem Tode, wie er ihn zu seinen Liebschaften listig angeleitet habe. — wird Lovell endlich von Karl erreicht und im Duell erschossen.	— entführt er die Schwester seines besten Freundes, läßt sie jedoch sitzen, sie stirbt vor Gram, doch Amaliens Bruder schwört ihm Rache. — Lovell flieht aus England, wird Spieler und Räuber —
Der wilde Ritter Björn Glutauge zu Drontheim thut einmal in der Julnacht, obgleich Christ, das heilige Gelübde auf den Eber, jeden — — Aber Björn setzt seinen einzigen Sohn aufs Spiel und ruft Tod und Teufel herbei, wenn er nicht sein Gelübde halte. Dennoch geschieht durch Verena's Gebet ein Wunder, die Knechte hauen fehl und der Sturm reißt das verschlossene Thor auf, durch das die Kaufleute entkommen. — Er wird ein so wackrer Ritter, daß ihm Folko selbst seinen Sohn zuschickt, um ihn zu erziehn.	In Rom sagt ihm sterbend der alte Andrea, er habe ihn bisher zu allen Greuelthaten, ohne daß er es merkte, verführt. — Endlich wird Lovell von Karl erreicht und im Duell erschossen. Ritter Bjorn (!) Glutauge hat am Julfest, obgleich Christ, auf den Eberkopf geschworen, den —. — setzt er seinen Sohn Sintram aufs Spiel und ruft Tod und Teufel an, wenn er sein Gelübde nicht halte. Auf Verena's Gebet aber geschieht ein Wunder, die Knechte hauen fehl und ein Windstoß öffnet den Kaufleuten das Thor zur Flucht. — Er wird ein so braver Ritter, daß ihm Folko sogar seinen Sohn zur Erziehung anvertraut.

Diesen Ausstellungen gegenüber fallen fast nicht ins Gewicht Verstöße wie: „Rose, Romana, der Prinz — — hat er (Eichendorff) direct herübergenommen;" oder „Gudrnna, nachdem sie u. s. w.", — vgl. auch: „die Herumsendung der von ihm zerstückten Jungfrau". Immerhin wundert es mich, auch bei Kirchner die „fünffüßigen Jamben" zu finden.

So hat mich Kirchner's Buch durchaus enttäuscht. Die Tage solcher Literaturdarstellungen, wie diese, sind vorüber. Entwickelungsgeschichte, nicht Lebensabrisse, das ist heute die Losung. Und wer ein bequem-gefährliches Nachschlagebuch für Leute, die „mitreden" möchten, schreiben will, soll nicht vergessen, daß wir davon schon wahrhafte Musterleistungen haben.

Richard Friedrich.

Die kufsteiner Festschrift.

Am 7. Januar 1893 wurden es gerade fünfhundert Jahre, daß die berühmte Festung Kufstein an der Grenze von Tirol und Baiern vom bairischen Herzoge Stephan dem Jüngern zur Stadt erhoben wurde. Die Wiederkehr dieses denkwürdigen Tages beschloß die kufsteiner Bürgerschaft würdig zu feiern, verlegte aber das Fest auf die schönere Jahreszeit, auf die Mitte des August-Monates, wo Kufstein sowie ganz Tirol von zahllosen Naturfreunden Deutschlands und Oesterreichs besucht wird, und zur bleibenden Erinnerung an das Jubiläum thaten sich Gelehrte und Dichter mit hochherzigen Freunden der Kunst und Wissenschaft zusammen, um in einer prächtig ausgestatteten Festschrift *) ein dauerndes Denkmal zu stiften. Die Redaction der Festschrift wurde dem Gymnasiallehrer Dr. S. M. Prem übertragen, einem Tiroler von Geburt, der seine würdige Aufgabe in sehr geschickter und des Dankes werther Weise löste. Jeder Freund der an historischen Erinnerungen reichen Stadt und jeder Freund deutscher Wissenschaft und Poesie muß an dieser Festschrift seine Freude haben; sie bringt vielerlei und darum jedem etwas; sie bringt vor allem ganz originale, literarisch wie wissenschaftlich sehr werthvolle Beiträge von hervorragenden Forschern und Dichtern, und da diese Festschrift vermuthlich nicht im Handel Umlauf gewinnt, so dürfte es unsern Lesern, unter denen sich gewiß auch sehr viele Freunde der Alpen, ihrer Natur und ihrer Bewohner finden, willkommen sein, einige Mittheilungen aus ihr zu erhalten.

Sie zerfällt zunächst in zwei Abtheilungen: 1. „Geschichtliches", 2. „Dichterkränzchen".

*) Kufstein. Festschrift zur Feier der vor 500 Jahren erfolgten Erhebung des Ortes zur Stadt, 12. bis 14. August 1893. Im Auftrage des Festausschusses redigirt von Dr. S. M. Prem. Mit Abbildungen. Kufstein, Verlag des Festausschusses. 1893. 4.

Die Geschichte ihrer Vaterstadt wird den kufsteiner Jungen nicht viel Kopfzerbrechen machen, denn ihr eigenthümliches Schicksal ist, daß ihr die Geschichte selbst die wichtigsten Actenstücke raubte. Um die Grenzfestung Kufstein wurde so oft gekämpft, die Wälle und Thürme der einst als uneinnehmbar geltenden Festung wurden so oft beschossen und auch zertrümmert, daß darunter auch die Archive der Stadt litten, und daß viele ihrer wichtigsten Documente in den kriegerischen Zeitläuften abhanden gekommen sind. Wenn nicht glücklicherweise öfters beglaubigte Abschriften von ihnen gemacht worden wären, so stünde es um ihre Geschichte noch schlimmer. Baiern und Oesterreich kämpften oft um die Festung, einmal unter Kaiser Maximilian I., sodann zu Anfang unsers Jahrhunderts, in den Franzosenkriegen. Darum fließen die vorhandenen spärlichen Quellen der kufsteiner Stadtgeschichte in München und in Innsbruck, und bairische und österreichische Historiker konnten, jetzt in brüderlicher Eintracht, Beiträge zur kufsteiner Festschrift liefern. Ueber „Die Freiheiten der Stadt Kufstein" schrieb Dr. Michael Mayr, Beamter des k. k. Statthalterei-Archivs in Innsbruck, „Ueber Namen und Wappen der Stadt Kufstein" der Historiker von der münchener Universität Karl Theodor Heigel. Die erste Abhandlung gibt einen lehrreichen Einblick in die nationalökonomischen und rechtlichen Zustände einer mit besondern Privilegien ausgestatteten deutschen Stadt im Mittelalter und in den ersten Jahrhunderten der neuen Zeit, bis Kufstein bei der letzten endgiltigen Aufrichtung der österreichischen Herrschaft 1809 in die allgemeine Ordnung des Kaiserstaats eingereiht wurde. Dr. Mayr theilt auch in genauer Textwiedergabe die zwei wichtigsten Urkunden Kufsteins (vom 20. Juni 1339 und 7. Januar 1393) mit.

Professor Heigel verfolgt den Namen der Stadt bis in die ältesten schriftlichen Denkmäler. Der Name des Ortes findet sich im sogenannten Indiculus Arnonis schon am Ende des 8. Jahrhunderts, zur Zeit Karl's des Großen, in der Form „Caofstein"; die Form Chuofstein findet sich zum ersten male 933 im Traditionscodex des Erzbischofs Adalbert. Die Feste Chuofsteine erscheint zuerst urkundlich 1203 und zwar im gemeinsamen Besitze des Bischofs von Regensburg und des Herzogs von Baiern. Die Schreibart wechselte darauf sehr mannichfach, und es ist bezeichnend, daß in den Schriften der Gelehrten des 16. Jahrhunderts durchweg von „Knefstein" oder „Knefstain", hingegen in volksthümlichen Schriften, auch im „Weißkunig", zumeist von „Kopfstain" geredet wird. Diese zwiefache Schreibart hat zu verschiedenen Ableitungen des Namens Anlaß gegeben: „Entweder ist an das althochdeutsche Wort Chuofa, mhd. Kuofe, nhd. Kufe = Faß, Wanne, zu denken, oder an das ahd. Choph, mhd. und nhd. Kopf. Beide Erklärungen haben Anwälte gefunden. Für die erste Auslegung wird geltend gemacht, daß namentlich an Gefäße, in welchen das Salz von den Salinen aus verführt wurde, zu denken sei, daß also im vorliegenden Falle die Ortschaft ihren Namen von den Salzkufen erhalten habe, die von Hall durch das Innthal in die bairische Ebene verbracht werden. Dagegen ist einzuwenden, daß im 8. Jahrhundert, wo der Name bereits vorkommt, wol noch kaum eine regelmäßige Verfrachtung des Salzes vor sich ging." Heigel erklärt sich daher für „Kopfstain", und weist darauf hin, daß der die Stadt überragende und ihr das charakteristische Gepräge gebende Fels in der That mit einem Kopf Aehnlichkeit habe. Das Wort „Kopf" werde auch sonst häufig für „Bergkuppe" verwendet. Das Wappen der Stadt spräche allerdings zu Gunsten einer auf cupa-Wanne zurückgehenden Deutung, es hat in rothem Feld eine auf grünem Dreiberg stehende, silberne Kufe mit goldenen Reifen. Es ziert auch mit seinen Farben das Titelblatt der Festschrift. Doch weist Heigel auf die bekannte Thatsache hin, daß bei Annahme solcher sprechender Wappen im Mittelalter willkürlich und nicht selten sinnlos verfahren wurde.

Eine historische Studie nicht minder gediegener, aber ganz verschiedener Art hat Professor Rudolf Sinwel mit dem geistreichen und in der Form auch sehr gelungenen Essay: „Hans von Pinzenau" beigesteuert. Der Pinzenauer war jener Landpfleger des bairischen Herzogs von Kufstein, der im bairischen Erbfolgekriege die Festung gegen Kaiser Max auch dann noch vertheidigte, als der Baier sie schon dem Kaiser überlassen hatte. Er wurde nach ihrem Fall 1504 mit zehn seiner Hauptleute durchs Beil hingerichtet, hauptsächlich darum, weil er sich wortbrüchig und höhnisch dem Kaiser gegenüber benommen hatte; seine Tapferkeit hätte ihm sonst noch wol den Pardon erwirkt. Dieser Pinzenauer und sein Kampf mit dem ritterlichen Kaiser ward dann Gegenstand des Volksliedes und auch Anastasius Grün hat ihn in einer schönen Ballade behandelt. Das Grün'sche Gedicht und die zwei Volkslieder: „Ain lied vom Benzenawer" und „Ein schönes Lied von Kopfstain in behamer Schlachtweise" theilt die Festschrift mit, was besondere Anerkennung verdient. Sinwel macht nun den wohlgelungenen Versuch, die Handlungsweise Pinzenauer's aus dem Geist der Zeit und der Familientradition zu erklären. Danach wäre seine Treue fürs Haus Wittelsbach das tragische Motiv seines Untergangs gewesen. Er erkannte bald, daß der Kaiser für sich selbst Kufstein erobern wolle, darum wollte er, dem die Treue zum Reich wie seiner ganzen Zeit minder galt, als die Treue zum Landesfürsten, die Festung für den Baiernherzog retten, wenn es auch gerade jener pfälzische Herzog war, der durch seine Misachtung des kaiserlichen Richterspruchs den ganzen Krieg zwischen den zwei bairischen Linien und das Eingreifen des Kaisers veranlaßt hatte. Der Pinzenauer war bairischer als der bairische Herzog selbst, der Kufstein dem Kaiser als Dank für seine Unterstützung gegen die Pfalz überlassen hatte. Aehnliches fand ja in der tiroler Insurrection von 1809 gegen Baiern auch statt: Oesterreich hatte die Tiroler aufgegeben, aber sie wollten nicht davon lassen. Das tiroler Volk setzte seinen Willen

durch; der Pinzenauer büßte ihn mit dem Tode durchs Beil des Henkers. In der zweiten Abtheilung der Festschrift ist auch von Sinwel ein episches Gedicht in der Nibelungenstrophe mitgetheilt, das die Localsage vom „Geisterschmied" sehr anziehend darstellt, und mit der Schlußwendung, welche die alte Kyffhäuser-Sage mit der Gegenwart verbindet, einen kühnen, aber sehr wirksamen poetischen Griff thut. Der Geisterschmied ist nämlich mit seinen Zwergen noch immer im Innern der Berge thätig, um Waffen in großer Menge zu schmieden. Und auf die Frage: „Was soll die Waffenmenge?" antwortet der Dichter:

kommt einst die große Noth,
Wo Rhein und Weichsel fließen vom Völkerblute roth,
Wo Teut's Geschlecht zu tilgen, sich Ost und West vereint,
Zu arm an Blut und Eisen das deutsche Land erscheint:

Dann, lehrt des Volkes Glaube, steigt aus der Berge Schlund
Der große Karl und Rothbart mit ihrer Heldenrund',
Dann wird auch unsern Kaiser die Zornesglut umziehn
Und bis zum kahlen Scheitel sein bleiches Antlitz glühn.

Und Max, der letzte Ritter, erwacht vom Kriegsgetos'
Und öffnet seines Berges geheimnißvollen Schos,
Und zieht mit Wigold's Söhnen, der todtgefeiten Schar
An Deutschlands heilige Marken, für Deutschlands freien Aar.

Und Schauder faßt den Franken, den Slawen packt der Graus:
„Beim Donner! Stirbt die Rasse wahrhaftig nimmer aus?!"
Und siegreich wird und glänzend aus diesem Völkerstreit
Das deutsche Volk hervorgehn in neuer Herrlichkeit.

Wir leben leider wieder in einer Zeit, wo diese politische Poesie ein unmittelbares Echo finden wird.

Auf die genannten historischen Beiträge folgen in unserer Festschrift noch eine reichlich mit urkundlichem Material versehene kriegsgeschichtliche Studie des k. und k. Obersten Gedeon Freiherrn von Maretich: „Die Veste Kufstein zur Zeit des zweiten schmalkaldischen Krieges (1552)", ein Ueberblick über „Die Schicksale von Stadt und Festung Kufstein" vom Redactor, eine Skizze: „Josef Rainer von Söll. Ein tiroler Held des Jahres 1809" von Hans Mayr, sodann vom ausgezeichneten tiroler Volkswirth und Abgeordneten Dr. Johann Angerer eine lehrreiche Mittheilung über: „Die cultturelle Entwickelung Kufsteins in neuester Zeit", woraus wir erfahren, daß Kufstein in aufblühendem Zustande sich befindet, den es nicht blos seiner die Fremden anziehenden Romantik, sondern auch dem einheimischen Gewerbefleiße verdankt. Der bekannte Kenner des tiroler Volkslebens Dr. Ludwig von Hörmann ergreift dann das Wort, um uns in seiner von guter Laune erfüllten Weise das „Tiroler Schützenleben" zu schildern, der innsbrucker Geograph Professor Dr. Friedrich von Wiefer erklärt uns eine vom berühmten Geodäten Peter Anich verfertigte Karte des Hechtsees bei Kufstein 1761, endlich beschreibt Dr. Prem die Umgebung von Kufstein, zu der der kleine Grenzort Zell gehört, der literarisch merkwürdig geworden ist, weil er der Geburtsort des bedeutendsten tiroler Dichters der Gegenwart, Adolf Pichler's, ist. Mit einer kurzen Biographie desselben schließt die historische Abtheilung der Festschrift. Die Kufsteiner betrachten Pichler, der für Natur und Volk der Unterinnthaler seine wärmsten Töne fand, als einen der Ihrigen, und sie haben den geistvollen Mann bei ihrem Jubiläum zum Ehrenbürger ihrer Stadt ernannt. Bei der in Tirol herrschenden überwiegend klerikalen Gesinnung hat die kufsteiner Bürgerschaft durch diese Ehrung eines freisinnigen Gelehrten und Dichters auch ihr liberales politisches Bekenntniß ausgesprochen. Es ist daher auch sehr geschickt vom Redactor, daß er das Dichterkränzchen mit dem jubelnden Vierzeiler Adolf Pichler's eröffnet:

Im Unterland unt'! — Juh! bin ich daheim,
Im Unterland unt'! — Drum sieb' ich nicht Leim;
Das gibt mir im Alter noch freudigen Muth,
Im Unterland unt'! — Juh! Unterlands Blut!

Die sich nun anschließenden lyrischen Gedichte von verschiedenen Dichtern sind der Mehrzahl nach wirklich des festlichen Druckes würdig und wir bedauern, daß wir nicht ein und das andere hier nachdrucken können, um es auch weitern Kreisen mitzutheilen. Der achtzigjährige Dichter, Landesgerichtsrath i. P. Kaspar Speckbacher, wol der Nestor der deutschen Poeten überhaupt, gab gehaltvolle und formschöne Sprüche in Versen voll tiefer und milder Lebensweisheit, außerdem einige Lieder. Adolf Pichler, der erst kürzlich, am 4. September, seinen vierundsiebzigsten Geburtstag in aller Stille beging, gab zwei Stücke aus seinen wol bald erscheinenden „Todtentänzen", die wol das gelungenste Werk bilden werden, das Pichler je geschrieben. Martin Greif, durch die Nähe seines ständigen Wohnorts München, seine Begeisterung für die schöne Alpenwelt und freundschaftliche Beziehungen vielfach mit Tirol verbunden, ist durch drei seiner knappen, in Stimmung getauchten und ohne Pointe wie verhauchenden lyrischen Accorde vertreten. Die liebenswerthe, innige und durch ihre Bescheidenheit doppelt anziehende tiroler Dichterin Angelica von Hörmann hat zwei ganz neue Gedichte gespendet, die jedem im Gedächtniß haften bleiben, der sie nur einmal gelesen hat. Damit kein Unrecht geschieht, nennen wir noch die Namen der andern Dichter: Ambros Mayr, Paul Greußing, Friedrich Jenkner, Franz Lechleitner, Franz Kranewitter, Max Karl Stich, Christian Ewald, Johann Pfeiffer. Der Redactor hat außerdem noch das Glück gehabt, acht ungedruckte Gedichte von Hermann von Gilm aus dem Jahre 1844 zu erhalten, die zwar nicht alle auf der Höhe seiner Kunst stehen, jedenfalls aber des Druckes würdig sind. „Die Trägerin" ist sogar sehr werthvoll. Gilm steht in diesen Versen vielfach in Abhängigkeit von Heine, die Stimmung des Vormärz ist fast allen aufgeprägt. Den Schluß der Festschrift bildet eine sehr hübsche, phantastische Geschichte: „Meister Hermann" von Rosegger, die aber kein Originalbeitrag, sondern ein Nachdruck aus einem seiner Werke ist. Doch wollen wir diese Rücksichtnahme auf das weibliche Publikum der Festschrift nicht tadeln.

Moritz Necker.

Erzählungen.

1. Aus hohen Kreisen. Roman von Gerhard von Falkenried. Zwei Bände. Leipzig, Elischer. 1893. 8. 6 M.

Gerhard von Falkenried ist ein grausamer Herr, wahrscheinlich übrigens eine grausame Dame; was er oder sie uns mit der Lektüre ihres Romans zumuthet, ist wahrlich keine leichte Arbeit. Man denke nur: zwei Bände mit zusammen mehrern hundert Seiten, und darin nichts als der öde Abklatsch schon tausende male dagewesener Personen und Situationen, nicht die leiseste Spur eines eigenen Gedankens, alles, selbst die Sprache durchaus Schablone. Natürlich fehlt auch das im deutschen Roman, wie es scheint, unvermeidliche Nervenfieber nicht. Dazu scheint der Autor sowol mit den Fremdwörtern, als mit der Geographie auf etwas gespanntem Fuße zu stehen, denn er spricht von „recognoscirenˮ einer Leiche, womit er offenbar agnosciren meint, und versetzt die Stadt Siena — er nennt sie ein Städtchen — in die unmittelbare Nähe von Sorrent, während sie thatsächlich in Toscana liegt, also ein paar Tagemärsche weit von Sorrent. Man athmet auf, wenn man die zwei Bände glücklich hinabgewürgt hat, und denkt sich erleichtert: Gott sei dank! Dem aber, der das Buch noch nicht gelesen hat, sei frei nach Schopenhauer zugerufen:

„Vorüber gehn alle Schmerzen, Wonnen...
Geh an dem Buch vorüber, es ist nichts!ˮ

2. Starke Seelen. Novellen von Carl von Vincenti. Dresden, E. Pierson. 1893. 8. 5 M.

Die drei Novellen, die dieser Band enthält, sind nicht nach der Schablone geschrieben, und zeigen doch keine geistige Eigenart; sie schildern exotische, bewegte Vorgänge, in jeder kommt ein gewaltsamer Tod vor, und doch gehen sie spurlos an einem vorüber. Das scheint widerspruchsvoll, aber es ist so; und die Erklärung dafür liegt wol darin, daß der Autor nicht die Gabe hat, klar und interessant zu erzählen, er ist einer von denen, die möchten und nicht können.

3. Das Kind. Novelle von Ernst Eckstein. (Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek. 9. Jahrg. 22. Band.) Stuttgart, Engelhorn. 1893. 8. 50 Pf.

Man könnte, nachdem man ein Stück dieser Novelle gelesen hat, leicht glauben, es sei eine gewöhnliche Ehebruchsgeschichte, aber sie nimmt bald eine Wendung, die uns eines andern belehrt. Der Inhalt ist kurz gesagt der: eine schöne junge Frau weist die stürmische leidenschaftlich tiefe Liebe eines Mannes zurück, obwol sie, von ihrem Gatten nicht gewürdigt und vernachlässigt, ihn wieder liebt; zu ihrer Liebe gesellt sich auch Dankbarkeit, weil der geliebte Mann ihr Kind vom Tode gerettet hat, wobei er sich schwere Verletzungen zuzog. Das Kind geräth nochmals in Gefahr, und diesmal ist kein Retter da: es stirbt. Nicht lange darauf verunglückt auch der ungeliebte Gatte. Nichts ist den Liebenden mehr im Wege, sie stehen vor ihrer baldigen Vereinigung. Da erfährt die junge Witwe zufällig, daß der Mann, der ihr Gatte werden soll, als noch ihr Kind am Leben war, gewünscht habe, die Kleine möge sterben. Sie fragt ihn entsetzt auf sein Ehrenwort hin, ob das wahr sei, und er kann es nicht läugnen: er hat das Kind damals thatsächlich fortgewünscht, weil er es für das Hinderniß hielt, das sich seiner unerlaubten Liebe zu ihr entgegenstellte. Es war eben ein Mordgedanke, wie ihn schließlich fast jeder leidenschaftlich empfindende Mensch haben kann, ohne deshalb ein böser Mensch zu sein. Aber eine Mutter kann das nicht fassen, und so weist sie den bisher so innig geliebten Mann von sich. Beide werden unglücklich und bleiben es, bis sie mit der Zeit doch einsieht, daß sie zu hart gewesen ist und ihn um Vergebung bittet. Diese Geschichte ist gut und klar erzählt, und bietet eine angenehme Lektüre, ohne indeß Anspruch auf Bedeutung machen zu können.

4. Millionär und Vagabund. Socialer Roman von Robert H. Cowdrey. Mit einem Vorwort von Leopold Katscher. Autorisirte Ausgabe. Dresden, E. Pierson. 1893. 8. 3 M.

Die socialen Romane sind jetzt im Flor. Bellamy's berühmter „Rückblickˮ hat Schule gemacht. Die Schriftsteller, die dem Publikum zeigen wollen, wie einfach und schön das Leben sein könnte, wenn alle die bösen „Wennˮ nicht wären, die es einem heutzutage verbittern: diese optimistischen Propheten mehren sich. Das liegt so in der Zeit; man ist mit den bestehenden Verhältnissen überall unzufrieden, und sehnt sich nach Besserm; da man das aber in der Wirklichkeit nicht haben kann und muthmaßlich auch noch lange, lange nicht haben wird, so stellt man es wenigstens im Geiste her, und schreibt und liest es. Die Autoren freilich, die sind überzeugt, daß sich das alles genau so machen ließe; sie bedenken nicht, daß bei weitem nicht alles, was in der Theorie ganz gut möglich ist, in der Praxis sich durchaus nicht machen läßt. Die Naivetät, die sie dabei an den Tag legen, ist oft wirklich geradezu classisch. Man lese nur die militärischen Episoden in Herzka's literarischem Hirngespinst „Freilandˮ, und man wird sehen, welche kolossale Unwissenheit diese Herren in manchen Dingen haben, die sie zu kennen vorgeben und kennen sollten, da sie zur Darstellung eines Zukunftsbildes nicht übergangen werden dürfen.

Auch der Autor des vorliegenden Buches zeigt an einer Stelle (S. 136) eine fast unbegreifliche Unkenntniß der menschlichen Natur. Er läßt nämlich den Helden seines Romans zu einem andern sagen: „Wenn sie den nachlässigsten oder gemeinsten Mann, den sie kennen, zu Tische lüden, und er benähme sich wie ein feiner Herr, so wären sie darüber gewiß nicht erstaunt, sondern eher über das Gegentheil. Oder ziehen sie eine Frau, die sich noch nie

in seinen Kreisen bewegt hat, zu ihrer Tafel, so würde sie zweifellos alles zu vermeiden suchen, was Anstoß erregen könnte; naturgemäß würde sie sich möglichst zusammennehmen, um die ungeschriebenen Anstandsgesetze, die sie instinctiv ebenso kennt wie die feinste Dame, nicht zu verletzen." Eine Widerlegung einer solchen Behauptung ist wol überflüssig.

Im Uebrigen macht dieser Roman jedoch den Eindruck, von allem ähnlichen der wenigst utopistische zu sein. Was er da vorbringt — das punctum saliens bildet die allgemeine Bodenfreiheit — klingt ganz einleuchtend. Was daran recht und was falsch ist, entzieht sich, soweit es sachliche Dinge trifft, dem Urtheile dessen, der weder Nationalökonom, noch Kaufmann ist, und überhaupt solchen Fragen ferne steht. Darüber mögen sich die Leute vom Fache streiten.

Der literarische Werth des Buches ist wie bei allen ähnlichen Arbeiten sehr gering. Interessant sind die als Anhang beigegebenen „menschlichen Documente" für das in den Weltstädten herrschende Elend. Wenn man diese Greuel liest, so begreift man, daß alle die Unglücklichen eine Aenderung der bestehenden Verhältnisse herbeiwünschen, und man wünscht sie selbst, in ihrem wie im eigenen Interesse; aber hoffen kann man leider nicht auf sie.

5. Lori Bergmann. Neue Novellen von Baldnin Groller. Dresden, E. Pierson. 1893. 8. 3 M.

Die sechs Geschichten, die der Verfasser da erzählt, sind zur Hälfte Lustspielthemen, die sich auf der Bühne besser ausnähmen als in einem Buche; es sind leichte, oberflächlich gehaltene Sachen, die leidlich unterhalten. Die beste Arbeit ist „Aus dem Vollen"; sie erhebt sich über das Niveau des Gewöhnlichen, nähme sich aber, etwa von Gustav Schwarzkoch behandelt, wol noch besser aus, Groller ist nicht der Mann für derlei traurige Dinge. Er ist ein harmlos feuilletonistisch plaudernder Erzähler, der nur entsprechenden, leichten Stoffen gewachsen ist, und dem die andern deshalb nicht recht gelingen wollen, darum bieten auch die übrigen zwei ernsten Geschichten „Eine Partie" und „Lori Bergmann" herzlich wenig.

Anerkennung verdient die lebendige und natürliche Art des Dialoges, ein seltener Vorzug, da die Erzähler ihre Personen meist so reden lassen, wie man nie spricht, sondern höchstens schreibt.

Ein arger sprachlicher Lapsus ist dem Autor mit der Form „gewunken" (S. 56) widerfahren, statt gewinkt!

6. Novellen und Skizzen von Christoph Walden. Dresden, E. Pierson. 1893. 8. 2 M.

Man muß wirklich staunen, daß ein so bekannter großer Verlag wie der Pierson's, sich dazu herbeiläßt, ein derartiges Machwerk zu veröffentlichen, wie diese Novellensammlung. Er kann davon doch weder Ehre noch Gewinn haben! Und selbst wenn es nur ein verkappter Selbstverlag sein sollte, so begreift man nicht, wie er ihn mit seinem Namen decken konnte. Es ist nämlich das jämmerlichste Dilettantengeschreibsel, das sich denken läßt: jede Situation, jedes Wort, schon unzählige male gebraucht! Nur im ersten Kapitel der letzten Geschichte „Aus schöner Zeit" zeigt sich eine hübsche Stimmung; das ist aber auch alles. Man kann sehr poetische Stimmungen haben, sehr lebhaft empfinden, sehr gut beobachten, und ist deshalb noch lange kein guter Schriftsteller! Der Verfasser dieser Geschichten mag ein ganz vernünftiger Mann sein, aber seine Arbeiten sind ungenießbar. Nur einem ganz jungen Menschen kann man derlei ungerügt mit verzeihendem Lächeln hingehen lassen, denn da ist die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die ganze poetische Herrlichkeit wie eine harmlose Kinderkrankheit vorübergehen werde. Bei ältern Autoren lassen sich die für die Mitmenschen so grausamen poetischen Gelüste nur schwer bannen. Vielleicht kann eine kräftige Kritik diese pseudopoetische Hitze gründlichst dämpfen als heilsame kalte Douche. Das thut zwar nicht wohl, aber es kann heilen. Möge das hier der Fall sein!

Theodor von Sosnosky.

Indische Legenden.

Ganga-Wellen. Erzählende Dichtungen nach buddhistischen Legenden und andern indischen Sagen. Von L. Hitz. München, Franz. 2 M. 50 Pf.

Unter dem Titel „Ganga-Wellen" hat Luise Hitz eine Reihe von erzählenden Dichtungen nach buddhistischen Legenden und andern indischen Sagen herausgegeben, die verdienen, daß ihnen die Beachtung aller Poesiefreunde zutheil wird.

Graf Schack hat zu dem Werke ein Vorwort geschrieben, in dem er über die Entwickelung der Kenntniß indischer Literatur in Deutschland allgemeine Mittheilungen macht, die aber an dieser Stelle genügen, um den Leser in das für uns noch ziemlich neuerschlossene Gebiet einzuführen. Schack geißelte dabei zum Schluß mit Recht die sogenannten Uebersetzer, deren ganze Kunst darin besteht, aus drei oder vier vorhandenen Uebersetzungen eine neue zu machen. Derjenige, sagt Schack, der solche Waare liefert, braucht kein Wort Sanskrit, oder auch nur überhaupt eine fremde Sprache zu können, allein er gibt sich den Anschein davon, und wird noch gar von den Unwissenden wegen seiner stupenden Gelehrsamkeit bestaunt. Nachdem der Nalas von Bopp und Rosegarten, die Sakuntala von Hirzel, Rückert und Böchtling übertragen worden, würde dies genug gewesen sein. Nun aber kamen fingerfertige Speculanten, welche den, jenen vorzüglichen Gelehrten gebührenden Dank auf sich überzuleiten suchten, und denen

dies auch manchmal gelang, sodaß ihre Fabrikate in den Bücherschränken unter den Classikerausgaben paradiren. Auch andere als Pseudo-Sanskrit-Gelehrte mögen sich das hinter die Ohren schreiben.

Luise Hitz gesteht von vornherein, daß sie nicht aus den Urquellen geschöpft hat; und das ist auch gar nicht nöthig, um indische Sagen dichterisch zu behandeln. Ein indisches Drama zu übersetzen, dazu gehört Kenntniß des Urtextes, um aber irgend eine indische Sage poetisch zu gestalten, dazu genügt, die Sage zu kennen und ihren Sinn zu verstehen. Es wäre nicht einmal nöthig gewesen, daß Luise Hitz ihre Quellen mittheilt, wie sie in übergroßer Gewissenhaftigkeit thut. Geben denn sonst die Dichter an, wo sie ihre Stoffe hergenommen haben?

In den „Ganga-Wellen" führt uns die Verfasserin nicht allein in ein für uns stofflich noch ziemlich unbekanntes Gebiet, sondern sie bringt auch in den Geist der alten Sagen ein, und läßt sie uns mitgenießen. Die treffliche Vermittlerin bildet ihre poetische Gestaltungskraft. Wenn die Verfasserin nur hoffte, dem Leser ein Bild des Buddhismus in seiner ältesten und idealsten Gestalt zu geben, so hat sie eigentlich mehr gethan, denn sie gibt mit Religionswissenschaft Poesie.

Der Inhalt des Buches zerfällt in vier Abtheilungen: Buddhistische Legenden; Aus dem Sagenkreise des Mahabharata; Aus dem Sagenkreise von Rama; Aus den Upanischaden. Die buddhistischen Legenden beginnen mit dem Gedicht Siddhartta, das die Entstehung der buddhistischen Lehre behandelt. Dem Siddhartta, einem Königsohn aus dem Sakyastamme, wird von weisen Brahmanen vorhergesagt, daß er ein mächtiger Herrscher werde, wenn er nie einen Altersschwachen, Kranken oder Todten sähe. Er wird nun in Glanz und Pracht und lauter Lebensfreude erzogen, aber endlich sieht er doch, was ihm verborgen bleiben sollte. Das Elend und die Vergänglichkeit des Irdischen rührt sein an Schönheit gewöhntes Herz so, daß sich die Weissagung erfüllt; Siddhartta wird ein frommer Einsiedler, und seinem Vater schickt er die Botschaft:

Vater, nimmer kann ich bei dir weilen,
Kann dein Glück und deinen Glanz nicht theilen.
Alter, Krankheit, Tod hab' ich gesehen,
Hab' geschaut, wie Alles muß vergehen.
Alle Pracht der Erde wird zu Staube,
Der Vergänglichkeit zum sichren Raube.
Vater! all' mein Streben hier auf Erden
Ist nur, ein Erleuchteter zu werden.
Drum muß ich des Hofes Freuden fliehen,
In die Einsamkeit, die hehre ziehen,
Muß die Lehre von dem Leiden finden;
Wie das Leiden sei zu überwinden,
Wie die Menschheit sei vom Dienst des Bösen
Und von Neugeburt und Tod zu lösen,
Muß ich mit der Seele Kraft ergründen,
Daß von Klarheit steigend auf zu Klarheit,
Ich als Buddha einst die heil'ge Wahrheit
Allen Herzbetrübten mag verkünden!

So wird er der Lehrer jenes Gedankens, der den Gipfelpunkt der buddhistischen Religionsanschauung bildet, und der in den vorliegenden Legenden in den mannichfachsten Formen wiedergefunden wird, die Lehre von der Bezwingung und Ueberwindung des eigenen Selbst. Am deutlichsten wird dieser Gedanke in dem Gedichte Upagupta ausgesprochen. Die Seligmachung allein durch den Glauben, und die Erlösung von der Seelennoth, diese nahe Verwandtschaft des Buddhismus mit dem Christenthum, die die Verfasserin so sehr begeistert, tritt in ihrer ganzen Größe in dem poetisch ungemein hochstehenden Gedichte Savitri (aus dem Sagenkreise des Mahabharata) hervor. Es ist ein hohes Lied der Liebe, wie es schöner kaum gesungen wurde. Savitri, die Tochter eines reichen Königs, liebt den Sohn eines verbannten Königs, den armen Satjarat, dem ein früher Tod prophezeit ist. Als die jungen Gatten sich eines Tages im Walde befinden, kommt Yama, der Tod, und nimmt das Leben Satjarat's mit sich. Aber Tugend, Liebe und Treue der Gattin überwindet selbst den Tod, sodaß der Tod ihr alle Wünsche erfüllt: Ihrem Vater wird dessen höchster Wunsch und Glück, ein Sohn, zutheil, der blinde Vater Satjarat's erhält das Augenlicht wieder, und ihrem todten Gatten wird neues Leben.

Es lohnte wahrlich, auch auf die übrigen Gedichte näher einzugehen, aber es würde zu weit führen. Nur des letzten Abschnitts: Aus den Upanischaden sei noch gedacht, den die Verfasserin als den Höhepunkt des Buches angesehen wissen will. Die Upanischaden, deren Entstehung in das 7. Jahrhundert vor Christi Geburt fällt, sind in der That werthvolle Denkmäler indischer Poesie und Religion, wenn auch freilich in den hier gebotenen zwei Stücken die Philosophie die eigentliche Dichtung überwiegt, namentlich in der „Belehrung der Götter". Dichterisch klarer ist die Legende von dem Knaben Naciketas, der von seinem Vater eines Gelübdes wegen dem Tode geopfert werden soll. Naciketas stirbt gern, aber er will erst wissen, was jenseits des Lebens liegt. Er begibt sich zum Tode und frug ihn:

Wenn ein Mensch gestorben, sagen viele,
Daß er ist; doch sagen wieder andre,
Daß er nicht ist; diesen Zweifel löse
Mir, o Yama.

Der Tod bietet ihm nacheinander reizende Jungfrauen, Macht, Reichthum und alles Glück, wenn der Jüngling von seiner Frage zurückstehe, aber er bleibt bei seinem Verlangen. Da erkennt der große Yama, daß Naciketas fähig ist, die dunkle Weisheit zu erfahren, und daß er ihrer werth ist, weil er jedem Sinnenzauber widerstand. Und der Tod erklärt ihm:

Thoren, die sich weise dünken, wandeln
Auf ihr eigen Wissen stolz, wie Blinde,
Die ein Blinder leitet, in der Irre.
In Genußsucht und bethört vom Reichthum
Sagt der Mensch sich: dieses ist die Welt nur,
Eine andre gibt es nicht! So muß er
Stets aufs Neu in meine Bande fallen.
Eines ist das Heil; ein ganz verschiednes

Das Vergnügen; wechselweise fesseln
Diese beiden das Gemüth des Menschen.
Wer das Heil erwählte, der wird glücklich.
Aber wer nur dem Vergnügen nachjagt,
Geht des wahren, höchsten Seins verlustig.
Jenen Geist, der in dem Innern wohnet
Aller Dinge, in des Herzens Tiefen,
Ihn erkennen, ist die wahre Weisheit.
Wer sich innerlich mit ihm vereinigt,
Durch Erkenntniß ganz sich ihm ergebend,
Läßt zurück die Freude wie den Kummer.
Dieser Geist ist feiner als das Feine,
Größer als das Große; alldurchdringend
Weilt er, körperlos, doch in den Körpern.
Nicht mehr trauert der beglückte Weise,
Der das Selbst, das geistige, erfaßt hat,
Das Beständige im Unbeständ'gen.
Nicht durch vieles Lernen oder Hören
Kann man das erlangen; ohne Sammlung,
Ohne Herzensfrieden unerreichbar,
Gibt der Geist sich dem nur zu erkennen,
Der sein ganzes Sinnen auf ihn richtet.
. . . . . .
Aber wer das höchste Selbst erkannt hat,
Wird schon vor dem Tod befreit im Innern.
Das ist die Unsterblichkeit! Das wisse!
Wenn im Herzen ruhen die Begierden,
Wenn die Wünsche schweigen, alle Fesseln,
Die das Herz an diese Welt gekettet,
Sich gelöst, dann wird der Mensch unsterblich.

Der Schluß, den Luise Hitz selbst hinzugedichtet hat, daß nun Naciketas für immer vom Tode befreit wurde, entspricht zwar dem Sinne, aber die Worte wirken in der gegebenen Form nüchtern. — Es sei schließlich noch erwähnt, daß der trochäische Fünffüßler, den die Verfasserin an Stelle des indischen Slokaverses gebraucht, dem Werke keine Nachtheile gebracht hat.

Ernst Roeder.

Zur Philosophie.

1. Geschichte der Philosophie von Julius Bergmann. Zweiter Band. Zweite Abtheilung: Von Kant bis einschließlich Fichte. Gesammttitel des zweiten Bandes: Die deutsche Philosophie von Kant bis Beneke. Berlin, Mittler u. Sohn. 1893. Gr. 8. 4 M.
2. Grundzüge der Logik. Von Theodor Lipps. Hamburg, L. Voß. 1893. Gr. 8. 3 M.

Wir verweisen bei Nr. 1 auf die in d. Bl. vorausgegangenen Besprechungen (Jahrgang 1892, S. 492, und Jahrgang 1893, S. 349). Die Schlußabtheilung zerfällt wieder in zwei Abschnitte.

Der erste bringt von den vielen, für welche das Fichte'sche System und der als Anhänger Fichte's beginnende Schelling von Bedeutung waren: Schelling, Baader, Schleiermacher, Krause, Hegel, Schopenhauer (S. 253). Der zweite bringt von den auf Fichte folgenden Philosophen, die, wenngleich dieser nicht ohne Einfluß auf ihre Entwickelung war, doch der Ueberzeugung waren, daß der Idealismus der Wissenschaftslehre ganz und gar in die Irre führe, und die sich nicht minder gegen die Lehre Schelling's von der absoluten bewußtlosen Vernunft, deren Verwandlung in die Natur und dem Hervorgehen des Bewußtseins aus der Stufenreihe der Naturproeesse durchaus ablehnend verhielten, drei, welche in höherm Maße die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen auf sich zogen und anregend und belehrend auf die Arbeiten der Spätern weit über den Kreis ihrer eigentlichen Anfänger hinaus einwirkten: Fries, Herbart und Beneke (S. 476).

Wir waren etwas enttäuscht bei diesem Schlußband. Da der Verfasser, wie wir anführten, die Geschichte der Philosophie vorzugsweise vom erkenntnißtheoretischen Standpunkte betrachtet, da er in der engern Philosophie nur „die Seinslehre, die allgemeine Bewußtseinslehre und die Lehre von der Vernunft zu einer einheitlichen Wissenschaft verbunden" erblickt (I, 6), so konnten wir bei dieser Beschränkung der Aufgabe in den vorhergehenden Besprechungen nicht nur der Darstellung der einzelnen Philosophen, sondern auch der Auswahl derselben zustimmen. Wir glauben aber nicht, daß diese letzte Auswahl ein volles Bild der Philosophie nach Fichte gibt. Weshalb schließt die Geschichte mit Beneke ab? Er starb bereits 1854. Das Vorwort spricht nur von der Philosophie nach Fichte, erst der Schlußtitel fügt hinzu „bis Beneke". In der Erkenntnißtheorie hat Beneke freilich eine gewisse abschließende Bedeutung, da er zuerst die Seelenlehre auf Erfahrung aufzubauen versucht und man bisjetzt über Versuche noch nicht hinausgekommen ist. Indeß die Versuche Fechner's in seiner Psychophysik die Erfahrung heranzuziehen, sind bedeutend genug, sodaß wenigstens diese in einer Geschichte in Beneke's Sinne hätten genannt werden müssen. Es enttäuschte uns auch, daß der gehoffte Rückblick und Ausblick fehlt. Anfänger werden daher in diesem Theile nur eine Zusammenstellung verschiedener Systeme erblicken, ohne Klarheit über das Ziel der Entwickelung. Kundige freilich können auch in diesem Theile die Gewissenhaftigkeit, Feinheit, Klarheit und Anschaulichkeit rühmen, womit über die einzelnen Systeme der beabsichtigten Beschränkung berichtet wird.

Die „Grundzüge der Logik" von Theodor Lipps (Nr. 2) sollten anfangs nur ein Leitfaden in der Hand von Hörern werden. Glücklicherweise änderte der Verfasser seinen Plan, sodaß, wie er sagt,

das kleine Buch — es umfaßt 228 Seiten — solchen dienen soll, die in den Elementen der Logik sich orientiren wollen; aber es möchte auch Beachtung finden bei solchen, für welche die Logik oder Erkenntnißlehre zum wissenschaftlichen Arbeitsgebiet geworden ist.

In 12 Abschnitten oder 44 Kapiteln oder in 439 kurzen Absätzen wird das Gebiet der Logik behandelt. Jeder Absatz gibt die Erläuterung eines in der Logik wichtigen Begriffs. So enthält das erste Kapitel naturgemäß „die Aufgabe" der Logik und beginnt:

1. Logik. Die Logik ist die Lehre von den Formen und Gesetzen des Denkens; u. s. w. 2. Logik als Erkenntnißlehre. Denken kann vorläufig bezeichnet werden als die Thätigkeit des Geistes, durch die aus dem im Bewußtsein Gegebenen Erkenntniß wird; u. s. w. 3. Logik und Psychologie. Die Logik ist eine psychologische Disciplin; denn das Erkennen findet sich und das Denken geschieht nur in der Seele; u. s. w. 4. Logik und Grammatik. Das Denken ist nicht an Sprechen gebunden, denn es gibt wortlose Urtheile (Nr. 45), wenn z. B. ein gebranntes Kind die Wiederannäherung einer Flamme fürchtet; es weiß etwas, es hat Erkenntniß.

Hierbei hätte der Verfasser hervorheben können, daß selbst die höchsten Thiere nur in wortlosen Urtheilen denken; sie kennen nur das, was sie durch Tastsinn, Geschmack, Geruch, Gehör, Gesicht erfahren und eine Wahrheit von Eindrücken verknüpft sich bei ihnen nur mit dem durch das Auge erhaltenen Bild eines Gegenstandes. Welche Aenderung des Denkens, wenn solche wortlose Anschauungswelt durch die sprachliche oder begriffliche Vorstellungswelt bereichert und vertieft wird! Wir vermissen daher die Unterscheidung von Anschauung (Bild) und Vorstellung, und nennen es einen Mangel, daß der Verfasser, obgleich er wortlose Urtheile kennt, die Bewußtseinsobjecte doch nur als Vorstellungen, das Denken als Vorstellen bezeichnet (Nr. 5, 7, 9). Dies hängt damit zusammen, daß der Verfasser, welcher erfreulicherweise (Nr. 439) als Grund der Welt eine sittliche Persönlichkeit erblickt, das Wesen der Persönlichkeit zwar in der Geistigkeit, aber vorzugsweise im Denken sieht, während das Wesen derselben ist, eine lebendige Einheit von Denken, Fühlen und Wollen zu sein. Das Denken und die Logik haben es daher nicht blos mit Vorstellungen und Begriffen, sondern auch mit Gefühlen und Bestrebungen zu thun. So sagt der Verfasser (S. 288), indem er vorher mit Recht die Denkgesetze der überlieferten Logik: die Sätze der Identität, des Widerspruchs, des ausgeschlossenen Dritten und des zureichenden Grundes, als Tautologien verwirft, es gebe nur ein Gesetz des Denkens, seine Gesetzmäßigkeit, seine Constanz oder Consequenz, sodaß unter gleichen Voraussetzungen stets Gleiches gedacht werden muß. Nun folgert er (S. 310), das wissenschaftliche Gesetz der Beharrung oder Trägheit, daß jedes Object in dem Zustande, in dem es sich befindet, zu beharren „strebe", sei nur eine Anwendung des Denkgesetzes, der Constanz oder Trägheit unsers Denkens auf Erfahrungsurtheile. Aber wäre dies richtig, so hätte Galilei nicht erst aristotelischen Vorstellungen gegenüber das Gesetz der Beharrung entdecken müssen. Sein religiös-philosophisches Gefühl ließ den Aristoteles im irdischen Stoff das Untere, Schlechte und Träge erblicken, aber selbst das kleinste Theilchen war nach ihm bewegt, belebt und beseelt von dem obern, sinnlichen, dem Sternelement als der Form oder Kraft und deshalb sagte er, jeder Naturkörper hat in sich den Grund zur Bewegung und Veränderung, nur die Kunstkörper als solche verharren wie sie sind. Infolge dieses Gefühlseinflusses war ihm auch das werthlosere Zinn das Untere und Schlechtere, das werthvollere Kupfer das Obere. Er sagte daher auch, wenn beide sich mischen, ist Kupfer die Form, also die Kraft, Zinn der Stoff. Eine Vorstellung, welche die ganze Alchemie beherrschte. Erst mit Galilei, und namentlich auch seit mit Newton und Kant die Gewißheit auflebte, daß der irdische Stoff die gleiche Gesetzlichkeit und Wirksamkeit besitzt wie der Stoff der Gestirne, kamen daher jene wissenschaftlichen Vorstellungen über Beharrung, Kraft und Stoff, Causalität, Wirkung und Gegenwirkung u. s. w. auf, die in der neuern Logik vielfach als etwas Selbstverständliches, leicht zu Erdenkendes hingestellt werden.

Wir gestehen aber gern, daß die Darstellung der Logik durch Lipps uns zum ersten mal den Werth der Logik neben der naturwissenschaftlichen Betrachtung voll vor Augen geführt hat. Diese Logik erhält eine besondere Lebendigkeit und Anschaulichkeit, da das Denken sofort als Thätigkeit, als Streben nach Klarheit und Wahrheit über Bewußtseinsobjecte auftritt und sich dabei gleich anfangs die Scheidung der Welt des Ich von der objectiven oder der Welt der Erfahrung ergibt, dann die Unterscheidung der subjectiven und objectiven Urtheile und Schlüsse, wie die Unterscheidung der Urtheile a posteriori und a priori. Bei letztern wäre dem Gefühl mehr Rechnung zu tragen, denn z. B. dem Denken über Raum und Zeit gehen jedenfalls Raumgefühl und Zeitgefühl voraus. Es kann nicht fehlen, daß der Verfasser Einzelheiten gegenüber sich wird vertheidigen müssen, aber mit ihm hoffen wir, daß sein Buch zu einer Reform der Logik beitragen wird. Da der Verfasser indeß absichtlich wenige und möglichst triviale Beispiele anführt, möchten wir einer neuen Auflage wegen doch hervorheben, daß Beispiele zum Klarmachen feiner Unterschiede von Urtheilen und Schlüssen vielfach nöthig sind, und daß gerade die übliche Trivialität der Beispiele den Werth der Logik nichtig erscheinen läßt.

L. Weis.

Feuilleton.

Von den neuesten Büchern auf dem Gebiete der englischen Literatur sind die folgenden belletristischen und literarhistorischen Schriften als besonders wichtig zu erwähnen:

Zuerst lenken wir des Lesers Aufmerksamkeit auf John Owen's „The Skeptics of the Italian Renaissance" (London, Swan Sonnenschein u. Comp.), einen typographisch schön ausgestatteten Octavband, in welchem die hervorragendsten Persönlichkeiten, die als Repräsentanten der großen, aus der Wiederauflebung und Bewunderung der classischen Cultur hervorgegangenen geistigen Bewegung des 15. und 16. Jahrhunderts gelten dürfen, vorgeführt und kritisch gewürdigt werden. „Die Erde ist der große Felsen, woran die Menschheit, der eigentliche Prometheus, gefesselt ist, und vom Geier des Zweifels zerfleischt wird; sie hat das Licht gestohlen, und leidet nun Martern dafür." Diesen Heine'schen

Ausspruch hat der Verfasser seinem Werke als Sinnspruch vorgesetzt und demgemäß seine Forschungen angestellt. Unter der Skepsis versteht Owen nicht eine verwerfliche und sogar verbrecherische Zweifelsucht, sondern einen aufgeweckten und die allgemeine Aufklärung erstrebenden und befördernden Forschergeist. In diesem Sinne dürfte auch Dante, der Laureat der Kirche, und der dichterische Interpret der theologischen Weltanschauung des Mittelalters, als Vorläufer der Skeptiker der italienischen Renaissance angesehen werden. Auf Dante, den gewaltigen und geheimnißvollen, wenn auch gewissermaßen unbewußten Propheten, folgte Petrarca, der erste Apostel des Humanismus, dem ein eingehender, einsichtsvoller und in jeder Beziehung ausgezeichneter Essay gewidmet wird. Ganz vorzüglich ist ferner der Aufsatz über den weniger bekannten, aber um den Sieg der humanistischen Ideen über kirchliche und scholastische Ueberlieferungen hoch verdienten Pietro Pomponazzi, den freisinnigen Philosophen, in dessen Schriften der Skepticismus der Renaissance den Höhepunkt erreichte und den tiefsten und unzweideutigsten Ausdruck fand. Er war ein äußerst kühner und geistreicher Denker, ein praecox ingenium, dessen Frühreife der Gediegenheit seiner Gelehrsamkeit keinen Eintrag that. Im sechsundzwanzigsten Lebensjahre war er bereits außerordentlicher Professor an der damals berühmten Universität von Padua, wo er in öffentlichen Disputationen gegen den ältern ordentlichen Professor und Peripatetiker Achillini mit glänzendem Erfolg auftrat und wegen der Schärfe seiner Dialektik und der Schönheit seiner Redekunst als der italienische Abälard gefeiert wurde. Außer Boccaccio, Luigi Pulci, Macchiavelli und Guiccardini, werden in den zwei letzten Kapiteln Giordano Bruno und Giulio Cesare Vanini ausführlich behandelt. In dem Aufsatze über Vanini haben wir hauptsächlich mit einer „Rettung" zu thun, und es freut uns, daß die Worte Lessing's: „Ungerecht wird die Nachwelt nie sein", sich auch in Bezug auf diesen arg verleumdeten Mann bewahrheiten. Owen bedient sich zum Theil der Form des Sokratischen Dialogs und hat uns mit einem Werk beschenkt, das wir als ungewöhnlich anregend und belehrend bestens empfehlen.

In derselben Verlagshandlung ist Edward Bernstein's „Ferdinand Lassalle as a social Reformer" als der vierundsechzigste Band der bekannten „Social Science Series" soeben erschienen. Das Buch ist eine englische Bearbeitung der Einleitung des Verfassers zu seiner vollständigen Ausgabe von Lassalle's „Reden und Schriften" und bietet dem deutschen Leser nichts Neues. In den übrigen dreiundsechzig Bänden dieser „Series" wird die sociale Frage von allen möglichen Gesichtspunkten erörtert. Von besonderm Interesse sind „Prince Bismarck and State Socialism" und „German Socialism and F. Lassalle", beide von W. H. Dawson, „Darwinism and Politics" und „Principles of State Interference", beide von D. G. Ritchie, „Work and Wages" von Professor J. E. Thorold Rogers, „Socialism in England" von Sidney Webb, „The Condition of Labour" von Henry George, und „Common Sense about Women" von T. W. Higginson.

Eine ungemein frisch geschriebene und oft mit vielem Humor geschilderte Reisebeschreibung ist „Three in Norway. By Two of Them" (Leipzig, Heinemann u. Balestier), das Tagebuch von drei englischen Sommerfrischlern, die die Zeit vom 8. Juli bis zum 26. September in den entlegenen und wenig besuchten Theilen von Norwegen mit Fischen und Jagen und ähnlichen Vergnügen im Freien zubrachten. Die Darstellung beschränkt sich fast ausschließlich auf eigene Erlebnisse mit Seitenblicken auf Naturerscheinungen und Volkssitten, welche dem Leser einen klaren Begriff von Land und Leuten in einzelnen Localitäten geben.

Gleichfalls in „The English Library" derselben Verlagshandlung ist ein zweibändiger Roman „The Last Sentence by Maxwell Gray" erschienen. Die Verfasserin hat sich zuerst durch ihre Erzählung „The Silence of Dean Maitland" bekannt gemacht und scheint für derartige spannende Verhältnisse und peinliche Scenen eine besondere Vorliebe zu hegen. Hier ist es jedoch kein hochwürdiger Decan, sondern ein junger Jurist, der schweigt, wenn er als Ehrenmann hätte reden und eine durch seine Schuld unglücklich gewordene Frau vor Verderben retten sollen. Im ganzen ist der Knoten der Geschichte ziemlich künstlich geschürzt und gewaltsam gelöst, und in einigen Hauptpunkten leidet die Handlung zu sehr an psychologischen Unwahrscheinlichkeiten. Auch die Verwandlung der Renée durch Erfrieren in „The Statue in the Block" hätte sich vielleicht in Sibirien oder Alaska, aber kaum in Südengland ereignen können. Abgesehen von diesen Mängeln, die aus dem heutzutage in der Prosadichtung immer mehr überhandnehmenden Haschen nach dem Effectvollen und Sensationellen entspringen, ist „The Last Sentence", ein schön geschriebener und mit ungewöhnlichem Geschick und Talent ausgeführter Roman, dessen Held Cecil Marlowe eine Erholungsreise nach der Bretagne macht, wo die keltische Lorelei, „Die Corrigan", in der Gestalt eines Bauermädchens ihn mit einem unwiderstehlichen Zauber umwindet. Kaum hat er Renée Kéronac zu seiner Ehefrau gemacht, als er das Verhängnißvolle des übereilten Schrittes einsieht; er entschließt sich jedoch auf das Beste mit diesen neuen, höchst unangenehmen Lebensverhältnissen umzugehen, schickt seine bäuerische Gattin zur Ausbildung in ein Institut nach Paris und reist selber nach England zurück. Dort hat er nicht den Muth sein eheliches Abenteuer zu bekennen, und dieses feige, immer schwerer zu brechende Stillschweigen stiftet das ganze Unheil an. Er verliebt sich in eine Landsmännin, die reizende Cynthia Brande, und vermählt sich mit ihr, als ein Brief aus Frankreich ihn vom Brande einer Kirche benachrichtigt, wobei seine Frau mit ihrem Kinde den Feuertod gefunden haben soll. Später erscheint die rechtmäßige Gattin mit dem Kinde unerwartet und unerwünscht auf der Bildfläche, wird von ihm verstoßen oder vielmehr mit echt britischem Hochmuth und Kaltsinn ignorirt, und erfriert vor seiner Thür; ein Schneesturm von unerhörter Heftigkeit ist als meteorologischer Deus ex machina eingetreten, um der verwickelten Sache vorläufig eine für ihn glückliche Wendung zu geben, die ihm zwar vorübergehend Erleichterung, aber keine Erlösung von den Folgen seiner Missethat bringt. Seine und der Verstorbenen kleine Tochter verliert er bald aus den Augen und sieht sie erst nach Jahren wieder, als er, der Oberrichter Sir Cecil Marlowe, über sie, die des Kindesmordes schuldig erklärte Cicely Rennie, das Todesurtheil aussprechen muß. Mittels neuer Unschuldsbeweise wird die Angeklagte im letzten Augenblicke vom Schaffot gerettet und ihr Vater und Richter stirbt infolge der heftigen Gemüthserschütterung. Wir haben hier die Fabel blos in äußern und dürftigen Umrissen angegeben; die künstlerische Ausführung und an ergreifenden Begebenheiten reiche Entwickelung wird der Leser ohne Zweifel im Roman selber mit lebhaftem Interesse verfolgen.

In „His Vanished Star by Charles Egbert Craddock" (Boston, Houghton, Mifflin u. Comp.) haben wir auch mit einer in männlicher Verkleidung auftretenden Dame zu thun. Fräulein Mary N. Murfree, so heißt die pseudonyme Dichterin, ist aus dem Staate Tennessee in Nordamerika gebürtig und hat sich bereits durch eine Reihe von Erzählungen rühmlich bekannt gemacht, in welchen sie die innigste Vertrautheit mit den Sitten und Anschauungen und provinziellen Spracheigenthümlichkeiten ihrer Landsleute an den Tag legt und diese urwüchsigen Gebirgsbewohner mit poetischer Gestaltungskraft und lebendiger Anschaulichkeit zur Darstellung bringt. Der uns vorliegende, soeben erschienene Roman führt ähnliche Charaktere vor, die als sogenannte „Moonshiners" in einer Höhle zusammenkommen, um in heimlicher und gesetzwidriger Weise das Kornbranntweinbrennen zu betreiben. Abgesehen vom Geldgewinn und die Befriedigung seiner Trunksucht, verleiht die mit diesem Geschäft verbundene Gefahr ihm einen un-

widerstehlichen und gleichsam romantischen Reiz, der die urkräftigen, trotzigen, aus der Gutmüthigkeit leicht in die Grausamkeit verfallenden Menschen stets verleitet, ihr Leben dadurch aufs Spiel zu setzen. „Ländlich, sittlich" ist auch die Weise wie der junge „moonshiner", Jack Espey, um „Adelicia" wirbt und ihr eine Pistole an die Brust und ein Messer an die Kehle setzt, um ihr die Größe seiner Liebe klar zu machen. Die Dichterin schildert diese rohen Lebensverhältnisse mit großer Sicherheit und Wahrheit; dazu besitzt sie einen feinen Sinn für die Naturschönheiten und großartigen Erscheinungen der heimatlichen Gebirgswelt, die sie mit einem farbenreichen Pinsel, aber gar oft zu sehr in die Breite malt wodurch sie den raschen Fortschritt der Handlung unangenehm und ermüdend aufhält.

— Literar-, cultur- und sprachgeschichtliche Bedeutung ist dem weitschichtigen Thema „Shakespeare in Deutschland" beizumessen. Mehrere Phasen dieser keineswegs sprungweise sich entwickelnden Einwirkung ziehen ganz vornehmlich an, am ehesten wol die Sturm- und Drangperiode, namentlich soweit sie sich mit Goethe's Jünglingsjahren deckt. Zwei markante Figuren verleihen der damaligen „Shakespeareomanie" neben dem „jungen Goethe" das Gepräge: Jakob Michael Reinhold Lenz, der livländische Pastorssohn, und Friedrich Maximilian Klinger, aus einer Vaterstadt mit dem Verfasser des „Götz von Berlichingen", der das Muster für Gutes und Schlechtes abgab. Des erstgenannten Verhältniß zu Shakespeare behandelt jetzt Herman Rauch in der Schrift „Lenz und Shakespeare. Ein Beitrag zur Shakespeareomanie der Sturm- und Drangperiode" (Berlin, Walther u. Apolant), Klinger's Beziehungen Ludwig Jacobowski, „Klinger und Shakespeare. Ein Beitrag zur Shakespeareomanie der Sturm- und Drangperiode" (Dresden, E. Pierson). Beide höchst gründlich und fleißig im Sammeln der Belege, sicher in der Anordnung, gewandt in der Berichterstattung über die Funde. Den Aufbau des ganzen Gefüges, in die Funde eingereiht worden, hat Rauch von dem unmittelbar vorher veröffentlichten Buche Jacobowski's, dessen einschlägige Studien er an etlichen Stellen citirt, mit geringen Modificationen entlehnt, was irgendwo anzudeuten gewesen wäre. Gewiß war Lenz vor allem geschaffen, für Shakespeare's Eingreifen auch in die wirkliche dramatische Production Deutschlands das Eis zu brechen. Jedoch vergesse man nie die Verworren- und Zerrissenheit, die seine Art und Thätigkeit von Anbeginn durchdringt, und in der Regel jedem einheitlichen Wollen und Vollbringen abspenstig macht. Darin weicht auch sein Genosse Klinger deutlich von ihm ab: ein im bürgerlichen und idealen Dasein mit Energie aufwärts strebender Kopf.

Lenz beschäftigte sich auch lieber als der praktisch denkende Klinger mit der Erkenntniß von Shakespeare's Technik und seinen Absichten; er vergrub sich zuerst dramaturgisch in ihn. Darauf erprobte er sich, mit „Amor vincit omnia" (= „Love's labours lost") und „Coriolan", als Uebersetzer und bethätigte sich schließlich in eigenen Dichtungen als ein Jünger, der die Lehren des Meisters mannichfach verzerrte, gleichwol aber Verständniß und ursprüngliche Begabung auf jedem Blatte offenbart. Klinger freilich gelang es besser, sich durch Wust und Schwall zu abgeklärtern Schöpfungen emporzuringen. Aber eine kühlere Individualität als sein Genosse, lehnt er sich meistens enger an das gemeinsame Vorbild an, ohne in Copie und abgelernter Erfindung sich fortwährend so zu verirren. Jacobowski läßt uns genügende Einblicke in dieses Wachsthum thun. Nach seinem Beispiel hat Rauch, Lenzens dramatische Sachen, auch die kleinen, sorgsam durchforscht, und, wenn auch nicht überall, in so haarscharfer Contrastirung, eine Menge Situationen, Motive und Wendungen verglichen. Lenz wurde, so ergibt sich durch die überwältigenden Eindrücke der Shakespeare'schen Muse aus der Bahn seines angeborenen Talents hinausgestoßen, und hat nie wieder den Rückweg gefunden. Zu arg lastete an seinem weichen Körper die dem britischen Riesen abgeborgte Rüstung. Ein Wort Herder's gilt von ihm: Shakespeare hat euch ganz verdorben.

— Im Verlage von A. Hartleben in Wien wird Mitte October ein neuer Roman von P. K. Rosegger: „Peter Mayr der Wirth an der Mahr", erscheinen.

— Von Hans Hoffmann, dem von uns wiederholt gewürdigten und unsern Lesern wohlbekannten Novellist und Lyriker, sind mehrere seiner besten Werke jüngst in zweiter Auflage erschienen, so: „Der Landsturm", „Von Frühling zu Frühling" und „Das Gymnasium in Stolpenburg" (Verlag von Gebr. Paetel in Berlin).

— Von der schönen Prachtausgabe der „Kinder- und Hausmärchen", gesammelt durch die Brüder Grimm, sind nun 16 Lieferungen erschienen. Es ist eine wahre Freude, das Fortschreiten dieses prächtigen Werkes verfolgen zu können. Ueber den Inhalt brauchen wir ja nichts zu sagen; aber auch die von Meisterhand ausgeführten Illustrationen sind des Inhalts würdig.

— Im Verlage von A. G. Liebeskind in Leipzig ist in zierlicher und geschmackvoller Ausstattung erschienen: „Vasantasena oder Das irdene Wägelchen, übertragen von M. Haberlandt" und zugleich von Rudolf Baumbach „Abenteuer und Schwänke", das dreizehnte Tausend der mit schönen Zeichnungen von Paul Mohn und andern geschmückten Ausgabe.

— Von C. W. Allers wird noch im October ein Prachtwerk unter dem Titel „La bella Napoli" im Verlage der Firma Union Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinen.

— Zur Feier des siebzigsten Geburtstages von Rudolf von Gottschall wurde am 30. September des Dichters neuestes Drama „Gutenberg", dessen Würdigung wir uns noch vorbehalten, im leipziger Neuen Stadttheater unter großem Beifall aufgeführt.

Berichtigung. In Nr. 37, S. 586, Sp. 2, Z. 8 von oben, hat sich leider ein Druckfehler eingeschlichen. Es ist dort in dem Citat aus Wilhelm Jordan's „Letzten Gedichten" anstatt „Liebesselbstblick" zu lesen „Liebeshellblick".

Bibliographie.

Bremer, Friederike, Die Nachbarn. Skizze aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen. 2 Tle. in 1 Bd. Stuttgart, Franckh. 12. 2 M. 50 Pf.

Crawford, M., Der Cigarretteumacher. Uebersetzt von Th. Eminger-Longard. Stuttgart, K. Lutz. 8. 2 M. 50 Pf.

Dahn, Julian der Abtrünnige. Geschichtlicher Roman. 3 Bde. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 21 M.

Faust-Ausstellung im Goethehause zu Frankfurt a. M. Katalog der Ausstellung von Handschriften, Druckwerken, Bildern und Tonwerken zur Faustsage und Faustdichtung veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift. Ausgabe I ohne Tafeln 1 M. 50 Pf. Ausgabe II mit 20 Lichtdrucktafeln 4 M. Ausgabe III Liebhaberausgabe auf Büttenpapier mit 20 Lichtdrucktafeln 6 M. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer.

Forschungen, theatergeschichtliche. Herausgegeben von Prof. B. Litzmann. VII. Die Singspiele der englischen Komödianten und ihre Nachfolger in Deutschland, Holland und Skandinavien. Von J. Bolte. Hamburg, L. Voß. 8. 5 M.

Geißler, M., Silhouetten. Dorf- und Heidegeschichten. Dresden-Wachwitz, M. Geißler. Gr. 16. Geb. in Leinwd. 1 M. 80 Pf.

[Götz, Joh. Nik.], Briefe von und an Johann Nik. Götz. Nach den Originalen herausgegeben von Dr. C. Schüddekopf. Wolfenbüttel, J. Zwißler. Gr. 8. 2 M.

Heermann, T., Der Regenbogen. Sieben Dichtungen. Moskau, Dresden, O. Damm. 8. 2 M.

Kaerger, K., Aus drei Erdtheilen. Gesammelte Aufsätze. Leipzig, Hirschfeld. Gr. 8. 3 M.

May, M., Der vierte Stand. Bilder aus dem Arbeiterleben der Gegenwart. Frankfurt a. M., C. Koenitzer's Verlag. Gr. 8. 60 Pf.

Osten, Luise Dorothee, Herzogin von Sachsen-Gotha 1732—1767. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 7 M. 50 Pf.

Preuschen, Hermine von, Tollkraut. Novelletten. Leipzig, C. Reißner. 8. 3 M.

Riehm, Dr. E. E. A., Handwörterbuch des biblischen Altertums für gebildete Bibelleser. Lief. 7—12. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. à 1 M.

Stockton, F. R., Im Eichhornhof. Erzählung aus der Sommerfrische. Deutsch von M. Jakobi. Stuttgart, K. Lutz. 8. 2 M. 50 Pf.

Wilkins, Mary, Ein bescheidener Roman und andere Erzählungen. Deutsch von H. Koch. Stuttgart, K. Lutz. 8. 2 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Johann Georg Forster.

Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich, im April, Mai und Juni 1790. Mit Einleitung und Anmerkungen, herausgegeben von W. Buchner. (Doppelband.) In zwei Theilen. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

Georg Forster's Leben in Haus und Welt. Von Heinrich Koenig. In zwei Theilen. Zweite, sehr vermehrte Auflage. 8. Geh. 10 M. 50 Pf.

Georg Forster. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an Reinhold Forster, Friedrich Heinrich Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Merck, Huber, Johannes von Müller, seine Gattin Therese und aus seinen Werken. Mit einer Biographie Forster's. Von Elisa Maier. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Georg Forster nimmt unter den deutschen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts eine der bedeutsamsten Stellungen ein. Er vermittelt wie kein anderer Schriftsteller seiner Zeit das 18. mit dem 19. Jahrhundert, das Zeitalter ausschließlich schöngeistiger und wissenschaftlicher Strebungen mit dem Zeitalter staatlicher und gesellschaftlicher Kämpfe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

DIE KUNST
IN DEN
ATHOS-KLÖSTERN.

Von

HEINRICH BROCKHAUS,

Dr. philos. und a. o. Professor für Kunstgeschichte an der Universität Leipzig.

Mit 19 Text-Abbildungen, 1 Karte, 7 lithographirten und 23 Lichtdruck-Tafeln.

4. Cartonnirt 20 M.

Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der kirchlichen Kunst mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln, ein Werk, das auch in andern Kreisen als den der zunächst interessirten Kunsthistoriker und Theologen mit Beifall aufgenommen worden ist. Ein Prospect ist durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schopenhauer-Briefe.

Sammlung meist ungedruckter oder schwer zugänglicher

Briefe von, an und über Schopenhauer.

Mit Anmerkungen und biographischen Analekten herausgegeben von

Ludwig Schemann.

Nebst zwei Porträts Schopenhauer's von Ruhl und Lenbach.

8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Die in dieser Sammlung mitgetheilten Briefe liefern ein interessantes Charakterbild des berühmten Philosophen von seiner frühesten Jugend bis an sein Ende. Eine Einleitung und zahlreiche Notizen des Herausgebers dienen zur Erleichterung des Verständnisses. Die beigegebenen zwei Porträts Schopenhauer's werden hier zum ersten male veröffentlicht.

Das Werk ist ein neuer wichtiger Beitrag zur Schopenhauer-Literatur, unentbehrlich für alle Besitzer seiner Schriften.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Russische Chrestomathie
für Anfänger.

Accentuirte Texte mit vollständigem Wörterverzeichnis.

Von

Dr. Oskar Ásbóth,

a. o. Professor der slavischen Sprachen an der Universität in Budapest.

8. Geh. 2 M. 25 Pf.

Diese sorgfältig gesichtete Auswahl von Lesestücken aus den Werken der besten russischen Schriftsteller, welche namentlich auch durch das gleichmäßig durchgeführte System der Accentuirung bei dem Studium des Russischen sehr förderlich sein wird, ist neben jeder russischen Grammatik und auch beim Selbstudium mit Vortheil zu gebrauchen.

Von demselben Verfasser ist im gleichen Verlage eine „Kleine russische Grammatik" (geh. 1 M. 60 Pf.) erschienen, welche sich durch ihr praktisches Lehrsystem vortheilhaft auszeichnet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinrich Schliemann's Selbstbiographie.

Bis zu seinem Tode vervollständigt.

Herausgegeben von Sophie Schliemann.

Mit einem Porträt in Heliogravüre und 10 Abbildungen.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine Einzelausgabe der sehr interessanten und charakteristischen Selbstbiographie des berühmten Entdeckers von Troja, welche allen, die über seinen merkwürdigen Lebensgang und seine erfolgreiche Thätigkeit Näheres zu wissen wünschen, zu empfehlen ist.

Ein neues Bildniss Schliemann's in Heliogravüre und Abbildungen der Hauptstätten seiner Wirksamkeit (Troja, Mykenae, Tiryns) schmücken das Werk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Urvaśi.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von Edmund Lobedanz.

Dritte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Kalidasa's Schauspiel „Urvaśi" wird von manchen Beurtheilern die schönere Zwillingsschwester seiner „Sakuntala" genannt. Jedenfalls verdient es nicht minder als diese, in den Bücherschatz jedes Literaturfreundes aufgenommen zu werden.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 42. — 19. October 1893.

Inhalt: Vom körperlichen Sehen. Von Ernst Lehmann. — Neueste Goethe-Schriften. Von Karl Heinemann. — Arbeiten aus dem Gebiete der deutschen Culturgeschichte. Von Wilhelm Arndt. — Neue Romane und Novellen. Von Karl Müller-Rastatt. — Dramatische Werke. Von Friedrich Kummer. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Vom körperlichen Sehen.

Seitdem die Forschung den einzelnen Sinnesgebieten mehr oder weniger deutlich begrenzte Theile des Gehirnes und namentlich der Großhirnrinde als Centralstellen angewiesen hat, ist es an der Tagesordnung, alle Erscheinungen, in denen sich physiologische und psychologische Momente kreuzen, als eine Function gewisser dem äußern Sinnesorgane conjugirter Stellen der Hirnrinde und diese selbst als Ausgangspunkt der Empfindung anzusehen. Wie die Alchymie der Chemie die Wege bahnte, so war die vielverlachte Schädellehre Gall's der Vorläufer der heutigen Localisationstheorie. Flourens' und Hertwig's Gehirnschnitte und Hitzig's und Fritsch's elektrische Reizungen veranlaßten Munk, nach psychosensorischen Regionen der Großhirnrinde, des Ortes der Motive, der Vorstellungen, zu suchen. Nach seinen Untersuchungen an lebenden Wirbelthieren, namentlich am Hunde, mit denen im allgemeinen die klinischen Beobachtungen Förster's am Menschen übereinstimmen, hat man den Gesichtssinn und das Lichtgedächtniß, das optische Wahrnehmungscentrum und das optische Erinnerungsfeld, in den beiden Hinterhauptlappen der Großhirnrinde zu suchen.

Die vorliegende Hirth'sche Schrift *) ist ein beachtenswerther, verdienstlicher Versuch, auch das körperliche Sehen als eine Function der Großhirnrinde nachzuweisen. Wie aus dem Werke erhellt, ist Hirth wiederum durch die Munk'schen Sehsphären der Hirnrinde und dessen Vorstellungen ihrer vermuthlichen Organisation zu seiner neuen Theorie des plastischen Sehens angeregt worden. Schon in seinen „Aufgaben der Kunstphysiologie" gelangt Hirth zu der Ueberzeugung, daß das plastische Sehen als ursprüngliche, noch nicht durch Einzelbilder und Associationen beeinflußte Empfindung lediglich die Folge von verschiedenartig wirkenden Lichtreizen sein könne, und daß man, um der Wahrheit auf den Grund zu kommen, vor allem bestrebt sein müsse, den ganzen bisher beliebten mathematischen und methaphysischen Erklärungsapparat auf das sorgfältigste von dem rein physiologischen abzutrennen.

Daß er den Wust methaphysischer Erklärungsversuche bei Seite räumt, ist sofort verständlich; und wie aus spätern hervorgeht, gilt es zunächst, den naturwissenschaftlichen Grund für die Theorie des plastischen Sehens zu legen — das Kepler'sche ex nihilo nihil fit gilt auch in der Mathematik —, ehe andere Hülfswissenschaften herangezogen werden dürfen. Es fragt sich nur, ob nicht auch hier noch, wie schon anderwärts, statistische Erhebungen auf gewisse Erkenntnißgründe führen werden, die erst mit mathematischer Hülfe zum gewünschten oder bereits geahnten Erklärungsgrunde zwingend hinleiten. Ja, zur Vertiefung seiner Theorie erscheint uns die Hülfe der Mathematik durchaus unentbehrlich. Außerdem verwerthet er zur Begründung seiner Schlüsse Untersuchungen Anderer, die sich selbst wieder theilweise auf geometrische Lehren gründen, und da wir beim normalen Gebrauch des Auges alle Gesichtsempfindungen nach außen verlegen, so kann er beim weitern, besondern Ausbau seiner Lehre auch der „Projectionen" nicht entrathen. Daß der Verfasser nicht wie Goethe und Schopenhauer ein principieller Verächter der Mathematik ist, bezeugt sein Urtheil über die Helmholtz'sche mathematisch-optische Behandlung des Problems.

Hirth's Hypothese setzt eine Anzahl alter und neuer Theorien außer Curs, indem sie weder mit problematischen Seelenvermögen, noch mit mysteriösen Bewegungsinnervationen, noch mit angeborenen Causalitätsbegriffen oder intuitiven Verstandesthätigkeiten operirt. Auch die nativistische Theorie Johannes Müller's findet keine Gnade vor seinen Augen; weder von correspondirenden Augenbewegungen und

*) Das plastische Sehen als Rindenzwang. Von G. Hirth. Mit 18 Textillustrationen und 34 Tafeln mit stereoskopischen Abbildungen. München, G. Hirth. 1892. Gr. 8. 5 M. Kürzlich auch in französischer Uebersetzung erschienen unter nachstehendem Titel: La vue plastique fonction de l'écorce cérébrale par G. Hirth. Traduit de l'allemand par L'Arréat. Avec 18 figures dans le texte et 34 planches de reproductions stéréoscopiques. Paris, F. Alcan. 1893. 8 Frcs.

Projectionslinien, wie von identischen Punkten und correspondirenden Netzhautstellen mag er etwas wissen, wenn er auch den Panum'schen und Hering'schen conjugirten Empfindungsgebieten, die sich mit den Hirth'schen Anschauungen schon besser vertragen, eine gewisse Berechtigung zuspricht. Daß er nicht in allen Punkten mit der empiristischen Young-Helmholtz'schen Theorie einverstanden ist, die die Annahme getrennter Netzhautelemente, Substanzen und Nervenfasern für verschiedenartige Grundempfindungen empfiehlt, wird kein Auge, das kritisch zu lesen und experimentell zu prüfen versteht, wundernehmen, namentlich, wenn das Studium Wundt'scher Arbeiten vorausgegangen ist. Die alten meist unbrauchbaren Theorien verabschiedet der Verfasser zwar bereits in der Einleitung, unterläßt es aber nicht, in der Vertheidigung der seinigen die Gründe der Entlassung, wenn auch nicht immer rein sachlich, anzuführen.

Die Hirth'sche Hypothese selbst gipfelt im wesentlichen in folgenden Sätzen:

1) Das körperliche Sehen als elementar-sinnliche Thätigkeit ist zunächst nur Näher- und Fernergefühl der in dem Gesichtswahrnehmungsgebiet der Großhirnrinde gelangenden Lichtreize. Da im normalen Gebrauche des Organs alle Gesichtsempfindungen nach außen verlegt werden, so kann es sich bei den angeborenen Näher- und Ferner-gefühlen der Lichter nur um Modificationen der allgemeinen Nachaußenverlegungen handeln. Erst aus der Aufnahme dieser Gefühlsmodificationen in die Erinnerungsbilder des Gesichtssinnes, und aus ihrer Beziehung auf die mit diesem associirten sonstigen Gedächtnisse erwächst nach und nach das plastische Sehen als psychische Erfahrung.

2) Die mit jeder binocularen Lichtempfindung verbundenen Modificationen des Tiefengefühls sind vor allem auf zwei angeborene Eigenschaften des Sehorgans zurückzuführen: a) auf den Zwang (Contrainte) zur Unterscheidung von Fernqualitäten, der gegenüber allen Arten und Mengen empfundenen Lichtes, wenn auch mit unendlich verschiedenen Abstufungen und Complicationen, bewußt oder unbewußt, zur Geltung kommt, und b) auf einen in den Sehsphären gegebenen nervösen Mechanismus, durch den correspondirende und homologe Lichter zur Vereinigung gebracht, und nach dem Grade der hierbei erforderlichen Anstrengung (Zusammenziehung, Anziehung, Dehnung) die im Sehact gegebenen Nachgefühle potentiell gesteigert werden.

3) Die gleichzeitig ihrer Lage auf beiden Netzhäuten nach correspondirenden und in Bezug auf specifischsfarbige Energie homologen Lichter vereinigen sich in den Wahrnehmungselementen der Sehsphären nicht infolge der gemeinsamen Fixirung oder der intuitiven Verstandesthätigkeiten, sondern vermöge eines dynamischen Zwangs. Die binoculare Fixirung, das Deutlichsehen, die Convergenzstellung der Augen u. s. w. sind nur mehr oder weniger obligate und fest eingeübte Begleiterscheinungen und Hülfsmittel, nicht Ursache dieser Confluenz. Werden die beiden correspondirenden und homologen Bilder in verschiedener Ausdehnung in die Sehsphären projicirt, so breitet sich das kleinere Bild mit seinen Besonderheiten an Schärfe und Farbenton über das größere aus.

4) Jede Confluenz bringt gesteigerte Lichtempfindung und Nähegefühle mit sich, und zwar gleichmäßig für die ganze horizontale Erstreckung der vereinigten Lichter, wenn diese von beiden Netzhäuten in nahezu gleichen Breiten und in allen Theilen der Erstreckung gleich energisch gemeldet sind. Dagegen werden Helligkeitssteigerungen und Nähergefühle in derselben Erstreckung ungleich, wenn die beiden Netzhautbilder verschieden breit sind, und zwar stärker in der lateralen Richtung des größern Netzhautbildes.

5) Das einseitige Nähergefühl bei der Vereinigung disparater Bilder wird im allgemeinen um so stärker, je größer der Unterschied der beiden Erstreckungen ist. Durch „Lichtführungen", etwa durch verticale Schraffirung, wird auch die Grenze der Vereinigung in verticaler Richtung erweitert.

Auf den ersten Theil dieser Hypothese ist Hirth namentlich durch die Beobachtung geführt worden, daß auch dem einäugigen Gesichtsfelde, trotz seiner mehr flächenhaften Gestalt, die Tiefenunterscheidung nicht ganz mangelt. Diese Einschränkung des Leonardo'schen Satzes ist durch Versuche Wundt's erhärtet und begrenzt worden.

Für den ersten Augenblick hat diese Annahme einer angeborenen Empfindung für Fernqualitäten des Lichtes mehr Ueberraschendes als Bestechendes an sich. Man ist beinahe versucht, diese „Qualitäten" den Newton'schen „Anwandlungen der Lichttheilchen" oder Thomson's „Dämonen" an die Seite zu setzen. Unser Sehapparat soll von Haus aus so empfindlich organisirt sein, daß wir es unmittelbar aus der Beschaffenheit der Lichtwelle, die ihn trifft, herausfühlen, ob sie aus nächster Nähe oder großer Ferne, oder von einem Orte auf uns eindringt, der um den kleinsten Abstand näher oder ferner liegt! Auf Seite 26 heißt es ausdrücklich: „In der Hauptsache dürfte jedoch die Fernqualität des Lichts, wie es in das Auge *eintritt*, den Ausschlag geben."

Das Befremden mindert sich indeß, sobald man sich vergegenwärtigt, daß man statt der einfachen Lichtstrahlen stets die *Lichtkegel* diffusen Lichtes zu setzen hat, was Hirth merkwürdigerweise gar nicht heranzieht. Andererseits sind die Leistungen unsers Sehorgans, was Genauigkeit und Auffassung im ganzen wie im einzelnen anbetrifft, so staunenerregende, daß bei der Menge von Thatsachen, die man dafür ins Feld führen kann, wenigstens keinen Zweifel an der *Möglichkeit* jener Annahme übriglassen. Man denke z. B. an die Ueberlegenheit der menschlichen Sehsphären über die lichtempfindlichste Bromsilberplatte, die auf nächtliche Beleuchtung so gut wie nicht reagirt. Dove's Verfahren, mit Hülfe des Stereoskops das Original von dessen Nachdruck, gefälschtes Papiergeld von echtem zu unterscheiden, ist ein Beweis dafür, daß unser Organ, unabhängig von jeder Blickbewegung, fähig

ist, bis in die kleinsten Einzelheiten, selbst bei objectiv bewegten Lichtern, plastisch zu empfinden. Uebrigens hat die subjective Empfindung der Fernqualitäten des Gesichtssinnes noch ein objectives Analogon in den Fraunhofer'schen Linien des Spectrums, die nicht nur Schlüsse auf die chemische Beschaffenheit der Lichtquelle zulassen, sondern auch gleichzeitig den Grad der Lufttrübung angeben.

Während der erste Theil der Hypothese nicht nothwendig das Zusammenwirken bei den Sehsphären voraussetzt, vertritt der zweite und dritte die Sätze über die ungleichen und correspondirenden Parallaxen, sowie über die identischen und correspondirenden Punkte, oder den Panum'schen Satz von dem correspondirenden Empfindungskreise. In Verbindung mit andern Beobachtungen erhellt namentlich aus den Versuchen mit photographisch-stereoskopischen Bildern, in denen selbst Erscheinungen des Vorder- und Hintergrundes verschmelzen, ohne Doppelbilder zu hinterlassen, daß eine unendlich große Anzahl Meldungen von disparaten Stellen beider Netzhäute, sobald sie nur farbig homolog sind, blitzartig zur Vereinigung kommen (S. 33), ein Hauptargument gegen die empiristische Theorie.

Auf die große Bedeutung der Lichtaddition im Doppelauge hat Hirth schon in den „Aufgaben der Kunstphysiologie" hingewiesen. Alle Helligkeiten werden unter Benutzung beider Augen verhältnißmäßig größer und „näher" empfunden, als bei einäugigem Sehen, wie man sich leicht durch den Versuch überzeugen kann, indem man die Front eines ferner stehenden Hauses, am besten bei indifferenter, nicht greller Beleuchtung, in der angedeuteten Weise betrachtet oder am sichersten, wie Hirth empfiehlt, wenn man die Versuche im Helldunkel des Zimmers oder beim Ausblick auf zarte Wolkenbildungen anstellt.

Um dem Leser seine Theorie möglichst klar und zusammenhängend vorzutragen, schickt der Verfasser der eigentlichen Hypothese — die aus neun mehr oder weniger innig zusammenhängenden Theilen besteht, von denen wir hier nur die hauptsächlichsten aufgenommen haben —, außer einer orientirenden Einleitung eine Sammlung von vierundzwanzig grundlegenden Beobachtungen voraus, die in ihrer Reihenfolge mit den einzelnen Theilen der Hypothese in Verbindung stehen. Den größten Raum der Schrift nimmt selbstverständlich die sich anschließende ausführliche Vertheidigung der aufgestellten Sätze in Anspruch. Darin beruft sich der Verfasser sowol auf die Darwinistische Entwickelung der Arten, auf die „Züchtung" jener Empfindungen von Geschlecht zu Geschlecht, als auf die Ergebnisse älterer und neuerer Forschung, auf die Untersuchungen eines Panum, Hering, Brücke, Wundt, Helmholtz und andere. Neben der von ihm vertretenen nativistischen Theorie kommt aber auch der Einfluß der Erfahrung zu ihrem Rechte, namentlich läßt er die Einschränkung Du Bois-Reymond's gelten, daß zur normalen Entwickelung der Sehsinnssubstanz auch normale Gesichtseindrücke gehören. Du Bois-Reymond, wie Helmholtz in der Hauptsache Empiriker, spricht übrigens in seiner Habilitationsrede über „Brücke's Theorie des körperlichen Sehens" die Wahrnehmung aus: „Die gegenseitige Anziehung der Doppelbilder (von Panum als Macht der Contur bezeichnet) kann zum völligen Zwang werden". Sonst will Hirth von Erfahrung und ebenso von Erziehung nicht viel wissen. Selbst für die normale Deckung der beiden Netzhautprojectionen nach erfolgter und geglückter Operation des Schielenden, hält er anatomische „Anpassungen" erforderlich und warnt ausdrücklich, aus diesen Vorgängen für die empiristische Theorie Kapital zu schlagen.

Einer ausführlichen Darlegung der einschlagenden Untersuchungen von Munk, Förster, Wilbrand und Knies — die Arbeiten der letztern Beiden sind nach der Vorbemerkung erst in der französischen Ausgabe berücksichtigt worden — über Structur und Lage der Netzhautbilder und der Sehsphären, über das Chiasma und andere schließen sich die Ergebnisse der Untersuchungen Preyer's, Raehlmann's, Uhthoff's — dessen Resultate ebenfalls in der deutschen Ausgabe fehlen —, Spalding und Berlins über das plastische Sehvermögen des Kindes und der Thiere an.

Die angehängten 34 stereoskopischen Tafeln enthalten meist vortreffliche Nachbildungen von photographischen Urbildern; sie entsprechen nicht nur sehr gut dem Versuchszwecke, sondern legen zugleich auch Zeugniß davon ab, daß der Verfasser — der sich selbst dem Leser auf dem letzten Doppelbilde vorstellt — den besten Willen hat, sich des trockenen Tones soweit als möglich zu entschlagen.

Wenn der Verfasser auch seine Hypothese mit leicht begreiflichem Zagen vor die Oeffentlichkeit bringt, so hofft er doch mit Recht, dadurch zur Erschließung neuer Gebiete der allgemeinen Entwickelungslehre Anstoß gegeben zu haben, indem er die Vermuthung ausspricht, daß wenn beim Menschen das körperliche Sehen auf zwei klar und deutlich unterscheidbaren Potenzen der Großhirnrinde, der Unterscheidung von Fernqualitäten des Lichtes und der lateralen Näherempfindung des größern Netzhautbildes, beruht, daß sich dieselben Potenzen auch durch alle Klassen und Arten von Thieren, die mit zwei Augen versehen sind, verfolgen lassen.

Hirth's Hypothese besteht, wie schon erwähnt, aus neun Theilen. Darin würde, namentlich in Hinblick auf Newton's maßgebenden Grundsatz „Hypotheses non fingo", eine bedenkliche Zumuthung für den wissenschaftlichen Leser liegen, wenn die einzelnen Theile nicht in mehr oder weniger innerm Zusammenhange stünden, der sich vielleicht noch weiter verfolgen ließe, als es hier bereits geschehen ist.

Wie es wol jedem ergangen ist, der die in den hier citirten Handbüchern und „populär wissenschaftlichen" Vorträgen empfohlenen Versuche wiederholt, daß nicht alle ihm genau das zeigen, was die Verfasser gesehen haben, so bleiben auch bei Hirth hier und da Zweifel offen, namentlich ist „der Streit über den Wettstreit der Sehfelder" auch durch ihn noch nicht geschlichtet. Von diesen Erscheinungen gilt ganz

besonders das Wort des Verfassers: „Es ist nicht leicht und gelingt, wenn überhaupt, oft erst nach wiederholten Versuchen und abstracten Proben, den Antheil der aetnellen elementaren Empfindung von allen übrigen Factoren der visuellen Raumanschauung gesondert zu halten."

Wenn wir der vorliegenden Schrift eine eingehendere Besprechung gewidmet haben, so geschah dies einmal, weil das darin behandelte Problem die allgemeine Aufmerksamkeit seit alters her auf sich gelenkt hat, und das andere mal, weil das Räthsel des plastischen Sehens so vielgestaltig und an vielen Punkten noch so wenig aufgehellt ist, ja was die tiefere wissenschaftliche Begründung anlangt, der eigentlichen Lösung noch harrt. Darum ist jeder ernsthafte wissenschaftliche Versuch, hier Licht und Klarheit zu schaffen, zu beachten und auf seinen Werth zu prüfen, wozu wir hierdurch die Anregung gegeben haben möchten.

Ernst Lehmann.

Neueste Goethe-Schriften.

1. Goethe's Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. I. Abtheilung. Band 36: Tages- und Jahreshefte. 3 M. 50 Pf. II. Abtheilung. Band 3: Zur Farbenlehre. Historischer Theil I. 4 M. 25 Pf. Band 8: Zur Morphologie. III. Theil. 4 M. IV. Abtheilung: Goethe's Briefe. Band 12: Vom Jahre 1797. 4 M. 80 Pf. Weimar, Hermann Böhlau. 1893. Gr. 8.
2. Goethe's Briefe an Philipp Seidel 1786—88 mit einer Einleitung von Dr. C. A. H. Burkhardt. Wien, S. W. Seidel u. Sohn. 1893. 1 M.
3. Darlegung der dichterischen Technik und literarhistorische Stellung von Goethe's Elegie „Alexis und Dora" von Dr. Joseph Kassewitz. Leipzig, G. Fock. 1893. Gr. 8. 1 M.
4. Grillparzer unter Goethe's Einfluß von G. Waniek. Bielitz, W. Fröhlich. 1893. Gr. 8. 80 Pf.
5. Goethe's politische Lehrjahre. Von Ottokar Lorenz. Berlin, W. Hertz. 1893. 8. 3 M.

Wie billig beginnen wir mit den Bänden, um welche die monumentale Ausgabe von Goethe's Werken sich seit unserm letzten Bericht (in Nr. 48 d. Bl. f. 1892) vermehrt hat. Das Hauptinteresse wird unter ihnen auch diesmal der neue Band der Briefe in Anspruch nehmen.

Die Bände, die die eigentlichen Werke und die naturwissenschaftlichen Schriften enthalten, bringen weniger Neues. Der 36. Band enthält den Schluß der „Tages- und Jahreshefte", die biographischen Einzelheiten und eine Anzahl kleinerer biographischer Artikel, wie den über Lavater, Lenz, Herder, Iffland, Kotzebue, Voß und Stolberg, die Unterredung mit Napoleon, die herrliche Trauerrede auf Anna Amalie, die schöne Charakteristik Wieland's, auch manches, was in der Ausgabe letzter Hand noch fehlte, die kleinen Biographien zur Trauerloge am 15. Juni 1821 und die Rede bei der Stiftung des weißen Falkenordens (am 30. Januar 1816). Auch in den „Lesarten" findet sich manches Wichtige, was bisher unbekannt war, wie Goethe's ausführlicher Bericht über den plötzlichen Tod seines alten Freundes und Landsmannes Kraus, des Directors der Zeichenschule und den Eintritt seines Nachfolgers des Schwaben Meyer, der der intimste Freund Goethe's werden sollte, sowie auch der Bericht von Zacharias Werner's Aufenthalt und Wirken in Weimar im Winter 1807, Stellen, die aus unbekannten Gründen in den Ausgaben nicht abgedruckt worden waren. Der schon durch seine treffliche Ausgabe der „Tages- und Jahreshefte" für diesen Band prädestinirte Goethe-Forscher Freiherr von Biedermann hat hier freilich keinen Raum gehabt, uns durch seine reichen Kenntnisse zu belehren, da ja ausführliche Erläuterungen in dieser Ausgabe nicht vorgesehen sind; aber hin und wieder hat er doch dunkle Stellen durch die „Lesarten" eingefügt, Bemerkungen aufgeklärt, so z. B., um nur eine zu erwähnen, den Schluß des kleinen Aufsatzes über Herder. Mehrere Jahre vor Herder's Tod war der Verkehr zwischen Goethe und seinem einst so hochverehrten Lehrer durch dessen „miswollenden Widerspruchsgeist" sehr ins Stocken gerathen. Als nun Goethe's „Natürliche Tochter" erschien und Herder sich über dieses Werk schön und warm äußerte, hoffte Goethe ihn in der Stimmung zu finden, in der eine Wiederannäherung möglich wäre. Wir lesen in den „Annalen":

Hierzu ergab sich die nächste Aussicht. Er war zu der Zeit, als ich mich in Jena befand, eines Geschäfts wegen daselbst; wir wohnten im Schloß unter einem Dache und wechselten anständige Besuche. Eines Abends fand er sich bei mir ein und begann mit Ruhe und Reinheit das Beste von gedachtem Stück zu sagen. Indem er als Kenner entwickelte, nahm er als Wohlwollender innigen Theil, und wie uns oft im Spiegel ein Gemählde reizender vorkommt als bei'm unmittelbaren Anschauen, so schien ich nun erst diese Production recht zu kennen und einsichtig selbst zu genießen. Diese innerlichste schöne Freude jedoch sollte mir nicht lange gegönnt sein, denn er endigte mit einem zwar heiter ausgesprochenen aber höchst widerwärtigen Trumpf, wodurch das Ganze, wenigstens für den Augenblick, vor dem Verstand vernichtet ward. Der Einsichtige wird die Möglichkeit begreifen, aber auch das schreckliche Gefühl nachempfinden, das mich ergriff; ich sah ihn an, erwiderte nichts und die vielen Jahre unseres Zusammenseins erschreckten mich in diesem Symbol auf das fürchterlichste. So schieden wir und ich habe ihn nicht wieder gesehen.

Was das für ein „widerwärtiger" Ausspruch Herder's war, hat man bis vor kurzem nicht gewußt. Erst von Biedermann hat am Schluß seiner Gespräche eine Mittheilung aus glaubwürdigem Munde gebracht. Danach lautete der Trumpf, den Herder als letztes Wort zwischen den beiden großen Männern ausgespielt hat: „Am Ende ist mir aber doch Dein natürlicher Sohn lieber als Deine «Natürliche Tochter»." Dieser Ausspruch ist für Herder's Charakter zu bezeichnend und zugleich zu wichtig zur Lösung der Frage, wer bei dem Bruch der Freundschaft,

die einst so Großes für unsere Literatur geschaffen hatte, als daß wir sie unsern Lesern hätten vorenthalten können. So bittere Ausdrücke Goethe's, wie der vom Kanzler Müller überlieferte, „je mehr man Herder liebte, desto mehr mußte man sich von ihm entfernen, um ihn nicht todtzuschlagen", finden hierdurch treffliche Beleuchtung.

Von den naturwissenschaftlichen Werken erwähnen wir nur, daß die „Farbenlehre" von Kalischer, der vorliegende dritte Band der Schrift „Zur Morphologie" von Prof. von Bardeleben herausgegeben worden ist. Der letztgenannte Band enthält alle auf die Zoologie im weitern Sinne sich beziehenden Arbeiten. Seine große Entdeckung des Zwischenknochens im Jahre 1784 führte Goethe dazu, die neu gewonnenen Anschauungen über die Bildung und Umbildung der thierischen Organismen zusammenhängend darzustellen. Der Band bringt, was von diesem Plane ausgeführt worden ist.

Die meisten unserer Leser werden aber diese Schriften weit weniger interessiren, als der neue Band der Briefe, der wieder viel ungedrucktes Material in sich birgt. Was Goethe's Geist und seine Seele, Verstand und Gemüth im Jahre 1797 beschäftigte, davon gibt uns der Band ein schönes, wenn auch nicht vollständiges Spiegelbild. Da ist vor allem zu nennen „Hermann und Dorothea", das fast auf jeder Seite erwähnt wird und dessen Entstehung man verfolgen kann sogar bis auf die — Honorarfrage, bei der Goethe recht sorgsam und erfindungsreich vorging, alsdann die Dichtung der Balladen, die in schönem Wetteifer mit Schiller gerade in jenem Jahre entstanden, und an Hermann und Dorothea anknüpfend die classischen theoretischen Erörterungen der beiden großen Freunde über epische und dramatische Dichtung, die gleichsam den Hintergrund ihrer Thätigkeit in jenem Jahre bilden. Schiller und Meyer, „der alte Meister", sind wol die Hauptadressaten der Briefe und wenn Goethe fern von Weimar weilte (häufig war er in Jena, vom August bis November in Frankfurt und der Schweiz) die Geliebte seines Herzens, Christiane. Die Trennung von ihr und dem kleinen August wird ihm so schwer, daß er die geplante Reise nach Italien aufgibt,

ich konnte mich nicht so weit von euch entfernen. Wenn es nicht möglich wird euch mitzunehmen, so werde ich wol Italien nicht wiedersehen —

und an einer andern Stelle heißt es:

Nur um deinet und des Kleinen willen gehe ich zurück. Ihr allein bedürft meiner, die übrige Welt kann mich entbehren. Lebe recht wohl und habe mich so lieb wie ich dich. Ich freue mich unaussprechlich, dich wiederzusehen.

Bevor er die Reise antrat, hatte er feierlich Testament gemacht und Frau Rath veranlaßt, zu Gunsten Christianen auf den Anspruch an die Erbschaft zu verzichten. In dem Testament setzte er August zum Universalerben ein, der „Freundin und vieljährigen Hausgenossin" wird zeitlebens der Nießbrauch des Vermögens gewährt. Vom mütterlichen Erbtheil sollte August zwei Drittel, Christiane ein Drittel zum freien Gebrauch erhalten. Von dem Fortschreiten seiner Werke gibt er ihr häufig Nachricht und bei Vollendung jedes einzelnen erhält sie ein besonderes Geschenk, ein solches wird ihr auch für „Hermann und Dorothea" versprochen. Es verräth die wackere Hausfrau, daß sie sich ein höchst prosaisches Geschenk, „einen Stein Seife", ausbittet. Von einer Honorarzahlung Cotta's meldet Goethe der Geliebten:

Herr Cotta hat sich mit lauter schönen Doppellouisd'oren gezeigt, an denen ich nun erst eine Freude haben kann, wenn ich sie dir aufzähle, oder sie zu deinem und des Kindes Nutzen anlege. Sage mir was du lieber magst: ein Goldstück für dich, zum Spaße oder etwas in die Haushaltung.

In ihrer Antwort weiß Christiane beide Gesichtspunkte zu vereinigen.

Die Pflichten, denen Christiane oblag, hatte früher zum Theil ein junger Frankfurter übernommen, Philipp Seidel, ein merkwürdiger Mann, der es bei Goethe aus der Stellung eines Dieners bis zu der eines Freundes gebracht hat. Frau Rath hatte sich den geweckten und klugen Burschen, der sich bald durch Abschreiben und andere Hülfeleistungen zum unentbehrlichen Factotum Wolfgang's gemacht hatte, als den Mann ausersehen, der mit seinem praktischen Sinn dem idealen Dichter die kleinen Sorgen des Lebens abnehmen und ihr über ihren geliebten nun in die Ferne wandernden Sohn getreuen Bericht abstatten sollte. Beides hat er zu voller Zufriedenheit geleistet.

Durch die Verwaltung des Hauswesens, durch die Abschrift seiner Briefe und Werke wußte er sich bald das Vertrauen seines Herrn und eine höhere Stellung zu verschaffen. Er wurde sein vertrauter Secretär, der auch das mit Egmont's Schreiber gemein hatte, daß er die Handschrift seines Herrn zum Verwechseln nachzubilden verstand. Als Goethe nach Italien ging, war Goethe's Blitz, wie ihn Frau Aja nannte, der einzige, der seinen Aufenthalt wußte und der den Verkehr seines Herrn vermittelte. In den Briefen, die Goethe aus Italien an ihn schrieb, und die C. A. H. Burkhardt jetzt in seiner kleinen Schrift „Goethe's Briefe an Philipp Seidel 1786—88" (Nr. 2) herausgegeben hat, schlägt Goethe ihm gegenüber nicht den Ton des Herrn, sondern des gütigen Gönners an, ja manchmal den eines ältern Freundes, da er sogar mit ihm über seine Werke correspondirt und das Urtheil des jüngern freundlich aufnimmt. So schreibt er ihm aus Neapel auf Seidel's Urtheil über die „Iphigenie" in Versen:

Was Du von meiner „Iphigenie" sagst, ist in gewissem Sinne leider wahr. Als ich mich um der Kunst und des Handwerks willen entschließen mußte, das Stück umzuschreiben, sah ich voraus, daß die besten Stellen verlieren mußten, wenn die schlechten und mittlern gewannen. Du hast zwei Scenen genannt, die offenbar verloren haben. Aber wenn es gedruckt ist, dann lies es noch einmal ganz gelassen, und Du wirst fühlen, was es als Ganzes gewonnen hat —

und aus Rom vom 18. August 1783:

Ich wünsche, daß unsere gegenwärtige Correspondenz alles wegheben möge, was zwischen einem unbedingten wechselseitigen

Vertrauen stehen könnte, denn ich hoffe, Du sollst mir bei meiner Zurückkunft und in der Folge mehr werden, als Du mir jemals warst.

Die kleine Schrift Burkhardt's nennt sich: Revidirter Abdruck aus der Wochenschrift „Im neuen Reich" 1871. Aber diese Revision scheint sich nicht auf die Einleitung erstreckt zu haben. Wir meinen damit nicht etwa die Thatsache, daß der schöne Brief der Frau Rath an Seidel vom 10. October 1797 („Jahrbuch", II, 309) gar nicht erwähnt wird, auch nicht, daß zwei falsche Citate auf S. 14 stehengeblieben sind, sondern haben dabei besonders eine Stelle im Auge, die uns in dem ersten Druck schon verwunderlich erschien und die auch in dem Neudruck nicht aufgeklärt worden ist. Auf S. 5 lesen wir: „Goethe's Mutter erinnerte sich noch nach Jahren, als Philipp längst in Weimar war, wie er den «Götz von Berlichingen» am runden Tisch abgeschrieben und ein besseres Verständniß für die Leistung gehabt habe, als jener französische Offizier, der nichts bei der Sache zu denken gefunden."

Was sich Burkhardt bei dem französischen (?) Offizier gedacht hat und bei welcher Sache dieser nichts zu denken (?) gefunden haben soll, ist mir immer ein Räthsel geblieben. Die Sache liegt einfach so: Frau Rath schreibt: Ich weiß noch gar zu gut, wie Ihr den „Götz" abschriebt und wie Ihr das Lachen verbeißen wolltet, da der junge Offizier nichts bei der Sache zu danken fand. Sie meint natürlich den von Götz in die Flucht geschlagenen Ritter im dritten Act, dem der Hauptmann höhnisch zuruft: „Dankt Gott, daß ihr noch davongekommen seid", worauf dieser antwortet: „Es ist nichts zu danken, ein paar Rippen sind entzwei."

Kürzer können wir uns bei dem Bericht über die Schriften von J. Kassewitz (Nr. 3) und G. Waniek (Nr. 4) fassen. Die erstere ist eine hübsche Zusammenstellung der Urtheile bedeutender Männer, wie Schiller, Humboldt, Jean Paul, Körner, Wieland u. a. m. über Goethe's Idylle „Alexis und Dora", die von ihrem Erscheinen bis auf den heutigen Tag die aufrichtige Bewunderung aller derer, die der Dichtkunst Stimme vernehmen, für sich gewonnen hat. Sie bietet aber nicht Eigenes und Neues, was nennenswerth wäre. Viel höher steht die letztgenannte (Nr. 4), die einige hübsche, selbständige Beobachtungen bei der Betrachtung des Goethe'schen Einflusses auf Grillparzer, insbesondere auf den jugendlichen Dichter und auf Sappho mittheilt. Aber der Verfasser geht in diesen Nachweisen viel zu weit. Was soll man zu folgender Behauptung sagen: „Das bekannte Schlußwort Gretchen's: Heinrich mir graut's vor Dir, wendet Jason gegenüber Medea an: Mir graut vor Dir! Daß ich dich je gesehn." „Vielleicht wäre auch", lesen wir bald darauf, „bei der schönen Scene, in welcher Medea die Leier zerbricht, an den Kampf des Mephistopheles mit Valentin zu denken. Vgl. Mephisto: Die Zither ist entzwei — Medea: Entzwei die schöne Leier." Ein schönes Beispiel dafür, wohin sich die Sucht verirrt, verwandte Motive, Bilder oder sprachliche Wendungen bei zwei Dichtern zu suchen, um ihre Abhängigkeit zu beweisen. Daß Grillparzer ein begeisterter Bewunderer Goethe's war, zeigt sein schöner Ausspruch: „Wer kein Verehrer Goethe's ist, für den sollte kein Raum sein auf der deutschen Erde", den Waniek mit Recht an die Spitze seiner Untersuchung stellt, beweist auch die tiefe Rührung, die den Jüngling in der Gegenwart des alten Goethe ergriff. Schon daraus erklärt sich ein Einfluß Goethe's als natürlich und selbstverständlich, zumal beide Dichter eine so große innere Verwandtschaft zeigen. Gerade diese innere Verwandtschaft wird auch von Waniek klar und deutlich erwiesen. Aber damit hätte er sich begnügen sollen.

Ganz anders wirkt Ottokar Lorenz auf uns ein. Seine Schrift „Goethe's politische Lehrjahre" (Nr. 5) gehört zu dem Reifsten und Besten, was die letzten Jahre auf diesem Gebiete gezeitigt haben. Lorenz hat das Verdienst eine Seite der Goethe'schen Thätigkeit in einem neuen Lichte gezeigt zu haben. Er gibt den Nachweis, daß Goethe auch in der Politik Bedeutendes geleistet hat, daß aber auf diesem Gebiete Karl August der Führende gewesen ist, Goethe jenem blindlings vertraut hat.

Ganz unabhängig von der politischen Wirksamkeit steht natürlich die Frage nach Goethe's politischen Anschauungen. Hier kann Lorenz den schönen Beweis führen, daß Goethe nicht nur sehr oft weitschauend zukünftige Constellationen vorausgesagt, sondern in der Auffassung des wichtigsten Ereignisses seiner Zeit, der französischen Revolution allein das Richtige gefunden hätte. Er allein hat nicht seinen Irrthum zu bereuen gehabt, wie Klopstock, Schiller und die meisten bedeutenden Männer jener Zeit, die die französische Revolution als erlösende That begrüßten; er allein erkannte in der Revolution die Wirkungen rein persönlicher Umstände und Fehler. Es ist sehr interessant in den Anmerkungen Lorenzens zu lesen, wie die Ausführung des neuesten Historikers der französischen Revolution Hippolyte Taine fast Wort für Wort mit den Anschauungen Goethe's übereinstimmen. Auch in der Meinung sind beide einig, daß die Revolution die ruhige Entwickelung der bestehenden Verhältnisse zum Unglück unterbrochen, und daß die segensreiche Neuerung der spätern Zeit, sich auch ohne diese blutige und schreckliche Selbsthülfe aus den vor der Revolution bestehenden Verhältnissen entwickelt hätte. Gerade der conservative Zug in Goethe, ließ ihm Möser's „patriotische Phantasien" als ein vortreffliches Buch erscheinen, da es warm für die Nothwendigkeit der Existenz der vielen kleinen Staaten in Deutschland eintrat; dieses Interesse an Möser, das Goethe bei seiner ersten Zusammenkunft mit dem jugendlichen Fürsten Karl August kundgab, war einer der Fäden zu der Freundschaft der beiden Männer. Goethe kam staatsmännisch und politisch ganz ungebildet nach Weimar. Hier nun im Verkehr mit Karl August, ferner in Berlin am Hofe des großen Königs, mit dem Fürsten von Dessau, Minister Edelsheim von Karlsruhe und besonders Dalberg, wurde

er in die Geheimnisse der Diplomatie und auch der Politik eingeweiht. Der stets gut unterrichtete Herzog enthielt seinem Freunde nichts vor. Die unglückliche Stellung der kleinen Staaten, die zwischen den beiden eifersüchtigen Großmächten Oesterreich und Preußen eingeklemmt, willenlose Spielzeuge ihrer Laune waren, nahm Goethe's besondere Sorge in Anspruch; er regte daher den Gedanken an, durch einen Bund der mittlern Staaten ein Gegengewicht gegen Oesterreich und Preußen zu schaffen. Der Gedanke erschien allen ganz vortrefflich, aber bevor die Fürsten sich einigten, hatte der große Politiker in Berlin die Fäden bereits in der Hand und benutzte den schönen Goethe'schen Gedanken, um einen Fürstenbund unter Preußens Leitung ins Leben zu rufen. Karl August schloß sich auch diesem an. Während andere wie Edelsheim in Karlsruhe von preußischer Sklaverei redeten und bedauerten, daß die „starken Eichen" England und Frankreich heute nur noch schwanke Rohre wären, hat der patriotische und geniale Herzog von Weimar mit weitschauendem Blicke fast allein unter seinen Zeitgenossen damals schon erkannt, daß alles Heil für Deutschland nur von Preußen kommen könne, und darum immer an ihm festgehalten, trotz 1806 und Jena. Goethe folgte ihm hierin nicht. Die ihm, man möchte fast sagen, angeborene Abneigung gegen Preußen und preußisches Wesen, und ein geringes Verständniß für die Bedeutung der politischen Einheit Deutschlands hinderte ihn daran. Ihm war eine andere Einheit viel wichtiger. Gerade in den Jahren der tiefsten Erniedrigung wollte er, was sonderbarerweise Lorenz gar nicht erwähnt, eine Verbindung aller geistig bedeutenden Männer Deutschlands stiften. Die gewaltigen Thaten Napoleon's, dessen Größe etwas Bezauberndes für ihn hatte, raubten ihm den Glauben an die Widerstandsfähigkeit der Deutschen. Der Greis konnte in die frohe Begeisterung der Jugend nicht einstimmen. Ueber die Befreiung freute er sich, aber an dem Hasse gegen die Franzosen, denen seine Bildung soviel verdankte, hat er nie theilnehmen können. Auch hier stand er auf einer höhern Warte, er predigte nicht Haß und Rache, er wünschte nichts sehnlicher, als den friedlichen Wettstreit beider Culturvölker.

In unserer Zeit freilich, wo bei dem Vorherrschen des Nationalitätsprincips die Völker in Haß und Zwietracht sich absondern, wo Haß gegen andere Nationen für Vaterlandsliebe ausgeschrien wird, sieht man in manchen Kreisen mit Bedauern auf den „unpatriotischen Dichter" herab; aber es wird auch hier die Zeit kommen, wo man ihn preisen wird, eben um deswillen, weswegen man ihn jetzt anklagt.

Karl Heinemann.

Arbeiten aus dem Gebiete der deutschen Culturgeschichte.

1. Deutsches Leben zur Zeit der sächsischen deutschen Kaiser. Ein Beitrag zu den deutschen Privatalterthümern von Joh. Saß. Berlin, J. Springer. 1892. Gr. 8. 2 M.
2. Deutsches Gesandtschaftswesen im Mittelalter. Mit einem Vorwort und Inhaltsverzeichniß von Victor Menzel. Hannover, Hahn. 1892. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.
3. Aus der kurländischen Vergangenheit. Bilder und Gestalten des 17. Jahrhunderts von Ernst und August Seraphim. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1893. Gr. 8. 6 M.
4. Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt von Ludwig Geiger. Erster Band. Berlin, Gebr. Paetel. 1892. Gr. 8. Geb. 17 M.
5. Kulturstudien von G. Steinhausen. Berlin, R. Gaertner. 1893. Gr. 8. 3 M.

Im letzten Jahrzehnt hat die deutsche Geschichtsforschung sich mit Vorliebe der Aufgabe gewidmet, das innere Leben unserer Nation aufzuhellen. Culturgeschichte! Das ist vielfach das Losungswort geworden. Von der politischen Geschichte wendet man sich entschlossen ab, man verzichtet auf Jahreszahlen, man erklärt, daß eine Aufzählung der Kriege und Schlachten doch eigentlich nicht Geschichte sei, man strebt danach, die großen leitenden Gedanken, die die Entwickelung unseres Volkes bedingt haben, klar zu legen. So ist es gekommen, daß die Geschichtsforschung der letzten Jahre Wege eingeschlagen hat, die zum Theil schon früher begangen, später wild verwachsen, nun erst wieder neu aufgeräumt worden sind, zum Theil aber auch neue Wege bahnte, die — um im Bilde zu bleiben — durch Dickicht mühsam gehauen wurden, bisweilen zu lichten Höhen und weitumfassenden Aussichtspunkten führten, bisweilen aber auch, ohne ein solches Endziel zu erreichen, in der Einöde ausliefen. Vor Allem ist hier die Disciplin der Wirthschaftsgeschichte zu nennen. Eine Tochter der Nationalökonomie, hat sie sich zu selbständigem Schalten und Walten entwickelt, um sich von der Mutter, deren Haus sie verließ, als sie dem Historiker die Hand reichte, fast ganz zu emancipiren. Andere Zweige der Culturgeschichte waren schon länger gepflegt worden. Die Verfassungsgeschichte entsprang der engen Verbindung, welche seit dem Anfang unsers Jahrhunderts die Jurisprudenz mit der Geschichtsforschung einging; der Aufschwung des nationalen Lebens nach den Befreiungskriegen ließ die Literaturgeschichte entstehen; der Einfluß Goethe's und die Leichtigkeit des Verkehrs von Nation zu Nation, sowie die Erfindung, Naturkräfte zum Abbilden und Vervielfältigen nutzbar zu machen, die Kunstgeschichte. Auf das Gebiet der Alterthümer wies zuerst kein Geringerer, als Jakob Grimm, der mit Meisterhand in seinen zwei großen Werken, der „Deutschen Mythologie" und den „Deutschen Rechtsalterthümern", den Stoff angriff und aus den zahllosen Brocken, die von einstiger Habe übrig, über ganz Deutschland zerstreut umherlagen, einen Bau schuf, den wir noch heute bewundern, und dem wir in seiner Gesammtheit doch nichts Aehnliches, neu Geschaffenes, an die Seite stellen

können. Jakob Grimm hat auch zuerst darauf hingewiesen, daß ein uraltes Gemeinsames bei den Völkern, die zu Trägern der europäischen Cultur geworden sind, bestehe, daß dieses bis über die Zeiten historischer Erkenntniß hinausreiche, daß wir in der Sprachvergleichung den Schlüssel haben, der neue Räume, die man vorher nicht geahnt und nicht gekannt, eröffne. „Es rührt und stimmt heiter, wenn wir in der Urzeit denselben Herzschlag erkennen, der uns noch die wechselnden Gedanken der Stunde regelt." Damit hat Gustav Freytag in der Einleitung zu seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" den rothen Faden gekennzeichnet, der das Leben des Volkes und des Einzelnen seit Jahrtausenden durchzieht. Ihn aufzudecken ist Gegenstand der Culturgeschichte, ihr Studium somit sicherlich berechtigt. Freilich hat sich auch hier die häßliche Erscheinung unserer Zeit, der Dilettantismus, bisweilen recht breit gemacht, Halbwissen und flüchtige Arbeit ist oft genug anzutreffen.*) Aber dem stehen doch glücklicherweise eine ganze Reihe tüchtiger, ernster Schriften gegenüber, deren Verfassern das Lob gebührt, aufhellend nach besten Kräften mitgewirkt zu haben. Aus ihnen sei dies und jenes, was uns gerade vorliegt, herausgegriffen und kurz besprochen.

Das Material, das Johann Saß in seiner Schrift: „Deutsches Leben zur Zeit der sächsischen Kaiser" (Nr. 1) zu bewältigen hatte, war ungemein spröde. Man muß den Charakter unserer mittelalterlichen Geschichtsquellen erwägen, wenn man der vorliegenden Arbeit gerecht werden will. Verfasser hat sich das auch klar gemacht und selbst ausgesprochen. In der kurzen Einleitung weist er darauf hin, wie die historischen Quellen des 10. Jahrhunderts ausschließlich von Geistlichen geschrieben seien, die natürlich die Kirche und alles, was ihr anhängt, in den Mittelpunkt stellen, neben der politischen Geschichte und den Ereignissen, welche die Kirche betrafen, fast nichts anderes kennen, oft genug auf das Thun und Treiben der gewöhnlichen Menschen mit einer gewissen Geringschätzung herabblicken, nur gelegentlich und meist unbeabsichtigt einige Bemerkungen darüber einstreuen. Wir können hinzusetzen, die Geschichtschreibung des 10. Jahrhunderts ist durchaus local, auch im Raum eng begrenzt. Von Kunstdenkmälern, von Bauten, von all' dem Hausrath damaliger Zeiten ist so gut wie gar nichts erhalten. Die Schwierigkeiten, die der Verfasser zu bewältigen hatte, waren also groß. Muß er darauf verzichten, uns ein farbengetreues, auch in den einzelnen Strichen vollendetes Bild des 10. Jahrhunderts zu geben, so hat er doch eine scharfe Umrißzeichnung geliefert, die — wie eine gut gelungene Silhouette den Menschen, den sie darstellt, vor das innere Auge bringt — Eindruck macht und Erkennen ermöglicht. Aeußere Lebensbedingungen, Lebensweise und Lebensformen führt er uns auf diese Weise vor, das Haus, in welchem man lebt, die Gewande, in welche man sich kleidet, die Speisen und den Trank, die man genießt, den Umgang, den man pflegt, die Frauen und Kinder, die das Haus beleben, die Krankheiten, die unsere Vorfahren trafen, den letzten Gang, den sie nach Menschenlos zu gehen hatten. Wir müssen dem Verfasser Dank wissen für seine treue Arbeit, Dank auch für seine Enthaltsamkeit. Und wir verstehen ihn, wenn er am Schluß etwas resignirt sagt: „Dichterische Phantasie mag mit leichter Mühe das Wenige, das uns aufbehalten ist, zu einem farbenprächtigen Bilde des Lebens im Zeitalter der Ottonen zu gestalten; unserm Scheffel ist ein solches ja meisterhaft gelungen. Uns kam es darauf an, nur thatsächlich Ueberliefertes zu geben, und darauf fußend, das Vergangene gegenwärtig zu machen."

Noch mehr als das vorhergehend besprochene Werk schlägt das Buch, zu dem wir mit wenigen Worten Stellung nehmen wollen, in das Gebiet streng wissenschaftlicher Darstellungen ein. Für größere Leserkreise ist es bei seiner Mischung von Forschung und Darstellung nicht berechnet. Victor Menzel hat in ihm „Deutsches Gesandtschaftswesen im Mittelalter" (Nr. 2) behandelt. Erste Anregung gab der verstorbene Weizsäcker, die Ausführung ist das alleinige Werk des Verfassers, der sich vor die Aufgabe gestellt sah, das ganze Quellengebiet des Mittelalters durchzusehen und auszubeuten. Das ist eine Aufgabe, die schier die Kräfte des Einzelnen übersteigt, und leicht genug wird es den Nachforschenden werden, Ergänzungen beizubringen. Doch ist auch hier die wesentlichste Arbeit gethan, die Anfänge des Instituts, die noch in die römische Zeit zurückgehen, seine Entwickelung unter den kräftigen deutschen Kaisern, die endliche Ausbildung in den Epochen des Abschlusses des Mittelalters, in denen zugleich die Fundamente der Neuzeit liegen, treten uns deutlich entgegen. Es ist eine wirklich vorhandene Lücke unsers Wissens vom Verfasser glücklich ausgefüllt worden.

Das Werk zweier Brüder, Ernst und August Seraphim, aus dem deutschen Volksstamm, der an den baltischen Küsten für seine Nationalität gegen das Slawenthum den aussichtslosen Kampf führt, tritt uns in dem an dritter Stelle genannten Werk: „Aus der kurländischen Vergangenheit" entgegen. Wie lange wird es noch dauern, und deutsche Forschung hat in den Ostseeprovinzen auf immer aufgehört! Deshalb muthet uns jedes dort in der Muttersprache verfaßte Buch wie ein Abschiedsgruß zu! Zwei größere Arbeiten enthält der vorliegende Band. Die erste, von Ernst Seraphim verfaßte, betitelt sich: „Der Kurländer Wolmar Farensbach, ein Parteigänger und Verräther des 17. Jahrhunderts", die zweite, die August Seraphim geliefert: „Die herzoglose Zeit und ihre Vorboten 1655—1660". Wir stehen nicht an, die letztere für die bedeutendere Leistung zu erklären, aber eigentlich fällt sie

*) Dieser Vorwurf kann auch zum Theil nicht der von Christian Meyer herausgegebenen neuen Folge der „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte" erspart werden. Ich möchte ihn namentlich auf Herrn Meyer's Arbeiten angewandt wissen. So ist auch seine kleine als Heft 104 der deutschen „Zeit- und Streitfragen" erschienene Arbeit: „Die geschichtlichen Grundlagen des heutigen deutschen Bauernstandes" nichts als eine eilig zusammengestoppelte Compilation aus den Forschungen Anderer.

ganz aus dem Rahmen, den wir uns hier gespannt haben, sie ist eine streng politisch-historische Durchführung, enthält des Culturgeschichtlichen nur wenig. Die auf Befehl Karl Gustav's des Zehnten von Schweden im Jahre 1658 vorgenommene Gefangensetzung des Herzogs Jakob von Kurland, die Vorgeschichte derselben und die Schilderung seiner langen, von seiner hochherzigen Gemahlin Louise Charlotte, einer Schwester des Großen Kurfürsten, getheilten Haft, werden uns auf der breiten Grundlage eines reichen Quellenmaterials vorgeführt. Die erste Arbeit dagegen, eine Art von Biographie, entrollt uns durchaus ein Culturbild, freilich eins widerwärtigster Art. Man wird nach Durchlesung desselben sagen müssen, daß es selten einen größern Schurken gegeben hat, als jenen Wolmar von Farensbach, den Verfasser zu schildern unternommen hat. Ein Verräther an allem, was dem Deutschen heilig und theuer ist, tritt uns in Farensbach entgegen; um weltlicher Vortheile willen schwört er seinen Glauben ab und wird Katholik; ein Vasall des Polenkönigs Sigismund III., frevelt er ungestraft, Raub, Brand, Mord sind seine tägliche Losung. „In Livland sei es so weit gekommen, erklärt damals ein Zeitgenosse, daß ein rechtschaffener und ehrenhafter Mann kein Recht mehr finde, wenn seine Sache noch so unanfechtbar sei, mit geringen Kosten lasse sich jeder Todtschlag eines rigaischen Bürgers sühnen, gleich den stummen Thieren sei auch ihr Blut keinen Heller werth." Vom Herzog zum Gubernator während seiner Abwesenheit aus dem Lande ernannt, knüpft Farensbach hochverrätherische Verbindungen mit Gustav Adolf an, schon sind die Verträge aufgesetzt, da wendet er sich dem Polenkönig aufs neue zu und plant doppelten Verrath, dann in türkischer Kriegsgefangenschaft drei Jahre lang in einem festen Thurm bei Konstantinopel sitzend, endlich ausgelöst, versucht er sein Glück bei einer ganzen Reihe von Mächten, die in das Wirrsal des Dreißigjährigen Krieges hineingezogen waren. Wieder finden wir ihn noch einmal unter Gustav Adolf's Fahnen, dann sogar als Gesandten des Schwedenkönigs zu dem Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor. Der Verlust einer vom König ihm anvertrauten großen Summe soll ihn in das Lager Habsburgs verschlagen haben. Auch jetzt ließ der Verschwörer nicht von seiner Art, aufs neue suchte er mit den Schweden anzuknüpfen. Da erreichte ihn das Geschick! Er wird verhaftet, ein Rettungsversuch schlägt im letzten Augenblicke fehl, auf dem Blutgerüst endet der Abenteurer, auch hier erst nach einem verzweifelten Kampf mit den Henkersknechten. Am Tage darauf trifft der von seiner Gemahlin erbetene Pardon des Kaisers ein! „So endete Wolmar Farensbach, der verderbte Sohn einer aus den Fugen gegangenen Zeit, ein Mann, dessen Thun unserer Heimat nur Unsegen gebracht und der in seinem Leben das Wort Treue nie gekannt hat. Lange war sein Leben und sein Schicksal vergessen und begraben, als ein Bild, wohin Ehrgeiz und zügelloser Egoismus geführt, steigt sein Schatten wieder vor uns empor.

„Dieses Buch hat eine lange Geschichte." Mit diesen Worten beginnt Ludwig Geiger, der Verfasser des Buches „Berlin 1688—1840" (Nr. 4) sein Vorwort. Man kann sagen: dieses Buch umfaßt auch eine lange Geschichte. Wie in einem Spektrum laufen die verschiedenen Mühen um die Bildung des preußischen Staates in der Geschichte der Hauptstadt zusammen. Der prachtliebende Hof des ersten preußischen Königs, die Regierungszeit des großen Volkswirthes, des Schöpfers des preußischen Beamten- und Militärstaates, Friedrich Wilhelm des Ersten, das Zeitalter der Aufklärung — wie der Verfasser es nennt — unter Friedrich dem Großen bilden den Inhalt des ersten, bisjetzt allein vorliegenden Bandes. Es ist ein gewaltiger Stoff, dessen Bearbeitung hier in frischem Muthe unternommen und gewagt worden ist. Daß nicht alles gleich gut gelungen, daß manches nur angedeutet und nicht gleichmäßig ausgeführt werden konnte, daß auch Lücken und Fehler sich finden, liegt in der Natur der Sache. Aber es ist nicht Aufgabe der Kritik, zu mäkeln und sich an Kleinigkeiten krampfhaft zu heften, sie soll mehr den großen Zug im Auge behalten, der doch in jeder wissenschaftlichen Arbeit liegt. Und dieser ist doch auch hier vorhanden, oder es sind Ansätze zu ihm gemacht, wo allerdings bisweilen die Kraft des Verfassers versagte. Dazu kommt noch ein anderes. Das Buch ermüdet nicht beim Lesen, oft sehen wir feine Züge, reiche Beobachtung, ja die Freude des Verfassers an dem Stoffe selbst. So ist ihm denn auch die Schilderung der Personen, an denen er selbst Antheil nimmt, am Besten gelungen; die Königin Sophie Charlotte, Lessing, Moses Mendelssohn, die Karschin, Chodowiecki treten uns greifbar entgegen. Friedrich des Großen versatilen Charakter ganz zu fassen, ist Geiger weniger geglückt, am wenigsten befriedigt uns seine Darstellung Friedrich Wilhelm's des Ersten. Wie ganz anders hat diesen König unser verstorbener Karl von Noorden zu würdigen verstanden. Man schlage nur bei Geiger z. B. die Aufnahme der salzburger vertriebenen Protestanten auf. Wie farblos ist da alles! Einige Excepte werden aneinandergereiht, das „eigenste Werk" des Königs als von seinem Sohn Friedrich über Gebühr gepriesen bezeichnet. Aber warum führt Geiger gerade hier nicht die Worte Friedrich's vollständig an? Warum sagt er nicht, daß der König, wie sein Sohn schreibt, in preußisch Litauen im Anfang seiner Regierung zwölf bis fünfzehn entvölkerte Städte, vier- bis fünfhundert wüste Dörfer und ein verkommenes Land gefunden, und daß nun dank seiner Mühen und Sorgen eine halbe Million denkender Wesen (und von diesen bildeten die Salzburger einen bedeutenden Bruchtheil) dort ein menschliches Dasein und Glück gefunden hat, das sie allein dem König verdanken. Für Berlin und seine Entwickelung haben die Salzburger allerdings so gut wie gar keine Bedeutung gehabt. Aber der bloße Nützlichkeitsstandpunkt war es nimmermehr allein, der den König bei ihrer Aufnahme lenkte, es ist doch das tief innere protestantische Fühlen und Denken, das in erster und letzter Linie den Ausschlag gab. Zeuge dafür ist des Königs herrliches Wort: „Gottlob, was thut Gott dem

Hause Brandenburg für Gnade, denn dieses gewiß von Gott herkommt.“ Und ziemlich ungeschickt ist es vom Verfasser, an die Beschreibung von dem Einzug der Salzburger in Berlin mit den Worten: „unter denen, welche den salzburger Emigranten reiche Spenden boten, standen die Juden obenan“, eine Schilderung der Zustände der unter Friedrich Wilhelm in Berlin lebenden Judenschaft anzuknüpfen, die zudem mit den Worten eingeleitet wird: daß „während die Salzburger als liebe Gäste begrüßt wurden, die Juden das sauere Brod der Knechtschaft und der Fremde zu beißen hatten“. Wo in deutschen Staaten wurden die Juden damals als Gleichberechtigte angesehen? Noch unter Friedrich dem Zweiten war das nicht viel anders geworden; Geiger sagt selbst: „doch mußten die Juden in vielen Lebenslagen erkennen, daß sie ihren Mitbürgern keineswegs gleichgestellt waren. Sie hatten viele und schwere Lasten zu tragen, sie waren Verhöhnungen, ja Mißhandlungen ausgesetzt, sie konnten trotz redlichen Bemühens nicht erreichen, in Wahrheit Stadt- und Staatsbürger zu werden.“

Zu guterletzt ein Büchlein, das uns Freude macht, und das sich gewiß einen größern Freundeskreis erobern wird: „Culturstudien“ von G. Steinhausen (Nr. 5). Der Verfasser hat seine Befähigung, das weite Feld der Culturgeschichte zu bearbeiten, schon früher auf das vortheilhafteste durch sein Werk: „Geschichte des deutschen Briefes“ bewiesen. Jetzt fügt er sechs kleinere Abhandlungen zu einem Ganzen zusammen: „Der Gruß und seine Geschichte“; „Der mittelalterliche Mensch“; „Was man vor Zeiten gern las“; „Die deutschen Frauen im 17. Jahrhundert“; „Der Hofmeister“; „Naturgeschichte der heutigen Gesellschaft“. Unter diesen hat uns der Hofmeister am meisten behagt. Schon der Eingang ist meisterhaft. „In die absonderliche, vertrackte Welt des Rococo und die steife, nicht minder absonderliche Welt des Zopfes gehört wie ein unentbehrliches Möbel, wie ein überkommenes Inventarstück der Hofmeister, wie er sich lieber nennen hört, der adelige Hofmeister, der gehudelte, unfreie, superkluge, eingebildete Hofmeister.“ Wie lebendig tritt uns das Bild des Hofmeisters entgegen! Mit einer gewissen Wehmuth nimmt Steinhausen von ihm Abschied. „Damals wimmelte es von Originalen: die gehörten zur Signatur der guten, alten Zeit. Aber die gute, alte Zeit verschwand, und mit ihr verschwanden die Originale, auch die Originale unter den Hofmeistern und mit diesen die Hofmeister selbst. Sie paßten nicht mehr in die neue Welt und zu den neuen Menschen.“

Unsere Leser werden mit uns sich freuen über die mannichfachen Blüthen und Früchte, die das Studium der Culturgeschichte gezeitigt hat. „Greift nur hinein ins volle Menschenleben! Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt, Und wo ihr's packt, da ist's interessant“, das könnte man zum Motto nehmen für all' die besprochenen Bücher. Neben dem Leben des Staates ist das Leben der Menschen doch der lohnendste Vorberuf für den Geschichtsforscher. Und jede Forschung, die mit treuem Sinne nach Erkennen dieses Lebens strebt, hat ihre Berechtigung. Wilhelm Arndt.

Neue Romane und Novellen.

1. Dem Glück nach. Berliner Roman von Paul Oskar Höcker. Berlin, R. Eckstein Nachf. 1893. 8. 3 M.
2. Zweierlei Liebe. Roman von Max Viola. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt. 1893. 8. 4 M.
3. Am Abgrund. Roman von Gregor Samarow. Zwei Bände. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt. 1893. 8. 8 M.
4. Wandert aus. Erzählung von Maurus Jokai. Mit des Verfassers ausschließlicher Ermächtigung ins Deutsche übertragen von Ludwig Wechsler. Berlin, O. Janke. 1893. 8. 1 M.
5. Die Nachtigall. Erzählung von E. von Wald-Zedtwitz. Berlin, O. Janke. 1893. 8. 1 M.

Wieder ein berliner Roman, ein Versuch auf dem Felde, das unsere jungen Romanciers vor allem andern reizt. Aber ein Versuch, der ebenso wenig gelungen ist, wie alle übrigen der neuen Schule auf diesem Gebiete. Man kann sich über die Schwächen Paul Lindau's sehr klar sein und doch mit ruhigem Gewissen die Behauptung aufstellen, daß er noch immer die besten berliner Romane geschrieben hat. Der Grund dafür liegt klar am Tage: er schuf aus allseitiger Kenntnis des Lebens der Reichshauptstadt heraus, die er jahrelang mit offenen Augen durchwandert hatte; unsere Modernsten aber, die für ihn nur ein hochmüthiges Achselzucken haben, meinen, nachdem sie in einem recht kurzen Aufenthalt einen sehr kleinen Ausschnitt der Gesellschaft — und dazu meist einer recht fragwürdigen Gesellschaft — kennen gelernt haben, die genügende Basis für ihr Schaffen zu besitzen. Als wenn die Millionenstadt sich so im Handumdrehen meistern ließe, als ob die Zusammenstellung einiger mehr oder weniger krasser Geschehnisse aus dem täglichen Leben der Großstadt dazu genügte, diese selbst oder auch nur ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten zu schildern. Gewiß, es mag in Berlin auch solche Leute geben, wie sie Paul Oskar Höcker in seinem Roman „Dem Glück nach“ (Nr. 1) schildert; diesen praktischen Arzt David Rischgode und seinen Freund, den Maler Sponnagel, die draußen an der nördlichen Weichbildgrenze Berlins in einer elenden Hütte bei dem alten Leddihn wohnen müssen, weil sie kein Glück gehabt haben, und beide in seine Tochter Mile mit der schief sitzenden Taille und der wasserglänzenden Frisur verliebt sind; es mag in der dortigen Geldaristokratie mehrere solcher Ehepaare geben wie den alten Fabrikanten Hadra und seine schöne, verbrecherische Frau Margarit; selbst eine

so unwahrscheinliche Figur, wie den Medicinalrath, der die Mörderin ihres Gatten nicht der verdienten Strafe überliefert, wenn sie ihm ihre Gunst gewährt, selbst den wollen wir dem Verfasser einräumen. Aber gibt es denn in Berlin nur lauter solche Menschen und keinen einzigen anständigen Charakter, nur lauter Elend und Jammer und keinen einzigen Sonnenstrahl? Nach dem Höcker'schen Roman muß man das annehmen und diese eintönige Grau in Grau-Malerei ist ebenso verlogen und unwahr, wie die nur mit Frohsinn und Glück arbeitende Schönfärberei der Familienblattromane. Daß der Dichter uns das Häßliche schildere, wer will es ihm verwehren, aber daß er uns glauben machen will, es gäbe nur Häßliches, dagegen muß Protest erhoben werden, denn das ist unwahr und darum unkünstlerisch. Der Höcker'sche Roman fesselt nicht, er stößt ab, er macht einen widrigen Eindruck, und das ist um so mehr bedauerlich, als in dem Autor der „Kleinen Frau" und der „Thurmkäthe von Köln" das Zeug zu einem tüchtigen Erzähler steckt.

Wandelt Höcker in dem eben besprochenen Werk auf einem Irrwege, so steht es noch schlimmer um Max Viola, der in seinem Roman „Zweierlei Liebe" (Nr. 2) auf die Lüsternheit des Lesepublikums speculirt. Der Grundgedanke des Romans ist an sich so übel nicht. Zweierlei Liebe stellt der Autor einander gegenüber und definirt sie folgendermaßen:

> Die sinnliche Liebe ist die gefährliche; sie ist geradezu entsetzlich. Eine Liebe, bei welcher kein Idealismus, keine Poesie, nicht das geringste edle Gefühl mitwirkt, wo blos das wilde, heiße Verlangen spricht, wo man nicht daran denkt, in einer einsamen Hütte liebend und geliebt zu leben, sondern den geliebten Gegenstand besitzen will um jeden Preis, blos um ihn zu besitzen; ihn eher zerfleischen möchte, wie Hyänen eine Gazelle zerfleischen, als ihn einem andern überlassen; wo nicht mehr der Mensch, sondern das wilde, wahnsinnige Thier im Menschen spricht, das wilde Thier, welches kein anderes Verlangen kennt, als das geliebte Weib zu besitzen; wo man Ehre, Ansehen, Vermögen, Eltern hinwirft, wenn es sein muß — das, lieber Freund, ist die gefährliche Liebe. Und diese Liebe bleibt einem blasirten Menschen selten erspart. So lange der gute Engel im Menschen nicht erstickt ist, so lange liebt man mit Idealismus, wenn aber der gute Engel verjagt wurde, dann herrscht das wilde Thier allein, und wehe, wenn Nero zu lieben beginnt. Uebrigens ist die Liebe des guten Engels ebenfalls keine ideale, sie ist blos sanfter als die andere, doch hat auch sie ihren Egoismus. Liebe ist stets die Sehnsucht, einen Gegenstand, welcher eine besondere Anziehungskraft auf uns ausübt, zu besitzen.

Der Contrast zwischen der idealen und der rein sinnlichen Liebe ist in der That wie geschaffen dazu, einem Dichter Gelegenheit zu der feinsten Seelenmalerei zu geben und wird daher immer aufs neue wieder zum Vorwurf genommen werden. Die Art aber, wie Viola diesen Vorwurf verwerthet, ist nicht dazu angethan, ihm Lorbern zu gewinnen. Der „Held" seines Romans ist ein Journalist, der aus gediegenen Verhältnissen heraus in die große Welt tritt, in seiner Laufbahn sein Glück macht, aber moralisch Schiffbruch leidet. Die raffinirten Genüsse, an denen er sich übersättigt, machen ihn unfähig zum Genuß einfacher Freuden; er bildet sich zum Gourmand der Eleganz aus, so, daß ihn der Anblick „eines Stücks blütenweißer Seidenröcke und tadelloser Stiefelchen" in einen Zustand versetzen, in dem es „in seinem Gehirn zu hämmern beginnt und sich auf seine Augen ein leiser Schleier legt", während er seine Jugendgeliebte aufgibt, weil sie „Halbschuhe mit dicken Sohlen und selbstgestrickte weiße Strümpfe trägt." Er verliebt sich in ein Weib, für das die Bezeichnung „Dirne" noch zu gut erscheint, und wird durch ihre Abweisungen in einen Zustand der Raserei versetzt, in dem er den Entschluß faßt, sie zu tödten. Den Revolver in der Tasche, geht er zu ihr — da tritt der Rückschlag ein. Wie der Verfasser den motivirt, ist bezeichnend: das Weib, von ihren bisherigen Anbetern im Stich gelassen und mishandelt, klammert sich an den bisher zurückgewiesenen mit den Worten: „Nun habe ich niemand, niemand mehr als Sie!" Und da bekommt er die Empfindung des Ekels vor ihr. Warum? „Ihr Haar hatte sich gelöst und hing ihr wirr ins Gesicht; an einigen Stellen war es sogar (!) von den Thränen festgeklebt. Sie blutete von den Lippen, das eine Auge war blau unterlaufen. Ihr Kleid war zerrissen und beschmutzt. Von einem Fuße war der Pantoffel herabgeglitten und auch der Strumpf hing ihr lose am Bein .... Und dabei preßt sie Arthur stets fester an sich und beschmutzte seinen tadellosen Rock mit Blut und Thränen." Und weil er also das Weib im tiefsten Elend sieht, so ekelt es ihn vor der, die er eben vor wahnsinniger Liebe tödten wollte, und er macht sich aus dem Staube, wie ein Schulbube, übersteht glücklich ein Nervenfieber und heirathet dann seine Jugendgeliebte, der seine Mutter inzwischen seine Stiefelchen gekauft hat, wie der Autor ausdrücklich erzählt. So werden die Schilderungen sexueller Verderbtheit mit einem Schluß versehen, wie ihn die selige Marlitt nicht besser und rührender erfinden konnte, und das Ganze nennt sich dann moderner Roman.

Wenn die neue Schule nichts besseres zu produciren wüßte, darf sie sich wahrlich nicht darüber beklagen, daß die Leser sich lieber an die Autoren halten, die nach wie vor das alte Spiel treiben. Gregor Samarow ist nicht meine Liebhaberei, aber sein zweibändiger Roman „Am Abgrund" (Nr. 3) ist wirklich gegenüber dem Viola'schen Opus eine Erholung. Große Probleme werden natürlich nicht darin aufgeworfen, Psychologie bleibt ganz aus dem Spiel, es wird nur lustig drauf los fabulirt, aber unterhaltend und fesselnd, und wir bewegen uns dabei in einer Gesellschaft, die nicht ausschließlich aus brüchigen und verlotterten Existenzen besteht. Der Held des Romans ist der junge Graf Stanislaus Krassowsky, dessen Lebensweg „am Abgrund" hier Samarow uns schildert. Der Roman spielt in jenen Jahren der Gärung, in denen Bakunin und Herzen von Frankreich aus eine Revolution in Rußland ins Werk zu setzen sich bemühten; die ersten Kapitel führen uns nach Paris, wo durch das Verbot des Reformbankets der liberalen Deputirten durch die Regierung

Louis Philipp's Unruhen ausgebrochen waren, und an den Hof des Fürsten Adam Czartoryski. Dort bewegt sich als gern gesehener Gast Graf Krassowsky, in heißer Liebe zu der schönen Marquise von Romaincourt entbrannt und doch ehrenhaft genug, diese Liebe zu der Gattin eines andern in Schranken zu halten. Wir begleiten ihn auf seiner Rückkehr in die Heimat zu seiner Mutter, von deren Seite ihn bald das Machtwort des Czaren Nikolaus nach Sibirien schleudert. Wir werden mit seinem Leben in Wjatka bekannt gemacht, wo er im Hause des Gouverneurs freundliche Aufnahme und in dem Grafen Kranitzky einen Freund findet. Jeljena, des Gouverneurs liebliche Tochter wird von ihm angezogen, aber er bleibt seiner Liebe zu Virginie treu. Wir folgen ihm dann auf seiner Flucht, kehren mit ihm bei den Sektirern ein, wo ihn die stolze Jewa Matsejewna vergeblich zu fesseln sucht und geleiten ihn nach Deutschland, von wo er mit List zurückgelockt wird, um beinahe für immer in den Einöden Sibiriens begraben zu werden, wenn nicht die inzwischen zur Witwe gewordene Virginie sein rettender Engel würde, mit der er dann glücklich vereint, Rußland verläßt, um ein neues, schöneres Leben zu beginnen. „Am Abgrund" ist kein Buch, das zum Denken anregt, aber es ist recht geeignet, dem Leser über ein paar müßige Stunden hinwegzuhelfen und ihn angenehm zu zerstreuen.

Die Zeit, in der man das Erscheinen eines neuen Werkes von Maurus Jokai mit Interesse entgegensah, ist längst vorüber, der ungarische Dichter befindet sich längst auf dem absteigenden Ast seiner Bahn, und das, was früher Eigenartiges an ihm war, ist jetzt unnatürlich und bizarr geworden. Das gilt auch von seiner Erzählung „Wandert aus" (Nr. 4), die Ludwig Wechsler in ein ziemlich mittelmäßiges Deutsch übertragen hat. Jokai ist ein glühender Patriot, ein Chauvinist sogar, und von seinem Ungarlande ruft er mit Vörösmarty: „Auf dieser weiten Welt ist außer hier für dich kein Raum!" Und in diesem Sinne hat er auch sein neuestes Buch geschrieben.

„Wandert aus!" — ruft er in der Einleitung — Wenn das Herz nichts mehr fühlt, da es dieses Wortes gedenkt, — wenn das Vaterland nur dann geliebt sein soll, wenn dies Genuß und Ruhm bedeutet, die Heimatliebe Bitterniß heißt, — wenn der sich Entfernende keine Stimme im Herzen hört, die da flüstert: „bleib, bleib!", wenn Ihr mit Euch im Reinen seid, Euch überzeugt habt, daß Ihr hier zu Hause nichts mehr zu nützen vermögt, wenn auch der letzte Funke der heiligsten Hoffnung in Euerm Busen erlosch, wenn Ihr nichts und niemand mehr liebt, der hinter Euch zurückbleibt, dann — wandert aus! .... Wer hierunter nichts anderes, als das Wechseln des Klimas versteht, wer von der Grenze zurückzublicken vermag, ohne daß die Augen überlaufen, wer außer dem Reisegepäck keine sonstige Last trägt, wer keine Lust hat, den bewölkten Zeiten muthigen Antlitzes entgegenzublicken und nur den Sonnenschein sucht, der ist ein glücklicher Mensch und thut wohl daran, wenn er uns im Stiche läßt, die wir bestimmt sind, alles zu ertragen, immer zu rackern und das alte Herz bis zum Tode zu behalten.

Wenn nur die Erzählung selber so vortrefflich wäre, wie die Vaterlandsliebe, die aus diesen Zeilen spricht! Es ist eine Geschichte in Briefen, von drei Personen, die aus Europa nach Amerika ausgewandert sind, einer Dame, Leona, deren Familie infolge eines drückenden moralischen Zwanges das Land verließ, einem Adeligen, Ladislaus von Hurday, der übers Meer ging, weil er bei der Beförderung übergangen wurde, und einem „seinem Jahrhundert an Jahren vorangeeilten, ideenreichen, genialen Deutsch-Franzosen, dessen einziger Fehler darin besteht, daß er nicht nach hundert Jahren oder aber gar nicht geboren wurde". An den Schicksalen dieser Menschen will Jokai nun den alten Satz „Bleibe im Lande und nähre Dich redlich" aufs neue erweisen und das Weltbürgerthum lächerlich machen. Allein dabei begegnet ihm das Unglück, daß er die Farben zu dick aufträgt und uns unmögliche Charaktere mit unglaublichen Schicksalen vorführt, denen gegenüber wir zweifelnd und theilnahmslos bleiben müssen. Allenfalls mag der Naturbursche Ladislaus noch passiren; die schöne Leona mit ihrer Familie gehört in die Kategorie derjenigen Leute, die man gelegentlich mit dem milden Ausdruck „überspannt" bezeichnet. Und der Citoyen Kurz, der bei den Mohawks seine Colonie Ikaria gründet, Rainweiden für Indigo, wilde Sträucher für Zuckerrohr hält, eine Indianerin zur Gemahlin nimmt, die Jokai als Typus aller Scheußlichkeit schildert und begeistert von ihren Reizen schwärmt, kurz ein Mensch, der auf der einen Seite vollgesogen ist von allermodernsten Ideen, auf der andern Seite aber ein Träumer, wie sie selbst in der Zeit, als der Großvater die Großmutter nahm, mit der Laterne bei Tage nicht mehr gefunden werden konnten. Verwundert fragt man sich, warum so etwas übersetzt wird.

Die Erzählung von E. von Wald-Zedtwitz, welche den Titel „Die Nachtigall" (Nr. 5) trägt, hat derselbe Verfasser im Jahre 1883 bereits einmal im Verlage der Norddeutschen Druckerei und Verlagsanstalt unter dem Titel „Das Pfarrhaus in Lappland" erscheinen lassen. Wenn diese Namensänderung überhaupt beliebt wurde, so wäre es zum mindesten schicklich gewesen, sie als solche in einer Notiz ausdrücklich bekannt zu geben. Im übrigen gehörte die Arbeit damals, wie heute, zum unbedeutendsten Lesefutter, und wir erwähnen sie nur, damit nicht etwa jemand, durch den neuen Titel verleitet, sich das Werk des Herrn Majors zum zweiten Male käuflich erstehe.

Karl Müller-Rastatt.

Dramatische Werke.

1. Joachim von Brandenburg. Schauspiel in fünf Acten von Max Meßner. Berlin, Julius Lieber. 1893. 8. 2 M.

Im vorigen Jahre erlebte dieses Stück seine erste Aufführung in Berlin, bei einer kurzen und hoffnungslos gescheiterten Theaterunternehmung. Damals fiel das frische Talent beinahe auf, mit dem der jugendliche Verfasser ein Stück vaterländischer Geschichte dramatisirt hatte, und der Beifall, der freilich ebenso schnell gespendet, wie schnell vergessen wurde, durfte den Verfasser wol beglücken. Dieser spurlos vorübergehuschte Erfolg sollte ihn aber daran erinnern, daß ihm das Beste und Schwerste noch zu erreichen übrigbleibt, falls er einmal ernstlich daran denken sollte, aus eigenen Mitteln ein Drama zu schreiben, das seinen Werth in sich selber trägt. In dem vorliegenden Stück haben wir nichts als eine begabte Schülerarbeit in den Händen, die um so tiefer steht, als ihr Vorbild eben nur knapp an die Grenze des Künstlerischen heranreicht. Joachim von Brandenburg ist eine sklavische Nachahmung Wildenbruch'scher Hohenzollerndramen. Wie weit diese Nachahmung bewußt ist, mag unerörtert bleiben; jedenfalls spricht der kühle, manchmal recht trockene Theaterverstand, mit dem Meßner seine Scenen baut, eher für eine bewußte Anlehnung als für eine zufällige Annahme der Wildenbruch'schen Technik. Etwas Eigenes hat Meßner in diesem Stück überhaupt nicht zu sagen, die wenigen theatralisch wirksamen Motive kann man ohne Mühe aus den „Quitzow's" und dem „Neuen Herrn" herzählen. Sämmtliche Figuren weisen von intimer Charakterzeichnung so gut wie nichts auf, und wie sollten sie dies auch, da sie doch im Grunde nichts anderes sind, als Copien von Gestalten, denen selber ein inneres Leben im künstlerischen Sinne fehlt. Auch der Geist, der in Meßner's Stück weht, ist nicht eigener, sondern geborgt: es ist jener neudeutsche Geist der Fürstenschmeichelei, dessen Duft so missfällig aus unserm Schriftthum emporzusteigen beginnt. Da sind bei Wildenbruch, Meßner u. s. w. immer wieder Fürsten im Mittelpunkt, großartige Naturen, die das Gemeine bändigen und dem Wahren und Edeln zum Siege verhelfen: sie sind übergossen von den Strahlen des Gottesgnadenthums und doch gar nicht stolz; sie sind jung, schön und blos in der ersten Zeit etwas wild, — ach, man hat sie recht satt, diese ewigen, mehr oder minder plumpen Huldigungen, die sich im Grunde doch an eine recht moderne Adresse wenden. Kein junger, wahrhafter Künstler wird darin dem Vorgang Wildenbruch's folgen, so wenig wie er sich der Schaar anschließen wird, die der Hefe des Volks ihre literarischen Huldigungen bringt. Die Scene in vorliegendem Stück, in welcher der junge Kurfürst die Pest bezwingt, ist ekelhaft und lächerlich. Selbst in vaterländisch wohlgemeinten Stücken darf man solche Scenen nicht bringen. Im einzelnen verletzt an allen Enden bald eine gewisse Roheit der Kunstbehandlung, bald ein grelles, mühsam ins Sensationelle gezogene Motiv. Bisweilen stachelt sich die Sprache selbst zu größerm Schwunge an, durch höchst naive Wiederholungen desselben Wortes, wie: „Gott, Gott", „Mann, Mann", „Kurfürst, Kurfürst" u. s. w. Geschmacklos sind ebenfalls die häufigen Wiederholungen: „Mein Schwert!" — Mit Waffen wird überhaupt in knabenhafter Weise in Meßner's Stück gerasselt. Eine Probe schlechtesten Ritterdramenstils ist folgende Stelle:

Hier ist dein Höllentrunk!
Wär' jeder Tropfen zehnfach Gift und würde
Zerfressend deine schwarze Schurkenseele
Dir in den gier'gen Schlund geträufelt!!

Eine ganze, versunkene Welt von Dramen liegt in diesen wenigen Zeilen; kaum glaubt man, daß dergleichen noch gedichtet wird. Daneben finden sich — zur Steuer der Wahrheit sei's gesagt — hier und da auch bessere, einfachere, nur meistens um so kälter berechnete Stellen. Nicht immer aber ist der kühle Verstand bei der Hand, und einige tolle Ungeschicklichkeiten sind stehen geblieben, so z. B. die folgende, im Anfang des ersten Acts. Ein Bittsteller wird nicht zum Kurfürsten gelassen. Er bleibt im Zimmer stehen und jammert einen kurzen Monolog. Natürlich kommt der Kurfürst dazu. Ach, sagt der Bittsteller im Selbstgespräch, ich will nach Haus zurück,

ein heis'rer Rabe krächz' ich meine Botschaft:
Legt Euch ins Grab, ins Grab!

Der Kurfürst fragt selbstverständlich:

Wer soll ins Grab sich legen?

Der Bittsteller: Die Berliner.

Welch' ungewollte Komik! Besser und ernsthafter sollte man doch selbst im Ritterschauspiel die Personen einführen. Das Ganze hält sich fast durchgängig auf der Höhe, die durch diese Proben im allgemeinen angedeutet ist. Für die Bühne zeigt sich ein handfestes Talent. Die Kunst wird bei Meßner wohl kaum auf ihre Rechnung kommen.

2. Der Bauernkrieg. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Brombacher. Leipzig, W. Friedrich. 1893. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Keller's Bild. Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Brombacher. Leipzig, W. Friedrich. 1893. 8. 1 M. 50 Pf.

Ebenfalls zwei Ritterschauspiele, erfüllt von der schwarzen Tücke elender Bösewichte und der innigen Minne zarter Jungfrauen. Aber angesichts dieser Puppen mit den angeklebten falschen Bärten und den obligaten langen Locken will mir denn doch die derbe, aber wenigstens im Handwerk ziemlich gewandte Art des Herrn Meßner besser gefallen. Es steckt in diesem wenigstens mehr Rasse als in dem von allen guten Geistern der Kunst verlassenen Herrn Friedrich Brombacher. Trotz einer ziemlich reichen Erfahrung in dilettantischen Albernheiten will mir keine einfallen, die der folgenden Einleitung einer Liebesscene bei Brombacher zu vergleichen ist. „Waldvögelein", ruft die sinnige Mechtilde in einem Selbstgespräch:

Waldvögelein, wo bist du nur? Komm' her,
Mußt mich betrachten. Sprich, gefall' ich dir?
Du sagst kein Wort, bin ich nicht schön? Da muß
Ich doch im nahen Bache mich besehen.

Nun eilt sie fort. Sie trifft plötzlich mit dem Helden, der auf dem Pferde sitzt, zusammen. Das Pferd erschrickt und wirft den Reiter ab. Die Jungfrau hebt ihn auf. Der Jüngling fragt: „Wo bin ich?" — Und die Liebesscene beginnt. An derartigem unheilbaren Dilettantismus ist jedes Wort des Tadels nutzlose Verschwendung.

4. Chryssoulas Liebe. Bühnendichtung in drei Acten von Hermann Friedrichs. Leipzig, O. Mutze. 1893. 8. 1 M. 20 Pf.

Auf einer andern Stufe wie die vorbesprochenen Stücke steht unzweifelhaft Hermann Friedrichs' Drama „Chryssoulas Liebe". Es ist aus einer tiefern und reichern Empfindung herausgeschaffen als die übrigen; es lassen sich zahlreiche Keime psychologischer Ergründung der Gestalten erkennen, kurz, es ist ernsthaft zu nehmen und verdient einen andern Ton der Besprechung wie die unmittelbar vorher erwähnten dramatischen Producte. Nur wird deshalb jeder Fehler des Friedrichs'schen Stückes schärfer gerügt und das Gesammturtheil vielleicht ein weit verdammenderes werden müssen, als bei den minderwerthigen Stücken. Die Vorliebe des Dichters für exotische Umgebung, die bereits in der „Sicilianerin" zu bemerken war, ist in dieser Bühnendichtung zu einem geradezu verschwenderischen Aufgebot von Natur- und Farbenstimmungen geworden. Der griechische Frühlingsabend, die ambrosische Nacht in einem Garten Athens und endlich der Morgen, bei dem die Sonne über die Bucht von Salamis blinkt, sind und bleiben nur äußerliche Stimmungshülfsmittel, über deren Werth sich Friedrichs nicht täuschen darf. Auf dem Theater ist dergleichen Stimmung, wenn sie gelingt, ein Verdienst des Obermaschinenmeisters, dessen Anrecht auf den Parnaß aber ein recht mäßiges sein sollte. In so anspruchsvoller Umrahmung fällt jede Unnatur in den innern Vorgängen um so greller auf, und die Schwäche des eigentlichen, dramatischen Könnens, die sich stellenweise sehr bemerklich macht, sucht sich umsonst zu verbergen. So ist mir, um aus der Fülle von Beobachtungen dieser innern Schwäche einige Beispiele anzuführen, der Umstand besonders aufgefallen, daß Friedrichs nicht ohne den dramatisch elenden Behelf des Beiseitesprechens auskommen kann. Wiederholt und in künstlerisch sehr sträflicher Weise muß eine Person etwas beiseite sprechen, was für das Verständniß äußerst wichtig ist. Ich kann Friedrichs nur empfehlen, so schnell als möglich die moderne Technik, die übrigens jederzeit modern war, die Technik des Errathenlassens, des sich unbewußt Exponirens, zu erwerben. Vielleicht lernt Friedrichs dann auch den Monolog entbehren, der in der Art, wie er von dem Verfasser gebraucht wird, auf der Bühne der Neuzeit keine Duldung verdient. In der selbstverständlich erscheinenden Umgehung eines beiseite gesprochenen Satzes, in dem scheinbar absichtslos erfolgten Selbstverrath eines verborgenen Charakterzuges steckt mehr ernste Kunstarbeit als in langen, überhitzten Monologen. Es gibt auch Kenner. Unscheinbare Kunst gewinnt sie am ehesten. Ganz zu verwerfen ist natürlich das Belauschen eines Dialoges oder gar eines langen Monologes. Der letztere Fall ist absolut kindisch und unwürdig eines modernen Autors. Wiederholt aber läßt Friedrichs seine Personen einander im Selbstgespräch oder im Gespräch belauschen. Ist es nicht ein Zeichen von dichterischer Schwäche, wenn dabei der Dramatiker in einer Nebenbemerkung angibt, daß der Lauscher „verschiedene male Miene macht, in die Handlung einzugreifen, daß er aber immer wieder, wie von unsichtbarer Hand (!) zurückgehalten oder, ein neues Schreckniß fürchtend (!), davon absteht?" Noch stärker und geradezu als eines Poeten unwürdig ist die Stelle zu verurtheilen, wo der Verfasser gelassen hinschreibt: Der Zuschauer soll durch das „Spiel" der betreffenden Schauspielerin „erst an dieser Stelle die Gewißheit erlangen, daß Chryssoula . . keine unbescholtene Jungfrau mehr ist." Einer derartigen Leichtigkeit im Ueberwinden von Schwierigkeiten, wodurch der Schauspielerin zugeschoben wird, was die beste Arbeit des Dichters sein sollte, muß entschieden entgegengetreten werden, wenigstens bei denen, die es anders machen könnten. So dürfte sich auch in Bezug auf die Sprache Friedrichs nicht folgenden papierdeutschen Satz in seinem nächsten Kunstwerk erlauben:

Im übrigen aber werde ich Spiro eben keine Gelegenheit geben, Verdacht zu schöpfen, und das wird mir ja um so leichter, als ich längst zu der Ueberzeugung gekommen bin, daß Diamantopoulos mich geflissentlich meidet, weil er während unserer kurzen persönlichen Bekanntschaft, deren Vermittelung mein armer Bruder Memnon leider mit der Verbannung nach Frankreich büßen mußte, gefunden haben mag, daß ich ihm geistig nicht ebenbürtig bin.

Abscheulich! Das soll ein Mensch, ein handelnder Mensch, ein griechisches Mädchen sprechen? — Auch davor wird Friedrichs wohl ein ander mal zurückschaudern, mitten in prosaischer Wechselrede die Liebeserklärung des Helden plötzlich in Reimen und Trochäen klingeln zu lassen (sogar die Reime Herzen und Schmerzen schenkt uns der Schäker nicht!). Der Fehler, der Geschmacklosigkeiten sind im einzelnen noch sehr viel. Im eigentlich Dichterischen, d. h. in der Charakteristik sind ähnliche Irrungen und Wirrungen vorhanden — aber wie sie alle besprechen? Es ist unmöglich. Doch vielleicht hat der Umstand, daß an diesem Stück gerade auf Einzelheiten eingegangen worden ist, dem Verfasser gezeigt, daß, wenn auch nicht das vorliegende Stück, so doch das Streben und Empfinden des Urhebers sich über jene Gewöhnlichkeit erhebt, die selbst nicht einmal zum Widerspruch reizen kann. Friedrich Kummer.

Feuilleton.

Wir geben heute unsern Lesern Bericht über einige neue Erscheinungen historischer und literarhistorischer Art in Frankreich.

Der vielgefeierte Professor Emile Deschanel hat bei Calman Lévy in Paris ein zweibändiges Werk über Lamartine veröffentlicht. Bekanntlich ist der Verfasser des „Jocelyn" heute da, wo er nicht schon überhaupt vergessen ist, vielfach der Gegenstand unfreundlicher Kritik, die sich nicht nur auf seine poetischen Werke, sondern mehr noch auf seine politische Thätigkeit erstreckt. Deschanel kennt die Gesichtspunkte dieser Kritik genau; er ist auch objectiv genug, ihr die Geltung da nicht zu bestreiten, wo ihre Gründe unzweifelhaft stichhaltig sind; aber er hat das Verdienst, doch auch die Lichtseiten eines Mannes wieder herauszukehren, der viel geirrt hat, aber dessen Irrthümer aus dem Willen zum Guten entstanden sind. Es ist eine maßvolle Apologie Lamartine's; eine Apologie, die besonders durch die wohlwollende und feinsinnige Hervorhebung des wirklich Werthvollen wirkt, das Lamartine hinterlassen hat. Daß das Buch eine stilistische Leistung ersten Ranges ist, brauchen wir denen nicht zu versichern, die den Namen des beliebten Conféreneiers kennen.

Ein sehr lesenswerthes Buch hat die Buchhandlung von Fischbacher in Paris veröffentlicht: „Littérature anglaise et philosophie", von J. Milsand. Es sind Aufsätze, die in den Jahren 1849—75 in der „Revue des deux mondes" erschienen sind und die nun die Familie des verstorbenen Verfassers in einem Bande zu vereinigen für angezeigt gehalten hat. Milsand ist der erste Franzose gewesen, der in Frankreich die literarischen Erscheinungen Englands nach Byron bekannt gemacht hat. Die Aufsätze behandeln Tennyson, Elisabeth Browning, Edmund Reade, William Smith, Thomas Campbell, George Darley.

Doctor Robinet hat seinen werthvollen Biographien von Danton und Auguste Comte eine ebenso werthvolle von Condorcet folgen lassen: „Condorcet, sa vie et son œuvre 1743—1794" (Paris, Quantin). Condorcet ist im letzten Jahrzehnt wieder viel genannt worden. Seine weitreichenden Ideen über die Erziehung der Jugend und über die Organisation der Schulen haben die große Volksschulreform Ferry's befruchtet; und seine Geschichtsphilosophie, wie sie in der „Esquisse de progrès de l'esprit humain" niedergelegt ist, haben auch Deutsche gewürdigt, wie Bernheim und Rocholl. Er ist einer der arbeitsamsten Männer der Revolution gewesen, und daß seine zahlreichen Projecte in den Archiven zu langem Schlummer niedergelegt wurden, ist mehr die Schuld der stürmischen Zeitläufte als die ihrer Eigenschaften gewesen. Robinet schildert uns auf Grund trefflichen, zum Theil ganz neuen wissenschaftlichen Materials das Leben und die Wirksamkeit Condorcet's; und wer sich hinfüro mit der Geschichte der französischen Revolution, zumal der Gedanken, die diese gewaltige Epoche gezeitigt hat, beschäftigen will, wird sich des Studiums dieses neuen Buchs gar nicht entschlagen können.

Für uns Deutsche ist von besonderm Interesse das Buch des Professors Ernest Lavisse: „Le grand Frédéric avant l'avènement" (Paris, Hachette). Lavisse hat in einem frühern Bande die Jugend Friedrich's des Großen erzählt, das packende Drama vom Vater und Sohn, und ist mit einer für einen Fremden durchaus anerkennenswerthen Gewissenhaftigkeit und Verständnißfähigkeit den Momenten gerecht geworden, die den Knaben und Jüngling gebildet haben. Der zweite Band dieses Werks, das sich ohne Zweifel zu einer Biographie Friedrich's des Großen erweitern wird, steht durchaus seinem Vorgänger nicht nach. Es war Lavisse darum zu thun, zu zeigen, wie an die Stelle der gewaltsamen Erziehung durch den Vater die bewußte Selbsterziehung des werdenden Mannes tritt. Lavisse ist sicherlich der beste Kenner der preußischen Geschichte in Frankreich; er hat lange genug in Deutschland gelebt und studirt, um die allgemeine, zur Beurtheilung eines solchen Stoffs nöthige Kenntniß deutschen Wesens zu besitzen; und wir müssen ihm, der in seinem sonstigen Wirken sich bekanntlich nicht als unser guter Freund zeigt, doch zugestehen, daß er seine Aufgabe in einer Weise gelöst hat, die der Würde des Gegenstandes durchaus angemessen ist.

Ebenfalls für uns sehr merkwürdig ist das Buch von Arthur Chuquet: „Wissembourg" (Paris, Léopold Cerf). Chuquet, der sich bekanntlich schon durch seine treffliche Ausgabe von Goethe's „Götz von Berlichingen" als ein ausgezeichneter Kenner des deutschen Schriftthums bekannt gemacht hat, ist an deutschen Forschungsmethoden geschult, und hat diese Methoden mit Glück in den beiden ersten Bänden seiner „Guerres de la Révolution" auf Custine's Feldzug in Deutschland und die — auch durch Goethe bekannte Belagerung von Mainz angewendet. Er erzählt in dem neuen Bande die Unternehmung der französischen Rhein- und Moselarmeen und legt mit rühmlichster Objectivität und rücksichtslosester Wahrheitsliebe dar, wie diese Armeen völlig kriegsuntüchtig und „dem Untergange geweiht" gewesen wären, wenn nicht die Uneinigkeit der Verbündeten selbst diese Folge abgewandt hätte. Das Buch bildet eine neue Kriegsgeschichte der Revolution; es räumt, wie das Taine gethan hat, mit all den Legenden auf und dient in wünschenswerthester Weise einer nüchternern Geschichtsbetrachtung bei unsern Nachbarn.

— Im Sommer 1891 hatte der Ehlermann'sche Verlag in Dresden drei Preise für die beste Goethe-, Jahn- und Stein-Biographie ausgesetzt. Das Ergebniß ist am 1. October d. J. mitgetheilt worden. Den ersten Preis für die Goethe-Biographie hat R. M. Meyer, Privatdocent in Berlin, erhalten, für die beste Jahn-Biographie ist die von Fr. Guntram Schultheiß in München von den Preisrichtern erklärt worden, und den Preis für die Stein-Biographie hat Friedr. Neubauer in Halle a. S. erhalten.

— Von dem bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Werke: „Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen" von A. Bolze sind der vierzehnte und funfzehnte Band erschienen.

— „Bekannte Gesichter" heißt das neueste Werk von Ilse Frapan, das noch im October bei Gebrüder Paetel in Berlin erscheinen wird.

— Von Seartazzini's „Dante-Handbuch" (Leipzig, F. A. Brockhaus) ist soeben eine englische Ausgabe von A. J. Butler erschienen unter dem Titel „A Companion to Dante" (London, Macmillan u. Comp.).

Bibliographie.

Frankenstein, Hermine, Dämonische Mächte. Roman. 2 Bde. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt. 8. 8 M.

Glaser, Marie von, Zittergras. Skizzen und Novelletten. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt. 8. 4 M.

Golm, R., Das Einmaleins des Lebens. Roman. Dresden, E. Pierson. 8. 3 M. 50 Pf.

Hoffmann, P., Beówulf. Aeltestes deutsches Heldengedicht. Aus dem Angelsächsischen übertragen. Züllichau, H. Liebich. Gr. 8. 3 M.

Körner's Werke, herausgegeben von Zimmer. 2 Bde. Leipzig, Bibliographisches Institut. 4 M.

Lesimple, A., Aus dem Reiche der Frau Musika. Von Mozart zu Mozart. Leipzig, C. Reißner. 8. 1 M.

Mackay, Die letzte Pflicht. Berlin, S. Fischer. 4 M.

Stümcke, H., Präludien. Gedichte. München, Dr. E. Albert u. Comp. 8. 2 M.

Widmann, Dr. S., Geschichte des deutschen Volkes. 1. Lfg. Paderborn, F. Schöningh. 8. 40 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dante-Handbuch.

Einführung in das Studium des Lebens und der Schriften

Dante Alighieri's.

Von

Dr. G. A. Scartazzini.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

Der erste Danteforscher der Gegenwart bietet in diesem Werke eine für das grössere Publikum berechnete ausführliche und authentische Darstellung des Lebensganges und der Persönlichkeit Dante's, an welche er eine eingehende geistvolle Würdigung der Werke des Dichters, insbesondere der „Göttlichen Komödie", anschliesst. Die Fülle des beigebrachten neuen Materials macht das „Dante-Handbuch" allen Dantekennern unentbehrlich, die populäre Darstellung gestaltet es aber auch zugleich zu einem sichern Führer für alle diejenigen, welche sich über den Dichter und seine Werke näher unterrichten wollen.

Das Werk ist bereits ins Englische übersetzt worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen.

Bearbeitet von Reichsgerichtsrath **A. Bolze.**

Funfzehnter Band.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Ein neuer Band dieses Sammelwerks, welches in den Kreisen der praktischen Juristen, Richter und Rechtsanwälte eine steigende Anerkennung findet.

Ein Prospect mit Proben steht auf Wunsch zu Diensten. Preis jedes Bandes geh. 6 M., geb. 7 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Separatausgaben aus Schopenhauer's Werken.

8. Jedes Bändchen geh. 2 M., geb. 3 M.

Arthur Schopenhauer über Genie, große Geister und ihre Zeitgenossen. Eine Sammlung von Stellen aus seinen Werken.

Arthur Schopenhauer über Urtheil, Kritik, Beifall, Ruhm, Wahrheit und Irrthum. Eine Sammlung von Stellen aus seinen Werken.

Zwei Sammlungen charakteristischer Aeußerungen Schopenhauer's über die in den Titeln genannten Themata, von besonderm Interesse mit Rücksicht auf Geistesrichtungen und Willensströmungen der neuesten Zeit.

Früher erschienen:

Aphorismen zur Lebensweisheit. Zwei Bändchen.

Ueber den Tod und sein Verhältniß zur Unzerstörbarkeit unsers Wesens an sich. — Leben der Gattung. — Erblichkeit der Eigenschaften.

Philosophie der Kunst. Zwei Bändchen.

Ueber Religion und Schicksal.

Ueber das Geistersehn und was damit zusammenhängt.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Luise Dorothee

Herzogin von Sachsen-Gotha 1732–1767.

Von Jenny von der Osten.

Mit Benutzung archivalischen Materials.

Mit 3 Silhouetten und 3 Bildnissen in Heliogravüre.

VIII, ca. 440 S. 8°. Geh. M. 7.50. Eleg. geb. M. 8.50.

Dieses Büchlein gibt wie keins zuvor ein intimes, anmuthendes Bild des geistigen Lebens der Rokokozeit. Der Hof zu Gotha war ein Mittelpunkt des französischen Bildungslebens der Aufklärungszeit, wie bald daranf Weimar für die klassische Blütezeit deutscher Dichtung. Die Seele dieser Bewegung war Luise Dorothee, die geistvolle, vaterländisch empfindende Freundin Friedrich's des Grossen. Der grösste Theil des Buches besteht aus bisher unveröffentlichten Briefen und urkundlichen Schriften aus den Archiven zu Gotha und Berlin. In dem Briefwechsel mit Graf Manteuffel, mit Grimm, mit Voltaire und mit Friedrich dem Grossen ist mit mancherlei Aufschlüssen über die Correspondance littéraire Grimm's und über die diplomatischen Verhandlungen des Siebenjährigen Kriegs vor allem das Leben ihrer Zeit treu bewahrt. Die ebenbürtige Herausgeberin, der kaum ein Bild und Andenken an jene Glanzzeit des Gothaer Hofes nnzugänglich geblieben ist, lässt die Quellen schön gefasst und ungetrübt fliessen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Hartmann von Aue.

Herausgegeben von **Fedor Bech.**

Erster Theil: Erec der Wunderære.

Dritte Auflage.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

[*Deutsche Classiker des Mittelalters, IV. Bd.*]

In dieser dritten Auflage hat der Herausgeber unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen sehr umfangreiche Verbesserungen angebracht, sodass auch Besitzer früherer Auflagen die neue Ausgabe nicht entbehren können.

Der zweite Theil von Hartmann von Aue „Lieder. — Die Klage. — Büchlein. — Grêgorjus. — Der arme Heinrich" und der dritte Theil „Iwein oder der Ritter mit dem Löwen" liegen ebenfalls bereits in dritter Auflage vor.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 43. — 26. October 1893.

Inhalt: Vom Nationalgefühl. Von J. Wychgram. — Ein deutsches Gelehrtenleben. Von Richard Friedrich. — Reisefrüchte. Von Otto Speyer. — Lyrisches und Episches. Von Richard Weitbrecht. — Neue Romane und Novellen. Von A. R. Pegau. — Zur Kunstgeschichte. Von L. Kämmerer. — Zur deutschen Städtegeschichte. Von Walther Schultze. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Vom Nationalgefühl.

Ich fuhr einmal von Paris nach Amiens. Mein einziger Coupégenosse war ein distinguirter älterer Herr, mit dem ich bald in eine recht angenehme Unterhaltung gerieth. Im Laufe des Gesprächs erfuhr er, daß ich Deutscher war. Wie um einer peinlichen Entdeckung vorzubeugen, sagte er: „Mais vous êtes Autrichien, Monsieur". „Non, je suis Prussien". „Ah". Die letzte Stunde der Fahrt wurde von uns beiden dem stillen Beschauen der Landschaft gewidmet.

Als ich, noch ein junger Mann und des Französischen wenig mächtig, zum ersten male Paris betrat, und vom Bahnhof in die Stadt fahren wollte, sagte der Droschkenkutscher zu mir: Est-ce que vous êtes d'un pays neutre? Ich antwortete nur mit der Wiederholung meiner Hausnummer, und der Rosselenker war gütig genug, ohne weitere Erörterungen über die Stellung meines Heimatlandes zu der französischen Republik mich in der Rue de Turin abzusetzen.

Es ist wahr, dies sind die einzigen Aeußerungen deutschfeindlicher Gefühle, die mir in Frankreich entgegengetreten sind: aber sie sind mir doch sehr bezeichnend gewesen, als die Zeichen eines in höhern wie niedern Volksschichten verbreiteten sehr geschärften Nationalgefühls.

Man pflegt oft bei uns dieses Gefühl der Franzosen mit dem deutschen Nationalgefühl zu vergleichen, und es ist üblich diesen Vergleich zu Gunsten unserer Nachbarn ausfallen zu lassen. Ohne die lächerlichen Formen, die es drüben oft annimmt, zu billigen, kommt man doch darin überein, daß dem einzelnen Franzosen ein weit schärferes Bewußtsein von der Solidarität aller Landsleute innewohne als dem einzelnen Deutschen. Wer das Gebahren vieler unserer werthen Landsleute im Auslande beobachtet hat, muß dieser Meinung ebenso beistimmen wie der, der innerhalb der deutschen Grenzen mit offenen Augen umschaut. Wol hat es Augenblicke in unserer Geschichte gegeben, in denen der nationale Zorn aufflammte und zeigte, daß in der Tiefe der deutschen Seele auch ein kräftiges Bewußtsein deutschen Werthes schlummert; so in den Freiheitskriegen und ganz besonders in der Zeit dänischer Herrschaft in Schleswig-Holstein, von der uns Charlotte Niese erzählt hat — aber wenn der Zorn verraucht war, stieg jenes Bewußtsein bei Tausenden leider wieder in die Tiefe der Seele hinab. Und Gott sei es geklagt, daß sogar heute noch das nationale Banner, dem in Frankreich alle Parteien zujubeln, bei uns nur für einen Theil der Volksgenossen das Höchste auf Erden ist.

Seit wir geeint sind, richtet sich die Aufmerksamkeit der Besten mit Vorliebe auf diese betrübende Thatsache, und unser wissenschaftliches und volksthümliches Schriftthum der letzten Jahrzehnte weist bedeutende Schriften auf, die sich mit der Entwickelung und mit den wünschenswerthen Zielen unseres Nationalgefühls beschäftigen. Jastrow's Geschichte des deutschen Einheitstraumes verband wissenschaftliche Tiefe mit schöner Sprache, und hat gewiß in den höhern Schichten, von denen aus sich diese Gedanken in die niedern verbreiten mögen, viel Nutzen gestiftet. Und so wenig wir aus andern Gründen mit dem außerordentlichen Erfolge des Buches über Rembrandt als Erzieher einverstanden sind, den einen großen Vortheil hat diese mysteriöse Erscheinung gehabt, daß mancher Deutsche einmal zum Nachdenken über das, was deutsch ist und sein soll, angeregt worden ist. Auch auf dem Gebiete der schönen Literatur ist manch kraftvolles Wort in das Volk hineingerufen worden. Töne die unsern Classikern fremd waren und auch nicht anders als fremd sein konnten, hat Emanuel Geibel angeschlagen, und vornehmer, schöner, tiefer als er in seinem unvergleichlichen Gedichte „Deutsch und Fremd", hat nie ein deutscher Dichter von dem Ideale deutschen Wesens gesungen. Leider besitzen wir noch immer kein patriotisches Schauspiel im höhern Sinne, und gerade diese Thatsache scheint mir anzuzeigen, daß das deutsche Nationalgefühl noch nicht die

Verbreitung und die Vertiefung erlangt hat, die wir wünschen sollen. Noch harren wir des Mannes, dem das deutsche Volk zujubelt, weil er das Deutschthum auf der Bühne verkörpert.

Wir entnehmen den Anlaß, heute an leitender Stelle von diesen Dingen zu sprechen, aus dem Erscheinen der Bücher von Schultheiß und Lange *). Zwei bedeutende Männer haben hier, jeder nach der ihm angeborenen Art, von dem gesprochen, was uns beschäftigt. Der eine lenkt den Blick zurück in die Vergangenheit, um, von entlegenen Zeiten beginnend, zu zeigen, ob und wie sich unser Nationalgefühl im Laufe der Geschichte geäußert hat; der andere, kraftvoll subjectiv, hat mit offenem Blick die Gegenwart umfaßt und entwirft uns ein Bild dessen, was ihm sein Nachdenken und sein hochgestimmter Idealismus als „Reines Deutschthum", als „nationale Weltanschauung" gezeitigt hat.

Ein Nationalgefühl ist natürlich erst möglich gewesen, seit die Deutschen sich als Nation fühlen. Und diesen Zeitpunkt zu bestimmen ist außerordentlich schwer. Wir lernen und lehren in den Schulen und in den Büchern „deutsche Mythologie", und nach dem landläufigen Inhalt dieser Mythologie sind wir geneigt anzunehmen, daß sie ein gemeinsames Band all der deutschen Stämme gewesen sei, deren zahlreiche und oft schleierhafte Namen man uns mühsam beibrachte. Aber auch dieses Band hat jenen Stämmen gefehlt; nur die gröbsten Züge des Glaubens sind ihnen gemeinsam gewesen. Die Völkerschaften lebten selbständig nebeneinander, und den bei gemeinsamer Noth geschlossenen Verbindungen stehen ebenso viele Fälle gegenüber, in denen entgegengesetzte Interessen sie in entgegengesetzte Lager trieben. Freilich Gestalt, Haarfarbe, Sprache kennzeichneten sie für die Fremden, Außenstehenden als zusammengehörig: aber daß diese Dinge in ihnen selbst das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit erzeugt hätten, scheint uns nicht erweisbar zu sein. Und ganz besonders der Zusammenstoß der „Germanen" und der Römer hat, ganz entgegen der oft gemachten Beobachtung, daß das Nationalbewußtsein durch den Gegensatz zum Fremden wächst, das zur Folge gehabt, was Schultheiß „die Zersetzung des Germanenthums" nennt. Die reifere Cultur des Romanenthums mag die Erklärung dafür abgeben. Auch die Kirche, der die heidnischen Deutschen durch Gewalt oder durch Predigt zugeführt wurden, hat ein deutsches Nationalbewußtsein nicht erzeugt: so wenig wie dem Bonifatius irgendwie dieses Verdienst zugesprochen werden kann, hat es sich Karl der Große erworben. Beide haben universale Tendenzen gehabt: Krummstab und Kaiserscepter haben internationale Bedeutung. Als aber das fränkische Reich zerfiel, und aus den Trümmern neue Gebilde geformt wurden, da mögen sich die Deutschen zuerst ihres Gegensatzes zum Romanenthum bewußt geworden sein: Die Wahl Arnulf's von Kärnthen scheint etwas von gemeindeutschem Gepräge zu tragen, und auch Heinrich I. ist ein deutscher König. Dann folgt die Epoche des Kaiserthums mit seinen universalen Absichten: es selbst konnte nach seinem geistigen Gehalt unmittelbar der Entwickelung des Nationalgefühls nicht förderlich sein, wol aber mittelbar hat es durch den Kampf gegen die Slaven und Ungarn, besonders auch durch die Römerzüge und den Gegensatz gegen die Welschen in diesem Sinne gewirkt. Freilich, in den politischen Ereignissen der ersten Hälfte des Mittelalters tritt von nationalen Empfindungen wenig in die Erscheinung; der heftige Antagonismus der Stämme scheint auf ihr Gegentheil zu deuten. Aber doch finden wir ihre deutlichen Spuren in den Denkmälern unserer geistigen Entwickelung, und gerade in die Zeit der Entwürdigung des deutschen Königthums durch die Curie, zu Beginn des 13. Jahrhunderts fallen die Anzeichen erwachenden Bewußtseins für deutsche Ehre und den Werth deutscher Art.

Das Werk Schultheißens bricht mit dem Interregnum ab; es hat in unklare Zeiten Licht gebracht. Seine Fortsetzung wird sich zunächst mit der kraftvollen Entwickelung des deutschen Nationalbewußtseins im Städtewesen zu beschäftigen haben. Es wird uns eine Freude sein, auf den Fortgang dieses gedankenreichen Buches unsere Leser hinzuweisen.

Friedrich Lange hat in seinem Buche untersucht, worin die bestimmenden Züge des reinen Deutschthums bestehen, inwiefern die Gegenwart diesen Zügen entspricht, und inwiefern sie einen Abfall vom Ideal bezeichnet. Er kämpft gegen die Entartung, die er findet und deren Bestehen niemand, der ein Herz und einen offenen Sinn hat, ableugnen kann, mit dem Mittel, das vor andern ein deutsches genannt zu werden verdient: mit Wärme, die „langsam aufthaut" und nicht mit Spott, der langsam zerfrißt. Ein Geist, dem man auf Schritt und Tritt anmerkt, daß er sich mit dem Besten genährt hat, das die Heimat bietet, und daß er auch zur sittlichen Aneignung dieses Besten durchgedrungen ist, tritt er auf den Plan und enthüllt uns seine Weltanschauung, die in ihren wesentlichen Bestandtheilen echt deutsch genannt zu werden verdient. Von der Wahrheit des Goethe'schen Worts durchdrungen:

Höchstes Glück der Erdenkinder
Ist doch die Persönlichkeit

dringt er vor allem darauf, daß wir wieder „Persönlichkeiten" werden sollen, geschlossene Menschen, die jeder für sich etwas zu bedeuten haben und die nicht blos eine Wiederholung des Gattungscharakters sind. Ein Mahnruf, der in unserer nivellirenden Zeit eine schmerzliche Berechtigung hat und den, in anderm Zusammenhange, auch Karl Jentsch hat ertönen lassen. Lange vermißt diese Persönlichkeiten auf fast allen, jedenfalls auf den wichtigsten Gebieten unseres Lebens. Die Geselligkeit

*) Geschichte des deutschen Nationalgefühles. Eine historisch-psychologische Darstellung von Franz Guntram Schultheiß. Erster Band: Von der Urzeit bis zum Interregnum. München, Franz. 1893. 6 M.

Reines Deutschthum. Grundzüge einer nationalen Weltanschauung von Friedrich Lange. Berlin, Hans Lüstenöder. 1893. Gr. 8. 2 M.

ist ganz von der Schablone beherrscht, die Gespräche bewegen sich fast durchweg auf Gebieten, die auch dem traurigsten Banausen zugänglich sind; „Verbrechen ward es aus dem Schwarm zu ragen" hat schon Geibel gesagt; sich so zu geben wie man ist, ohne Falsch, Zwang und Verstellung ist dem deutschen Mann in der sogenannten feinern Geselligkeit, worunter wol besonders die großstädtische gemeint ist, untersagt und neben dem übertriebenen Maße von Duldung, das die deutsche Gesellschaft dem Geld und dem, was die Menschen sich dafür leisten, entgegenbringt, wird dem Ungewöhnlichen, der kraftvoll originalen Aeußerung der Persönlichkeit gar keine Duldung gewährt. Auch im Staate steht es mit der Schätzung des rein Menschlichen recht schlecht: „In unsern deutschen Staaten hat durchweg der Mensch als Persönlichkeit einen zu geringen, der Mensch als Standesgenosse, als Träger einer Uniform, als amtlicher oder wissenschaftlicher «Charakter» einen zu hohen Curswerth." Die Orden- und Titelsucht, die bei uns von allen Ländern der ganzen Welt am meisten entwickelt ist, ist ein betrübender Beweis für diese Behauptung. Daß selbst in der protestantischen Kirche, an deren Anfang eine der ursprünglichsten gewaltigsten Persönlichkeiten der ganzen Geschichte steht, die Werthschätzung der Persönlichkeit sehr abnimmt, wird man Lange angesichts bekannter Vorkommnisse ohne weiteres zugeben müssen.

Es ist nicht möglich, hier den reichen Inhalt des Buchs auch nur zu skizziren; auch würde es mir leid thun, dadurch nur einen einzigen Leser der Lektüre des Buches zu überheben. Jeder wird an Stellen kommen, die seinen Widerspruch herausfordern; aber der Widerspruch setzt Nachdenken voraus; und dazu angeregt zu haben wird für den Verfasser, soweit wir aus seinem Buche einen Rückschluß auf seine Denkungsart thun können, erwünschte Befriedigung sein. So ist es mir z. B. nicht möglich, die Ansichten Lange's über das Judenthum zu theilen. Ich sollte meinen, ein deutsches Volk, das zu dem vom Verfasser aufgestellten Ideale herangereift sein wird, müßte zu stolz und zu großmüthig sein, ein anders geartetes, aber durch die historische Entwickelung an uns gebundenes Volk zu hassen; auch habe ich gegen des Verfassers sehr abfällige Ansichten über das humanistische Gymnasium große Bedenken.

Doch das sind Ansichten. Jedenfalls stehen wir hier vor einem bedeutenden Buche, das, als Ganzes genommen, viel Segen stiften kann, wenn es nur in der Hast und Oberflächlichkeit dieser Zeitläufte die Leser findet, die seiner werth sind. Dazu möchten diese Zeilen ihr bescheidenes Theil beitragen. F. Wychgram.

Ein deutsches Gelehrtenleben.

Es ist die wesentliche Aufgabe jeder Lebensbeschreibung irgendeines mit der Oeffentlichkeit in Berührung gekommenen Menschen, die wechselnden Einwirkungen darzulegen, durch welche Geburt, Oertlichkeit und Familie auf der einen Seite, auf der andern das Allgemeine, Zeitgeist und Volksleben, seinen Charakter und seine Bildung gestalten. Was Gervinus in diesen Sätzen fordert, erfüllen die „Erinnerungen aus meinem Leben" von Dr. K. E. Hasse*) so vollkommen, als ob sie der Verfasser im Sinne seines ehemaligen Collegen im Universitätslehramt geschrieben hätte. Wenn nun auch die Männer von Fach eine Darstellung der großartigen Fortschritte, die die Heilkunst in diesem halben Jahrhundert gemacht hat, am meisten fesseln und für sie gerade darin der Werth und die Bedeutung dieser Lebensgeschichte liegen würde, so schließt doch der Umstand, daß die Schrift nur als Manuscript gedruckt ist, und der Zweck d. Bl. eine solche Würdigung aus, ganz abgesehen davon, daß sich diese Entwickelung nicht in den Rahmen eines kurzen Berichtes fügen ließe. Wir haben nur festzustellen, daß die Erinnerungen des ehrwürdigen Jubilars, dessen Name aufs engste mit den folgeschweren Umwälzungen auf dem Gebiete der Medicin verknüpft ist, allerdings ein Stück Geschichte seiner Wissenschaft bilden. Und da sei denn gleich hervorgehoben, daß zu seiner merkwürdig universellen Bildung auch die glückliche Gabe gewandtester und anschaulicher Darstellung gehört. Diesem historischen Sinne entspricht sehr wohl die persönliche Neigung. Schon früh nämlich kann der Verfasser von sich berichten: „Von vielem Werthe war mir das Studium der Geschichte der Medicin." Dieser Zug ist erwähnenswerth, weil sich darin bereits an der Schwelle von Hasse's Berufsleben der Kern seiner Auffassung von Wissenschaft und wissenschaftlicher Thätigkeit, sein eigenstes Wesen offenbart. Unfähig, Ueberliefertes einfach anzunehmen, unfähig auf des Meisters Wort zu schwören, wendet er seinen Geist rück- und vorwärts, selbständig forschend und prüfend, Ueberkommenes mit eigener Denkarbeit durchdringend und vertiefend. Da ist es denn nicht ganz leicht, den wissensdurstigen Studenten der Medicin und später noch den angehenden Arzt zu befriedigen. Scharfen Blicks durchschaut er die Leere des üblichen Schematismus so sicher, wie die Schönrednerei des akademischen Phrasenhelden. Um so wärmer aber seine Anerkennung, ja unverlöschlich die Dankbarkeit, wo sein Wissen bereichert, sein Geist nachhaltig angeregt worden ist.

Im Jahre 1810 in Dresden-Neustadt geboren, verlebte Hasse Kindheit und erste Jugend in der sächsischen Residenz. Im Cadettenhaus erhielt er den ersten Unterricht, studirte dann an der inzwischen aufgehobenen medi-

*) Erinnerungen aus meinem Leben. Von Dr. K. E. Hasse. Als Manuscript gedruckt. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1893. Gr. 8.

cinisch-chirurgischen Akademie ebenda, später auf der Landesuniversität Medicin, und machte darauf längere Reisen nach Frankreich, Oesterreich, am Rhein, in die Niederlande, immer lernend, studirend, beobachtend. In dieser Zeit bekleidete er zweimal die Stellung eines Hausarztes, bei dem bekannten amerikanischen Millionär Astor und bei dem russischen Gesandten Stroganoff. Eine Privatdocentur in Leipzig beendet in erwünschter Weise diese Irrfahrten. Es folgt die Berufung zum außerordentlichen Professor, dann die Lehrthätigkeit in Zürich, in Heidelberg und endlich in Göttingen. Diese dürftige Skizze läßt nicht ahnen, wie viel Segen aus Hasse's Thätigkeit während dieses Zeitraums erwachsen ist, auch die treuherzige Schilderung des jeder Ruhmredigkeit abholden Verfassers verräth nichts davon. Um so überzeugender aber sprechen die ganz objectiv berichteten Thatsachen für jeden denkenden Leser, auch den Laien in der Heilkunst. Auch dieser gewinnt ein Bild von Hasse's Bedeutung aus den eingeflochtenen theoretischen Erörterungen über alle möglichen Gegenstände der Heilkunde und ihrer Behandlung auf der Hochschule. Mehr aber noch wird solchen Laien in Anspruch nehmen die Offenbarung von Hasse's Vielseitigkeit. Sie erweitert das Lebensbild zum Zeitbild. In diesen Erinnerungen bleibt fast kein Gebiet menschlichen Daseins ungestreift; alle Zweige der Kunst verfolgt des Verfassers Antheil und Aufmerksamkeit; Völker und Länder reizen seine Beobachtungsgabe; ein wechselvolles Geschick läßt den Mann die Hauptereignisse der Zeit als Augenzeugen erleben, nachdem schon der Knabe die Freiheitskriege aus ihren örtlichen Folgen, „wüsten Brandstätten, Schutt und Trümmern" kennen gelernt hatte. Und welche Reihe geschichtlicher Persönlichkeiten lassen die Erinnerungen an des Lesers Geist vorüberziehn: König Georg von Hannover und die Göttinger Sieben, Lassalle und die Gräfin Hatzfeld, Heinrich von Gagern und die Maiflüchtlinge, Uhland und David Strauß, Holtei und Alfred Meißner, der so wenig wie Richard Wagner als Knabe des Verfassers Beifall findet, und so in buntem Wechsel weiter Gelehrte, Künstler, Politiker, alle in scharfer Silhouette oder in plastischer Fülle. Leider muß ich mich mit einem bloßen Hinweis begnügen auf die Schönheit und Empfindungstiefe in den Naturschilderungen, auf die lebensvolle Darstellung des Treibens in Leipzig, Dresden und anderswo. Hier kommen dem Verfasser vielfach seine persönlichen, auch verwandtschaftlichen Beziehungen zu statten. Auch die Geschichte unsers Schriftthums erfährt durch seine Aufzeichnungen manche Bereicherungen.

Goethe, die Romantiker, den dresdener Musenhof um Tiedge, den leipziger Schriftstellerkreis, Tieck's Auftreten in Dresden, alles dies bespricht der Verfasser aus eigener Kenntniß und eigenem Erleben, und wahrhaft weihevoll klingt sein rückerinnerndes Gefühl aus in der Vergegenwärtigung das Freundschaftsverhältniß zum Arnswaldt'schen Hause.

Mit Ehrenbezeugungen aller Art, Kundgebungen der reinsten Dankbarkeit haben des greisen Gelehrten sechzigjähriges Doctorjubiläum seine zahlreichen Schüler zu verschönen gewußt. Einen besondern Dank noch verdient er für die „Erinnerungen".

Richard Friedrich.

Reisefrüchte.

1. In den Südstaaten Nordamerikas. Erinnerungen und Eindrücke. Von Max Schüller. Berlin, F. Dümmler. 1893. Gr. 8. 1 M.

Eine telegraphische Einladung, am 4. Januar 1892 in der Academy of Medicine zu Newyork vor den deutschen Aerzten der Stadt einen Vortrag über die von ihm angegebene Guajacol-Behandlung der Tuberkulose zu halten, hatte Professor Schüller zu einer Winterreise über den Atlantischen Ocean veranlaßt. Von dem eisigen Januarklima Newyorks sehr unangenehm berührt, entschloß er sich, den warmen Süden der Vereinigten Staaten aufzusuchen. Die vorliegende kleine, aber inhaltreiche Schrift enthält das Ergebniß der Beobachtungen und Studien, welche er auf dieser bis zu den Gestaden des mexicanischen Golfes sich erstreckenden Reise zu machen Gelegenheit hatte. Er begründet — und gewiß nicht mit Unrecht — ihre Veröffentlichung damit, daß man in Europa von dem Süden der Union im ganzen noch wenig wisse, häufig ganz falsche Vorstellungen von den dortigen Verhältnissen habe, und daß zumal bei uns vielfach die irrige Ansicht verbreitet sei, daß sich die Südstaaten noch immer nicht von den schweren Schlägen des Secessionskriegs und der Sklavenemancipation erholt hätten.

Daß die Ergebnisse einer Reise von verhältnißmäßig kurzer Dauer durch ein so ausgedehntes Gebiet kein vollständiges Bild seiner Zustände bringen können, ist selbstverständlich. Aber der Verfasser ist nicht nur ein scharfer Beobachter mit klarem, durch kein Vorurtheil getrübtem Blicke, sondern er hat auch die eigenen Erfahrungen durch statistische und andere Studien in vielen Punkten ergänzt. So kann man in der That aus den wenigen Blättern seiner Schrift vielfach größere und zuverlässigere Belehrung schöpfen, als aus manchem dickleibigen Buche über ähnliche Gegenstände.

Die Schrift zerfällt in vier Kapitel: „Die Reise von Newyork nach dem mexicanischen Golf"; „Ein südländisches Städtebild (Mobile in Alabama)"; „Die Schwarzen (coloured people) in Amerika"; „Die Südstaaten, ihr Aufschwung, ihre Productionskraft, ihre Zukunft, ihre Bedeutung für die deutsche Einwanderung".

Wir widerstehen der Versuchung, uns bei den ersten Abschnitten, so viel Interessantes sie auch enthalten, zumal der zweite, der neben dem ganz eigenartigen Stadtbilde zugleich die an landschaftlichen Reizen außerordentlich reiche Umgebung der aufblühenden Hafenstadt Alabamas anschaulich schildert, aufzuhalten, und gehen nur auf den letzten als den wichtigsten, und für uns Deutsche besonders interessanten etwas näher ein.

Der unmittelbar nach dem Secessionskriege eingetretene tiefe Verfall des Wohlstandes der Südstaaten, infolge der ungeheuern Verluste an Menschenleben wie an Geld und Gut, und der Sklavenemancipation, mit der nothwendig ein vorübergehendes Daniederliegen der ganzen Plantagenwirthschaft, zumal der Baumwollencultur, die noch dazu durch die stets wachsende Concurrenz Aegyptens und Indiens beeinträchtigt wurde, verbunden war, hat sich zunächst hauptsächlich, nach Schüller's durch statistische Nachweise unterstützten Beobachtungen, durch das Auffinden reicher Kohlen- und Eisenerzlager seit dem Anfange der siebziger Jahre in eine neue Blütezeit verwandelt. Eine große Zahl von Fabrikbetrieben ist infolge dieser Entdeckungen neu entstanden, sodaß wir jetzt in den kleinen und mittlern Städten, die bisher fast ohne alle Industrie waren, je 2—300 Fabriken finden. Aber auch die Bodencultur hat sich neuesterdings wieder außerordentlich gehoben, sodaß die 1890er Ernte vegetabilischer Producte bereits einen Werth von fast einer Milliarde Dollars (4¼ Milliarden Mark) darstellte. Dazu kommen die immer mehr ausgebeuteten trefflichen Bau- und Nutzhölzer der etwa 45 Procent der gesammten Bodenfläche der Südstaaten bedeckenden Waldungen.

Die Bevölkerung ist mit geringen Ausnahmen noch sehr dünn gesäet: in sämmtlichen Südstaaten, deren Areal etwa viermal größer ist als das des Deutschen Reichs, lebten nach dem Census von 1890 17½ Millionen Menschen, d. h. 8 auf den Quadratkilometer (in Deutschland 91,4). Der Bodenpreis ist dementsprechend noch gering. Land kann in der Nähe der Haupt-Eisenbahnzüge von 1¼ Dollar aufwärts, im allgemeinen für 2 bis 5 Dollars pro Acre (40,5 Ar) je nach Qualität erstanden werden.

Der Verfasser, der den Südstaaten eine glänzende Zukunft verheißt, ist fest überzeugt, daß sie sich nach jeder Richtung zur Einwanderung und Besiedelung für Deutsche eignen. Die weit verbreitete Furcht vor dem ungesunden Klima ist ihm zufolge im allgemeinen unbegründet. Die Sterblichkeitsziffer sei in den Südstaaten geringer als in den nördlichen. Nur in einigen Flußniederungen und sumpfigen Terrains herrsche Malaria, deren Wirkungen überdies in der Regel nicht lebensgefährlich, und durch entsprechende Vorsicht unschwer zu vermeiden seien. Das gelbe Fieber komme nur in einigen Hafenstädten vor, und könne bei den in letzter Zeit getroffenen hygieinischen Vorsichtsmaßregeln nicht mehr um sich greifen. Im Uebrigen sei das Klima im Gegentheil ebenso gesund wie angenehm. — Ueberall sei noch freie Bahn für den strebsamen Mann. Der Verfasser empfiehlt deshalb den deutschen Schiffahrtsgesellschaften dringend, eine directe und rasche Beförderung nach südländischen Häfen einzurichten.

Wie die thatsächlichen Angaben des Verfassers im allgemeinen durchaus den Eindruck der Zuverlässigkeit machen, so erscheinen auch die daraus gezogenen Schlüsse im ganzen wohlbegründet. Bei dem, was er über das Klima sagt, ist allerdings zu bedenken, daß er es aus eigener Erfahrung nur zur Winterszeit kennt. Reisende, die diese Gegenden, zumal Alabama und Louisiana, im Sommer besuchten, fällen darüber ein etwas abweichendes Urtheil. Nichtsdestoweniger erscheint uns die Mahnung an die deutschen Auswanderer, ihre Schritte mehr nach dem Süden als nach dem vielfach überfüllten Norden der Vereinigten Staaten zu lenken, in hohem Grade beherzigenswerth.

2. Momentaufnahmen und Augenblicksbilder aus Galizien von Heinrich von Bülow. Wien, Verlagsanstalt „Reichswehr". 80 Seiten. 1893. 8. 2 M. 50 Pf.

Wenn der Verfasser (S. 25) sagt: „Der Zweck dieses Buches ist nicht, in längere Details einzugehen, sondern nur, um (!) den Fremden einen ganz oberflächlichen Einblick in die Verhältnisse zu geben, wie sie in Wahrheit sind", so sind wir zwar weit entfernt, ihm, wenigstens was die Oberflächlichkeit anlangt, zu widersprechen, können aber die Bezeichnung „Momentaufnahmen" dennoch wenig berechtigt finden. Denn einestheils setzen solche ziemlich weitläufigen Auseinandersetzungen wie die über den polnischen Adel und Bauernstand, um in dem Bilde zu bleiben, eine längere Fixirung des Gegenstandes voraus, andererseits fehlt die photographische Treue, die doch auch eine Momentaufnahme zeigen muß. Wir zweifeln nicht, daß der Verfasser bei allem, was er sagt, in gutem Glauben ist; allein er ist dermaßen in Vorurtheilen befangen, und, soweit wir nach dieser Probe urtheilen müssen, ein so mangelhafter Beobachter und unklarer Kopf, daß seine Schilderungen keineswegs durchweg ein scharfes und richtiges Bild des Gegenstandes liefern.

Zum Beweise der erwähnten Befangenheit, heben wir sein Urtheil über die Thätigkeit des Jesuitenordens und die Loyalität des galizischen Adels hervor. Nachdem er das Jesuitengymnasium in Chyrow als die Musteranstalt unter den Erziehungsinstituten der Provinz bezeichnet hat, heißt es weiter:

> Es ist in jeder Beziehung nach dem neuesten System (!) eingerichtet, wodurch neuerdings das hervorragende rastlose Schaffen dieses Ordens zum Wohle der Menschheit, wie je zu allen Zeiten, charakterisirt wird. . . . (S. 41).
>
> Der (polnische) Adel war immer die stärkste Stütze des Thrones und das sicherste Bollwerk des Kaisers. Sie (sic!) sind sich auch dessen bewußt und des Dankes voll, unter der weisen, väterlichen, wohlwollenden Regierung ihres geliebten Kaisers, wovon sie ja allezeit und bei jeder Gelegenheit Beweise ihrer unerschütterlichen Treue geliefert haben.

Rechnet der Verfasser die misglückte Adelsrevolution von 1846 auch unter die Beweise der allezeit bewiesenen Treue?

Solche Behauptungen können uns auch kein allzugroßes Vertrauen auf die Zuverlässigkeit der Angaben des Buches

überhaupt einflößen, trotz seines ausgesprochenen Zweckes, die durch Schuld der Schriftsteller, welche sich mit Galizien beschäftigt haben, verbreiteten falschen Ansichten über dies Land zu berichtigen.

Unter den Namen bekannter Schriftsteller und Novellisten erschienen Broschüren und Wiedergaben .... ein sich fortwährend wiederholendes, mit unwahrscheinlichen schlechten Phrasen und Randbemerkungen aufgetragenes Gebräu, welches auf das deutsche Publikum ein ganz besonders abschreckendes Urtheil auszuüben nicht verfehlen konnte. Nur solche, die über die galizischen Verhältnisse oberflächlich oder gar nicht eingeweiht waren, sie kannten dies Land nur von ihren Reisen her .... oder ließen sich von andern erzählen, denen es an Uebertreibungen, an Unwahrheiten weder mangelte, noch sie sich ein Gewissen daraus machten, das Land in dem grellsten Lichte darzustellen.

Wir führen diese beiden Sätze der Vorrede wörtlich an, um zugleich Stil und Sprache der Schrift zu charakterisiren. Sie machen nach dieser Richtung hin wol jeden Commentar überflüssig. Von einem Manne, der das Publikum über seine irrigen Anschauungen zu belehren unternimmt, darf man doch wohl verlangen, daß er das Werkzeug, dessen er sich dazu bedienen muß, die Sprache, auch einigermaßen zu handhaben verstehe. Aber Herr von Bülow kann nicht deutsch schreiben. Jeder Quartaner könnte ihm Seite für Seite die gröbsten Sprachfehler, die ärgsten Sünden gegen die Grammatik nachweisen. Die Satzbildung ist oft wahrhaft haarsträubend, der Stil so zerhackt und so schwerfällig zugleich, daß die Schrift beim Lesen in uns eine analoge Empfindung erregt, wie das Fahren über einen rohen Knüppeldamm. Dabei ist es mit seiner Logik kaum besser bestellt als mit seiner Grammatik. Davon nur ein Beispiel. Nach einer im ganzen höchst unerquicklichen Schilderung des polnischen Bauernstandes kommt er auf die deutschen Colonisten in Galizien zu sprechen, deren Ansiedelungen wie Oasen in der Wüste „erscheinen", und deren wirthschaftliche Zustände er überhaupt als denen der Eingeborenen in jeder Hinsicht überlegen darstellt (S. 61 fg.). Welchen Schluß zieht er nun daraus? „Sie haben das Anrecht erworben und wol verdient, zu dem Stande der galizischen Bauern gezählt zu werden."

Eine derartige Logik muß uns gegen das Urtheil des Verfassers überhaupt und seine ganze Auffassung der Dinge mistrauisch machen. Sind manche Schilderungen wie die des Straßenlebens in Krakau recht charakteristisch, anschaulich und wol auch wahrheitsgetreu, so sieht Bülow doch im allgemeinen stets durch die gefärbte Brille beschränkt aristokratischer Voreingenommenheit.

Wir vermögen seiner Schrift deshalb auch inhaltlich keinen großen Werth beizulegen, während sie in formeller Beziehung auch den bescheidensten Anforderungen nicht entfernt Genüge leistet.

Bei weitem das Beste und Werthvollste in dem Buche sind die zehn beigegebenen, charakteristische Gestalten, Gebäude und Scenen aus dem Volksleben darstellenden, trefflich ausgeführten Zeichnungen.

3. Volks- und Straßenleben in Neapel. Humoristische Schilderung eigener Erlebnisse von Hermann Wesendonck. Leipzig, E. Rust. 1893. Gr. 8. 1 M.

Der Verfasser — bekannt als Herausgeber einer Wochenschrift mit dem seltsamen Titel Anti-Corruption, „welche in schärfster Weise die Missstände, Schäden und Gebrechen des modernen Lebens unter der Devise: Für Deutschthum, Recht und Volkswohl zu beleuchten und zu bekämpfen unternimmt" —, bietet uns hier unter der Form einer einmaligen Durchwanderung der Straßen und Plätze Neapels ein in Wirklichkeit auf wiederholter genauer Beobachtung beruhendes anschauliches und wahrheitsgetreues Bild des Volkslebens der berühmten Golfstadt.

Wenn der Verfasser seine Schilderung eine humoristische nennt, so ist diese Bezeichnung nur sehr theilweise berechtigt. Es ist eine lebendige bald heitere, bald ernste Darstellung der Licht- wie Schattenseiten der neapolitanischen Volks- und Lebenszustände, wie sie dem aufmerksamen, mit klarem Blicke und ohne Vorurtheil beobachtenden Reisenden entgegentreten. Neues vermag er uns dabei kaum zu bieten: der Stoff ist seit einem Jahrhundert so oft behandelt worden, daß dem einigermaßen mit der betreffenden Literatur vertrauten Leser überall bekannte Scenen und Gestalten begegnen. Wir erblicken die Straßenköche mit ihren Maccaronikesseln, die öffentlichen Schreiber und Geldwechsler, die zahllosen Hausirer, die zudringlichen Droschkenkutscher, die Blumenmädchen, die Almosen heischenden Mönche und Nonnen, die bettelnden und stehlenden Straßenjungen, die durcheinander drängenden Wagen, Karren und Esel, kurz das ganze bunte und wirre Getreibe, das dieser Stadt ihren Stempel aufdrückt. Wir glauben wieder das unaufhörliche betäubende Getöse der tausendfach durcheinander schwirrenden Leute zu hören, wie wir es früher selbst vernommen, oder von dem wir doch so oft gelesen haben. Aber in so anmuthender Weise lebensgetreu, in scharfer Charakteristik und doch zugleich mit einem gewissen Behagen dargestellt, lassen wir es gern noch einmal an unserm innern Sinne vorüberziehen und folgen dem Verfasser willig durch das alte Neapel, die schmuzigen Winkel der quartieri bassi, des Stadtviertels in der Nähe des Marktplatzes, mit ihrem physischen und moralischen Elend, dem Hauptsitze der Choleraverheerung von 1884, wo 60,000 Menschen auf einem Quadrat-Kilometer zusammengepfercht wohnen, bis zu der herrlichen neuen Ringstraße des Corso Vittorio Emanuele und dem bunten Treiben des menschenwimmelnden Toledo (jetzt Via di Roma), der Hauptverkehrsader Neapels.

Wir verzichten auf die Anführung einzelner Stellen, da wir sonst ganze Seiten abschreiben müßten. Einer weiten Verbreitung des Buches dürfte vielleicht die äußere Form, das große Format und der kleine, compresse Druck, hinderlich sein, die besser für ein umfangreiches gelehrtes Werk, als für eine derartige Schrift leichtern Kalibers geeignet erscheinen.

Otto Speyer.

Lyrisches und Episches.

1. Friedrich Notter's Gedichte in Auswahl herausgegeben von R. Krauß. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1893. Gr. 16. 2 M.

Billig stehe einer der Altmeister der „schwäbischen Dichterschule" voran. Notter ist 1884 gestorben; aus seinem Nachlaß wurde manches veröffentlicht, jetzt erst seine Gedichte, die in allerlei Zeitschriften zerstreut waren. Damit ist das Bild seines Schaffens und Strebens vollständig geworden. Ein guter Lebensabriß Notter's ist dem Buche beigegeben.

Leicht genießbar ist diese Sammlung nicht, aber sie ist vollwerthig und zeigt die dichterische Begabung Notter's nach ihren verschiedenen Seiten. Man besitzt etwas, wenn man diese Gedichte gelesen hat, von welchen freilich manche den Einfluß von Notter's Dante-Forschung verrathen und vielleicht unter diesem Einfluß schwerfälliger und philosophischer geworden sind, als sich wenigstens mit dem Wesen der Lyrik verträgt. Daß er aber auch die Töne echtester Lyrik anzuschlagen verstand, zeigen Gedichte wie „Schutz der Seelen", „Verschiedene Wege", und eine ganz reizende Allegorie ist „Lebensfahrt", von welcher ich einige Verse anführe:

Ich wollt', ich wär' so guter Ding',
Wie damals, als die Fahrt anfing,
Und 's Schifflein unter Segel ging,
Guter Gesellen voll:
Der Muth vor allen rasch zur Hand,
Und roch auch was nach Contreband',
So rief er: „Ab mit ihr vom Land!
Wir sind noch weit vom Zoll."

Der Leichtsinn an der Flagge saß,
Der Scherz trieb mit den Wogen Spaß,
Die Träume hatten immer was
Zu spähen von dem Mast;
Das Steuer nahm Verstand in Hut,
Doch fehlt's ihm noch an Vormundsblut
Und auf den Takt mit Wind und Flut
War er nicht recht gefaßt.

Bald kam der Leichtsinn ihm zu nah,
Bald war von Kinderei was da,
Bald wußt' er nicht, wie ihm geschah':
Ein Traum gab ihm den Zug.
Und doch war's lust'ge Kumpanei;
Das ging so frisch, das fuhr so frei
Und herzhaft manchem Riff vorbei,
Bis um der Fahrwind schlug.

— — — — — — — —

Aber so geht es nicht weiter: die Jugend trat still vom Schauplatz,

Die Kinderei vom Deck sich stahl,
Die Phantasie fand es zu schmal,
Der Scherz sprach: „Auf ein ander mal!"
Und schielte über Bord.
Derweil saß ich bei dem Verstand,
Sah nach dem Steuer unverwandt
Und, eh' er ganz die Richtung fand,
War all mein Völklein fort.

Ach, Nachbar, wie sind wir allein!
Das Meer ist breit, die Herrschaft dein,
Und schlimm ist's dein Kam'rad zu sein,
Wann Sang und Klang verscholl.
Ich wollt', ich wär' so guter Ding'
Wie damals, als die Fahrt anfing
Und 's Schifflein unter Segel ging,
Guter Gesellen voll.

Am wenigsten vielleicht wird die Abtheilung „Romanzen und Balladen" die heutigen Leser gewinnen: es erhebt sich kaum eine über die Durchschnittsballadendichtung der „schwäbischen Dichterschule". Wo Notter mit Gustav Schwab concurrirt, wie in der „Quelle von Anatolikon", bleibt er weit hinter ihm. Ein schöner Vers aus der Romanze „Dante in der Knabenschule" sei übrigens hier angeführt:

Nie sind die zu Dichtern worden,
Die nicht zag die Sprache hehlten,
Drin ein Gott noch ohne Worte
Redet mit den Gottbeseelten.

Weit mehr als diese Abtheilung gewinnen unsere Theilnahme die Gedichte philosophischer und politischer Art. Ein treffliches Distichon ist folgendes:

Schreiet die Menge, so weiß in der Regel sie nicht, was sie fordert.
Aber sie weiß es gewiß, wenn statt zu schreien sie schweigt.

Warme vaterländische Gesinnung pulsirt in den Gedichten aus den vierziger bis sechziger Jahren. Im Jahre 1859 ruft er Napoleon prophetisch zu:

Dein letztes thu: führ' deine Scharen
Zum Rhein; versuche, ob es glückt!
Vielleicht kein Schutzgeist wird uns wahren
Vor .... Nein, noch sei dies Wort erdrückt!
Doch was der Abgrund uns bereite,
Du bist's nicht, der die Frucht dann bricht;
Ein Stärk'rer greift in deine Beute,
Du bist der Mann des Schicksals nicht.

Was Notter schon 1842 dem deutschen Volke zugesungen, das ist heute nicht weniger beherzigenswerth:

Schlage, schlage Herz der Herzen
Jedem Priesterzwist zum Hohn,
Höre hinterm Streit der Kirchen
Deiner Seele echten Ton!
Deutsches Volk, du Volk von Brüdern,
Tritt gewaltig in dein Recht,
Was Jahrhunderte versäumten,
Thu' das jetzige Geschlecht!

2. Urania. Gedichte von Cl. Henri. Dresden, E. Pierson. 1893. 12. 2 M.

Der Verfasser dieser Gedichte ist entweder ein angehender Studiosus oder ein Frauenzimmer; möglich auch, daß ihm „Rembrandt" verflossenen Angedenkens den Kopf verrückt hat. Originell ist ja das Meiste, das sei hier anerkannt. Zum Beispiel:

Hoffnung.

Erstorben grüner Triebe frischer Saft,
Starrt Wald und Büsche, baar der muntern Hülle;
Es ebbt zurück des Lebens milde Kraft,
Und läßt entblößt von zarten Fleisches Fülle
Natur, ein schwarz Gerippe, schaudernd seh'n
In starren Formen; des Gesetzes Gleichung,
Der ew'gen Ordnung unerbittlich Geh'n,
Die unbeschränkten Dranges freie Neigung
In strenge Grenzen bannt. In dürren Ruthen
So fristet Geistes Ebbe dürft'ge Säfte;
Doch wie auf tiefen Niedergang die Fluten,
Es drängt hervor die neugeschwellten Kräfte,
Die des Gerüstes Starre füllend nähren
Mit Blütenschein die finst're Strenge klären.

Auch tiefsinnig ist vieles. Man höre den Anfang von „Erlösung":

Gewiegt von schmeichelnden Gestalten,
Geistern warmer Feucht' umwebt,
Umflossen von Goldscheingewalten
Zart Gebilde aufwärts strebt.

Und wächst und wächst mit Jugendkraft,
Freigeschaff'ne Form zu füllen;
Wie Jugendlust die Welt erschafft,
Weltgenuß im Selbstenthüllen.

Den Weg ins Ungemess'ne wagend
Blinder Wille schrecklich groß;
Erfaßten Stoff im Schwunge tragend,
Formen wirkend schrankenlos....

Derartiges findet sich viel, wobei ich übrigens bescheiden genug bin, einen Vers anzuwenden, den ich einmal in einer Posse gehört habe:

Herr, dunkel ist der Rede Sinn,
Doch steckt im Zweifelsfall ein Sinn darin.

Mit dem Reim nimmt es Henri sehr obenhin; er reimt fröhlich entzündet und Gründe — naturalistisch und verdrießlich — sittlich und schicklich — fast das — und basta und weil er gerade auf schaut zu reimen hat und sich darauf Weib oder Gattin nicht reimt, so läßt er das deutsche Volk auf einen neuen Geistessproß warten, „wie auf die Nachkommenschaft die Braut!"

Mehr in den üblichen lyrischen Bahnen schreiten

3. Lieder und Worte von G. von der Elba. Leipzig, G. Branns. 1893. 3 M.

Wenig logisch ist die Eintheilung: 1) Lyrische Gedichte, 2) Frühlingslieder, 3) Sonette. Sollten nicht alle drei sich unter Lyrik befassen lassen? Die Frühlingslieder, die durchaus lyrisch sind, alle zusammenzustellen, ist mehr originell als wirksam. Manches Gedicht ist wie ein starker Nachklang aus allerlei nicht ganz unbekannter Lyrik, z. B.:

Ich wandle traurig und träumend
Dahin im schattigen Wald,
Die blauen Blümlein sprießen,
Das Lied der Drossel erschallt.

Ihr Bäume, ihr Blumen, ihr Vögel,
Was schaut ihr verwundert mich an?
Es ist ja gar nichts Neues,
Was Liebchen mir angethan.

Sie ging und liebt einen andern,
Das ist schon manchem gescheh'n,
Wir alle sehen ja täglich
Die Sonne untergeh'n.

Aus Lenau's wundervoller „Frage":

O Menschenherz, wer ist dein Glück?
Ein räthselhaft geborner
Und, kaum gegrüßt, verlor'ner
Unwiederholter Augenblick! —

ist ein ganzes Sonett geworden, das anfängt:

Was ist das Glück? Ob ich Dir's kann erklären?
Ein Augenblick, so kurz, so schnell entschwunden,
Daß er entfloh'n, eh' Du ihn voll empfunden;
Es ist ein Gruß aus fernen, höh'ren Sphären;

Uebrigens erhebt und vertieft sich die Gedichtsammlung im zweiten Theil: Venedig, Widmungen, Zeitgedichte, und man liest diese Gedichte mit weit mehr Interesse als den ersten lyrischen Theil, obwol auch hier die poetische Kraft keine allzu große ist.

Das letztere gilt auch von der Sammlung

4. Morgenglühen! Oden und Lieder eines Antimodernen. Von Karl Friedrich Jordan. Berlin, Rehtwisch u. Langewort. 1893. 12. 1 M.

Daß es dem Verfasser Ernst ist mit seiner christlich-germanischen Weltanschauung, daß er sie nicht blos als Zierath anbringt, das leuchtet aus dem ganzen ernsten Buche hervor. Allein mich dünkt, wenn man den Modernen in Gedichten den Krieg erklären will, so muß man ihnen an poetische Begabung mindestens ebenbürtig, womöglich überlegen sein. Ich fürchte, an diesem Vertreter des alten Glaubens — das Wort in seiner guten Bedeutung genommen — wird die „Moderne" achselzuckend vorübergehen. Denn was an den modernen Dichtern uns zwingt, ihnen Beachtung zu schenken, ist nicht ihre Weltanschauung oder gar der Radau, den sie machen, sondern die unleugbar vielfach vorhandene Begabung, den modernen Stoffen ein eben diesem angemessenes dichterisches Gewand zu geben. Ich glaube aber kaum, daß es Jordan gelungen ist, auch nur diejenigen durch seine Gedichte zu packen, die von vornherein mit ihnen sympathisiren, weil sie auf dem Boden derselben Weltanschauung stehen, wie er.

Vers und Reim hemmen den Dichter mehr, als daß sie ihn tragen. Deshalb sind auch seine Gedichte in freien Rhythmen weitaus das Beste. Ich gebe eins derselben als besonders gelungen und für den Dichter charakteristisch:

Ewige Hülfe.

Wie Bergeslast —
Schwer und drückend,
Liegt es oft
Auf meiner Seele.
Trüber Gedanken
Drohende Sorge,
Meines Herzens heißer Kummer
Und das zehrende, zuckende
Elend der Zeit

Wuchten mich nieder.
Die Wunden,
Die der Menschheit Leib bedecken,
Scheinen nur mich zu schmerzen,
Sein schleichendes Siechthum
Mich zu zernagen.

Tausendfach
Fühl' ich dann
Fremde Trübsal
Wie eigenes Leid;
Der ganze Jammer
Der weiten Welt,
Das schreiende Unrecht in ihr
Und ihr bitteres Weh'
Strömt auf mich zu,
Stürzt auf mich ein;
Und jeder giftige Nadelstich
Von Neid und Haß,
Von Groll und Feindschaft —
Einem Schwerthieb gleich
Dringt er mir schneidend ins Inn're.

Und dann —
In bangem, verzehrendem Weh',
Im zitternden Leid
Schreit laut mein Herz zum Himmel
Und bittet flehend
Für alle Brüder
In brennender Liebe Glut,
Daß seine Verheißung
Erfülle der Heiland:
Als Lohn des Glaubens
Verlorenen Sündern
Erlösung zu gewähren,
Und — fehlt uns der Glaube,
Und taumelt die Erde
In falschem Wähnen und Trachten:
Den Tröster zu senden,
Der ihn zu wecken vermag,
Der aufs neue gewaltig
Lasse für Gottes Willen
In Begeist'rung erglühen die Seelen,
Den Zeugen der ewigen
Göttlichen Wahrheit,
Der im Sturme die Welt
Erobern kann:
Den heiligen Geist.

5. Ferdinand Marias Brautwerbung. Ein erzählendes Gedicht in sieben Gesängen von Ferdinand Wilferth. München, Seitz u. Schauer. 1893. 8. 1 M.

Es ist immer gut, wenn man bei einem Buche gleich weiß, wie man mit ihm dran ist. Ferdinand Wilferth hat durch die zwei Seiten „Einleitung" es dem Kritiker sehr leicht gemacht, sein Urtheil zu sprechen. In der letzten Strophe dieser Einleitung versichert er uns, daß „ein Bild" aus dem 17. Jahrhundert vor ihn getreten sei und

Wie es zum Sang verlockend vor mich tritt,
Stellt es mir gleich das Flügelroß zum Ritt ...
Wohlan, zu freiem Flug will ich's entzäumen.

In den Stall mit dem Roß! Das ist der einzige Rath, den wir Wilferth geben können; denn es hat ihn abgeworfen, noch ehe er recht in dem Bügel stand, und alle Versuche, die er machte hinaufzukommen, waren umsonst. Doch Wilferth hält sich wol selbst nicht für einen Dichter; sein Epos ist auch nur eine Gelegenheitsdichtung, die vielleicht bei dem bestimmten Anlaß ganz hübsch wirkte. Aber man muß solche Sachen, wenn sie schon gedruckt werden sollen, blos als Manuscript drucken lassen, dann sind sie vor der Kritik geschützt.

Nicht viel mehr poetische Begabung zeigt sich in

6. Arete, die nabatäische Christin. Geschichtliche Dichtung von W. Förster. Dresden, Druckerei Glöß. 1893. 1 M.

Förster meint es so gut evangelisch-christlich wie Wilferth bairisch-patriotisch, und in christlichen Kreisen, wo man poetisch sehr anspruchslos ist, z. B. in Jünglingsvereinen, wird der Vortrag dieser Dichtung sicherlich dankbare Zuhörer finden. Poesie aber ist sie nicht.

Von ganz anderm Kaliber ist

7. Der Alchymist. Eine Dichtung von Arthur Pfungst. Leipzig, W. Friedrich. 1893. 8. 2 M.

Diese Dichtung ist der zweite Theil einer früher erschienenen: „Laskaris", die wir nicht kennen. Ein langer Recensionsanhang belehrt uns indessen über diesen ersten Theil. Ich gebe zum Verständniß aus einer der Recensionen kurz den Inhalt des ersten Bandes:

Laskaris, ein sechzehnjähriger Jüngling, der von seiner Mutter auf Cyperns Küste in Larnaka erzogen ist (sein Vater war vor seiner Geburt weit übers Meer gefahren und nicht zurückgekehrt), sehnt sich danach, die Welt kennen zu lernen und bittet seinen väterlichen Freund und Gönner Philaleth ihn mitzunehmen. Dieser hat das Geheimniß, Gold zu schaffen, ergründet; aber zu spät, als ihn das Alter schon genußunfähig gemacht hatte. Er hat sein Gold zu edeln Zwecken benutzen wollen, aber man hat ihn des Bündnisses mit dem Satan bezichtigt. Darum hat er in Rhodos ein Kloster gegründet und dann die Heimat gemieden. An dem nach Wahrheit strebenden Laskaris hat er Gefallen gefunden, und daher nimmt er ihn mit nach Rhodos und läßt ihn dort ins Kloster treten. Der thatenlustige Laskaris lernt bei den Mönchen, daß es besser ist, Wunden zu heilen, als zu schlagen; sie lehren ihn die Arzneikunde, und er pflegt und heilt die Kranken. Dann findet er die von einer Natter gestochene Charis, saugt die Wunde aus und rettet sie dadurch von dem Tode. Ihn aber erfaßt unbezwingliche Liebesglut. Kurze Zeit hernach verläßt er das Kloster und begibt sich nach Samothrake; dort findet er den sterbenden Philaleth, der gerade noch Zeit genug findet, ihn die Kunst, Gold herzustellen, zu lehren.

Der zweite Band dieser Gedankendichtung führt das Problem in bewegten Bildern weiter, ohne zu einem Ende zu kommen; und bei der behaglichen Breite, die der Dichter liebt, ist es sehr fraglich, ob ein dritter oder vierter Band die Lösung bringen wird. Ich finde wenigstens, daß in den ungefähr 300 zehnzeiligen Jambenstrophen dieses Bandes das Problem nicht viel weiter gediehen ist.

Laskaris kommt nach Dresden in den Tagen höchster fürstlicher Machtentfaltung und Sinneslust, zur Zeit August's des Starken. Sein Herz wird sofort gefesselt durch das liebliche Bild Irenens, des Apothekertöchterleins. Er tritt bei dem Vater ein, und sie wird sein Weib, ohne daß

er nöthig gehabt hätte, von seiner Kunst Gebrauch zu machen. Ein armer Tropf in der Apotheke, welcher „vom Taumel des Jahrhunderts Gold zu machen", wie von der Liebe zu Irenen ergriffen ist, muß dem Griechenjüngling weichen; umsonst hatte er den Wunsch gehegt:

Auf Erden groß zu sein! Emporzuragen!
Tief unter uns zu schauen alles Leben,
Derweil uns unsre Kräfte aufwärts tragen
— Das ist der Wesen nie gestilltes Streben.
Hebt flehend seine Aeste nicht der Baum
Zum Himmel auf zum gold'nen Sonnenlichte,
Als spräche er: Erfülle meinen Traum,
Vergönne mir, daß ich empor mich richte?
Durchrast der Adler nicht mit mächt'gen Schwingen
Das Meer der Luft, um sich emporzuringen?

Der Gesang, in welchem dies erzählt wird, hallt in den Worten aus:

Der Mensch am Menschen ja vorübergeht
Den schnee'gen Flocken gleich, die rieselnd fallen,
Wenn sie der kalte Winterstnrm umweht.
Die Menschen einsam nur durch's Leben wallen.
Sie drängen sich im Raum, dem kargen, kleinen,
In dem sie Schulter eng an Schulter steh'n,
Doch niemand will verweilen, um zu weinen
Mit fremdem Leide im Vorübergeh'n.
O Menschenlos! Ich seh' die Scharen wandern
Durch's Leben still — und keiner weiß vom andern.

Laskaris ist nun in den Armen seines Weibes befriedigt; aber die Umstände wie der heimliche Neid auf die durch das Gold bewirkte, alle Welt blendende Herrschermacht August's des Starken veranlassen ihn, für diesen Gold zu machen (vielleicht der beste und ergreifendste Gesang des Gedichts), damit er selbst groß und mächtig werde. Dabei lernt Laskaris die damalige Geliebte August's, die schöne Aurora Königsmark kennen und entbrennt in heißer Liebe zu ihr; sie erwiedert seine Liebe, und so macht er dem allmächtigen Herrscher diesen Schatz abspenstig, wie es scheint ohne jegliche Gewissensbisse gegenüber seinem Weibe. Allein Aurora wird eines Tages von August nach Warschau befohlen, und Laskaris weigert sich, auf dessen Befehl immer neues Gold zu machen. Da wird er gefangen auf die Albrechtsburg gebracht. Dort erkennt er, daß Aurora seine Delila gewesen ist; und als Irene mit ihrem inzwischen geborenen Kinde kommt, ihn zu befreien, folgt er ihr mit den Worten, die den Schluß des Ganzen bilden:

Wie glücklich bin ich, ach, die Freiheit lacht,
Die ich so lange hab' ersehnt vergebens,
Das alte Wollen ist in mir erwacht —
Empor, empor zu neuen Höh'n des Lebens!
Es gibt ein Wollen, das das Weltall bändigt,
So ruft's in meinem Herzen laut und schrill,
Ein Wollen gibt's, das alle Qualen endigt
Und mein ist dieses Wollen, denn ich will.

Ganz klar ist dieser Schluß nicht, und der Leser hat eigentlich keine Ahnung, was noch kommen wird, um Laskaris weiter zu läutern. Indessen steckt in Arthur Pfungst eine so anerkennenswerthe poetische Kraft, daß wir von ihm hoffen können, er werde die tief angelegte Dichtung würdig zu Ende führen.

Die poetische Bewältigung des Stoffs ist im ganzen gelungen, wenn auch das Philosophische nicht immer im Poetischen rein aufgeht. Die Form könnte manchmal noch etwas gefeilter sein. Auffallend sind die vielen „es", die eigentlich doch nur metrischer Verlegenheit entspringen. So fängt das Gedicht gleich an:

Es war die Nacht, in der der Frühling kam
Und es erzitterte die alte Erde,

wobei „es" das einmal in der Senkung, das andere mal ohne allen Grund in der Hebung erscheint. Diese es — ohnedies häßlich — häufen sich manchmal ins Bedenkliche. Der Dichter wird bei der Fortsetzung auch diesen Dingen eine erhöhte Aufmerksamkeit widmen. Daß wir sie überhaupt angemerkt haben, mag ihm ein Zeichen unserer Werthschätzung seiner Dichtung sein.

Richard Weitbrecht.

Neue Romane und Novellen.

1. Majestät. Roman von A. Baron von Roberts. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1893. 8. 7 M.
2. Miniaturen. Fünf Novellen von W. Kirchbach. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1893. 8. 4 M.
3. Hängendes Moos. Roman von Paul Lindau. Zweites Tausend. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt. 1893. Gr. 8. 6 M.
4. Lustige Geschichten aus dem Osten. Von Leopold von Sacher-Masoch. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt. 1893. 8. 4 M.
5. Reitend-reizend. Roman von Hans Hermann. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt. 1893. 8. 5 M.
6. Sonderbare Schwärmer. Roman von Max Kretzer. Zwei Theile in einem Band. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1893. 8. 3 M.

In dankenswerther Weise erläutert der bewußte Begleitzettel des Verfassers „psychologisch schwierige Aufgabe dahin, die Entwickelung eines Menschen zu zeichnen, auf dessen Haupt von seiner Geburt an die Last einer Königskrone drückt." So hat man wenigstens einen unfehlbaren Schlüssel zum Geheimniß dieses Sammelsuriums aller „sensationellsten Ereignisse in der Geschichte der europäischen Höfe während des letzten Jahrzehnts". Ich fürchte dieser Hofchronik ihre Edelsteine auszubrechen, wenn ich Näheres über ihren Inhalt mittheilen wollte. Jedenfalls reiht sich das Buch dem einst üppig wuchernden Zeitroman gleichwerthig an, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich ihm einen sehr ausgedehnten Leserkreis voraussage. Andere Leute werden folgende Sätze auf A. von Roberts' Werk

(Nr. 1) anwenden: auffällige Modellähnlichkeit sei keineswegs dem künstlerischen Eindrucke förderlich, weil sie unsere Phantasie fortwährend damit beschäftige, die Romanfigur mit dem Modell zu vergleichen. Das sei zerstreuende Thätigkeit, die nicht die harmonische Befriedigung gewähre, die eine klare, fertige Gestalt der dichterischen Phantasie hervorruft. — Wer das gesagt hat, weiß ich augenblicklich nicht; daß er es aber mit Beziehung auf unsern Roman gesagt haben könnte, ist zweifellos.

W. Kirchbach's „Miniaturen" (Nr. 2), stellen eine allerliebste Folge von Cabinetsstückchen der Erzählerkunst dar. Diese fünf Novellen bedeuten ebenso viel köstliche Einfälle. Allen gemeinsam ist eine überaus originelle Verknüpfung und Verschlingung der Fäden. Wenn im „Räthsel" angeblicher Geisterspuk geheimnißvolle Schatten in die lichte Wirklichkeit fallen läßt, so schafft in den „thörichten Jungfrauen" die Unart unserer Tage, mit Hülfe des Zeitungsonkels und auf der sogenannten Eselswiese der Tageblätter Herrenbekanntschaften aufzusuchen, eine äußerst spannende Komödie der Irrungen, die, so drollig und humoristisch sie angelegt ist, doch des beherzigenswerthen Ernstes nicht ermangelt. Die Zeichnung der handelnden Personen ist von anschaulichster Lebendigkeit, die Schürzung des Knotens bekundet die sichere, kunsterfahrene Hand des Meisters. Mag nun auch der und jener Schluß etwas jäh und unvermittelnd eintreten, mögen auch die Voraussetzungen im „Räthsel" geradezu romantisch an unsere phantasieentwöhnte Zeit starke Zumuthungen stellen: der schöne, ausgeglichene Gesammteindruck der Sammlung wird dadurch nicht geschmälert. Füge ich noch hinzu, daß dieses Buch unbedenklich in jede Hand gegeben werden darf, dann, denke ich, wird es mit seinem sonnigen Inhalt hinreichend empfohlen sein.

„Hängendes Moos" von Paul Lindau (Nr. 3). — „Tillandsia hängt sich an die Pflanze und wächst nur auf den occupirten Theilen, ohne, wie Schmarotzer und Parasiten, in deren Gewebe einzudringen. Es entzieht dem überwachsenen Theile des Baums Licht und Luft, erstickt ihn also und hungert ihn aus. Der Baum stirbt, aber die Tillandsia wuchert auf der Baumleiche fröhlich weiter." Daß nun das Leben überall dasselbe, daß auch der Mensch es macht wie die Pflanze, das zeigt der Roman an der blendenden Banquiersgattin Leonie Welsheim, dem Dr. Hall und der Regierungsrathstochter Martha Breuer. Das Buch ist also ein Salonroman, der zur Abwechselung als Gegensatz das „Hinterstübchen" berücksichtigt, diesmal das ehrbarer Leute, eben der Hinterbliebenen eines Raths. Zwischen beiden pendelt die entmannte, in ihrer Erscheinung widerwärtige, ja unbegreifliche Charakterlosigkeit des Naturforschers, eines gesteigerten Clavigo. Während seine unglückliche Braut dahinsiecht, weilt er — im Boudoir der Börsenfürstin. Verfasser kennt ja das Leben der Kreise, die er schildert. Ein Zweifel an der Wahrheit seiner Zeichnung ist unzulässig.

Nur meine ich, gab es hier ausschließlich ein Entweder — oder; das Entweder des Verzichts auf die Ausführung dieses Bildes, oder die Verwendung der kräftigsten Mittel energievoller Realistik. Jede Halbheit der Methode, die rücksichtsvoll gewisse Grenzen zu wahren sucht, macht diesen Stoff unmöglich. Sonst sind ja die eigenthümlichen Vorzüge Lindau'scher Erzählung bekannt. Ich weise nur hier auf die prächtige, lebensvoll herausgearbeitete Gestalt des weibischen, eingebildeten Gecken, des Tenoristen Ernst Vallini mit seinem Künstlerneid und seinem „Herzblut"; ferner zeugt die „Première" gesättigte Beobachtung und intimste Kenntniß, und wie Lindau die brennenden, glühenden Farben zur Schilderung für Prunk und Pracht auf seiner Palette hat, so bewährt er die feine Kunst des Aquarellisten in dem rührenden Gemälde der armseligen Ehrbarkeit im Hinterstübchen. Der Untergang Leonie's scheint mehr von dichterischer Gerechtigkeit eingegeben zu sein, als daß man in ihm eine nothwendige Folge aus dieses Weibes Charakter sehen könnte. Vielmehr treten in diesem mit Vallini's Dazwischenkunft Züge auf, die der ursprünglichen Anlage fremd sind.

Lustig sind die Geschichten von L. von Sacher-Masoch (Nr. 4) insgesammt, nur freilich oft mit Hülfe einer recht derben Komik. Dafür stellen sie auch an den Leser keine hohen Anforderungen. Leicht gleitet man darüber hin: man lacht und der Zweck ist erfüllt. Immerhin fällt einiges ab für die Bereicherung der Kenntnisse des Lesers, Land und Leute, eine Gastfreundschaft, die in ihrer Maßlosigkeit zur Qual wird, Weiber- und Judenherrschaft, Hochzeitsbräuche, das griechisch-katholische Pfarrhaus u. s. w., ziehen, durchgängig in satirischer Beleuchtung, wie Wandelbilder an unserm Auge vorüber. Selbst Venus im Pelz macht hin und wieder Auferstehungsversuche. Tief sind die Erzählungen nicht, dafür aber auch fast nirgends langweilig. Mit guter Berechnung ist Afthanasia Korolenko an den Schluß gerückt. Denn Ende gut, alles gut!

In dem Romane „Reitend-reizend" von Hans Hermann (Nr. 5) könnten Titel und Titelbild eine falsche Vorstellung vom Inhalt erwecken. Er ist thatsächlich harmlos: Adelskreise und als anscheinend ihre Hauptdaseinszwecke: Reitsport und Waidwerk. Belebt wird ihre Schilderung durch viel Liebesglück und Herzensirrungen und durch selbstlosen Opfermuth schwesterlicher Zärtlichkeit. Es ist eine sonderbare Welt, die der Verfasser zeichnet, ja sie wird rein phantastisch durch ihre Loslösung von der umgebenden Wirklichkeit — denn von deren Dasein erfährt man überhaupt nichts, woran zwei episodische Figuren, ein Gymnasiallehrer und ein Pastor, nichts ändern — phantastisch auch durch die unleugbar äußerst geschickte Beziehung all ihrer Lebensbethätigungen auf Jagd und Reitkunst. Wie das bei allem Geschick Hermann's nicht ohne Zwang abgeht, so wird man von anderer Seite das ganze Treiben als hohl bezeichnen, sachlich mit Recht, aber unbillig gegen den Verfasser. Die Theorie, die den Roman nur gelten läßt, weil keine andere Gattung in gleich erschöpfender Weise dem Wesen unserer Zeit gerecht

zu werden vermag, die aber darum auch im Roman die heute treibenden Ideen verkörpert und die alle angehenden Fragen behandelt wissen will: die lehnt der Verfasser ab. Er will unterhalten in leichter, gefälliger Weise. Und dies Ziel hat er erreicht durch flotte Schreib- und Darstellungsweise, durch Anschaulichkeit und Individualisirung seiner Gestalten, durch eine wirkungsvolle Zickzack-Bewegung in der Fabel seines Romans.

Das umfassende Zeitbild, das wir eben von der Prosadichtung verlangen, sucht Max Kretzer in dem Roman „Sonderbare Schwärmer" (Nr. 6) zu geben. Er erscheint in zweiter Auflage, darf also für bekannt gelten, damit auch Kretzer's Ziel und literarische Art, um so mehr als beides seiner Zeit Gegenstand eingehendster Würdigung gewesen ist.

Die jetzige Erwähnung wider den Brauch dieser Blätter mögen folgende Anmerkungen rechtfertigen. Sie wenden sich einmal gegen die Methode oder Willkür des Verfassers, allbekannte Züge geschichtlicher Persönlichkeiten auf seine Romangestalten zu übertragen. Das ist solange zulässig, als dadurch nicht die allgemeine Auffassung jener Kraftmenschen gefälscht wird. Solche Absicht liegt Kretzern gewiß fern. Aber es ist ein Mangel an schöpferischem Vermögen, an dichterischer Anschauung, wenn die Entlehnungen nicht derart in die Phantasiebildungen hineingearbeitet sind, daß jede Erinnerung an das Urbild ausgeschlossen ist, jedes hinüberspielen in die Wirklichkeit sich verbietet. Ferner gilt von Kretzer bestimmt, und dazu in höherm Maße, als bei vielen andern, Goethe's Wort:

Oft adelt er, was uns gemein erschien,
Und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts;

aber es ist etwas anderes, ob bei diesem Verfahren die künstlerische Idee oder einfach die Tendenz waltet. Romanhaft in veraltetem Sinne muthet endlich dieser Roloff an, ein neuer Graf von Monte Christo, der mit den Millionen nur so um sich wirft. Unglaubhaft ist auch das Gespräch des Ministers mit Lora in der Laube. Als ob diese Lora nicht andere Gelegenheiten, ihre Ansprüche zu erheben, ausfindig zu machen verstände. Aber der Verfasser braucht diese Unbegreiflichkeit, drum wird sie „gemacht", gemacht wie die Selbsterniedrigung der halb versprochenen, jedenfalls heißliebenden Lora, der stolzen Lora, die ihr heiliges Gefühl, den unglücklichen Verlobten, sich selbst preisgibt, ehe sie einen diebischen Griff ausführt. Ist das noch Wahrheit oder nur Gedankending?

A. R. Pegau.

Zur Kunstgeschichte.

Filippo Brunelleschi. Sein Leben und seine Werke von C. von Fabriczy. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1892. Lex.-8. 20 M.

Nicht immer ist die Arbeit die beste, bei der viel Späne fallen; Fabriczy hat seit Jahren durch seine kleinern Untersuchungen zur florentiner Kunstgeschichte des 15. Jahrhunderts, die er in verschiedenen in- und ausländischen Zeitschriften erscheinen ließ, die Fachgenossen darauf aufmerksam gemacht, daß er eine größere Arbeit auf diesem Gebiete vorbereite. Wiederholt wurde darauf hingewiesen, daß wir von ihm eine monumentale Biographie des Begründers moderner Baukunst erwarten dürften. Es ist wol das beredteste Zeugniß für sein Werk, daß so hochgespannte Erwartungen eher übertroffen als enttäuscht worden sind. Die Brunelleschi-Forschung hat mit einem reichen, aber vielfach verworrenen Quellenmaterial zu rechnen. Selbst die Baugeschichte der florentiner Domkuppel, die den Höhe- und Mittelpunkt im künstlerischen Schaffen Brunelleschi's bezeichnet, ist trotz der musterhaften archivalischen Publicationen von Guasti und der exacten architektonischen Beobachtungen Nandini's vielfach controvers geblieben, da schon die Zeitgenossen in erregter Weise Partei genommen. Kein geringerer als Lorenzi Ghiberti tritt als Concurrent Brunelleschi's auf, und erhebt gleichfalls Anspruch auf den Ruhm dieses gewaltigen Bauwerks, mit Gründen, die noch in jüngster Zeit in Carl Frey einen Anwalt gefunden haben. Fabriczy breitet das ganze Actenmaterial dieses Processes vor uns aus, und kommt nach reiflicher und sachlicher Prüfung zu dem Ergebniß, daß „wenn auch nicht alles in der formalen Gestaltung und im Detail des Kuppelbaus Brunelleschi angehört, was man bisher geneigt war, für sein directes Werk anzusehen, er trotzdem allem, was seit Beginn seiner Bauleitung an S. Maria del Fiore zur Ausführung gelangte, den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat."

Im weitern Verlauf der Darstellung, die durch Fabriczy's sorgsame Beleuchtung aller kritischen Einzelheiten zwar dem Fachgenossen Achtung vor der wissenschaftlichen Akribie des Verfassers abnöthigt, aber den Laien vielleicht hier und da ermüden wird, werden die übrigen Kirchenbauten des Meisters, Santo Spirito, die Sakristei von San Lorenzo und die Pazzikapelle im Klosterhof von Santa Croce eingehend gewürdigt. Großen Schwierigkeiten begegnet die Untersuchung bei der Baugeschichte des Palazzo Pitti. Urkundliche Zeugnisse für die persönliche Antheilnahme Brunelleschi's am Bau dieses gewaltigen architektonischen Monuments, lassen sich nicht erbringen, wenngleich alle innern stilkritischen Gründe für einen solchen Antheil sprechen, und so schließt dieser Theil der Untersuchungen Fabriczy's mit einem ehrlich eingestandenen non liquet. Auch der Zutheilung des Pazzipalastes an Brunelleschi stehen mancherlei Bedenken und Einwände gegenüber. Gleichwol ist die Bedeutung des Erbauers der Domkuppel auch für die Entwickelung des florentiner Profanbaus durch die Palazzi di Parte Guelfa

und Quarateſie zur Genüge erwieſen, wenn er auch wie jeder Bahnbrecher den Ruhm der Durchführung und Entwickelung ſeiner Gedanken den Epigonen laſſen mußte. Das achte Kapitel des Buches beſchäftigt ſich mit dem Wirken Brunelleschi's als Ingenieur und Mechaniker; dieſes, wie ſeine bildneriſche Thätigkeit, die namentlich in den Jugendjahren, während ſeines Verkehrs mit Donatello den Meiſter beſchäftigte, werfen ein bedeutſames Licht auf die Univerſalität der Frührenaiſſancekünſtler Italiens. „Brunelleschi der Menſch" lautet die Ueberſchrift des Schlußkapitels, das in dieſer Beziehung gleichfalls richtige Aufſchlüſſe gibt. Sein Charakter, ſeine dichteriſchen Verſuche und ſein bürgerliches Leben, werden auf Grundlage der ſpärlichen Mittheilungen, die darüber auf uns gekommen ſind, feſſelnd dargeſtellt. Sein — allerdings nicht ganz unparteiiſcher, weil engbefreundeter — Biograph, der Mathematiker Antonio Manetti rühmt neben ſeiner alles gewöhnliche Maß überragenden künſtleriſchen und intellectuellen Begabung ſeinen feſten unbeugſamen Willen, die Beſcheidenheit und Leidenſchaftsloſigkeit ſeines Urtheils, die ſtete Hilfsbereitſchaft gegen Freund und Genoſſen. Weniger, als bei dem Bildhauer und Maler, enthüllt uns die künſtleriſche Schöpfung des Architekten von ſeinem Seelenleben, aber die ſchöpferiſche Phantaſie, die Klarheit des Denkens, die Thatkraft des Willens läßt ſich dennoch unzweifelhaft aus den Werken Brunelleschi's herausleſen. Seine Spottſonette, die leider bis auf wenige verloren gegangen ſind, charakteriſiren den echten Florentiner ſeiner Zeit, die Schlichtheit ſeines Haushaltes trotz ererbten Wohlſtandes ſpricht für die Strenge ſeiner Sitten. Sein Verkehr mit den geiſtig hochſtrebenden Zeitgenoſſen, wie Toscanelli, Alberti, Traverſari, Niccolo Niccoli bürgt für die Werthſchätzung, die die Mitwelt ihm angedeihen ließ. Coſimo de Medici äußerte, wie uns Vaſari aus glaubhafter Quelle mittheilt, er habe kaum je mit einem Manne von größerm Verſtande und höherm Geiſte, dem gegenüber er ſelbſt ſich klein vorkomme, Umgang gepflogen. Das iſt ein Urtheil, das allein ſchon Brunelleschi's Nachruhm ſichert, „denn, wer den Beſten ſeiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten".

Die Vorzüge des Werks ſind mit den kurz ſkizzirten Ergebniſſen der Forſchung des Verfaſſers nicht erſchöpft; nur der Fachmann und zwar auch nur der, welcher mitten in den berührten Fragen ſteht, vermag die in den zahlreichen Excurſen und Anmerkungen niedergelegte gewiſſenhafte Arbeit, die Fülle von Belehrung und Methode, die dieſes Buch zu einer Muſterarbeit macht, zu würdigen. Aber auch die vornehme, ſachliche Art, in der ſich Fabriczy mit ſeinen Vorgängern und Gegnern auseinanderſetzt, darf als vorbildlich bezeichnet werden, zumal, wie Monelli einmal treffend hervorhob, nächſt religiöſen und politiſchen Debatten, wol die kunſthiſtoriſchen die Gemüther am heftigſten erregen und zu urtheilverwirrender Leidenſchaft erhitzen.

L. Kämmerer.

Zur deutſchen Städtegeſchichte.

Geſchichte der Stadt Halle an der Saale von den Anfängen bis zur Neuzeit. Nach den Quellen dargeſtellt von Guſtav Frd. Hertzberg. III: Halle während des 18. und 19. Jahrhunderts. (1717 bis 1892.) 3 Holzſchnitte, 4 Lithographien, 1 hiſtoriſchen Stadtplan. Halle, Buchhandlung des Waiſenhauſes. 1893. 7 M. 50 Pf.

Es iſt die glänzendſte Zeit der alten Salzſtadt, die der dritte Band von Hertzberg's Geſchichte Halles behandelt: im 18. Jahrhundert hatte Halle in der That kurze Zeit lang die geiſtige Führung der Nation. Erſt der Pietismus Franke's und ſeiner Mitarbeiter und Nachfolger, dann der Rationalismus, vor allem Wolff's und Semler's, machten Halle zu der vornehmſten hohen Schule in Deutſchland; es gingen von hier Anregungen und Strömungen aus, die nicht nur der Wiſſenſchaft des 18. Jahrhunderts, ſondern ſtellenweiſe auch ſeiner ganzen Literatur und ſeiner Dichtung ihr Gepräge aufdrückten. Nicht mit Unrecht hat man für jene Zeit die halliſche Univerſität als die große Zeitungsfabrik für das gelehrte Deutſchland bezeichnet. Freilich bei dieſer Univerſität ſelbſt trat mehr und mehr das theologiſche Moment in den Vordergrund: hatte in den erſten Zeiten nach ihrer Gründung die Jurisprudenz durchaus an leitender Stelle geſtanden, ſo änderte ſich das ſchon im Anfange des 18. Jahrhunderts, und wenn es auch nie an einzelnen ausgezeichneten Juriſten, Medicinern und Philologen gefehlt hat, ſo errang ſich doch jetzt die theologiſche Facultät eine derart dominirende Poſition, daß ſeitdem bis ſo ziemlich in die jüngſte Zeit herab Halle vor allem theologiſche Hochſchule geweſen iſt.

Gerade bei der großen Bedeutung der Univerſität Halle für das ganze geiſtige Leben des 18. Jahrhunderts, war die Verſuchung groß auf die Geſchichte eben dieſer Univerſität den Hauptaccent zu legen: es iſt daher um ſo mehr anzuerkennen, daß der Verfaſſer dieſer Verlockung widerſtanden hat, und getreu ſeiner Aufgabe uns eine wirkliche Stadt-, nicht blos Univerſitätsgeſchichte bietet. Wenn auch mit vollem Recht die Entwickelung der Univerſität ſtets gebührend betont und ziemlich ausführlich behandelt iſt, das eigentliche Schwergewicht fällt doch nicht auf ſie, ſondern auf die äußere und innere Geſchichte der Stadt. Gewiß daß dieſe weniger glänzend iſt, daß ſie nicht derart in hellem Licht und Farbenpracht erſtrahlt, um unſer Auge ſofort anzuziehen: aber wenn man ihr unter kundiger Führung näher tritt, enthält ſie doch des Intereſſanten immer noch genug, um einen kurzen Beſuch reichlich zu lohnen.

Freilich viel erfreuliches bietet die äußere Geſchichte

Halles von Anfang des 18. bis zur Mitte dieses Jahrhunderts nicht; es ist vor allem eine Leidensgeschichte, von den bei den großen Krisen des historischen Lebens, den fridericianischen und napoleonischen Kriegen, die Stadt nur bittere Noth gehabt hat. Betrug doch im Siebenjährigen Kriege allein der unmittelbare Schaden über eine halbe Million Thaler, während man von October 1806 bis Ende 1807 gar einen Verlust von 876,262 Thalern durchzumachen hatte. Schlimmer noch als diese directen Einbußen waren die indirecten in Gestalt des Verfalls von Industrie und Handel. Auf den Aufschwung in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts folgte eine Zeit bösen Niedergangs und schlimmer wirthschaftlicher Noth, und eigentlich erst in der Mitte dieses Jahrhunderts setzt wieder eine entschieden vorwärts schreitende materielle Bewegnng ein.

Hertzberg ist mit Erfolg bemüht gewesen das städtische Leben in allen seinen Aeußerungen und Beziehungen uns vorzuführen, politische Ereignisse, bauliche Entwickelung, Verfassung und Verwaltung, Industrie und Handel, Schulen und Universität, literarische und künstlerische Strebungen und Richtungen, Zustände und Personen kommen gleich gut zu ihrem Rechte. Besonders gelungen ist nach meiner Meinung die Schilderung der „westfälischen Zeit", jener etwas über sechs Jahre, wo die durch den Tilsiter Frieden von Preußen abgetrennte Stadt zu dem Königreich Westfalen gehörte. Gewiß daß manche Maßregeln der neuen Regierung durchaus verständig und wohlgemeint waren, aber in der entschieden preußisch gesinnten Stadt trat man ihr von Anfang an mit unverhohlenem Mißtrauen und zäher Abneigung entgegen; kein Wunder, daß man da die unleugbaren großen Schattenseiten des westfälischen Regiments, den Steuerdruck und die polizeilichen Maßregelungen als besonders drückend empfand.

Nach dem Kriege entstand 1817 durch Vereinigung der drei Städte Halle, Glaucha und Neumarkt die neue „Gesammtstadt Halle". Schon hier fängt Hertzberg's Erzählung an etwas weniger ins Detail zu gehen als bisher, doch ist bis zum Jahre 1847 die Darstellung noch leidlich ausführlich gehalten. Dagegen ist die letzte Periode der Geschichte Halles, der Uebergang von der Schul- und Universitätsstadt zur modernen industriellen Großstadt nur mehr andeutend und skizzenhaft behandelt. Wir bedauern dies im Interesse der Sache, gerade weil unter den heutigen Bewohnern der Stadt die eigentlichen Hallenser die Minderzahl ausmachen, dürfte unter den Zugewanderten einerseits die Kenntniß über die jüngste Vergangenheit ihrer neuen Heimat nicht allzu groß, andererseits der Wunsch hiervon möglichst viel zu erfahren besonders lebendig sein; und auch den Grund, den der Verfasser für diese überaus knappe Darstellung der letzten 30 bis 50 Jahre anführt — die Scheu von noch lebenden Personen und nicht abgeschlossenen Verhältnissen und Entwickelungen zu reden — vermögen wir doch als berechtigt nicht anzuerkennen: denn sonst wäre ja eine „neueste Geschichte" überhaupt unmöglich. Auch das, was wir selbst miterlebt, läßt sich sehr wohl vom historischen Gesichtspunkte aus, mit einer wenigstens beabsichtigten Objectivität behandeln, und so sei dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß bei einer hoffentlich bald nöthig werdenden zweiten Auflage der „Geschichte der Stadt Halle" ein vierter Band die Darstellung in gleicher Ausführlichkeit wie bis 1817 auch bis zur unmittelbaren Gegenwart fortführt.

Für die Art der Behandlung gilt dasselbe, was schon für die ersten beiden Bände bemerkt ist: der Verfasser stützt sich im wesentlichen auf die gedruckte Literatur, die er aufs gründlichste und bis in die entlegensten Winkel hinein beherrscht. Soweit wie gedruckte Quellen reichen, kann man sich keinen bessern Führer wünschen als ihn, und soweit sich eine wissenschaftliche Darstellung einer Stadtgeschichte auf gedrucktem Material aufbauen läßt, kann sein Buch geradezu als Muster gelten. Dagegen sind eigentliche Archivalien nur vereinzelt herangezogen, und das macht sich doch bisweilen, vor allem bei der Schilderung mancher Zweige der materiellen Verwaltung und Wirthschaft, bemerkbar. Formell ist die Erzählung gewandt und klar, lebendig und fesselnd; störend wirkt nur, daß im dritten Bande in dem sichtbaren Streben nach Kürze und Knappheit der Darstellung manchmal mehrere Sätze in einen zusammengeschachtelt sind. Doch kleine Bedenken vermögen jedenfalls nicht den Gesammteindruck zu beeinträchtigen, daß jetzt durch Hertzberg die alte, oder wenn man will eine Großstadt an der Saale eine Schilderung ihrer Vergangenheit besitzt, wie sie so manche andere Stadt von größerer historischer Bedeutung noch nicht ihr eigen nennt, und ich möchte daher mit der Hoffnung schließen, daß Hertzberg's Werk nicht nur in Halle selbst — denn hier ist ihm ein großes Publikum wol sicher —, sondern auch anderswo recht viele Leser findet: man wird sich dann überzeugen, daß auch für den, der ihr nicht aus besondern Gründen Liebe entgegenbringt, die Geschichte einer deutschen Stadt, die nicht im Vordergrund der Entwickelung gestanden, durchaus nicht so uninteressant zu sein braucht, wie man dies dank den vielen trockenen rein chronikartigen Stadtgeschichten so häufig annimmt. Walther Schultze.

Feuilleton.

Die Schrift „Das Verhältniß zwischen Christenthum und Literatur mit besonderer Beziehung auf Shakespeare, Goethe und das junge Deutschland von Dekan Kapff" bildet ein Heft der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" (Stuttgart, Chr. Belser). Daraus ergibt sich die Tendenz der Schrift. Wir hätten gar keine Veranlassung, uns mit ihr zu beschäftigen, wenn nicht einige unrichtige Behauptungen darin vorkämen, die denn doch nicht ohne Widerspruch bleiben sollen. Auf die lächerlichen Anklagen gehen wir gar nicht ein; aber die hübsche Behauptung wollen wir doch hervorheben, daß viele Leute Goethe nicht trotz, sondern

wegen seiner vielen Liebschaften bewundern. Der Satz: „Geduld im Leiden lernte er nicht, weil er weder von körperlichen Gebrechen, noch sonst von Leiden viel wußte", ist oft widerlegt worden, kehrt aber immer wieder. Goethe ist sehr viel von schwerer und leichterer Krankheit heimgesucht worden. Der Herr Verfasser hätte sich doch Düntzer's Goethe-Biographie daraufhin ansehen können, ehe er das nachschrieb, ebenso verhält es sich mit der Behauptung: „Er konnte ungestört von einem Genuß zum andern eilen und so ging er durchs Leben als ein auserlesenes Schoskind des Glückes, an dem alle Pfeile des Ungeschickes abzuprallen schienen. Dieser Irrthum, gegen den Goethe selbst schon genugsam angekämpft hat, was der Verfasser komischerweise an einer andern Stelle ebenfalls für sich ausnutzt — wird wol unsterblich bleiben. Ueber die Jugend Goethe's in Frankfurt urtheilt der Verfasser: „Es war im Goethe-Hause keine eigentlich christliche Luft, die er athmete. Seine Mutter, die den größten Einfluß auf ihn übte, war eine durch Verstand, Kunstsinn und Phantasie hervorragende Frau, aber zugleich eine Weltdame." Wie gut, daß Frau Rath das nicht erlebt hat. Sie hätte den Dekan Kapff einfach ausgelacht. Das Gedicht „Lange hab' ich mich gesträubt" wird auch hier wieder als Goethe'sches citirt. Goethe's Worte, er habe in 75 Jahren nicht vier Wochen wirklichen Genusses gehabt, die doch etwa dasselbe sagen wollen, wie die bekannten Worte des Psalmist: „Und wenn das Leben köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen", faßt der Verfasser als ein Zugeständniß Goethe's auf, daß außer der Gemeinschaft mit Christo kein Heil zu finden wäre. (!)

— Von dem Werke: „Lessing im Urtheile seiner Zeitgenossen von Jul. Braun" (Berlin, Stahn) waren im Jahre 1883 und 1885 die beiden ersten Bände erschienen und damals von uns besprochen worden. Zu diesem jedem Literarhistoriker unentbehrlichen Buche hat Braun jetzt den Schlußband erscheinen lassen. Er umfaßt die Kritiken der in den Jahren 1772 bis 1781 erschienenen Schriften Lessing's, also vor allem von „Emilia Galotti", „Nathan dem Weisen" und den theologischen Streitschriften. Beigefügt sind Berichte über die Todtenfeier und der schöne Aufsatz Herder's über Lessing aus dem „Teutschen Merkur 1781". Es trifft sich nun gut, daß gerade in diesen Tagen eine kleine Schrift herausgekommen ist, die die Lessing'sche theologische Streitschrift auf das beste ergänzt, indem sie den Gegner zum Wort kommen läßt. Erich Schmidt hat soeben im Verlage von Göschen in Stuttgart als 43. bis 45. Bändchen der „Deutschen Literaturdenkmale" „Goeze's Streitschriften gegen Lessing" herausgegeben. Sie enthalten: „Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofrath Lessing's mittelbare und unmittelbare Angriffe auf unsere allerheiligste Religion" (Hamburg 1778) und „Lessing's Schwächen" (Hamburg 1778). Der Anhang bringt Goezens Aufsatz in den „Freywilligen Beyträgen zu den Hamburgischen Nachrichten" (1774—78) und in dem „Beytrag zum Altonaer Postrenter" 1777—80).

— Das Werk des geschätzten Historikers und Pädagogen Jäger, „Weltgeschichte in vier Bänden. Neue Lieferungsausgabe in 54 Lieferungen, jede Lieferung 60 Pf. 13.—20. Lieferung. Mit 125 authentischen Abbildungen im Text und 13 Beilagen in Schwarz- und Farbendruck" (Bielefeld, Velhagen u. Klasing) hat sich schon bei seinem ersten Erscheinen vor etwa fünf Jahren sehr schnell die Gunst der Gebildeten zu erwerben gewußt und nicht wenig dazu beigetragen, den Sinn für Weltgeschichte in weitern Kreisen zu erwecken und zu angehendem Studium anzuregen. Denn es dürfte kaum eine andere Weltgeschichte geben, welche wie die Jäger'sche den Stoff, ohne ihn seines streng historischen Charakters zu entkleiden, in so verständlicher und fesselnder Form zu geben vermag. Die vorliegende Lieferungsausgabe, welche nur die geringe wöchentliche Ausgabe von 60 Pf. erfordert, um sich in den Besitz dieses historischen Prachtwerks ersten Ranges zu setzen, sei deshalb allen aufs wärmste empfohlen.

— Von der Prachtausgabe der Grimm'schen „Kinder- und Hausmärchen", welche die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart veranstaltet, sind wiederum vier neue Hefte erschienen. Auch in ihnen erweist sich der Illustrator P. Grot Johann als ein Erläuterer dieser Schöpfungen des deutschen Volksgemüths, wie er berufener nicht hätte gefunden werden können. Welch bald feiner, bald naiver, bald grotesker Humor in den Bildern zum „Jungen Riesen", zum „König vom goldenen Berge", zum „Armen Müllerburschen", zu den „Sieben Schwaben", welches Pathos in denen zu den „Beiden Wanderern", welche Innigkeit in den Bildern zu den „Drei Vügelkens", zur „Gänsemagd", zu den „Klugen Leuten"! Kinder wie Kunstverständige werden mit dem gleichen Vergnügen das Werk durchblättern, das wie kein anderes verdient, ein Haus- und Familienbuch zu werden.

— Im Nachlaß Victor Hehn's hat sich eine Arbeit über Goethe's „Hermann und Dorothea" vorgefunden. Diese Schrift des geistreichen Verfassers der „Gedanken über Goethe" wird im Verlage von J. G. Cotta Nachfolger von A. Leitemann und Th. Schiemann herausgegeben werden. In demselben Verlage wird eine Schrift Robert Hassencamp's über Wieland erscheinen, die hundert neue Wieland-Briefe vornehmlich an Sophie La Roche enthält.

— Unter dem Titel „Episteln und Elegien" wird Graf von Schack einen neuen Band Gedichte (Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger) herausgeben.

— Der Verlag von F. Hanfstaengl in München bereitet ein neues großes Prachtwerk vor: „Eva's Töchter" von Emanuel Spitzer, 28 Aquarelldrucke und 57 Typographien.

— Im Verlage von Geibel u. Brockhaus in Leipzig wird ein neues Buch der unsern Lesern wohlbekannten Dichterin Charlotte Niese unter dem Titel „Eine von den Jüngsten" erscheinen.

— Im Verlage von Ed. Trewendt in Breslau wird noch im October erscheinen: „Fürst Bismarck und die Parlamentarier" von Heinrich von Poschinger. Erster Band: „Die Tischgespräche des Reichskanzlers".

Bibliographie.

Allers, C. W., La bella Napoli. Mit 11 Lichtdrucken, 50 Vollbildern und 200 Textillustrationen in ein- und mehrfarbiger Autotypie. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsanstalt. 4. 40 M.

Edhor, J., Das Opfer der Ehre. Roman. Einsiedeln, Benziger u. Comp. 12. 40 Pf.

Friedmann, A., Neue Novellen. Mannheim, J. Bensheimer. 8. 4 M.

Gnade, E., Die Lebenden rufe ich. Dresden, E. Pierson. Gr. 8. 2 M.

Grazie, delle, Der Rebell. Bozi. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 3 M.

Grotthuß, Baronin Elisabeth v., Fünf Novellen, der Wahrheit nacherzählt. IV. Bd. Professor Sternmeyer's Verbrechen. — Helge Latterburg. — Der geheimnißvolle Fabrikarbeiter. — Stirb in Tollwuth. — Rückerinnerungen des Grafen Hartberg. Augsburg, B. Schmid's Verlag. 8. 3 M. 50 Pf.

Hamsun, K., Hunger. Roman. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von M. v. Borch. Berlin, S. Fischer. 8. 2 M.

Hauptmann, G., Der Biberpelz. Eine Diebskomödie. Berlin, S. Fischer. 8. 2 M.

Kohl, Horst, Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Historisch-kritische Gesamt-Ausgabe. Band VII: 1877—79. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Gr. 8. 8 M.

Levetzow, C. v., Neue Tage. Erzählung. Aus dem Dänischen übersetzt von G. Johanns. Schwerin, F. Bahn. 8. 1 M. 60 Pf.

Mayer, R., Kleinere Schriften und Briefe. Nebst Mitteilungen aus seinem Leben. Herausgegeben von Professor J. J. Weyrauch. Mit 2 Abbildungen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 10 M.

Nier, F., Je länger, je lieber. Roman. Dresden, E. Pierson. 8. 3 M.

Rhyn, O. Henne am, Geschichte des Rittertums. Leipzig, P. Friesenhahn. 8. 4 M.

Rosenberg, M., Auf schwankendem Boden. Roman. Elberfeld, S. Lucas. 8. 3 M.

Rosmer, E., Dämmerung. Schauspiel. Berlin, S. Fischer. 8. 2 M.

Saar, F. v., Eduard von Bauernfeld's dramatischer Nachlaß. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 16. 5 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Athenaïs.

Geschichte einer byzantinischen Kaiserin

von

Ferdinand Gregorovius.

Dritte durchgearbeitete Auflage.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Auf dem Hintergrunde jener merkwürdigen Uebergangsepoche, in welcher das antike Heidenthum den letzten Verzweiflungskampf mit dem christlichen Glauben kämpfte, zeichnet der Verfasser mit gewohnter Meisterschaft das Bild der schönen und geistreichen Tochter des athenienfischen Philosophen Leontios, die, nachdem sie in Konstantinopel das Christenthum und den Namen Eudokia angenommen, als Gemahlin des Kaisers Theodosius II. den byzantinischen Thron bestieg und ihr ereignißvolles Leben zu Jerusalem beschloß. Die spannende Schrift enthält zugleich ein lebendiges Sittengemälde der ersten byzantinischen Zeit und Schilderungen der Städte Athen, Konstantinopel und Jerusalem im 5. Jahrhundert.

Die vorliegende dritte Auflage unterscheidet sich von den beiden vorhergehenden nicht unwesentlich, indem der verewigte Verfasser für dieselbe zahlreiche und zum Theil erhebliche Aenderungen hinsichtlich der Form wie des Inhalts vorgenommen hatte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Yeast, ein Problem,

oder

Was Herr Lancelot Smith dachte, sprach und that.

Roman von

Charles Kingsley.

Aus dem Englischen übersetzt von **P. Spangenberg.**

Mit einer Einführung von Professor **Dr. Richard Wülker.**

Zweite Auflage. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Dieser zum ersten male ins Deutsche übersetzte Roman Kingsley's hat seiner Vorzüge wegen so freundliche Aufnahme gefunden, daß bald eine zweite Auflage nöthig geworden ist. Mit Shakespeare'scher Energie zeichnet der Verfasser Gestalten aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen des heutigen England; seine Seelengemälde sind von höchster psychologischer Feinheit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen.

Lebensbild eines deutsch-christlichen Staatsmannes.

Dem deutschen Volke dargeboten von

Bernhard Baehring.

8. Geh. 2 M. 50 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

Dieses fesselnd geschriebene Lebensbild eines echt deutschen und christlich gesinnten Staatsmannes und Gelehrten, der mit unter die Bahnbrecher des neuen Deutschen Reichs gehört, hat in weiten Kreisen des deutschen Volkes freundliche Aufnahme gefunden.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Julian der Abtrünnige.

Geschichtlicher Roman von **Felix Dahn.**

3 Bände. (Mit 1 Karte).

1. Band. *Die Jugend.* (337—355 n. Chr.) 284 Seiten.
2. Band. *Der Cäsar.* (355—361 n. Chr.) 489 Seiten.
3. Band. *Der Imperator.* (361—363 n. Chr.) 603 Seit.

8°. geh. M. 21.—. Eleg. geb. M. 24.—.

Der Verfasser hat in diesem gleich nach Vollendung des Kampfes um Rom begonnenen Werke die religiösen, philosophischen und nationalen Kämpfe des vierten Jahrhunderts dargestellt, in denen sich von grossartigem, weltgeschichtlichem Hintergrund die echt tragische Gestalt Julians abhebt; die eigene Weltanschauung des Dichters fand dabei ihren Ausdruck in einem (geschichtlich bezeugten) germanischen Königssohn, der in die christliche wie in die philosophische Geistesbildung der Zeit völlig eingeweiht war.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die sittliche Weltordnung.

Von

Moriz Carriere.

Zweite erweiterte Auflage.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

(Bildet auch den 13. Band von Carriere's Gesammelten Werken.)

Der berühmte Verfasser gibt in diesem Werke, von dem eine zweite Auflage nöthig geworden ist, die wissenschaftliche Entwickelung der seinen weit verbreiteten Schriften über Kunst, Religion und Geschichte zu Grunde liegenden Ideen. Er geht dabei nicht von Abstractionen und Voraussetzungen, sondern vom vollen blühenden Leben aus, welches er zu verstehen und dessen Prineip er so zu erfassen sucht, daß es den Thatsachen der Wirklichkeit, dem Mechanismus der Natur wie der Freiheit des Geistes gewachsen ist und für jeden Wahrheitsuchenden die Kluft zwischen Glauben und Wissen überbrückt. Die zweite Auflage ist wesentlich erweitert, namentlich auch durch Bezugnahme auf die neuesten Schriften zur Ethik. Die klaren fesselnden Ausführungen des Verfassers sind nicht nur für Philosophen und Theologen, sondern auch für jeden gebildeten Laien von größtem Interesse.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig,** 1893, Nr. 3.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 44. — 2. November 1893.

Inhalt: Die Philosophie Friedrich Paulsen's. Von Paul Barth. — Zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs. Von Karl Jentsch. — Allerhand Geographisches. Von Alfred Kirchhoff. — Romane aus dem Alterthum. Von Richard Opitz. — Dramatische Werke. Von Friedrich Kummer. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Philosophie Friedrich Paulsen's.

Ende vorigen Jahres erschienen, hat F. Paulsen's „Einleitung in die Philosophie" schon nach einem halben Jahre die zweite Auflage erlebt *), ein erfreuliches Zeichen des wieder erwachenden Geschmacks am systematischen philosophischen Denken, um so tröstlicher, als an derselben Universität, an der Paulsen wirkt, der berühmte Virchow in seiner Rectoratsrede die philosophischen Systeme zum alten Plunder geworfen und wieder einmal an ihre Stelle den „gesunden Menschenverstand" gesetzt hat, der sich bei näherm Zusehen immer als Philisterverstand offenbart.

Schon A. Comte klagte seinerzeit über die verderblichen Folgen der wissenschaftlichen Arbeitstheilung, des Specialistenthums; seit ihm ist dasselbe noch weiter ausgebildet worden sowol in den Geistes- wie in den Naturwissenschaften. Auch die Philosophie, ursprünglich die Königin der Wissenschaften, erniedrigte sich zur Magd einer engen beschränkten Aufgabe, zum Rade in der großen Maschine. In den letzten Jahrzehnten wurde sie in Deutschland meist betrachtet als die Erkenntniß des Erkennens selbst, in Logik und Metaphysik in neuerm Sinne, d. h. Erkenntnißtheorie, zerfallend. A. Riehl, einer der scharfsinnigsten der lebenden Philosophen, scheidet von der Philosophie alles aus, was nicht Wissenschaft oder Kritik des Erkennens ist, Psychologie, Ethik, Aesthetik bestimmt er als Einzelwissenschaften. In England hingegen hat sich zum Theil unter Nachwirkung Comte's der alte Begriff der Philosophie unverändert erhalten. Für H. Spencer ist die Philosophie das vollkommen vereinheitlichte Wissen von allen Seiten des Seienden, sodaß Biologie, Psychologie und Sociologie integrirende Theile seines Systems sind. In Deutschland hielten G. Th. Fechner und R. H. Lotze fest an der alten universalen Tendenz. Mit großer Entschiedenheit ist W. Wundt zu ihr zurückgekehrt und hat sie in seinem „System der Philosophie" durchgeführt. Ihm ist Philosophie „die allgemeine Wissenschaft, welche die durch die Einzelwissenschaften vermittelten allgemeinen Erkenntnisse zu einem widerspruchslosen System zu vereinigen hat", die Metaphysik nicht mehr Erkenntnißtheorie, sondern, wie bei Aristoteles, die Lehre von den Principien, d. h. den letzten Elementen, Formen, Kräften, aus denen alles Seiende besteht.

Auch Paulsen vertritt, wie schon früher, so jetzt wieder jenen alten realistischen Begriff der Philosophie als „des Inbegriffs aller wissenschaftlichen Erkenntniß". Die Berechtigung eines solchen stützt er darauf, daß, wie die Wirklichkeit selbst kein Aggregat, sondern ein einheitliches Ganzes ist, auch die Wissenschaften kein zusammengewürfeltes Aggregat, sondern eine gegliederte Einheit bilden. Wie aber jeder Forscher z. B. der der Geschichte mehr seine Aufgabe bestimmen als im Laufe seines Lebens erfüllen kann, so kann auch der Philosoph seiner Aufgabe nur nachgehen, nicht ihr Ziel endgültig erreichen.

Die wissenschaftliche Forschung kann überhaupt nicht alles und jedes begreifen, auch Glaube und Dichtung haben ihr Recht. Zunächst aber muß die Metaphysik, deren Begriff bei Paulsen derselbe ist wie bei Wundt, wissenschaftliche Antworten zu geben versuchen auf die alten zwei Hauptfragen des Denkens, das ontologische, und das kosmologisch-theologische Problem.

Das ontologische Problem ist die Frage: „Was ist das innerste Wesen des Seienden?" Die Antwort, die der Materialismus gibt, ist bei näherer Besinnung unhaltbar. Schon Kant und Schopenhauer haben bewiesen, daß die Materie selbst ein Gedanke ist. Auch können aus ihr keine Gedanken entstehen, ein Gedanke, der nur Bewegung des Stoffes ist, wäre ein Eisen, das eigentlich Holz ist. Alle Causalität wirkt nur zwischen Gleichartigem, da wir nur aus dem Verhältniß der gleichartigen Erscheinungen das Gesetz der Causalität haben. Denn „die Naturgesetze sind nicht außer oder über den Dingen, sondern in ihnen,

*) Einleitung in die Philosophie von F. Paulsen. Zweite Auflage. Berlin, W. Hertz. 1893. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

lediglich Ausdruck ihres thatsächlichen Verhaltens". Die Bewegung des Atoms, die der Materialismus annimmt, ist räumlich und zeitlich, aber ein Gedanke oder ein Gefühl ist nicht hier oder dort, weder im Gehirn noch im Magen noch im Monde. Zwischen Räumlichem und Unräumlichem, Zeitlichem und Zeitlosem kann es einen ursächlichen Zusammenhang nicht geben. So bleibt als einzige mögliche Anschauung nur die Theorie des Parallelismus, die schon von Spinoza aufgestellt, von Fechner und von Wundt tiefer begründet worden ist: „Kein psychischer Vorgang ohne begleitende Bewegung, kein Bewegungsvorgang ohne begleitenden psychischen Vorgang." Die Seele ist nicht eine immaterielle Substanz, wie die aus Cartesius' Theorie entstandene Seele der gewöhnlichen Meinung, die, obgleich immateriell, dennoch in der Zirbeldrüse oder sonstwo sitzt, auf den sehr materiellen Körper einwirkt und von ihm Einwirkung empfängt, sondern sie ist die Einheit der bewußten und unterbewußten Vorgänge in einem lebenden Wesen, der gesammte Körper von innen gesehen. Paulsen sagt: „der gesammte Körper", nicht blos das „Nervensystem". Denn die Mehrzahl der Thiere, die ganze einzellige Thierwelt, hat kein Nervensystem, die begleitende Empfindung ist also nicht ein Vorzug der nervösen Substanz, sondern überhaupt des Protoplasmas. Wie weit ist nun die Beseelung ausgedehnt? Offenbar ist dies die Kardinalfrage der Ontologie. Muß die Theorie der Beseelung vor den Pflanzen oder vor dem sogenannten unorganischen Reiche halt machen? Sie darf nicht einmal, selbst wenn sie es wollte. Durch Urzeugung muß einst aus dem leblosen Stoff der lebendige entstanden sein. Die Atome also müssen das Leben schon in sich tragen, wenn Leben aus ihnen entstehen soll. Die Bewegung des Atomes ist als Triebbewegung anzusehen. Denn der Trieb, ein dunkles Empfinden, das sich nothwendig in eine bestimmte Bewegung umsetzt, etwa das Hungergefühl einer Amöbe, das sich in Umschlingung des Nahrungsballens äußert, ist das seelische Elementarphänomen. Auch die Bewegung des Atomes würde sich als solches darstellen, wenn wir in dem Atom steckten. So zeigt sich die Welt als eine Stufenfolge allgemeiner Beseelung. „Das Seelenleben der Thiere wird dem ähnlich sein, das wir in uns unterhalb des selbstbewußten Denkens und Wollens antreffen. Es wird in allmählicher Abstufung die Vorstellungsseite mehr und mehr schwinden, die Erinnerung immer kürzer, die Wahrnehmung immer dürftiger werden. Damit wird auch der Wille immer mehr die Form vorausschauender Zielsetzung, bewußten Verlangens oder Begehrens verlieren, bis schließlich als Inhalt des Seelenlebens nichts als ein momentanes Triebgefühl bleibt, das durch die Berührung mit der Umgebung ausgelöst wird." Wie es niederes Seelenleben gibt, in der Rangordnung unter uns stehend, gibt es vielleicht auch höheres Seelenleben. Unser Leib ist ein Glied des Gesammtlebens unseres Planeten; ist unsere Seele ebenso einer höhern Einheit, einem umfassendern Bewußtsein eingegliedert? Sind die einzelnen Himmelskörper Träger eines einheitlichen Innenlebens? Gibt es einen Erdgeist und Gestirngeister? Fechner glaubt sie annehmen zu müssen. Doch diese beseelten Weltsysteme sind nur denkbar, nicht beweisbar, nur eine Probe, wie die rein physikalisch-astronomische Betrachtung nicht die einzig mögliche ist. Für das unserer Forschung Zugängliche aber ist die ontologische Frage gelöst in dem Sinne der Allbeseelung.

Es folgt nun das zweite Hauptproblem der Metaphysik, das kosmologisch-theologische, indem wir nicht mehr nach dem Wesen der Welt fragen, sondern nach der Art und Weise des Zusammenhanges, nach der Ursache der Ordnung, die selbst das naive Denken in ihr findet. Atomismus, Theismus und Pantheismus stehen sich als drei verschiedene Antworten gegenüber.

Die atomistische Hypothese wird von Paulsen verworfen, er stellt ihr die Unmöglichkeit entgegen, den leeren Zwischenraum denkbar zu machen oder gar Uebertragung von Wirkungen durch diese Leere zu erklären. Die Sprache besteht nicht aus Buchstaben, die nur Abstractionen sind, isolirt gar nicht vorkommen. Ebenso wenig besteht die Welt aus Atomen, die auch nur unsere Abstractionen sind, sie muß vielmehr, wenn wir die Wechselwirkung begreifen wollen, in der alles, was in ihr ist, steht, mit Lotze aufgefaßt werden als ein einheitliches, zusammenhängendes Wesen, eine einzige Substanz, in der jedes Einzelne nur durch Zugehörigkeit zum Ganzen seine Wirklichkeit hat. Denn Wirklichkeit, das heißt Wirken und Leiden, kann niemals ein Einzelnes für sich haben, sondern nur in Beziehung zu einem andern. Die Lösung des ontologischen Problems lehrte uns, daß jene Substanz keine todte, sondern eine beseelte, vielleicht ein Gesammtgeist ist. Wie vergangenes Seelenleben in der Erinnerung fortdauert, so hat das Einzelleben im Gesammtgeist seine Fortdauer und Unsterblichkeit.

Der Atomismus behauptet auch die Zufälligkeit des Entstehens der Dinge. Der Theismus stellt ihm die Annahme einer bewußten, planmäßigen Schöpfung entgegen, die das Werk eines menschenähnlich gedachten Gottes sei. Die Position des Theismus ist verstärkt worden durch die Entwickelungstheorie, die, besonders mit den von Darwin angenommenen Ursachen, es ermöglicht aus einem einzigen Schöpfungsact, demjenigen, der die erste Zelle schuf, die ganze übrige organische Welt auf natürlichem Wege entstehen zu lassen. Allmähliche kleine Abänderungen, die der Kampf ums Dasein bewirkte, bringen nach ihr schließlich einen neuen Typus hervor, eine neue Art, ganz in derselben Weise, wie im Leben der Sprache durch allmähliche kleine Veränderungen eine neue, ihrer Mutter gegenüber ganz fremde Sprache entstehen kann, z. B. das Italienische aus dem Lateinischen. Hier können wir den gesammten geschichtlichen Werdeproceß noch überblicken, was in der Biologie uns nicht möglich ist. Das Verlangen durch artikulirte Laute Gedanken und Gefühle auszudrücken bewirkt auf dem speciellen Gebiete der

Sprache ähnliche Neubildungen wie in den thierischen Gestalten der Wille zum Leben, von dem jenes Verlangen nur ein Theil ist. Dennoch ist die theistische Ansicht unhaltbar. Ist die Welt das Werk eines vernünftigen Gottes, so muß sie einem vernünftigen Zweck dienen, die Natur ein System von Mitteln zu diesem Zwecke sein. Aber von tausend und aber tausend Lebenskeimen bleibt nur einer am Leben, Untergang ist die Regel, Erhaltung, Entwickelung die Ausnahme. Eine ganze Anzahl von Theilen organischer Körper hat Häckel unter dem Titel: „Dysteleologie" (Zweckwidrigkeit) gesammelt.

So bleibt nur die pantheistische Ansicht übrig. Gott ist die Welt, aber nicht die endliche Welt; denn diese unsere Welt ist nur ein Tropfen im Ocean der Wirklichkeit. Das Uebel ist nur die Unvollkommenheit, auf welche die Vollkommenheit folgen muß, ein Vorübergehendes, nicht Wesentliches. Das Schlechte meint man nicht, wenn man von dem Wesen der Welt spricht, sowenig wie man die schlechten Volksgenossen meint, wenn man von seinem Volke spricht. „Dem Schlechten mag der Tag gehören, dem Wahren und Guten gehört die Ewigkeit. Das ist vor allem die große Lehre des Christenthums." Das Gute und Vollkommene ist uns lieber zu schauen und darzustellen, als das Gegentheil; darum ist es auch die Aufgabe der Kunst und Dichtung.

Diese Hoffnung auf das Gute aber ist durch das Wissen allein nicht zu begründen. Der Glaube muß hinzukommen. Er entspringt jedoch nicht aus dem Denken, sondern aus dem Erleben.

„Was Grund und Ziel der Welt sei, darüber erholt sich ein jeder Auskunft aus der Geschichte als der nächsten eigentlichen Umgebung des Geistes. Die Idee vom Vollkommenen, die jeder mitbringt, sagt ihm, wohin die Bewegung geht und, sowie er dies weiß, entdeckt er auch, woher sie kommt, das Wichtige wird zum Wesentlichen, das Wesentliche zum allein Wirklichen. Wie die Schnecke ihr Haus baut, passend auf den Leib, so baut sich der Wille die Weltanschauung, aus der er die Dinge betrachtet und auf sie wirkt." Der Glaube beruht ohne allen Beweis im Willen. „Ich könnte nicht leben, nicht frei athmen in einer Welt, die nichts als eine ungeheure sinn- und seelenlose Maschine wäre; darum kann ich nicht glauben, daß es so mit ihr sich verhält, darum glaube ich, daß sie die Offenbarung eines Allweisen und Allguten ist, auch wenn meine Augen ihn nicht sehen und mein Verstand ihn nicht fassen kann." So ist Gott in der Welt, aber nicht blos als ihre Ursache, sondern auch als ihr Ziel, nicht endlich sondern unendlich, daher immanent und transscendent zugleich, nicht unpersönlich, sondern, weil frei von den Schranken der Menschlichkeit, überpersönlich, ein einheitliches, für sich seiendes Innenleben. Idealistischen Pantheismus oder Monismus nennt Paulsen diese seine Anschauung, die dem Pantheismus der christlichen Mystiker und demjenigen Fichte's, Schelling's und Hegel's verwandt, aber nicht durch Speculation ersonnen, sondern aus Erfahrung und methodischem, strengem Denken erwachsen ist.

Minder ausführlich als die metaphysischen behandelt Paulsen die erkenntnißtheoretischen Fragen. Er wendet sich gegen Kant's Annahme apriorischer Formen des Denkens, die vor aller Erfahrung in uns seien, die wir etwa als fertige Schemata auf die Wahrnehmung anwendeten; er ist der Ansicht, daß diese Formen selbst in uns gleichzeitig mit der Wahrnehmung entstehen. Kant gibt zu, daß die speciellen Naturgesetze z. B. das der Gravitation erst durch Erfahrung in unsern Besitz kommen. Sollte es mit dem allgemeinsten Naturgesetze, dem der Causalität, anders sein? Wie alle Organe in der Berührung des Lebewesens mit der Umgebung und angemessen zur Umgebung gebildet sind, so auch das allerwichtigste und feinste Organ, die Intelligenz. Die innern Formen unserer Anschauung (Raum und Zeit) und unseres Denkens (der Begriff der Causalität, der Substanz, der Zahl u. s. w.) konnten nur in der Umgebung entstehen, wie sie unsere Welt bietet. Was den Menschen vor dem Thiere auszeichnet, ist das begriffliche Denken, bestehend aus Analysis und Synthesis. Er verdankt es am meisten seinen Händen, kraft deren er den Dingen nicht hülflos gegenübersteht, sondern an ihnen experimentirt, sie zerlegt und zusammensetzt. Diese praktische Analysis und Synthesis der Hand wiederholt sich in der, die der Verstand an den Anschauungen übt.

Aber Verstand ist nicht die einzige Function des Menschen, auch nicht die wichtigste. Wichtiger ist das Handeln, besonders das nach den sittlichen Geboten. In ihrer Begründung entscheidet sich Paulsen gegen den Hedonismus. Nicht die erreichte Lust, sondern das erreichte Ziel schafft Befriedigung. Die Lust ist nach der Einsicht des Aristoteles ein unbeabsichtigter Nebenerfolg. Tugenden sind lebenerhaltend, die Laster sind lebenzerstörend. Für die festere Stützung dieser Sätze verweist Paulsen auf seine „Ethik" (2. Aufl. 1890).

Paulsen's Werk ist, wie er in der Vorrede andeutet, weniger für Philosophen von Fach geschrieben; auch diese indessen werden manchen neuen Gedanken darin finden, auch manches neue oder seltener geübte Verfahren. So ist die Heranziehung des sprachlichen Lebens zur Erläuterung des Naturlebens eine treffliche Methode, der wahre didaktische Weg vom Nähern zum Entferntern. Trefflich ist die kurze Skizze des Darwinismus, inhaltsreich, wenn auch nicht lückenlos die Uebersicht über die geschichtliche Entwickelung der Religion. Ich möchte nicht jeden seiner Sätze unterschreiben, so gleich im Anfang nicht die Meinung, der Stifter des Christenthums habe mehr neue Praxis als neue Theorie gebracht, auch seine Ansicht von der Geschichtsphilosophie als einer nur subjectiven, durch den Willen erzeugten Meinung nicht theilen. Aber er ist immer anregend, er versteht auch die wichtige Kunst, nicht alles zu sagen, sondern einiges dem Leser zum Fortspinnen zu überlassen, sein Stil ist nicht durch Glanz blendend, son-

dern durch sachliche Angemessenheit ausdrucks- und eindrucksvoll. Außerordentlich fördernd wird das Buch für die sein, die in ihrer Fachwissenschaft oder in ihrem praktischen Berufe noch Zeit zu philosophischer Besinnung finden. An allen Enden stößt die Fachwissenschaft auf Probleme, die nur philosophisches Denken löst. Nur durch dieses kann der Theologe sein Verhältniß zur Wissenschaft richtig verstehen, der Jurist die schwierigen Fragen der Theorie und Praxis, z. B. die Frage nach der Verantwortlichkeit nach dem Unterschied des Criminal- und des Civilvergehens, richtig verstehen und die bei dem mangelhaften Zustande der Rechtsphilosophie von ihm selbst zu schaffende eigene Ueberzeugung erlangen, nur so kann der Naturforscher, der Philologe, der Geschichtsforscher Richtung gebende Ideen für weiteres Forschen gewinnen. Denn die Philosophie ist nicht eine Arbeit, die man thun oder lassen kann. Wer in seiner Heimat, in seiner nächsten Umgebung sich nicht gut orientirt, der wird oft in der Irre gehen, so auch der, der keine Philosophie treibt. Die Philosophie ist Heimatskunde, Orientirung über die Welt, die physische und geistige, das Diesseits und das Jenseits oder wenigstens die Dinge, deren Reflexe aus dem Jenseits in unser Diesseits fallen, wie sehr auch sie selbst unserm beschränkten Blicke verborgen seien. Für diese Heimatskunde ist Paulsen als gewissenhafter Führer zu empfehlen.

Paul Barth.

Zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs.

Der Dreißigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolf's 1632. Zweite Ausgabe des Werkes: Tilly im Dreißigjährigen Kriege, von Onno Klopp. Zweiter Band: Vom Beginne 1621 an bis zur Uebertragung des Herzogthums Mecklenburg an Wallenstein 1628. Paderborn, F. Schöningh. 1893. 8. 13 M.

Wer sich vorm Pessimismus fürchtet, der soll nicht ins 17. Jahrhundert hineinschauen. In keiner Periode der Weltgeschichte sind die Menschen solche Teufel gewesen; doppelt Teufel, da sie bei allem, was sie verbrochen, die Religion und das Evangelium im Munde führten, dreifach Teufel, wenn sie die Religion nicht blos zum Vorwand nahmen, sondern das, was sie verübten und verüben ließen, wirklich für Forderungen der christlichen Religion hielten. Indeß, die Zeit ist einmal da, sie liegt der Gegenwart nicht so gar fern, sie will verstanden werden.

Onno Klopp erwirbt sich das Verdienst, das Verständniß — zwar nicht des wunderlichen Seelenzustandes der damaligen Menschen, aber doch — der Ereignisse, ihres Zusammenhangs und der Triebfedern, die sie hervorbrachten, für den von ihm behandelten Zeitabschnitt wesentlich zu fördern. Unparteiisch ist er freilich nicht. Um nur einige der Punkte hervorzuheben, in denen sich sein Bestreben geltend macht, den katholischen Theil in möglichst günstigem Lichte erscheinen zu lassen, so geht er über die Ausrottung des Protestantismus in den österreichischen Erblanden nach der Schlacht am Weißen Berge mit der Bemerkung hinweg: das habe auf den Kriegsbrand im Reiche keine directe Wirkung geübt, gehöre also nicht in eine Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs. Den Bauernaufstand in Oberösterreich und seine blutige Unterdrückung, worauf Stieve's Werk neuerdings die Aufmerksamkeit gelenkt hat, ganz mit Stillschweigen zu übergehen, scheint er doch nicht für gerathen gehalten zu haben. Aber er sucht den Kaiser mit einer für die ultramontane Auffassung charakteristischen Unbefangenheit zu rechtfertigen. Es sei nur des Kaisers Recht, und von seinem Standpunkte aus sogar Pflicht gewesen, von dem jus reformandi, das der Augsburger Religionsfriede allen Reichsständen zugesichert habe, in derselben Weise Gebrauch zu machen, wie alle Protestantischen gethan hätten. „Nach dem bestehenden Reichsrechte machte nicht der Kaiser durch das Versagen (der freien Religionsübung) sich einer Härte schuldig, sondern die Bauern durch das Fordern des Nicht-Erreichbaren — einer Thorheit.“ Die katholische Auffassung übersieht den wichtigen Unterschied, daß in den protestantischen Territorien Deutschlands (in den Niederlanden und in England stand die Sache vielfach anders) das ganze Volk evangelisch war, mochte auch seine evangelische Religion hier und da nur in der Gleichgültigkeit oder Abneigung gegen das alte Kirchenwesen bestehen, daß also nur Pfründner und Klosterleute, d. h. Personen, deren materielle Existenz auf dem Katholicismus beruhte, das sogenannte Reformationsrecht zu schmecken bekommen, in Oesterreich hingegen das Volk selbst davon betroffen ward; gerade die Geschichte des oberösterreichischen Bauernaufstandes beweist, daß die Behauptung Klopp's und der übrigen Ultramontanen, nur die Landstände, die Ritter und Herren, seien — aus politischen Gründen — dem Protestantismus zugefallen, nicht das Volk, daß diese Behauptung nicht richtig ist, wenigstens nicht allgemein. Wie sehr der Protestantismus in Deutschland überwog, geht auch aus der von Klopp öfter hervorgehobenen Thatsache hervor, daß die Armeen Tilly's und Wallenstein's größtentheils aus Lutheranern bestanden. Nicht minder unzulässig wie beim jus reformandi ist die starr juristische Auffassung bei der Restitutionsfrage. Beim Nahen Tilly's meint Klopp, hätten die niedersächsischen Fürsten Angst bekommen, weil sie in Sachen der Kirchengüter ein böses Gewissen gehabt hätten. Das böse Gewissen war in diesem Falle nur Furcht vor der Uebermacht, aber keineswegs Schuldbewußtsein. Denn den Zustand abändern, daß die Kirchengüter des Landes einer andern Kirche gehörten als der das Volk anhing, darin lag wahrlich kein Unrecht. Katholische Stifter im protestantischen Norddeutschland

hatten keine höhere innere Berechtigung als später die anglikanischen Bisthümer in Irland, mochten beide zehnmal das positive Recht für sich haben. Es gibt eben kein absolutes und ewiges Eigenthumsrecht, auch für die römische Kirche nicht und für sie erst recht nicht; ein Eigenthumsrecht, das der Vernunft und Gerechtigkeit widerstreitet, muß abgeändert werden.

Das Verdienst Klopp's wird durch seine confessionelle Voreingenommenheit nur wenig beeinträchtigt; es besteht darin, daß er, nicht zuerst, aber zuerst mit solcher Vollständigkeit und Klarheit, die rein weltlichen und gemein selbstsüchtigen Beweggründe aufgedeckt und dargestellt hat, die unter dem Vorwande der Religion Deutschland ins Unglück gestürzt haben. Nachdem der erste Band (vgl. in Nr. 25 d. Bl. f. 1891) für den Anfang des Uebels den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, seine Gattin und seine Rathgeber allein haftbar gemacht hat, stellt dieser vorliegende Mansfeld, Christian von Braunschweig, Christian von Dänemark und Wallenstein als die Schuldigen bloß, die aus eigener Habsucht, Raufust und Herrschsucht und zugleich als Werkzeuge des Auslands diese traurige Ilias zusammengesponnen haben. In populären kurzgefaßten Darstellungen liest man, die Pfalz sei in Vollstreckung der Reichsacht von Tilly und Spinola erobert worden, sodaß also der pfälzische Krieg als die vom Kaiser befohlene Fortsetzung des böhmischen erscheint. Das wäre richtig, wenn sich Friedrich nach seiner Flucht aus Böhmen in sein Stammland begeben und dieses mit einem Heere vertheidigt hätte, oder wenn für den Abwesenden seine Unterthanen aufgestanden wären. Keines von beiden ist geschehen. Friedrich vergnügte sich im Haag mit Tanz, Ballspiel und diplomatischen Ränken, und unternahm erst, als seine Sache schon so gut wie verloren war, einen kopflosen Streifzug nach dem Rhein, wo er nicht als Gebieter sondern als Werkzeug Mansfeld's an dessen Raubzügen theilnahm, den protestantischen Landgrafen Ludwig von Hessen, der ihm nichts gethan hatte, als daß er einen gutgemeinten Vermittelungsversuch unternommen, aus seiner Residenz Darmstadt gefangen fortschleppte und das Elsaß verwüstete. Was aber das Volk anlangte, so dachte es nicht daran, für Friedrich aufzustehen; die oberpfälzischen Landstände ergaben sich gutwillig dem Baier, und die Rheinpfälzer benahmen sich theils gleichgültig, theils begrüßten sie Tilly als Befreier von den Mansfeldischen Horden. Nicht zur Eroberung der Pfalz, sondern zur Befreiung Mitteldeutschlands von den Mansfeldern war ein Feldzug nöthig.

Ganz aus eigener Machtvollkommenheit und für seine persönlichen Zwecke hat Mansfeld nach der Schlacht am Weißen Berge den Krieg oder vielmehr das Räuberhandwerk fortgeführt. Er war es, der zuerst den Grundsatz: der Krieg müsse den Krieg ernähren, ausgesprochen und mit furchtbarer Rücksichtslosigkeit durchgeführt hat. Zwar figurirte er als Friedrich's General, aber gleichzeitig stand er immer in Unterhandlung mit andern: mit dem Kaiser, mit Max von Baiern, mit den Generalstaaten, mit Spanien, mit Savoyen, mit England, mit Venedig, jederzeit bereit, sich dem Meistbietenden zu verkaufen; einmal trug er sich gleichzeitig den Generalstaaten und der mit ihnen Krieg führenden Infantin, der französischen Regierung und den Hugenotten, einmal sogar dem Papste an, von seinen Verbindungen mit Bethlen Gabor und den Türken gar nicht zu reden. War er überhaupt jemandes General, so war er der der Generalstaaten, die officiell zwar mit dem Reiche im Frieden lebten, aber stets jeden Zerstörer des Reiches zu bezahlen bereit waren. Zuletzt mußte selbst Friedrich's Rathgeber und Verführer Camerar gestehen, daß Mansfeld niemals dem Pfälzer, sondern immer blos sich selber gedient habe. Am schamlosesten war sein Einfall in Ostfriesland, ein nicht blos protestantisches, sondern sogar calvinisches Land, das er ärger verwüstete als irgend eine andere Provinz, wofür dann auch seine Leute, als sie am Verhungern waren, von den Bauern wie tolle Hunde todtgeschlagen oder mit kannibalischem Behagen abgeschlachtet wurden.

Die Schuld des Kaisers beginnt mit den ersten Gewaltthaten Wallenstein's, die er duldete. An Wallenstein's Charakter und Schuld kann niemand zweifeln, der die von Klopp zusammengestellten Actenstücke liest aus einer Zeit, wo die Schweden noch gar nicht im Reiche waren. Es handelt sich um eine viel größere Schuld, als die, von der man gewöhnlich spricht. Wallenstein ist der zweite Mansfeld, ein Mansfeld im großen Stile, der größte aller Condottieri: tückisch, grausam — wenn man dort noch von Grausamkeit sprechen darf, wo keine menschliche Empfindung mehr wohnt — in Beziehung auf Wahrheit und in jeder andern Hinsicht „jenseits von Gut und Böse", ungehindert durch Gewissensschranken allein seinen eigenen Vortheil verfolgend. Weil er den Krieg brauchte, ihn haben wollte, mied er jede Entscheidung; schon in dieser allerersten Zeit führte er ihn ganz so, wie Questenberg in Schiller's Drama („Die Piccolomini", 2. Aufzug, 7. Auftritt) es schildert. Er unterschlägt kaiserliche Schreiben, die geeignet sind, die Protestanten zu beruhigen, er wirbt unaufhörlich, ohne daß ein Bedürfniß nach Vermehrung der Heeresmacht vorläge, er stellt dem Kaiser Gefahren vor, die gar nicht vorhanden sind, und die er selbst erst erzeugt, indem er, mitten im Frieden, durch die Bedrückung und Peinigung aller Landschaften des Reichs ohne Unterschied der Confession die Fürsten und Völker rebellisch macht, er verjagt die mecklenburgischen Herzöge, deren einziges Verbrechen in ihrer heillosen Dummheit bestand, und liefert dadurch dem Schwedenkönige den seit langem begehrten Vorwand zum Einfall ins Reich. Wie es scheint, hat sich die Schuld Ferdinand's nicht darauf beschränkt, einem General, den er nicht entbehren zu können glaubte, die Zügel schießen zu lassen; er hat sich wahrscheinlich durch dessen gewaltthätiges Treiben zu dem Gelüste verlocken lassen, die Reichsverfassung umzustoßen, die Fürsten zu einfachen Unterthanen und sich nach dem Vorbilde der

Könige des Westens zum absoluten Monarchen zu machen, natürlich mit dem Nebengedanken der Ausrottung des Protestantismus nicht blos in seinen Erblanden, sondern auch im Reiche. Vor Wallenstein's Berufung lag ihm sogar der Gedanke der Restitution noch fern; die päpstlichen Hetzer wies er mit der Berufung auf seinen Eid ab.

Es ist merkwürdig, wie allen denen, welche die Verantwortung ablag, von den allerzuständigsten Rathgebern die schlimmen Wirkungen ihrer falschen Schritte vorausgesetzt worden sind. Wie der Kurfürst Johann Georg von Sachsen dem Pfälzer aufs Haar richtig prophezeit hatte, was daraus entstehen würde, wenn er die böhmische Krone annähme, so hat er später den niedersächsischen Fürsten gesagt, daß ihnen der Kaiser nach seinem sehr wahrscheinlichen Siege die Kirchengüter nehmen würde; so haben aber auch die katholischen Kurfürsten mit allgemeinem Abfall gedroht, wenn dem Treiben Wallenstein's nicht gesteuert werde, und hat in der mecklenburgischen Frage die Minderheit der kaiserlichen Räthe sowol aus Gründen der Gerechtigkeit abgerathen, die Herzöge zu ächten und dem Wallenstein das Land zu geben, als auch mit dem Hinweis auf die Misstimmung der Reichsfürsten und mit der Befürchtung, daß dadurch Schweden ins Reich gezogen werden könne. (Die Mehrheit schämte sich nicht, in ihrem Gutachten Wallenstein deswegen zu loben, weil er nicht nur keinen Sold für sein Heer verlange, sondern auch noch Geld nach Wien schicke, „um treue Minister zu belohnen", Geld, das nicht dem Feinde abgenommen, sondern in Friedenszeit dem einheimischen Volke abgepreßt war!)

Ob wohl Onno Klopp noch im dritten Bande dazu kommen wird, eine Betrachtung anzustellen, die sich bei Lesung seines Buches dem Politiker zu allernächst aufdrängt? Das deutsche Volk glich in jener unglücklichen Zeit einem ungeheueren schalenlosen Weichthiere, das als Beute für alle mit Zähnen und Krallen bewaffneten Thiere wehrlos dalag. Und so wehrlos das Ganze, so wehrlos war jedes einzelne Glied; nur der wackere Graf Anton Günther von Oldenburg und die Stadt Lübeck verstanden es eine Zeit lang, sich alles Raubgesindel vom Halse zu halten; besonders die geistlichen Fürsten nehmen sich jämmerlich aus in ihrer Hülflosigkeit. So groß auch die moralische Schuld der zweibeinigen Raubthiere sein mag, die Deutschland zerfleischten: wären sie nicht gewesen, so würden andere gekommen sein, denn wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler. Heut sind wir ins entgegengesetzte Extrem verfallen, allein so bedenklich die Wirkungen des Militarismus sein mögen, was bedeuten sie gegen jenen Zustand, wo das begabteste, mannhafte, kriegslustigste, an Zahl und Leibeskraft stärkste Volk Europas, einer Anzahl organisirter Räuberbanden erlag und ins tiefste Elend gestoßen wurde? Die politische Verfassung Deutschlands war also unhaltbar, und vermochten weder der Kaiser noch die Reichsstände sie zu reformiren, so blieb eben nichts übrig, als die Herabsetzung Deutschlands zu einem geographischen Begriff auf so lange, bis in einem der Reichsstände der zur Neuorganisation erforderliche Geist gereift war. Sehr fern war Brandenburg damals noch von dieser Reife. Nach dem dänischen Kriege erklärten die märkischen Landstände, nachdem sie früher schon die Besatzung der vier Festungen des Kurfürsten von 3000 Mann auf 2000, dann auf 1500, endlich auf 900 herabgesetzt hatten: es sei ganz und gar unnöthig, ferner überhaupt noch Kriegsvolk zu unterhalten, weil man sich nach wie vor „in kaiserlicher Majestät Devotion befinde."

Karl Tentsch.

Allerhand Geographisches.

1. Nullmeridian und Weltzeit. Von Prof. E. Hammer. (Deutsche Zeit- und Streitfragen.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1893. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Von durchaus sachkundiger Seite bringt dieses Heft der bekannten Sammlung „Deutsche Zeit- und Streitfragen" die weitaus beste Belehrung über die vielerörterten beiden Fragen der Vereinheitlichung der Meridianzählung und der Stundenzählung. Recht gründlich werden wir geschichtlich eingeführt in das Verständniß, wie man eigentlich zur Wahl der Insel Ferro kam, um von ihr aus beginnend ostwärts die Mittagslinien der Erde zu zählen, wie dann in der Neuzeit nationale Eifersucht die allerverschiedensten Anfangsmeridiane aufbrachte, schließlich aber doch die Suprematie Englands zur See, ruhmvoll sich abspiegelnd in dem großartigen, dauernd fortgesetzten Werk der Seekartenherausgabe durch die britische Admiralität, den Greenwich-Meridian zum verbreitetsten gemacht hat.

Hinsichtlich der Frage, ob die bisher bei uns üblich gewesene Ortszeit mit einer für einen ganzen Nationalbereich gleichmäßig gültigen „Nationalzeit" oder einer für die ganze Erde gleichen „Weltzeit", oder der je für den betreffenden Zweck zu bemessenden National- und Weltzeit zu vertauschen sei, sind inzwischen bei uns schon die Würfel gefallen. Immer noch ist es aber lehrreich, hier das Für und Wider unparteiisch erwogen zu sehen. Wie seit 1883 das durch so viele Längengrade ausgedehnte Land der Vereinigten Staaten in drei „Stundenstreifen" zu je 15 Längengraden eingetheilt ist, mit völlig gleicher Zeit in jedem der drei Streifen und Stundensprung auf der Grenze des einen gegen den nächstfolgenden, so erfreuen wir Deutsche uns seit dem laufenden Jahr zunächst im Eisenbahnverkehr der einheitlichen mitteleuropäischen Zeit, begründet auf die mittlere Zeit des Görlitz (nicht so genau Stargard) schneidenden 15. Meridians. Von Un-

zuträglichkeiten dieser deutschen Einheitszeit verlautet seit deren Einführung nichts, obwol thatsächlich die Ostdeutschen nun etwas „nachgehende", die Westdeutschen etwas „vorgehende" Zeit haben, gegenüber dem örtlichen Stand der Gestirne. Genau beim höchsten Sonnenstand hatten wir ja bereits vordem fast niemals 12 Uhr; daß nun dieser Unterschied fast überall bei uns auf einige Minuten mehr angewachsen ist, schadet wenig; großen Nutzen aber stiftet es, fortan im ganzen Deutschen Reich die Uhren völlig gleich gerichtet zu wissen, sodaß man nun endlich ganz sicher weiß, welche Zeit mit „drei Uhr" oder mit „sechs Uhr" und so fort gemeint ist, mag die Angabe von Tilsit oder von Aachen stammen, vom platten Lande oder aus der Stadt.

2. Die Vereinigten Staaten Nordamerikas. Von Jannet und Kämpfe. Freiburg i. Br., Herder. 8. 8 M.

Dieses von Claudio Jannet, Professor der Socialökonomie am Pariser Institut catholique, begründete umfassende Werk über die derzeitige sittliche, sociale und politische Lage des gewaltigen transatlantischen Freistaats, hat in seiner ursprünglichen französischen Fassung binnen kurzer Zeit nicht weniger als vier Auflagen erlebt. Nunmehr erscheint es in tadelloser deutscher Bearbeitung, die nicht mit Unrecht den Namen des Bearbeiters, Kämpfe, neben dem des eigentlichen Verfassers auf dem Titel führt, denn der Bearbeiter hat zahlreiche und stets gewichtige Einlagen dem ursprünglichen Text hinzugefügt, die sich durch Sternzeichen am Anfang wie am Schluß deutlich von letzterm abheben.

Obwol die Darstellung gründlich von Washington's und Franklin's Zeit ausholt, verweilt sie doch ausführlicher allein bei denjenigen Zuständen, die seit dem Secessionskrieg der sechziger Jahre sich entfaltet haben, und zwar so vollständig umgestaltend wirkten, daß in der That das berühmte Werk Tocqueville's „La démocratie en Amérique" wesentlich dadurch historisch geworden ist. Unbarmherzig wird der Corruption die Larve vom Gesicht gezogen, wie sie das öffentliche und private Leben in der Union weit und breit vergiftet hat, trotz allem wenn auch noch so großartigen materiellen Aufschwung. Die schlimme Herrschaft des „allmächtigen Dollar" wird beleuchtet von den ganz wesentlich mittels Bestechung ausgeübten Wahlumtrieben bis in die Amtsstuben und in die socialen Verhältnisse hinein. Das veränderte Familienleben, die wachsende Abneigung gegen die Ehe, im Zusammenhang damit die Frauenfrage wird erörtert, ebenso die Rechtspflege und Verwaltung, die wirthschaftliche Umgestaltung der letzten dreißig Jahre, Arbeiterfrage und Socialismus, Rassenfrage, auswärtige Politik, insonderheit aber Schule und Kirche.

Außer im Kampfe gegen die radicale Partei sehen Verfasser wie Bearbeiter in der Stärkung des katholischen Glaubens das Zukunftsheil Nordamerikas. Indessen auch, wer dieser Ansicht nicht so bedingungslos beipflichten mag, wird die klaren Ausführungen über die ebenerwähnten schwerwiegenden Tagesfragen mit fortgesetzter Antheilnahme verfolgen. Wie weit freilich z. B. Kämpfe in seiner Ueberzeugung vom Werth des Katholicismus selbst für die Erhaltung des Deutschthums, und dadurch mittelbar für Amerikas Wohl geht, zeigt das nachstehende Urtheil:

Der deutsche Stamm wird in Amerika in den Nachkommen jener Bauern fortblühen, welche nur schweren Herzens die mit Steuern und Militärdienst belastete und zu lange sogar ohne Zollschutz für ihre Produkte gelassene heimatliche Erde verließen, und durch opferwillige Priester und Geistliche, welche sie unterrichten und als gebildete Männer mit der alten Heimat nach wie vor in Berührung stehen, ihrem Volksthum erhalten bleiben. Die aus dem Vaterlande vertriebenen Jesuiten, welche in Cleveland und anderswo als hochgebildete Männer wirken, sind Pionniere deutscher Cultur und wissen, daß der katholische Glaube in den Herzen treuer und mäßiger Leute deutscher Art besser gedeiht als in denen von habsüchtigen Yankees.

3. Altes und Neues aus der neuen Welt. Von Paul Lindau. Berlin, C. Duncker. 8. 4 M.

Diese zwei hübschen Bändchen enthalten anspruchslose, aber fesselnde Bilder einer Reise, die der Verfasser von Berlin nach Neuyork, dann von da weiter längs der Ost- und Südküste der Vereinigten Staaten nach Mexico unternahm, um von dort in weitem Bogen durch die Weststaaten der Union, schließlich durch die Nordstaaten abermals Neuyork zu erreichen. Drückt es auch bereits der Titel aus, daß zum guten Theil Bekanntes dabei geschildert wird, so fehlt doch diesen anschaulichen, die frischeste Gegenwart wiederspiegelnden Reisebildern bei der raschen Metamorphose nordamerikanischer Culturphysiognomie der Reiz des Neuen durchaus nicht. Wer sich über jene weiten Lande, besonders über das Reisen daselbst, das Volksleben, Landschaftseindrücke und Städteeigenart recht unterhaltsam belehren will, kann kaum zweckmäßiger handeln als dieses freundliche Reisebuch zur Hand zu nehmen.

Nur eine kleine Probe zeige die markige Kraft der Schilderung. Sie bezieht sich auf einen Haufen Indianer am Bahnhof der durch ihre Höllenhitze verrufenen Stadt Yuma im äußersten Südwesten des vereinsstaatlichen Gebiets:

Da sind sie wieder, die echten, die unverfälschten, die wilden Indianer Amerikas, die Obdachlosen und Heiden, mit ihren schwarzen Zottelhaaren, die die Weiber stutzen und flechten, die Männer aber wachsen und in langen Strähnen, mit buntem Schmuz zusammengepappt, bis tief auf den Rücken hinabfallen lassen! Da sind sie, buntfarbig bemalt, mit zinnoberrothen und himmelblauen Streifen quer übers Gesicht, in ihren schreiend rothen Tüchern, faul und scheu und unfreudig, die dem sichern Tode geweihten, die, um ein schönes Bild ihrer eigenen Sprache zu gebrauchen, „schnell gegen Sonnenuntergang den Schatten ihrer Väter zueilen". Mit ihren stammesverwandten Brüdern in Mexico haben sie kaum noch einen gemeinsamen Zug aufzuweisen. Jene sind strenggläubige Christen, halten als solche die Ehe heilig, sind seßhaft und verrichten, wenn auch nur in dem durch ihre Bedürfnisse gebotenen Maße, mit mehr oder minder Geschick alle Arbeiten der Cultur. An den Yuma-Indianern aber sind alle civilisatorischen Versuche der Missionare gescheitert. Sie sind die alten Heiden geblieben,

die zu ihrem alten großen Geiste beten, sie kennen keine festen Satzungen, die die Familie im Sinne der Cultur begründen, verschmähen mit geringen Ausnahmen jede Arbeit, die dem Nächsten oder der Gemeinschaft zu gute käme, und sind unstät geblieben.

4. Amerika. Eine allgemeine Landeskunde von W. Sievers. Erste Lieferung. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1893. Gr. 8. 1 M.

Genau wie die vorangegangenen Bände über Afrika und Asien wird der hiermit beginnende über Amerika eine „allgemeine Landeskunde", wie sich die ganze Sammlung auch nennt, darbieten, also auf wissenschaftlicher Unterlage die einzelnen Seiten der Landesnatur und des Culturlebens dieses Erdtheils als eines Ganzen übersichtlich darthun. Nur in einer Beziehung wird eine Abweichung eintreten, die man bei der gewaltigen Fülle des zu vernutzenden Quellenmaterials und der Verschiedenartigkeit, die in dem Wesen jenes von der Nordpolarzone bis gegen die Antarktis ausgebreiteten Erdtheils selbst liegt, nur begrüßen kann. Es werden sich nämlich drei Gelehrte in die Bearbeitung theilen: Professor Sievers liefert die Einleitung (von der hier die Entdeckungsgeschichte und der Anfang der Umrißbeschreibung des gesammten Amerika vorliegt), außerdem Südamerika, auf dessen Norden sich seit Jahren seine eigene Forscherarbeit hauptsächlich bezieht, Nordamerika wird hingegen von einem der besten Kenner desselben, von Dr. Deckert bearbeitet, daneben der arktische Archipel von dem durch seine erfolgreichen Spitzbergenfahrten rühmlichst bekannten jenaer Professor Rückenthal.

Daß die Illustrationen an sachlichem Werth und künstlerischer Vollendung denen der Vorbände gleichen werden, läßt sich bereits aus der Erstlingslieferung ersehen, so aus dem wunderschönen Farbendruckbild vom Tyndallgletscher Nordwest-Grönlands.

5. Atlantis und das Volk der Atlanten. Ein Beitrag zur vierhundertjährigen Festfeier der Entdeckung Amerikas. Von A. F. R. Knötel. Leipzig, Grunow. 1893. 8. 4 M. 50 Pf.

Dieses in Druck und Papier schön ausgestattete Buch ist eine übergelehrte Misgeburt. Es nennt sich „Ein Beitrag zur vierhundertjährigen Festfeier der Entdeckung Amerikas", verweilt aber beinahe ausschließlich bei der Bedeutung des Atlantenvolks Nordwest-Afrikas für die Geschichte der ostfestlichen Cultur im zweiten Jahrtausend v. Chr. Diese Bedeutung wird vom Verfasser auf die denkbar höchste Stufe gehoben, obwol wir von den Atlanten aus sicherer Ueberlieferung nicht viel mehr als den Namen wissen. Jedoch mit Hülfe kühner, phantasiereicher Schlüsse wird aus den altgriechischen Schriftstellern zumal, in denen der Verfasser sich umfassend bewandert zeigt, das Unerwartetste zu beweisen versucht. Ganz abgesehen von Enthüllungen, die so nebenbei uns werden, z. B. daß die Pyramidenerbauer Aegyptens Araber waren, die Indogermanen von centralasiatischen Skythen abstammen u. dgl., erfahren wir zu höchstem Erstaunen, daß die Atlanten im westlichen Nordafrika in der Zeit zwischen 2000 und 1300 v. Chr. eine überragende, namentlich geistige Machtstellung eingenommen haben: sie waren eine chaldäische Priestercolonie, gründeten das Druidenthum Westeuropas, ja alle höhere Cultur Griechenlands, wo sie unter ägyptischer Oberherrschaft einen Priesterstaat aufrichteten. Die Scheinbelege für all das sind vorwiegend der antiken Mythologie entlehnt, in deren Deutung hier das Unglaublichste geleistet wird.

Die schlichte Angabe Herodot's, die Atlanten hätten nie geträumt, interpretirt unser scharfsinniger Autor dahin, daß sie „die nüchterne Wirklichkeit sahen, wo andere Träume hatten". Wo also die übrigen geistig blindern Völker des Alterthums dort hinter Marokko und Hispanien sich den länderlosen Ocean des Westens dachten, da mögen die hellsichtigen Atlanten eine andere Welt, Amerika, gekannt haben. Davon klänge noch etwas an in der Erzählung der Griechen von dem großen Eiland „Atlantis" im westlichen Meer. Nun erwartet der Leser, es werde der Nachweis folgen, daß Amerika eben danach einst Atlantis genannt worden, daß es von den Atlanten entdeckt sei. Indessen darin wird er getäuscht, nämlich nur abgespeist mit einigen billigen Bemerkungen des Inhalts, es sei näher zu untersuchen, ob nicht die Steindenkmäler Yukatans z. B. wie die keltischen Dolmen auf die Atlanten zurückgingen, ebenso die astronomische Kenntniß der Altmexicaner atlantischer Priesterweisheit entstamme und so fort.

6. Die Wahrheit über Emin Pascha, die ägyptische Aequatorialprovinz und den Sudān. Von V. Hassan. Berlin, D. Reimer. 1893. 8. 3 M. 50 Pf.

Hiermit gelangen wir von der Dichtung zurück zur Wahrheit. Der langjährige Gefährte unseres Emin, der vom Jahre 1880 ab an seiner Seite weilte und in ihm seinen Chef, zugleich auch seinen Freund verehrte, beschreibt uns hier die Einrichtung der vielgenannten „Aequatorialprovinz" Emin's am obersten Nil, das dortige Land und Volk, die Thätigkeit und den Charakter Emin's ohne Schönfärberei, selbst mit seinen nicht zustimmenden Ansichten gegenüber so mancher Handlungsweise des Paschas nicht zurückhaltend.

Ganz ausführlich wird die Geschichte des sudanischen Machdismus erzählt. Mit dem Bericht über den Tod des Machdi Mohammed Achmed bricht die Erzählung ab. Anscheinend ist noch eine Fortsetzung des Werkes, dessen Verfasser inzwischen verstorben, zu erwarten, obgleich der Titel der vorliegenden Uebersetzung aus dem Französischen nicht darauf hinweist.

7. Die Heiden-Neger des ägyptischen Sudan von H. Frobenius. Berlin, Nitschke u. Loechner. 1893. Gr. 8. 9 M.

Ohne aus persönlicher Erfahrung schöpfen zu können, gibt der Verfasser nach einer Ueberschau über die Grundzüge der Landesnatur des vormals ägyptischen Sudan

eine sehr fleißige Darstellung der dortigen Eingeborenen auf Grundlage der besten Quellenwerke und mit Hinzufügung einer verdienstlichen Karte über die räumliche Ausbreitung der einzelnen Völker.

8. Uganda. Ein Blatt aus der Geschichte der evangelischen Mission und Colonialpolitik in Centralafrika. Von Richter. Gütersloh, Bertelsmann. 1893. 8. 3 M.

Auch dieses Buch enthält nicht Selbsterlebtes, Selbstgeschautes. Indessen es führt uns nach Erzählungen von Augenzeugen das Gemälde der wechselvollen, zum Theil grausam blutigen Schicksale der christlichen Mission am Nordufer des Victoriasees in Uganda vor, und gewährt somit einen lesenswerthen Beitrag zur jüngsten Geschichte dieses merkwürdigsten aller jetzt bestehenden Negerreiche. Die Gestalten des Uganda-Königs Mtesa und seines jetzigen Nachfolgers Muanga ziehen an uns vorüber, ebenso die der tapfern englischen Vorkämpfer für Ugandas Christianisirung: die eines Wilson, Hannington, Mackay.

Manch lehrreicher Blick fällt dabei auf den Unsegen der Nebenbuhlerschaft verschiedener Religionen, ja verschiedener Bekenntnißarten einer und derselben Religion. Lachend äußerte eines Tages Mtesa: „Ehe Stanley kam, war ich ein Muselmann, dann wurde ich ein Christ. Nun finde ich so viele Religionen im Lande, daß ich nicht weiß, was ich machen soll.“ Und nachdem die katholische Mission der Franzosen sich in Uganda festzusetzen gewußt hatte, bekannte er frank und frei: „Die Mohammedaner lehren einen Gott, die Protestanten zwei (Gott und Christus), die Römischen drei (Gott, Christus, Maria); ich glaube keinem mehr.“ Ihm waren die Missionare aus Europa zunächst nur werthvoll als Ueberbringer nützlicher Fertigkeiten, am liebsten hätte er sie als Fabrikanten von Pulver und Kugeln verwerthet. Als er einst ernsthaft sich taufen lassen wollte, erwiderte ihm Alexander Mackay, erst müsse er dann sein heidnisches Leben aufgeben, vor allem seine Hunderte von Weibern entlassen bis auf eine. Gut, sagte Mtesa, er wolle sich fortan mit einer Frau zufrieden geben, aber nur unter der Bedingung, daß Mackay ihm — die Tochter der Königin Victoria als Gemahlin verschaffe!

Hübsche Erfolge hatte übrigens der durchaus nicht blos mit Predigen thätige, sondern auch tüchtig in allerlei Handwerk geübte treffliche Mackay nebst seinem Genossen Litchfield durch Einführung der Kunst des Lesens und Schreibens unter den Waganda.

Ihre kleine Druckerpresse mußte täglich Alphabete oder kleine Lesestücke herstellen. Da saßen (Anfang November 1879) in der Nähe des Palastes kleine Gruppen Eingeborener, in das Studium ihrer Lesetafeln, d. h. der großen, mit dem ABC und kurzen Leseübungen bedruckten Papierbogen vertieft; andere trugen diese Bogen sorgfältig zusammengewickelt in der Hand, und selbst die Häuptlinge, welche im Palast auf das Erscheinen des Königs warteten, vertrieben sich die Zeit mit Lesen und Lesenlernen.

9. Reise durch Montenegro, nebst Bemerkungen über Land und Leute von K. Hassert. Wien, Hartleben. 1893. Gr. 8. 5 M.

Ein energischer junger Geograph berichtet hier eingehend von seinen Wanderungen im rauhen Felsenland der „schwarzen Berge“ und von seinen gründlichen Beobachtungen, die er dabei über das interessante Land und seine tapfern serbischen Bewohner angestellt hat. Gute Landschaftsbilder nach photographischen Aufnahmen unterstützen die Veranschaulichung der durchweg klaren und streng sachlichen Schilderungen.

10. Alldeutschland in Wort und Bild. Von Trinius. Lieferung 4—30. Berlin, F. Dümmler. 1893. Gr. 8. à 30 Pf.

Vom Fichtelgebirge springt diese Fortsetzung der populären Vaterlandskunde aus Trinius' gewandter Feder auf den Spreewald über, von da zurück nach Thüringen, ferner nach dem deutschen Jura, an den Rhein, den wir vom süddeutschen Antheil bis nach Köln betrachten, um uns dann den umschließenden Gebirgen (Wasgau, Spessart, Odenwald, Eifel), zuletzt dem bairischen Zug der Alpen zuzuwenden.

Man sieht: eine systematische Anordnung wird nicht gerade eingehalten. Aber, mit hübschen Holzschnittbildern von Landschaften und Burgen, Städten und Denkmalen durchsetzt, erfüllt der Text recht wohl seinen Zweck, den Leser in unterhaltender Form mit den anziehendsten Theilen unseres schönen Vaterlands bekannt zu machen, und ihn zu eigener Wanderung durch Deutschlands Gaue anzuregen.

Alfred Kirchhoff.

Romane aus dem Alterthum.

1. Kallia Kypris. Aus Alt-Syrakus. Roman von A. Schneegans. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 1893. 8. 3 M.
2. Berenice. Historischer Roman aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems von Vollrat Schumacher. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1893. Gr. 8. 6 M.

So klein Sicilien ist, so reich ist es an historischen Erinnerungen. Der Wechsel der Bewohner hat seiner Geschichte den Charakter bunter Mannichfaltigkeit verliehen. Stoff zu einem geschichtlichen Roman hier zu finden ist nicht schwer. Der Roman „Kallia Kypris“ von A. Schneegans (Nr. 1) spielt in der Zeit der letzten sicilischen Empörung unter Duketios und des athenischen Kriegs (461—413). Es sind aber nicht, wie man meinen könnte, die tragischen Schicksale der sogenannten sicilischen Expedition, die den Hauptinhalt bilden; im Vordergrunde stehen vielmehr die schweren Prüfungen, die ein junges Ehepaar durchzumachen hat. Die kriegerischen Ereignisse kommen erst in zweiter Linie. Der Verfasser hat ein

historisches Gewissen und gibt dem Leser über die Freiheiten, die er sich genommen hat, genau Rechenschaft. Ueber seine künstlerischen Absichten spricht er sich selbst folgendermaßen aus:

Ich habe danach getrachtet, den geschichtlichen Ueberlieferungen, wie sie besonders bei Thukydides verzeichnet sind, sowie der griechischen und altsicilischen Götterlehre, soweit letztere uns bekannt ist, nach Möglichkeit treu zu bleiben und ganz ebenso den historischen Charakteren des Hermokrates, Nikias, Gylippos, und der gesammten hellenischen Weltanschauung in Sitten und Gebräuchen überhaupt nach bestem Willen gerecht zu werden. In Sprache, Wort- und Satzbildung habe ich gesucht, der altgriechischen Sprech- und Denkweise so nahe als möglich zu kommen, um mit geflissentlicher Vermeidung jedweder Kleinmalerei ein möglichst vollkommenes Gesammtbild jener Zeit zu geben.

Wenn der Verfasser mit Kleinmalerei die ausführliche Schilderung culturhistorischer Einzelheiten meint, so können wir ihm nur beistimmen. Im übrigen lassen uns geschichtliche Romane ja gerade deshalb so oft kalt, weil ihre Verfasser nur von den Staatsactionen zu reden wissen, auf die Schilderung der kleinen Züge des menschlichen Herzens sich aber zu wenig verstehen. Schneegans hat hierin eine gute Mitte gehalten. Er weiß seine Darstellung auch zu färben und zu beleben. Den Hintergrund der Handlung bilden die Gegensätze, die zwischen der sicilischen Urbevölkerung und den eingewanderten Griechen bestehen. Die Mysterien des altsicilischen Göttercultus, die rauhen Lebensformen der eingeborenen, in abgelegenen Gründen wohnenden Hirten geben Gelegenheit zu lebensvollen Bildern. Sehr geschickt ist die von der Sage umsponnene Wasserleitung der Arethusa in der Handlung verwendet. Bei der Schilderung der Scenerie kommt dem Verfasser, der bekanntlich Generalconsul des Deutschen Reichs in Genua ist, seine genaue Kenntniß der italienischen Natur trefflich zu statten. Die Nebenfiguren sind mannichfaltig, wenn sie auch gelegentlich an typische Gestalten solcher althistorischer Romane erinnern, wie jener verrätherische punische Sklave, die ägyptische Tänzerin mit ihrer todbringenden Schlange, der germanische Knabe. Das germanische Element ist ja in solchen Romanen als Gegensatz zu dem südlichen Naturell sehr beliebt. Das Hauptmotiv hat dem Verfasser die verstümmelte „syrakusanische Venus“ eingegeben. Wie diese Verstümmelung sich erkläre, dafür hat er sich einen ganz hübschen Grund ausgedacht. Ob freilich dieser Theil seines Romans durchaus dem antiken Empfinden entspricht, lasse ich dahingestellt. An den Hauptpersonen kann man wol aussetzen, daß sie zu wenig energisch handeln. Das Ränkespiel seiner Gegner sollte der biedere Ktesias, der Gatte der wunderschönen und seelensguten Kallia, leicht erkennen und mit kühner Hand zunichte machen. So müssen andere alles thun. Der Verfasser gewinnt freilich bei seiner Darstellung die Möglichkeit eines effectvollen Schlusses. Hier werden alle Schlechtigkeiten der Gegner enthüllt. Dies scheint uns ein Mangel in der Anlage zu sein. Aber er ist nicht so groß, daß wir nicht den von seinem Verständniß für die geschilderte Zeit und für künstlerische Darstellung zeugenden Roman warm empfehlen könnten.

Gleichfalls auf einen an historischen Erinnerungen reichen Boden führt uns der Roman V. Schumacher's „Berenice“ (Nr. 2). „Nach etlichen Tagen kamen der König Agrippas und Berenice gen Caesarien, Festum zu empfangen“, heißt es in der Apostelgeschichte, wo des weitern die Verantwortung des Paulus vor beiden erzählt wird. Diese Berenice hat Schumacher zur Heldin seines Romans gemacht. Sie hat auch wirklich ein romanhaftes Leben geführt und steht in gewisser Beziehung der berühmten Kleopatra sehr nahe. Nachdem sie schon mehrfach verheirathet gewesen war, machte sie sich Hoffnung darauf, Gemahlin des Titus zu werden. Tacitus und Cassius Dio berichten von ihr. Sueton redet von einem insignis reginae Berenices amor des Titus. Es hieß auch, daß er ihr die Ehe versprochen habe, aber das Ende war, daß er sie schleunigst aus der Stadt fortschickte. Zu dem Leben dieser Circe denke man sich nun als Hintergrund die Zerstörung Jerusalems! Es wäre wunderbar, wenn dieser dankbare Stoff noch nicht in einem Romane verwendet worden wäre. Der fruchtbare Max Ring hat einen dreibändigen Roman geschrieben: das Haus Hillel, in dem die ganze Genesis des Judenaufstandes und die Eroberung Jerusalems geschildert sind. Land und Leute, das religiöse Leben der Juden und im Gegensatze dazu die Anschauungen der ersten Christengemeinden werden uns hier auf Grund der alten und neuern Literatur eingehend geschildert. Auch Berenice hat in diesem Rahmen ihre Rolle, tritt aber im ganzen etwas zurück. Ich nehme an, daß Schumacher diesen Vorgänger gekannt hat. Wenn sich auch manche Uebereinstimmungen aus der gemeinsamen Hauptquelle, des Josephus Geschichte des jüdischen Krieges, erklären, so erinnert doch das Hauptmotiv, das Verhältniß Regnel's zu Berenice, bei Schumacher an das Verhältniß Rubens' zu Berenice bei Ring. Doch kommt darauf wenig an. Der neue Roman hat einen wesentlich andern Charakter. Auch seinen Verfasser zeichnet eine genaue Bekanntschaft mit dem Leben und dem Lande des jüdischen Volkes aus. Er weiß die Naturschilderungen in stimmungsvollen Einklang mit dem Gefühlsleben der Personen zu bringen. Auch verwebt er mit feinem Sinne Mythen in ihre Gespräche, besonders bei der Schilderung des Liebeslebens in Beth-Eden, dem Lusthause der Bereniee bei Caesarea. Die ganze Darstellung hat etwas Pathetisches. Vor Ausmalung grausamer Scenen schreckt der Verfasser nicht zurück. Er ist phantasiereich und erfindet eine Reihe romantischer Verwickelungen und sensationeller Vorgänge. Das Verhältniß Regnel's zu Berenice ist höchst abenteuerlich und wenig wahrscheinlich. Eine bunte Gesellschaft findet sich hier zusammen, z. B. der protensartige Zauberer auf dem Karmel mit seinen abgerichteten Adlern, mit dem künstlich zum Zwerge gemachten Gabba und der hypnotisirten Germanenjungfrau, deren Erkennung durch ihren Vater dann so rührend in Scene gesetzt wird.

Mit dem pathetischen Inhalte hängt auch die rhetorische Darstellung zusammen. Manches ist mehr äußerlich, wie wenn nach Schilderung eines Vorgangs auf einer Zeile für sich die Worte stehen: „Nach römischer Sitte" — oder: „Wie eine Bestie". Besonders beliebt ist das refrainartige Wiederholen desselben Wortes. Die Scene auf S. 223 fg. beginnt mit den Worten: „Sie waren wie Kinder"; sie wiederholen sich noch zweimal. Zugleich werden die Worte: „Liebe! Liebe!" achtmal als Refrain gebraucht. Dies und anderes wirkt, da es zur Manier wird, störend. Ich kann nicht leugnen, daß mir bei allen Feinheiten im einzelnen die Lektüre des Romans mitunter etwas lang geworden ist. Das muß wol, abgesehen von dem etwas bunt durcheinandergehenden Inhalte, an der ganzen Art der Darstellung liegen. Gleichwol wird auch dieser Roman dem Leser Interessantes genug bieten. Er ist Georg Ebers gewidmet wie „Kallia Kypris" Friedrich Spielhagen.

Richard Opitz.

Dramatische Werke.

1. Komödie! Drama in fünf Aufzügen von Ernst Clefeld. Zittau, W. Sunder. 1893. 12. 1 M.

Schon die ersten Worte dieses Dramas fesseln. In den wenigen Sätzen liegt eine Stimmungskraft, die sofort für den Verfasser einnimmt. Mit diesem Eindruck hebt sich das Drama aus der Masse der Unbedeutendheiten heraus. Man fühlt, daß man einem Talent gegenübersteht. Das Interesse steigert sich, wenn man im weitern Verlauf des Stücks bemerkt, welch ein gewandter Dialektiker hier zu uns spricht. Zu gewandt fast, denn von jener Kraft und Leichtigkeit der Wechselrede theilt der Verfasser all seinen Personen mit. Es blitzt und funkelt in dem Stück. Es wird alles mit jener zergliedernden Schärfe ausgesprochen, die auch das Geringste in den Gemüthsbewegungen deutlich erkennen läßt. Das ist im höchsten psychologischen Sinn — eine Schwäche. Denn gerade aus den verworrenen, halb nur zur Klarheit entwickelten Vorstellungen, aus den Empfindungsbruchstücken, aus den im Tiefsten ruhenden Gefühlen, einen Entschluß, der Handlung wird, entstehen zu lassen, ist das Wesen der psychologischen Meisterschaft. Aber wollte Gott, wir hätten mehr Dramatiker, die so scharf und klar den Dialog zu führen wissen, wie der unbekannte Autor dieser „Komödie". Er birgt in seinem Innern einen Keim, der hoffentlich nicht in allgemein üblichen, flachen Unterhaltungsstücken auslaufen wird. Auch vor der andern Gefahr, zu grell, zu leidenschaftlich übertreibend die Dinge darzustellen, wird sich der Verfasser zu hüten haben. Daß ihm diese Gefahr recht nahe liegt, beweist die Gestalt eines von Diebesgelüsten erfüllten jungen Mannes, der ebenso wie der Vater des jungen Mannes eine in jeder Beziehung schlechte und thörichte Episode des Stücks bildet. Nicht durchgehend ist die Handlung motivirt, besonders am Schluß steht manches auf schwachen Füßen. Theaterkenntniß ist dem Verfasser zu eigen. Was noch mehr zu seinen Gunsten spricht, ist die Kenntniß des menschlichen Herzens, die trotz aller Lücken doch nicht bezweifelt werden kann. Es scheint Selbsterlebtes in dem Stück zu liegen. Alles in allem: ein bemerkenswerthes Stück Arbeit, diese „Komödie!" Man will mehr von dem Verfasser hören und wird es hoffentlich recht bald und recht glänzend. Ernste Würdigung wird ihm an dieser Stelle nie fehlen.

2. Ein seltsam Spiel. Oder: Deutschnational. Lustspiel in fünf Acten von Victor Ritter von Plazer. Leipzig, O. Wigand. 1893. 8. 2 M.

Ein seltsam Spiel in der That. Am Ende des Dreißigjährigen Kriegs, in irgendeiner braven Stadt, stellen die Tischler, Schlosser und Schmiedegesellen die Arbeit ein, die sie doch nährt und erhält. Der Grund? Sie haben von den Mädchen der Stadt Körbe bekommen. Man sieht, Nationalökonomie ist nicht die Sache des Ritters von Plazer. Dabei äußern sich die Gesellen wie folgt:

Uns zwingt die Lieb' mit ihren Tücken
Zu den vielgenannten Striken, (!)
Und in Furcht und Angst erhält
Dieses Wort die ganze Welt.

Am Ende des Dreißigjährigen Kriegs? — Man sieht, Weltgeschichte und Weltkenntniß ist noch weniger die Sache des Ritters von Plazer. Man höre folgende Sätze, die von einem Rathsherrn der Stadt äußerst verzagt zu den Schmiedegesellen gesprochen werden:

Sagt, was hat euch angefahren,
Daß sich sammeln jetzt die Scharen,
Wie die grimmigen Barbaren
Es gethan vor tausend Jahren, (?)
Denn auf Plätzen, Gassen striken
Jetzt mit wuthentbrannten Blicken
Alle Leut', doch geb' ich Schuld
Alles nur der Ungeduld.
Wo man wendet hin die Blicke,
Sieht man nichts als Strike, Strike.

Hinz.

Wir sind betrogen mannichfacher Art,
Der Bräute Untreu drückt uns hart.

Reime wie die letztern zu hören ist in der That hart. Dichten scheint mir unter den vielen schwachen Seiten des Ritters von Plazer die schwächste zu sein.

3. Ein Bruderkuß. Drama in vier Aufzügen von Johannes Meinen. Bremen, J. Kühtmann. 1893. 8. 2 M.

An Worten reich ist das geschichtliche, in der grauen Vergangenheit Frieslands spielende Stück. Ein tieferes Interesse wird nirgends wachgerufen. Friesland und Bremen im 15. Jahrhundert ist der Schauplatz. Bischöfe, Rathsherren, Stammeshäuptlinge, alle mit dem gleichen

Wortschwall begabt, ohne ein einziges mal uns im Innersten zu treffen, gruppiren sich um eine leidige Liebesgeschichte, die wir nun doch zu oft gesehen haben, als daß sie einen modernen Menschen noch fesseln könnte. Theilnahmlosigkeit ist das härteste Urtheil, das ein Drama erfahren kann. Die plappernde Wohlanständigkeit verdient an die Stelle gerückt zu werden, die sie in der Kunst einnimmt.

4. Fata Morgana. Soeiales Drama in vier Aufzügen von Georg Wilhelm Peters. Dresden, Pierson. 1893. 8. 1 M. 50 Pf.

Die gewöhnlichen Mittel, die man zu einem socialen Drama gebraucht, hat Peters vollständig benutzt, ohne ein einziges zu vergessen und ohne ein einziges neu hinzuzufügen. Für den also, der in den letzten Jahren die Flut socialer Dramen über sich ergehen lassen mußte, hat Herr Georg Wilhelm Peters nichts Neues zu sagen. Aber die naive und bisweilen gemüthvolle Darstellung der allbekannten Conflicte berührt angenehm. Klar und einfach baut sich die Handlung auf. Weiteres Interesse verknüpft sich mit dem Stücke nicht.

5. Das Porträt der Pompadour. Lustspiel in einem Act von Gottfried Böhm. München, Beck. 1893. 1 M.

Das kleine Stück gehört, wenn ich recht vermuthe, zu den Dramen, die weiland König Ludwig der Zweite für seine besondern Vorstellungen schreiben ließ. Ueber diese Theateraufführungen ist viel gesprochen worden, überwiegend Thörichtes, das längst als Klatsch vergessen worden ist und hier nicht in Betracht kommt. Eine eigenthümliche höfische Dramatik, die sich ganz im Verborgenen entfaltete, ist damals entstanden. Allmählich tritt ein Stück dieser Dramatik nach dem andern hervor. Ich kann irren, wenn ich das vorliegende Lustspiel zu den „Königsdramen" zähle, dem Geist und dem Inhalt nach steht es ihnen sehr nahe. Fast allen gemeinsam ist eine gewisse Eleganz und Glätte. Der äußern Vollendung entspricht die sittliche Untadelhaftigkeit des Inhalts. Trotz Maitressen, Kupplern und fürstlichen Lustschwelgern begegnet man in diesen Stücken wol nie einer sinnlichen Lockung. Die Idee ist nie sonderlich tief oder neu. Dramatische Kraft fehlt durchgängig. Die Conflicte werden nirgends innerlich durchlitten. Die Sonne des Königthums verklärt im Nu die finstersten Wolken. Ein Hauch von Schäferspielerei zieht durch die flinken Verse. Le roi s'amuse, das ist das oberste Gesetz für den Dichter nicht weniger wie für die Gestalten seiner Phantasie. Eine Art von Kunstgewerbearbeiten sind die zierlichen Dramen aus dem Leben des Königs Ludwig des Vierzehnten, des Fünfzehnten und der Marie Antoinette. Drei kleine Motive hat das Böhm'sche Lustspiel recht geschickt verwoben; ein Maler weigert sich, das Bild der königlichen Geliebten zu malen; der Maler kommt trotzdem, malt und wird von der Dame ganz bezaubert; der König tritt ein, stört den Maler und geht freiwillig, nachdem er ihn versöhnt. Die Ausführung ist recht graziös und, was besonders hervorgehoben werden mag, schauspielerisch von vielem Reiz.

6. Gespenster. Idea-, rea-, naturalistisch-parodistisches Friedensdrama von S. Goldschmidt. Hamburg, A. Goldschmidt. 1893. 60 Pf.

Wie eine Anmerkung auf dem Titelblatt besagt, ist dieses Stückchen in der Literarischen Gesellschaft in Hamburg mit großem Heiterkeitserfolg aufgeführt worden. Ich kenne die Literarische Gesellschaft nicht; aber nach dieser Parodie, die angeblich einen Heiterkeitserfolg davongetragen hat, hege ich kein Verlangen, die löbliche Societät kennen zu lernen. Die Satire ist so lendenlahm und steht auf einer geistig so tiefen Stufe, daß der Gesammteindruck herzliches Mitleid ist. Der Mensch charakterisirt sich immer durch das, was er lächerlich findet. Auch im Rahmen eines sogenannten Ulkes gibt es Grenzen, die nicht überschritten werden dürfen, ohne daß man damit eine verrätherische Selbstcharakteristik liefert, über die sich zu schämen man alle Ursache hat.

7. Saul und Jonathan. Dramatische Charakterzeichnung in fünf Aufzügen von Amadeus Georgi. Leipzig, Claußner. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.

Wie eine Herausforderung steht auf dem Titelblatt: Dramatische Charakterzeichnung. Unmöglich könnte die Benennung unglücklicher gewählt sein. Daß sein Stück kein Drama ist, wird der Verfasser vielleicht geahnt haben. Mindestens will ich es zu Ehren seines kritischen Verstandes und seiner Bescheidenheit annehmen. Aber auch der Wahn, das Stück enthalte eine einzige dramatische Charakterzeichnung, muß ihm genommen werden. In den üblichen conventionellen Formen wird die Geschichte von König Saul, Prinz Jonathan und Schäfer David auf ein paar redende Personen vertheilt. Kläglich und hülflos erlahmt das Können des Verfassers, sobald der Stoff Aufgaben stellt, die über den gewöhnlichen Dialog hinausgehen, z. B. bei der so äußerst dankbaren Schilderung der Gemüthsverfinsterung des Königs Saul. Erbarmenswürdig ist das dichterische Stammeln bei dieser Gelegenheit, wie folgende Probe zeigt:

Hu, hu, da kommt er schon
Der Löwe, Löwe der Verheißung kommt.
Was zeigst Du mir das Schwert in Blut getränkt?
Blut — immer mehr — ein großer Strom von Blut —
Und Inseln schwimmen drin — nein — nein — sind Köpfe —
Du sollst nicht tödten, sollst nicht, sollst nicht tödten —
Helft — helft — ich sink'! — 's sind siebzig Menschenleichen! —
(deckt die Hand über die Augen).

Aus diesen wenigen Zeilen spricht besser als aus langen Auseinandersetzungen die völlige Talentlosigkeit des Verfassers, die seltsam mit der Benennung contrastirt, die er seinem Stücke gegeben hat: dramatische Charakterzeichnung. Selbstkritik scheint dem Autor zu fehlen.

8. König Konradin. Ein deutsches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Georg Ruseler. Varel a. d. Jade, Aequistapace. 1893. 1 M. 50 Pf.

Ein wohlbekannter Dramatiker ist Georg Ruseler. Er hat sonderbarerweise noch nicht den Weg über die deutschen

Theater gefunden. Man kennt ihn, abgesehen von rein örtlichen Aufführungen, fast nur als Buchdramatiker. Seine Werke aber sind wie wenige andere für die Bühne gedacht. Das Lesen, das kühle, kritische Lesen, mit der Möglichkeit zurückzublättern und zu verweilen, ist den Ruseler'schen Dramen nicht immer günstig. Dem vorliegenden gar nicht. Es ähnelt in allen schwachen Partien sehr dem Erstlingswerk des Dichters, den mehrfach genannten Stedingern, besonders in der allzu trockenen Theatermache. Auch wenn die Jamben fehlen, steckt das Drama doch mitten in dem Geist, dem heillosen, der alten Jambenstücke. Trotz der Vorrede ist kein modernes Wesen in dem Drama. Es klappert und gleißt, es blendet und täuscht vieles. Wer wollte das Geschick verkennen, mit dem manchmal getäuscht wird? Aber was einem andern, minder Begabten ein volles Lob hier eintragen würde, das wird zum Vorwurf bei Georg Ruseler. Im „Michael Servet" hat er besseres Können gezeigt. Auch sein Wollen — und das ist schlimm — strebt diesmal nicht hoch. Unmöglich könnte er sonst so roh, so rein theatermäßig einen Bruch im Charakter entstehen lassen, wie den Verrath des treuen Eckart. Zu solchen Wandlungen gehört eine feinere und zugleich tiefere Motivirung, eine langsamere vor allen Dingen, wenn man nicht über geniale Züge gebietet. Das Geniale, das Räthselhafte, das tausend Keime noch verbirgt, das fehlt Ruseler ganz. Er greift fröhlich zur Schablone — vgl. die Gestalten der Agnes und Gertrud im vorliegenden Stück — und verletzt damit wenigstens die wählerischen Freunde seines Talents. Was den Konradinstoff endlich anlangt, so kann ich eine Bemerkung nicht unterdrücken. An einen derartig abgebrauchten, misbrauchten Stoff geht man als anerkannter Autor nur, wenn man etwas entschieden Neues und zugleich Großes in dem Stoff gefunden hat. Einiges Neue weist ja Ruseler auf. Aber bei weitem nicht genug, und das Große fehlt ganz, das nicht schon vorher zur unveräußerlichen Eigenschaft dieses Stoffs gehört hätte. So verstimmt auch in dieser Beziehung das Stück, weil es enttäuscht, wo man Erwartungen hegte und wahrhaftig auch welche hegen durfte.

9. Das Reich des Heils. Ein Trauerspiel der Zukunft von Joseph Stolzing. Leipzig, O. Mutze. 1893. 1 M.

Der Plan ist nicht ohne eine gewisse Größe: die letzten Christen, die der Vernichtungskampf gegen die Anarchie noch übriggelassen, leben auf einer einsamen Insel. Aber im Schos der Gemeinde selber lebt die Anarchie. In innern und äußern Conflicten zerstört sich selbst die letzte Christengemeinde. Das ist ein Vorwurf für einen Charakterschilderer ersten Ranges. Er muß freilich Bescheid wissen in den Tiefen des religiösen Empfindens. Er muß echten Prophetengeist besitzen. Er muß mit den einfachsten Mitteln die größte Wirkung zu erreichen fähig sein. Mit geschwollenen Phrasen, mit unklarer Romantik läßt sich bei einem solchen Stoffe nichts thun. Leider bringt Joseph Stolzing von allen innern Gaben nichts für seinen Plan mit. Wüste Romantik durchzieht das Drama. Da ist ein Felsentempel; da ist ein fabelhafter Hoherpriester, der seinen Vater getödtet hat, weil er die Geliebte des Sohnes zur Frau genommen hat; da ist ein Gottesopfer, da sind andere verworrene und erklügelte unmoderne und zukunftlose Dinge. So wild und glühend sich auch die Sprache anstellt, im innersten Kern ist sie unzureichend und hohl. Die vielen Anmerkungen — ekstatisch, taumelnd, verzückt, fanatisch, gräßlich auflachend, schäumend u. s. w. — zeigen schon äußerlich das poetische Unvermögen an, durch den Dialog die einzelnen Stimmungen hervorzurufen. Auch rein geistig genommen, ist der bescheidene Intellect des Verfassers seinem Stoff nicht gewachsen. Menschen zu schildern, ist ihm völlig mislungen. Ideen zu verkörpern hat er kaum andeutungsweise versucht. Er wühlt in großen Worten, in wilden Scenen. So weit ist der Abstand zwischen dem hohen Ziel und dem anspruchsvollen Ton der Ausführung, daß die Wahrheit über dies Machwerk nicht scharf genug gesagt werden kann.

10. Ein Frauenjäger (Tatiana Repina). Schauspiel von Alexei Suworin. Berlin, Freund u. Jeckel. 1892. 8. 2 M.

Glänzende Begabung — es handelt sich nicht um ein heimisches Stück, leider Gottes! — spricht aus einem russischen Drama, dessen Uebersetzer sich nicht genannt hat, aber dem man diesmal in einer andern als der üblichen Weise danken muß, daß er das brillante Theaterstück uns zugänglich gemacht hat. Leben und Geist steckt in dem Drama von der ersten bis zur letzten Scene. Theatralisch im höchsten Grade gewandt, schauspielerisch eine Aufgabe bietend, die Scribe's „Adrienne Lecouvreur" um die Erfahrung von einem Menschenalter übertrifft, ist dies Stück geeignet, auch deutschen Bühnenkünstlern zugänglich gemacht zu werden. Zwar ein Meisterwerk, eine unvergängliche Schöpfung erwarte man nicht zu finden. Im Gegentheil, sehr viele Stellen weisen darauf hin, daß dieses Stück für die Bedürfnisse des Augenblicks geschrieben worden ist, und dem genauer Prüfenden entgehen die Spuren der Vergänglichkeit bei diesem Stück so wenig wie bei irgendeinem andern der vorherbesprochenen. Aber über der Gewandtheit, der Vollendung der Form und über der nicht zu verachtenden Seelenkenntniß vergißt man die letzten Forderungen der Kunst, um auch einmal anerkennen zu können, nachdem man durch die sich herbeidrängenden Scharen der Nichtskönner und der Halbkönner fast um die Formen verlegen geworden ist, in die man immer von neuem die Ablehnung kleiden muß.

Friedrich Kummer.

Feuilleton.

Von dem ausgezeichneten „Encyklopädischen Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache", das die Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt) in Berlin als würdiges Seitenstück zu Sachs-Villatte's vielbewährtem Lexikon des Französischen herausgibt, liegen die Hefte 7 und 8 jetzt vor, die den Buchstaben e ziemlich zu Ende führen. Da wir bisher nur Gelegenheit hatten, den von Professor Eduard Muret redigirten englischen Theil, der „mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt" versehen ist, unsere Aufmerksamkeit zu widmen, sollen nun auch die ersten Lieferungen des deutschen Theils gebührend hervorgehoben werden. Man braucht nicht erst zu versichern, daß wir Treffliches zu erwarten haben, da der Nestor der deutschen Lexikographie, Professor Dr. Daniel Sanders, die Leitung dieser Abtheilung des nützlichen Unternehmens in Händen hat.

— „Geschichte der Englischen Literatur von Bernhard ten Brink. Zweiter Band: Bis zur Reformation. Herausgegeben von Alois Brandl" (Straßburg, K. J. Trübner, 1893). Seltsamerweise besitzen die Engländer kein abgeschlossenes und erschöpfendes Werk in ihrer eigenen Sprache, das, wie nöthig, in weitgespanntem und dennoch festem Rahmen die außerordentliche Fülle von Erscheinungen zusammenfaßte. So müssen sie denn selbst zur Auskunft greifen, ein deutschgeschriebenes Buch zu befragen, ein Buch, das zwar vorläufig noch ein Torso ist, aber auch in dieser unvollkommenen Gestalt alle Dienste leistet und dabei als eine schriftstellerische That an sich hervorragt. Es ist das obengenannte Werk, von dem jetzt der zweite Band erscheint. Es sollte Bernhard ten Brink (gestorben am 29. Januar 1892) nicht vergönnt sein, das Hauptwerk seines Lebens, die „Geschichte der englischen Literatur" fertig auf dem Bühnenpulte stehen zu sehen. Im Kopfe trug er es vollendet mit sich herum und auch am Schreibtische beschäftigten ihn in wechselnder Folge die verschiedensten Kapitel dieser lange geplanten, sorgsam ausgereiften, aber verhältnißmäßig rasch aufs Papier geworfenen Darstellung. Das Kolossalgemälde, das die Geschichte des 14. und des 15. Jahrhunderts auf dem britischen Eiland in grellsten Farben ausgeführt hat, das zu entrollen, verhinderte ihn gottlob das tückische Schicksal nicht. Aber das herrliche Bild nationalen Aufschwungs und den Glanz der Elisabethanischen Periode mit satten Tönen daneben zu stellen ward ihm nicht mehr erlaubt. So leitet uns sein straffer Faden blos von John Wielif, dem kühnen Kirchenverbesserer, und ten Brink's treuester Liebe, Geoffrey Chaucer, dem Dichterfürsten der alten schönen Ritterepoche, bis zu dem unglücklichen Henry Howard Earl of Surrey, den man als ersten neuenglischen Poeten betrachtet. Das unlösliche Band zwischen Politik und Literatur, das in dieser inhaltreichen Spanne Zeit nimmer abreißt, zwingt freilich oftmals halt zu machen und in düstere Winkel einer gemeinen Diplomatie hineinzuschauen. Wir durchwandern weite Gebiete an ten Brink's Hand, und nur ein so überaus kundiger Pfadweiser, dem zugleich die erklärende Rede fesselnd von der Lippe fließt, rettet uns vor dem Verirren oder Steckenbleiben: die drei Acte des bedeutenden Dramas spielen sich innerhalb jener Grenzen auf der Bühne Großbritannieus ab, die Vorereignisse der Reformation und Renaissance, der Blut- und Bruderkrieg der „weißen" und der „rothen Rose", die Entstehung einer jungen Civilisation aus vorwiegend vaterländischen Quellen. Obgleich sich der Vorhang nirgends senkt, gliedern sich doch die Begebenheiten sauber in scharf umschränkte Scenen, die auch gelegentlich einen Blick zwischen die Coulissen verstatten, wo wir die handelnden Personen vor dem Auftreten und in den Pausen beim Einüben und bei der Toilette belauschen. All die packenden Geschehnisse, wie sie sich um Gestalten von ausgeprägtem Charakter gruppiren, erzählt ten Brink in musterhafter, der Stimmung angeglichener Form. Pragmatisch ist seine Anlage, im Geiste Ranke's gehalten, desselben, der den Engländern ihre erste Staatsgeschichte beschert hat. Die Fortsetzung von ten Brink's Fragment besorgt der Herausgeber Alois Brandl, sein Nachfolger auf dem straßburger Lehrstuhl, und damit ruht sie in den berufensten Händen.

— Die kleine Schrift: „Charles Kingsley. Ein religiös-soeiales Charakterbild von A. Kalthoff" (Berlin, Bibliographisches Bureau), a. u. d. T.: „Religiöse Volksbibliothek. Herausgegeben vom Bibliographischen Bureau zu Berlin unter Redaction von C. Werckshagen. I. 2", hebt verheißungsvoll an: „Wenn es das Kennzeichen des echten Genius ist, daß seine Geistesart in den Schubfächern des Hergebrachten, den Kategorien der Schulen, der Parteien und Richtungen nicht untergebracht werden kann, dann verdient Kingsley in vollem Maße, den Auserwählten in der Geschichte unsers Jahrhunderts beigezählt zu werden." Und die folgenden sechs Bogen strafen diese These nicht Lügen. Im Gegentheil. Der Laie staunt gewiß, wie ein solcher Mann so lange, wenigstens für das breitere Publikum, bei uns unbekannt bleiben konnte. Charles Kingsley verdient unter den Wohlthätern der modernen Menschheit, der er sein ganzes Dichten und Trachten gewidmet, obenan genannt zu werden. In seinem Berufe als Geistlicher, den er, 1844 zum (anglikanischen) Priester geweiht, über die Maßen ernst nahm, als praktischer Soeialreformer wie als Mann der Feder war sein Streben gerichtet auf Besserung der Lage und sittliche Hebung der untern Volksschichten, sowie auf Förderung eines werkthätigen, von allem Kasten- und Sektengeiste freien religiösen Glaubens. Aufgeklärt und strenggläubig zugleich, huldigte er nicht der lippengefälligen Buchstabenfrömmigkeit. Schnell ward er in England der Führer der sogenannten christlich-soeialen Bewegung, die mit der gleichnamigen deutschen Strömung fast nur den Namen theilt. Das zähe verflochtene Programm widersprach jeglichem Rückschritt: fröhlicher Wettkampf im Dienste des Gemeinwohls, Gesundung der gesunkenen Moralität aller Stände, gründliche Neuordnung des niedern Schulwesens, Ausgleich der Klassenunterschiede nach Maßgabe der herrschenden Gesellschaftsordnung. Kingsley stand in der Beleuchtung der Augenblickszustände auf dem Flügel des entschiedenen Fortschritts und hat in seinen Soeialnovellen und umfänglichern Culturbildern sogar etwas zu stark Grau in Grau gemalt. Seine Erzählungen: „Alton Locke", „Yeast", „Hypatia", „Two years ago", „Westward ho!", „Hereward the Wake", allesammt in das Gewand einer hochvollendeten poetischen Prosa gekleidet, predigen echte Toleranz, die sehr wohl orthodox im guten Sinne, aber allem Fanatismus abhold sei, dazu aufrichtigste Vaterlandsliebe, und bewahrheiten einen unerschütterlichen Opfermuth für die vorgesteckten Ziele menschlicher Freiheit.

— Das, soweit die englische Sprache erklingt, seit nun vierzehn Jahren allgelesene große Gedicht über Leben und Lehren des indischen Religionsstifters Buddha, „The light of Asia", erscheint jetzt in einer wohlgelungenen Wiedergabe unter dem Titel: „Die Leuchte Asiens. Erzählung eines indischen Buddhisten von Edwin Arnold. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Konrad Wernicke" (Leipzig, Ph. Reelam jun. 1892. 12. 40 Pf. A. u. d. T.: „Reelam's Universal-Bibliothek", Nr. 2941—42), die sich mit Erfolg bemüht, der äußerst klangvollen und abgeschliffenen Form des Urtextes sich möglichst treu anzuschmiegen. Edwin Arnold, ein ungemein vielseitiges Talent, besitzt als Indolog und Geograph, als Politiker wie als Journalist großen Stils eine Geltung ersten Ranges. Darüber kam anscheinend der genial begabte Dichter in ihm etwas zu kurz; wenigstens trat diese herr-

liche Buddha-Legende, „übergossen von der ganzen märchenhaften Zauberpracht des Gangeslandes", arg in den Schatten, und das Pendantwerk vom Jahre 1891, „The light of the world" (noch unübersetzt), eine wunderbar phantasievolle Verklärung des durch Jesus Christus über den Erdball ausgebreiteten Heils, nicht minder. Edwin Arnold, der mit der innern und äußern Technik der Sprache schaltet wie kaum ein anderer lebender Dichter Englands, versucht hier, durch den Mund eines fingirten Bekenners des Buddhismus Leben und Wesen jenes edeln Königssohns und Menschenfreundes, des indischen Helden Gotama, zu beschreiben und die tiefsinnigen Geheimnisse seiner humanen Dogmen wenigstens in den Grundzügen anzudeuten.

— „Einige Vorschläge zur Reform der Strafgesetzgebung von einem Schöffengerichts-Vorsitzenden" (Leipzig, O. Wigand, 1892). Die Kunst, schnell allgemeine Sätze aufzustellen und mit dem Brusttone der Ueberzeugung in die Oeffentlichkeit zu schleudern, nach dem englischen Politiker Maine eine Erfindung des Menschengeistes von noch jungem Datum, ist leider auch auf einem Gebiete heimisch geworden, welches derartige Equilibristereien neuerungssüchtiger Geister am allerwenigsten verträgt, dem Gebiete der Reform der Strafrechtspflege. Es ist unbestreitbar, daß für die Lösung der hier einschlagenden Fragen die praktische Erfahrung, und beschränke sich ihr Beobachtungsfeld auch auf die engen Grenzen des dem Beobachter zugewiesenen amtlichen Wirkungskreises, in erster Linie zur Mitarbeit berufen ist. Aber ebenso richtig ist es, daß praktische Erfahrung, sofern sie keinen Halt in gewissenhafter Prüfung, Zusammenfassung und Durchdringung des Beobachteten findet und das Wesentliche vom Unwesentlichen nicht zu sondern weiß, die Gefahr jener vulgären, am Aeußern haftenden Betrachtungsweise mit sich bringt, die im politischen Leben mit Kannegießerei bezeichnet wird. Referent kann zu seinem Bedauern nicht umhin, die Vorschläge zur Reform der Strafgesetzgebung, welche der ungenannte Verfasser der oben angezeigten Schrift aus dem Schatze seiner zwölfjährigen Erfahrungsfülle als Schöffengerichtsvorsitzender herausgearbeitet hat, als warnendes Beispiel einer solchen juristischen Kannegießerei etwas niedriger zu hängen. Der Titel verspricht bescheiden „einige Vorschläge"; die 55 Seiten des Schriftchens erfüllen dies Versprechen in leider nur zu freigebiger Weise, indem sie de omnibus et quibusdam aliis aus dem Gedankenkreise der Strafrechtsreform „so geradehin handeln", die schwierigsten Probleme der Gesetzgebung mit einigen Schlagworten abthun, die einschneidendsten Aenderungen des Strafgesetzbuchs, der Strafproceßordnung und des Gerichtsverfassungsgesetzes mit jenen landläufigen Gründen des sogenannten gesunden Menschenverstandes empfehlen, denen zum Anspruche auf Wissenschaftlichkeit genau so viel fehlt, wie der Kurpfuscherei zur ärztlichen Heilmethode. Neue Strafarten, wie Verbannung und Confination, erhebliche Verschärfungen der Freiheitsstrafen, größere Energie gegen die „stets ins vollste Licht scil. seines Vorlebens zu rückenden" Bettler, wobei „sich der Vermehrung der Arbeit unterzogen werden müsse", Ausdehnung des Anwendungsgebiets der correctionellen Nachhaft, Hinaufrückung des Alters der Strafmündigkeit, Erweiterungen des Begriffs der Rückfälligkeit, der Verbrechenscoincurrenz und einer ganzen Reihe einzelner strafrechtlicher Thatbestände, Bestrafung des Differenzhandels, der einfachen Unzucht, Entschädigung unschuldig Verurtheilter, Einführung der Schöffengerichtsverfassung auch für die Gerichte mittlerer Ordnung, — das ist eine kleine Blumenlese der Reformideen, die dem überwältigten Leser bereits als fertige Paragraphen, leider nur in oft wenig genießbarer Zubereitung aufgetischt werden. Der Verfasser entschuldigt in der Vorrede den Mangel der wissenschaftlichen Methode und die Kühnheit seines Beginnens, hofft aber, daß seine Vorschläge doch dazu beitragen werden, „dem Reformgedanken Stoff zuzuführen!" Difficile est, saturam non scribere.

— Dr. Adolf Fäh hat den erschienenen vier Lieferungen seines „Grundrisses der Geschichte der bildenden Künste" mit vielen Illustrationen (Freiburg i. Br., Herder) drei weitere (5, 6, 7) folgen lassen. Die beiden darin behandelten größern Abschnitte 6 und 7 sind in herkömmlicher Weise „Die romanische Kunst" und „Die Gothik" überschrieben; jeder ist aufs einfachste wieder in je drei Unterabtheilungen gegliedert, in deren keiner, weder hier noch dort, dem so wichtigen Kunstgewerbe Aufnahme gewährt worden ist. Die Besprechung verbreitet sich über fast alle Nationen des Abendlandes, Deutschland, England, Frankreich, Italien, Spanien, Skandinavien. Dabei umfaßt aber die ganze romanische Kunst nur 90 Seiten, die Gothik kaum 120 und ein großer Theil des verfügbaren Raumes wird noch von den „vielen Illustrationen" ausgefüllt; viele sind's, aber noch nicht genug und unter keinen Umständen einwandfreie. Es werden durchaus nicht nur neue, noch nicht dagewesene Abbildungen verlangt; doch sollte man sich hüten vor Veraltetem und Ungenügendem. Förster's seinerzeit wol mit Recht geschätzten Umrißzeichnungen zu reproduciren sei nur im dringendsten Nothfalle gestattet, — wo z. B. die Originale inzwischen untergegangen sind. Sie als wahrheitsgetreue Abbilder einzuführen, kommt fast einer Geschichtsfälschung im romantischen Sinne gleich. Im übrigen mag gerne zugestanden werden, daß der Verfasser sich vom Vorwurf tendenziöser Auffassung frei fühlen darf. Trotz seines streng römischen Standpunktes sind seine Augen für kirchliche Schäden in der Vergangenheit offen (S. 376). Die Darstellung hält sich an die Thatsachen, ist in der Form schlicht und deutlich. Den anerkannten Ergebnissen neuerer Forschung scheint nicht widersprochen zu sein. Gar zu kurz ist die sienesische Malerei des 14. Jahrhunderts, namentlich im Vergleich zu Giotto und seiner Schule, weggekommen; auch möchten wir uns für eine höhere Schätzung von Simone Martini und seinem scheinbar ganz übersehenen Genossen Lippo Memmi gegenüber den Lorenzetti erklären.

— „Gottfried Keller's Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Von Jakob Baechtold" wird im November im Verlage von W. Hertz in Berlin erscheinen. Der erste Band, welcher die Jugendzeit Keller's umfaßt und bis zum Jahre 1848 reicht, bildet ungesucht den schönsten und zuverlässigsten Commentar zum „Grünen Heinrich". Eine sorgfältige Auswahl aus den zahlreichen Briefen und köstliche Tagebuchfragmente sind in die Darstellung eingeflochten.

Bibliographie.

Boy-Ed, Sieben Schwerter. Roman. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 5 M.

Chamisso's Werke, herausgegeben von W. Rauschenbusch. 2 Bde. Berlin, Grote. 4 M.

Ebner-Eschenbach, Glaubenslos? Berlin, Gebr. Paetel. 3 M.

Fränkel, Shakespeare und das Tagelied. Hannover, Helwing. 3 M.

Gottschall, R. v., Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller. Lebens- und Weisheitssprüche aus den Werken. 8. Aufl. Leipzig, C. F. Amelang. 5 M.

Hyperion, Moderne Streiter. Sozialer Roman. Dresden, E. Pierson. 8. 4 M.

Koser, R., König Friedrich der Große. 1. Band. (Biblische deutsche Geschichte.) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 1 M.

Mühlbacher, E., Deutsche Geschichte unter den Karolingern. 7. Lfg. (Bibl. deutscher Geschichte, herausgegeben von H. von Zwiedineck-Südenhorst. 84. Lfg.) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Lex.-8. 1 M.

Remin, Neue Bahnen. Roman. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 3 M.

Schack, A. F. Graf v., Die englischen Dramatiker vor, neben und nach Shakespeare. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 12. 7 M.

Sturm, Neue lyrische Gedichte. Leipzig, Janssen. 4 M.

— — Historische Novellen und Erzählungen. I. Band. Wien, Sallmayer u. Comp. ca. 80 Pf.

Volger, Die Herthasage. Landsberg, Volger u. Comp. 3 M.

Winter, Geschichte des 30jährigen Krieges. (Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen, herausgegeben von W. Oncken. 196. Abth.) Berlin, W. Grote. Gr. 8. 6 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Romane von Charles Kingsley.

Hypatia,

oder

Neue Feinde mit altem Gesicht.

Von

Charles Kingsley.

Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa.

Mit einem Vorwort von Christian Karl Josias Bunsen.

Sechste Auflage.

Zwei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

In Kingsley's berühmtem Roman „Hypatia“, einem meisterhaften Lebens- und Sittengemälde aus dem 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, ist das letzte harte Ringen des Heidenthums mit dem mächtig vordringenden Christenthum im Rahmen der Lebensschicksale der schönen hellenischen Philosophin Hypatia geschildert. Der von Bunsen bei der deutschen Lesewelt eingeführte Roman erfreut sich allgemeiner Beliebtheit.

Die vorliegende sechste Auflage wurde im Preise wesentlich ermäßigt.

Alton Locke,

Schneider und Dichter.

Eine Autobiographie.

Von **Charles Kingsley.**

Deutsch von P. Spangenberg und M. von Harbou.

Zweite Auflage.

Zwei Bände. 8. Geh. 8 M. Geb. 10 M.

„Alton Locke“, der künstlerisch vollendetste Roman Kingsley's neben „Hypatia“, zeichnet sich außer durch ungemein spannende Handlung durch Hineinziehung der socialen Fragen aus; er ist, wie der „Staatsanzeiger für Württemberg“ sagt, ein socialer Roman von solcher Wucht, daß niemand ihn ohne bleibenden innern Gewinn beiseite legen wird.

Yeast, ein Problem,

oder

Was Herr Lancelot Smith dachte, sprach und that.

Roman von

Charles Kingsley.

Aus dem Englischen übersetzt von **P. Spangenberg.**

Mit einer Einführung von Professor **Dr. Richard Wülker.**

Zweite Auflage. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Ein älterer, aber zum ersten male ins Deutsche übersetzter Roman Kingsley's, der namentlich den zahlreichen Freunden seines Romans „Alton Locke“ willkommen sein wird. Mit Shakespeare'scher Energie zeichnet der Verfasser Gestalten aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen des heutigen England; seine Seelengemälde sind von höchster psychologischer Feinheit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Endymion.

Von

Earl of Beaconsfield.

(Benjamin D'Israeli.)

Aus dem Englischen von

Professor **Dr. C. Böttger.**

Zweite Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Dieses letzte Werk des berühmten englischen Staatsmannes, ein aus Wahrheit und Dichtung gemischter Roman, führt mitten in die höchsten Kreise der Gesellschaft ein und streift in geistvoller Unterhaltung alle Fragen, von welchen das politische Leben Englands während der letzten Jahrzehnte bewegt worden ist. Die deutsche Uebertragung gibt die feinen Eigenthümlichkeiten der Beaconsfield'schen Schreibweise so treu und vollkommen wieder, daß sie sich wie ein Originalwerk liest. Die zweite Auflage ist im Preise sehr wesentlich ermäßigt worden; die erste Auflage kostete geh. 18 M., geb. 21 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an Johanna Motherby

von

W. von Humboldt und E. M. Arndt.

Mit einer Biographie Johanna Motherby's und Erläuterungen herausgegeben von

Heinrich Meisner.

Nebst einem Porträt.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Diese zum ersten male veröffentlichten Briefe bieten einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik W. von Humboldt's und Arndt's, insbesondere des letztern, dessen Thätigkeit während der Befreiungskriege, Familien- und Seelenleben sie vorführen. Die vertraute Freundin beider, Johanna Motherby, deren Biographie nebst einem Porträt gegeben wird, tritt hiermit in den Kreis der berühmten Frauen zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die

Sprichwörtlichen Redensarten

im deutschen Volksmund

nach Sinn und Ursprung erläutert.

Ein Beitrag zur Kenntnis deutscher Sprache und Sitte

von

Wilhelm Borchardt.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Ein Seitenstück zu Büchmann's „Geflügelten Worten“.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 45. — 9. November 1893.

Inhalt: Hundert Jahre Zeitgeist. Von Bruno Rüttenauer. — Zur Frauenfrage. Von J. Wychgram. — Naturalismus heute und sonst. Von Richard Friedrich. — Zur Philosophie. Von Bernhard Münz. — Militärschriften. Von Victor Kurs. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Hundert Jahre Zeitgeist.

Der Verfasser des Buchs „Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland"*) schreibt, wie schon der Titel des Werks andeutet, nicht Geschichte, sondern Geschichtsphilosophie. Die öffentlichen Zustände des deutschen Volks werden von ihm nicht sowol geschildert als erklärt und auf ihren ethischen und nicht-ethischen Werth hin beurtheilt. Um das Verständniß ihrer Entwickelung einerseits und um die ethische Werthschätzung, der Motive ebenso sehr wie der Thatsachen, ist es ihm ganz besonders zu thun.

Von einem solchen Werke ist allem voraus festzustellen: ob sein Verfasser sich, naiv oder bewußt, als innerhalb einer Partei stehend zeigt, oder ob er einen Standpunkt außer allen Parteien zu gewinnen gesucht hat. Im erstern Fall könnte ein derartiges Werk nur einen sehr beschränkten Werth haben; seine hauptsächlichste Bedeutung läge alsdann darin, die Partei zu charakterisiren, deren Anschauung es darstellte. Nur für diese Partei selber hätte es noch ein besonderes Verdienst, als Bekenntnißschrift und als Propagationsmittel.

Das Buch von Julius Duboc steht höher. Sein Verfasser ist sich bewußt, daß jeder Partei, wie hochtönend auch ihr Name klinge, die Wissenschaft der Geschichte nichts bedeutet als „die Kuh, die sie mit Butter versorgt", — und noch in ganz anderm und bedenklicherm Sinne als Schiller es meinen konnte. Er weiß auch, was Parteien unter „Interessen" verstehen, nämlich sehr weltliche Werthe, die mit der Wahrheit als solcher nichts zu schaffen haben und die noch dazu eben nur für einen Theil Werthe sind, während sie für den andern Theil und für das Ganze leicht das Gegentheil bedeuten. Dieses Bewußtsein spricht überall aus dem Buche, dessen ernstes Bestreben es ist, niemals ein „Interesse", sondern einzig und allein die „Wahrheit" zu vertreten. An diesem Bestreben läßt das Buch nicht zweifeln. Die Forderung des „guten Willens" erfüllt sein Verfasser durchaus. Eine andere Frage ist es freilich, inwieweit dieser gute Wille durch Einsicht und Urtheil, durch Weltbildung und Philosophie wirksam wird. Auch hierauf erwächst aus der Betrachtung des Buchs, im einzelnen wie im ganzen, keine ungünstige Antwort.

Der vorliegende zweite Theil des Werks: Eine Umschau an des Jahrhunderts Wende, ist in fünf Abschnitte eingetheilt. „Im Joch des Despotismus" heißt der erste und handelt in der einen Hälfte von den despotischen Zuständen Deutschlands am Ende des vorigen Jahrhunderts und in der andern, von der Zeit nach den Befreiungskriegen. Jene ältere Form, der patriarchalische Despotismus, wird bei aller Knappheit der Behandlung uns mit solcher Lebendigkeit ins Bewußtsein zurückgerufen, daß wir aufs höchste davon erschüttert werden. Nur zwei Thatsachen deutet der Verfasser an: den Unterthanenverkauf in Hessen, worüber die ganze civilisirte Welt Worte der höchsten Entrüstung findet, nur die betroffenen und unbetroffenen Landeskinder nicht; und den Fall Schubart, wo einer der freiesten und feurigsten Männer der Nation sich züchtigen lassen muß wie ein ungezogener Junge (mit einer wahrhaft mittelalterlichen Barbarei) und doch zuletzt die Hand küßt, die ihn mishandelt, ja dankbar ein elendes Stück Brot aus dieser Hand entgegennimmt. Die deutsche „Landes-Vaterschaft", über die am wirkungsvollsten Heine die Lauge seines Witzes ausgegossen, und „Deutschland die große Kinderstube" stehen da mit einem Schlag vor einem auf.

Die Erfolglosigkeit der Befreiungskriege für das innere Leben der Nation und die schäbige Haltung der deutschen Regierungen unter der Oberherrschaft Metternich's werden gleichermaßen in eine lebhafte Beleuchtung gerückt und schon mit dem bloßen Namen „bornirter Despotismus" gehörig gebrandmarkt. Wenn der Name von Duboc herrührt — ich weiß es nicht — mag sich der Verfasser

*) Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland von J. Duboc. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 9 M.

etwas darauf zu gute thun, man könnte keinen glücklichern finden.

Der zweite Abschnitt behandelt die Bewegung des Jahres 1848 als eine Folge der vorausgegangenen Zustände. Man weiß, wie heute jene Dinge beurtheilt werden — selbst von solchen, die sie mitgemacht haben. Man nimmt sie nicht mehr ernst; ein mitleidiges Lächeln ist das Beste, was man für sie übrig hat; man ist Erfolgsanbeter geworden.

Nicht so Julius Duboc. Er versagt den idealen Triebfedern jener Zeit die schuldige Achtung nicht, und wenn er auch die gänzliche politische Unfähigkeit der leitenden Persönlichkeiten in nichts vertuscht, so lacht er doch nicht darüber: er begreift sie; — obgleich er die kürzeste Formel zu ihrer Erklärung nicht trifft, als welche die ist: daß Deutschland einfach noch immer „die große Kinderstube" war. Die Kinder waren nur lebhafter geworden, kaum verständiger, und der Respect vor der Ruthe stak ihnen noch in allen Gliedern. Die zwei Hauptkindereien, die Uebertragung der Reichsverweserschaft an einen habsburgischen Erzherzog und das Anbieten der Kaiserkrone an einen König von Preußen hebt Duboc glücklich hervor.

Die Nation und ihre Vertreter sahen auch am Ende ihre Unfähigkeit zum Handeln selber ein; und infolge dieser Einsicht zeigten sie sich bald geneigt, vor jedem thatkräftigen Handeln die Segel zu streichen; — besonders wenn die handelnde Kraft intelligent genug war, um sich, mit Recht oder Unrecht, den Anschein zu geben, daß sie in einem Hauptpunkt das nämliche Ziel verfolge wie die Nation und ihre Vertreter selbst, welche denn sofort bereit waren, einem solchen Genius ihr halbes Programm freiwillig aufzuopfern, wenn ihnen dieser Genius nur die Erfüllung der andern Hälfte versprach; ja sie mochten sich mit einer nur nothdürftigen Erfüllung schon begnügen.

Diesen Umschlag des schönen Rausches von Achtundvierzig in den gelinden Katzenjammer der Fünfziger Jahre — (wo dann Schopenhauer in den Herzen seines Volks den ersten Wiederhall fand) — diese graue Fasten- und Adventsstimmung, wo die Stürmer von Achtundvierzig, wenn sie nicht die Faust in der Tasche ballten, flehend die Hände rangen, diese bange Zeit wird von Julius Duboc köstlich charakterisirt, und ihre vielfachen Beziehungen zu der folgenden Zeit werden in geistreicher Weise klargelegt.

Denn siehe, der Heiland, der Gerechte, den die Himmel thauen sollten, er war schon lange da, er stand mitten unter seinem Volke; aber sein Volk hat ihn nicht erkannt. Und das war kein Wunder, er sah zu sehr einem Ungerechten ähnlich. Doch seine Stunde kam.

Das ist die „Aera Bismarck", das weitaus bedeutendste Kapitel des Buchs. Es zeigt zunächst, wie das Volk seinen Heiland erkannte, wie aus dem Ungerechten ein Gerechter, wie aus dem unpopulären Bismarck ein populärer Bismarck wurde.

Derselbe Mann, der in Deutschland dem schönen Traum von politischer Freiheit mit einem Streich den Garaus machte, dieser rücksichtsloseste Despot, der in Verfolgung seiner Ziele Recht und Gesetz mit Füßen trat, der die Lehre vom mittelheiligenden Zwecke rückhaltlos wie nur einer in That umsetzte, dieser Befehdete und Verdammte, er sah sich mit einem Schlage gerechtfertigt und geheiligt. Er hatte nämlich — vielleicht ohne daß er es sich von Anfang an bewußt war — einen wichtigen Punkt des achtundvierziger Programms in sein eigenes aufgenommen; er hatte, nachdem er kurz zuvor, in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit, das deutsche Nationalgefühl kalt lächelnd beohrfeigt, dieses selbe Gefühl sich zum Verbündeten gemacht; er hatte, da er sie auf seinem Wege fand, die Frage der nationalen Einigung aufgehoben. Damit wurden seine Todfeinde, die Mehrheit der Liberalen, zu seinen begeistertsten Freunden, die auf die Forderung der innern politischen Freiheit gerne Verzicht leisten wollten, wenn ihnen nur die nationale Stärkung und Einigung zugesagt wurde. Sie hießen sich darum nicht mehr Liberale, sondern Nationalliberale.

So war dem Despotismus nicht nur wieder der endgültige Sieg geblieben; er sah sich sogar mit Jubel begrüßt von allem Volke. Denn: „Als dann vollends nach außen Sieg auf Sieg folgte, war die Bewunderung für das Princip der genialen Kraft, auch wenn sie im Sinne des Despotismus, der Rechts-Nichtachtung gehandhabt wird, an die Stelle der Achtung getreten, die bisher nur den Grundsätzen des Rechts, der Freiheit gegolten hatte."

Es war freilich nicht mehr der patriarchalische Despotismus, denn diesen hatten die Fluten der großen Revolution für immer hinweggeschwemmt. Es war auch nicht der bornirte, dafür war Bismarck zu groß. Der neue Despotismus hatte sich vielmehr in den Dienst der nationalen Sache selber gestellt; er war ein nationaler Despotismus geworden.

Auf das erste Auftreten Bismarck's wirft das Buch von Julius Duboc einige Streiflichter, die das Verhältniß des Ministers zu seinem Könige in eine Beleuchtung rücken, welche für die imponirende Wucht des Dieners schmeichelhafter ist als für die Spontaneität des Herrn.

Ein Generalpunkt dieses Kapitels ist natürlich die Charakteristik Bismarck's. Hören wir Julius Duboc selber:

„Wir fassen, ehe wir auf diese selbst eingehen, zunächst das psychologische Charakterbild des Mannes ins Auge, dessen Stempel sie trägt. Wenn wir dies thun, unbeirrt von den Verkleinerern einerseits, die ihm seine nationale bahnbrechende Gewaltthat nicht verzeihen können, und von den Schweifwedlern andererseits, so befinden wir uns einem Manne gegenüber, der mit eigenen bedeutenden Kraftmitteln ausgerüstet, sich stets auf den Kraftbesitz als das ausschlaggebende Moment im Leben verläßt. Unbeirrt und entschlossen verfolgt er in allen Lebenslagen die selbstische Tendenz, Sich stets an die Spitze zu bringen. Aber dieses «Sich» bedeutet nicht allein die eigene private Persönlichkeit, sondern je nach den Umständen, auch den

Stand, dem er sich specifisch angehörig fühlt, oder die Regierung, den Staat, die Nation, die dadurch, daß Er sie leitet und repräsentirt, zu seinem erweiterten Selbst werden."

Die Zeichnung ist interessant; man sucht unwillkürlich nach Aehnlichkeiten bei andern Gestalten der Weltgeschichte. Und man denkt an Schopenhauer, der, das Wesen des Genies definirend, ein Bild entwirft, das mit diesem nichts zu thun hat. Man denkt aber auch an Nietzsche und seinen Begriff vom Uebermenschen, welche demnach keineswegs aus der Luft gegriffen erscheint; — und man denkt sogar an den deutschen Philister, der vor der thatsächlichen Erscheinung anbetend auf den Knien liegt und von der theoretischen Feststellung des Philosophen eine Gänsehaut kriegt.

Den breitesten Raum des Kapitels beanspruchen die Ausführungen über Bismarck's Einfluß auf das moralische Gewissen seines Volks. Diese Ausführungen sind sehr fein. Nicht als Moralprediger, nicht als Eiferer geberdet sich der Verfasser, sondern als Geschichtsschreiber, der Thatsachen feststellt, und als Philosoph, der die Thatsachen zu begreifen, zu erklären sucht. Nie verfällt Duboc in einen verkleinernden Ton. Die eigentliche Größe des gewaltigen Kanzlers bleibt unangetastet. Duboc wird ihr vollkommen gerecht. Er kommt aber zu dem Ergebniß, daß das deutsche Volk in seinem neuen Reiche auch seine neue Moral hat, nämlich die Moral Bismarck's. Denn was der Große im Großen und gegenüber der Allgemeinheit, das glaubte der Kleine sich im Kleinen und gegenüber den Einzelnen erlauben zu dürfen. „Und dies wiederum bedeutete und demonstrirte nichts anderes, als daß Macht, die sich in dem Allesbezwinger verkörperte, vor Recht, dessen ohnmächtiger Hüter die Opposition darstellte, gehe. Was war nun aber das eigentlich siegreiche Princip, das auf diese Weise ans Licht trat? Welcher Eindruck blieb aus diesen Vorgängen als der dauernde, als ihre eigentliche Lehre in den Gemüthern, wenn nicht Aller, so doch Vieler haften? Es war der, daß eine kraftgenialische Individualität (deren vollendeten Typus Bismarck darzustellen schien) sich überhaupt alles erlauben darf und vor nichts zurückzuscheuen braucht. Wenn man mit einem knappen Ausdruck das bezeichnen will, was sich dadurch in der Auffassung der Geister anbahnte und ausbreitete, so läßt sich etwa sagen, daß während bisher vorwiegend Grundsätze Kraft zu gewinnen strebten, nun die Kraft, der Kraftbesitz zum Grundsatz erhoben wurde."

Die veränderten Sitten im Handel und Wandel, das Gründer- und Börsenwesen und alle hier einschlägigen Erscheinungen erklärt der Verfasser als aus derselben Moral fließend wie Bismarck's sogenannte Realpolitik. Des großen Kanzlers gewaltthätiges Verhalten gegenüber der Presse und selbst der Justiz wird nicht übersehen; sein Paktiren mit allen Parteien wird gehörig gewürdigt. Von seiner praktischen Bethätigung des Grundsatzes vom alles heiligenden Erfolg werden die Wirkungen gezeigt.

Manchmal hätte das letztere noch deutlicher geschehen können. Mir fiel darüber ein Beispiel ein, das classisch genannt werden muß; denn es heißt: Gregorovius. Dieser große Schriftsteller, einer der unbeeinflußtesten und freiesten, konnte vor dem Jahre 1870, und bis zum letzten Augenblick hin, nicht Worte der Entrüstung genug finden, um das Verhalten der Italiener und der florentiner Regierung gegenüber Rom laut vor aller Welt zu brandmarken als wortbrecherisch, als alles Völkerrecht verletzend. Seinem künstlerischen und historischen Empfinden erschien die Einnahme Roms durch die Italiener als ein Unglück und ein Verbrechen. Nachdem aber diese Einnahme unter den Auspicien Bismarck's glücklich vollzogen war, da fand auch Gregorovius, daß es so recht und gut sei. Die beiden Auffassungen stehen heute in demselben Bändchen nebeneinander.

Und noch eins, nach meiner Meinung, fehlte in Duboc's Buch ein Name; der Name desjenigen Mannes und Schriftstellers, der über das Jahr 1870 hinaus am unverfälschtesten das alte deutsche Gewissen vertritt und mit heiligem Prophetenzorn und Schmerz über sein Volk klagt, das sich seines eigenen bessern Selbst begeben konnte — der Name Theodor Vischer.

Duboc übergeht aber sogar ein ganzes wichtiges Kapitel der Aera Bismarck, den Culturkampf. Und es wäre dennoch sehr interessant gewesen zu zeigen, wie im Culturkampf der Humorist Bismarck seinen liberalen Freunden einen Knochen hinwarf, worüber sie dann, die kein gutes Gewissen haben mochten, blindlings herfielen, ohne erst zu schauen, ob an dem Knochen auch Fleisch sei. Die politische und ethische Werthschätzung des Culturkampfes hätte in dem Buche nicht fehlen sollen.

Dagegen behandelt Duboc in einem eigenen Abschnitt und sehr eingehend den Antisemitismus, die Judenfrage. Der „Juden Antheil" überschreibt er das Kapitel, in welchem er nachzuweisen sucht, daß an der Umwandlung des deutschen Gewissens von einem altdeutschen in ein neudeutsches außer Bismarck die Juden den größten Antheil haben. Und er behandelt die Sache nicht leicht, nicht oberflächlich; er geht gründlich zu Werke, und er offenbart meistens tiefe Einsichten und ein freies und unbefangenes Urtheil. Mit äußerster Peinlichkeit ist er bestrebt, gerecht zu sein; — mit einer Peinlichkeit, die oft weiter geht als gut ist, indem sie sich auf seinen Vortrag, auf seinen Stil überträgt, der dadurch noch schwerfälliger und gewundener wird, als er es ohnehin schon ist.

Um näher auf den Gedankengang des Verfassers einzugehen, fehlt es hier an Raum. Nur ein paar Worte über einen Punkt, der mir vernachlässigt erscheint: das lebhafte Eintreten der Juden für die Sache des Liberalismus, für die Freiheit nicht nur des Verkehrs, sondern auch des Gedankens; — und das in einem Staat — ich rede von Preußen — wo die geistige Bevormundung mit der politischen Hand in Hand geht, sodaß zuletzt die Juden sich als die natürlichen Verbündeten aller geistig

frei Fühlenden betrachten und auf deren Anerkennung rechnen durften. Darauf legt Duboc zu wenig Gewicht. Er erklärt zwar eine Erscheinung wie Eugen Richter, aber nicht diejenige eines Virchow und eines Mommsen.

Ueberhaupt betont Duboc bei weitem mehr das moralische als das geistige Wesen im Menschen. Die Anzeichen von moralischer Verrohung in höhern und niedern Ständen werden mit patriotischem Schmerz hervorgehoben; der Militarismus der Nation aber, ich meine jene Stimmung, welche die schnurstracks entgegengesetzte ist von der Stimmung des geistigen Menschen, er wird von Duboc so schmerzlich nicht empfunden. Und derjenige deutsche Schriftsteller, der das in Deutschland sich breit machende Banausenthum am schmerzlichsten und grausamsten empfunden, der die Verpfaffung der deutschen Universitäten, die Schwunglosigkeit und Ideenlosigkeit der deutschen Wissenschaft, der die ganze geistige Atmosphäre im neuen deutschen Reiche uns in's Gewissen gerufen wie keiner je; in dessen Sprache, wenn er auf diese Dinge kommt, sich sittliche Entrüstung, brennender Schmerz und kalter Hohn zugleich mischen — nämlich Friedrich Nietzsche: er wird von Duboc, wunderbarerweise, abgethan wie ein Nichts.

Das mannichfaltige Lob, das ich Duboc's Werk zu spenden die Freude hatte, muß zum Schluß leider eine starke Einschränkung erfahren. Das Buch ist nämlich formal ein Ungeheuer. Schon seine äußere Gliederung ist tadelnswerth, weil logisch unsymmetrisch. Wenn der Verfasser anfing sein Buch nach Zeitabschnitten zu gliedern, so mußte er auch dabei bleiben; was „Der Juden Antheil" überschrieben ist, mußte also eine Unterabtheilung der „Aera Bismarck" bilden, und das 5. Kapitel: „Schattenbilder und Lichtbilder", durfte nur als eine Art Anhang und Schlußbetrachtung der Einleitung gegenüberstehen. Aber das will nicht viel heißen. Entsetzlich dagegen ist die ganze Vortragsweise, der Stil des Buchs. Alle Fehler des schlechten deutschen Stils sind ihm eigen. Von Bedürfniß nach Anschaulichkeit keine Spur; von einer logischen Folge der Gedanken ebenso wenig. Dafür ist der abstracteste und allerallgemeinste Ausdruck dem Verfasser immer der liebste; und ein ewiges Unterbrechen seines Gedankens durch einen andern und dieses wieder durch einen andern, ein ewiges unabsehbares Uebereinandergreifen der Sätze erscheint ihm offenbar als die einfachste und natürlichste Art, andern Leuten seine Gedanken klar zu machen. Schöne Klarheit! Wirblich wird man im Kopf, und wie gerädert fühlt man sich, wenn man mehrere Seiten hintereinander gelesen hat. Dazu kommt noch ein mehr als unmäßiger Gebrauch von pronominalen Hinweisewörtern, die oft sehr weit hinweisen müssen, weit über ihr Vermögen hinaus, und die vollends das unmittelbare Ergreifen des Gedankens zur Unmöglichkeit machen.

Außer dem moralischen Gewissen (das sich nach Vischer ohnedies von selbst versteht!) gibt es ein geistiges Gewissen, ein Gewissen, dem jede Zuchtlosigkeit und Unreinlichkeit in geistigen Dingen, z. B. in Sachen des Stils, eine Sünde wider den heiligen Geist bedeutet. Leider ist, trotz Lessing und Goethe und Schopenhauer, dieses Gewissen in Deutschland nur wenig geschärft. Julius Duboc aber behandelt seinen feurigsten Apostel als ein Nichts, als weniger wie ein Nichts.

Benno Rüttenauer.

Zur Frauenfrage.

1. Ziele und Wege der höhern Mädchenbildung. Beiträge zur Erziehungs- und Unterrichtslehre von Professor Dr. Ritter. Weimar, Böhlau. 1893. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
2. Bibliothek der Frauenfrage, herausgegeben von Frau J. Kettler. Nr. 2. 1891. 1 M. 85 Pf. Nr. 3. 1891. 50 Pf. Nr. 19. 1893. 30 Pf. Weimar, Weimarer Verlagsanstalt. Gr. 8.

„Was wird aus unsern Töchtern?" Das ist der Titel der Broschüre, mit der Frau Kettler in Weimar, die unermüdliche Vorkämpferin der wirthschaftlichen Selbständigkeit der Frauen, das nun schon einige Jahre bestehende Unternehmen der „Bibliothek der Frauenfrage" eröffnet hat. „Was wird aus unsern Töchtern?" ist überhaupt die Leitfrage der ganzen Frauenbewegung und die Leidfrage Tausender von Aeltern. Es gibt viele Menschen — insonderheit Junggesellen, Schwiegermütter und kinderlose Eheleute —, die, jeder ernsthaften Erörterung dieser Frage abgeneigt, ganz behaglich darauf antworten: Frauen und Mütter. Mit diesen Leuten ist überhaupt nicht zu rechten. Aber Tausende von ernsten Vätern und Müttern sehen mit Wehmuth auf ihre Töchter und denken mit Bangen der Zeit, da sie selbst einmal die Augen zugemacht haben werden und Staat und Gesellschaft kaltblütig an den armen Mädchen vorübergehen werden, die „etwas sein" könnten, aber „nichts" sind, weil man nicht zugelassen hat, daß sie „etwas wurden".

So müssen im Mittelpunkte aller Frauenbestrebungen die auf die Erweiterung und Erhöhung der Erwerbsfähigkeit der Frauen gerichteten stehen. Aber allein ist es damit nicht gethan; ja es scheint mir sogar sehr bedenklich, in dieser Richtung die Frauenfrage überhaupt sich erschöpfen zu lassen. Es besteht auch eine Frauenfrage für die Mädchen und Frauen, die nicht auf eigenen Füßen zu stehen brauchen, die einmal Gattinnen und Mütter sein werden. Daß sie zu dieser wichtigen Aufgabe vorbereitet seien, ist eine Forderung, für deren Erfüllung Staat und Gesellschaft die Verantwortung tragen. Leider hat bei uns der Staat bisjetzt sich dieser Verantwortlichkeit noch lange nicht in dem Maße bewußt gezeigt, wie die meisten uns

umgebenden Staaten. Frankreich hat für einen guten über die Ziele der Volksschule hinausgehenden Unterricht der Mädchen in den letzten zwölf Jahren etwa 50 Millionen Francs ausgegeben: in dem gepriesenen „Lande der Schulen", in Preußen, figuriren für denselben Zweck im Budget ganz minimale Summen.

Einen geringen Antheil an diesem zurückhaltenden Benehmen der staatlichen Gewalten gegen den höhern Unterricht der Mädchen mag die Thatsache haben, daß weder Ziel noch Methode dieses Unterrichts bisher festgelegt worden sind. Das ist bei der ungeheuern Wichtigkeit, die die Erziehung der Mädchen für unser gesammtes Leben und unsere nationale Zukunft hat, bedauerlich, aber es ist wahr. Sowol nach Endziel als nach Auswahl des Stoffs herrschen noch vielfach Unklarheit und Widersprüche.

Wir zeigen heute ein sehr bemerkenswerthes, für alle Aeltern, durchaus nicht blos für Lehrer interessantes Buch an, das der Director des Sophienstifts in Weimar, Professor Ritter, verfaßt hat und das einer Klärung der Frage nach dem Wie und dem Was des höhern Mädchenunterrichts dienen soll. Es ist dem großherzoglichen Paare von Sachsen-Weimar zu der goldenen Hochzeit gewidmet worden, und wir dürfen sagen, daß es eine des Anlasses durchaus würdige Gabe ist.

Die Schrift fordert in erster Linie, daß den Mädchen um ihrer selbst willen eine tüchtige Bildung gegeben werde, denn nur mit ihr werden sie den Aufgaben gewachsen sein, die ihr Leben in der bessern Gesellschaft ihnen stellt, Aufgaben, deren Lösung im Hause und in der Familie, zumal in der Thätigkeit an den Kindern liegt. In sehr geschickter und überzeugender Weise werden die thörichten Ansichten abgeführt, die den Wirkungskreis des Weibes auf Küche und Hauswirthschaft beschränken wollen und dadurch die Frau auch der gebildeten Stände zu einem niedrigern Wesen, einer bessern Dienerin herabwürdigen. Der Verfasser hat durchaus recht, wenn er die Schuld an dieser übermäßigen Werthschätzung einer an sich gewiß nothwendigen und auch achtungswerthen Thätigkeit nicht, wie man gewöhnlich annimmt, den Vätern, sondern den Müttern zuschiebt. „Nicht die Väter, die Mütter sind es in den meisten Fällen, welche der Bildungsarbeit an den Töchtern einen verfrühten Abschluß geben, die Bildungssplitter einer tüchtigen Durchbildung vorziehen, die nicht früh genug ihre Töchter in den Ballsaal führen können, die sie dadurch zu den besten Hausfrauen zu machen glauben, daß sie dieselben möglichst bald in die Küche stellen, hinter die Nähmaschine setzen und ihre Interessenwelt in die Sphäre dieser Dinge bannen, deren hohe Bedeutung derjenige noch nicht unterschätzt, der noch höhere Sphären auch für die Frauen kennt; Erholung und geistige Erhebung wird dann in der Lektüre von Journalen und neuesten Romanen gesucht. Mütter sind es nur zu oft, die für ihre Töchter das Maß der Menschenwürde möglichst klein nehmen, ohne zu fühlen, wie tief sie damit sich und ihr ganzes Geschlecht herabsetzen." Und weiter heißt es: „Der gekennzeichneten öffentlichen Meinung liegt überhaupt, wie sehr auch die beliebte Berufung auf die echte Weiblichkeit das zu verhüllen sucht, eine recht geringe Schätzung dieser Weiblichkeit zu Grunde. Sind die Frauen Wesen, deren Würde nicht wie die des Mannes auch wesentlich durch intellectuelle Bildung gewinnt, so sind sie eben niedrigere Wesen als der Mann, so manche Vorzüge man auch sonst ihnen einräumen mag."

Daß eine solche Auffassung der Frau auch in unserm Vaterlande, in dem man so gerne und nicht ohne Wohlgefallen von der „Würde der Frauen" spricht, noch sehr verbreitet ist, vermag niemand zu bestreiten, der offenen Auges beobachtet. Hat doch solche Auffassung sogar ihre philosophischen Verfechter in Schopenhauer und in Eduard von Hartmann gefunden! Es ist ein wirkliches Verdienst Ritter's, solche Meinungen einmal im Lichte moderner und auch im Lichte christlicher Anschauungen gezeigt und bekämpft zu haben. Wir verzeihen ihm gern, daß ihm auch ein kräftiges Wörtlein hier und da unterläuft.

Auf das eigentlich Pädagogische der Schrift gehen wir an dieser Stelle nicht ein, bemerken jedoch, daß sich der Verfasser durchaus fern von rein fachmännischen Einzelheiten und Ausdrucksweisen hält und überall den Ton gediegener Popularität wahrt, sodaß er der deutschen Familie völlig verständlich bleibt. Von ganz besonderm und allgemeinem Interesse sind seine Erörterungen über die Frage: Lehrer oder Lehrerinnen? Er ist meines Wissens der erste, der es ausspricht, daß die Lehrerin, auch wenn ihre wissenschaftliche Vorbildung keine bessere ist als die des Elementarlehrers, doch an höhern Mädchenschulen diesem im allgemeinen vorzuziehen ist; die Gründe, die man auf S. 165 und 166 nachlesen mag, sind völlig durchschlagend.

Wir empfehlen das Ritter'sche Buch auch den weitern Kreisen, die diese Blätter lesen, allen Vätern und besonders allen Müttern.

In Weimar erscheint ebenso wie das Buch Ritter's auch die „Bibliothek der Frauenfrage", von der wir einige Hefte noch kurz anzeigen wollen. Es ist ein äußerliches, und vielleicht doch auch nicht blos äußerliches Zusammentreffen, daß gerade die Stadt unserer Classiker einer der Mittelpunkte der Bestrebungen für eine Verbesserung der Lage der deutschen Frauen ist.

Wer sich einen recht deutlichen Begriff von „Der deutschen Frauenbewegung, ihrem Stande und ihrer Bedeutung" machen will, der lese die diesen Titel führende Schrift der bekannten Vorkämpferin Hedwig Bender (Heft 2). Daß diese Schrift, wie die meisten andern, in denen Frauenfedern dieselben Dinge behandeln, etwas erbittert gegen uns Männer gehalten ist, wird der nicht verwunderlich finden, der weiß, daß die Frauen zur Anerkennung ihrer Rechte nicht auf dem Wege friedlicher Erörterung, sondern nur auf dem des Kampfes gelangen werden.

Ganz „actuelles" Interesse hat die kleine Broschüre

von Frau Kettler über „Das erste deutsche Mädchengymnasium“ (Nr. 19). Bekanntlich ist das erste deutsche Mädchengymnasium vor kurzem in Karlsruhe eröffnet worden. Daß man Karlsruhe dazu gewählt hat, findet seine einfache Erklärung in der Thatsache, daß die badische Regierung sowol als die badische Volksvertretung einer Lösung der Frauenfrage am Vorurtheilslosesten und Freundlichsten gegenüberstehen; ist doch Baden das einzige deutsche Land, das die Frauen zum Universitätsstudium zuläßt. Die Organisation der Anstalt ist so, daß sie die untern Klassen der höhern Mädchenschulen als Vorbereitungsklassen heranzieht. Nach Erledigung der fünften Klasse einer vollständig organisirten Höhern Mädchenschule beginnt der fünfjährige Gymnasialcurs, dessen Endziel völlig der des Humangymnasiums ist.

Die deutsche Frauenwelt sieht diesem Experiment mit begreiflicher Spannung zu; die deutsche Männerwelt ist in zwei Lager getheilt: das eine wünscht dem muthigen Vorgehen der badischen Regierung Erfolg, das andere würde einen Miserfolg nicht ungern sehen. Ich sollte meinen, wem es ernst ist mit dem Glauben, daß der Mensch, also nicht blos der Mann, zum Bilde Gottes geschaffen ist, der muß im ersten Lager stehen.

T. Wychgram.

Naturalismus heute und sonst.

1. Rothes und blaues Blut. (Werner, der Falkonier. Die Fischerrosel.) Von Heinrich von Reder. München, Dr. E. Albert u. Comp. 1893. 8. 2 M.
2. Lyrisches Skizzenbuch. Von Heinrich von Reder. München, Dr. E. Albert u. Comp. 1893. 8. 4 M.
3. Aus meinem Liederbuch. Von Karl Henckell. München, Dr. E. Albert u. Comp. 1892. Gr. 8. 7 M.
4. Tanz und Andacht. Von Gustav Falke. Gedichte aus Tag und Traum. München, Dr. E. Albert u. Comp. 1893. Gr. 8. 4 M.
5. Aber die Liebe. Von Richard Dehmel. Ein Ehemanns- und Menschenbuch. München, Dr. E. Albert u. Comp. 1893. Gr. 8. 5 M.

Ueber H. von Reder's „Werner der Falkonier“ und „Die Fischerrosel“ wird mir schwer zu berichten. Die unvermeidliche Beilage sagt, diese zwei episch-lyrischen Dichtungen sollen „geeignet sein, den Streit zwischen der Romantik und dem Realismus in friedlicher Weise zu schlichten und jeder Eigenart ihre Berechtigung zu wahren“. Ich habe mich nun ohne jede Voreingenommenheit redlich bemüht, etwas derartiges aus dem Buche herauszufinden, leider ganz erfolglos. Diese Thatsache bestimmt mich, von einer Besprechung abzusehen und mich mit folgenden Bemerkungen zu begnügen. Beide Stoffe sind ästhetisch und moralisch einwandfrei, in gefälliger Darstellung behandelt und erinnern Nr. 1 an die zeitläufigen minniglichen Neubelebungsversuche des Mittelalters, Nr. 2 an die Hochlandserzählungen. Auf Seite 42 waltet wol ein Zeitfehler: das ist ein Landsknechtslied. Sehr erzwungen erscheint die Einflechtung der Lieder auf König Ludwig von Baiern. Neben störender Prosa, z. B.:

> Ein langgestreckter Höhenzug
> Dehnt sich am rechten Ufer,
> Dort ist mit Wiesen der Wald durchsetzt
> Zur Weide für Klauenhufer.

oder:

> Doch viele gibt es, die das Holzkreuz
> Noch hätten gern im See erblickt;

finden sich gefällige Naturschilderungen eigener Beobachtung und Auffassung, die beachtenswerthe Proben von H. von Reder's dichterischer Anlage darbieten. In ihrem ganzen Wesen tritt indeß diese erst hervor in desselben Dichters „Lyrischem Skizzenbuch“ (Nr. 2). Hier wandelt der Dichter die Pfade, die ihm die Vorsehung bestimmt hat. „Im Wald“, „Auf der Haide“, „Im Hochland“, „Am See“ kommt ihm die Erkenntniß der Richtung, nach der seine Begabung hinweist. Dort erfaßt er die Natur mit liebevoller Eindringlichkeit und, was sie ihm offenbart, spricht er in mehr als einem wahr empfundenen Lied aus. Die Sammlung bietet über 400 Gedichte. In dieser Zahl könnten sie, zumal bei der ausnahmslosen Fassung in drei Verse, selbst einen guten Willen zunächst entmuthigen, auch die ängstliche Frage nahelegen, ob jedes einzelnen Vollkommenheit den Druck rechtfertige. Doch es geht thatsächlich ein Hauch der Poesie durch das ganze Buch. Und wenn nicht jedes Lied eine Perle ist, so sinkt der Sänger doch auch kaum einmal hinab in Form- oder Inhaltlosigkeit. Er besitzt eine ungetrübte Sehkraft, offenes Auge für Leben und besonders Natur und trefflich hat er in der Schule des Realismus gelernt die Wirklichkeit in eigener, sagen wir: persönlicher Weise anzuschauen. Selten finden sich in der bloßen Wiedergabe des Gesehenen Nachwirkungen der neuesten Kunstlehre. Meist ist die Naturschilderung in warme Stimmung getaucht, oft so geschickt bei feinstem Maße, daß der Dichter scheinbar nur getreu malend, des Lesers Sinn ganz unvermerkt in seinen Empfindungskreis hinüberzieht. Wo nun Beobachtung der Natur dem Dichterauge den Abgrund zeigt, der sie vom Menschendasein scheidet, da klingt wol auch die Wahrnehmung des Widerspruchs in scharfe Pointen aus. Freilich nicht immer ist Reder in der Zuspitzung des Gedankens glücklich. Mattes, Schales findet sich mancherlei. Dann verräth es sich, daß der Dichter seiner Individualität Zwang anthun mußte, um eine Spiegelung des Natureindrucks oder seinen Gegensatz im Menschenleben zu gewahren. Im allgemeinen aber ist innige Versenkung in die Natur und ihre Verknüpfung mit der Menschenwelt das Kennzeichen und die Stärke der Dichtung Reder's. Drum gelingen ihm die schlichten, frischen,

volksliedartigen Skizzen am besten. Da ist tiefe und — reine Empfindung, da ist bestimmteste Anschaulichkeit und treue Farbengebung. Wiewol nun Reder einmal über Realismus spöttelt, so haben wir doch schon oben echte Spuren davon in geläuterter, werthvoller Anwendung bemerkt. Ich verweise hier auf das „Weibliche Gigerl" und „Frieder's Braut". Minder erfreulich sind die nicht immer verständlichen social-politischen oder auf die Kirche abzielenden Lieder in „Freilicht".

Auch Anstöße in Einzelheiten werden nicht ganz vermieden; so ist Unbild undeutsch. Was mag wol eine „Dampffabrik" sein sollen? Unglücklich ist „Knochenbackig", gerade zu unschön aber

— eine liebe Almerin.
Ihres Hochlands ganzen Zauber
Hält der kleine Raum umspannt,
Wenn dieselbe u. s. w.

Wie kann endlich ein Dichter, der zugleich Sprachkenner und -künstler wie Reder ist, schreiben:

Die Ehre wenn in Brüche geht,
Das kommt nicht in Betrachtung.

Das sind nicht die Mittel echten Humors!

Henckell's dichterische Persönlichkeit darf als bekannt vorausgesetzt werden. Die Glut der Begeisterung, die seine Hervorbringungen kennzeichnet, bewirkte, daß seine Lieder nicht ungehört verhallten, mochte auch seine ausgeprägte Parteistellung weiten Kreisen ihren Genuß verleiden und seiner Dichtung die allgemeine Theilnahme entfremden. Immerhin muß ausgesprochen werden, daß in dieser Sammlung der Henckell eigenthümliche Ideenkreis nicht in gleicher, abstoßender Zudringlichkeit wie sonst hervortritt. Wir sehen eine tiefleidenschaftliche Natur, die mit sich und der Außenwelt ringend ihren Frieden sucht. Losgelöst von allem Uebersinnlichen, vom Jenseits und unbedingten Mächten, müht und bestrebt sich der Dichter, hienieden den untrüglichen Ankergrund für sein Lebensschifflein zu finden. Und in seiner Weise gelingt's ihm. In zartempfundenen Liedern singt er der Liebe Lust und Leid, wie andere vor und neben ihm, nur selten verrathend, daß sein Begriff von Liebe einige ganz neuzeitliche Merkmale enthält. In rührender Weise gedenkt er der Mutter, der Schwestern, denen er diese Sammlung gewidmet hat, und der Heimat, denkt er unserer großen Dichter, Goethe's und Schiller's, auch Heine's, was bei ihm durchaus erklärlich ist, andererseits Beethoven's, Mozart's, Liszt's. So begegnen wir überall dem echt und immer Menschlichen ganz in der Weise früherer Dichtung bis zu dem Zuge, daß die Rührung leicht sich ausweint.

Unter vielem Gelungenen hebe ich hervor: „Thatenlos"; „Wunsch" als Muster dichterischer Anschaulichkeit, weiter die Verherrlichung beseligender Liebeswirkung in: „Erlöst"; ferner die stimmungsvolle „Maiennacht" mit den drei folgenden Gesängen, und endlich als bezeichnend für Henckell's Stellung inmitten seiner Genossen das Lied:

Singt ihr von dem Weltgewühle,
Singt getrost auch die Gefühle,
Die ihr ganz persönlich fühlt.

Und ich will es nicht begreifen
Und ich mag es nicht verstehn,
Daß, um ewig auszuschweifen,
Ihr die Stunde laßt vergehn.

Ja ich bin so klein und schwächlich,
Trotz der großen, starken Zeit,
Daß ich immerdar bestechlich
Mit beschränkter Menschlichkeit.

Aber es hieße Henckell unrecht thun, wollte man seiner Muse so förmlich die Eigenschaft der Zahmheit zusprechen. Schriller schon tönt der Schluß seines übrigens trefflichen Gedichts: „Mein Lied", ebenso die „Trutznachtigall". Ganz der Schule gemäß ist die „Braut". Zweifellos gibt es auch solche Stimmungen, ob aber für die Kunst?! Fehlt es ferner nicht an einer Verwendung religiöser Vorstellungen, die ein Bekenner des neuen Glaubens sich selbst verbieten müßte, so bleibt auch die selbstbewußte Großsprecherei nicht aus; sie zeigt stellenweise schon „Mein Lied", vgl. den „Frühlingsstürmischen Schöpfersinn" und die „Himmelsäthertrunkene Seele": Zu einem Verständniß des Schlusses:

Was vom Sphärentraume
Mir aufgeht, ist die Frucht am Lebensbaume,

habe ich sowenig gelangen können, wie zur Erfassung des „Weltsturms". Trübt so der unleugbare Schwung in Henckell's Phantasie, sein flüssiger Reichthum an Bildern, unterstützt von einer willigen Sprachgewandtheit, mitunter den Sinn, so verleiten sie andererseits zu Gewaltsamkeiten wie in der Nacht: „Infernalisches Schlüsselbund" und

Schleudre mit tollem Lachen
Meinen Bissen Leid
In den heulenden Riesenrachen
Der Unendlichkeit . . . .

oder im „Genius" die „blütenübertriefte Dichtungspracht", im „Mittagstraum" die „schönmädchennackte Seele", in „Neuland" „rankte eine Lerche ins Morgenroth". Allerdings klettert sie auch bei Lenau. Auch die ganze „Dunkle Fahrt" fällt aus den Grenzen des Dichterisch-möglichen heraus, und einfach unfertig sind Stellen, wie das Ende von „Gespenster des Glücks":

Wir Schatten tanzen auf deinem Leib
Wie Elefanten zum Zeitvertreib
Auf einer Lotosblüte.

Hierher gehört auch des Dichters Lieblingswort purpurn. Gewiß gut ist der Purpurwolken Glut, und in „Neuland":

Vom blutigen Purpur beschimmert
Lag eine Welt zertrümmert.

Und auf die „purpurne Blüte der reinmenschlichen Güte" hat diese Schule sicherlich das gleiche Recht, wie die Romantik auf ihre blaue Blume. Aber was ist darüber hinaus alles purpurn! Vgl. den Purpurstrom des Daseins, und in „der kranken Proletarierin" die purpurne Gerechtigkeit. Eigen berührt es endlich, wenn

unmittelbar auf die Bitte an „Trutznachtigall“: „Gib Kraft und Wohllaut u. s. w.“ der Vers folgt: Schlag schmelzend los!

Wie durch die Vorliebe für die Purpurfarbe, so durch eine reiche Fülle von Aehnlichkeiten in Technik und Inhalt erscheint dem eben Genannten sehr verwandt Gustav Falke: „Tanz und Andacht“ (Nr. 4). „Gedichte aus Tag und Traum“ benennt er seine Sammlung und bezeichnet damit treffend und offen ihren Charakter. Er ist zwiespältig. Reine, zart empfundene Stimmungsbilder, die in classischer Sprache die glücklich abgelauschten, leisesten Regungen des Menschenherzens in Freud und Leid festhalten, stehen gegenüber naturalistischer Derbheit in der Wahl des Gegenstandes, wie in seiner dichterischen Ausprägung. Beiden Arten gemeinsam ist Ursprünglichkeit und Kraft des Einbildungsvermögens, gemeinsam auch die Plastik der Gestaltung. In bester Absicht wage ich den Vergleich einzelner Lieder Falke's mit Gemälden. Man sieht wie mit Augen beispielsweise den Park, dessen Schilderung die Grundstimmung für die dichterische Idee gibt. Man glaubt die Farben auf Gras und Laub, die Bewegung in Blatt und Zweig zu gewahren, die Athemzüge der Natur zu vernehmen. Und diese Harmonie zwischen Natur und menschlichem Empfinden! Wie tief ferner und wie kraftvoll dies Empfinden in so manchem liebenswürdigen, auch ergreifenden Liede. Hier ist mit Schlagworten und Aburtheilung kurzer Hand nichts zu thun. Hier gilt es Freude und Anerkennung für große Vorzüge. Als solche wiederhole ich eine Phantasie, deren schöpferische Kraft von Hemmungen und Schranken kaum weiß; eine Energie der Gestaltungsgabe, die ihren Gebilden fast körperliche Bestimmtheit zu geben versteht; endlich eine schwungvolle Sprache von seltsamer Schönheit und treffendster Ausdrucksfähigkeit. Dafür einige Proben!

Am Kamin.

Das Feuer im Kamin flammt auf und knistert.
Behaglichkeit und Träumerei verschwistert,
Die feinen Glieder wärmend an der Glut,
Sie winken mir: komm her, hier ist es gut.
Schon näher rück' ich meinen Stuhl und stelle
Den Schemel nahe an des Ofens Schwelle.
Und jene plaudern alte Kindermärchen,
Das jüngste trägt schon seine hundert Jährchen, — —
Die Flackersglut des Herdes, matter glimmend,
Das Knistern, Licht und Laut in eins verschwimmend,
Tiktak der Uhr, leis, leise wie ein Hauch —
Wer trat denn ein jetzt? Muse, kommst du auch?

Nachts in der träumenden Stille
Kommen Gedanken gegangen,
Nachts in der träumenden Stille
Athmet, zittert ein Bangen
Nachts in der träumenden Stille,
Rathlose quälende Fragen.
Weit über alles Sagen
Kommen Gedanken gegangen,
Athmet, zittert ein Bangen.
Nachts in der träumenden Stille.

Mich friert so sehr.

Leise klopft es an: Herein!
Und ein blasses Kind tritt ein.

Todtenlinnen kühl und kalt,
Eine rührende Gestalt.

Große Augen ohne Glanz
Blicken unter welkem Kranz.

Nackte Füße wagen kaum
Einen Schritt im hellen Raum.

Leise, weinend, klingt es her:
Schelte nicht, mich friert so sehr.

Ach ein Grab, das Liebe pflegt,
Warm und weich Gestorbne hegt.

Aber Liebe, die vergißt,
Weiß nicht, wie den Todten ist.

Nach manch anderm Wort über die Jüngsten erforderte Gerechtigkeit auch dies volle Maß der Anerkennung. Billigkeit mag es entschuldigen, wenn ich über der Sammlung andere Hälfte, die noch unverfälscht den Stempel des Naturalismus trägt, hinweggehe. Als eine Sonderbarkeit hebe ich nur die Eintracht hervor, mit der die übliche Ruhmredigkeit, z. B. Mein Geist, der königliche Flieger, oder der freie Himmelsschweifer, neben der Bescheidenheit eines Tasso einhergeht

Und häng' den Kranz, den vollen Kranz
Mir höher in die Sterne!

vgl. Goethe, Tasso I, 3. Es wäre vielleicht auch gut, wenn die unablässige Berufung auf „Kleist, Byron, Goethe“ nachgerade in Wegfall käme. Auch der beste Witz verliert durch allzu häufige Wiederholung. Zum Schluß will ich nur noch die Leser warnen vor unbedingtem Glauben an einen Satz des Begleitschreibens dieses Buchs. Er lautet also: „Falke's Poesie kann auch in jedem Hause gelesen werden. Also die ewige Angst der «Mutter» für ihre Töchter ist unnöthig.“

Trotz nöthiger Vorbehalte müssen wir als erfreulich die Wahrnehmung bezeichnen, daß und wie sich wahre Kunst und echte Begabung durch Sturm und Drang hindurchringt und in Schöpfungen von mehr als Eintagswerth bewährt. Unverändert wandelt dagegen Richard Dehmel in seinem „Ehemanns- und Menschenbuche: Aber die Liebe“ (Nr. 5) seinen gewohnten Weg. Er mahnt an eine jetzt doch zurückliegende Zeit in seinem himmelsstürmerischen Drang, in seiner behaupteten Gedankentiefe, seiner unwiedergeblichen Sprache, seinen unmöglichen Bildern — ich erwähne hier nur den „Mann, der wie eine große nebelvolle Höhle war, in der ein riesenhafter Dachs der Urzeit neue Welten träumte“; Strindberg heißt dieser Mann; — endlich auch in der Form, so:

dann
würde sie
gehn. —
Da stand sie
hoch
starr
erbebend:

„Ich
werde
gehn".

Was Dehmel sagt, leistet an Vorurtheilslosigkeit, will ich sagen, geradezu Unvorstellbares, Unerhörtes, sodaß man nur mit Grauen an den Inhalt der Stellen zu denken vermag, die von der Verlagsbuchhandlung unterdrückt worden sind. Da erscheint denn der in Prosa geschriebene „hamburger Lästerbrief" in seinem ersten Theile noch gefällig, während in der zweiten Hälfte die Musterung der „Moderne" recht beachtenswerth und nicht ohne Witz ist.

Gleiches gilt vom Eingang der „Ethischen Burleske"; freilich die darin zu lesende Züchtigungsscene ist einfach ekelhaft. Und dabei schreibt derselbe Dehmel:

Wenn Kraft und Schönheit nackend gehn,
man würde sich nicht sehr beklagen;
doch etwas schwerer zu vertragen
ist Häßliches bei Licht besehn.

Die Deckelzeichnung von H. Thoma und die Randbilder von Fidus suchen Dehmel's Ideen gerecht zu werden.

Richard Friedrich.

Zur Philosophie.

1. John Locke und die Schule von Cambridge. Von Georg Freiherrn von Hertling. Freiburg i. Br., Herder. 1892. 8. 5 M.

Die Gedanken, welche das Haupt des englischen Sensualismus in seinem berühmten Versuche über den menschlichen Verstand vertritt, lassen sich durchaus nicht zu einer in sich harmonisch geschlossenen und widerspruchsfreien Einheit verbinden. Sehr richtig sagt der Altmeister Kant in dem die Geschichte der reinen Vernunft behandelnden vierten Hauptstücke der transscendentalen Methodenlehre: „Wenigstens verfuhr Epikur seinerseits viel consequenter nach seinem Sensualsystem (denn er ging mit seinen Schlüssen niemals über die Grenze der Erfahrung hinaus), als Aristoteles und Locke (vornehmlich aber der letztere), der, nachdem er alle Begriffe und Grundsätze von der Erfahrung abgeleitet hatte, so weit im Gebrauche derselben geht, daß er behauptet: man könne das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele, obgleich beide Gegenstände ganz außer den Grenzen möglicher Erfahrung liegen, ebenso evident beweisen, als irgend einen mathematischen Lehrsatz" (S. 643 der „Kritik der reinen Vernunft" in der Ausgabe von Karl Kehrbach, zweite verbesserte Auflage). Dieser Mangel an Einheit in Locke's Philosophie legte Georg Freiherr von Hertling die Frage nahe, welches die Factoren gewesen sein mögen, unter deren Einwirkung sich verschiedene Elemente in seinem Gedankenzusammenhange entwickelt haben.

Einen der Factoren glaubt der Verfasser in der Schule der platonisirenden Theologen von Cambridge aufzeigen zu können, mit deren engerm und weiterm Kreise Locke durch mannichfache Bande persönlicher Freundschaft und religiöser wie kirchlich-politischer Uebereinstimmung verknüpft war. Die hervorragendsten Mitglieder der erwähnten Schule waren Ralph Cudworth, welcher den durch die Lehre des Hobbes begünstigten Atheismus bekämpfte, die Zweckursachen mit der Physik verflocht und gemäß der aus der platonischen Ideenlehre hervorgegangenen aristotelischen Lehre von den Entelechien und der stoischen Lehre von den λόγοι σπερματικοί zur Erklärung des Organismus eine bildende Kraft, eine plastische Natur annahm, und Henry More, welcher den Begriff einer immateriellen Ausdehnung, die Gott und den Seelen zukomme, gegen Descartes behauptet und dessen exclusiv mechanistische Naturlehre bestreitet. Die Beziehung Locke's zu diesen Platonikern ist von den englischen Biographen längst hervorgehoben worden, wie denn auch andererseits wiederholt die Behauptung aufgestellt wurde, daß die Zurückweisung der Lehre von den angeborenen Ideen ihre Spitze nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, gegen Descartes, sondern gegen Cudworth und More kehre. Gleichwol sahen sich die Geschichtschreiber der Philosophie nicht veranlaßt, der Frage nachzuforschen, ob nicht der ausgesprochene philosophische Rationalismus jener Männer auf Locke's philosophische Entwickelung Einfluß gewinnen mußte und ob nicht vielleicht in ihm der Ursprung der Lehrmeinungen zu suchen sei, welche sich dem Grundprincipe: „Nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu" nicht fügen wollen. Der Wunsch, zu einem möglichst erschöpfenden Urtheile darüber zu gelangen, war die Triebfeder der vorliegenden verdienstlichen Untersuchungen.

2. Ueber das Verhältniß der mechanischen und der idealen Seite im organischen Naturleben. Von Ch. Henop. Altona, J. Harder. 1892. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Mit vollem Rechte gibt der Verfasser seinem Sohne, der gleichfalls Mediciner ist, in den Eingangsworten der ihm gewidmeten Schrift zu bedenken, daß dem ärztlichen Stande früher als den meisten andern Berufsarten der ganze Ernst des Lebens entgegentrete. Es sei daher um so wichtiger, daß die Aerzte sich den Genuß des Guten, Wahren und Schönen nicht verkümmern lassen; das Schwelgen in diesem Genusse sei jedoch durch eine Weltanschauung bedingt, welche sie in den Stand setze, sich unbeirrt von den großen und kleinen Widerwärtigkeiten der Lebensprosa und den wechselnden Stimmungen und Conflicten des Tages in der Tiefe ihrer Seele eine geweihte Stätte des Friedens und der Heiterkeit aufzubauen und möglichst unversehrt zu erhalten.

Er führt den Nachweis, daß das blinde Walten der

Nothwendigkeit sich im organischen Naturleben mit idealen Zwecken verknüpft, der Zweck sowol, wie der Mechanismus in ihm seine volle Berechtigung hat. Er stimmt ganz mit Ihering überein, der in seinem Werke „Der Zweck im Rechte" sich also vernehmen läßt: „Die Annahme eines Zweckes in der Welt, — was für mich, der ich den Zweck mir nicht ohne bewußten Willen zu denken vermag, gleichbedeutend ist mit der Annahme von Gott —, also die Annahme eines von Gott gesetzten Zweckes in der Welt oder des göttlichen Zweckgedankens verträgt sich nach meinem Dafürhalten vollkommen mit der Statuirung des strengsten Causalitätsgesetzes. Mag letzteres arbeiten ganz so, wie die extremste Linke des Darwinismus es lehrt, unerbittlich zermalmend, was sich nicht halten läßt im Kampfe des Daseins, mit der Monere beginnend und ohne weitern Schöpfungsact Alles aus sich gebärend, von einer Stufe zur andern fortschreitend bis zum Menschen, — wenn ich den Felsblock in Bewegung setze am Gipfel des Berges, daß er hinabrolle ins Thal, war es nicht der Zweck, den das Causalitätsgesetz erst in Bewegung gesetzt hat? Wenn vor dem Geiste des Bildhauers die Statue steht, die er schaffen will, und Jahre vergehen, bis die Hand nach Gesetzen der Mechanik, d. h. nach dem Causalitätsgesetz sie vollendet hat, ist sie ein Werk der Hand oder des Geistes? Ich denke doch, der Hand im Dienste des Geistes." Ich bedauere es lebhaft, daß Henop sich nicht mit Frohschammer's „Phantasie als Grundprincip des Weltprocesses" vertraut gemacht hat. Seine teleologische Weltauffassung hätte durch das Studium der Hauptwerke des verstorbenen münchener Philosophen eine entschiedene Klärung und Läuterung erfahren. Er hätte sich dann auch nicht zu der ganz und gar verfehlten Behauptung verstiegen, daß die generatio spontanea oder aequivoca, welche sowol durch genaue Beobachtungen als auch durch Experimente endgültig in das Reich der Fabel verwiesen worden ist, eine fast unabweisliche Hypothese bleibt.

3. Das Uebel und die göttliche Weltordnung. Versuch einer modernen Theodicee. Von Ch. Henop. Altona, J. Harder. 1892. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Erbauliche, tiefsinnige, von der Erkenntniß des hehren Berufs des Menschen durchdrungene und von selbstlosem Pflichtgefühl durchwehte Betrachtungen hat der Verfasser in der vorliegenden Schrift niedergelegt. Wir wünschen ihr die weiteste Verbreitung, denn sie besitzt vollauf die Eignung, die Armen und Gebeugten aufzurichten, die infolge schwerer Schicksalsschläge an der sittlichen Weltordnung Verzweifelnden mit ihr auszusöhnen und zu Gott zurückzuführen. Sie fußt im wesentlichen darauf, daß jedem, welcher sich zur sittlichen Reife emporgerungen hat, durch die eigene Persönlichkeit und durch die äußern Verhältnisse im Thun und Leiden eine eigenthümliche Aufgabe gestellt ist, die nur er selber zu lösen vermag, die kein Mensch und kein Gott ihm abnehmen kann und die er nach Maßgabe seiner Kräfte zu vollenden hat, so lange er auf Erden wandelt. Es ist dies derselbe Gedanke, welchem der Dichter die Fassung gegeben hat:

> Nur der verdient die Freiheit wie das Leben,
> Der täglich sie erobern muß.

4. Wahrheit und Wissenschaft. Von Rudolf Steiner. Weimar, H. Weißbach. 1892. 8. 1 M.

Die vorliegende Schrift ist wol dem Umfange nach klein, sie zählt nur 48 Seiten, sie ist jedoch eine bedeutende That. Sie füllt eine große Lücke in der Philosophie aus, indem sie durch eine auf die letzten Elemente zurückgehende Analyse des Erkenntnißactes das Erkenntnißproblem richtig formulirt und den Weg zu seiner Lösung angibt. Der junge Philosoph, welcher uns hier beschäftigt, weist mit durchdringendem Scharfsinne nach, daß die bekannten erkenntnißtheoretischen Systeme, das von Kant aufgeführte voran, ihren kritischen Untersuchungen vorgreifen und sie hierdurch auf den Kopf stellen, indem sie an der Spitze der erkenntnißtheoretischen Erörterungen Behauptungen voraussetzen, welche schon innerhalb des Gebietes des Erkennens liegen, deren Werth und Bedeutung mithin von Rechts wegen erst aus den Ergebnissen jener erhellen würde. Man nennt gewöhnlich die Weltansicht, welche die Realität des uns unmittelbar gegebenen Weltbildes wie etwas nicht weiter Anzuzweifelndes, Selbstverständliches hinnimmt, naiven Realismus. Treffend stellt unser Verfasser diesem naiven Realismus den naiven Rationalismus gegenüber, welcher von der ebenfalls ungeprüften Ueberzeugung ausgeht, daß man durch Anwendung des Denkens zu wissenschaftlich berechtigten Ueberzeugungen kommen könne. Niemand wird ihm Widerstand zu leisten wagen, wenn er sagt, daß von der philosophischen Fundamentalwissenschaft alle Naivetät ausgeschlossen sein muß; sie müsse gerade darin ihre Stärke sehen, daß sie das vollzieht, von dem sich viele auf das Praktische gerichtete Geister rühmen, es nie gethan zu haben; nämlich das „Denken über das Denken".

Soll sich die Erkenntnißtheorie wirklich aufklärend über das ganze Gebiet des Erkennens erstrecken, dann muß sie etwas zum Ausgangspunkte nehmen, was von dieser Thätigkeit ganz unberührt geblieben ist, wovon sie vielmehr selbst erst den Anstoß erhält. Das, womit anzufangen ist, liegt als solches außerhalb des Erkennens, es kann selbst noch keine bestimmte Erkenntniß sein. Ein solcher Ausgangspunkt ist das unmittelbar gegebene Weltbild, welches von des Gedankens Bläße noch ganz unangekränkelt, ein Bild der Zusammenhangslosigkeit, des Chaos, des Tohuwabohu bietet. Der zweite Punkt der vorliegenden Erkenntnißtheorie besteht in der Forderung, daß sich im Gebiete des Gegebenen etwas finden muß, wo die erkennende Thätigkeit nicht blos ein Gegebenes voraussetzt, sondern in dem Gegebenen thätig mitten darin steht. Würde das unmittelbar Gegebene eine abgeschlossene Einheit, einen Kosmos darstellen, dann wäre ein Erkennen unnöthig und auch unmöglich; denn es könnte nirgends das Bedürfniß

entstehen, über das Gegebene hinauszugehen. Wir würden es einfach hinnehmen, wie es ist, und wären davon in dieser Gestalt befriedigt. Das ist eben das Wesen des Wissens, daß sich in ihm das in der objectiven Realität verborgen waltende Gefüge darstellt. Die Begriffe und Ideen sind nun die unmittelbar einleuchtenden Schöpfungen des Geistes, welcher sich allmählich in den Weltengrund hineinlebend, Ordnung in die Verwirrung bringt, die dem unmittelbar Gegebenen heimlich innewohnende gesetzmäßige Harmonie aus dem Dunkel an das Tageslicht fördert. Erst die durch Erkenntniß gewonnene Gestalt des Weltinhalts kann Wirklichkeit genannt werden; die Wissenschaft ergänzt das infolge der Einrichtung unseres Bewußtseins in subjectiver Form, als Erfahrung, auftretende Weltbild zu dem, was es in seiner Wesenheit ist. So krystallisirt sich die Erkenntnißtheorie unseres Verfassers zu dem objectiven Idealismus. Sie überwindet den einseitigen Empirismus und den einseitigen Rationalismus, indem sie beide auf einer höhern Stufe vereinigt. Eine Synthese beider Standpunkte, trägt sie beiden Rechnung. Sie wird dem Empiriker gerecht, indem sie darthut, daß alle inhaltlichen Erkenntnisse über das Gegebene nur in unmittelbarer Berührung mit diesem selbst erlangt werden können. Sie läßt auch den Rationalisten nicht unbefriedigt von dannen gehen, sofern sie das Denken als den nothwendigen und einzigen Vermittler des Erkennens erklärt.

Der Umstand, daß das Ich durch Freiheit sich in Thätigkeit versetzen kann, macht es ihm möglich, aus sich heraus, durch Selbstbestimmung die Kategorie des Erkennens zu realisiren, während in der übrigen Welt die Kategorien sich durch objective Nothwendigkeit mit dem ihnen correspondirenden Gegebenen verknüpft erweisen. Die Untersuchung des Wesens der freien Selbstbestimmung hat Rud. Steiner der „Philosophie der Freiheit" vorbehalten, welcher wir mit einer aus dem Vorspiele derselben leicht begreiflichen Spannung entgegensehen.

5. Zur Kritik des Spiritismus. Von Hugo von Gizycki. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893. Gr. 8. 50 Pf.

Der Verfasser unserer kleinen Schrift leugnet nicht principiell die Einwirkung der Geister auf unsere Erscheinungswelt; es scheint ihm nur gegenwärtig nicht genügend motivirt, zur Erklärung der spiritistischen Phänomene an die Verstorbenen zu appelliren, wenn man den Lebenden die Kräfte des Hellsehens, der Doppelgängerei u. s. w. zuerkennt, zumal theoretisch jedes Kriterium fehlt, um die Existenz und Anwesenheit der Verstorbenen festzustellen. Unser psychisches Leben, sagt Herr von Gizycki, ist in tiefstes Dunkel gehüllt. Erst, wenn wir glauben sollten, dasselbe vollständig klar gelegt zu haben, erst dann mögen wir, falls wir mit unserer eigenen Natur zur Erklärung nicht ausreichen, auf andere Wesen zurückgreifen, weil wir sonst unnützer Weise die Zahl der Hypothesen vermehren. Daß aber einzelne Verstorbene nach dem Erdenleben gravitiren und jede sich ihnen bietende Gelegenheit ergreifen (?), in dasselbe zurückzukehren, glaubt er phantastisch dadurch erklären zu können, daß sie Individualitäten sind, deren Lebensfaden hier plötzlich abgerissen wurde, welche sich hier also nicht vollständig ausgelebt haben und darum den unterbrochenen Entwickelungsproceß gewissermaßen weiter durchzuführen bemüht sind.

6. Flammentod! Von Clemens Henri. Berlin, Wilhelm Greve. 1893. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Der effectvolle Titel der vorliegenden Schrift erklärt sich aus ihrem Goethe's „Westöstlichen Divan" entlehnten Motto:

„Das Lebend'ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet!"

Der Verfasser tritt in schöner, feuriger, schwungvoller Sprache dafür ein, daß nur der den menschlichen Beruf erfüllt, welcher nicht sein nacktes Dasein für den Zweck der Natur hält, sondern die ganze Bedeutung seiner Existenz im Werden, in der Hingabe an den Naturzweck erblickt, im Dienste des Menschenthums und der Wahrheit den glorreichen Feuertod stirbt. Der letzte Zweck aller Forschung ist, Klarheit über sich selbst zu gewinnen, über Kräfte und Wege der Natur zur Verwirklichung der Idee. So kann auch die Betrachtung der Vergangenheit nur dazu nützen, Lichtstrahlen auf den Weg des gegenwärtigen Geschlechts zur Vollkommenheit zu werfen. Kein Gebilde der Natur, so wenig wie ein Kunstwerk, trägt seinen Werth in sich selbst; die schönste Statue verfehlt ihren Zweck, wenn sich niemand an ihr begeistert, wenn sie nur mit kritischem Kennerblicke betrachtet wird. Sie ist alsdann, was ihre künstlerische Einheit betrifft, so gut wie nicht vorhanden, denn sie vermag nicht zu wirken, sie schaut auf geistig Blinde herab. Den Schöpfungen der Natur ergeht es nicht anders, wenn sie dem blos wissenschaftlichen Geiste verfallen. Auch sie sind nicht von absolutem, sondern nur von relativem Werthe; auch sie erhalten ihren Werth erst durch die Stellung, welche sie in der Gesammtheit einnehmen, und leben in dem von der Centralsonne, der Idee, gespendeten Lichte auf. Der letzte Zweck aller Forschung ist mithin die Wissenschaft als Idealwissenschaft, als unablässiges, unentwegtes Streben nach dem Unendlichen, Unerreichbaren, als Gesinnung, d. h. Empfindung und Wille der Wahrheit. Die Wissenschaft in diesem Sinne ist lebendige Wahrheit, auch wenn sie irrt, während der, welcher im Besitze der realen, objectiven Wahrheit ist, dieselbe doch nicht besitzt, wenn er sie blos mechanisch und glatt festhält, ohne von ihr belebt und erwärmt zu werden.

Bernhard Münz.

Militärschriften.

1. Napoleon und Bernadotte im Herbstfeldzuge 1813. Von Ernst Wiehr. Mit 6 Skizzen. Berlin, Siegfried Cronbach. 1893. Mittel 8. 7 M. 50 Pf.

In Deutschland und ganz speciell in altpreußischen Kreisen wird allgemein geglaubt, die Erfolge des preußischen Heeres nach dem Waffenstillstand von Poischwitz seien Erfolge eben nur der Preußen, nicht ihrer mit ihnen zusammen in der Nordarmee fechtenden schwedischen und russischen Waffengefährten gewesen; zu danken seien sie den preußischen Heerführern, nicht aber etwa dem Oberführer der Nordarmee, Bernadotte, dem Kronprinz von Schweden. Dieser habe vielmehr Berlin preisgeben wollen, der Sieg von Groß-Beeren sei gegen seinen Willen erfochten, die Nichtausbeutung dieses Sieges sei auf ihn zurückzuführen, nur der Nichtbefolgung der Befehle des Kronprinzen sei der Sieg von Dennewitz zu danken; schwer wäre es zu entscheiden, ob Mangel an Einsicht oder an gutem Willen an einem solchen Verhalten Bernadotte's die Schuld trage. Daneben sind, und zwar ebenfalls in weiten Kreisen, über jenen dem Waffenstillstande von Poischwitz folgenden Feldzug der Nordarmee Meinungen verbreitet, die dahin gehen, die Preußen hätten gegen der Zahl nach überlegene Feinde, meist mit jungen Landwehrtruppen, siegreich gefochten, speciell habe die Landwehr das „Corps Girard bei Hagelberg vernichtet".

Die Entstehung dieser Anschauungen kann auf zwei Ursachen zurückgeführt werden. Die erste ist die Abneigung und das Mistrauen der Preußen gegen Bernadotte, der ihnen früher als Feind gegenübergestanden hatte; diesen Gefühlen wollten (und vielleicht: konnten) sich weder Offiziere und Soldaten, noch die Bevölkerung und die damaligen Geschichtschreiber entziehen; daher stammt die ungerechte und zum Theil böswillige Beurtheilung Bernadotte's. Die zweite Ursache ist die, daß die Geschichtschreiber jener Tage zu viel auf die Memoiren der hervorragenden Persönlichkeiten gaben und, selbst in ähnlichen Anschauungen wie deren Verfasser befangen, zu selten dasjenige Maß von Kritik anwandten, welches das Gemachte, Falsche, Legendenhafte der einzelnen Darstellungen hätte erkennen lassen.

Mit jenen obengekennzeichneten Anschauungen nun räumt Wiehr gründlich auf. Er gibt zunächst eine Schilderung der Kriegslage zu Beginn des Feldzugs, billigt den — bisher in Einzelnheiten, namentlich wegen des „unüberlegten Vorstoßes auf Berlin" — vielfach von Autoritäten getadelten Feldzugsplan Napoleon's, rechtfertigt das Verhalten Davout's welches als angeblich den Befehlen Napoleon's nicht entsprechend gleichfalls lebhaften Tadel gefunden hat, und beleuchtet sodann scharf die Situation, in der sich die Armee des Kronprinzen, zwischen den französischen Besatzungen der Elb- und Oder-Plätze, in Flanken und Front starke Armee-Abtheilungen vor sich, befand. Darauf geht er auf die Entstehung und Durchführung der Gefechte von Groß-Beeren, Hagelberg und Dennewitz ein. Das Resultat, zu dem er gelangt, ist etwa folgendes. Daß der Kronprinz von Schweden einen Rückzug seiner Armee durch einige Maßregeln vorbereitete, war ein Gebot der Klugheit, dessen Nichtbefolgung schwere Verluste hätte nach sich ziehen können. Daß er indeß beabsichtigte, einen solchen Rückzug eben nur im Nothfalle anzutreten, im übrigen aber die feindlichen Abtheilungen überall da anzugreifen und zu schlagen, wo sich dies unter Berücksichtigung der Gesammtlage mit Vortheil thun ließ, daß er also mit andern Worten eine offensive Art der Vertheidigung seiner Position führen wollte, ist aus allen seinen Befehlen und Handlungen beweisbar. Unwahr ist es, daß ihn die preußischen Generale zu einer derartigen Offensive hätten drängen müssen. Wo er weitergehende Vorschläge zurückwies, geschah dies, weil diese Vorschläge ohne diejenige Kenntniß der gesammten Kriegssituation gemacht waren, ohne welche ersprießlicher strategischer Rath nicht gegeben werden kann. Die Initiative zu Groß-Beeren aber und zu Dennewitz ist auf den Kronprinzen, nicht auf die preußischen Generale zurückzuführen. Die Uebermacht in diesen Gefechten und ebenso bei Hagelberg war nicht auf Seiten der Franzosen, sondern auf der der Verbündeten, und bei diesen letztern darf der Antheil der Schweden und Russen am Siege nicht unterschätzt werden. Die Division Girard verlor bei Hagelberg von 7500 Mann etwa 1000, 3000 Mann wurden bei der Verfolgung durch das russische Cavaleriecorps Tschernitscheff's gefangen. Während Oncken noch „die kurmärkischen Landwehren ganze französische Vierecke Mann für Mann mit den Flintenkolben wie mit Dreschflegeln" niederschlagen und „4000 Leichen mit zerschmettertem Schädel" aufgefunden sein läßt, hat nach Wiehr der Kolbenkampf an der nördlichen Mauer Hagelbergs einschließlich der Preußen 30 bis 35 Todte gefordert.

Für diese letzte Behauptung führt Wiehr keine Quelle an. Im übrigen aber erweist er durch Festhalten an dem wirklich als thatsächlich Constatirten, durch Gegenüberstellung der verschiedenen Angaben über Zweifelhaftes, durch scharfsinnige eigene Combination bei lückenhaften Ueberlieferungen und durch Entlarvung der „Irrthümer" in den gegnerischen Schriften seine Ansichten mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit als richtig. Daß diese Ansichten von den landläufigen weit abweichen, daß sie für das specifisch preußisch-deutsche Gefühl nicht erhebend sind, daß sie auch der noch immer weit verbreiteten Meinung von der für alle Fälle ausreichenden Vortrefflichkeit einer Miliz keinen Vorschub leisten, ist nicht Schuld des Verfassers, sondern des von ihm behandelten Gegenstandes. Dem obersten Ziel einer objectiven Geschichtschreibung, der Erforschung der historischen Wahrheit,

kommt die namentlich für Geschichtschreiber sehr lesenswerthe Schrift jedenfalls zugute.

2. Kriegserinnerungen eines Sanitäts-Offiziers der Landwehr. 1870—71. Berlin, Gebr. Paetel. 1893. Mittel 8. 4 M.

Auch das hier genannte Buch ist nicht in allen Kreisen freudig aufgenommen. Von einigen Seiten wurde dem Verfasser verdacht, daß er die — gelinde gesagt — unfertigen Zustände, innerhalb deren die Sanitätszüge von 1870/71 zu organisiren und zu dirigiren waren, überhaupt geschildert habe; sei doch jetzt das Militärsanitätswesen ein ganz anderes als damals und die Einstellung von Eisenbahnlazareth-Zügen in den Sanitätsdienst völlig fertig organisirt. Von andern Seiten wurde die Hervorhebung der Reibereien mit den Etappencommandanten und dem Bahnhofs- und Zugspersonal getadelt. Dem ist entgegenzuhalten, daß die Neuformirung unvorbereiteter Sanitätszüge in einem nächsten Kriege doch nicht ausgeschlossen erscheint, daß daher die Erfahrungen, die das Buch für derartige Neuformirungen mittheilt, noch immer nutzbringend werden können, und ferner, daß jene Reibereien und ihre Ueberwindung ziemlich unzweifelhaft in jedem neuen Kriege mutatis mutandis wiederkehren werden, daher die Art, wie sie 1870/71 überwunden wurden, jedenfalls lehrreich erscheint.

Der Verfasser wurde im December 1870 zum Führer und dirigirenden Arzt eines, der vom preußischen Kriegsministerium ausgerüsteten Sanitätszüge ernannt, der, in Frankfurt a. O. zusammengestellt, von ihm auf dem Anhalter Bahnhofe in Berlin „übernommen" wurde. Ein einjährig freiwilliger Unterarzt wurde ihm commandirt, im übrigen erhielt er das Personal vom „Centralhülfsverein", und zwar einen „Rendanten" — im Civilverhältniß Friseur- und Barbierherr —, vier Heilgehülfen, einen ältern, wenig intelligent aussehenden, aber mit Schnapsflasche ausgerüsteten Arbeiter als „Eisenbahnschlosser", einen aus einer berliner Restauration „gewonnenen" Koch und vierzehn Handwerker. Mit diesem improvisirten und großentheils unzuverlässigen Personal fuhr der „Führer und dirigirende Arzt" am Nachmittag der Uebernahme sorgenvoll nach Frankreich hinein, und kam in sechs Tagen nach Lagny. Hier wurden die 198 Lagerstellen mit Verwundeten und Kranken belegt, und der Rückweg nach Deutschland angetreten, wo diese an einzelne Lazarethe abgegeben wurden. Eine zweite Reise des Zugs richtete sich gleichfalls nach Lagny, führte aber zurück nach Görlitz, die dritte ging nach Belfort, mit den Rückzielen Weißenburg, Mannheim, Langensalza und Mühlhausen i. Th., die vierte nach der Picardie und Normandie mit dem Rückziel Soest, die fünfte wieder nach St. Denis und Lagny mit den Rückzielen Würzburg und Merseburg, die sechste endlich nach der Loire mit dem Rückziel Altona.

Von den Schwierigkeiten, die der Leiter eines derartigen Sanitätszugs zunächst in Bezug auf die Anwerbung und Beibehaltung eines wirklich brauchbaren an Stelle des ursprünglichen unbotmäßigen und theilweise desertirenden Personals, dann aber auch in Bezug auf Verpflegung, auf technisch-sanitäre Einrichtungen und auf Beförderung und Unterbringung zu überwinden hatte, gibt die nirgends übertreibende, vielmehr offenbar wahrheitsgetreue Darstellung des Buchs einen ausreichenden Begriff. Die Bescheidenheit, mit welcher der Verfasser die Ereignisse selbst sprechen läßt und seine eigene, von Energie, Besonnenheit und vor allem von rühmenswerther Pflichttreue geleitete Thätigkeit so gar nicht in den Vordergrund rückt, hat etwas Rührendes. An Rührendem fehlt es aber, wie wol kaum hervorgehoben zu werden braucht, auch im übrigen nicht in einem Buche, das wie das vorliegende sich fast ausschließlich mit den schrecklichen und traurigen Vorgängen zu befassen hat, wie sie die Kriegslazareth-Thätigkeit mit sich bringt.

Da diese und namentlich das beinahe abenteuerlich zu nennende Leben eines Sanitätszug-Führers bisher dem großen Publikum so gut wie unbekannt geblieben sein dürften, und da das Buch an Schilderungen interessanter Einzel-Erlebnisse — unter anderm war der „Führer" eine Zeit lang so gut wie allein in deutscherseits nicht besetzten französischen Gebietstheilen — reich ist, so sei auch dieses Buch jedem Leser bestens empfohlen.

3. Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870 und 1871 von Karl Zeitz. Erste Lieferung. Illustrirt von Richard Starke. Altenburg, Geibel. 1893. 50 Pf.

Diese letzte der drei zu besprechenden Neuheiten wendet sich an die breitesten Schichten des lesenden Publikums; denn es gibt wol, abgesehen etwa von den verbissensten Feinden der Entwickelung des heutigen Deutschen Reiches, niemand, der dieses Buch, das in deren Blütezeit zurückführt, nicht mit innigem Antheil, herzlicher Rührung und frohem Behagen läse. Der Verfasser, später Reichstagsabgeordneter, ist Meininger, lebte 1866 und später in Paris und wurde dort aus einem großdeutschen, preußenfresserischen Saulus ein kleindeutscher, preußisches Wesen achtender Paulus. Beim Ausbruch des 1870er Kriegs drängte es ihn, am Kampfe theilzunehmen, aber erst nach mancherlei vergeblichen Versuchen konnte er als Kriegsfreiwilliger des preußischen Infanterieregiments Nr. 32 mit ausrücken. Das vorliegende erste Heft des Werkes schildert mit köstlichem Humor die Zeit der ersten Märsche, die halb komische, halb gefährliche Unkenntniß und Unbeholfenheit des jungen Mannes in Beurtheilung der ihm neuen militärischen Verhältnisse und die allmähliche Erziehung, die ihm diese und sein eigener energischer guter Wille angedeihen lassen. Daß die Verlagshandlung etwas verschwenderisch mit Wiedergabe der das Buch lobenden Urtheile verfährt, mag ihr verziehen werden; zustimmen kann man aber jedenfalls den mitabgedruckten Worten des Abgeordneten Dr. Sattler: „Ein solches Buch müßte reißend gekauft werden."

Victor Kurs.

Feuilleton.

Den diesmonatlichen Bericht über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der englischen Literatur fangen wir mit der Biographie und zwar mit Henry T. Finck's zweibändigem „Wagner and his Works" (Neuyork, Scribner's Sons) an. Herr Finck ist ein scharfsinniger, aber ziemlich einseitiger Kritiker, ein begeisterter und sogar berauschter Wagnerianer, den die überschwengliche Schwärmerei für den „Meister" oft verleitet, andere Tondichter in ungerechter Weise herabzusetzen und sich gegen alle, die anderer Ansicht als er sind, in überflüssige Grobheiten zu ergehen. Wenn er z. B. die Melodien von Beethoven, Mozart und Weber als lauter Tanzweisen („dance tunes") bezeichnet, so liefert er durch ein so geschmackloses und unsinniges Urtheil nur den Beweis der eigenen Unkenntniß. Um Wagner gegen die anstößigen Anzüglichkeiten einiger vorwitziger Psychiater zu vertheidigen, läßt er seinen Zorn an der ganzen deutschen Nation folgendermaßen aus: „Das Drolligste bei dieser Sache ist, daß in einem Lande, wo fast jeder an Größenwahn leidet, der einzige, der mit gutem Fug Anspruch auf Genie machen konnte, als ein Irrsinniger gelten sollte." Die zur Aufstellung einer derartigen allgemeinen Behauptung gehörige Dreistigkeit ist auch ein bedenkliches Symptom, das jedenfalls auf einen an Größenwahn unmittelbar grenzenden Eigendünkel deutet. Herr Finck findet es komisch, daß es noch Leute gibt, die einer Aufführung von „Don Giovanni" oder „Fidelio" mit unverhohlener Freude und künstlerischem Genuß beiwohnen und sogar diese Opern dem „Tannhäuser" vorziehen; überhaupt kommen ihm alle mit den seinigen nicht übereinstimmenden Ideen und Geschmacksrichtungen „very funny" vor. Mit dieser oft angewendeten Phrase spricht er sein endgültiges und unwiderrufliches Verdammungsurtheil aus, wie der Engländer, wenn er irgendetwas „unenglisch" nennt und es dadurch als durchaus verwerflich brandmarkt. Wir haben von Finck's Einseitigkeit gesprochen; er ist auch nicht ganz aufrichtig, sonst hätte er nicht den Liedercomponisten Robert Franz wegen des 1852 veröffentlichten lobpreisenden Briefes über den „Lohengrin" als einen Wagnerianer dargestellt. Bekanntlich hat Franz sich für die weitere Entwickelung des Musikdramas nicht enthusiasmiren lassen und ist also von Finck's Standpunkte aus entschieden dahinten geblieben. In den letzten Jahren seines Lebens gab sich der hallesche Universitätsmusikdirector der entgegengesetzten Richtung der musikalischen Lyrik völlig hin und hätte die Zumuthung ein Zeugniß für die alleinseligmachende Heilkraft der Wagner'schen Botschaft abzulegen mit Entrüstung zurückgewiesen. Wagner wird als eine edle, erhabene, gesalbte Persönlichkeit geschildert, deren Advent durch eine Reihe von quasi-messianischen Weissagungen verkündet wurde. Ob der „Meister" dieses Ideal der künstlerisch-sittlichen Vollkommenheit verwirklicht und sich stets als eine hochherzige, selbstlose und fast göttliche Verkörperung aller Tugenden erwiesen hat, wollen wir dahingestellt sein lassen, mit der Bemerkung, daß nur einem Biographen, dem es an gesundem Humor durchaus ermangelt, es eingefallen wäre, solche Beweise für die „Messianität" seines Helden in allem Ernst zu sammeln und in einem besondern Kapitel zu veröffentlichen. Finck gibt jedoch zu, daß Wagner ebenso wenig von der Philosophie wie Schopenhauer von der Musik verstanden habe und nennt die metaphysischen und kunstphilosophischen Speculationen in der Jubiläumsschrift über „Beethoven" „nebelhaftes Zeug"; auch an den als Broschüre erschienenen „langweiligen und schwülstigen" Aufsätzen über „Deutsche Kunst und deutsche Politik" findet er gar keinen Geschmack. Er macht sich lustig über „die einfältigen Jünger", die einen Vegetarianerverein zu Baireuth gründeten, weil der Meister in der Schrift über „Die Kunst und die Religion" mit ein paar nicht sehr ernst zu nehmenden Worten sich zur Gunst der Pflanzenkost aussprach. Abgesehen von einigen stilistischen Nachlässigkeiten ist das uns vorliegende Werk gut geschrieben. Es ist immer recht unterhaltend und für diejenigen, die mit der bändereichen deutschen Wagner-Literatur nicht vertraut sind, auch belehrend.

Von den neuesten Geschichtswerken verdient Goldwin Smith's „The United States: an Outline of Political History 1492—1871" (London, MacMillan u. Comp.) besondere Beachtung. Seit einiger Zeit haben die jüngern amerikanischen Historiker sich mit der Geschichte ihres Vaterlandes eingehend beschäftigt und eine große Anzahl von gediegenen auf archivalischen Forschungen beruhenden Specialstudien veröffentlicht, welche werthvolles Material zu Tage gefördert und manche falsche Auffassung der Dinge und irrige Beurtheilung der Personen berichtigt und auf ihren rechten Punkt gebracht haben. In seinem ausgezeichneten Umriß hat der berühmte oxforder Professor, der die socialen und politischen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten aus eigener Anschauung ganz genau kennt, diesen nun reichlich vorhandenen Stoff geschickt verwerthet und uns mit einem nichts weniger als trockenen und nach der Schablone gearbeiteten Handbuch beschenkt, aus welchem nicht nur Ausländer, sondern auch Amerikaner wünschenswerthe Belehrung ziehen können. Meisterhaft sind die kurzen Charakteristiken hervorragender Politiker und Staatsmänner, wie z. B. die des Präsidenten Lincoln. Goldwin Smith hat die Absicht, eine Geschichte der politischen Parteien in den Vereinigten Staaten zu schreiben, wozu er durch langjährige Beobachtungen und praktische Betheiligung an öffentlichen Angelegenheiten in eminenter Weise befähigt ist.

In derselben Verlagsbuchhandlung erscheint zur Zeit eine verbesserte Auflage des bekannten dreibändigen Werks von Professor James Bryce über das amerikanische Gemeinwesen („The American Commonwealth"), in dem die Entstehung, Entwickelung und gegenwärtige Verfassung der Bundesregierung, die Befugnisse und gegenseitige Beschränkungen der vollziehenden, richterlichen und gesetzgebenden Gewalten, die Städte- und Gemeindeverwaltungen, die Grundgesetze und Rechte der Einzelstaaten, das Parteiwesen und Parteiunwesen, die Reformbestrebungen, das Gesellschafts- und Culturleben u. s. w., mit außerordentlichem Scharfsinn und Verständniß und überraschenden Detailkenntnissen der dortigen Verhältnisse kritisch-historisch besprochen und beleuchtet werden.

Unter den uns gesandten Erzeugnissen der Prosadichtung der jüngstvergangenen Zeit nimmt Rudyard Kipling's aus vierzehn kurzen Erzählungen bestehende Novellensammlung „Many Inventions" (Leipzig, Heinemann u. Balestier) unstreitig den ersten Platz ein. Bekanntlich ist es das Leben und Treiben des britischen Subalternen in Indien, das der Verfasser mit besonderer Vorliebe zum Stoff seiner Dichtungen wählt und mit meisterhafter Kunst, wenn auch zuweilen vielleicht in gar grellen Farben zu malen versteht. Die empfindsamste Romanleserin würde sich schwerlich in einen seiner Helden verlieben und auf allen persönlichen Verkehr mit den rohen, lustigen Känzen würde man gern verzichten. Die Erfindung der Situationen ist höchst originell, die Darstellung unübertrefflich, und die Charaktere werden mit ungewöhnlicher dichterischer Kraft lebensvoll und individuell gestaltet; aber wir zweifeln, ob durch diese Lektüre, wie es oft geschieht, ein nach Abenteuern noch so lüstender Schulbube je veranlaßt würde, sich davonzumachen, um mit solchen Leuten umzugehen und sich an ihren wenig verführerischen Großthaten wirklich zu betheiligen, so sehr tritt das Unheimliche und Widerliche in den Geschichten hervor. Trotz alledem oder vielleicht gerade deswegen haben diese künstlerisch abgerundeten, sich nie in die Breite verirrenden Schilderungen einen unwiderstehlichen Reiz. „The

Finest Story in the World" ist in mancher Hinsicht die eigenthümlichste Erzählung in der Sammlung. Die sehr einfache Geschichte geht in London vor und schließt in sich eine auf der alten orientalischen Lehre der Seelenwanderung beruhende Erklärung der von der sogenannten schöpferischen Phantasie erzeugten Bilder als auf unbewußte Art aufbewahrte und durch halb hypnotische Gedächtnißthätigkeit wiedererweckte Vorstellungen der wirklichen Erlebnisse und Wahrnehmungen eines vorherigen Daseins. Es liegt eine gewisse Verspottung der menschlichen Leidenschaften darin, daß diese als Erfindungs-, hochgepriesene wunderbare Erinnerungskraft durch das allverzehrende Feuer der ersten Liebe vollständig vernichtet und der Liebling der Piëriden in einen Alltagsphilister verwandelt wird. „One View of the Question" ist keine Novelle, sondern ein von dem sich in London aufhaltenden Indier Shafiz Ullah Khan an seinen Freund Kazi Jamal-ud-Din gerichteter Brief, in welchem englische Zustände scharf beurtheilt werden. Die Bemerkungen über die „600 geschwätzigen Esel" des britischen Parlaments, wie Carlyle das Haus der Gemeinen nannte, ließen sich zur Zeit auf den amerikanischen Senat recht passend anwenden.

In demselben Verlag der „English Library" sind noch drei interessante Bücher erschienen, nämlich: „An Artist in Crime" von Rodrigues Ottolenghi, „Pierre and His People" von Gilbert Parker, und Mrs. Hungerford's „The O'Connors of Ballinahinch". Der Amerikaner Edgar Allen Poe und der Engländer Wilkie Collins haben sich durch ein glänzendes Talent für die Erfindung und Enträthselung verwickelter Criminalgeschichten und für die Darstellung der Spitzfindigkeiten der Detectiven in der Erforschung und Entdeckung geheimnißvoller Verbrechen besonders berühmt gemacht, aber Ottolenghi dürfte es wol in dieser Beziehung mit den beiden genannten Mustern aufnehmen und seine Stirn mit Zweigen ihrer Lorberkränze mit Recht umwinden. Es sei uns fern, durch voreilige Befriedigung des Lesers Neugier in Bezug auf die Fabel seine Freude an dem Roman zu verderben. Die Erzählung ist höchst spannend geschrieben, und wer die ersten Zeilen liest, wird die Knotenlösung mit voller Aufmerksamkeit verfolgen und das Buch nicht gern aus der Hand geben, bis er es vollendet hat.

„Pierre and His People" führt uns nach dem ungeheueren, während zwei Jahrhunderte (1670—1870) von der Hudsonbai-Compagnie beherrschten und ausgebeuteten Ländercomplex Nordamerikas und zieht die dortigen Biber- und Bisamrattenfänger, Pelzhändler, Indianer und Halbblutindianer unsers Wissens zum ersten male ins Gebiet der Poesie. Das Bändchen enthält achtzehn bezüglich der Fabel und der Ausführung selbständigen und künstlerisch abgerundeten Novelletten, die jedoch miteinander in engem Zusammenhange stehen, da dieselben Personen immer wieder auftreten und neue Abenteuer bestehen. Der Dichter hat das Einflechten der verschiedenen Episoden mit Geschick bewirkt und sie zu einem einheitlichen Gewebe verbunden. Am besten gefällt uns „She of the Triple Chevron", eine reizende Liebesgeschichte, in der der wackere irische Sergeant Tom Gellatly und die durch Seelenreinheit und Seelenstärke ausgezeichnete Wirthstochter Jen Galbraith nach schwerer Prüfung glücklich werden.

„The O'Connors of Ballinahinch" schildert eine aus drei Töchtern bestehende, verarmte, dem irischen Landadel angehörige Familie. Für die Art und Weise, wie jede schließlich an den Mann gebracht wurde, verweisen wir den geneigten Leser auf das Buch selbst, an dem wir übrigens keinen großen Gefallen gefunden haben. Die Verfasserin bedient sich durchweg des Tempus präsens, wahrscheinlich um die Erzählung lebendiger zu machen. Aber durch die Anwendung eines so rein äußerlichen und verkehrten Mittels wird der erwünschte Zweck nicht erreicht. Man wird der wiederholten „say I", „says she", „calls he" u. s. w. herzlich satt und wundert sich, ob solche Redensarten auf der „Smaragdinsel" zur guten Schreibart gehören.

— Von der Erzählung „Lotti, die Uhrmacherin" von Marie von Ebner-Eschenbach ist soeben im Verlage der Gebr. Paetel in Berlin die dritte Auflage erschienen. Wir bemerken zugleich, daß die Gesammtwerke der beliebten und bedeutendsten der neuern Dichterinnen in einer Lieferungsausgabe erscheinen.

— Im Verlage von J. J. Weber in Leipzig wird im November eine Biographie von „Hans Sachs" von Rudolf Genée erscheinen.

— Von Karl Emil Franzos erscheint in kurzem in erster und zweiter Auflage ein neuer Roman „Der Wahrheitsucher" (Jena, H. Costenoble).

— Binnen kurzem wird erscheinen „Das baltische Dichterbuch. Eine Auswahl deutscher Dichtungen aus den baltischen Provinzen Rußlands: Estland, Livland und Kurland. Mit einer literarhistorischen Einleitung und kritisch-biographischen Studien herausgegeben von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß. Mit 24 Holzschnitt-Porträts und einem Titelbilde." (Reval, F. Kluge, 1894.) Das Werk wird die gesammte deutsche Dichtung der baltischen Provinzen von den Anfängen ihrer Geschichte (13. Jahrhundert) bis auf die Gegenwart in auserlesenen Proben umfassen.

— Verfasser des in Nr. 24 besprochenen Werks „Davout in Hamburg. Ein Beitrag zur Geschichte der Jahre 1813/14. Von einem Freunde historischer Wahrheit. Deutsche Ausgabe. Mülheim (Ruhr), Ziegenhirt Nachfolger. 1892. 8. 3 M." ist, wie uns nachträglich mitgetheilt wird, der Realschuloberlehrer Dr. Paul Holzhausen in München-Gladbach (Rheinland).

Bibliographie.

Bernhard, Marie, Verkauft und Verloren. Roman. Dresden, E. Pierson. 8. 4 M.

Bormann, G., Am Hofe zu Mailand. Eine Geschichte aus der Renaissance-Zeit. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 4 M.

Brandes, G., Menschen und Werke. Essays. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten u. Loening. 10 M. 50 Pf.

Doberenz, M., Um des Kindes willen. Roman. Dresden, Geschäftsstelle der Dresdner Frauenzeitung. 8. 3 M.

Dochler, G., Heidelberger Tagebuch und andere Gedichte. 2. (Titel-) Auflage der lyrischen Dichtungen von Fritz Hoelder. Heidelberg, vormals Weiß'sche Universitäts-Buchhandlung (1889). 8. 1 M.

Dorfgeschichten, Thüringer. 3. Bd.: Das Gespenst im Mühlthale von Clara Häcker. Leipzig, O. Gottwald. 8. 2 M. 40 Pf.

Elster, O., Majana. Roman aus der Südsee. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt. 8. 4 M.

Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 10. Jahrg. 2. Bd. Das Geheimnis des Hauslehrers. Roman in 2 Bdn. von V. Cherbuliez. Aus dem Französischen von Emmy Becher. Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Gottschall, R. v., Dämmerungen. Roman in 3 Bde. Breslau, E. Trewendt. 8. 15 M.

Hamerling, R., Amor und Psyche. Eine Dichtung in sechs Gesängen. Illustrirt von Paul Thumann. Kleine Ausgabe. Leipzig, A. Titze. 4. 12 M.

Heigel, K. v., Heitere Erzählungen. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 4 M.

Hübner, H., Es muß doch Frühling werden. Erzählung. 2. Auflage. Stuttgart, D. Gundert. 12. 2 M.

— — Die drei Freundinnen. Erzählung. Stuttgart, D. Gundert. 12. 2 M.

Huch, Ricarda, Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren. Roman. Berlin, W. Hertz. 8. 4 M.

Sacher-Masoch, L. v., Tenka. Die Maus. Maria im Schnee. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt. 8. 4 M.

Schroeder, C., Im Wald und auf der Heide. Roman. Jena, Costenoble. 8. 5 M.

Schubin, O., Schatten. Novellen. (Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek. 10. Jahrgang. Band 5.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Schweiger-Lerchenfeld, A. Freiherr v., Vom rollenden Flügelrad. Darstellung der Technik des heutigen Eisenbahnwesens. 1. Lief. 50 Pf.

Schweiz, die sächsische. Eine Wanderung in Wort und Bild. Mit Text von Wagner (Renatus). Zittau, Oliva. Subskriptionspreis 20 M.

Weigand, W., Rügelieder. 2. (Titel-)Auflage. München, H. Lukaschik. 8. 2 M.

— — Essays. (Voltaire, Rousseau, Taine und Sainte-Beuve.) Zur Psychologie der Décadence. Zur Psychologie des 19. Jahrhunderts. Neue (Titel-) Ausgabe. München, H. Lukaschik. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

— — Dramatische Gedichte (Savonarola, Gottfried, Wilbrand). Neue (Titel-) Ausgabe. München, H. Lukaschik. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Zerbst, M. Dr., Ex undis. Neue Gedichte. Leipzig, C. G. Naumann. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Timbuktu.

Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan

ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland in den Jahren 1879 und 1880

von

Oskar Lenz.

Zweite unveränderte Auflage.

Zwei Bände. Mit 57 Abbildungen und 9 Karten. 8. Geh. 8 M. Geb. 11 M.

Marokko sowie dessen Hinterländer haben in neuerer Zeit vielfach die besondere Aufmerksamkeit der politischen Welt auf sich gelenkt, namentlich auch infolge der Bestrebungen der Franzosen in der Richtung nach Timbuktu, der altberühmten Handelsstadt im Sudan. Die in diesem Werke gebotene Schilderung der grossen Expedition des bekannten Afrikareisenden Dr. Oskar Lenz in jene Gegenden Nordwestafrikas wird daher von neuem auf besondere Theilnahme rechnen können, zumal diese zweite Auflage durch wesentlich billigern Preis (die erste Auflage kostete 24 M.) viel weitern Kreisen zugänglich gemacht wurde.

Der

spanisch-marokkanische Krieg

in den Jahren 1859 und 1860.

Mit Benützung der vorhandenen Quellen und nach eigener Beobachtung dargestellt von

Eduard Schlagintweit.

Mit einer lithographirten Terrainkarte.

8. Geh. Ermässigter Preis 6 M.

Der Bericht des Verfassers, der als Offizier im Gefolge des spanischen Generalstabs den Feldzug gegen Marokko mitgemacht hat, ist auch heute noch sehr interessant und lehrreich, da der damalige Kriegsschauplatz mit dem gegenwärtigen die grösste Aehnlichkeit besitzt und auch die Kriegführung in Marokko seither keine nennenswerth veränderte Form angenommen hat.

Marokko.

Briefe von der deutschen Gesandtschaft nach Fez im Frühjahr 1877

von

Ludwig Pietsch.

8. Geh. 7 M.

Gestalten- und farbenreiche Reisebilder, nach frischen, unmittelbaren Eindrücken von dem bekannten berliner Publicisten und Zeichner Ludwig Pietsch entworfen, welcher die Gesandtschaft des Deutschen Reichs an den Sultan von Marokko begleitete.

Der Feldzug der Spanier gegen die Kabylen von Melilla droht die marokkanische Frage aufzurollen, an deren Lösung auch Deutschland ein großes praktisches Interesse hat. Die vorstehenden Werke sind ausgezeichnete Hülfsmittel, sich über Land und Leute des großen Reichs und über seine politische Bedeutung zu unterrichten.

Erfahrener Literat,

womöglich **absolvirter Jurist**, gesucht für den Verlag einer großen süddeutschen Zeitung. Gediegener Charakter, Lebendigkeit des Geistes und bedeutende allgemeine Bildung unbedingt verlangt, auch geschäftliche Erfahrungen sehr wünschenswerth. **Hoher** Gehalt und **angenehme** Stellung. Süddeutsche Bewerber bevorzugt.

Offert. sub T. 10111 an Haasenstein & Vogler, A.-G., München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Jenny Lind.

Ihre Laufbahn als Künstlerin.

1820 bis 1851.

Nach Briefen, Tagebüchern und andern von Otto Goldschmidt gesammelten Schriftstücken.

Von

H. S. Holland und **W. S. Rockstro.**

Autorisirte deutsche Uebersetzung von

Hedwig J. Schoell.

Mit 6 Heliogravüren, 8 Abbildungen und Musikbeilagen.

Zwei Bände.

8. Geh. 18 M. Geb. 20 M.

Eine treffliche Biographie Jenny Lind's, der als „schwedische Nachtigall" hochgefeierten Sängerin: allen, welche sie selbst noch gehört, gewiß besonders willkommen, aber von hervorragendem Interesse auch für jeden Freund der Musik und des Theaters. Die deutsche Ausgabe wird durch ein Vorwort von Otto Goldschmidt, dem Gemahl der Künstlerin, in Deutschland, ihrer „künstlerischen Heimat", eingeführt. Die englische Ausgabe ist bereits in dritter Auflage erschienen.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 46. — 16. November 1893.

Inhalt: Uwe Jens Lornsen. Von Edmund Lange. — Eine neue Theorie des Schlafes. Von Ernst Lehmann. — Neuere culturhistorische Arbeiten. Von Georg Winter. — Lyrisches und Episches. Von H. A. Lier. — Aus fremden Ländern und Zungen. Von Theodor von Sosnosky. — Russische Literatur. Von Bernhard Münz. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Uwe Jens Lornsen.

Jeder Tag lehrt uns, daß wir noch mitten im Zeitalter der Nationalität leben. Der nationale Sinn — in seiner Berechtigung, aber gar häufig auch in seiner Ueberspannung — erweist sich wirksam im Antisemitismus, in der Russificirung der baltischen Deutschen, in der Irredenta Italiens, in der irischen Homerulebewegung, in dem Ansturm der Jungczechen gegen den an sich schon ziemlich losen Staatsverband Oesterreichs, in dem immer kräftigern Hervortreten einer vlämischen Partei in Belgien, ja am letzten Ende auch in den französisch-russischen Verbrüderungsversuchen. Sein kräftiges Hervortreten ist nur die naturgemäße Reaction gegen des ersten Napoleon's gewaltigen Versuch zur Begründung einer Weltmonarchie. In Deutschland gewann die nationale Bewegung, nachdem die Hoffnungen der Kämpfer aus den Freiheitskriegen eingesargt worden waren, eine greifbare Gestalt zuerst wieder durch die schleswig-holsteinische Frage. Weitere deutsche Kreise ergriff das Interesse dafür zwar erst seit dem Jahre 1848, das dem Einheitsstreben ebenso wie dem Verlangen nach Freiheit einen gewaltigen Aufschwung brachte; aber die eigentlichen Anfänge der schleswig-holsteinischen Bewegung reichen mindestens bis 1830 zurück; sie knüpfen sich an den Namen des tapfern und hochgemuthen Friesen Uwe Jens Lornsen.

Unter dem heute lebenden Geschlecht wird es viele Männer, auch solche von echt vaterländischer Gesinnung geben, die von diesem kraftvollen, von edler Leidenschaft getragenem Manne nichts wissen; aber er verdient es, daß alle Deutschen seiner gedenken, und der Säculartag seiner Geburt, der 18. November d. J., mahnt uns an diese Pflicht dankbarer Erinnerung. Als echtem Friesen — sein Geburtsort war Keitum auf der Insel Sylt — war ihm der unbeugsame, durch Gefahren mehr gelockte als geschreckte Seemannsmuth gewissermaßen schon in die Wiege gelegt, zumal sein Vater, der in den spätern Jahren auf der Heimatsinsel in allgemeinem Ansehen lebte, als jüngerer Mann selbst ein tüchtiger Kapitän gewesen war. Die gehaltvolle Tüchtigkeit von Lornsen's Natur war für den scharfen Beobachter schon in dem Knaben bemerkbar; doch machte ihn freilich die gewaltige Kraft, die in ihm lebte und gebieterisch nach Bethätigung verlangte, in der Schule zu einem ziemlich unbändigen Gesellen. „In die Düngergrube oder wenns so kam, das steile Kliff hinab, auch einmal in den Teich warf er den Gegner, nicht ohne ihn ernstlich zu gefährden, aber auch nicht ohne ihn muthig zu retten", so erzählt sein verdienstvoller Biograph Karl Jansen in dem trefflichen Buche „Uwe Jens Lornsen. Ein Beitrag zur Geschichte der Wiedergeburt des deutschen Volkes" (Kiel 1872), dem wir auch fernerhin manches entlehnen werden.

Seiner hohen Begabung folgend beschloß er — für einen Sylter etwas sehr ungewöhnliches —, sich der Beamtenlaufbahn zu widmen, und bezog Ostern 1816 als Student der Rechte die heimische Universität Kiel. Aber der friesischen Seemannsart blieb er auch als studirter Mann getreu und galt zeitlebens als kühner und kundiger Steuermann. Theodor Mügge, der ihn für seine allerdings die Wirklichkeit vielfach frei umwandelnde Erzählung „Der Vogt von Sylt" *) zum Helden gewählt hat, war also wohlberechtigt, ihn zuerst in dieser Eigenschaft auf sehr wirkungsvolle Weise bei dem Leser einzuführen.

Auch in Kiel herrschte, wie auf den meisten Universitäten, damals ein ziemlich wüstes Treiben; Lornsen, in seiner überschäumenden Kraft, blieb ihm nicht fern und war zunächst ebenso wenig ein fleißiger Student, wie etwa der junge Otto von Bismarck in Göttingen. Eine Wendung tritt aber ein mit seiner, offenbar durch die Erzählungen der Freunde vom Wartburgfest der deutschen Burschenschaft veranlaßte Uebersiedelung nach Jena (Ostern 1818). An regelmäßigem Fleiß ließ er es wol auch jetzt

*) Sie ist jetzt auch in Reclam's „Universal-Bibliothek" aufgenommen.

noch öfter fehlen; aber die eifrige Theilnahme an den burschenschaftlichen Bestrebungen gab seinem Leben doch einen ernsten Inhalt; hier in Jena fog er die Ideen ein, die er später im Dienste seines Stammes so feurig und aufopferungsvoll vertreten hat. Seiner Begeisterung für die Sache der griechischen Freiheit folgend, nach Hellas zu ziehen, daran verhinderte ihn zum Glück der Vater, und so trat er nach gut bestandenem Examen in die schleswig-holsteinische Kanzlei in Kopenhagen ein (1821). Seine unverkennbare geistige Begabung gewann ihm dort bald hohe Anerkennung; seine durch gleiche Thätigkeit und regen Verkehr mit ihm verbundenen Landsleute bewunderten ihn geradezu: „Lornsen", schreibt einer von ihnen 1828 in die Heimat, „verdient nun wirklich in jeder Beziehung den Beinamen eines Titanen; denn ein so himmelstürmender Geist ist mir niemals vorgekommen . . . Sein Grundsatz ist eigentlich, daß am Menschen nichts zu loben sei, weil das Lobenswerthe sich von selbst versteht, und im beständigen Kampfe begriffen, sucht er das vorgesteckte Ziel mit ängstlicher Eile zu erreichen, weil das Nicht-Erreichthaben ihm als schlecht gilt . . ." Im Jahre 1830 hatte er es bis zum Kanzleirath gebracht und war sich völlig klar, daß er bei weiterer Verfolgung der eingeschlagenen Laufbahn eine bedeutende Zukunft vor sich habe. Trotzdem beschließt er, in der Stellung eines Vogtes (Oberamtmanns) von Sylt, um die er sich bewirbt, seinen Landsleuten unmittelbar nützlich zu werden und zugleich in der freien Zeit schriftstellerisch für die Sache Schleswig-Holsteins zu wirken; zu diesem Zwecke versenkt er sich zunächst in ein sehr ernstes Studium der Landesgeschichte und -verfassung.

Dies zeigt eine ganz ungewöhnliche Energie; denn er wußte wol, was dazu gehörte, seine Landsleute aufzurütteln. Noch herrschte in seiner Heimat fast völlige politische Stille. Der Kampf, den namentlich Dahlmann seit längern Jahren für die Rechte der Ritterschaft führte, erregte, obgleich von ihm im allgemeinen Landesinteresse unternommen, selbst in den Kreisen des gebildeten Mittelstandes nur geringe Theilnahme. Deutsches Nationalgefühl fand sich nur bei einzelnen; kaum das schleswig-holsteinische Landesgefühl konnte lebhaft genannt werden; der Gegensatz zu Dänemark wurde im allgemeinen durchaus nicht scharf empfunden, wenn sich auch seit dem Jahre 1815, in dem die dänische Monarchie zu den Feinden Napoleon's übertrat und durch Dahlmann, Falck und andere die „Kieler Blätter" ins Leben gerufen wurden, leise Zeichen des Umschwungs bemerkbar machten. In dieser Zeitschrift erschien gleich im ersten Jahr Dahlmann's „Wort über die Verfassung", brachte der Bevölkerung die vorhandenen Mißstände, die ungesetzliche langjährige Nichtberufung der Stände, die Verwirrung der Finanzen u. s. w., zuerst wieder deutlich zum Bewußtsein und wurde der Ausgangspunkt einer lebhaften literarischen Bewegung. Einige Jahre später wandte sich die Ritterschaft beschwerdeführend an den König und, als das vergeblich blieb, an den deutschen Bundesrath. Aber auch dieser wies sie ab und eine vom König eingesetzte Commission für einen Verfassungsentwurf stellte bald ihre Thätigkeit wieder ein. Thatsächlich war man nicht mehr weit von einer Einverleibung der Herzogthümer entfernt, und Schleswig mindestens waren alle Dänen entschlossen für immer festzuhalten; immer wieder hörte man von ihnen das alte Hohnwort, die Schleswig-Holsteiner sollten sich doch freuen, lieber etwas, nämlich Dänen zu sein, als gar nichts, nämlich Deutsche. Unter solchen Umständen begann Lornsen seine Thätigkeit. Auf einer Versammlung patriotischer Männer in Kiel (1. November 1830) legte er eine Schrift von wenigen Seiten: „Ueber das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein" vor. Darin fordert er unter kräftigem Hinweis auf die Mißstände die Verlegung aller Landesbehörden nach Schleswig-Holstein selbst, einen gemeinsamen obersten Gerichtshof für diese beiden Provinzen, die überhaupt in allen innern Angelegenheiten völlig unabhängig von Dänemark sein sollten, vor allem aber einen gemeinsamen Landtag, da die Trennung beider Herzogthümer „jedem Schleswig-Holsteiner schlechthin undenkbar" sei. „Nur der König und der Feind seien uns gemeinsam." All dies stand in entschiedenstem Widerspruch zu der immer schärfer hervortretenden Behauptung der Dänen, Schleswig müsse auch nach dem Aussterben der männlichen Linie des Königshauses mit Dänemark vereint bleiben; die ausschließlich männliche Erbfolge gelte nur für Holstein. Aber die Schrift fand die Billigung der Versammlung und wurde eilig gedruckt und versandt. Sie hatte das außerordentliche Verdienst, das bisher recht unbestimmte Verlangen nach einer schleswig-holsteinischen Verfassung in eine kurze, klare und bestimmte Form zu bringen, in eine Form, in der es allmählich zu einer unabweisbaren Forderung des ganzen Landes wurde. Sie rief in wenigen Monaten etwa dreißig Broschüren hervor. Aber die unmittelbare Wirkung auf weitere Kreise war freilich geringer als man hätte glauben sollen, und als die Regierung Lornsen verhaften ließ (23. November), wurde bald wieder alles ganz still. Der entschlossene Mann ließ sich mit ruhiger Heiterkeit abführen. „Meine Sache ist so klar wie die Sonne", sprach er im Bewußtsein seines guten Rechts. Heute wird man es trotzdem begreiflich finden, daß das schließliche Urtheil auf Amtsentsetzung und einjährige Festungshaft mildesten Grades lautete; vom juristischen Standpunkt hatte er als Beamter immerhin bedenklich gehandelt. Wir können dies anerkennen und ihn trotzdem preisen, daß er in einem Conflict der Pflichten zuerst als deutscher Patriot empfand.

Die Regierung fühlte sich übrigens, zum Theil auch mit Rücksicht auf die überall durch die Julirevolution erweckte lebhafte Bewegung der Geister, doch unsicher; man berief eine Anzahl erfahrener Männer aus den Herzogthümern nach Kopenhagen zu einer Berathung über die Herstellung einer ständischen Verfassung in ihnen. Unterdessen weilte Lornsen als Festungsgefangener zuerst in Friedrichsort,

dann in Rendsburg, oft eifrig an dem Werke beschäftigt, das sein literarisches Vermächtniß werden sollte, aber in andern Stunden von den trübsten Gedanken gequält. Schon in Kopenhagen hatte ihn wiederholt ein eigenthümliches Flechtenleiden befallen, das stets heftiger auftrat, wenn ihm starke körperliche Bewegung unmöglich gemacht wurde. Mehrmals hatte er sich, in der Hoffnung auf Heilung, den anstrengendsten und peinlichsten Curen unterworfen und monatelang mit spartanischer Einfachheit gelebt. In der Haft trat die Krankheit wieder stärker hervor und peinigte ihn nicht so sehr körperlich, als weil er sich immer mehr in dem Wahnglauben befestigte, sie sei für seine Umgebung ansteckend, an eine Ehe vollends dürfe er vor völliger Gesundung nicht denken. Auf diese Weise wurde ein an sich nicht bedenkliches Leiden zum schweren Verhängniß für sein ganzes ferneres Leben, um ihn schließlich in den Tod zu treiben. Sein glühendes Interesse für die schleswig-holsteinische und überhaupt für die deutsche Sache aber vermochte es nicht zu ersticken. Für Deutschland forderte er mit merkwürdigem Weitblick schon in einem Briefe aus dem Juli 1832 das völlige Ausscheiden Oesterreichs aus dem deutschen Bunde, die Erhebung des Königs von Preußen zum deutschen Kaiser, dem die gesammte Militärmacht zu unterstehen habe, und eine Verzichtleistung aller andern deutschen Fürsten auf ihre Souveränetät: in einer Pairskammer unter dem Kaiser vereinigt, sollen sie nur die innere Regierung ihrer Länder fortführen. Als er dies Programm aufstellte, war er schon seit mehrern Wochen wieder frei; am 2. Juni war seine Haftzeit abgelaufen; er begab sich zunächst nach der Heimatsinsel. Kurz darauf gingen auch die Berathungen der „erfahrenen Männer" zu Ende; sie durften aber vorläufig über deren Ergebnisse nicht sprechen. Als diese dann allmählich bekannt wurden, konnte Lornsen darin wenigstens verheißungsvolle Anfänge sehen; seine Hauptforderung: ein gemeinsamer Landtag für beide Herzogthümer blieb allerdings zunächst unerfüllt. Als die entscheidenden Verordnungen endlich erschienen (15. Mai 1834), da weilte der Mann, der mehr als ein anderer gethan hatte, die dänische Regierung von der Unvermeidlichkeit solcher Concessionen zu überzeugen, schon in fernen Landen; nach mehrfachem Schwanken hatte er sich entschlossen, in den Tropen Heilung für sein Leiden zu suchen: am 18. December 1833 war er in der Bucht von Rio de Janeiro angekommen. Die Freunde, von denen nur einer die volle Wahrheit kannte, schüttelten die Köpfe über einen so unbegreiflichen Entschluß; ihn beirrte das nicht; er glaubte, nur als gesunder Mann ernstlich für sein Vaterland thätig sein zu können. So verbrachte er mehrere Jahre in wechselnder Stimmung, bald von froher Hoffnung auf Genesung erfüllt, bald daran verzweifelnd, in dem fremden Lande. Aber in guten Stunden setzte er die Arbeit an seinem Werke eifrig fort und verfolgte die politische Entwickelung der Heimat mit innigstem Interesse. Die Provinzialstände schwankten indeß zwischen gelegentlichen entschiedenen Schritten und unsicherm Tasten hin und her; die von Schleswig zeigten im ganzen größere Entschlossenheit. Aber auch sie wagten jetzt noch nicht, sich im vollen Umfang das Programm anzueignen, das er in Briefen nach der Heimat im Jahre 1835 formulirte. Danach sollten Schleswig und Holstein den souveränen Staat Schleswig-Holstein bilden und dieser sollte nur bis zum Aussterben der männlichen Linie des Königshauses den Herrscher mit Dänemark gemeinsam haben: es war das Programm der Zukunft. Vor der Hand hatten die holsteinischen Stände noch nicht einmal den Muth durch Zustimmung zu einem ohnehin schon sehr allgemein gehaltenen Antrag Hegewisch's offen für Lornsen einzutreten. Endlich im April 1837 trat dieser doch, obgleich sich seine Hoffnung auf volle Genesung als eitel erwiesen hatte, die Rückreise, zunächst nach Marseille an. Zumeist mochte ihn die Rücksicht auf eine geliebte, gleichfalls der Schwermuth verfallene Schwester dazu treiben, der er eine große Freude zu bereiten hoffte. Aber er sollte die holsteinische Heimat nicht wiedersehen. Nach kurzem Aufenthalt in Marseille ging er nach Genf, um dort sein Werk zu vollenden. Ein dortiger Arzt Dr. Peschier wurde ihm ein treuer Freund und wußte ihm eine Zeit lang das Vertrauen einzuflößen, daß er ihn leicht heilen werde. Aber bald kehrte der Wahn, sein Leiden sei unheilbar und vor allem ansteckend, mit unwiderstehlicher Kraft wieder; er hielt es für seine Pflicht, freiwillig aus dem Leben zu gehen — wir haben zum Beleg dafür noch einen tagebuchartigen Brief aus seinen letzten Tagen — am 13. Februar 1838 wurde seine Leiche im Genfer See gefunden. Die Nachricht von seinem tragischen Geschick, die erst im März nach Kiel gelangte, erregte in der Heimat tiefste Sympathie, und selbst dänische Blätter sprachen in warmen Worten ihre Hochachtung für den Dahingeschiedenen aus.

Bald nach seinem Tode gewann die schleswig-holsteinische Bewegung einen entschiedenern Gang. Zwar in Holstein trat, gleichzeitig mit dem Emporkommen der Eiderdänen in Dänemark, die Partei der Neuholsteiner auf, die, unter Preisgabe des halb dänischen Schleswig, jene Provinz allein von Dänemark loslösen wollte; aber als 1841 G. Beseler Lornsen's hinterlassenes Werk „Die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins" veröffentlichte, da schwand die Gefahr, die von Seiten der Neuholsteiner drohte. Das Buch, obwol ohne strenge Einheit, hatte doch hauptsächlich durch die Beilagen, die die eigentliche Beweisführung geben, eine solche Wirkung, daß seine Resultate, wie ein Zeitgenosse sagt, „die Glaubensartikel aller Nordalbingier" wurden. Der Neuholsteiner Th. Olshausen selbst mußte von der schleswig-holsteinischen Gesammtpartei bekennen: „Im Gemüthe wurzelt ihre Kraft". Und eben diese Kraft führte die Bewegung nach dem schmerzlichen Fehlschlag von 1848 und nach den darauffolgenden Jahren des Kleinmuths durch die ruhmvollen Kämpfe von 1864 aus den halben Verhältnissen des folgenden Jahres nach dem deutsch-

österreichischen Kriege ihrer Lösung entgegen. Als man aber soweit war, da erwachte auch das Andenken Lornsen's wieder unter seinen Landsleuten, und eben aus dem Gefühl dieser neubelebten Dankbarkeit heraus schrieb K. Jansen seine schon erwähnte schöne Biographie — er schrieb sie von dem Standpunkte eines Mannes, der, ursprünglich wol Augustenburger, sich doch mit der preußischen Herrschaft völlig ausgesöhnt hatte. Edmund Lange.

Eine neue Theorie des Schlafes.

Noch heute ist die Sage im Umlauf, daß selbst im tiefen Schlafe das Gehirn nicht zur Ruhe komme, sondern als Wächter über dem ganzen Organismus throne wie das Feuer des Leuchtthurmes über der ruhenden See.

Aber bereits Schopenhauer sagt ausdrücklich in seinem Versuche über das Geistersehen, daß man unter Schlaf die aufgehobene normale Thätigkeit des Gehirnes und der Sinne verstehen müsse, die Ruhe des Gehirnes, die wir als eine vollkommene, mithin als ganz bewußtlos anzunehmen alle Ursache haben. Wenn er aber hinzufügt, daß Träume mitten im tiefen Schlafe entstehen, so ist auch er noch im Irrthum befangen.

E. von Hartmann's Bemerkungen gehen nicht über Schopenhauer hinaus.

Wundt („Physiologische Psychologie", 2. Aufl.) beginnt seine Ausführungen mit der wenig versprechenden Mittheilung, die physiologischen Ursachen des Schlafes seien noch in Dunkel gehüllt. Wie jeder periodische Lebensvorgang habe er seine Quelle im centralen Nervensysteme. Die allgemeinen Bedingungen seines Eintritts machen die Annahme wahrscheinlich, daß die Erschöpfung der im Nervensystem vorhandenen Kräfte, sobald sie einen gewissen Grenzwert erreicht, in dem Schlafe einen Zustand herbeiführt, in dem durch die beginnende Muskelruhe und die verminderte Wärmebildung die erforderliche Ansammlung neuer Spannkräfte stattfindet. Gewisse Thatsachen weisen ferner darauf hin, daß die Erschöpfung der Nervencentren nur die allgemeine Bedingung des Schlafes sei, daß aber dessen nächste Entstehungsursache stets auf einer directen centralen Veränderung beruhe, die normalerweise bei aufgehobener oder herabgesetzter Aufmerksamkeit zu entstehen pflege. Das angenommene Schlafcentrum, an dessen functionellen Veränderungen zunächst der Eintritt des Schlafes geknüpft ist, sei wahrscheinlich das Wahrnehmungsorgan selbst.

Wohl führt Wundt unter anderm auch Kohlschütter's Schlaftiefenscala an, läßt aber merkwürdigerweise Joh. Ranke's Untersuchungen unberücksichtigt, die dieser bereits in den sechziger Jahren in seinem „Tetanus" niedergelegt und veröffentlicht hat. Darin taucht zum ersten male die Idee der Ponogenen, der Ermüdungsstoffe, auf, jener Substanzen, die die Functionsfähigkeiten herabsetzen. Hier aber setzen unsere heutigen Theorien des Schlafes ein, unter andern auch die von Emanuel Rosenbaum*) vorgetragene.

Während Joh. Ranke die Milchsäure und das Kreatin als Ermüdungsstoffe ansieht, versucht Rosenbaum das Wasser als solchen nachzuweisen. Freilich hatte Ranke schon gezeigt, daß im Nerven während und durch die Thätigkeit Wasser entstehe, und durch diese Zunahme des normalen Wassergehaltes seine Functionsthätigkeit verringert werde, sodaß sich im Grunde genommen die Rosenbaum'sche Schrift auf den Ranke'schen Thesen erhebt; diese selbst aber erfahren dadurch beträchtliche Erweiterungen und theilweise auch Verbesserungen. Im übrigen verdient die Schrift schon wegen ihrer gemeinverständlichen Fassung größere Verbreitung.

In der Einleitung zeigt der Verfasser sowol an den Muskeln als an den Cerebrospinalnerven (für Geruch, Geschmack, Gesicht, Gehör, Tast- und Temperatursinn) den Kreislauf ihrer Zustandsänderungen: Arbeit, Ermüdung und Erholung. Imprägnirt man einen frischen, gut erregbaren Muskel mit Ermüdungsstoffen, so stellt sich auch ohne Arbeitsleistung Ermüdung ein, und wenn man andererseits die während der Arbeit entstandenen Ponogenen, auch ohne den Muskel erst Ruhe gegönnt zu haben auswäscht, so wird er dadurch wieder in den ursprünglichen normalen Zustand versetzt. Aehnlich wie den Muskeln eine idiomuskuläre Contractionsfähigkeit innewohnt, sodaß sie sich unabhängig von den nervösen Centralorganen infolge eines auf sie ausgeübten Reizes zusammenziehen können, so bieten auch die Nerven eine idionervöse Reizbarkeit, indem auch sie unabhängig von den nervösen Centralorganen fähig sind, einen auf sie wirkenden Reiz aufzunehmen und ihn auch fortzupflanzen. Bei öfter wiederholten Versuchen, einen von den Centralorganen abgetrennten sensiblen oder motorischen Nerven zu erregen, fand man, daß auch der Nerv infolge seiner Thätigkeit der Ermüdung anheimfällt.

Schon Kant verwies die Frage nach der Ursache des Schlafes in das Gebiet der Physiologie. Zu seiner Definition, die den Schlaf als einen Zustand des Unvermögens eines gesunden Menschen, sich der Vorstellung durch äußere Sinne bewußt werden zu können, hinstellt, fügt er hinzu: die Sacherklärung zu finden, bleibt den Physiologen überlassen. In der That hätte man zunächst neben den äußerlichen auch die innerlichen körperlichen Vorgänge, die den Zustand des Schlafes von dem des Wachen unterscheiden, genau zu erforschen. Da aber sämmtliche Functionen des lebenden Organismus mit Stoffveränderungen, Stoffansatz, vor sich gehen, so muß auch der Stoffgehalt der thätigen

*) Warum müssen wir schlafen? Eine neue Theorie des Schlafes von Dr. med. Emanuel Rosenbaum. Berlin, A. Hirschwald. 1892. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Organe von dem der ruhenden zu unterscheiden sein; hierauf hätte sich die Untersuchung zu erstrecken.*)

Aber auch die experimentelle Physiologie konnte bisher zu keinem Ergebnisse gelangen, da die Sterbefälle während des normalen Schlafes sehr selten sind und die stofflichen Veränderungen in den Organen nur in geringem Grade auftreten werden. Man wird also sein Augenmerk auf die pathologischen Veränderungen derjenigen Krankheitsfälle zu richten haben, in denen der Schlaf ein größeres oder kleineres Symptom der Krankheit bildet. Damit wird aber der experimentelle Theil der Untersuchung auf das ärztliche Gebiet hinübergeführt. Leider sind aber die Untersuchungen der pathologischen Veränderungen noch sehr lückenhaft, namentlich sind die Ergebnisse nicht nach den verschiedenen Krankheitsstadien geordnet, sodaß man nicht genau sagen kann, welche Veränderung den Symptomen der ersten und welche den der folgenden Stadien zu Grunde zu legen wären; auch sind die Veränderungen der peripherischen Nerven fast noch gar nicht untersucht worden. Indeß ist bei einem allgemeinen Ueberblick über die Pathologie solcher Krankheiten, in denen der Schlaf ein hervorragendes Symptom bildet, in allen Fällen eine bestimmte Veränderung festzustellen, die des Wassergehaltes des Nervensystems: Bei allen Krankeiten mit herabgesetzter Thätigkeit in der Function des Nervensystems findet man stets eine quantitative Vermehrung des Wassergehaltes der Nerven. An der Hand von Buhl's Arbeiten greift der Verfasser aus der großen Zahl von Krankheiten, bei denen Sopor, Coma, Bewußtlosigkeit u. dgl. eine große Rolle spielen, sieben heraus und kommt, wie Buhl, in seinen Ausführungen zu dem Schlusse, daß die herabgesetzte Functionsthätigkeit in allen hier besprochenen Krankheitsfällen auf das vom Blute übernommene Wasser in den Geweben zu beziehen ist.

Auf die Frage, woher das durch die physiologische Thätigkeit entstehende Wasser stamme, ist mit Ranke zu antworten, daß die durch die Thätigkeit aus den Muskelstoffen sich bildenden leicht diffundirenden Zersetzungsproducte eine größere Wassermenge in die Muskeln und Nerven, ebenfalls aus dem Blute hineinziehen.

Im lebenden Organismus gibt es aber außer dieser noch eine Quelle für die durch die Thätigkeit entstehende Wasserzunahme, nämlich die der Oxydation. Darunter versteht man die Verbindung des in den Organismus eintretenden Sauerstoffs mit den organischen Substanzen. Bei diesem Vorgange verbinden sich zwei Atome Sauerstoff mit einem Atome des im organischen Körper befindlichen Kohlenstoffe zu Kohlensäure, und ein Atom Sauerstoff vereinigt sich mit zwei Atomen Wasserstoff, die durch die Einwirkung der Sauerstoffatome aus ihrer Verbindung mit dem Kohlenstoff sich losgelöst haben, zu Wasser. Wenn Du Bois-Reymond und Hermann diesen Lehrsatz der Oxydation, auf dem alle mechanischen Leistungen des thierischen Organismus beruhen sollen, in Zweifel gezogen und die Entstehung der im Muskel sich bildenden Säure auf einen Spaltungs- oder Gärungsproceß zurückgeführt haben, so ist zu erwidern, daß auch bei diesem Vorgange die zusammengesetzt organischen Verbindungen in einfachere Stoffe zerlegt werden, und zwar in sauerstoffreichere wie Kohlensäure und in sauerstoffärmere wie Wasser.

Bildet sich aber im Organismus Wasser durch die Thätigkeit, so kann dieses, wie aus früherm hervorgeht, auf diese selbst einen schädlichen Einfluß ausüben, und der Organismus muß Mittel und Wege finden, das überschüssige Wasser auszuscheiden. Dies geschieht nun zum Theil durch die Harnorgane und durch den Schweiß, zum Theil auch durch die Lunge nach dem Gesetze der Hydrodiffusion.

Um endlich zu untersuchen, zu welcher Zeit die Ausscheidung des durch die Oxydation entstandenen Wassers geschieht, verwerthet Rosenbaum die von Pettenkofer und Voit in der Zeitschrift für Biologie niedergelegten Ergebnisse für den Stoffwechsel beim Menschen.

Aus der daraus unter Beihülfe einfacher Berechnungen abgeleiteten Tabelle ergibt sich, daß die Wasserausscheidung in allen Fällen während des Schlafes vermehrt ist.

Zum Schlusse versucht der Verfasser noch diejenigen Erscheinungen möglichst vollzählig zusammenzustellen, die den Schlaf vor, während und nach dessen Eintreten zu begleiten pflegen, und zu untersuchen, inwiefern diese mit seiner Theorie des Schlafes im Einklang stehen.

Von besonderm Interesse sind dabei die Hinweise auf das Schläfrigsein beim Verweilen in der Wärme, das Schlafen der Sommerschläfer, der Amphibien, bei längerm Aufenthalte in einem mit Wasserdampf gesättigten Raume, wie nach einem Dampfbade oder schon bei mit Wasser geschwängerter Atmosphäre und regnerischem „einschläfernedem" Wetter. Schlaf entsteht auch willkürlich nach Einwirkungen kleiner Reize von langer Dauer, wie das Einsingen eines Kindes in Schlaf, das Schaukeln und Wiegen oder das Einschlafen infolge des Rauschens eines fließenden Wassers beweisen.

Der Schlaf vertieft sich nach Kohlschütter anfangs sehr schnell, dann langsamer, erreicht nach einer Stunde das Maximum, verflacht sich erst schneller, dann langsamer, sodaß die Tiefe $1\frac{1}{2}$ Stunden nach dem Einschlafen nur etwa $\frac{1}{4}$, nach zwei Stunden nur etwa $\frac{1}{8}$ der größten Tiefe beträgt. Das fernere Sinken geschieht sehr langsam und schließlich verharrt der Zustand mehrere Stunden vor dem Aufwachen in fast gleicher, sehr geringer Tiefe.

Naht sich der Schlaf mehr und mehr seinem Ausgange, so werden die Sinnesorgane für äußere Eindrücke immer

*) An dieser Stelle unterbricht der Verfasser den Gang seiner Darlegung und schaltet eine interessante historische kritische Betrachtung ein über die seit dem Alterthume von Philosophen und Aerzten aufgestellten Theorien und Ansichten über das eigentliche Wesen des Schlafes. Warum er dabei die Zeitangaben auch noch in Olympiaden ausdrückt, ist uns nicht recht verständlich. Die Olympiadenrechnung, eine Erfindung des sicilianischen Geschichtschreibers Timäus, ist niemals ins antike bürgerliche Leben eingedrungen; sie war stets nur ein rein literarisches Institut. Der gegen das Ende der geschichtlichen Parenthese erwähnte de la Roche (nicht de la Roch) war Arzt an der Maison de Santé du Faubourg St. Martin und starb 1812 (nicht 1813).

empfindlicher. Das Jucken der Haut infolge geringfügiger äußerer Reize, wie von Insecten, lösen unwillkürlich Reflexe aus. So deutet Gabriel Max auf seinem Gemälde der Erweckung von Jairus' Tochter auch durch die Fliege auf ihrem Arme das nahe Erwachen an.

Während die schlafenden Centren des Gehirnes einen viel zu großen Wassergehalt besitzen — vielleicht infolge einer relativ größern Anzahl von Venen an einer Stelle mehr als an einer andern —, so werden einerseits die bereits wachenden Centren eine genügend große Thätigkeit ausüben, um eventuell auch zu mechanischen Bewegungen Anlaß zu geben, andererseits doch nicht genug Kraft haben, auch die schlafenden Centren in Mitthätigkeit zu ziehen: es wird das Bild des Somnambulen oder Hypnotisirten entstehen, — eine Erklärung, die mit denen ernster Beurtheiler des Hypnotismus in gutem Einklange steht. Dagegen wird weder Somnambulismus noch Traum im Stadium des wirklichen tiefen Schlafes auftreten. Solche Personen, die, wie Lessing, der behauptete, nie geträumt zu haben, weder eine Disposition zu Wasseransammlung auf einer Stelle im Gehirn besitzen, noch der Schlaftrunkenheit fröhnen, sondern gleich nach dem ersten Erwachen aufstehen, werden auch nie träumen.

Jedermann weiß, daß das Kind während des Schlafes wächst, und daß auch ein Erwachsener nach dem Schlafe an Körperumfang und Länge zugenommen hat. Einen Ring, der am Abend auf dem Finger ganz lose war, wird man des Morgens nur schwer ablegen können. Dieses Wachsen und Zunehmen kann nur so erklärt werden, daß die festen Stoffe nach der Ausdünstung des Wassers an dessen Stelle sich ansetzen.

Die Frage, ob man am Tage und nach Aufnahme von Speisen schlafen dürfe und solle, beantwortet Rosenbaum dahin, daß dies nur nach Aufnahme von sehr leicht verdaulichen Speisen zuträglich sei. Dagegen wird man nach schwerer verdaulichen, einige Zeit thätig sein müssen, um die Verdauung anzuregen und die Speisen zu sondern.

Am Schlusse spricht der Verfasser noch die Vermuthung aus, daß das intellectuelle Wissen im umgekehrten Verhältniß zum Wassergehalte des Centralnervensystems stehe, Größe und Schwere des Gehirnes also keinen Maßstab der Intelligenz abgäben. Soll das Wasser aus dem Organismus, namentlich aber aus dem Centralnervensystem ausgeschieden werden, so wird die horizontale Lage namentlich mit erhöhtem Haupte viel dazu beitragen.

Ueber die Richtigkeit der aufgestellten Hypothese zur Erklärung der Ursache des Schlafes ein Urtheil zu fällen, wäre verfrüht. So sehr sie das Gepräge größter Wahrscheinlichkeit trägt, so muß sie doch erst noch durch eine größere Anzahl experimenteller physiologischer Arbeiten gestützt werden, die der correcten Statistik, dem Gesetze der großen Zahlen, Eingang gewähren.

Ernst Lehmann.

Neuere culturhistorische Arbeiten.

Wir haben unsere Leser schon wiederholt darauf hingewiesen, daß in neuester Zeit im Gegensatze zu der jahrzehntelangen Vorherrschaft des Specialistenthums in der deutschen Geschichtschreibung in erfreulicher Weise wieder die Neigung zu Tage tritt, die durch Einzelforschungen gewonnenen Ergebnisse zu großen Gesammtbildern großer Perioden oder gar der gesammten Menschheitsgeschichte zusammenzufassen. Auf die Periode der bloßen Sammlung des Stoffs scheint wieder mehr und mehr eine solche der Ordnung und künstlerischen Gestaltung zu folgen, ohne daß dabei etwa die weitere Sammlung und Sichtung vernachlässigt wurde; nur wird sich die wissenschaftliche Arbeit wieder mehr als früher bewußt, daß die Sammlung der Bausteine nur Mittel zum Zweck, der Endzweck aber die Herstellung des Bauwerks selbst ist. Der Wissenschaft kann diese Wandlung ohne Frage nur zum Vortheil gereichen; durch sie ist jetzt in weit höherm Maße als früher auch bei weitern Kreisen des Volkes Sinn und Verständniß für geschichtliche Forschungen neu erwacht. Wir können auch heute wieder unsere Leser auf mehrere derartige Werke hinweisen, welche dieser Neigung der Wissenschaft und der größern Theilnahme und Vorliebe des Publikums ihren Ursprung verdanken.

An erster Stelle möchten wir da ein Werk erwähnen, welches den seit langer Zeit nicht gemachten Versuch darstellt, die Gesammtheit der culturgeschichtlichen Entwickelung vom katholischen Standpunkte aus zu überblicken und in ein wissenschaftliches System zu bringen. Dieser Versuch ist in einer Weise gemacht worden, der man die Anerkennung ehrlichen Strebens nach Objectivität und rein wissenschaftlicher Erkenntniß nicht versagen kann. Das Werk, um das es sich handelt, liegt jetzt in zwei mäßig starken Bänden abgeschlossen vor:

1. System und Geschichte der Cultur. Von Dr. Georg Gruppe. Zwei Bände. Paderborn, F. Schöningh. 1892. Gr. 8. 10 M.

Der erste der beiden Bände behandelt die systematisch-philosophischen Probleme der Geschichte, während der zweite einen Aufbau der Geschichte der Cultur selbst unternimmt. In dem ersten gibt der Verfasser eine systematische Darlegung des Inhalts und Zwecks der geschichtlichen Wissenschaft, der in ihr wirkenden Ideen und Gesetze. Unter mannichfacher Anlehnung an Herder's „Ideen zur Geschichte der Menschheit" ist der Verfasser doch in vielen einzelnen Fragen, wie in seiner Gesammtanschauung zu einer selbständigen und nach den verschiedensten Richtungen

eigenartigen und einheitlichen philosophischen Auffassung gelangt, in der sein religiös-kirchlicher Standpunkt wol hier und da zu Tage tritt, aber nicht jene alles beherrschende und den unbefangenen Blick des Forschers trübende Stelle einnimmt, wie das sonst bei katholischen Geschichtschreibern oft in nur allzu hohem Grade zu finden ist. Es sind nicht eigentlich neue und überraschende Ideen, die er vorträgt, aber sie erscheinen doch in einer eigenen und von selbständigem Denken zeugenden Betrachtung, die den an und für sich stark abstracten und schwierigen Gegenstand nicht allein für den Fachmann, sondern auch für den Laien klar und verständlich macht. Allerdings verläßt der Verfasser bei seinen systematischen Erörterungen nicht selten den rein geschichtsphilosophischen Boden und geräth mehr oder weniger bewußt auf den der Theologie, aber der Standpunkt, von dem er ausgeht, ist mit wenigen Ausnahmen mehr der allgemein christliche als der specifisch katholisch-theologische. Gewiß ist er weit entfernt, den letztern etwa irgendwie verleugnen oder auch nur in den Hintergrund treten lassen zu wollen, aber wo er ihn betont, geschieht es zwar in scharfer, gegen den Protestantismus zuweilen auch schroffer, aber nie in so völlig verblendeter und einseitig fanatischer Weise wie bei Janssen und seinen Nachtretern. Daß ein gläubiger Katholik, wie es der Verfasser ohne Zweifel ist, in der Reformation einen wirklich weltbewegenden Fortschritt zu erkennen nicht geneigt ist, versteht sich bei dem Einfluß, den die religiöse Weltanschauung auf die gesammte geistige und wissenschaftliche Auffassung in diesen Kreisen nun einmal ausübt, von selbst. Aber um so mehr Anerkennung verdient es doch, wenn der Verfasser trotz des ungünstigen Urtheils über ihren Erfolg doch den Absichten der Reformatoren Gerechtigkeit widerfahren läßt, ausdrücklich hervorhebt, daß ihnen Religiosität nicht abzustreiten, vielmehr zuzugeben sei, daß sie eine hohe Begeisterung besaßen und wieder zu erwecken verstanden, wenn er weiter sogar zugesteht, „daß die Reformation in ihren Kreisen mannichfach bessernd gewirkt, den religiösen Eifer und die Frömmigkeit neu belebt hat". Solche maßvollen, zu denen anderer katholischer Historiker in wohlthuendem Gegensatz stehenden Aeußerungen lassen manchen andern scharf verurtheilenden Ausspruch in milderm Lichte und erträglich erscheinen. Vor allem aber ist es durch diese verhältnißmäßig maßvolle Gesinnung des Verfassers möglich geworden, daß an allen den Stellen, an denen es sich um den Gegensatz zwischen der katholischen Kirche und den abweichenden Meinungen nicht handelt, sein kirchlich-religiöser Standpunkt sowol in den systematischen Erörterungen, wie in den Culturschilderungen nur wenig hervortritt, sodaß im großen und ganzen seine Darstellung sich durch eine Objectivität auszeichnet, wie wir sie bei andern katholischen Schriftstellern nur zu oft schmerzlich vermissen.

Was nun die im zweiten Bande des Werks enthaltene Darstellung der gesammten Culturentwickelung der Menschheit selbst betrifft, so leidet sie an demselben Fehler in der Gesammtanlage, der leider vielen in der neuesten Zeit an die Oeffentlichkeit gekommenen Culturgeschichten anhaftet. Der Verfasser gibt nämlich nicht eine chronologisch fortschreitende Darlegung der Cultur der Menschheit in ihrer Einheitlichkeit und Gesammtheit, aus der allein eine Vorstellung des der geschichtlichen Betrachtungsweise eigenthümlichen Begriffes der Entwickelung zu gewinnen ist, sondern er zerlegt die gesammte Cultur in ihre einzelnen Richtungen und Aeußerungen und verfolgt jede von ihnen isolirt durch die Jahrhunderte und die wechselnden Culturnationen, die in den verschiedenen Epochen bestimmenden Einfluß auf die geschichtliche Bewegung gewonnen haben. Indem er so einzeln erst das Kriegswesen, dann das Sicherheitswesen, das Wirthschaftsleben, Sitte, gesellige Verhältnisse, Familienverhältnisse, Staat und Recht u. s. w. schildert, gelangt der Leser wol zu einer Anschauung von der allmählichen Entwickelung dieser einzelnen Aeußerungen der menschlichen Culturthätigkeit, niemals aber, worauf es doch im letzten Grunde ankommt, zu einem einheitlichen Bilde der gesammten Cultur bei einem bestimmten Volke oder in einer bestimmten Epoche. Es muß auf diesem Gebiete wie auf dem der Weltgeschichte doch erst noch zu einer einheitlichern Durchdringung des gesammten Stoffs, zu einer klarern Erkenntniß der für jede große Epoche charakteristischen und wahrhaft eigenthümlichen Culturelemente kommen, ehe wir auch auf dem Gebiete der Culturgeschichte zu einer einheitlich-wissenschaftlichen Anschauung gelangen können. In dieser, ich möchte sagen zugleich methodischen und inhaltlichen, Beziehung kann das Werk doch als ein Fortschritt gegenüber ähnlichen frühern Versuchen nicht bezeichnet werden. In dem Mangel an Einheitlichkeit und Uebersichtlichkeit des großen Stoffs, dessen der Verfasser doch nicht in vollem Umfange mächtig geworden ist, erinnert sein Buch oft nur zu sehr an die verwandten Arbeiten Henne am Rhyn's, denen derselbe Fehler in fast noch höherm Maße anhaftet. Bei Gnupp weist doch wenigstens einer der großen Abschnitte, der den größten Theil des zweiten Bandes einnimmt, der über die Geschichte der Lebensauffassung und der Lebensideale, jene Einheitlichkeit und systematische Durchdringung des Stoffs auf, die wir in den andern Theilen des Werks und in den gesammten Arbeiten Henne am Rhyn's vermissen. Natürlich wären auch im einzelnen gegen die Auffassung einzelner Erscheinungen der Cultur, gegen die Auswahl des Stoffs u. dgl. m. mannichfache Einwände und Bedenken zu erheben, wie das bei einem Werke, das einen so umfassenden Stoff behandelt, ja nicht anders sein kann. Allein hier kann es nur darauf ankommen, den Charakter und die Anlage des Werks in den Hauptzügen zu kennzeichnen. Auch dies wird genügen, um den Leser erkennen zu lassen, daß wir es in diesem Werke gewiß nicht mit einer einwandfreien, aber immerhin mit einer in vieler Hinsicht interessanten und Anerkennung verdienenden Erscheinung der neuern historischen Literatur zu thun haben.

Einen weniger philosophisch-methodisch hoch gesteckten, aber darum inhaltlich nicht minder, ja in Bezug auf das Thatsächliche noch mehr umfassenden Zweck verfolgen die andern zusammenfassenden Werke, auf die wir die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken möchten. Als ein sehr erfreuliches Zeichen für die Theilnahme, welche unser Volk auch ernsten und großen wissenschaftlichen Unternehmungen entgegenbringt, sofern dieselben nur in anschaulicher und verständlicher Form auftreten, darf es bezeichnet werden, daß von der großen „Spamer'schen Illustrirten Weltgeschichte" *), zwei Bände, der erste und fünfte in neuer, dritter Auflage erschienen sind. Die Vorzüge des Werkes, sowol seines von einer Reihe ausgezeichneter Fachgelehrter bearbeiteten Textes, als seiner mit großem Geschick ausgewählten und mit Verwerthung aller technischen Fortschritte unserer Tage hergestellten reichen bildlichen Beigaben, sind aus seinen frühern Auflagen schon zur Genüge bekannt. Es darf mit freudiger Genugthuung festgestellt werden, daß alle Mühe und Sorgfalt von Seiten der Verfasser wie der Verlagshandlung aufgewandt worden ist, um die neue Auflage zu einem getreuen und, soweit das für nichtfachgenössische Kreise erforderlich ist, erschöpfend klaren Spiegelbilde des gegenwärtigen Standes der Forschung wie der reproducirenden Technik zu gestalten.

Der erste Band bietet eine eingehende Darstellung der Geschichte des gesammten Alterthums von den ältesten, prähistorischen Zeiten an bis zur Schlacht von Chäronea (338 v. Chr.) und widmet dabei die gleiche Aufmerksamkeit und Sorgfalt der Geschichte des Orients (China und Indien, Aegypten, Vorderasien) wie der griechischen. Der Antheil, welchen alle die behandelten Völker in den ersten Errungenschaften der Culturthätigkeit der Menschheit gewonnen haben, tritt nicht nur in der Darstellung neben der Schilderung der äußern Ereignisse, der Kriege und diplomatischen Verwickelungen, in klarer und plastischer Weise in den Vordergrund, sondern wird auch noch durch einen großen und umfassenden bildlichen Apparat, der mit Geschick und Sorgfalt auf die originalen Quellen zurückgeht, veranschaulicht. In derselben Weise ist der fünfte Band in Text und Abbildungen angelegt. Er umfaßt die inhaltlich so ungemein reiche und interessante Epoche vom Schluß des Mittelalters bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges und ist von Professor Kaemmel bearbeitet, dessen treffliche zusammenfassende Arbeiten auf dem Gebiete der deutschen Geschichte auch hier Vortreffliches erwarten ließen. War doch Kaemmel seit langer Zeit der erste, dem wir eine auf wirklich wissenschaftlichen Grundlagen beruhende, mit allen Fortschritten der neuesten Richtungen der Geschichtschreibung und Forschung Schritt haltende, einheitliche Geschichte unseres Volkes in ihrer ganzen Ausdehnung in einer Form verdanken, welche seine Arbeit auch für den Nichtfachmann verständlich und ihre Lektüre zu einem wirklichen Genuß macht. Dieselben Vorzüge treten uns auch in dieser neuen Arbeit entgegen, welche sich mit jener frühern vielfach berührt. Beide Bände können als eine in hohem Maße erfreuliche Bereicherung unserer historischen Literatur betrachtet werden.

Ueber die Geschichte des Alterthums allein, und zwar speciell über dieselbe Periode der griechischen Geschichte, welche auch der erste Band der „Spamer'schen Illustrirten Weltgeschichte" behandelt, liegt noch ein Werk ganz andern, streng fachwissenschaftlichen Charakters vor:

2. Handbücher der alten Geschichte. II. Serie 1. Abth.: Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chäronea von Prof. Georg Busolt. Erster Band: Bis zur Begründung des peloponnesischen Bundes. Zweite Auflage. Gotha, F. A. Perthes. 1893. Gr. 8. 12 M.

Seinem Zwecke entsprechend, da das Werk den Fachgenossen einen darstellenden Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der Forschung, deren neueste Resultate, die noch offenen Fragen u. dgl. geben will, wendet es sich in seiner Form nicht an die weitern Kreise des Publikums, sondern ist mit seinem umfangreichen und sorgfältigen gelehrten Apparat, seiner eindringenden Erörterung controverser Punkte, seiner exacten und eingehenden Begründung der eigenen wissenschaftlichen Ansichten des Verfassers nur oder doch in erster Linie für den Fachmann bestimmt. Auch für den Nichtfachmann von hohem Interesse aber ist es, an diesem, in der neuen Auflage in umfassendster Weise überarbeiteten Werke zu verfolgen, wie auch in solchen handbuchartigen gelehrten Zusammenfassungen der Forschung der culturgeschichtliche Stoff neben dem der eigentlichen politischen Geschichte einen immer wachsenden Raum einnimmt. Der Verfasser beginnt seine Darstellung nicht mit der üblichen Schilderung der sagenhaften Vorgeschichte Griechenlands auf Grund der poetischen schriftlichen Ueberlieferung, sondern er widmet zunächst ein umfangreiches, auf eingehendsten Detailstudien der Ausgrabungen u. s. w. gewidmetes Kapitel der mykänischen Epoche. Wir vermögen hier auf eine Untersuchung darüber, inwiefern die ganz neuen Ergebnisse, zu denen der Verfasser auf Grund einer ganz eigenartigen Methode der Behandlung der Quellen gelangt ist, richtig sind und auf allgemeine Zustimmung rechnen können, nicht einzugehen, müssen diese Aufgabe vielmehr den Fachzeitschriften überlassen. Jedenfalls hat man hier wie in den andern Theilen des Werkes stets den beruhigenden Eindruck, daß man es bei aller Selbständigkeit der Combinationen stets mit den Ergebnissen einer ruhig abwägenden, kritisch extraeten Forschung zu thun hat. Die eingehenden Besprechungen der Quellen und der neuern Literatur, welche dem Handbuch-Charakter des Werkes

*) Spamer's Illustrirte Weltgeschichte, mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte unter Mitwirkung anderer bewährter Fachmänner neubearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Professor Dr. Otto Kaemmel und Professor Dr. Berthold Volz. Dritte Auflage. Erster Band: Illustrirte Geschichte des Alterthums. I. Von den ersten Anfängen der Geschichte bis zum Verfall der Selbständigkeit von Hellas. 8 M. 50 Pf. Fünfter Band: Geschichte der neuern Zeit. Von Beginn der großen Entdeckungen bis zum Dreißigjährigen Kriege. 8 M. 50 Pf. Leipzig, O. Spamer. 1893—94. Gr. 8.

entspechend den einzelnen Abschnitten der Darstellung vorangeschickt werden, gestalten es zu einem vortrefflichen, ja unentbehrlichen Hülfsmittel für jeden, der an irgendeinem Punkte mit sebstthätiger Quellenforschung in die griechische Geschichte dieser Epoche eindringen will. Es ist eine jener mustergültigen encyklopädischen Leistungen, welche das Quellenstudium und die Handhabung der historischen Methode auch dem minder bewanderten Neuling in hohem Maße erleichtern und daher von der Geschichtswissenschaft nur mit warmer Anerkennung und aufrichtigem Dank für den Fleiß und die Umsicht des Verfassers begrüßt werden können. Georg Winter.

Lyrisches und Episches.

1. Gedichte von Christoph Mickwitz. Zweite Auflage. Reval, F. Kluge. Leipzig, R. Hartmann. 1892. 8. 4 M.

Trotz der von Jahr zu Jahr fortschreitenden Russifieirung der deutschen Ostseeprovinzen ist der Antheil, den ihre Bewohner noch immer in Wort und Schrift an dem deutschen Geistesleben nehmen, nicht unbedeutend zu nennen. Nicht nur, daß eine Anzahl als Schriftsteller und Gelehrte hervorragender Männer von dorther bei uns in ehrenvollen Stellungen zu Ansehen gelangt ist, können wir auch unter unsern bessern modernen Dichtern mehrere Ostseeprovinzler aufführen, unter denen sich z. B. Maurice Stern und Gerbel-Embach schon längere Zeit eines geachteten Namens erfreuen. Zu ihnen gesellt sich als dritter im Bunde Christoph Mickwitz, dessen bereits in zweiter Auflage erschienene Sammlung von Gedichten sich vermuthlich bald in Deutschland ebenso viel Freunde erwerben dürfte, wie sie dieselben in der engern Heimat des Dichters gefunden zu haben scheint. Es sind zunächst Vorzüge formeller Natur, die wir zur Empfehlung der Poesie Mickwitz's anführen können. Er beherrscht die Sprache in weit höherm Grade, als das bei den meisten seiner heutigen Collegen der Fall zu sein pflegt, und erweckt schon dadurch ein günstiges Vorurtheil für sich, daß er auf die Richtigkeit des Ausdrucks und des Versmaßes große Sorgfalt verwendet und dem musikalischen Gehalt der Lyrik innerhalb der dafür bestehenden Grenzen Rechnung trägt. Da sich infolge dessen seine Gedichte gut lesen und die wohlthuende Harmonie des Ganzen durch keinerlei Geschmacklosigkeiten gestört wird, ist man auch leichter geneigt, über die geringe Originalität des Inhalts hinwegzusehen. Mickwitz ist in erster Linie Liebesdichter und besingt die frohen und trüben Erfahrungen des liebenden Herzens, die sich wie der Wechsel der Jahreszeiten naturgemäß wiederholen, in anmuthiger, zum Theil sogar humoristischer Weise, ohne dem alten Thema in irgend erheblichem Maße neue Seiten abzugewinnen, aber doch auch so, daß an eine directe Anlehnung an berühmte Muster bei ihm nicht gedacht werden darf. Was die Sammlung sonst noch enthält, Balladen und Romanzen, Sprüche und Distichen, Sonette und Terzinen, zeugt zwar gleichfalls von einer erfreulichen Formengewandtheit, ist aber inhaltlich zu wenig bedeutend, als daß wir hier eine nähere Charakteristik dieser Theile seiner Sammlung nöthig hätten. Größeres Interesse gewähren die eingeflochtenen Uebersetzungen aus russischen Dichtern, von denen zwei auf Puschkin und zehn auf Lermontow entfallen. Die besten Stücke der Sammlung scheint uns das erste, die vermischten Gedichte umfassende Buch zu enthalten. Hier findet man z. B. die frisch und fröhlich gesungenen Trinklieder, das „Champagnerlied", das „Zechlied" und das „Studentenlied", die sich freilich nicht mit den kräftigen Weisen Scheffel's vergleichen können, die aber ähnlich wie Goethe's bekanntes Tischlied das innige Behagen am sorgenlosen Verweilen im Kreise froher Menschen in treffenden Worten ausdrücken. Hier steht auch das Preislied auf den Wald, das statt vieler anderer als Probe für die lyrische Begabung des Dichters dienen mag:

O Wald, du kühlender Bronnen,
Du frischer, grünender Wald!
Wie heilst du mit deinen Wonnen
Das kranke Herz alsbald.
Wie ruft dein fröhliches Rauschen
Die müde Seele wach,
Daß schnell bei freudigem Lauschen
Verstummt ihr Ungemach.

Wie Blumen blühen die Träume
Im Herzen wieder auf,
Und über die Gipfel und Bäume
Zieh'n die Gedanken hinauf,
Hinauf mit leichtem Gefieder
Bis an das Sonnenzelt:
Da jauchzen sie jubelnd hernieder
Ihren Gruß der blühenden Welt.

2. Von der Mark zum Sachsenwalde. Eine deutsche Heldenmär von L. Glück. Berlin, Paul Moedebeck. 1893. 8. 2 M.

Es läßt sich kaum eine dankbarere Aufgabe für einen deutschen Dichter unserer Tage denken, als das Leben und Wirken des Altreichskanzlers Fürsten Bismarck zu besingen. Aber ebenso lohnend, wie sie erscheint, ebenso schwierig dürfte sich ihre Ausführung gestalten, die nur von einem dem Gefeierten congenialen Geiste unternommen werden kann. Da aber ein solcher noch nicht aufgetaucht ist, erklärt es sich leicht, daß alle bisher nach dieser Richtung hin unternommenen Versuche so wenig befriedigend ausgefallen sind. Auch L. Glück ist nicht im Stande gewesen, die Aufgabe, die er sich gestellt hat, zu lösen. Sein Versuch, den Alten im Sachsenwalde zum Helden einer Dichtung zu machen, ist zwar herzlich gut gemeint, aber

vollständig misglückt. Daran ist in erster Linie die verfehlte Form schuld. Glück will uns das Leben Bismarck's in Gestalt eines Märchens erzählen, aber abgesehen davon, daß ihm die poetische Kraft abgeht, das Märchen als solches durchzuführen, erscheint seine Darstellung gar zu kindlich und unbedeutend, wenn man daran denkt, wie gewaltig der Geist ist, dem diese Huldigung gilt. Schon der Anfang benimmt uns die Lust, uns weiter mit dieser nichtssagenden Spielerei mit Worten und Phrasen zu befassen. Wir werden da nämlich zu Zeugen eines Streites gemacht, den der Schloßkobold und der Hausgeist des Bismarck'schen Stammschlosses über die Beeinflussung des Helden kurz vor seiner Geburt miteinander ausfechten. Da der Hausgeist die Macht des Koboldes fürchtet, nimmt er seine Zuflucht zu den Gestalten des Thierkreises. Diese haben denn auch ein Einsehen; sie erhören des Hausgeists Bitten und verleihen jeder dem Kinde eine Gabe, die der höchste Herr der Heerscharen schließlich noch einsegnet. Auf diese Weise wird die Macht des Kobolds gebrochen, und wenn er es auch durchsetzt, daß der Knabe am 1. April zur Welt kommt und den Namen Otto erhält, „einen Namen, der nicht Kopf und Fuß hat und rund ist, wie ein Purzelbaum", so kann er ihm doch auf die Dauer nichts anhaben, da die List des Hausgeistes Otto's Bahnen geebnet hat. In diesem Stile geht es weiter und, wenn man sich durch das keineswegs lange Büchlein durchgearbeitet hat, athmet man erleichtert auf und legt es zu vielen Todten, die unsere Literatur jährlich hervorbringt, gewiß, daß es so leicht von niemand wieder zum Leben erweckt werden wird.

3. Lachende Wahrheiten. Dreihundert Epigramme von Adolf Frankl. Wien, A. Hartleben. 1893. 8. 2 M.

Wieder einmal eine Aphorismensammlung, nicht schlechter, aber auch nicht viel besser, als die meisten Büchlein dieser Art, die uns in letzter Zeit unter die Hände gekommen sind. Der Verfasser ist ein steierischer Volksschullehrer in noch jungen Jahren, dem kein Geringerer als Rosegger den Gefallen gethan hat, sein Werk mit einer Vorrede einzuführen. Wir bedauern nur, das Urtheil Rosegger's nicht unterschreiben zu können, der die „Lachenden Wahrheiten" Frankl's zu dem Besten rechnet, „was in der jetzt wieder beliebten Epigrammliteratur lebendig wird." Denn wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß der Verfasser die Form des Sinngedichts geschickt handhabt und sich auf die Hervorkehrung der Pointe wohl versteht, so sind die Wahrheiten, die er uns auftischt, doch meist so alltäglich und selbstverständlich, daß wir nichts versäumen, wenn wir ihre Formulirung durch Frankl unberücksichtigt lassen. Und da, wo Frankl seine eigenen Wege geht, wird er leicht banal und spitzfindig; „er juckt dann nicht nur ein wenig", wie Rosegger meint, sondern er langweilt uns, und wir glauben nicht, daß in diesen Fällen die „Lachenden Wahrheiten lachende Leser finden werden". Wer das Büchlein durchblättert, wird sich bald überzeugen, daß wir mit unserm Urtheil trotz Rosegger im Rechte sind. Dafür hier nur einen Beleg:

Consequenz.

Die Consequenz, ich lobe sie,
Doch soll man nie zu weit sie treiben,
Und wenn man dumm ist, soll man nie
Aus Consequenz — ein Esel bleiben.

Wir unsererseits haben zu wenig Verständniß für diese Art von Geistreichigkeit und möchten jeden, der sich in solchen Aussprüchen gefällt, warnen, seine Erzeugnisse zu rasch durch den Druck an den Mann zu bringen; es könnte sonst der „wohlgemeinte Rath" Frankl's auf ihn Anwendung finden:

Wohlgemeinter Rath.

Verleger suchst du hoffnungsfroh
Für deiner Feder Sünden?
Verleg' sie selber, aber so,
Daß nimmer sie — zu finden!

4. Hans Volkmar. Die Geschichte eines Künstlers von Georg Bormann. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893. 8. 4 M.

Georg Bormann ist uns schon einmal als Verfasser der spannend geschriebenen Erzählung „Die Stunde kommt" entgegengetreten. Leider können wir das Lob, das wir dieser Erzählung in unserer damaligen Besprechung (vgl. Nr. 7 f. 1893) gespendet haben, nicht auf den uns heute vorliegenden epischen Versuch des Dichters ausdehnen. Wir geben gern zu, daß auch „Hans Volkmar" das Werk eines Dichters ist, der es streng mit sich nimmt, und der darauf hält, nichts Unfertiges und Unreifes von sich ausgehen zu lassen. Aber wenn diese Vorzüge auch dem neuesten Werke Bormann's wiederum nachgerühmt werden können, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß es viel zu breit angelegt ist, und daß es, was uns noch schlimmer erscheint, dem Dichter nicht gelungen ist, in uns ein tieferes Interesse für seinen Helden zu erwecken. Während er sich in der soeben erwähnten Erzählung mit ebenso viel Fleiß als Glück in der psychologischen Motivirung versucht hat, reiht er hier in der bekannten Wolf-Baumbach'schen Manier eine Reihe von Abenteuern aneinander, indem er seinen Helden, einen jungen nürnberger Bildhauer, der sich in die engen Grenzen der heimischen zünftigen Kunstweise nicht fügen mag, bei seinem Zug nach Italien unter die Landsknechte gerathen, mit ihnen gegen die Türken fechten, in Venedig dem Zauberbann einer schönen und vornehmen Dame unterliegen und schließlich in Rom durch Michelangelo die Weihe der Kunst empfangen läßt. Daheim aber hat der Held eine Braut zurückgelassen, die holde Maria, die Tochter des ehrsamen Baumeisters Frey, deren Hand der Vater dem Künstler verweigert hat, weil er meint, er könne in seinem Drange nach Freiheit und Ungebundenheit einstmals die Liebliche im Stich lassen und das Weite suchen. Aber Hans Volkmar kommt wieder nach Nürnberg zurück und die Treue findet ihre Belohnung, da sich der Vater überwunden erklärt und dem

glücklichen Paar keine Schwierigkeiten bei ihrer Vereinigung mehr bereitet. Diese Geschichte ist, wie man sieht, etwas dürftig in Bezug auf die Erfindung, und ebenso erscheinen die zwischen ihrem Anfang und glücklichen Ausgang liegenden Erlebnisse der beiden Liebenden zu gewöhnlich, als daß ein dauerndes Interesse an ihnen aufkommen könnte. Um diesem Mangel abzuhelfen, ist Vormann auf den Gedanken verfallen, den Gang der epischen Erzählung durch eine Anzahl lyrischer Beigaben zu unterbrechen, die an geeignetem Platze die Stimmung der Hauptpersonen veranschaulichen oder auch nur den Leser in den Geist der Zeit, auf deren Hintergrunde sich die Handlung abspielt, des 16. Jahrhunderts, einführen sollen. Diesen Zweck glaubte er am besten zu erreichen, indem er auf alte Volkslieder und historische Gesänge aus jener Zeit zurückgriff und sie durch leichte Aenderungen und Modernisirung der Sprache in Uebereinstimmung mit der von ihm erdachten Erzählung brachte. Diese Um- und Neubildung der alten Weisen ist ihm durchweg wohlgelungen, und es darf ihm das Zeugniß nicht versagt werden, daß er sich in der That nirgends dabei am Geiste des Volksliedes versündigt hat. Ebenso kann die von ihm getroffene Auswahl als glücklich bezeichnet werden. Trotzdem möchten wir glauben, daß sein Werk durch diese Einflechtung lyrischer Bestandtheile nicht gewonnen hat. Die ermüdende Länge des Ganzen wird durch diese Erweiterung noch empfindlicher, da der Leser einen innern, aus der Erzählung selbst sich ergebenden Grund für sie nicht zu erkennen vermag. Die Verse, meistens aus vierfüßigen Trochäen bestehend, sind nicht besonders flüssig und wohlklingend, lesen sich aber doch ganz angenehm und ohne erheblichen Anstoß.

H. A. Lier.

Aus fremden Ländern und Zungen.

1. Nimrod & Cie. Roman von Georges Ohnet. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1893. 8. 6 M.

Ein besonderes Verdienst hat sich der Verlag durch die — übrigens vorzügliche — Uebersetzung dieses Romans nicht gerade erworben, denn an solchen Geschichten fehlt es in der deutschen Literatur wahrlich nicht, wozu also sie noch aus fremden Zungen übersetzen?

Wenn man die Verdeutschung dieses Romans aber auch nicht billigen kann, so läßt sie sich doch damit entschuldigen, daß Ohnet ein gefeierter Autor ist, dessen Werke sich auch in Deutschland großer Beliebtheit erfreuen. Warum ihnen diese Sympathie zutheil wird, das spricht nicht eben zu Gunsten des deutschen Publikums, denn der Grund ist der, daß ihm Ohnet so gartenlaubenhaft vorkommt; er ist ja auch recht zutreffend die französische Marlitt genannt worden!

Wie sehr er diesen Namen verdient, zeigt er im vorliegenden Romane wieder recht deutlich. Da ist alles conventionell von A bis Z, und die vorkommenden Personen sind die zahllose male gebrauchten abgegriffenen Schablonentypen. So das edle Judenmädchen — seit Walter Scott sehr beliebt! —, der plumpe protzenhafte Emporkömmling mit seinen Millionen und ganz besonders der Romanheld, dieser Marquis von Pont-Croix, der in allem, was er thut, Primaqualität verräth.

Von seinem ganz unerhörten Edelmuthe mögen folgende Thatsachen zeugen:

Dank seinem eines Detectivs würdigen Scharfsinne hat er aus allerlei kleinen Spuren und Anzeichen die Umstände und den Thäter eines Mordes erkannt, dessen man einen Unschuldigen zeiht. Anstatt nun die Anzeige zu machen, geht er zu dem Mörder, einem riesenstarken Manne, sagt ihm, daß er alles weiß, und zwingt ihn nach furchtbarem Ringen, ein Schriftstück aufzusetzen, in dem er (der Thäter) seine Schuld bekennt. Dafür sichert ihm der Marquis zu, erst dann von diesem Bekenntniß Gebrauch zu machen, wenn er in Amerika drüben geborgen ist. Da ihn der Gegner aber bei dieser Unterredung beleidigt hat, so schlägt er sich noch vorher mit ihm und setzt seinem Edelmuthe die Krone auf, indem er es verschmäht, Pistolen zu wählen, da er ein unfehlbarer Schütze ist, sondern den Degen vorzieht, den er schon seit Jahren nicht geführt hat.

Ist es denn aber denkbar, daß ein vernünftiger Mensch so handelt, daß er sich mit einen Manne schlägt, der einen andern erwürgt hat, der überdies als Falschspieler gilt, also gewiß satisfactionsunfähig ist, daß er überdies die Waffe wählt, deren er nicht so sicher ist, und somit sein Leben ganz zweck- und sinnlos aufs Spiel setzt? Freilich gelingt es ihm, den Schurken zu tödten, aber das konnte er doch unmöglich vorher wissen, wenn es auch der Leser weiß!

Und ist es ferner denkbar, daß ein so tadelloser Mann wie der Marquis seine Hand dazu hergibt, das Gericht zu hintergehen?

Die Ansicht, die er bei dieser Gelegenheit zum besten gibt, ist ganz sonderbar und stimmt wenig zu seiner Unfehlbarkeit. Er sagt nämlich bei jener Unterredung zum Mörder oder genauer genommen: Todtschläger:

„Wenn Rabasson (der fälschlich Beschuldigte) nicht verhaftet worden wäre, so würde ich, anstatt Sie zu ängstigen, Ihnen geholfen haben, das Gericht auf eine andere Spur zu lenken. Es ist niemals gut, daß ein Mann aus der Gesellschaft vor den Augen der Welt herabgesetzt wird; das setzt auch die andern ein wenig herab. Ueberdies ist auch eine Dame mit im Spiele, der ich gern herausgeholfen hätte, ohne daß sie an ihrem Rufe Schaden leidet. Alles spricht demnach dafür, daß ich Sie unterstütze."

Auch eine Auffassung!

2. Cressy. Roman von Bret Harte. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1893. 8. 2 M. 50 Pf.

Fremd wie das Land und das ganze Milieu dieser Geschichte muthet einen diese selbst an, und darum ist sie nicht im Stande, zu interessiren und zu erwärmen. Diese Schule im fernen Westen mit ihren sonderbar zusammengewürfelten Schülern und Schülerinnen kommt einem ganz sonderbar vor. Man muß dem Autor wol glauben, schon, weil man die Zustände nicht im entferntesten kennt, aber das richtige Verständniß geht einem doch ab. Auch aus der Heldin wird man nicht recht klug. Es mag indeß ein, daß es andern Lesern anders mit diesem Buche geht!

3. Abendliches Opfer. Roman von P. Boborykin. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1893. 8. 5 M.

Wie dieses Buch zu seinem Titel kommt, ist etwas dunkel. Das Opfer ist wol die Heldin, die in ihrer Zerfahrenheit schließlich keinen andern Ausweg aus dem Labyrinthe des Lebens weiß als den Selbstmord; warum ist ihr Opfer aber ein „abendliches"? Etwa, weil sie ihre Eindrücke meist des Abends in ihr Tagebuch zeichnet? Das wäre doch ein bischen weit hergeholt! Oder, weil sie abends so oft gesündigt hat? Aber sei dem wie immer: die Hauptsache ist ja der Inhalt, und der ist recht gut und lesenswerth; freilich etwas schleppend, aber das muß man bei russischen Erzählern schon mit in den Kauf nehmen, ohne Umständlichkeit thun sie's einmal nicht. Auch die Technik läßt zu wünschen über. Die ganze Erzählung stellt nämlich ein Tagebuch dar, das alle Gespräche, an denen die Schreiberin theilgenommen hat, wörtlich wiedergibt, was natürlich in Wahrheit unmöglich wäre.

Sieht man von diesen zwei mehr äußerlichen Fehlern ab, so bleibt nur der etwas überstürzte, ungenügend begründete Schluß zu tadeln.

4. Fürstin Pauline. Roman aus der Zeit der Leibeigenschaft von Graf E. A. Salias. Autorisirte Uebersetzung von Dr. Heinrich Ruhe. Dresden, H. Minden. 1893. 8. 3 M.

Der Conflict dieser Erzählung beruht darin, daß eine russische Fürstin einen ihrer Leibeigenen heirathet, wodurch sie nach dem Gesetze selbst Leibeigene wird. Als solche fällt sie in die Hände ihres rachsüchtigen ehemaligen Stubenmädchens, das im Gegensatze zu ihr aus einer Leibeigenen durch die Verheirathung mit einem Fürsten zur Fürstin geworden ist. Schließlich wendet sich aber doch alles zum Guten.

Daß die Fürstin Pauline dem Leibeigenen, den sie heirathete, nicht vorher die Freiheit schenkte, ist nicht sehr wahrscheinlich; auf dieser Unwahrscheinlichkeit aber ruht die ganze Geschichte.

Die Streiflichter, die auf die russischen Zustände, auf die beispiellose Bestechlichkeit der russischen Behörden fallen, sind bemerkenswerth. Wol spielt diese Geschichte noch im vorigen Jahrhundert, aber die Zustände haben sich seitdem nicht viel gebessert. Die Durchführung des Romans ist echt russisch, d. h. schwerfällig, langathmig und langweilig.

5. Der Fall eines Bankhauses. Ein Sittenbild aus der niederländischen Gesellschaft von Franz Bohn. Dresden, H. Minden. 8. 3 M. 50 Pf.

Der Autor dieser im ganzen recht lebenswahren Geschichte zeigt viel Menschenkenntniß, einen anerkennenswerthen Wahrheitsmuth, aber auch ebenso viel künstlerische Unreife und technisches Ungeschick. Er schreibt wie ein Dilettant, der zwar etwas zu sagen hat, der richtig beobachtet, aber nicht weiß, wie er seine Eindrücke wiedergeben soll, der überall die Drähte sehen läßt, mit denen er seine Figuren lenkt, der sich alle Augenblicke direct an den Leser wendet und sich in höchst unpassenden Reflexionen ergeht.

6. Des Seemanns Tagebuch. Roman von Gustave Toudruze. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von E. Wulkow. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 9. Jahrg. 26. Band.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Wieder ein Tagebuch! Wenigstens zum Theil; aber ein weniger geistvolles als das der Heldin Boborykin's. Dafür ist es voll dunkler Unheimlichkeit, oder besser: soll es sein, und wird bei weniger heiklen Lesern auch kaum seine Wirkung versagen. In anderer Behandlung hätte sich aus dem Stoffe, einem Gattenmorde aus Eifersucht, wol mehr machen lassen. Theodor von Sosnosky.

Russische Literatur.

1. Die Natschalniza. Roman aus dem russischen Leben. Von Ernst Schrill (Pastor S. Keller). Leipzig, E. Ungleich. 1892. 8. 2 M. 50 Pf.

Der vorliegende Roman bietet mit seinen hochtragischen Conflicten und ihrer versöhnenden Lösung einen wahren und nachhaltigen seelischen Genuß. Er spielt in der Gegenwart und führt den Leser in die fernen und fremden politischen, kirchlichen und socialen Verhältnisse so anschaulich ein, daß er sich in dieselben versetzt glaubt. Ein besonderer Vorzug des Romans ist der, daß die Heldin Jadwiga Andrejewna kein von vornherein fertiger, imponirender Mensch ist, sondern daß man sie allmählich werden und sich von der religiösen Zweiflerin, der harten Anklägerin Gottes zu der erhabenen Bekennerin der Religion der Liebe, des praktischen, werkthätigen, von allerlei menschlichem Ballast, wie Bilder-, Heiligen- und Reliquiendienst, befreiten Christenthums, zu der reinen Heiligen, welche unbekümmert um die ihr daraus erwachsenden nachtheiligen Folgen, den Muth ihrer Ueberzeugung hat und sich freudig schwerer Krankheitsgefahr aussetzt, um ein

verlorenes Schäflein für den Heiland zu retten, entwickeln sieht. Das Buch verdient einen Ehrenplatz in jeder christlichen Familie. Leider zeitigt es ab und zu seltsame Stilblüten. So heißt es, um einige Beispiele anzuführen: „Winterlich starr und leer stehen die riesigen Bäume des Parkes, bis auf die immergrüne jungfräuliche Tanne und die zähe alte Eiche, die sich viele ihrer gestorbenen Blätterkinder festgehalten hat, — als ein Andenken an der Sommerliebe verdorrtes Glück", S. 45: „Das Mittag ward um ein Uhr eingenommen", S. 47: „Seitdem in der Gesinnung des hohen Kaiserlichen Beamten der schroffe Umschlag von weltförmigen Unglauben ... zu streng pietistischer Lebensanschauung erfolgt war, also, daß man darüber mit der angestammten Kirche brach" und ein andermal: „Wenn auch bisweilen in schwachen Stunden so etwas wie eine sentimentale Stimmung sich heraufheben wollte."

2. Russisches Leben. Novellen und Skizzen von Friedrich Dukmeyer. Zweite Auflage. Berlin, E. Rentzel. 1892. 8. 3 M.

Das Buch enthält Detailmalereien, die in Helldunkel ausgeführt sind und einen gründlichen Kenner der russischen Volksseele verrathen. Aus dem vollen Leben gegriffen, machen sie uns mit verschiedenen Genres desselben vertraut. Wie Licht- und Schattenseiten in dem Leben innig verwoben und verflochten sind, ja, ich möchte sagen, einander ergänzen und zusammen erst ein abgeschlossenes Ganzes bilden, so kommen auch bei Dukmeyer Leid und Freud zu Worte. In letzterer Beziehung sei auf die kleinen traulichen und von Humor gewürzten Idyllen: „Die guten Kameraden", „Wie ich deinen Vater heirathete" und „Das Apfelfest im Nonnenkloster" hingewiesen. Eine treffliche und im Angesichte des in unserer Zeit wuchernden Streberthums beherzigenswerthe Satire ist „Der Herr Hofrath", dessen Kampf ums Dasein ein Kampf ohne Inhalt, ein Kampf um einen Titel gewesen ist. Doch weiß ich, offen gesagt, nicht, was ich mit der Skizze: „Eine Phantasie" anfangen soll. Es wird in ihr die Frage aufgeworfen: „Ist die Liebe ein Wahnsinn? Und dieser Wahnsinn — ist er das Schöne? Hat solch ein Wahnsinniger Vernunft und Verstand, Herz und Gemüth? Ist er ein einfacher Thor und Idiot, oder ein Mensch, dem nur ein Uebermaß an Vernunft und Verstand, Herz und Gemüth verderblich wurde?" Ich dächte doch, Fjodor Romanowitsch hätte diese Frage bereits „In der Sommerfrische" richtig beantwortet, indem er von der göttlichen Liebe sprach, sich Jekaterina Gennadjewna gegenüber dahin äußerte, daß das Wort Liebe als der Name Gottes „nicht unnützlich geführt werden dürfte", und nach dem Abschiede von ihr seinen Gefühlen für die hehren Worte aussprach: „Unendliche Sehnsucht zieht mich zu dir, du schöne, holde, einzig geliebte Frau! Ich liebe dich voll und wahr. Ich bin mit dir so eins, daß ich auch dich beflecke und entstelle, wenn ich mich zum Thier erniedrige. Ich muß mich für dich vor allem Schlechten bewahren, denn bist du nicht schön und gut; sollte ich dich entheiligen?" Vollends ist es unbegreiflich, wenn der Wahnsinn der göttlichen Liebe, deren Flammen eine läuternde Kraft haben, den gemeinen Stoff in der Gluth vergehen und die ewige Idee in wahrer Schönheit aus ihr erstehen lassen, dahin ausklingt, daß das Weib dem Manne, nachdem es sich ihm hingegeben, einen Dolch in das Herz stößt und vor dem Sterberöcheln ihres Ueberwinders die Flucht ergreift. Diese Thatsache ist bei einem Weibe, welches ihrer Vereinigung mit dem Manne kein Hinderniß in den Weg legte und mithin gar nicht das Recht besitzt, von Ueberwindung zu reden, ein unerklärliches Räthsel.

3. In der Steppe. Culturbilder aus Rußland von M. Bohrmann. Dresden, E. Pierson. 1893. 8. 3 M.

Die Verfasserin entrollt vor uns plastische Culturbilder aus der endlosen russischen Steppe, in welcher die erschreckendste Wildheit mit dem fesselnden Zauber der Romantik sich paart, und das tiefste, unter aller Vorstellung traurige Elend menschlicher Verkommenheit und der glänzendste Luxus einer raffinirten Lebensweise hart aneinanderstoßen. Die Verfasserin ist hierzu berufen und auserwählt, denn es war ihr vergönnt, lange Jahre in der russischen Steppe zu leben und ihren eigenthümlichen, fremdartigen Charakter auf sich wirken zu lassen. Wir dürfen es ihr daher aufs Wort glauben, wenn sie an Nikolaus Gogol's Ruf: „O, wie bist du schön, meine Steppe!" anknüpfend, folgendes Facit zieht: „Schön mag sie sein für das Auge, den Sinn und die Lebensgewohnheiten der dort Geborenen. Ihre eigenartige Beschaffenheit bietet auch dem Fremden einen geheimnißvollen Reiz; wer sie aber, wie ich, in ihrer nackten Wirklichkeit, ihrer rauhen Wildheit gesehen, der wird sich gern die Erinnerung wahren an ihr so urwüchsiges Bild, die Sehnsucht nach erneutem Aufenthalt in ihr jedoch nicht empfinden."

Ein Schauder überkömmt uns, wenn wir erfahren, wie der russische Bauer oder Muschik, welcher sich im Frühjahre mit Weib und Kindern, Pferd und Wagen auf ein benachbartes Gut verdingt, am dritten Tage bereut, am zweiten vertrunken zu haben, was er am ersten verdient hatte, am vierten Tage wieder zu arbeiten anfängt, dann wieder trinkt und bereut und so fort, sich so das Leben abwechselungsreich gestaltend und niemals allzu schwer machend. Vollends fühlen wir uns in unserer Menschenwürde verletzt, wenn wir hören, daß der Edelmann den nationalen Hang zum Trinken begünstigt. „Ich frug einmal", erzählt die Verfasserin, „einen Gutsherrn, warum man die Schänke immer bei dem Eingang zum Edelhof errichte und so den Leuten wie absichtlich die Gelegenheit zu dem sinnlosen Trinken biete, worauf mir derselbe mit einem vielsagenden Lächeln zur Antwort gab, daß dies wirklich mit Absicht geschehe. Würde der Muschik seinen Lohn nicht vertrinken, müßte er bei dem billigen Lebensunterhalt und seinen sonstigen geringen Bedürfnissen rasch wohlhabend und unabhängig sein, und dann gäbe es bald

keine Arbeiter mehr... Wie jener Gutsherr mich beschied, daß der Muschik arm bleiben müsse, um seine Arbeitskraft dem Feldbau zu erhalten, genau so scheint auch die Regierung mit ihm vorgehen zu wollen. Sie handelt nach dem Grundsatze, daß die Aufklärung nicht für den tauge, der nicht Ursache habe, über seine Lage nachzudenken, und im großen, weiten Czarenreiche gehört in erster Linie der Muschik zu dieser Gattung." Aber auch in den Kreisen der weltgewandten und vielgereisten, durch ihre Gutherzigkeit und geradezu fabelhafte Gastfreundschaft ausgezeichneten Gutsbesitzer fordern die landesübliche, zügellose Trunksucht und die Spielwuth zahlreiche Opfer. Ehre und Ansehen werden gewissenlos aufs Spiel gesetzt, der Wohlstand und die Zukunft ganzer Familien dem Genusse weniger Stunden preisgegeben und unaufhaltsam dem Ruin entgegengeführt. Einen nicht geringen Antheil daran haben die russischen Frauen, welche größtentheils eine einseitige und oberflächliche Erziehung genießen, nur für den Salon und das Boudoir dressirt werden und demgemäß nicht in dem Segen einer behaglichen Häuslichkeit, sondern in der verschwenderischen Entfaltung von Prunk und Pracht ihr Lebensziel erblicken.

Zum Schlusse sei mir noch gestattet, Bohrmann's unbefangenes Urtheil über den das Mitgefühl jedes Menschenfreundes weckenden russischen Juden wiederzugeben. Es lautet, wie folgt: „Mehr als die Hälfte seines Lebens gab er preis in unermüdlichem Ringen nach der Unabhängigkeit, die für ihn in Rußland auch heute noch nur der Besitz verleiht. Er scheute nicht die größten Entbehrungen, die verletzendsten Demüthigungen, und wo es einen Vortheil galt, war ihm die weite Steppe nie zu staubig, ihr Koth nie zu tief. Er trug geduldig ihre Hitze wie ihren Frost, und wie oft galt's nur einen kleinen Gewinn, an den auch der bedürftigste Russe keine Mühe gewandt hätte. Mußte ihm nicht der hohe Lohn seiner Mühe und Arbeit werden, und dann, außer ihm selbst, welch unschätzbarem Culturzweck hat seine Rührigkeit nicht gedient! Wie viel fruchtbarer Boden läge ohne dieselbe heute noch brach! Ackern, Säen, Schneiden und Dreschen, Verfrachtung und Verkauf entwickelten sich in diesem Weizenland zu ihrer ungeheueren Ausdehnung nur durch seine Vermittelung. Er sammelte in seinen Händen die Summen, die zur Bewegung dieser Massen nöthig waren, er regelte ihre Production wie ihren Absatz, er war ein Werkzeug in der Hand des wirthschaftlichen Fortschritts und der culturellen Entwickelung des russischen Volks, und es ist ein Unrecht, ihn um den Lohn zu schmähen, den einerseits sein nie rastender Fleiß, andererseits thatlose Indolenz und Genußsucht ihm zugewendet."

4. Die erste Stufe. Von Leo Tolstoi. Aus dem Russischen übersetzt von Wilhelm Henckel. Berlin, E. Rentzel. 1893. 8. 1 M.

Die erste Stufe, über welche sich Tolstoi in der gleichnamigen Abhandlung verbreitet, ist die erste Stufe des sittlichen Lebens. Diese ist, um mit dem Heidenthum zu sprechen, die Enthaltsamkeit oder, wie das Christenthum sie nennt, die Selbstverleugnung. Der Dichterphilosoph hat nicht unrecht, wenn er auf die immer mehr um sich greifende Vernachlässigung der ersten Tugend aufmerksam macht und sich hierfür auf die Art beruft, wie die Aeltern, besonders die Mütter, die große Mehrzahl der Kinder erziehen. Sie vermeiden nicht nur, sie an Selbstentäußerung zu gewöhnen, sie lassen ihnen vielmehr alle mögliche Verzärtelung und Verweichlichung angedeihen, welche sich im Leben bitter genug an ihnen rächt. Der Mensch wird, anstatt zu fruchtbringender Thätigkeit, zu concentrirter Aufmerksamkeit, zur Anstrengung, zur Ausdauer, zum Thatendrange und zur Schaffenslust angehalten zu werden, zum Luxus, zum Müßiggange und zur Verachtung aller Arbeit verzogen. Er gibt sich zügellos den Sinnesgenüssen hin, wird, nachdem er durch Uebersättigung für sie abgestumpft worden, ein banaler Pessimist, welcher das tragische Los des Menschen zu beklagen nicht aufhört, und nimmt ein Ende voll Schrecken.

Aber nur bis hierher und nicht weiter! Wir können Tolstoi nicht folgen, wenn er behauptet, daß die Selbstentsagung nur noch in asketischen, mönchischen Kreisen vorhanden ist, und jene in das Kasteien verlegt, wenn er uns eindringlich ans Herz legt, unser zu vergessen, uns selbst nicht zu lieben, und nur für andere zu leben, wenn er uns die Fähigkeit eines sittlichen Lebenswandels abspricht, weil wir uns gewisse Bequemlichkeiten vergönnen und nicht die Lebensweise der dienenden Stände führen, wenn er endlich als erste Stufe der ersten Stufe die Ernährung durch Vegetabilien empfiehlt. Wir können uns eben nicht mit dem Standpunkte des weltscheuen, von dem realen Leben abgewandten Urchristenthums solidarisch erklären, das noch christlicher ist als Christus selbst, welcher den Gläubigen nicht geboten, die Nebenmenschen mehr zu lieben als sich selbst, sondern wie sich selbst. Auch hat Jesus nicht weltliche Institutionen erneuern, sondern nur den Menschen heiligen wollen, indem er dem wiedergeborenen Sinne ruhig das Weitere anvertraute.

Bernhard Münz.

Feuilleton.

Zwei neuere Memoirenwerke erwähnen wir heute in unserm Monatsberichte über die neueste französische Literatur zunächst, beide historischer Art. Das eine ist: „Aventures de guerre au temps de la République et du Consulat, par A. Moreau de Jonnès, membre de l'Institut", (Paris, Guillaumin). Der Verfasser ist sehr bekannt geworden durch seine epochemachenden Arbeiten über die Statistik Frankreichs. Die beiden Memoirenbände, die er 1858 veröffentlichte, sind jenen

Arbeiten gegenüber zurückgetreten und nicht so bekannt geworden, wie sie verdient hätten. Sie liegen nun in einem einzigen zusammengezogen vor und bieten ein großes Interesse. Sie schildern uns die Zeit von 1792—1804, die Kämpfe die der Bretone führte gegen Revolution und Kaiserreich. Ein vortrefflicher Aufsatz des Nationalökonomen Léon Say leitet das Werk ein und gibt uns gleichermaßen über die militärische und wissenschaftliche Bedeutung des Verfassers Aufschluß. — Das andere sind die Memoiren der Herzogin von Abrantes, deren vierter und fünfter Band nunmehr bei Garnier Frères in Paris erschienen sind. Sie sind weit entfernt von ernsthafter historischer Einsicht, sie gewähren aber doch durch die unmittelbar sprechende Darstellung rein persönlicher Erlebnisse und Beobachtungen interessante Einblicke in den Hintergrund, auf dem sich die Ereignisse der Revolution abgespielt haben, und sind daher von hervorragendem culturhistorischem Interesse.

Wer sich über die für Frankreich immer noch nicht gelöste „algerische Frage" orientiren will, findet alles Material in dem Buche von Louis Vignon, „La France en Algérie" (Paris, Hachette). Vignon ist seit einem Jahrzehnt mit allen Verhältnissen Algiers vertraut, er kennt sowol die Eingeborenen, ihre Sprache und Anschauungen genau, als auch das, was die französische Politik bisher gethan hat, um diese ergiebige Colonie dem Mutterlande anzugliedern. Eine kurze Geschichte der Eroberung Algiers bildet den Gegenstand des ersten Theiles, während sich der zweite mit der Darstellung der wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse beschäftigt. Eine Kritik der französischen Verwaltung und Rechtspflege in Algier bildet den Schlußtheil, der der interessanteste von allen ist.

Uns Deutsche wird es interessiren, daß von Professor Harnack's Geschichte der christlichen Dogmen bei Fischbacher in Paris eine französische Ausgabe erschienen ist: „Précis de l'histoire des dogmes, traduction de M. Eugène Choisy". Es ist aber nicht eine Uebersetzung des ganzen Werks, sondern ein Auszug des Hauptsächlichen, den Harnack selbst veranstaltet hat.

Von Romanen, deren Zahl nun im Herbst und gegen Weihnachten wieder Legion ist, erwähnen wir drei: „Ibis bleu" von Jean Ajcard (Paris, Flammarion). Es ist kein ägyptischer Roman. Der blaue Ibis heißt ein Schiff, eine Yacht — den eigentlichen Gegenstand aber bildet ein psychologischer Conflict, der mit viel Verständniß geschildert und mit viel Feinsinn gelöst ist. Der Schauplatz ist die Provence, das Vaterland des Verfassers, das er mit Liebe und feiner Beobachtung schildert. „Joie perdue!" von Gonzague Privat (Paris, Dentu) ist das Erstlingswerk eines jungen Schriftstellers, der zu großen Hoffnungen zu berechtigen scheint; wenigstens ist ihm die Ehre zutheil geworden, sein Buch mit einer Vorrede keines Geringern als Alphonse Daudet's versehen in die Welt schicken zu dürfen. — Bei Ollendorf in Paris ist sodann erschienen: „Les Images sentimentales" von Paul Adam. Der Gegenstand ist heikler aber interessanter Art: eine Analyse der ersten Liebesgefühle des Knaben, jenes Gebiets halb traumhafter Erscheinungen, deren Schilderung nicht ohne jene Offenheit möglich ist, deren Vorbild auch für den Verfasser Jean Jacques Rousseau gewesen ist. Wir empfehlen das Buch eigentlich nur dem Arzt und dem Pädagogen, die das psychologisch Wahre und Merkwürdige von dem psychologisch Ungeheuerlichen zu trennen wissen werden.

— Gerhard von Amyntor gehört zu den Schriftstellern, die auf eigenen Füßen stehen und sich nicht auf Kosten ihrer Individualität einer Schule verschwören wollen. Einem solchen Geiste nachzuspüren ist immer reizvoll; darum wird auch mancher gern sein Buch „Das Skizzenbuch meines Lebens. Erster Theil" (Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt) zur Hand nehmen. Leider bietet der vorliegende erste Theil nur wenig auf den Poeten Bezügliches; er enthält eigentlich nur die Schilderung des äußern Lebensganges des Verfassers bis in das Kriegsjahr 1864 hinein. Immerhin ist es ein werthvoller Beitrag zur Geschichte des preußischen Offiziercorps und die mancherlei Begegnungen mit bedeutenden Männern werden nicht ungern gelesen werden. Am anziehendsten ist die Wiedergabe der Beziehungen Amyntor's zum nachmaligen Kaiser Friedrich, der als Prinz sein Regimentscommandeur war, und packend wirkt die Erzählung von dem Diner, das der verwundete Hauptmann 1864 in Hamburg mit König Wilhelm, Moltke und Mantenffel einnimmt. Aus seiner conservativen Gesinnung hat der Autor nie einen Hehl gemacht; sie spricht auch aus diesem Werke deutlich und klar; die unwesentlichsten Dinge werden mit andachtsvoller Treue verzeichnet, sobald sie seinen Königsherrn und dessen Haus angehen. Das Buch dürfte in Offizierskreisen den meisten Anklang finden.

— Von unserm Mitarbeiter Karl Müller-Rastatt erscheint nächstens ein neues Werk über Hölderlin unter dem Titel: „Fr. Hölderlin. Sein Leben und Dichten mit bisher unbekannten Dichtungen Hölderlin's" (Bremen, Ed. Hampe).

— Das im Verlage von C. H. Beck in München erscheinende prächtige Werk „Deutschlands Kriege" von Karl Tanera, das wir schon oft an dieser Stelle empfohlen haben, ist um zwei neue Bändchen vermehrt worden: Die Revolution der Napoleonischen Kriege erster Theil von Valmy bis Austerlitz, der zweite Theil von Jena bis Moskau, beide von Karl Tanera; die Bände dieser vaterländischen Bibliothek eignen sich besonders für die männliche Jugend.

— Der von dem Sortiment von F. A. Brockhaus alljährlich herausgegebene „Katalog ausgewählter Werke der ausländischen Literatur" ist für das Jahr 1894 soeben erschienen. Er enthält Verzeichniß der bedeutendsten Werke aus der französischen, englischen, italienischen und spanischen Literatur.

— Noch im Laufe des November wird ein neuer Roman von Heinz Tovote: „Das Ende vom Liede" (Verlag von F. Fontane u. Comp. in Berlin), erscheinen.

Bibliographie.

Aubyn, A. St., Einer alten Jungfer Liebestraum. Ein Idyll. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von R. Rümelin. (Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek. 10. Jahrg. 4. Bd.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Brehm's Tierleben. Kleine Ausgabe für Volk und Schule. 2. Auflage von R. Schmidtlein. 3. Band. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gr. 8. 10 M.

Fränkel, L., Shakespeare und das Tagelied. Hannover, Helwing. Gr. 8. 3 M.

Giosué Carducci, „Ça ira". Zwölf Sonette ins Deutsche übertragen und erläutert von Dr. C. Mühling. Berlin, P. Hüttig. 1 M. 50 Pf.

Grazie, M. E. delle, Der Rebell. Bozi. Zwei Erzählungen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 3 M.

Hausrath, A., Peter Abälard. Ein Lebensbild. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 6 M.

Jahnke, H., Gold und Eisen. Volksschauspiel mit Gesang in 5 Aufzügen. Berlin, Karl Kittel. 1 M. 50 Pf.

Jensen, W., Auf der Feuerstätte. Roman. 3 Bde. Leipzig, C. Reißner. 8. 12 M.

Luigi Capuana, Das heutige Sicilien. Uebersetzt von Alfred Ruhemann. Berlin, P. Hüttig. 2 M.

Marriot, E., Moderne Menschen. Roman. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 3 M.

Musen-Almanach, moderner, auf das Jahr 1894. Herausgegeben von O. J. Birnbaum. Ein Jahrbuch deutscher Kunst. 2. Jahrgang. Mit 16 Autotypien und mit 12 Bildnissen. München, Dr. E. Albert u. Comp. Gr. 8. 7 M.

Saar, F. v., Novellen aus Oesterreich. 2. Auflage. Heidelberg, G. Weiß. Gr. 8. 4 M.

Sturm, J., Neue lyrische Gedichte. Leipzig, A. Janssen. 12. 4 M.

Telmann, K., Unter den Dolomiten. Roman. 2 Thle. in 1 Bd. Leipzig, C. Reißner. 8. 7 M.

Wachenhusen, H., Eine Frauenschuld. Roman. Berlin, C. Janke. 8. 6 M.

Zapp, A., Der Ibsen-Bund. Berlin, C. Georgi. 8. 1 M.

Zola, E., Doktor Pascal. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Brockhaus' Konversations-Lexikon.

Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage.

16 Bände von je 64 Bogen Text mit gegen 9000 Abbildungen und Karten

in Holzschnitt, Phototypie, Kupferstich, Lithographie und Farbendruck

auf circa 900 Tafeln und im Texte,

darunter 120 Chromotafeln und 300 Karten und Pläne.

Jeder Band elegant gebunden in Halbfranz 10 M.

Auch in 256 Heften zu 50 Pf. zu beziehen.

Achter Band.

Gilde — Held.

Mit 48 Tafeln, darunter 7 Chromotafeln, 12 Karten und Pläne, und 216 Textabbildungen.

Eine Broschüre „3260 Preßstimmen über die im Erscheinen begriffene 14. Auflage von Brockhaus' Konversations-Lexikon, Jubiläumsausgabe" ist durch alle Buchhandlungen und auch direct von der Verlagsbuchhandlung gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien die 26. Lieferung von:

Orientreise

des Grossfürsten-Thronfolgers von Russland.

Im Auftrage Sr. Kaiserl. Hoheit verfasst von

Fürst E. Uchtomskij.

Mit über 400 Abbildungen in Holzschnitt, 8 Kunstblättern in Heliogravüre und Stahlstich und mehrern Karten.

Folio. In 60 Lieferungen à 1 M. 50 Pf.

Die 1890/91 ausgeführte Reise Sr. Kaiserl. Hoh. des Grossfürsten-Thronfolgers von Russland umfasste die interessantesten Punkte Asiens. Der Text und die nach Zeichnungen des berühmten russischen Malers Karasin sowie nach Photographien in meisterhaftem Holzschnitt reproducirten Abbildungen und die übrigen Kunstblätter stempeln das Prachtwerk zu einer literarischen Erscheinung ersten Ranges.

Der erste Band, Griechenland, Aegypten und Indien umfassend, wird noch im Laufe des November fertig vorliegen. In Prachtband mit Goldschnitt 55 M.

Ein illustrirter Prospect ist durch jede Buchhandlung gratis zu erhalten.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Shakespeares dramatische Werke.

Uebersetzt von **Schlegel-Tieck**, herausgegeben von **W. Oechelhäuser**.
1 Band von 941 Seiten Lex.-8°. Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Preis eleg. gebunden **nur 3 Mark.**

E. zu Schönaich-Carolath

Dichtungen. 2. Aufl.

fein gebd. M. 4.—

„Der Vers ist überall von berauschendem Wohllaut, Grisebach und Hamerling Klänge tauchen bisweilen auf, verschwinden aber neben originellen Schönheiten. Vor der Prachtglut des Traumes, den Guy an Santas Seite träumt, mögen sich die Reize des „Neuen Tannhäuser" verstecken."

Geschichten aus Moll.

Geschenksband M. 4.—

„Der Dichter sucht seine Vorwürfe nicht in den Quartiers Latins unseres neuen sogenannten Realismus, sondern entnimmt sie mit Vorliebe dem heimlichen privaten Familienleben unserer höhern Gesellschaft und vertieft sie mit wahrhaft ergreifender, wirklich poetischer Darstellung. Namentlich seine Novelletten sind durchgehends Meisterstücke . . ."

Thauwasser. Novelle.

Geschenksband M. 4.—

„Eine sehr schöne deutsche Novelle, ungeachtet des etwas fremdartigen Charakters der Personen, in einem geradezu tadellosen Stil geschrieben."

G. J. Göschen, Stuttgart.

Vornehmes Geschenkwerk.

Neue Ausgabe 1893 in 1 Band

Klopstocks Leben u. Schriften

von **Fr. Muncker.**

Prof. der Universität München.

M. 12.—, in fein. Bibl.-Bd. M. 14.—

Gegenwart: Diese geistvolle und feinsinnige Klopstock-Biographie zeigt sich uns überall als ein harmonisches, trefflich geschriebenes, **im besten Sinne populäres Werk.**

Stuttgart, G. J. Göschen.

CHOCOLADE Hartwig & Vogel Dresden UND CACAO

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 47. — 23. November 1893.

Inhalt: Marie von Ebner-Eschenbach's „Glaubenslos?" Von Moritz Necker. — Erzherzog Karl als Strateg. Von Edmund Lange. — Neue Romane. Von Heinrich Kraeger. — Neue Lyrik. Von Eduard Haug. — Neue sociologische Werke. Von Paul Barth. — Religiöse Schriften. Von Karl Fallmann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Marie von Ebner-Eschenbach's „Glaubenslos?"

In ihrem „Gemeindekind" läßt Marie von Ebner-Eschenbach den armen Schulmeister Habrecht, eine der bedeutendsten Gestalten des sentimentalen Humors, die wir kennen, aus Verzweiflung über den ewigen Zwist und Hader, der in seiner zweisprachigen böhmischen Heimat herrscht, den Entschluß zur Auswanderung nach Amerika fassen, um dort eine rein ethische Gesellschaft zu gründen: blos auf Grundlage der Nächstenliebe soll sich eine neue Gemeinschaft bilden, die all den häßlichen Plunder von nationalen und confessionellen Vorurtheilen über Bord wirft, um sich im reinen Evangelium der Menschenliebe zu vereinigen.

Was die Dichterin noch vor wenigen Jahren für nur im fernen Amerika möglich betrachtete, welches ihr hier ähnlich wie Ibsen, als ein völliges Neuland erscheint, das ist inzwischen bei uns in Deutschland zur Wirklichkeit geworden. Eine Gesellschaft für ethische Cultur hat sich in Berlin gegründet; sie ist mit wärmster Theilnahme von allen edel Denkenden begrüßt, im vergangenen Sommer auch vor die weitere Oeffentlichkeit getreten und steht im Begriffe, in allen größern Städten Deutschlands Zweigvereine zu gründen; in Leipzig und in Wien ist dies schon eine vollzogene Thatsache.

Ob die Anregung zur Gründung in der That auf den Gedanken des armen Schulmeisters Habrecht im „Gemeindekind" zurückzuführen ist oder auf das Beispiel der in England und Amerika vorhandenen Ethical Societies: das nachzuweisen soll Sache späterer Geschichtschreiber sein, und ist auch von keinem großen Belang. Bedeutsam für das Urtheil über die Dichterin ist es, daß sie Gedanken aussprach, die sobald lebendige Verwirklichung fanden; denn darin liegt einer der beredtesten Beweise dafür, daß sie aus dem Herzen der Zeit schafft, daß sie, ohne sich auch nur entfernt so sehr „modern" zu geberden, wie es manche Dichter thun, die tiefsten Einblicke in das gewonnen hat, was heutzutage die Gemüther bewegt, ihre Sehnsucht, ihre Ideale, ihre Leiden am besten kennt.

Von diesem Gesichtspunkte aus hat man das dichterische Schaffen Marie Ebner's noch wenig betrachtet; die Erkenntniß, daß sie nicht blos die anmuthreiche, humorvolle und scharfblickende Sittenmalerin, sondern auch eine Dichterin ist, die von der Höhe des Zeitbewußtseins die Menschenwelt betrachtet, ist noch nicht sehr verbreitet. Es pflegt ja überhaupt die mitlebende Welt selten jene Dichter und Schriftsteller sofort zu erkennen, die den wahren Ausdruck ihres eigensten Geistes ausmachen. Gewöhnlich pflegt die lärmende Anerkennung der originalen Denker erst dann durchzubrechen, wenn ihre Blüte vorüber ist und sich die Welt eigentlich schon wiederum verändert hat. So ist auch die volle Erkenntniß dessen, was die Schriften Marie Ebner's bieten, noch nicht verbreitet genug. Wir aber haben öfters auf den Zusammenhang ihrer Poesie und deren Tendenzen mit den großen Strömungen des Zeitgeistes hingewiesen.

Auch in der neuesten Erzählung*) „Glaubenslos?", die wir als ihre bedeutendste und eigenthümlichste dichterische That bezeichnen müssen, als ein Werk an dessen Schönheit in den Einzelheiten und in der Gesammtheit man sich nicht satt genug schauen kann, ist der große, auf das Ganze des modernen Lebens gerichtete Zug nicht zu verkennen. Man muß sich nur dessen bewußt werden, was nach der — sehr selten direct ausgesprochenen — Ansicht der Dichterin seine schlimmsten Schäden ausmacht. Sie hat schon in frühern Werken durch unmittelbare Polemik und durch die symbolische, aber positive Sprache der Poesie gegen den Pessimismus in der Gesinnung, gegen den mit ihm eng zusammenhängenden Naturalismus in der Kunst, wie auch gegen den Materialismus in der Wissenschaft Stellung genommen. Wir erinnern nur an die im Buche „Miterlebtes" vereinigten Novellen: „Ihr Traum" und „Wieder die Alte", an den Irrenarzt, der die kranke Gräfin nicht versteht, an die feine Gestalt des Malers daselbst, der sich über seine Kunst

*) Glaubenslos? von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Gebr. Paetel. 1893. 8. 3 M.

ausläßt, an die alte, verbitterte Baronin und die junge fröhliche Sprachlehrerin Claire Dubois. Gegen diese die eigene Menschheit geringschätzende Weltbetrachtung ist nun auch „Glaubenslos" mit seiner Verkündigung des Menschenglaubens gerichtet.

Marie Ebner unterscheidet sich dadurch wesentlich von einem Dichter der Polemik wie Ibsen, das sie sich mit der bloßen Negation, mit der Aufdeckung der Schäden, mit der Enthüllung des Lasters allein nicht begnügen kann, sondern unmittelbar an die Verneinung auch die Bejahung fügt, den Weg weist, wie etwas besser zu machen ist, den aus dem Leben geholten Menschen eigene Ideale gegenüberstellt. Sie glaubt nicht tadeln zu dürfen, wenn sie nicht auch sofort nützen, dienen und helfen kann, denn sie ist nicht blos äußerlich, sondern ihrem innersten Wesen nach eine Edelfrau, mit einer Seele voller Hochherzigkeit. Sie hat den tapfersten Muth von allen, die da schreiben; eine Satire auf die Berufsschriftstellerei, die nur zu häufig in unserer Literatur anzutreffen ist, wie sie Marie Ebner in „Lotti, die Urmacherin" schrieb, ist unseres Wissens so tief einschneidend noch gar nicht geschrieben worden, und es ist wol beachtenswerth, daß öffentlich sehr wenig von dieser Satire gesprochen wurde und wird. Aber all diese Tapferkeit im Angriff ging doch stets Hand in Hand mit der tiefsten Erwägung, ob das Angriffsobject nicht dennoch auch seine zu schonenden Seiten, seine Tugenden, wenigstens relativer Art hat; denn die Dichterin wollte doch auch immer gerecht bleiben.

Nichts wäre leichter gewesen und hätte näher gelegen, als die Kritik, an der Marie Ebner so reich ist, zum Beispiel auch an der Kirche zu üben, in der sie aufgewachsen war, und mit deren Dogmen und Theorien sie sich lang und ehrlich genug herumgeschlagen hatte. Aber sie betheiligte sich am Culturkampf nicht nach der Art Anzengruber's. Im „Gemeindekind" fand sie Gelegenheit, ihre Meinung über die Nonnenklöster und deren Thätigkeit zu äußern. Es geschah in der allerfeinsten und kunstvollsten Weise, indem mit größter Objectivität und Vorurtheilslosigkeit die Nonnen vorgeführt werden, die im eifrigen Bestreben, eine Seele zu gewinnen, dieselbe Seele bis auf den Tod peinigen: ihre Liebe ist mit all den süßesten und frömmsten äußern Formen gewaltthätig. Die Kritik, welche Marie Ebner an der Kirche übte, war nie gegen den Glauben selbst, sondern nur gegen die Praxis gerichtet, obgleich sie doch ohne Zweifel nicht auf gläubigem Boden steht. Und selbst die Ethik des Katholicismus griff sie niemals an, nur die Unduldsamkeit mancher seiner Vertreter. In „Unsühnbar" hat sie ein einziges mal auf die Schwäche der kirchlichen Heilsmittel hingewiesen, an jener Stelle, wo Gräfin Dornach nach Trost beim Beichtvater sucht und ihn trotz seiner Absolution nicht findet. Aber andere kirchliche Grundsätze, wie etwa den Cölibat, ist sie gleich dem Grafen Leo Tolstoi und mit allen stoischen Ethikern, werthzuschätzen wol geneigt. Ihre Baronin in „Wieder die Alte" spricht sich recht energisch aus gegen das Heirathen ohne Rücksicht auf die materiellen Bedingungen; das Recht des elementaren Triebs der Sinnlichkeit anzuerkennen, den die Dichterin sehr wol versteht, man denke nur an „Bozena", aber auch beklagt, ist sie nicht sehr geneigt; ihr heiliger Oversberg vermag ihn gar wol zurückzudrängen, und wenn wir in der neuesten Ebner'schen Dichtung wieder einen Helden treffen, der erotisch fest gepanzert und der sinnlichen Versuchung am allerwenigsten zugänglich ist (was werden nur die Naturalisten dazu sagen?) so kann uns das nicht mehr überraschen. Vielmehr muß man sagen, daß Marie Ebner nie zuvor die tiefsten Ideen ihres Dichtergeistes so rein und so original ausgestaltet hat, als in „Glaubenslos?", wo sie zwei echte Priester mit wundersamer Kunst und mit hinreißender Liebe darstellte.

Hier wird uns erzählt, daß der Cooperator Leo in dem schön gelegenen Alpendorfe Schran in Oberösterreich sich von Natur aus zum Priesterstande berufen fühlt, soweit mit seiner äußerlich bescheidenen Stellung zufrieden ist, keinen Ehrgeiz hat, die Stufenleiter der Hierarchie emporzusteigen, obgleich er alle Begabung besitzt, ein mächtiges Kirchenlicht zu werden; daß ihn weder der Cölibat, noch die Armuth, noch seine Zweifel an der biblischen Schöpfungsgeschichte, zu der ihn seine ernsten astronomischen Studien brachten, an seinem Berufe irre machen können. Wol aber geschieht es, als Leo in seinem „Menschenglauben" irre wird, als er eine haarsträubende Schlechtigkeit und die philisterhafte Gleichgültigkeit dagegen bei fast allen Menschen erlebt, deren Recht und Pflicht zugleich es wäre, gegen das Uebel aufzutreten. Leo muß an der Möglichkeit zweifeln, diese also sich äußernde Menschennatur überhaupt zu bessern, und an der eigenen Fähigkeit, überhaupt läuternd auf die verdorbenen, rohen, erbärmlich schwachen, grenzenlos selbstsüchtigen, empörend gleichgültigen, eitlen und läppischen Menschen einzuwirken. In diesem Zustande des Zweifels an sich selbst und an der Menschheit lernen wir Leo kennen. Die Empörung über die erlebten und mitangesehenen Niederträchtigkeiten verleiht seiner Sonntagspredigt eine erschütternde Gewalt. Die Zuhörer sind zerknirscht und drängen sich um den strengen Sittenrichter wie Schulkinder, die dankend die Hand küssen, die sie schlug. Ein geistlicher Vorgesetzter, der Leo's Predigt anhörte, ist entschlossen, den Cooperator aus seiner Verborgenheit im Gebirgsnest herauszuziehen, um diesem glänzenden Talente in Wien einen größern Wirkungskreis zu verschaffen. Allein er kennt Leo schlecht. Nie fühlte sich dieser tiefer herabgestimmt, als gerade nach dem mächtigen Erfolge seiner Predigt. Einerseits erscheint er sich als einer, der ein großes Unrecht beging, indem er sich in seiner sittlichen Entrüstung überhob, den Sittenrichter zu spielen; das ist doch nur eigentlich Sache des Höchsten selbst, denn wer ist rein genug von Sünde, daß er den Stein aufheben darf gegen andere Sündige? Weil der Zorn und nicht die Liebe aus ihm sprach, fühlt er sich verstimmt. Andererseits erscheint ihm das Volk, das sich von seinem Ausbruch so sehr niederdonnern ließ, noch

unwürdiger als zuvor. Ein wahrer Ekel vor der Menschheit überkommt ihn — und wir Leser fühlen, daß Leo niemals seinen Beruf, ein Moralist und ein Priester zu sein, so sehr bekundet und bestätigt hat, als in dem Rückschlag von Demuth und Ekel, der auf seine Predigt folgte, an deren Gewalt wir nach der Darstellung der Dichterin glauben müssen. Und nun führt uns die Erzählung eine Reihe von gut miteinander verketteten Episoden vor, in denen Leo zur Ueberzeugung gelangen muß, daß es mit seiner Begabung, läuternd auf die Menschen zu wirken, doch wol so übel nicht bestellt sein kann, und daß sich selbst sehr harte Köpfe durch einsichtige Zurede erweichen und zu guten Thaten bewegen lassen. So gewinnt Leo den Glauben an sich selbst und an die Menschen wieder, er versöhnt sich mit seinem Berufe und gibt den Entschluß auf, aus dem Pfarrhofe zu entfliehen, um in erhabener Entsagung fernerhin als armer Gebirgspfarrer zu leben. Denn es ist nach dem Lebensideale der Dichterin, das wir schon seit ihrer Novelle „Nach dem Tode" kennen, eines tüchtigen Mannes gar wol würdig, sein Leben der sittlichen Arbeit auch in einem kleinen Wirkungskreise zu widmen.

Schon aus dieser Skizze der Haupthandlung der Erzählung wird klar geworden sein, daß die Dichterin sich eine Aufgabe stellte, wie sie so groß es nie zuvor gewagt hatte. Einen Helden des ethischen Pathos so bedeutend, so frei von jeder Sentimentalität, so männlich und mit solch überzeugender Kraft zu gestalten, wie es hier geschah, konnte nur einem Genius gelingen, dessen Seele selbst dieses Pathos ausmacht. Darum bezeichneten wir „Glaubenslos" als die eigenthümlichste der Ebner'schen Schöpfungen. Sie ist, wenn man will, auch eine Tendenzdichtung, weil das Ganze im Dienste einer Idee steht; nie aber kann die Congruenz zwischen Idee und Bild in einem poetischen Werk größer als hier gewesen sein, und die Congruenz gelang doch wol nur, weil die Dichterin in ihrer Tendenz aufgeht. Aber auch rein künstlerisch war die Aufgabe sehr schwer. Es mußte in den engen Rahmen der Erzählung eine ganze Galerie von typischen Charakteren gefügt werden, um eine reiche Scala sittlicher Erscheinungsformen zu erhalten, die ein Urtheil über Menschenwerth ermöglichen und das Recht des Menschenglaubens begründen sollten. Eine solche Stufenleiter menschlichen Werthes darzustellen, vermochte nur ein Dichter mit sehr reicher Menschenkenntniß, mit ungewöhnlicher Fähigkeit zu individualisiren, mit der seltenen Begabung, das Wesen einer Gestalt in wenig Strichen, durch das sichere Herausgreifen jener Züge, auf die es allein ankommt, vor Augen zu stellen. Diese dichterische Kraft besitzt Marie Ebner in hohem Maße, und ihr kommt bei solchen Aufgaben eine meisterliche Technik zu Hülfe, welche nicht durch Analyse und Beschreibung, sondern durch unmittelbares Redenlassen und Handeln die Menschen charakterisirt. Daher kommt es auch, daß die Erzählung trotz ihres innerlich so reichen Inhalts, äußerlich einen ganz bescheidenen Umfang hat.

Es wäre nun ein ganz besonderer Reiz, hier auf die Schönheit der einzelnen Gestalten dieser Dorfgeschichte näher einzugehen. Conventionell, an bekannte Typen des nun schon so überreich gepflegten Genres erinnernd, ist nicht eine einzige der Figuren; auch kann man nicht sagen, daß die Erzählerin, wie es so manchem modernen Dichter passirt, sich wiederholt und eine der gelungenen Gestalten ihrer ältern Bücher wieder eingeführt hätte. Eine innere Verwandtschaft zwischen diesen und den ältern Menschen der Ebner'schen Phantasie ist naturgemäß nicht zu verkennen, aber die Charaktere sind neu und erheblich fortentwickelt. Leo steht hoch über dem ihm verwandten Oversberg, und sein Vorgesetzter, der greise Pfarrer ist überhaupt eine Figur, wie sie unsere Dichterin noch nie so schön geschaffen hat, und die auch in der ganzen deutschen Literatur weit und breit ihresgleichen suchen darf. Jenes Lächeln Gottfried Keller's, das nicht verletzt, das „Lächeln mit Achtung", das Lächeln der Liebe, die zugleich freien Geistes den Geliebten überschaut, strahlte wol auf dem Gesichte der Frau von Ebner, als sie diesen Pfarrer schuf. Er ist der volle Gegensatz zu Leo und darum künstlerisch so bedeutsam, er erst erklärt das Wesen des blos menschengläubigen Cooperators. Der Pfarrer ist wahrhaft gottesgläubig: einer der höchst seltenen Menschen, bei denen man wahrlich an eine unmittelbare Gnadenerweisung Gottes glauben möchte, etwa daß sie Gott selbst einmal sehen durften, um sich von seinem Angesichte für alle Zeit den himmlischen Frieden und den durch gar nichts zu erschütternden Glauben an ihn zu holen. Solch ein wahrhaft Gläubiger ist seiner Sache so sehr gewiß, und wandelt und handelt in dieser Gewißheit immer so rechtschaffen, daß er auf alle Wissenschaft und Bücherweisheit mit vollem Recht verzichten darf. Dieser Pfarrer erscheint vorwitzigen Kritikern seiner Amtsführung wie ein Kind, sobald sie aber etwas näher zuschauen, dann weht es sie an, als hätte der Stifter der Kirche selbst sich in dem Manne ein Organ seines Willens geschaffen. Dieser Pfarrer ist seiner eigenen ethischen Größe sich so recht klar nicht bewußt, und diese Naivetät ist einer der wichtigsten Züge seines Wesens: er ist eben der religiöse und ethische Instinct- und Gefühlsmensch. Darum hat er vor Leo einen wahren und tiefen Respect, dessen Energie in wissenschaftlichen Arbeiten imponirt ihm aufrichtig, da er seine eigene Schwäche in dieser Richtung fühlt; und andererseits hat der Cooperator vor seinem Pfarrer einen gleich tiefen Respect, weil ihm wiederum die geniale religiöse Natur als solche unmittelbar imponirt, als eine Urgewalt, als ein göttlicher Quell, den er mit seiner gesammten Gelehrsamkeit nicht aus dem Boden locken könnte, wenn er nicht da wäre. Und nun stelle man sich den Verkehr zwischen diesen zwei Antipoden des religiösen Charakters vor: wie sie sich lieben, weil sie ihre gegenseitige Ergänzung fühlen, wie sie sich nachgerade unentbehrlich werden! Die Scenen,

welche diesen Verkehr schildern, sind darum ganz außerordentlich schön.

Man kann die Erfindung dieses contrastirenden Mannespaares nicht anders als genial bezeichnen; sie erinnert uns an eine andere, nur in der Form nicht so classisch gelungene Leistung eines zeitgenössischen Dichters, an den „Eisernen Rittmeister" von Hans Hoffmann, in welchem ebenfalls zwei Pole der Menschheit: der Rittmeister und der Stadtphysikus, als Don Quixote und Hamlet einander gegenübergestellt wurden; jedoch im Kampfe, bei Frau von Ebner aber in der Liebe.

Ganz so schön wie dieser Pfarrer ist in anderer Art die Gestalt der Kogler-Bäuerin gerathen, in der das ganze Weh des weiblichen Geschlechts vereinigt und verklärt erscheint. Diese Bäuerin hat einen Mann, der sie aus Liebe und geliebt heirathete, der sich aber im Laufe der zwanzigjährigen Ehe roh und egoistisch entwickelte, und vollends gelähmt, an den Krankenstuhl gefesselt, die Geißel seines Hauses wurde. Wie sich nun seine charaktervolle Frau unter diesen Umständen zu einem herben verschlossenen Wesen ausbildete, und wie dieses imponirend harte Weib schließlich weich wird: das ist mit unsagbar schöner Kunst gestaltet und ringt mit der Zeichnung der zwei Priester um die Palme des Lobes . . .

Doch hören wir damit auf und laden unsere Leser ein, sich nun den Genuß dieser Dichtung selbst zu gönnen.

Moritz Necker.

Erzherzog Karl als Strateg.

Ausgewählte Schriften weiland seiner kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Carl von Oesterreich. Herausgegeben im Auftrag seiner Söhne der Herren Erzherzoge Albrecht und Wilhelm. Mit Karten und Plänen. Erster und zweiter Band. Wien, W. Braumüller. 1893. Gr. 8. 13 M.

Diese beiden ersten Bände der Werke des bedeutendsten österreichischen Heerführers aus der Napoleonischen Zeit haben, soviel ich sehe, allgemein die günstigste Beurtheilung gefunden; ich kann mich dieser nur anschließen. Die von dem erzherzoglichen Archivar F. X. Malcher unterzeichnete allgemeine Einleitung gibt in der Hauptsache einen klaren Ueberblick über die umfassende schriftstellerische Thätigkeit des Erzherzogs und damit zugleich über den beabsichtigten Gesammtinhalt der „Gesammelten Schriften". Schon daraus gewinnt man von seiner Arbeitskraft und Vielseitigkeit die höchste Vorstellung; man darf mit Bestimmtheit annehmen, daß durch diese Veröffentlichung weitern Kreisen zum ersten male eine richtige Vorstellung von seinem Wesen und seiner Bedeutung ermöglicht wird. Am bedeutendsten ist die Ausbeute natürlich für die Militärs, aber diese werden, soweit sie auf tiefere kriegswissenschaftliche Bildung Anspruch machen, ohnehin schon vieles von dem hier Gebotenen gekannt haben. Doch auch der Politiker und Historiker, ja überhaupt jeder, dem menschlich wahrhaft bedeutende Persönlichkeiten Interesse erregen, wird sich durch die Lektüre großer Partien der „Gesammelten Schriften" reich belohnt finden.

Der erste Band, mit einem vortrefflichen Bildniß des Verfassers geschmückt, ist in der Hauptsache von specifisch-militärischem Interesse; an dieser Stelle genügen also wenige Bemerkungen darüber. Er bringt die theoretisch-strategischen Schriften des Erzherzogs, nämlich zunächst „Die Grundsätze der höhern Kriegskunst", dann die „Beiträge zum praktischen Unterricht im Felde", beide für die Offiziere der österreichischen Armee geschrieben, endlich und hauptsächlich die „Grundsätze der Strategie". Auf den zweiten Aufsatz brauchen wir hier gar nicht einzugehen; aus dem ersten sei nur die Einleitung hervorgehoben, die scharf betont, daß der Krieg das größte Uebel sei, was einer Nation widerfahren könne, und daß also alles darauf ankomme, ihn möglichst schnell zu beendigen, indem man den Augenblick und den Ort für die entscheidenden Schläge richtig wähle.

Die „Grundsätze der Strategie" gehören untrennbar mit dem zweiten Bande zusammen, in dem sie durch die Darstellung des Feldzugs von 1796 in Deutschland erläutert werden. Wieder betont der Erzherzog gleich im ersten Satz der „Vorerinnerung" den rein praktischen Zweck der Schrift „Feldherren zum Schutze des Vaterlandes zu bilden". Mit edler Wärme hebt er die hohe Bedeutung des Feldherrnberufs hervor. „Ein kluger erfahrener und zugleich entschlossener Feldherr", sagt er, „ist der edelste Stein in der Krone seines Monarchen" — ein Satz, den die letzten großen Kriege für uns Deutsche wunderbar bestätigt haben. Endlich macht er mit Nachdruck darauf aufmerksam, daß auch das größte militärische Genie der sorgfältigsten Ausbildung durch Erfahrung und Studium bedürfe. Dann wendet er sich einer systematischen Darstellung der strategischen Grundsätze zu und zwar so, daß er sie im ersten Hauptstück möglichst allgemein und streng aufstellt, im zweiten aber auf einen angenommenen Kriegsschauplatz anwendet. Für den Laien hat die Lektüre dieses Theils natürlich ihre Schwierigkeiten; aber glücklicherweise genügt es für ihn auch, wenn er den zweiten Band, der wie gesagt die Darstellung des Feldzugs von 1796 bringt, allein liest. Denn alle wichtigen Maximen werden hier an passenden Stellen — überdies durch den Druck hervorgehoben — wiederholt. Dieser Theil vor allem wirkt, obgleich schon 1813 — der Form nach anonym — zuerst erschienen, viel moderner, als man gerade bei einem solchen Werk erwarten sollte. Der bedeutende und edle Mensch, der aus den „Aphoris-

men" natürlich unmittelbarer spricht, verleugnet sich auch hier nirgends. Dabei bleibt aber die Darstellung durchweg streng objectiv, in viel höherm Grade z. B. als in Cäsar's Commentarien mit dem der Erzherzog die Eigenthümlichkeit gemeinsam hat, durchgängig in der dritten Person zu erzählen. Seine hohe Unbefangenheit zeigt sich vor allem darin, daß er nicht nur keinen seiner Untergenerale, sondern ebenso wenig sich selbst mit wiederholtem Tadel verschont; ein gleiches Schicksal trifft natürlich auch die feindlichen Heerführer mehrfach. Am schärfsten beurtheilt er von den österreichischen Untercommandirenden wol Latour, dem er einmal den schweren Vorwurf macht, er habe in dem Bestreben Oesterreichs Grenze zu decken, den ganzen Staat dem Untergange ausgesetzt; dabei läßt er aber seinem Charakter alle Anerkennung zutheil werden. Auch Wartensleben muß sich mehrfach scharfen Tadel gefallen lassen. — Von den feindlichen Generalen stellt er offenbar Kleber am höchsten; den beiden Führern Jourdan und Moreau weist er viele Fehler nach. An Moreau erkennt er die Klugheit und Erfahrung durchaus an und hebt einen Fall, wo er in Widerspruch damit handelt, ausdrücklich als Ausnahme hervor; aber er wirft ihm mit Recht Mangel an Raschheit und Entschlossenheit vor, und sein oft so hochgepriesenes Verdienst bei der Durchführung des Rückzugs erscheint danach nicht gar groß. Die einschneidende Kritik, die der Erzherzog gegen andere übt, kann schon beim ersten Erscheinen des Werks selbst für die persönlich Betroffenen nichts Verletzendes gehabt haben, da sie sahen, wie wenig er sich selbst damit verschont. Natürlich spricht er mehrfach von seinen Maßnahmen mit berechtigter Befriedigung; aber an andern Stellen wägt er Richtiges und Verkehrtes in seinem Verfahren vorsichtig gegeneinander ab, wie in der Darstellung der Schlacht bei Malsch, oder er tadelt sich geradezu, wie mehrfach in der lehrreichen Schilderung der Schlacht bei Neresheim, ferner indem er wiederholt seine Maßregeln für zu gewagt erklärt. Wenn er die österreichischen Festungscommandanten in den Rheingegenden wegen ihrer Unthätigkeit scharf angreift, so nimmt er doch auch hierfür einen Theil der Schuld auf sich. — Ob des Erzherzogs Urtheil immer das Richtige trifft, diese Frage kann hier gar nicht aufgeworfen, noch weniger entschieden werden, jedenfalls gewinnt man den Eindruck, daß er die höchste Sachkenntniß besaß. Im speciellen hat er auch den Werth eines entschlossenen Vorgehens klar erkannt, mag er auch immerhin nicht durchgängig dementsprechend gehandelt haben. Der Geist des Werkes wirkt wohlthuend, und schon deshalb steht zu hoffen, daß auch nicht wenige Laien, selbst außerhalb der habsburgischen Monarchie, gern sich in dasselbe versenken werden. Sie werden auch an dem klaren und durchsichtigen Stil ihre Freude haben: als veraltet empfindet man darin höchstens die zahlreichen Wörter auf —ung, für welche das so häufig wiederkehrende „Vorrückung" typisch ist, und eine Reihe von Fremdwörtern, die jetzt auch aus der militärischen Sprache fast verschwunden sind. Der ruhige und sachliche Ton erinnert an Moltke's Schriften, an den man auch inhaltlich mehrfach gemahnt wird. Einiges hat ja der hohe Verfasser vielleicht verschwiegen, aber gewiß nur wenn dies die Rücksicht auf den österreichischen Hof gebieterisch forderte; indeß er versagt sich auch diesem gegenüber nicht einen offenen und scharfen Tadel. Einmal berichtet er, daß er sich für den von Moreau nach dessen Rückzug angebotenen Waffenstillstand erklärt, daß aber der Hof diesen abgelehnt und die Belagerung von Kehl angeordnet habe. Dann fährt er mit schneidendem Lakonismus fort: „Kehl wurde erobert — aber Mantua fiel, nachdem Alvinczy nochmals zum Entsatz vorgerückt war und die Schlacht von Rivoli verloren hatte."

Der besondere Werth des Buches auch für nicht fachmännisch gebildete Leser liegt in den allgemeinen Maximen, die durch Thatsachen zu belegen sein Zweck ist. Natürlich sind auch sie militärischen Inhalts; aber schon daß sie zu mancherlei Vergleichen mit den heutigen, insbesondere an den Namen Moltke's geknüpften Grundsätzen Anlaß geben — die Differenzen sind geringer als man erwarten sollte — sichert ihnen allgemeines Interesse. Mehrfach greifen sie übrigens auf das psychologische Gebiet über, wie z. B. die Bemerkung: „Es ist ein Fehler aller nicht tiefdenkenden Menschen, die Ursachen der Ereignisse blos in kurz vorhergegangenen Begebenheiten zu suchen." Aber auch von den zunächst rein militärischen Maximen kann ich mir nicht versagen, auf einige hinzuweisen. Treffend spricht der Erzherzog mehrfach über die Wichtigkeit des einheitlichen Oberbefehls, der auch 1796 Oesterreichs Glück wurde; mit Recht erklärt er ein solches Zusammenwirken bedeutender Feldherren, wie es zwischen Eugen und Marlborough stattfand, für eine seltene Ausnahme. Ganz besonders modern berührt die schöne Ausführung über die verschiedenen Anforderungen an den Feldherrn und den Untergebenen. „Der Untergebene", heißt es zum Schluß, „entehrt sich, wenn er den besetzten Posten verläßt . . . — der General fehlt, wenn er ein höheres Interesse der Behauptung eines Punktes oder einer Gegend aufopfert." Nicht minder gilt dies von der scharfen Unterscheidung zwischen berechtigten allgemeinen Directiven des obersten Feldherrn an von ihm detachirte Generale und unberechtigten Einzelanweisungen. — Ebenso beherzigenswerth erscheint die Forderung, der Plan des Oberbefehlshabers dürfe nur wenigen bekannt sein, zu diesen wenigen aber müßten jedenfalls die gehören, die zu seiner Ausführung wesentlich mitwirken sollten. — Ganz im Sinne Moltke's äußert sich der Erzherzog ferner unter treffender Begründung über die Bedenklichkeit eines Kriegsraths. An andern Stellen spricht er mit vollster Sachkenntniß von der Wichtigkeit der Bewegungsfreiheit, von der Nothwendigkeit, die verfügbaren Kräfte zu vereinigen, von den demoralisirenden Wirkungen eines Rückzugs, oder er stellt fest, daß ein kühner Entschluß vor allem einer raschen Ausführung bedürfe. So sehr er überzeugt ist, daß die Kriegskunst ihre Gesetze habe, sowenig verhehlt er sich, daß diese Regeln

Ausnahmen erleiden. Hoffentlich genügen diese wenigen Andeutungen, um eine ungefähre Vorstellung von dem reichen Inhalt des Werks zu geben; nur auf den Schlußsatz, der die Gründe für den unglücklichen Verlauf des unmittelbar vorher in kurzem Ueberblick dargestellten Feldzugs von 1797 präcis zusammenfaßt, möchte ich noch hinweisen.

Die Ausstattung ist vortrefflich; die durch die Herausgeber beigefügten Anmerkungen, welche in der Hauptsache, wenn nöthig die nähere Lage der erwähnten Ortschaften oder deren jetzigen Namen angeben, erleichtern die Benutzung in dankenswerther Weise. Schmerzlich werden dagegen, zumal von Fachmännern, die Karten und Pläne vermißt werden, die aus nicht ersichtlichen Gründen erst mit dem sechsten (Schluß)-Band des Werks nachgeliefert werden sollen.

Edmund Lange.

Neue Romane.

1. Das Geheimniß des Hauslehrers. Von Viktor Cherbuliez. Zwei Bände. Stuttgart, J. Engelhorn. (Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek. 10. Jahrg. Bd. 1 u. 2.) 8. 1 M.
2. Ein Unglücksheld. Roman von Paul Maria Lacroma. Berlin, O. Janke. 1893. 8. 4 M.
3. In deutscher Hand. Roman von Carl Postumus. Berlin, O. Janke. 1893. 5 M.
4. Die beiden Rittmeister. Historischer Roman von Wusso, Graf von Bredow. Berlin, O. Janke. 1893. 8. 4 M.

Die Stellung eines Hauslehrers hat wol etwas Poetisches; seine ländliche Erholung auf einem großen Gut, die unter erzieherische Pflichten und eigene Arbeiten angenehm vertheilte Zeit, umfassende Geistesbildung bei einem zu Conflicten wie geschaffenen und sehr empfindlichen Herzen — das alles hat diesen Pädagogen zum Liebling der Dichter gemacht. V. Cherbuliez (Nr. 1) bringt seinen Helden Tristan, dem die Natur ihr Bestes an intellectuellen Gaben geschenkt, aber alle körperlichen Vorzüge erlassen und durch eine gebogene Nase schmählich ersetzt hat, in die Champagne zu dem gutmüthigen Herrn Brognes. Dessen Töchter, Sidonie, die ältere, weise, und die sechzehnjährige Monica sollen von Tristan ihre letzte Ausbildung erhalten. Die komische Lage, in die er als Mädchenhofmeister versetzt ist, wird nicht ausgenutzt, denn Cherbuliez läßt ihn sofort die Oberhand gewinnen, indem der Lehrer der Philosophin durch Wissen und ihrer weiblich unberechenbaren, aber doch so schönen Schwester durch Entschiedenheit imponirt. Tristan liebt Monica, und lebt an ihrer Seite zwei lange, an Freuden und Schmerzen reiche Jahre hin, ohne ihr sein süßes Geheimniß zu verrathen. Denn der merkwürdige Mann, der weiß, wie häßlich er ist, glaubt nicht, daß seine Gefühle je von jenem reizenden Wesen erwiedert werden könnten; er versteckt sie lieber hinter der Maske guter und rauher Schulmeisterei, und sieht unter Qualen der Eifersucht, wie Monica einen andern liebt und, durch die Verhältnisse gezwungen, ungeliebt einen Dritten freit. Die Widersprüche in der Seele des Helden sind mit allem Reize ausgeführt, wie er nur aus intimer Bekanntschaft mit dem Menschenherzen gewonnen werden kann. Feine Bemerkungen fallen über die krause Psychologie der Liebe. Es ist nur schade, daß sich am Schluß des Werkes plötzlich die Fragezeichen drängen, und die Katastrophe durch die ihr nachpolternden Ereignisse verschüttet wird. Tristan erklärt sich zwar, aber auf seine eigene, unbeholfene Weise; hat Monica ihn nun verstanden, oder wird sie, wie bisher, in ihm nur den guten Freund und Berather verehren? So bleiben die Perspectiven verschwommen; es ist möglich, daß sie als Weib alles geahnt hat, aber vielleicht that sie es auch nicht, und Tristan wird seine Last weiterschleppen und den Mund nie wieder aufthun über seinem Geheimniß. Solche halben Schlüsse, die den Kunstgriff des Verschweigens misbrauchen — und wie oft geschieht das heute auch in der Dramenliteratur! — sind wenig sympathisch, und stören mit ihrer Ungewißheit den künstlerischen Eindruck. Der Dichter mag das Ende verschweigen, wenn es geschickt vorgedeutet ist, d. h. wenn alle Linien des Werkes so unfehlbar auf ein Ziel zulaufen, daß die Erreichung desselben, auch ohne ausdrückliche Versicherung ganz unvermeidlich scheint, und die Phantasie des Lesers da weiterführen kann, wo der Erzähler abgebrochen hat. Dann ist die Aposiopese allerdings ein wirkungsvolles Mittel, und der Poet kommt jenem Helden gleich, von dem Carlyle sagt: „His silence is more eloquent than words". — Aber trotzdem ist diese Herzensgeschichte, die der Hauslehrer selbst, bald ruhig, bald schmerzhaft lustig vorträgt, der schönen Uebersetzung von Emmy Becher und der Lektüre werth. Es thut einem leid, daß sie zufällig unter eine Rubrik mit so unwürdigem Volke zusammengetroffen ist, wie es leider Nummer zwei bis vier vertreten.

Ein Werk, für das der Autor neben dem Recht der Uebertragung in fremde Sprachen noch das der Besprechung hätte vorbehalten sollen, ist „Ein Unglücksheld" von P. M. Laeroma (Nr. 2). Es ist die Geschichte von einem guten Vater und Sohn, die sich im Lauf der Generationen für ein paar adeliche Schurken opfern. Nun ist die hündische Anhänglichkeit eines Dieners an seinen Herrn dichterisch reizvoll, wenn diese Treue wie eine dem Großen gezollte Bewunderung erscheint. Dafür muß aber der Herr irgendwie imponiren, wenn nicht uns, so doch dem beschränkten Unterthanenverstand seiner Diener, in die sich die Leser dann hineinzuversetzen haben. Aber mit einer in unserm Zeitalter schlechtweg unerhörten Unsittlichkeit begründet Laeroma die Ergebenheit der Familie János aus dem rein äußern Rangverhältniß, in dem sie zu dem

Barone Feldbach, der als Mensch nahe an die Canaille streift, steht. Der junge Cäsar János, der sich überdies doch mit eigener Kraft aus dem Bedientenstande seines Vaters heraus zum Lieutenant emporgearbeitet hat, sitzt für den barönlichen Sohn Feldbach's unter dem Verdacht des Diebstahls hochherzig einige Jahre Festung ab, entsagt seiner Liebe u. s. w., und wird für die Bornirtheit vom Autor mit dem tragischen Titel eines Unglückshelden entschädigt.

Die Sprache des Romans macht ein so ärgerliches Getöse wie der hohle Inhalt und gruppirt ihr Material in verdrehten und anspruchsvoll „poetischen" Stellungen; von der Melodie der Prosa, die ohne Ton- und Wortsprünge auskommen sollte, haben Sätze wie der folgende, keine Ahnung, wenn S. 4. János die Mähne von Feldbach's Goldfuchs „in kunstvolle Strähne flocht wie einer koketten Maid sorglich gepflegte Haarfülle". Die Metaphern können von dem unerschütterlichen „Felsen im Meer", der längst abgespült sein sollte, und von andern Gemeinplätzen nicht wegfinden; es knistern und rascheln die Wendungen aus der Tagespresse, und alberne Soldatenstimmen zetern von „Waschlappengesichtern" und „gewaltig angesäuselten" Leuten. Der Autor purzelt manchmal aus der Geschichte, die 1860 spielt, anachronistisch heraus, und verwerthet Beobachtungen über die neuesten Ereignisse, wie den Nutzen und Schaden der Kneipp'schen Curen oder die ungünstige Stellung der Standbilder im modernen Wien, „wo man beispielsweise das herrliche Beethovendenkmal vom genialen Zumbusch erst entdecken muß, um dessen erhebenden Anblick zu genießen". — Für die deutschfreundliche Gesinnung in der österreichischen Erzählung muß man dem Autor um so dankbarer sein, je unheimlicher und toller einem sonst bei der Lektüre dieses greisenhaften Werkes zu Muthe wird.

Der Roman „In deutscher Hand" von C. Postumus (Nr. 3) spielt zur Zeit des Aufstandes 1863/64, als die Polen mit Hülfe der durch den Magentasieg berauschten Franzosen ihr Reich in den Grenzen von 1772 wiederherstellen wollten. Eine Liebesgeschichte hebt sich von dem bewegten Hintergrunde ab; die Schloßherrschaft, die mit deutscher Tölpelhaftigkeit anfangs die aufrührerischen Polen, ohne es zu wissen, beherbergte, wird vom Dichter glücklich durch alle Fährlichkeiten der Revolution lancirt und kommt auf der letzten Seite des zweiten und letzten Bandes bei dem menschlich schönen Resultate an, „alle mit Bruderliebe zu umfassen und alle Stammesgegensätze möglichst zu überbrücken". Der Roman ist ein wenig besser als der Unglückshelb, was bei der unendlichen Schlechtigkeit des letztern freilich wenig sagen will. Sein Grundfehler liegt in dem Odium der tödlichsten Langeweile, wie es je Geschichten, erzählt von einem undichterischen und unbelebten Menschen, verbreitet haben mögen; und wol nur ein so staatlicher Verlag wie der von Janke konnte dafür das Risico übernehmen. — Die fetten polnischen Brocken im Text konnten wir auf ihr specifisches Gewicht hin nicht prüfen, testiren aber bereitwilligst dem Herrn Postumus eine gediegene literarische Bildung, soweit sich die eben nach Goethe- und Shakespeare-Citaten, die zu Kapitelüberschriften dienen, beurtheilen läßt. Das hat denn auch auf die „deutsche Hand" des Postumus eingewirkt, und ihr zu einem zwar durchaus correcten, aber farblosen Stil verholfen; wir hoffen sie heute für lange Zeit zum letzten male gedruckt zu haben. Eheu, fugaces ....

Der deutsche Patriotismus, der in den vorigen Romanen zu Worte kam, schließt hier mit lautem Geschrei die dritte Erzählung (Nr. 4) ihren Schwestern an. Statt Russen und Ungarn, stehen wir den Schweden gegenüber, die 1673 im Vertrauen auf die deutsche Uneinigkeit und auf Ludwig den Vierzehnten in die Mark einbrachen. Der Krieg entzweit die Rittmeister Steenbock und Kerkow, von denen sich der eine, selbst ein alter Schwede und Waffenbruder weiland Gustav Adolf's, zu seinem einziehenden Volke, und der andere, ein guter Brandenburger, zu den Pommern schlägt. Der Sohn hier und die Tochter dort, werden durch die Feindschaft der Väter in ihrer Liebe ernstlich gestört, und einer Romeo- und Juliestellung zugedrängt; aber das Schicksal steht dem Paare zur Seite, und zeigt dem *einen* Vater an ein paar guten Beispielen den Unterschied zwischen den braven schwedischen Truppen von einst und dem wilden Invasionsheere von heute, sodaß er zur deutschen Partei übergeht, um gemeinsam mit dem *andern* Vater bei Fehrbellin zu siegen. Mit Hurrahs auf die Schlacht schließt die Erzählung, und — „übermorgen machen die jungen Herrschaften Hochzeit".

Einige Episoden beschleunigen das Fiasco des Romans, denn weder hat der Geldjude Moses, der auf beiden Seiten den Verräther spielt, etwas spukhaft-grauliches, noch ist der schöne Schwede Ingsol, der sich einer deutschen Landrathstochter anschließt, mehr als ein Theaterheld im verschlissenen Ueberrock. Das Geschichtliche wird öde behandelt und die Fabel — wieviel ein Dichter auch aus dem Zusammenstoß von Vater und Sohn gemacht hätte! — selbst von den bescheidensten Zusätzen einer wahren, zu Herzen gehenden Leidenschaft frei. Wenn der Geschichtschreiber seine subjective Antheilnahme am Stoffe verbirgt, ist es das Vorrecht des Dichters, mit seiner ganzen Persönlichkeit die Ereignisse auszufüllen, und wie ein Lebender, mitten unter ihnen zu wandeln. Mit gesteigertem Anschauungs- und Empfindungsvermögen schildere er die fernen Zeiten und übertrage uns ihren Herzschlag. Mag unser Autor sein Schloß bewohnen, Länder bebauen und irdische Werke betreiben — nach jenem schönen und luftigen Reich der Poesie hat er den Weg nicht gefunden; und seit wann haben sich denn Blinde in die Führerlisten einschreiben lassen?

Heinrich Kraeger.

Neue Lyrik.

1. Des fahrenden Spielmanns Lied und Leid! Gedichte von Julius Stryck. Dresden, E. Pierson. 1893. 12. 1 M.
2. Gedichte von Richard Schaukal. Dresden, E. Pierson. 1893. 12. 1 M. 50 Pf.
3. Aus dem Reiche der Gesänge. Gedichte von Moritz von Gutmann. Wien, Konegen. 1893. Gr. 16. 2 M.
4. Spuren. Ausgewählte Gedichte von Franz Herold. Dresden, E. Pierson. 1893. 12. 2 M. 50 Pf.
5. Klänge aus der Fremde. Von Robert Waldmüller. Leipzig, H. Haessel. 1893. 12. 2 M. 40 Pf.

Mit tiefgefühltem Danke legte ich Julius Stryck's Gedichte (Nr. 1) aus der Hand. Das Bändchen ist nämlich sehr dünn, und das ist das beste daran. Wie schrecklich aber hätte es werden können!

> Schau ich ein hübsches Mägdelein, —
> Ich weiß nicht, wie's geschieht —
> Da fällt mir gleich ein Verslein ein,
> Da sing' ich gleich ein Lied!

singt Stryck auf S. 4, und auf S. 5 heißt's weiter:

> Auf sieben Hügeln liegt die Stadt,
> Am Strand des gelben Tiber,
> Die so viel schöne Frauen hat,
> Zehntausend wohl und drüber!

Grundgütiges Schicksal, daß du ihn hier nicht weilen ließest! Luft und Duft, Sonn' und Wonn', Sang und Klang — das bekannte lyrische Geklimper ohne eine Spur von Originalität und wirklicher Empfindung, aber reich an elementaren Verstößen. Dieser „Spielmann" selbst hat freilich eine große Meinung von sich:

> Und sollt' dein Herz von Eisen sein,
> So rührt es mein Getöne! (S. 3.)

Es sei aber hiermit nachdrücklich jedermann vor dieser Herzprobe gewarnt, zumal der Dichter recht unästhetische Nebenwirkungen erzielt:

> Ich sing' Euch ein Lied, drob rinnet im Guß
> Das Wasser am Mund Euch herunter! (S. 9.)

Man pflegt doch lyrische Gedichte nicht mit der Serviette zu genießen! —

Nicht weniger selbstbewußt tritt Richard Schaukal (Nr. 2) auf. In der Widmung dankt er seiner Mutter dafür, daß sie ihn „entdeckt" habe, und einem Freunde, der ihn offenbar vor der Herausgabe seiner Gedichte warnte, ruft er zu:

> Du spanntest mir einen Nebel
> Ueber die Sonne des Ruhmes
> Und hingst Nachtgevögel in seine Maschen (!),
> Fledermäuse und hochmüthige Raben — — —
> Aber ich traue dir doch nicht.
> Wenn die Schwingen gekräftigt,
> Flieg' ich gegen den Nebel — — —
> Und mich grüßt die Sonne des Ruhmes. (S. 34 fg.)

Leider muß ich mich auch gegen Schaukal völlig ablehnend verhalten. Ist Stryck die klingende Schelle, so ist Schaukal das tönende Erz. Wenn ich von einer Anzahl geradezu nichtssagender Gedichte absehe, so charakterisirt die übrigen Gedichte das Gemachte, Gesuchte, Geschraubte, kurz das Unnatürliche in Gedanken, Empfindung, Bild und Sprache — die Folge des Mangels einer kräftigen, reichen und klaren Phantasie:

> Warum ich immer schweigen muß,
> Wenn ich vor mir dich seh'?
> Geschieht's aus Freudenüberschwang,
> Geschieht's aus bangem Weh?
>
> Nein, weil die Worte allzumal
> In meine Augen flieh'n
> Und als ein glühend Feuerwerk
> Auf dich, mein Liebstes, sprüh'n.

Derartiges „Feuerwerk" ist doch kein Gedicht! — Schaukal's Bilder sind nicht die natürlichen, von der Phantasie dem Dichter vorgezauberten, die reine Anschauung gewähren, sondern ausspintisirte, — untergeschobene Wechselbälge des Verstandes.

Oft wird einem ganz wirr von einem wahren Hexentanz, den seine Bilder aufführen. Effecthascherei und Originalitätssucht zeigen sich auch in der Sprache, die oft nur sonderbar und geschwollen ist und Bombast statt Glanz und Fülle bietet. Das Haschen nach „sinnvollen Beiwörtern" erinnert an die zweite schlesische Schule („lusterhallender Pavillon", „himmelumrahmendes Gelände", „seeumklungene Häuser" u. s. w.). So ist die ganze Sammlung nichts als eine widerwärtige selbstgefällige Pose, eine aufgeblasene Blase und man kann nur wünschen, daß der Dichter der classischen Mahnung des Weibes folge, das ihm in der unverständlichen, schrecklich sich gebärdenden „dramatischen Skizze" zuruft:

> Komm Mann und laß das dumme Denken,
> Ich will dir einen Thee einschenken!

In liebenswürdiger Bescheidenheit des Auftretens und der Dicht- und Denkweise sticht M. von Gutmann (Nr. 3) vortheilhaft von den vorgenannten Lyrikern ab. Er redet im Vorwort von seiner Unerfahrenheit, seiner Jugend, will seine Gedichte nur als „Sündenbekenntniß" und als einen „redlichen Versuch" angesehen wissen. Seine Gedichte sind freilich auch nicht mehr als bloße Reim- und Sprachübungen. Daß er solche nöthig hat, beweisen die ziemlich zahlreich vorkommenden Katachresen, unreinen Reime und Sprachfehler. Gutmann hat aber ein Ohr für Rhythmus und natürlichen Wohllaut, weiß einfach und ungezwungen und nicht unedel sich auszudrücken. So mag später vielleicht Besseres ihm gelingen, wenn erst das Leben mehr Gehalt in seine Dichterbrust gebracht hat. In der vorliegenden Sammlung jedoch ist nirgends ein bedeutender Gedanke, nirgends ein hinreißendes Gefühl, nirgends eine in ihren Bann zwingende Stimmung. So sind seine „Liebeslieder". Auch das „Stammbuch", in welchem eine epigrammartige Kürze

und scharfe Pointirung erforderlich wären, ist ganz unbedeutend in Gedanken und Fassung und darum ohne alle Wirkung. Die „Prologe" athmen eine edle Gesinnung, reichen aber nicht über das Niveau der Gelegenheitsdichtung hinaus. Am besten sind die „Tempelgesänge"; sie sind von einfacher, weihevoller Innigkeit, freilich ohne irgendwie den Stempel eines eigenartigen Geistes zu tragen. In einem von ihnen gelange der Dichter hier zum Wort:

Sehet vereinigt die gläubigen Brüder,
Sich zu erbaun an dem heiligen Feste.
Kling' aus der Schar der versammelten Gäste
Aufwärts, du Chor der begeisterten Lieder!

Ewiger Gott, der du uns hast erkoren,
Unseres Glaubens unendlichen Segen
Tief in die Seele der Menschheit zu prägen,
Dem unsre Ahnen einst Treue geschworen,
Dem wir vertraut in dem Sturm der Bedränger,
Sieh uns zu dir, unsrem Vater, gekommen,
Höre dein Lob aus dem Munde der Frommen!
Aus den Scharen begeisterter Sänger
Töne dein Ruhm dir, o Schöpfer der Welt!

Als ein „Eigenartiger" dagegen erweist sich Franz Herold. In seiner neuen Sammlung lyrischer Gedichte: „Spuren" (Nr. 4), legt er wieder Proben eines entschiedenen dichterischen Talents ab. Seine Fruchtbarkeit aber macht mich stutzen. Kaum erst eine umfangreichere Sammlung: „Wachsen und Werden" — und nun schon wieder 150 Seiten Lyrik! Ich empfehle dem mir sehr sympathischen Dichter langsamern Schritt und mehr kritische Strenge gegen sich selbst. Der vorliegende Band hätte bei strenger Sichtung in ernstem, poetischem Sinn sehr zusammenschrumpfen müssen. Das Gebotene ist überaus ungleich; man kann es oft kaum begreifen, wie dieses und jenes Gedicht denselben Dichter zum Verfasser haben kann. Was thut z. B. ein so nichtssagendes Gedicht wie „Fragen", ein Kalauer, wie der über Ibsen, eine so rohe und klotzige Poesie wie „Zeitgeist", Kinderstubenwitz wie „Größenwahn" in der Sammlung eines feingeistigen, hochstrebenden Dichters? Freilich vieles andere zeigt wieder eben dieses hohe Streben, diesen feinen Geist, eine eigene Seele und ein wackeres Können.

„Spuren" des Lebens sind Herold's Gedichte:

Das sind des Berges Thränenspuren,
Die Furchen, drin, getrübt die Flut,
Die wilden Wasser niederfuhren
Im Frühlingssturm, in Sommers Glut.

Dir aber zogen leise, leise
Aus dunkelm Leide Perlen licht,
Eingrabend deines Lebens Gleise,
Die Spuren tief ins Angesicht. — — —

Eine schwermüthige Auffassung der Welt und doch wieder tüchtiger Mannesmuth sprechen aus diesen Gedichten. Alles ist eitel; drum

Lächeln lerne! Ob auch höhnend
Dich umringt des Pöbels Chor,
Trag', mit Erdendunst versöhnend,
Der Gedanke dich empor!

Lerne, fern von ihren Bahnen,
Deinem Herzen stolz vertraun!
Lächeln lern' und selig ahnen,
Was die Augen nimmer schaun!

Eine Welt hat so der Dichter verloren, eine andere wieder dafür gefunden:

Auf allen meinen Wegen,
Wenn so ich schweigend wall',
Gedankenblütenregen,
Gedankensternenfall.

Herold ist „Reflexionspoet"; der Naturlaut unmittelbarer Empfindung ist weniger bei ihm zu hören. Aber die Gedanken sind durch Phantasie und Herz hindurchgegangen und tragen ein schönes Gewand. Der Dichter liebt es, die Gedanken knapp, ohne viel Arabeskenschmuck, zum Ausdruck zu bringen; um so mehr innern Werth und eigenes Gesicht müssen sie haben, wenn sie in dieser Form so reiche Wirkung thun. Sprache und Form sind durchaus nicht glänzend und farbenreich; eher zeigen sie oft etwas Sprödes, Herbes, das dem Inhalt gut zu Gesichte steht. Besonders liebt Herold die Naturssymbolik. Gar oft knüpft er an einen Vorgang, ein Bild aus der Natur an und führt sie dann hinüber ins Reich des Geistes, verbindet damit eine Deutung aufs Menschenleben und Menschenherz. Machtvoll wirkt ihm auf Gedanken und Gemüth namentlich die Gebirgswelt in ihrer herben und einsamen Größe. Der Cyklus „Aus den Bergen" enthält denn auch besonders viel Schönes; hier finden sich auch die formvollendetsten Gedichte, z. B. „Der Bergsee". Tief empfunden ist der Cyklus „Heimkehr", wo Heimat und Kindheit des Dichters Herz überquellen lassen; tief gedacht sind Gedichte wie „Menschenlos", „Wandlung", „Hadrian's Grabmal". Schön abgerundet und voll in der Stimmung ist „Abendstimmen":

Stille; fern ist, was mich quäle,
Tränmend naht die Schlafesruh',
Und ich horch der müden Seele
Leisen Abendstimmen zu.

Und mir ist, es trägt ein Sehnen
Schwebend sie aus mir hinaus,
Und es fallen ihre Thränen
Abschiedsagend auf ihr Haus —

Wie der müden Kerze Tropfen,
Die der Leuchter hart umringt,
Niederfallen, niederklopfen,
Daß der Glasrand klingt und klingt.

Daß nur wenige Liebesgedichte in der Sammlung sich finden, ist — im Gegensatz zu dem gewöhnlichen obligaten Liebesgedudel — gewiß nur ein Zeichen des Reichthums der Dichterseele Herold's. Daß er aber auch Liebeslieder dichten kann, beweise das Gedicht „An die Nacht", das durch eine weiche, melodische Sprache hervorragt und eine dankbare Aufgabe für einen Componisten böte:

O noch nicht von hinnen schleiche,
Die an meinem Lager wacht,
Weiter halte deine weiche
Dunkle Hand auf mir, o Nacht!

Leise drückst du mir die Lider,
Doch die Seele glimmt im Licht,
Wie die Flut, die auf und nieder
Trägt des Mondes Angesicht.

Ja ob kalt es scheint und ferne,
O ich fühl's: In keuscher Glut
Hätt' ein Angesicht so gerne
Schon an meinem ausgeruht!

Hemm', o hemme deine Sohlen,
Still', o still' des Pendels Schlag,
Daß ihr holdes Bild verstohlen
Mir am Lager weilen mag!

O du milde, muttergleiche,
Die ob meinem Glücke wacht,
Führe weiter mich zum Reiche
Deiner Seligkeit, o Nacht.

Einzig die dritte Strophe wünschte ich mir in diesem wunderschönen Liede anders. — Auch unter den Epigrammen findet sich manches Gute, namentlich unter den satirischen mancher scharfgeschliffene Dolch.

Als Zeichen meines lebhaften Interesses sehe es der Dichter an, wenn ich mir zum Schluß auch noch eine Warnung erlaube vor einer Neigung, die mir öfter hervorzutreten scheint: vor der Neigung zum Gesuchten. Seine Gedanken und Empfindungen entbehren manchmal jenes allgemein menschlichen Charakters, der bei aller Subjectivität doch auch der Lyrik eigen sein muß. Eigenartig darf nicht sonderbar werden: z. B. die Gedichte „Belauscht", „Theater". Manchmal ist es auch nur ein Spielen mit Worten, z. B. in „Andenken". Auch die Bilder sind dann und wann recht gesucht, vom Verstande aufgestöbert, so wenn er von der Seele sagt: sie „zerre, ein Fahnentuch, an ihrer Stange". Sodann decken sich Bild und Gedanke nicht immer genau; man muß dehnen oder einschränken, z. B. in dem Gedicht „Ins Dunkle". Endlich ist auch der Ausdruck nicht immer natürlich.

Eine schöne Gabe, nicht nur zur Jubelhochzeit des weimarischen Fürstenpaares, sondern für alle Freunde reiner Poesie sind Robert Waldmüller's „Klänge aus der Fremde" (Nr. 5). Nach fremden Motiven (fast lauter osteuropäischen: litauischen, serbischen u. s. w.) hat der Dichter eine bunte Reihe schöner Volkslieder, lyrische und lyrisch-epische, gedichtet. Ich weiß nicht, wieviel auf seine Rechnung, wieviel auf Rechnung seiner Quellen zu setzen ist; das aber weiß ich, daß alles echte Volkspoesie ist. Reines Volksleben, einfach und stark, frisch und unverfälscht, bunt und vielgestaltig pulsirt in diesen Gedichten. Bald neckischer Humor, bald tiefer Ernst kommt zum Ausdruck in durchaus künstlerisch feiner Form. Fremde Wolle — deutsches Gewebe. Gerade diese Vereinigung des ursprünglichen Elements mit dem geistigen Wesen des deutschen Dichters ist der Hauptreiz. Ich greife als Beispiel eins der originellsten kürzern Gedichte heraus:

Gottesbäumchen, o junge Edelraute!
Wem nicht hüpfte das Herz, so oft er dich schaute!
Licht der Blick, nicht zu weit, nicht zu enge das Mieder,
Wie der Birke Aeste so zierlich die Glieder!

Vater und Mutter und Bruder, ihr solltet sie hüten!
Summt gar vielerlei Unzeng zur Zeit der Blüten!
Nächtens im Gebirg, da hat es gewettert,
Hat einen ganzen Wald in's Thal geschmettert!
Nehmt aus dem Garten das Rößlein fort, — wem frommt es?
Und dem Reiter wehret das Schmeichelwort, — wem bekommt es?

Eduard Haug.

Neue sociologische Werke.

1. Geschichte der menschlichen Ehe. Von E. Westermarck. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe aus dem Englischen von L. Katscher und R. Grazer. Bevorwortet von A. R. Wallace. Jena, H. Costenoble. 1893. Gr. 8. 12 M.
2. Die Entwickelung der Ehe. Von Th. Achelis. Beiträge zur Volks- und Völkerkunde, Band II. Berlin, E. Felber. 1893. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.
3. Die neuen Ideale. Von Hermann Fürst. Evolutionäre Plaudereien. Dresden, E. Pierson. 1893. Gr. 8. 2 M.
4. Ueber die Zukunft der Gesellschaft oder die Wirkung der großen Zahlen. Von Alfred Offermann. Leipzig, O. Wigand. 1893. Gr. 8. 2 M.

Das Werk von E. Westermarck „Geschichte der menschlichen Ehe" (Nr. 1) ist eine werthvolle Bereicherung der sociologischen Literatur, deren Uebertragung in's Deutsche unsern Dank verdient. Das vertrauenswürdigste Buch über die Geschichte der Ehe und der Familienformen war bisher das L. H. Morgan's: „Die Urgesellschaft" (deutsch bei J. H. W. Dietz, Stuttgart), da es nicht blos auf Berichten anderer, sondern vor allem auf eigenen Beobachtungen des Verfassers beruht, der mehrere Jahre als Adoptirter unter einem Irokesenstamme gelebt hat. Westermarck's Material sind nur Mittheilungen und die Literatur der Ethnologie und Reisebeschreibungen, diese aber ist in außerordentlicher Fülle verarbeitet, eine ganze ethnologische Bibliothek hat der Verfasser durchgelesen. Leider stimmen seine Ergebnisse nicht mit denjenigen L. H. Morgan's überein. Er glaubt nicht an die unterschiedslose Paarung, die „Promiscuität" als den Urzustand, vielmehr an eine der Einehe mancher höhern Säugethiere entsprechende, wenn auch nicht lebenslängliche, doch periodisch ausschließliche Monogamie, regelloses Geschlechtsleben, das bei primitiven Völkern sich findet, hält er für Folgen mannichfacher, durch die Berührung mit der „Civilisation" erzeugter Entartung. Die von Morgan als spätere angenommenen Stadien der Vielmännerei und Vielweiberei kann Westermarck nicht leugnen, aber er glaubt nicht an die ganz scharf ausgeprägte „Gruppenehe mehrerer Schwestern mit mehrern Männern und mehrerer Brüder

mit mehrern Frauen", die Morgan annimmt, aus denen besondere, von den unsern verschiedene Verwandtschaftssysteme die nothwendige Folge gewesen seien, so daß z. B. für einen Tibetaner die Kinder seines Bruders auch seine Kinder wären. Er hält den Sprachgebrauch der Wilden, aus dem man dies gefolgert hat, für bloße Anredeform. Die Epoche des Mutterrechts, der Herrschaft der Frau in der Familie, nimmt auch er an, ebenso wie eine fortschreitende Verminderung dieser Herrschaft im Laufe der Vorgeschichte und der ersten Zeit der eigentlichen Geschichte. Ein Kapitel über Hochzeitsceremonien ist eine willkommene Ergänzung zu den bisher vorhandenen Werken über die Geschichte der Ehe. Auch Westermarck's Ansichten scheinen mir noch keine endgültigen Antworten auf die gestellten Fragen zu sein, sie werden wol von Anhängern Morgan's bekämpft werden, aber er hat das Verdienst, durch gewichtige Einwände die Nothwendigkeit weiterer Untersuchung erwiesen zu haben.

Dasselbe Thema wie Westermarck behandelt die obengenannte Schrift „Die Entwickelung der Ehe" von Th. Achelis (Nr. 2) in populärer Weise. Achelis nimmt nicht, wie es vielleicht richtig gewesen wäre, Morgan zum Ausgangspunkte, dessen Theorien zu einem bestimmten System scharf ausgebildet sind, sondern A. H. Post und A. Bastian, deren Schriften weniger ein System, eine Construction, als eine Sammlung von Thatsachen geben. Die letzte Schrift Morgan's, die seine Forschungsergebnisse in der reifsten Form enthält, die „Urgesellschaft", nennt Achelis gar nicht. Deshalb kommt er zu folgendem dem Referenten nicht berechtigt erscheinenden Schlusse: „Wie überall im Völkerleben, so zeigt sich auch hier neben großen fundamentalen Thatsachen und Institutionen eine fast unübersehbare Fülle von Variationen, die eben jeder systematischen Classification spotten." Im allgemeinen aber neigt er sich in den thatsächlichen Fragen mehr zu den Ergebnissen Morgan's, als zu denen Westermarck's. Sein Buch ist mehr eine Sammlung von interessanten Thatsachen aus der Geschichte der Ehe, als eine systematische Darstellung dieser Geschichte geworden, vermag jedoch wol eben dadurch seinem Zwecke, der populären Einführung in dieses Forschungsgebiet, besser gerecht zu werden.

Auch die Schrift „Die neuen Ideale" von H. Fürst (Nr. 3) gehört zu der Kategorie der sociologischen.

Denn die „Arbeit als die alleinige Grundlage des menschlichen Wohles, das Recht in seiner unbeschränkten Anwendung, das freie, unabhängige, glückliche Culturleben der Menschheit als das höchste der anzustrebenden Ziele, das sind die neuen Ideale, als deren Vorbedingung die Beseitigung aller socialen Ungerechtigkeiten, die Emporhebung des vierten Standes zum vollen Menschenthum nothwendig ist." Fürst wünscht, daß die Literatur helfen möge, die neuen Ideale zu erkennen und herbeizuführen. Er verlangt deshalb, daß vor allen der literarische Kritiker sich nicht „mit dem aus der Schule mitgebrachten Vorrath von literarisch-ästhetischen Lehrmeinungen genügen lasse, sondern ganz vertraut sei mit der naturwissenschaftlichen Denkweise der Zeit, mit der sociologischen Anschauung der Dinge und Menschen, besonders auch mit dem Gesetze der Evolution, der unendlichen Fortentwickelung alles Bestehenden und mit der Anwendung dieses Gesetzes auf alle Verhältnisse des Lebens." Dies alles ist mit vieler Wärme begründet; daß eine wirkliche lebensfähige Literatur vor allem die Forderungen der lebendigen Gegenwart, ihre Ideen und ihre Kämpfe darstellen, zum Theil sogar für ihre Fragen Lösungen geben muß, ist eine fundamentale Wahrheit, die aber gar zu leicht zu Gunsten des „allgemein menschlichen", d. h. trivialen Bedürfnisses der Leihbibliotheksleser vergessen wird, dem neue Einschärfung darum nicht überflüssig ist. Verdienstlich sind die beiden Kapitel gegen den falsch angewendeten Darwinismus, aus dem man jede Roheit und Rücksichtslosigkeit gegen Mitmenschen rechtfertigen will, und gegen Nietzsche's Cultus der Uebermenschen.

Eine besondere nicht unberechtigte Schwärmerei Fürst's ist das fließende Wasser als künftiger Elektricitäts- und Kraferzeuger, dem er unter dem Titel: „Die Kaltwasserkur der Menschheit" das letzte Kapitel widmet. Der wol noch jugendliche Verfasser denkt noch nicht immer tief, die Entwickelungsgeschichte der deutschen Literatur, die er im ersten Kapitel gibt, ist nicht so einfach, wie er meint, auch sind Aeschylus und Shakespeare keine „Naturalisten", aber er ist immer ernst und befindet sich auf einem Wege, der Perspectiven gibt, die seinen Blick erweitern. Möge es ihm nicht an Gelegenheit fehlen ihn auch zu schärfen!

Unter dem Gesetz der großen Zahlen versteht A. Offermann (Nr. 4), daß mit der fortschreitenden Entwickelung der Gesellschaft der Einzelne immer abhängiger wird vom Ganzen, auch immer weniger für sich handelt, immer mehr sich einem Ganzen anschließt, das ihm das Risico etwaiger Verluste oder Miserfolge tragen hilft. Es ist das was andere als die wachsende Solidarität der Gesellschaft formuliren. Was er zur Begründung seiner These sagt, ist nicht falsch, aber nicht besonders tief, auch beherrscht er nicht genug die einschlägige Literatur, sonst würde er für die Darstellung der Zunftverfassung des Mittelalters nicht eine so abgeleitete Quelle wie Lassalle's „Bastiat-Schulze" benützen. Obgleich ferner Lassalle seine höchste Autorität ist, schwärmt er dennoch für freie Concurrenz und verabscheut jeden Versuch, sie einzuschränken. Ferner ist es eigenthümlich, daß in einem Buche über das Gesetz der großen Zahlen keine einzige große Zahl vorkommt, da Offermann uns seine Behauptungen niemals durch statistische Belege anschaulich macht. — Dies aber wird ihm künftighin, wenn er noch weiter schreiben will, obliegen; vor allem auch hat er noch tiefer die Geschichte der Gesellschaft zu studiren, die ihn vielleicht von seinen manchesterlichen Ansichten heilen wird.

Paul Barth.

Religiöse Schriften.

1. Die Entwickelung der Menschen im Lichte christlich-rationaler Weltanschauung. Von E. Andresen. Zweite, veränderte und erweiterte Auflage. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1892. Gr. 8. 3 M.
2. Dornen um die Rose. Von H. Arnold. Berlin, K. Siegismund. 1893. 8. 2 M.
3. Die Verdienste der Juden um die Erhaltung und Ausbreitung der Wissenschaften. Von A. Gerecke. Zürich, Verlags-Magazin. 1893. 8. 80 Pf.
4. Das Talmudjudenthum. Kritischer Streifzug von Dr. W. Rubens. Nebst einem Anhang über den Talmud. Zweite (Titel-) Ausgabe des Buches: „Der alte und der neue Glaube im Judenthum." Zürich, Verlags-Magazin. 1893. 8. 1 M. 20 Pf.
5. Talmud und Schulchan-Aruch. Von Dr. Bernard Fischer. Ein Vortrag für den Leipziger Antisemiten-Verein. Leipzig, Slavische Buchhandlung. 1893. 8. 1 M. 50 Pf.

An die Spitze unserer Besprechung stellen wir heute ein Buch, das, in ungewöhnlichen Gedankenkreisen sich bewegend, durch den Gegenstand, welchen es behandelt, und die Art, wie es das thut, in weitern Kreisen Beachtung verdient, wenn die vorgetragenen Ueberzeugungen auch danach geartet sind, mehr Widerspruch als Zustimmung herauszufordern. Unter dem Titel „Die Entwickelung der Menschen im Lichte christlich-rationaler Weltanschauung" (Nr. 1) veröffentlicht C. Andresen in zweiter, erweiterter Auflage ein System der Weltbetrachtung. Nach einem Ueberblick über die verschiedenen geschichtlich hervorgetretenen Weltanschauungen behandelt der Verfasser die Entstehung des Menschen, den menschlichen Willen, die Religion, die sociale Entwickelung, um mit einem geschichtlichen Ueberblick zu schließen. Von theistischen Auffassungen geleitet, betont er mit allem Nachdruck die Nothwendigkeit des christlichen Bekenntnisses, doch nicht im kirchlichen Sinn — auf die klerikal-hierarchische oder priesterlich-orthodoxe Form ist er schlecht zu sprechen —, sondern in dem Sinne unserer modernen Geistesheroen, weil nur so die unerläßliche Versöhnung zwischen Glauben und Wissen erreicht werde. So weit übernimmt er also etwa die Erbschaft des Protestantenvereins. Wirklich eigene und fruchtbare Gedanken finden wir dagegen in dem auf die sociale Gestaltung gerichteten fünften Kapitel vorgetragen, und was Andresen hier über die Rechtsentwickelung, die verhängnißvolle Bevorzugung des römischen Pfand- und Eigenthumsrechts, über Hypothekenwesen und Anleihen beibringt, bildet in unsern Augen den werthvollsten Bestandtheil seines Buchs. Steht denn aber dieser Abschnitt, welcher von der socialen Entwickelung handelt, mit dem übrigen Inhalt des Buchs in nothwendigem Zusammenhang? Kaum. Und nur um so mehr halten wir uns für berechtigt, gerade auf ihn als auf den anregendsten und lohnenden Theil des Ganzen hinzuweisen.

Mehr als erlaubt in Zukunftsmusik ergeht sich Hans Arnold in seinen „Dornen um die Rose" (Nr. 2). Der Inhalt des etwas stark absonderlichen Buchs handelt in drei Abschnitten von der Glückseligkeitslehre. Im ersten Abschnitt sind die verschiedenen Heiligungswege, welche der Verfasser die dornigen nennt, einer Kritik unterzogen; im zweiten wird der dornenlose Weg gezeigt, und zwar in Gestalt des bisjetzt „nur verschleiert gebliebenen, misdeuteten echten geistigen Christenthums Christi"; im dritten wird dieser dornenlose Weg dem gebräuchlichen Religions- und Gottesdienstwesen noch einmal gegenübergestellt, damit die wesentlichen Vorzüge des erstern hervortreten. Die Rose ohne Dornen ist die glückselige Vergottung oder die Umwandlung des Menschwesens in das Gottwesen Jesu. Der Weg zu dieser Vergottung führt durch die Askese der Willensverneinung, die mit der tugendhaften Selbstverleugnung im Sinne der von Jesus gepredigten directen Unzufriedenheitsbekämpfung gleichbedeutend ist. Wer diesen schönsten, allertröstlichsten, kampf- und traumlosen Weg einschlägt, dem ist Gott alles in allem, für den gibt es keine Sünde mehr, weder in ihm noch außer ihm, der weiß, daß Gott ebenso wie alle Leiden auch alle Schlechtigkeiten und Verbrechen schickt und wirket, weiß, daß die für alle Fälle ausreichende einzige Heiligungsregel lautet: Seid stets zufrieden, mit allem, was geschieht! Und diese Religion mit ihrem rein physischen Gottesbegriff, ohne die Bejahung einer persönlichen Schuld und ohne das Verlangen nach einer Sündenvergebung soll die Religion Christi sein? Ja, Hans Arnold sagt es, sogar die echte, unverfälschte. Das heute gepredigte moralisirende, dogmatisirende, verketzernde und ascetisirende Christenthum hat keinen Werth, weil es zu dorniger, zu anspruchsvoller, zu gefühlswidriger und engherziger Natur ist. Nicht die Willensgezwungenheit (oder Aseität! sic!), sondern die Willensverneinung allein führt zum Ziel, nur in ihr ist volle Klarheit und wirklich unerschütterliche Logik.

Hans Arnold hat in ähnlicher Weise schon zweimal das Wort ergriffen, in seinen Schriften: „Der Adept" und „In wenigen Stunden im Besitz des Besten in der Welt". Wir hegen die stille Hoffnung, daß er es nun genug sein lasse des grausamen Spiels.

Hieran schließen wir an drei Schriften über das Judenthum, Schriften, die bei aller Verschiedenheit ihrer Voraussetzungen wie ihres Zweckes darin übereinstimmen, daß sie im Gegensatz zu den wie immer gearteten antisemitischen Bestrebungen der Gegenwart die idealen Seiten der jüdischen Religion ins Licht zu rücken suchen.

In unbesonnen herausforderndem, selbstgefälligem Tone wirft sich zum Anwalt der israelitischen Geistesart auf: Adolf Gerecke, „Die Verdienste der Juden um die Erhaltung und Ausbreitung der Wissenschaften" (Nr. 3).

Als ein Freund der Wissenschaft, wie er uns versichert, und des socialen Fortschritts die Bekämpfung der „blutigen, barbarischen, wissenschaftsfeindlichen, liebetriefenden christlichen Religion" für seine vornehmste Aufgabe haltend,

unternimmt es der Verfasser, der früher einmal über „die Aussichtslosigkeit des Moralismus" sich hat vernehmen lassen, die Verdienste der Juden um die Fortschritte der Menschheit auf den Schild zu erheben. Die Juden sind, so behauptet Gericke, durch alle Zeiten geistig regsame, hochgebildete, fortschrittsfreundliche Leute, die eigentlichen Träger und Förderer aller wahren Cultur, die Meister und Bannerträger echter Wissenschaft gewesen. Sie stehen hierin als Juden so hoch über den Christen, wie als Semiten über den Ariern. Wie ihre Religion das unvergleichliche Erzeugniß empirisch denkender Patrioten und die Grundidee dieser ihrer Religion die Idee des Causalnexus ist, über den bekanntlich nichts geht, so waren Plato, Aristoteles, die Stoiker nur Moses Schüler. Die beiden jüdischen Hochschulen zu Pumpedita und Sura haben ihrerzeit als einzige Pflegestätten wissenschaftlichen Geistes die Cultur für die Welt gerettet. Nicht die Kreuzzüge haben neue, fruchtbare Geistesgebiete erschlossen, nicht die Eroberung von Konstantinopel hat das Wiederaufleben der Wissenschaften durch die Antike im Abendlande zur Folge gehabt — das Verdienst von alledem gebührt den Juden, und nur den Juden. Die christlichen Kirchenväter, ein Rabanus Maurus, die Scholastiker, alle Gelehrten in der Welt bis auf Dante herab, was sie allenfalls geleistet haben, verdanken sie den Juden. Ein Mann wie Abraham ibn Esra z. B. findet als Säemann im Dienste der Wissenschaft in der ganzen Menschheit nicht seinesgleichen.

So ist es denn auch nur die gefürchtete wissenschaftliche Macht des Judenthums gewesen, welche die römische Kirche dazu reizte, die mittelalterlichen Judenverfolgungen in Scene zu setzen. Selbst in der Gegenwart noch hat alles Scheelsehen zu den thurmhohen Verdiensten der Juden seinen Grund nur darin, daß die Semiten den Sauerteig in der arischen Masse bilden. Denn trotz aller Judenhetzen folgt im Reiche der Geistesbildung auf Ibn Gabirol und Maimonides Spinoza (derselbe, den die jüdische Synagoge ausstieß), auf Spinoza Börne, Heine, Lassalle, Marx. Und das sind doch offenbar die bahnbrechenden Geister des Jahrhunderts.

Dies die genialen Grundgedanken unserer Schrift. Man traut kaum seinen Augen. Versetzt mit einer Unmasse von Namen und einer noch größern Masse unflätigen, wüsten Geschimpfes auf „gewisse meineidige Schurken und professionelle Hetzapostel", auf die „gehässige Unwissenheit der christlichen Historiker und Pfaffen", dieser „blutigen Priester des Molochs am Kreuze", füllt dieser Gallimathias 47 Seiten. Wir haben uns überwunden, sie von der ersten bis zur letzten durchzulesen. Aber wir fühlen gegen die Leser d. Bl. ein zu lebhaftes menschliches Rühren, als daß wir ihnen ein Gleiches zumuthen oder überhaupt über das ganze Machwerk noch ein weiteres Wort verlieren möchten.

Auffallenderweise in demselben Verlag ist eine andere Schrift erschienen, die das Judenthum, wenigstens das des Talmuds, einer vernichtenden Kritik unterwirft und bei seiner Schätzung zu Schlüssen gelangt, die den von Gerecke gezogenen gerade zuwiderlaufen: „Das Talmudjudenthum" von W. Rubens (Nr. 4). Was hier bei Besprechung der Talmudvorschriften für die Beschneidung, die Speisegesetze, den Sabbat, die Festtage, die Feiertage und verschiedene Cultushandlungen vorgebracht wird, gestaltet sich zu einem so trostlosen Bilde der religiösen Entartung und Verknöcherung, daß wir gern eine gewisse Voreingenommenheit des Verfassers annehmen möchten, um uns ein milderes Urtheil zu bewahren. Denn auch ein jüdischer Freidenker, sollten wir meinen, müßte den frommen Gebräuchen seiner Glaubensgenossen doch noch eine ansprechendere Seite abgewinnen können, als hier durchgehends geschieht. Wenn Rubens bittere Klage darüber führt, daß auch das sogenannte Reformjudenthum unserer Tage sich unter das unerträgliche Joch der talmudischen Satzungen beuge, weil es nicht den Muth habe, mit dem, was es innerlich verwerfe, auch äußerlich offen zu brechen, so vermögen wir diese Verhältnisse auf ihren Thatbestand nicht zu prüfen, möchten aber auch in dieser Beziehung gern annehmen, daß für die Stellungnahme der liberalen Rabbiner doch noch achtungswerthere Beweggründe in die Wagschale fallen, als sie unser Kritiker gelten lassen will. Dagegen können wir ihm nur zustimmen, wenn er eine durchgreifende Erneuerung des religiös-sittlichen Lebens für die Synagoge nur erhofft von einem entschiedenen, zielbewußten Zurückgreifen auf die gesunden, lebenskräftigen Anschauungen der classischen alttestamentischen Zeugnisse, die durch den Talmud allerdings in verhängnißvolle Fesseln gelegt sind.

Die dritte Schrift: „Talmud und Schulchan-Aruch" von Bernard Fischer (Nr. 5), wendet sich zur Vertheidigung an den leipziger Antisemitenverein. Hier werden wir mitten hineingeführt in eine mehr social-politische, als religiöse Massenbewegung der Gegenwart, indem der Verfasser bemüht ist, gegen mancherlei Angriffe der Antisemiten und gleichgesinnter Gelehrten den hohen Werth des Talmuds zur Geltung zu bringen. Ohne daß wir dem Verfasser eine überlegene Kenntniß seines Gegenstandes absprechen können — an einzelnen Stellen bringt er sogar wissenschaftliche Erörterungen von bleibendem Werth —, glauben wir doch nicht, daß er seine Gegner überzeugen wird, auch die nicht, welche triftigen Gründen zugänglich sind. Dazu ist einmal seine Beweisführung zu ungelenk und schwerfällig, dazu ist zweitens seine Schreibweise zu erregt und überhastet, dazu ist drittens zu viel von seinen Behauptungen schief und sachlich unrichtig. Denn was soll man z. B. zu der Behauptung sagen, ohne Philos Midrasch hätte das Christenthum nicht erstehen können; oder zu der haarsträubenden Parallele zwischen einem Talmudmärchen und der neutestamentischen Erzählung von der Stillung der Meereswogen; oder gar zu der Erklärung des Verfassers, er mache sich anheischig, jedwedes Kapitel des Neuen Testaments in homiletischen oder exegetischen Zusammenhang mit dem Talmud zu bringen, ja

es gebe dort nicht einen einzigen Abschnitt, der nicht dazu nöthige, sich des Talmuds commentarisch zu bedienen! Da hätte der Verfasser doch bedenken sollen, daß, wer zu viel beweisen will, immer zu wenig beweist. An einer Stelle werden die Gegner angeredet: „Ihr Hallunken, ihr falsches Gezücht, ihr Heuchlerbrut.“ Ausnahmslos begegnet die Schreibung Lithurgie. Das dient gerade nicht zur Empfehlung. Daß der berüchtigte Schulchan-Aruch ausdrücklich preisgegeben wird, sei dagegen dem Verfasser zum Verdienst angerechnet. Denn leicht wird ihm selbst dieses Zugeständniß nicht geworden sein.

Karl Sallmann.

Feuilleton.

Einen recht mühevollen, zwar nicht sonderlichen, aber um so sonderbarern Scherz macht sich Dr. Alexis Albrecht in seinem Mahnwort an die Rechtschreibungsneuerer — wie diese dazu kommen, bleibt ganz unaufgeklärt — „Sprache und Muttersprache“ (Halle, Kaemmerer u. Comp., 1893). Er sagt: „Die um Verschiedenheit oder Aehnlichkeit und Verwandtschaft der Sprachen unbekümmerte unterschiedslose und nur durch die Lautähnlichkeit beziehungsweise Schriftähnlichkeit oder -Gleichheit bedingte Heranziehung der sprachlichen Ausdrücke wird zur unabweisbaren Nothwendigkeit und jeder Einspruch dagegen schon aus dem Grunde unhaltbar, weil jedes naturwissenschaftliche, behufs Erkennung eines unbekannten Körpers unternommene Verfahren gänzlich voraussetzungslos sein muß.“ Dies als Probe der Schreibweise; nun eine Probe der Methode. „Wir gehen aus von dem in der Hand befindlichen Schreibgriffel als lateinischen calamus = Halm:

calamus : lam = Getreidestil : dest

lam = dest

so sehen wir aus dem lateinischen calamus und dem deutschen Getreidestiel zwei Hände, irisches lam = Hand, und persisches dest = Hand sich emporrecken.“ Weiter aber!

„Betrachten wir den Griffel in unserer Hand, der als calamus die irische lam lieferte, noch etwas näher: Griffel: Fell = stylos: tylos, fel = tylos und lösen so von seinem Ende das mittelhochdeutsche fel = Fell, welches in dem tylos von stylos, dem griechischen Schreibgriffel, unserm heutigen Stil und Stiel, sein Ebenbild findet, und wenn wir nun

Motyle : tyle = Fledermaus : δέρμα

mit tyle = δέρμα

dem Anredefall des tylos „Schwiele“, dem tyle als Theil des böhmischen motyle, Anredefall von motyl „Schmetterling“ wieder begegnen, so lenkt der Umstand, daß Albers Diet. Bl. X_x^{3a} unter Fledermaus unsern „Schmetterling oder Zweyfalter“ versteht, unsere Aufmerksamkeit auf das in der Fledermaus, an vierter bis achter Stelle erscheinende griechische δέρμα derma „Haut“, den Sinnverwandten von tyle und damit auf die schuppenartigen Flügel der Schmetterlinge, die in

Lepidoptera : dop = motyle : tyle

mit dop = tyle

als griechische Lepidoptera sich ebenso zur Herausgabe des niederländischen dop „Schale“, des Sinnverwandten von tylos und derma bequemen müssen wie unser Getreidestiel zur Herausgabe des persischen dest.“

Damit genug! Und da klagt man noch, es sei schwer für wissenschaftliche Werke Verleger zu finden. Oder aber ist der Verleger hier der Witzbold? Jedenfalls habe ich geglaubt, den Lesern d. Bl. dieses Kleinod deutschen Denkens und Buchhandels nicht vorenthalten zu sollen.

— Die Widmung des Büchleins von Karl Michelsen: „Neun Träume. Eine Einleitung.“ (Leipzig, Janssen, 1892) an Dr. Eugen Heinrich Schmitt, den Verfasser der „Gottheit Christi im Geiste des modernen Menschen“, gibt einigen Aufschluß über seinen Inhalt. Im ersten Traum bekämpft der Verfasser die zweifelsüchtige Vernünftelei, indem er anschaulich zu machen sucht, wie einer gegebenen niedern Stufe des Begreifens und Daseins jedwede höhere Entwickelung unfaßbar und undenkbar erscheint. Kraft eines Analogieschlusses wird die Möglichkeit einer vollkommenern Wirklichkeit trotz unserer mangelnden Kenntniß von ihr behauptet. Der Schluß bestätigt das bekannte Wort:

> Die wenigen, die was davon erkannt,
> Der Menge ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
> Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

Bemerken will ich doch nebenbei, daß Seite 3 eine gefährliche Wortklauberei, ja ein auf Unterschiebung beruhender Trugschluß unterläuft in den Sätzen über: „Das Nichts ist“. — Der zweite Traum wendet sich gegen den Ablaß, der dritte gegen die alleinseligmachende Kraft des Bekenntnisses, Nr. 4 gegen die Taufe als Vorbedingung der Gotteskindschaft u. s. f., bis der Schluß eine Vertheidigung des geläuterten, praktischen Christenthums besonders als Religion der Nächstenliebe und eine fast spöttische Kritik der heutigen Staatsgewalten bringt. Das Büchlein ist eine ungewohnte Erscheinung in unserer Literatur. Es wird auf einen nur kleinen, auserlesenen Kreis von Lesern rechnen dürfen, dafür aber gleichgestimmte Seelen vollauf befriedigen. Thatsächlich weht darin ein edler, idealer Geist, wenn er auch in seinen Allegorien mitunter eine fast kindliche Sprache redet. Das liegt gewiß in der Wahl der Gleichnisse, aber sie sind wiederum des Verfassers freie Wahl.

— Karl Bleibtreu's „Massenmord“ (Leipzig, W. Friedrich, 1893) schildert eine Zukunftsschlacht. Das entworfene Bild müßte fürchterlich, unerträglich sein, würde nicht der niederschmetternde Eindruck durch ästhetische Mittel gemildert. Die großartige Kunst der Vergegenwärtigung, die dem Verfasser eignet, und die einem feinen Gefühl entstammende Einflechtung allgemein menschlicher Beziehungen erheben das Werkchen über landläufige Sensationsschriftstellerei. Das möge zu seiner Würdigung genügen. Im übrigen aber zwingt es, falls die Schilderung richtig ist, und dafür bürgt Bleibtreu's Sachverständniß, uns besonders wegen des grauenhaften Schlusses: Unentschieden! den Wunsch auf die Lippen: Gott erhalte dem Vaterlande den Frieden!

— Aus dem großen Werke von Georg Brandes „Hauptströmungen der Literaturen des 19. Jahrhunderts“ ist als Sonderabdruck erschienen: „Shelley und Lord Byron mit besonderer Berücksichtigung der Frauen in ihrem Leben“ (Leipzig, H. Barsdorf).

— Von Ludwig Fulda's „Sinngedichte“ ist (im Verlage der Cotta'schen Buchh. Nachf. in Stuttgart) soeben die zweite Auflage erschienen.

— Das seiner Zeit auch von uns ausführlich gewürdigte und gerühmte Werk von Rudolf Goette: „Geschichte der deutschen Einheitsbewegung im 19. Jahrhundert“ (vgl. Nr. 36 d. Bl. f. 1891) ist vom Verfasser noch am Ende des vorigen Jahres abgeschlossen worden, was wir nachträglich noch mittheilen (Gotha, F. A. Perthes).

— Der Verlag von F. W. von Biedermann in Leipzig bereitet eine Ausgabe von Erläuterungen zu Goethe's Werken als Anhang zur weimarer Ausgabe der Goethe'schen Werke vor. Zuerst sollen erscheinen Erläuterungen zu Goethe's Tag-

und Jahreshefte, herausgegeben von Woldemar Freiherrn von Biedermann unter dem Titel: „Anhang zu Goethe's Werken, Abtheilung für Erläuterungen".

— Von Karl Franzos wird in J. Engelhorn's „Allgemeine Romanbibliothek" in Stuttgart ein neuer Roman, genannt „Ein Opfer", erscheinen.

— Im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart wird noch im Laufe des November ein neuer Roman von Georg Ebers betitelt: „Kleopatra", erscheinen.

— Von Paul Heyse ist demnächst ein Festspiel: „Wolfram von Eschenbach", zu erwarten, das zur Wolfram-Feier in Eschenbach aufgeführt werden soll.

Bibliographie.

Eckart, R., Niederdeutsche Sprichwörter und volkstümliche Redensarten. Braunschweig, Appelhans u. Pfenningstorff. 8 M.

Eschstruth, Nataly v., Scherben. Novellen. Berlin, J. H. Schorer. 8. 2 M.

Felsing, O., In Sturmesbrausen. Ein Künstler-, Liebes- und Streik-Roman vom Nord-Ostsee-Kanal. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 4 M.

Frapan, Ilse, Bekannte Gesichter. Novellen. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 4 M.

Groth, E., Charles Kingsley als Dichter und Sozialreformer. (Sonderabdruck aus den Grenzboten.) Leipzig, F. W. Grunow. Lex.-8. 1 M.

Hehn, Victor, Ueber Goethes Hermann und Dorothea. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von A. Leitzmann und Th. Schiemann. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 3 M.

Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 4 M.

Karlweiß, E., Reich werden. Ein Wiener Roman. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 8. 4 M.

Meinhardt, A., Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 3 M.

Meyer, Dr. E., Maria, Landgräfin von Hessen, geb. Prinzessin von England. Gotha, F. A. Perthes. 6 M.

Ortmann, R., Funken unter der Asche. Jena, H. Costenoble. 8. 2 M.

Peschkau, Emil, Lebensrätsel. Neue Novellen. Berlin, J. H. Schorer. 8. 4 M.

Ritschel, A., Gesammelte Aufsätze. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. Gr. 8. 6 M.

Rodenberg, Eine Frühlingsfahrt nach Malta mit Ausflügen in Sicilien. Berlin, Gebr. Paetel. 5 M.

Schack, Graf A. Fr. v., Episteln und Elegien. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Klein 8. 3 M.

Schmidt, Georg, Clavigo. Eine Studie zur Sprache des jungen Goethe. Gotha, F. A. Perthes. 2 M. 40 Pf.

Schönbach, A. E., Ueber Lesen und Bildung. 4. Auflage. Graz, Leuschner u. Lubensky. 8. 2 M. 80 Pf.

Tanera, K., Deutschlands Kriege von Fehrbellin bis Königgrätz. Vierter und fünfter Band: Die Revolutions- und Napoleonischen Kriege (1792—1812). 2 Bde. München, C. H. Beck. 4 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von Rudolf Mosse in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Literarische Festgeschenke
hervorragender Autoren.

Aus deutschem Hause. Preisgekrönte Novelle von Arthur Freese. 2. Aufl. 8°. Brosch. 3 M., eleg. geb. 4 M.

Gespenster-Kübelzahl. 2 Novellen v. Doris Freiin von Spättgen. 8°. Brosch. 3 M., eleg. geb. 4 M. 20 Pf.

Eine Mordlust. Kampf u. Ende eines Künstlers. Von Walther Siegfried. 2 Teile in einem starken Bande. Brosch. 7 M. 50 Pf., geb. 8 M. 70 Pf.

Was sich das Volk erzählt. Deutscher Volkshumor. Gesammelt und nacherzählt von Heinrich Merkens. Ein eleg. ausgestatteter Band, Schwabacher Schrift mit Kopfleisten und Initialen. Brosch. 5 M., gebunden 6 M.

Der Wahrheitsucher. Neuester Roman von Karl Emil Franzos. 2 Bände. 8°. Brosch. 10 M., eleg. geb. 13 M.

Ungleich! Neuester Roman von Nataly von Eschstruth. 2 Bde. Geh. 8 M., eleg. geb. 10 M.

Auf dem Wege zur deutschen Einheit. Erinnerungen und Aufzeichnungen ein. Mitkämpfers 3. Von Hans Blum. 2 starke Bde. hochfeg. Staatsf. 48 Bogen. Brosch. 10 M., eleg. geb. in 2 Ganzlbde. 12 M 40 Pf., eleg. geb. in 1 Halbfrzbd. 12 M. 50 Pf.

Erentrisch. Erzählung von Gräfin M. Kesserling. 8°. Brosch. 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.

Funken unter Asche. 2 Novellen von Reinhold Ortmann. 8°. Brosch. à 2 M.

Im Wald und auf der Haide. Roman von E. Schroer. 8°. Geh. 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.

Vierte Auflage soeben erschienen.

Praktische Winke für Schriftsteller

und solche, die es werden wollen.

Von Redacteur **Heinrich Keiter.**

52 Seiten. M. 0,60.

Das Büchlein gibt den Schriftstellern Aufklärung und Winke über die beste Art der Anfertigung einer Handschrift, die Anbringung von Anmerkungen und Citaten, über den Satz, die Büchertitel, Inhalts-Verzeichnisse, über den Verkehr mit dem Verleger und den Zeitungen, die Honorar-Verhältnisse, den Verlagscontract, die Correctur 2c. und am Schluß die wichtigsten einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen.

Gegen Zusendung von 63 Pf. (38 Kreuzer, 78 Cent.) in Briefmarken erfolgt Franco-Zusendung durch jede Buchhandlung und vom Verfasser

Redacteur **Heinrich Keiter in Regensburg.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Wesen und Zweck der Politik.

Als Theil der Sociologie und Grundlage der Staatswissenschaften.

Von

Gustav Ratzenhofer.

Drei Bände. Mit 1 lithograph. Tafel. 8. Geh. 20 M.

Diese Untersuchungen über Wesen und Zweck der Politik, eingeleitet und abgeschlossen durch ausführliche Erörterungen aus dem Gebiete der Sociologie, sind auf ganz neuem Wege angestellt, und das System, das der Verfasser entwickelt, trägt durchaus den Charakter der Selbständigkeit. Die weitblickenden, scharfsinnigen Darlegungen behandeln die schwierige Materie in erschöpfender Weise. Staats-, Volkswirthschafts- und Rechtslehrer sowie Politiker im weitesten Sinne werden sich für das zeitgemäße Werk in hohem Maße interessiren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Weihnachten 1893.

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Illustrirter Katalog
ausgewählter Werke
aus dem Verlage von
F. A. Brockhaus in Leipzig.
8. Geh. 32 S. mit 46 Abbildungen und einer Chromotafel.

Verzeichniß
von Reisewerken
aus dem Verlage von
F. A. Brockhaus in Leipzig.
8. Geh. 24 S. mit 50 Abbildungen.

Verzeichniß ausgewählter Werke in eleganten Einbänden. 8. 16 S.

Jeder dieser drei Kataloge enthält eine reiche Auswahl zu Weihnachtsgeschenken besonders geeigneter Werke. (Das letztere Verzeichniß liegt dieser Nummer bei.)

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Shakespeares dramatische Werke.

Uebersetzt von Schlegel-Tieck, herausgegeben von W. Oechelhäuser. 1 Band von 941 Seiten Lex.-8°. Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Preis eleg. gebunden **nur 3 Mark.**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Zola's neuestes Werk!

Soeben erschien:

Doktor Pascal.

Roman aus dem Französischen von
Emile Zola.
2 Bde. Preis geh. M. 5. —; eleg. geb. M. 6. —

Dieses Werk bildet den Abschluß und Schlüssel der berühmten Roman-Serie: „Rougon-Macquart". Die früheren Werke Zolas werden durch „Doktor Pascal" erst völlig klar, und Jeder, der sie kennt, wird auch diesen Roman lesen müssen. Der hochinteressante Stoff — die Frage der Vererbung im Sinne der Darwinschen Theorie — ist so geistvoll und fesselnd behandelt, daß „Doktor Pascal" als

das Meisterwerk Zolas

angesehen werden muß.

Von **Emile Zola** erschien früher:

Der Zusammenbruch.

(Der Krieg von 1870/71.)
Roman.
Elfte Auflage.
3 Bde. Preis geh. M. 5. —; eleg. geb. M. 8. —

Das Geld.

Roman.
Sechste Auflage.
2 Bde. Preis geh. M. 5. —; eleg. geb. M. 6. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die
Sprichwörtlichen Redensarten
im deutschen Volksmund
nach Sinn und Ursprung erläutert.

Ein Beitrag zur Kenntnis deutscher Sprache und Sitte
von
Wilhelm Borchardt.
8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Ein Seitenstück zu Büchmann's „Geflügelten Worten".

(Mit einer Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 48. — 30. November 1893.

Inhalt: Häutungsprocesse in der Kunst. Von Artur Seemann. — Zur Völkerkunde. Von Th. Achelis. — Aus der Erzählungsliteratur. Von Richard Friedrich. — Aus fremden Zungen. Von Richard Weitbrecht. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Häutungsprocesse in der Kunst.

Es ist bekannt, daß der Krebs von Zeit zu Zeit das Bedürfniß fühlt, seine altgewordene, enge Schale abzuwerfen und es seinem ungepanzerten, weichen Körper zu überlassen, eine neue zu bilden. Er wächst nur innerlich; indem seine Organe mit Nahrungsstoff sich beladen, tritt der Zeitpunkt ein, wo die unbewegliche Schale zu wenig Raum für die aufgespeicherten Lebenssäfte und Kräfte bietet und eine neue, geräumige, von innen heraus gebildet werden muß. Es ist zweifellos, daß dieser merkwürdige Proceß, dessen Resultat so große Veränderungen sind, für das Individuum mancherlei Unbequemlichkeiten und wahrscheinlich auch Schmerzen mit sich bringt. Kurz vor, während und nach dieser Häutung wird sich das bedächtige Krustenthier jedenfalls ziemlich unbehaglich fühlen.

Derartige mehr oder minder gewaltsame Abstoßungen und Neubildungen sind in der Natur nicht vereinzelt, und wenn wir genau zusehen, finden wir sie nicht nur vereinzelt, wie bei der Schlange und beim Geweih tragenden Hirsche, sondern als häufige Erscheinung.

Analoge Vorgänge bietet mutatis mutandis die Geschichte der Menschheit. Die Völkerwanderung, die Reformation, die englische und die französische Revolution sind solche Neubildungsprocesse, deren nothwendiges Eintreten sich schon lange vorher dunkel und nach und nach immer stärker fühlbar gemacht hatte. Die äußern Formen, in denen die Menschen sich bewegen, werden gewohnheitsmäßig beibehalten, aber der neue, stets sich umbildende Geist erlangt nach und nach immer stärkere Spannung, bis er auf einmal seine Fesseln sprengt und unter mächtigen Wehen und Schmerzen für das Abgeworfene Neues bildet.

Nun wird Keiner die Bedeutung und die Folge der Nothwendigkeiten in der politischen Geschichte recht verstehen, der sich nicht über die Geistesentwickelung, die sich damit verkettet, Rechenschaft gibt. Mächtige politische Umwälzungen sind ja fast immer von starken Veränderungen in den religiösen, den sittlichen, ja selbst den künstlerischen Anschauungen begleitet gewesen.

Auf politischem wie auf religiösem Gebiete ist es der Ruf nach Freiheit, der zum immer wieder auftauchenden Losungsworte wird; auf dem Felde der Literatur und der bildenden Kunst heißt das Echo Wahrheit und Natur.

Naturwahrheit! Dies Feldgeschrei erklang gewiß schon in Aegypten, ehe die Statuen des Museums Bulak, die wir unter dem Namen „Der Dorfschulze" und „Der Schreiber" kennen, entstanden; es wird erschollen sein, ehe man die sterbende Löwin an den assyrischen Königspalästen bildete, die heute noch durch ihre Naturwahrheit auffällt; es ist ohne Zweifel vor Entstehung der hellenistischen Reliefs erklungen, in denen nicht nur Thiere, sondern auch Bäume und Blumen mit größter Genauigkeit den natürlichen Vorbildern nachgeahmt wurden. Wir sehen diesen Ruf verkörpert in den Malereien Giotto's in der Arena bei Padua, in den Fresken der Brancacci-Kapelle, die Masaccio ausführte, in den Statuen Ghiberti's und Donatello's in den Studien und Bildern Dürer's und Rembrandt's; „denn wahrlich steckt die Kunst in der Natur, und wer sie heraus kann reißen, der hat sie", schrieb einst der unermüdliche Albrecht Dürer. In allen Jahrhunderten wird eine neue Auffassung der Natur mit diesem Rufe eingeleitet. Und immer ist es der jugendliche Feuereifer, der sich von den Fesseln des Hergebrachten befreien will, der das „Akademische" schilt, der sich geberdet, als finge bei ihm die wahre Naturbetrachtung erst an. So hören denn auch wir den alten Ruf „Rückkehr zur Natur" von einer lärmenden Jugend wiederholt, und wenn man sie hört, sollte man meinen, frühere Geschlechter hätten einander nur immer nachgeahmt. Nicht nur in der Dichtkunst — das ist ja in diesen Blättern unzählige Mal berührt und durchgesprochen worden — auch in der Malerei macht sich der alte Ruf nach einer „neuen Bahn" geltend. Der

Krebs der Zeit will seine Schale sprengen. Es erscheinen Zeitungsartikel und Broschüren in Masse, die sich oft in den heftigsten Ausdrücken gegen die alten Zopfträger, gegen todten Formelkram u. s. w. bewegen. Die Zankäpfel in diesem Streit des Alten mit dem Neuen sind gewisse Bilder, die von dem Einen in glühender Begeisterung gepriesen, von dem Andern verlacht werden. Der Streit endet stets oder wird vielmehr wieder vertagt mit der stereotypen Bemerkung, daß es den Verneinern des neuen Geistes an der nöthigen Intelligenz gebreche, diesen zu begreifen.

Nun wirken bekanntlich Kunstwerke aller Art nicht auf den Intellect, sondern auf die Empfindung; und derjenige Maler, Dichter oder Musiker wird am lautesten gerühmt, bei dessen Schöpfungen die Seele am stärksten vibrirt. Und gerade darum, weil die innerste Empfindung dabei ins Spiel kommt, wird der Streit mit solcher Heftigkeit betrieben. Dinge, die den Verstand betreffen, deren Streitigkeit sich durch Gründe und Gegengründe erörtern und ausgleichen lassen, sind verhältnißmäßig rasch erledigt; wo aber die nicht mittheilbare Empfindung, das subjective Gefühl den Ausschlag gibt, ist eine Verständigung unmöglich; und weil jeder auf seine Eindrücke als die einzig wahren pocht, pflegt der Wortstreit gewöhnlich bis zur heftigsten Erbitterung auszuarten.

Nun ist es gewiß thöricht, jemand darum zu schelten, weil er nicht fühlt, was ein anderer empfindet. Niemand wird ja einem Farbenblinden Mangel an Intelligenz vorwerfen, weil er Roth und Grün nicht zu unterscheiden vermag. So sollte man auch, mein' ich, niemand darum tadeln, weil ihn die neuen Kunstproducte, die man sonst als Freilichtbilder, als impressionistische, als secessionistische bezeichnet, das Gefühl nicht beseelt, das bei den Vertheidigern der „neuen Richtung" so lebhaft und manchmal so urwüchsig zum Ausdruck gebracht ist. Es ist gewiß kein Mangel an Einsicht, der sich in frommen Seelen gegen die Uhde'schen Christus- und Jüngergestalten sträubt, der den Klinger'schen Christus, weil er total unbekleidet ist, nicht zur öffentlichen Schaustellung zuläßt; der dem Stuck'schen Christus den Eintritt in die Kirche verbietet. Es ist das innerste, sorglich gehütete Gefühl des Menschen — oder sagen wir vieler Menschen — das man nicht nach Belieben ablegen kann, wie eine alte Weste. Es verlangt Respect.

Dem Grunde nun, warum in der Entwickelung der Künste sich solche Bewegungen ruckweise geltend machen, ist oft schon nachgespürt worden. Jede solche Bewegung ist, soweit wir dies prüfen können, von einer Anzahl, manchmal von einer Unzahl literarischer Producte begleitet gewesen, die theils hemmend, theils fördernd in die Bewegung einzugreifen versuchten. Man denke nur an die Sturm- und Drangperiode, an die Wagnerbroschüren vor 20 Jahren, an die gegenwärtige Flut von Kunstbroschüren, die mit unerklärten, von Jedem anders verstandenen Ausdrücken, Realismus, Naturalismus, Verismus, Symbolismus, fortwährend hantiren. Die meisten dieser gegenwärtigen Broschüren und Zeitungsartikel sind schwer verdauliche Expectorationen, die zum einen Theil aus begeisterten, dunkel klingenden Lobhymnen, zum andern aus Derbheiten bestehen. Sie können einerseits höchstens einschüchtern, andererseits höchstens überreden; aber eine neue, veränderte Ueberzeugung läßt sich daraus nicht schöpfen. Eine derjenigen Kampfäußerungen nun, die die Angelegenheit etwas ernsthafter anfassen und einen vermittelnden Standpunkt dabei einnehmen, ist die Broschüre „Aus beiden Lagern" von O. J. Bierbaum.*) Der Verfasser stellt zunächst fest, daß es eine „neue Richtung", von der man mit Vorliebe spricht, nicht gebe, sondern nur eine „neue Bewegung". Das will heißen, die Kunst wäre seither eine Art schlafendes Dornröschen gewesen, der von einem kecken Neuerer plötzlich ein Kuß applicirt worden sei, wodurch er sie zu neuem Leben erweckt habe. Der Verfasser meint also, das Kunstleben sei durch Liebermann, Uhde, Klinger, Stuck, Thoma u. s. w. erst in Fluß gekommen; es sei also eigentlich keine neue Bewegung, sondern überhaupt erst eine Bewegung durch sie entstanden; vorher habe das Kunstleben stagnirt. Das ist ohne Zweifel übertrieben; man braucht nur an Cornelius, die Belgier, an Menzel, Feuerbach, Lenbach zu erinnern, die sich schon vor Uhde und Liebermann bemerklich machten, um die Unhaltbarkeit der Anschauung darzuthun. Ja, diese „neue" Bewegung, diese Abkehr von dem Hergebrachten, von der Tagesmode sehen wir bei einer so zahlreichen Menge bedeutender Künstler, daß es beinahe als Kriterium des malerischen Genies zu sein scheinen könnte, wenn es sich dieser Abkehr rühmt und zu Beginn seiner Laufbahn die heftigsten Widersacher findet. Jakob Asmus Carstens, auch ein Neuerer des 18. Jahrhunderts, schrieb 1795 die bittersten Worte über die berliner Akademie. Das Raisonniren auf die Akademien ist seit jener Zeit gar nicht mehr aus der Mode gekommen. J. A. Koch, der die Natur auf seine Weise sah und darstellte, zeichnete um 1790 ein Spottbild auf die „Modekunst". Immer wieder tönt das Leitmotiv: Fort mit dem Veralteten, fort mit der Afterkunst, mit dem Unwahren, mit der Schablone. Der Franzose Courbet liebte es, sich über die Engelsgestalten der zeitgenössischen Maler im Caffeehause in Gegenwart seiner Collegen lustig zu machen. „Jean", sagte er zu dem aufwartenden Kellner, „hast du schon einmal einen Engel, so einen mit Flügeln, gesehen?" „Nein, Herr Courbet", erwiderte der an diese Späße schon gewöhnte Kellner. „Nun wohl, sollte dir einer begegnen, so grüße ihn von mir und sage ihm, er möge zu mir ins Atelier kommen." Natur! Natur! war das Losungswort der Künstlercolonie von Barbizon, deren Hauptvertreter Theodor Rousseau und J. F. Millet sind, die Großväter des sogenannten Impressionismus. Und jetzt noch klingt derselbe Ruf wieder, wenn über neue und alte Richtung

*) Aus beiden Lagern von O. J. Bierbaum. München, A. Ackermann's Nachf. 1893. Gr. 16. 1 M. 80 Pf.

discutirt wird, wenn Jugend und Alter, wenn Raufbold und Haltefest einander in die Haare fahren.

Nun sind aber einige starke Talente in letzter Zeit darauf ausgegangen, Dinge darzustellen und Bilder zu malen, die es in der Natur gar nicht gibt. Böcklin, der so lange einsam hauste, ist allen -ismen zum Trotz zu einem Vorbild geworden; er, Stuck, Thoma malen kein alleinseligmachendes Plainair, sondern malen, wie es ihnen ums Herz ist. Und da man vor diesen Schöpfungen mit dem Naturgeschrei nicht weit kommen würde und auch die Wahrheitsfanatiker davor ihre Rechnung nicht finden, so ist man auf ein anderes Schlagwort verfallen, das seit Goethe's Zeit als das höchste Ziel der Erdenkinder gilt, und dies Wort heißt: Persönlichkeit. Jetzt ist es auf einmal gar nicht mehr nöthig, die Natur darzustellen, wie sie ist; denn das sieht ja jedes Kind, daß Böcklin's Bilder, Stuck's und Thoma's Schöpfungen und neuerdings die Producte solcher verwegener Antinaturalisten wie Th. Heine und L. von Hofmann keine unverfälschte Natur sein können. In den Pariser Ateliers, wo die modischen Kunstphrasen ausgebrütet werden, spukte vor Jahren schon die Redensart von der „persönlichen Note", in der dieser und jener Künstler malen solle. Das heißt, einer brauchte nur die bläulichen und violetten Töne, die abgeblaßten Schatten, die Lichtkanten auf den alltäglichen Dingen zu malen, die jeder der Kunstfortschrittler auch malte, so riefen sie entzückt im Chor: „Wie persönlich ist doch deine Note!

Das Wort „Persönlichkeit" spielt denn auch in dem Buche von Bierbaum eine große Rolle. Sein Buch entscheidet sich weder für die alte Kunstgenossenschaft (in München), noch für die Secession, wenn es auch zugibt, daß bei der letztern Vereinigung die „Persönlichkeit" mehr zur Geltung gelange. „Die Kunst kann nicht Monopol eines Vereines sein", heißt es da, „weil ihr oberstes Postulat Persönlichkeit heißt, und es nie einen Verein geben wird, der aus lauter Persönlichkeiten in jenem künstlerischen Vollsinne besteht." „Das Grund- und Hauptverdienst der modernen Bewegung in allen Künsten ist die Proclamation der Persönlichkeitsrechte." „Das gilt es jetzt zu hegen und zu pflegen, was Persönlichkeitszug zeigt, gleichviel, wohin der Zug des Persönlichen weist, gleichviel welcher Mittel dieser Trieb sich bedient . . . Was keine Persönlichkeit zeigt, und sei es noch so gut gemacht und noch so nett und tüchtig — lassen wir es jetzt einmal liegen, denn seine Bedeutung für uns, die wir nach dem Persönlichen hungern, ist gering. Aber — was Persönlichkeitszug zeigt, was sich als Beweisstück eines wirklichen Menschen von kräftigem Eigencharakterbesitze (!) offenbart, das wollen wir mit Feuer verkündigen u. s. w. Das sollen wir suchen: spricht eine Seele zu uns, ein persönlich Innerstes, oder nur eine manuelle Fertigkeit . . . Wir müssen die Seele mit der Seele suchen."

Und nun wird uns die „Kunstpsyche von heute" mit den Worten vorgestellt: „Wir haben wieder eine Kunst, die mehr sein will, als bloße, träge Erbnießerin der Vergangenheit. Gerade in ihrem wesensmeinen Gespaltensein, in ihrer auseinanderflügelnden Seelenreichhaltigkeit (!), in ihrer Spannweite vom Realistischen zum Phantastischen, vom Naiven zum Raffinirten zeigt sie sich als wahre Kunst, die ein starker und reicher Ausdruck ihrer Zeit ist."

Ja, da möchten wir denn fragen: worin besteht denn das, was Bierbaum Persönlichkeit nennt? Läßt es sich denn überhaupt beweisen, objectiv darstellen, läßt sich der Begriff umgrenzen und überliefern? Der Verfasser macht keinen Versuch einer Definition, führt uns aber dafür, als wolle er den Begriff der Persönlichkeit ad oculos demonstriren, eine Reihe von Künstlern vor, die diesen Namen verdienen, als: Lenbach, G. Max, Böcklin, Uhde, Liebermann, Thoma, Stuck, die er alle gewissermaßen rhapsodisch apostrophirt, und nennt nebenher noch eine weitere Zahl solcher Persönlichkeiten: Menzel, Graf Kalckreuth, Trübner, Th. Heine, L. von Hofmann.

Verschiedener aber als Liebermann und Lenbach, als L. von Hofmann und Menzel, können zwei Maler nicht sein. Was ist denn das Zeichen, das Kriterium der Persönlichkeit? Das Gefühl in der Seele eines einzelnen Beurtheilers? Doch wol kaum, denn nach dem Tode dieses Einen wäre ja der „Persönlichkeit" der Garaus gemacht. Das Gefühl der Majorität? Doch gewiß ebenso wenig, denn eben das perhorresciren ja die Persönlichkeitsfanatiker. Also wessen Gefühl ist denn maßgebend? Hierauf wird Herr Bierbaum uns eine ausreichende Antwort wol schuldig bleiben, denn er kann höchstens mit einer petitio principii antworten, indem er sagt: Darüber, wer eine Persönlichkeit ist, bestimmen nur die, die selbst welche besitzen. Mit diesem unüberlegten Cirkelschlusse hat schon Herr Langbehn, verworrenen Angedenkens, die Welt bereichert.

Der Erfolg nun, das wäre etwas, was allenfalls zur objectiven Bestimmung dienen könnte, denn

> Catilina,
> Und Caesar, was war Eures Werthes Maß
> Und unfehlbares Merkmal? Der Erfolg.

Aber nicht immer wird ja der, der sich seiner Mitwelt mächtig zu versichern vermag, als ein Bahnbrecher, als ein Genie vor der Nachwelt bestehen. Welch' großen Erfolg z. B. Jean Paul zu seiner Zeit besaß, oder Raphael Mengs in der seinigen, vor der Nachwelt ist ihr Stern gewaltig verblichen. Emanuel Geibel ist ja ohne Zweifel mit großem Erfolge thätig gewesen: denn seine Lieder gehen noch von Mund zu Mund. Und Fr. Hebbel war gewiß eine Persönlichkeit im Sinne Bierbaum's: — bittrer hat aber niemand über Geibel geurtheilt, als Hebbel, und das nicht etwa aus Neid. Daß die „Persönlichkeiten" oft einander nicht verstehen, sieht man doch in dem Urtheile Voltaire's über Shakespeare, in dem Friedrich's des Großen über Goethe, in dem Goethe's über H. von Kleist, in dem Urtheile Schumann's über Wagner und Wagner's über Meyerbeer.

Also nicht einmal die historischen „Persönlichkeiten" finden den rechten Maßstab füreinander, und das ist doch zur Entdeckung und Kennzeichnung der zeitgenössischen Persönlichkeiten eine sehr misliche Sache. Denn wo ist alsdann der feste Punkt, von dem aus wir die Maße nehmen sollen? Indem wir sehen, wie schwankend das Verhältniß der „Persönlichkeiten" zueinander ist, scheint plötzlich aller sichere Grund dem Urtheil zu entschwinden, alles fließt im Ranme und wirkt aufeinander, wie die Weltkörper im Universum. Das Verhältniß zweier bedeutender Kunstkräfte zueinander läßt sich wol mit ziemlicher Sicherheit bestimmen, wie die Wirkung zweier Weltkörper aufeinander. Aber schon bei drei Einheiten, bei drei verschiedenartigen Größen in der Kunstgeschichte, ist die genaue Vorstellung der gegenseitigen Einwirkungen eine überaus complicirte Sache, wie etwa die, die Kräfte dreier aufeinander wirkender Körper zu formuliren. Und nun gar bei der ungeheuern Mannichfaltigkeit der Erscheinungen des wirklichen Lebens ist die genaue Bestimmung der Wirkungen und Gegenwirkungen von Kunstwerken auf Menschenherzen eine unlösbare Sache, denn nur kleine Bruchstücke davon werden wir gewahr. Wie es kam, daß Goethe in einer Zeit, die die Gothik verachtete, plötzlich von ihrer Schönheit ergriffen wurde, so daß er ihr feuriger Verkünder ward; und wie es andererseits kam, daß derselbe Goethe in der dresdener Galerie an Domenico Feti und G. Schalken (die doch keine Persönlichkeiten im Sinne des Herrn Bierbaum waren) so großen Gefallen fand, wer möchte das erschöpfend, unumstößlich erklären? Offenbar haben doch der Anblick des straßburger Münsters einerseits, die Betrachtung der untergeordneten Bilder andererseits in Goethe's Innerm Keime zum Emporschießen gebracht, die dort unbewußt und wunderbar schliefen. Die weitgespannten Saiten seiner Seele tönten plötzlich, von einem verwandten Ton getroffen, und die Welt vernahm, was von Goethe's Mund gesprochen, neu erschien.

So weckte die Antike in Winckelmann neue, ihm ganz ungewohnte Gedanken; so schlugen plötzlich die Gesänge Ossian's vernehmlicher ans Ohr der Bevorzugten, der sonderlich dazu Veranlagten; so wachte die Musik Bach's wieder auf, so erhob sich das Nibelungenlied wieder aus langem Schlummer. Der Ton, auf den sie gestimmt waren, die eigenthümliche Färbung, die sie hatten, war wieder in Menschenseelen vorhanden, beim leisesten Anstoß mußten beide zusammenklingen. Und dieser Ton, diese Stimmung mußte nicht in einem Menscheninnern, sondern in vielen vorhanden sein. Die Zeit für diese Art von Schönheit war wieder einmal gekommen.

Die Sache ist die: jeder Künstler, ja jede Zeit sucht sich nicht die Schönheit schlechtweg (denn absolute Schönheit gibt es nicht), sondern eine ganz bestimmte Schönheit oder Wahrheit — die ja stets zusammengehen. Auf dieser Suche nach dem Ausdruck der innern Empfindung bilden sich die Stile, der dorische, der romanische, der gothische, der Rococostil, die gleichsam aus der Volksseele herauswachsen. So aber sucht mit langer Mühe und emsigster Arbeit jeder rechtschaffene Künstler seinen eigenen Stil, der seiner Anlage und den verschiedenen Einflüssen, die er erleidet, entspricht. Trifft dieser Ausdruck, der unter schweren Zweifeln und Kämpfen der Seele sich entringt, auf eine verwandte Umgebung, entspricht er dem Zeitgeiste, so breitet er sich allen Widersachern zum Trotze aus und herrscht erst in den Seelen einer kleinen, doch stetig wachsenden Gemeinde. Bis — ja bis eine veränderte Zeitströmung einen andern Ausdruck fordert. Dann kann zwar der mächtig gewordene Formenzwang noch eine Zeit lang herrschen, aber ein dumpfes, allmählich stärker werdendes Gefühl treibt die veränderte Jugend unablässig an, neue Pfade zu suchen. Dann scheint die Kunst äußerlich immer dieselben Formen zu wiederholen, zu erstarren, und gleicht der unbeweglichen Puppe, in der ein geheimnißvolles Leben still fortwirkt, bis der Tag kommt, wo die alte Hülle fällt und der bunte Schmetterling erscheint — eine neue Kunst, der Ausdruck eines fortgeschrittenen, veränderten Geistes.

So suchen auch in unsern Tagen die Dichter, die Maler, die Musiker stets den Ausdruck der Volksseele zu verkörpern. Unzählige Bemühungen aber erlahmen, ehe die Metamorphose beendet, ehe der neue Häutungsproceß in der Kunst vollzogen ist.

Ob nun aber eine der gegenwärtigen, auseinanderstrebenden Richtungen der endgültige Ausdruck der Zeit ist, oder ob sie in der Gärung wieder verschwinden und neuen Platz machen, das zu prophezeien wäre müßig. So viel aber ist sicher: daß die „Persönlichkeiten" Bierbaum's einander sehr widersprechen. Wo Menzel herrscht, kann L. von Hofmann nicht Herold sein, und wo Böcklin König ist, kann Liebermann nicht als Prophet auftreten.

Wer aber Proselyten in der einen oder andern Richtung machen will, vermeide vor allem die zelotische Verketzerung. Denn kein Zeitungsartikel, keine Broschüre wird hier aus dem Saulus einen Paulus machen: das vermag allein die wunderthätige Kraft der Kunstwerke selbst — in der Malerei sowol, wie in der Dichtkunst und in der Musik.

Artur Seemann.

Zur Völkerkunde.

1. Der Buddhismus als religionsphilosophisches System. Von Adolf Bastian. Mit drei Tafeln. Berlin, Weidmann. 1893. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
2. Die Verbleibsorte der abgeschiedenen Seele. Von Adolf Bastian. Mit drei Tafeln. Berlin, Weidmann. 1893. Gr. 8. 3 M.

Je mehr die Ethnologie dem organischen Entwickelungsgange der Menschheit sich zuwendet, je mehr sie in die Tiefen des schaffenden Volksgeistes hinabtaucht und den Gesetzen nachspürt, welche die geistige Entfaltung des Menschengeschlechts schlechthin universell beherrschen, je mehr also eine umfassende Geschichte der menschlichen Gesittung sich vor unsern Augen erhebt, desto sicherer wird sie auch einer allgemeinen Theilnahme aller Gebildeten, welche sich weit über den Bereich der bloßen Fachgenossen erstreckt. Ist es doch letzten Endes unser eigenes Dasein, das wir nun erst gesetzmäßig zu erfassen und damit zu begreifen anfangen, eine Philosophie, so erhaben und weltumspannend, und andererseits doch wieder so empirisch fest begründet, daß frühere Zeiten kaum in ihren kühnsten Träumen sich an eine solche Perspective heranwagen konnten. Daher auch die Vielseitigkeit, die geradezu unerschöpfliche Fülle des Stoffes, den uns die moderne Völkerkunde bietet; ein besonders interessantes Gebiet ist die vergleichende Religionswissenschaft und Mythologie, die erst unter den Auspicien jener Disciplin sich zu der heutigen Höhe der Forschung entwickeln konnte, und innerhalb jener Welt nimmt wieder der Buddhismus mit seiner scharfsinnigen Psychologie eine der ersten Stellen ein. Hiermit beschäftigt sich eine Schrift des Altmeisters der deutschen Ethnologen, Adolf Bastian's, auf welche wir mit einigen Worten hinweisen möchten; sie ist betitelt: „Der Buddhismus als religionsphilosophisches System" (Nr. 1).

Schon die stolzen Häupter der speculativen Schule, vor allem Schelling, kannten, wenn auch nur in groben Umrissen, jenen metaphysischen Tiefsinn des fernen Ostens, die brahmanische Urweisheit, wie es gewöhnlich hieß, aber erst durch den nachdrücklichen Hinweis Schopenhauer's und sodann durch die sprachwissenschaftliche Entzifferung der geradezu riesenhaften buddhistischen Literatur wurde die Erforschung dieser weitestverbreiteten aller Religionen ein wirkliches Studium und damit erschloß sich von selbst der religionsphilosophischen Untersuchung eine ganz neue Sphäre. Bastian schildert den ersten Eindruck, den diese Systeme auf das Abendland machten:

Sie repräsentiren aus verschleierter Vorzeit aufdämmernde Schöpfungswerke, woran der Menschengeist unter contemplativ-stagnirender Umgebung (in historisch-geographischer Provinz) Jahrtausende hindurch ungestört fortgearbeitet hat, sein Bereich nach allen Richtungen, nach allen Kreuz- und Querzügen durchwandernd, um auf jede Frage, die das arme Menschenherz bekümmert, eine Antwort zu finden, so gut und schlecht es nun gehen mag, mit dem metaphysischen Bauapparat kühnster Speculation — und so standen sie da als ungeheuerliche Hünengestalten, riesig und unschlachtet zwar, aber dennoch aus einem Gusse gleichsam, die verschiedensten Phasen geistiger Entwickelung umgreifend. Solchem Vergleichungsmaße gegenüber schrumpfte es diminutiv zusammen mit den philosophischen Systemen auf westlichem Continent, wo sie sich jagen und drängen in unabässiger Hast, einander stürzen und überstürzen, ehe das eine kaum halbfertig geworden war, ein anderes hervortreibend, innerhalb kurzer Spanne eines einzelnen Menschenlebens.

Wie Sokrates nach dem bekannten Ausdruck Cicero's die Philosophie vom Himmel herunter holte, so wandte sich auch der Königssohn in Kapilavasthu unter Ignorirung jeder erkenntnißtheoretischen Forschung lediglich und allein an die Räthselfragen des praktischen Lebens, die ihm, wie die Ueberlieferung so charakteristisch hervorhebt, inmitten all des Ueberflusses, der ihn umgab, sich in den Weg stellten. Es war die Gestalt des altersschwachen, hinfälligen Greises, des armen aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßenen Aussätzigen und endlich der düstere Leichenzug, die in ihm die Einkehr und fundamentale Veränderung hervorrufen, sodaß er

aufgerüttelt emporschreckt, der Gedanke an flüchtig Vergängliches entspringt, an unwesenhaft Nichtiges ringsum, und ihn der Schmerz erfaßt um das Leid des Lebens, im Elend des Daseins. Damit ist alles Folgende an sich bereits ausgesprochen: das Vierwort zunächst, das Heilswort zur Heilung des im Schmerze nagenden Uebels: 1) der Schmerz im Lebensleid als thatsächlich vorhanden, 2) woher solcher Schmerz, 3) wie der Schmerz aufzuheben, 4) Die Einlenkung auf den Erlösungsweg des achtgliedrigen Pfades.

Auch darin gleicht Gautama dem athenischen Weisen, daß gleichfalls für ihn der eigentliche Grund all des verschiedenartigen Leidens, das die Menschen umfängt, die Unwissenheit (avidya) ist, womit organisch die moralische Welt mit der intellectuellen verknüpft ist. Die weitere Stufenfolge der sich klärenden Erkenntniß und der eben dadurch bedingten Vervollkommnung ist bekannt, sodaß hier flüchtige Andeutungen genügen: Nachdem die Sinnenwelt als bloßer Schein und Täuschung sich herausgestellt hat (als Sankhara), wenn sich die Betrachtung vom Nichtig-Vergänglichen auf das Wesenhafte und Ewige richtet, dann ist, bemerkt Bastian, der Gegensatz (als das dauernd-leidensfreie Wesenhafte) erreicht, im eigentlich Realen des Nirvana (S. 33). Es ist nämlich nicht zu vergessen, daß die populäre sinnliche Auffassung dieses Begriffs sich mit der esoterisch-philosophischen durchaus nicht deckt, nach welcher es die Vernichtung der verhängnißvollen Unwissenheit und des ebenso verwerflichen egoistischen Selbst bezeichnet. Der Mensch geht, um einen biblischen Ausdruck zu gebrauchen, ein zur ewigen Ruhe.

Der Buddhismus bietet aber auch im einzelnen höchst belehrende Commentare zu Gedanken und Theorien, welche unsere abendländische Philosophie beherrscht haben, und auch von diesem vergleichenden socialpsychologischen Gesichts-

punkt aus liefert diese Weltanschauung für eine künftige umfassende Geschichte der philosophischen Probleme die wichtigsten Belegstücke. Wir begnügen uns damit, die Andeutungen unseres Gewährsmannes einfach zu wiederholen:

Die Nyaya liefert in ihren Paramanu die indische Version zu den Atomen Leukipp'scher Demokrite's oder Epikur's, die Vedanta wiederholt die Perilampsis Plotin's und stellt pantheistische Fragen über Deus sive Natura, die Sankhya Kapila's entwickelt, was Scotus Erigena aus areopagitischen Schriften zusammengetragen hatte für die nachfolgenden nominalistischen und realistischen Ausfeilungen, die Yoga steigt auf an den gradus ad contemplationem der Victoriner und Stimmungsgenossen, während alles das und mehr noch im Buddhismus sich verbindet mit Corpusculartheorien aus der Stoa bis auf Hobbes, mit Locke's Sensualismus sodann, mit dem transscendentalen Idealismus (bis zur Ueberschreitung der verbotenen Grenze in Transscendenz) und vor allem mit dem Skepticismus, bis auf einzelstes Detail. An die sophistisch seelenlosen Seelenlehren — jene Psychologie ohne Seele, die sich dem Materialismus in ihre psycho-physischen Functionen aufgelöst hat, wird am präcisesten in Hume's Ausspruch erinnert, daß er vergebens das liebe Ich in sich selbst gesucht, daß der Mensch nur Bündel (bundles) von Vorstellungen darstelle. Das ist genau der Wortlaut dessen, was der Buddhismus von altersher Khanda oder Bündel genannt hat, worin sich alles denkbar Mögliche zusammengebündelt findet, alles und jedes, was im Universum existenzfähig ist, im Makrokosmus eingebündelt, aber nirgends eine Seele, weder Atta (das Ich), noch Attaniya (zum Ich Gehöriges) oder Satta (Person). Wenn trotzdem gerade im seelenlosen Buddhismus die Lehre von der Seelenwanderung in umfassendster Form hervortritt, so täuscht hier die Uebersetzung von Metempsychose statt Metasomatose. (S. 9.)

Die beigefügten, mit ausführlicher Erklärung versehenen Tafeln betreffen das buddhistische Weltsystem, die Wiedergeburtsstätten der Götter, Menschen und Thiere, und endlich die letzte Abbildung, den mechanischen Proceß dieser Verwandlung, deren Detail nicht gerade immer unsern Augen zusagt. Als knappe Orientirung kann diese Schrift, die aus einem im Völkermuseum in Berlin gehaltenen Vortrag herausgewachsen ist, den weitern Kreisen unserer Gebildeten, die über den engen Horizont der eigenen Cultur hinausstreben, angelegentlich empfohlen werden.

In unsern Tagen hat sich aus der Völkerkunde die Volkskunde (auch Folklore genannt) entwickelt, der es um Constatirung alterthümlicher Anschauungen, Bräuche und Sitten und ihre psychologische Erklärung innerhalb eines bestimmten ethnisch-geographischen Kreises zu thun ist. Aus diesen Resten einer frühern organischen Schicht läßt sich dann (unter Zuhülfenahme entsprechender Analogien) eine längst überwundene Entwickelungsreihe von Ideen wiederherstellen, die ohne diese genetische Perspective jeder zureichenden Erklärung hartnäckig widerstanden. Auf dieser Basis stehen die zahlreichen in den letzten Jahren gegründeten Vereine für Völkerkunde, und ein von Adolf Bastian in der benannten berliner Gesellschaft gehaltener Vortrag gab dann die Veranlassung zur Herausgabe der in der vorliegenden Schrift: „Die Verbleibsorte der abgeschiedenen Seele" (Nr. 2) umgearbeiteten Untersuchung.

Die Vorstellungen, welche die verschiedenen Völker von der Seele ausbildeten, gestatten uns in der That einen tiefen Einblick in das psychische Wachsthum des Menschengeschlechts überhaupt; die Höhe des geistigen Fortschritts sowol wie sittlicher Vervollkommnung läßt sich mit unzweideutiger Sicherheit daraus abnehmen. Andererseits liegen darin, wie leicht begreiflich, die Keime jeder spätern Psychologie, selbst die abstractesten und subtilsten Ideen der speculativen Psychologie finden dort ihren embryonalen Ansatz. Ja es ist eigenthümlich, wie sich die Anfänge und die Endpunkte dieser mythologischen Entwickelung im gewissen Sinne auffallend gleichen, indem die neuere Anschauung jede metaphysische Seelensubstanz gerade so abweist, wie die naive Phantasie der Naturvölker, die jene geheimnißvolle Kraft völlig materialistisch unter dem Bilde irgend einer körperlichen Function (Athem, Blut u. s. w.) auffassen. Wenn man aber die ganze Fülle dieser symbolischen Erscheinungen überblickt, in denen sich die schaffende Einbildungskraft eines Volkes wiederspiegelt, so kann man wol mit Bastian sagen:

Es ist ein wild-wirrer Mummenschanz, aus blaß bleicher Gespensterwelt auftauchend und wiederum abbleichend darin, ein Reigentanz buntester Maskereien, was hier vor den Augen spielt — und zwar um so bunter und mannichfaltiger, je mehr die Anschauungen im eng umschränkten Kreis den Charakter ursprünglicher Originalität bewahrt haben. (S. 5.)

Das wesentlich treibende Motiv in dieser bunten Zauberwelt ist aber nicht, wie man vielleicht denken sollte, nur ein phantastischer Animismus, ein bloßer Spieltrieb der sich an ihren burlesken Einfällen selbst gefallenden poetischen Plastik, sondern ein sehr realer, nüchterner Beweggrund, der unmittelbar ins praktische Leben übergreift, wiederum ein Beweis für die uralte Verschwisterung des übersinnlichen Elementes mit Fragen und Verhältnissen der individuellen Wohlfahrt. Es ist die Sicherung gegen schädigende Einflüsse der Dämonen, welche dem Seelencultus, wie wir ihn bei allen Völkern und in allen Entwickelungsstufen unserer Gesittung wiederfinden, die unverwüstliche Kraft gibt, die er selbst in einer so modernen Stadt, wie Paris es ist, nicht völlig einbüßt. (Ein Beweis dafür ist die Begehrung des Allerseelentages daselbst auf dem Père Lachaise.) Das radicalste Mittel, sich dieser feindlichen Mächte zu erwehren, bietet das so sehr verbreitete alljährliche Reinigungsfest, an dem die Seelen über die Grenzen des Landes verjagt werden (ein Rest davon hat sich bei den Römern in Gestalt der Everratores erhalten) oder die Gräber werden mit spitzen Dornenhecken umschlossen, wie bei den Dayaks in Borneo, oder mit schweren Steinen und riesigen Sandbergen bedeckt. Für den Zufluchtsort der abgeschiedenen Seele ist aber maßgebend die Todesart; deshalb zogen die alten Germanen, die im Kampf ruhmreich gefallen waren, unter Leitung der Walkyren nach Walhalla. Die elysäischen Gefilde wiederholen sich mit geringen Nüancirungen ebenso, wie der Tartarus, selbst Lösungen und Zurückführungen aus dem Hades, wie sie sich an die Sage von Orpheus knüpfen, erscheinen in ähnlicher Version z. B. in Polynesien, das in der That viele auffallende Analogien

mit dem classischen Alterthum bietet, sodaß der sonst so nüchterne und vortreffliche Al. Fornander in seinem vorzüglichen dreibändigen Werk über den Ursprung und die Wanderung der Polynesier auf die sonderbare Vermuthung kam, hier lägen vorderasiatische, und im besondern cushitische Beziehungen und Uebertragungen vor. Während die auf dem Siechbett kläglich Verscheidenden in die finstere Hel hinabsteigen (ähnlich ist die Unterscheidung in Mexico und in Polynesien), werden, wie bemerkt, die Kriegshelden in den Kreis der Götter gezogen, oder aber die Seelen finden sich an einem bestimmten Versammlungsplatze ein, meist an der Küste, bis sie sich einem kundigen Führer anvertrauen können.

Dann beginnt ihr letzter Lauf; und Gesänge gleich den Nänien (der Dayak) schildern, wie sie rennen die Todten für ihr Leben im Jenseits, dahinrennen klagend und jammernd über spitze Korallen und scharfes Gestein, denn sie lieben den Lauf der Sonne a tempo zu begleiten, um gleichzeitig mit ihr am Eingang anzukommen, da der etwa Zurückbleibende ausgeschlossen wäre von der Grabesruhe, um unstätt zu schweifen, den Nachgebliebenen gefährlich.

Wofern nun diese Beschwichtigung und Versöhnung ausbleibt, treten eben alle die gefürchteten Folgen dieses Kriegszustandes ein, die sich selbst bis zu Katastrophen, wie Erdbeben u. s. w. steigern können. Ein sehr wichtiger Umstand ist sodann die Beziehung der Seele zur Thierwelt, die Verwandlung der Seele in reißende Thiere, eine uralte und über den ganzen Erdball verbreitete Vorstellung, die sich gerade so gut beim indogermanischen Sprachstamm findet, wie z. B. bei den Indianern, Zulus oder Polynesiern. Endlich wird schon sehr früh ein Unterschied zwischen der beim Tode den Körper verlassenden und der während des Traumes umherschweifenden und spukenden Seele gemacht, woraus sich dann, wie leicht begreiflich das ganze complicirte System der Pathologie und Therapie der Besessenen entwickelt, dieser eigentlichen Domaine des Zauberpriesters.

Den Schluß dieses Buches, dem ebenfalls einige Tafeln beigefügt sind, machen wiederum einige theoretische Auseinandersetzungen Bastian's, in denen er nicht müde wird, die Dringlichkeit der Materialsammlung allen Betheiligten ans Herz zu legen.

Retten wir also (soweit es noch angeht) — ruft er — die ethnischen Elementargedanken, die in ihrer Einfachheit gerade gewichtigsten, zeitgesichertsten Documente der Menschheitsgeschichte. Bald schon wird uns öde Leere entgegenstarren, ein todtes Nichts, wo augenblicklich, auch in elfter Stunde noch, reiche Ernte heimgebracht sein möge. Liegen doch in den Primärgedanken des Menschendaseins die Keimanlagen zu allem dem, was groß und herrlich sich entfaltet hat in geschichtlicher Cultur, zu allem, was das Menschenherz bewegt, in seinen Zweifelsfragen, in seinen Hoffnungen. So wird unser naturwissenschaftliches Zeitalter, das in prächtiger Machtentfaltung kosmischer Weltanschauung vor Augen liegt, seine seelische Durchdringung erhalten, mit inductiv-naturwissenschaftlichem Aufbau der Psychologie, auf Grund und Stütze des in den ethnischen Thatsachen angesammelten Baustoffs elementarer Völkergedanken, um mit den, aus comparativer Methode hervortretenden Aussagen des logischen Rechnens, die Gesetzlichkeiten zu klären.

Für diese unentbehrliche Materialsammlung sowol, wie für die ebenso dringend erforderliche psychologische Zergliederung der Details hat aber keiner unter den gegenwärtigen Mitarbeitern mehr gethan, wie Ad. Bastian, soviel ist sicher. Th. Achelis.

Aus der Erzählungsliteratur.

1. Ein geleisteter Eid. Novelle nach einem Tagebuche einer Großmutter. Von C. Treutler. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893. 8. 2 M.

Diese schwer glaubliche Geschichte in verschleierter Darstellung hat immerhin den Vorzug, wenn auch in etwas äußerlicher Weise, mehr des Lesers Neugier als seine Theilnahme bis zum Schluß der Erzählung wachzuhalten. Bei aller scheinbaren Gewitterschwere der Verwickelung, deren Ernst unserer Vorstellung begreiflich zu machen dem Verfasser nicht recht gelingen will, schwindet in keinem Augenblicke die tröstliche Zuversicht: es wird noch alles gut! Und so ist es auch. — Im übrigen ist die Novelle vornehm im Stoff, auch ihr Ton paßt sich würdig der Reinheit des Inhalts an, nur daß er hier und da einigermaßen unfrei, gebunden erscheint. Die

2. Erzählungen von Marie von Olfers. Berlin, E. Felber. 1892. 8. 6 M.

führen uns in eine ideale Welt voll Reinheit und Harmlosigkeit, in die noch kein Laut der aufgeregten Zeit drang. Nicht als ob in diesen schlichten Schilderungen alles ausgeglichen, nur bewegungslose Oberfläche wäre: sie haben ihre Conflicte, die gewiß auch gleichgestimmten, gefühlvollen Gemüthern zum Bewußtsein und zur Empfindung kommen werden. Jedem Erholungsbedürfniß, das sich Empfänglichkeit für erbauliche Lektüre in zarter Form gewahrt hat, allen, die aus eigenem Entschluß oder durch besondere Fügung abseits stehen von dem Strome, in dem der geistige Gehalt unserer Zeit weithin vernehmlich einherbraust, wird der Verfasserin Sammlung eine willkommene Gabe sein.

Eine zweite Schriftstellerin, Emma Marshall, bietet

3. Die Räthsel des Lebens. Eine Erzählung. Autorisirte Uebersetzung nach der zweiten Auflage des Originals von Marie Morgenstern. Leipzig, E. Ungleich. 1893. 8. 2 M. 40 Pf.

Die Verfasserin von „Benvenuta", „Der alte Thorweg" u. s. w., wie sie auf dem Titelblatt bezeichnet wird, verfolgt eine ausgesprochen religiöse Richtung. Vom Glaubensstandpunkt betrachtet sie die Wirklichkeit, vom Glaubensstandpunkt gestaltet sie die Fabel ihres Romans.

Wegen dieser Tendenz werden gewiß glaubensinnige Kreise dieses neue Werk der Verfasserin mit Freuden begrüßen, um so mehr, als einmal die Tugend darin überschwenglich belohnt wird, das Laster untergeht, doch nicht ohne Reue und Bekehrung; andererseits aber das nun doch einmal nicht wegzuleugnende Unterhaltungsbedürfniß auch seine Befriedigung findet in der Schilderung einer Feuersbrunst, eines Bankbruchs u. dgl.

4. Liebeskämpfe. Novellen von Hermann Friedrichs. Zweite Auflage. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1893. 8. 3 M. 20 Pf.

Die erste der drei Erzählungen behandelt den Kampf zwischen Herzensneigung und beschworner Pietätspflicht. Sehr wirksam ist der Gegensatz zwischen des Helden adelsstolzer, bigotter Mutter und seiner Geliebten, die „weder zu den Frömmlern, noch zu den Gottlosen, weder zu den Gläubigen, noch zu den Ungläubigen zählte". Recht seltsam macht sich aber in ebendiesem Zusammenhange eine unberufene Stimme von außerhalb des Kreises der handelnden Personen vernehmbar mit folgenden Worten: „Der Mittelweg, welchen sie ging, würde ihren Geist in unsern Tagen (!!) zu der Erkenntniß geführt haben, daß der Glaube eine leere Tonne sei, welche die Wissenschaft im Vorwärtsschreiten so lange vor sich herrollt, bis sie auseinanderfällt — und daß die Forderung: der Glauben solle da anfangen, wo die Wissenschaft aufhört, eine unsinnige sei, weil die Wissenschaft ununterbrochen vorwärtsschreitet." Vom Sinn abgesehen, vernichtet eine solche eigenmächtige Zwischenrede des Verfassers die ganze künstlerische Wirkung, und wenn man einmal diese vorlaute Lehrhaftigkeit recht unsanft zurückweisen möchte, so gelingt es andererseits dem Erzähler — trotz unleugbaren Geschicks in der Darstellung und guter Erfindung — nicht wieder, den Leser mit dem schönen Schein zu umfangen.

Ein ernstes, heutzutage mehrfach erörtertes Problem behandelt Chryssoula. Motivirung ist überhaupt eine Stärke von Friedrichs' Dichtung. Hier erscheint insbesondere die Hingebung der Liebenden aufs überzeugendste begründet, ebenso die Verkettung der Umstände, die sie zum Geständniß ihres Fehltritts vor ihrem neuen Verlobten veranlassen. Von seinen Vorgängern in der Lösung dieser Frage weicht der Erzähler indeß erheblich ab: er läßt Braut und Bräutigam untergehen. Darin drückt sich wol seine Auffassung aus. Ob es aber gerecht, ja auch nur billig ist, den Mann wegen strengen Festhaltens an sittlichen Grundbegriffen in den Untergang zu verstricken, darüber ließe sich sehr rechten.

Das „Mädchen von Antiochia" bringt die Belagerung und Eroberung dieser Stadt durch das Kreuzheer, freilich in etwas phantastischer Schilderung. Arge Verzerrungen geschichtlich feststehender Charaktere laufen mit unter; auch fehlt es nicht an übel auffälliger Tendenz; endlich ist nicht zuzugeben, daß dem Dichter die Erhebung seiner Aura zur Höhe einer Heldin geglückt sei.

5. In Sturmesbrausen. Ein Künstler-, Liebes- und Strik-Roman vom Nordostseekanal von Otto Felsing. Berlin, Fremd u. Jeckel. 1893. 8. 4 M.

Etwas viel auf einmal! mag mancher denken. Aber der Roman erfüllt, was der Zusatztitel verspricht. Die großen Bewegungen des Tages werden hier in künstlerisch einheitlicher Darstellung beleuchtet und auf ihre Berechtigung geprüft. Da ist kein oberflächliches Spielen mit den zeitbewegenden Ideen, um Stimmung zu machen oder zur Maskirung der Gedankenarmuth. Ueberall schöpft der Verfasser aus der Tiefe persönlicher Beobachtung, deren Ergebnisse wiederum erst vor dem Richterstuhl seines billig abwägenden Urtheils ihr innerstes Wesen ausweisen und rechtfertigen müssen. Daß sich nun Felsing wiederholt in die Einzelheiten der Fachkunde verirrt, ist ja dem heutigen Brauch gemäß, wiewol vielleicht nicht unumgänglich. Indessen, auch in diesem modischen Zug ist er glücklich. Er langweilt nie, seine klaren Angaben befriedigen eher in nicht schwerfälliger Weise den Wissensdrang. Sodann fragt es sich, ob er nicht durch solche Erläuterungen am ehesten eine Vorstellung von dem Riesenunternehmen und der dazu erforderlichen Leistung menschlicher Geistes- und Körperkraft zu erwecken vermochte. Es ist allerdings erstaunlich, bis zu welchem Grade der Deutlichkeit Felsing zu vergegenwärtigen im Stande ist, sei es den Kanalbau, sei es den Ausstand mit zugehörigen Aufläufen. Mit weisem Maße hat er sich die eigenartige Kunst seines französischen Vorbildes bei diesen Schilderungen zu eigen gemacht. Ebenso lebensvoll ist der Sturm und Drang auf dem Gebiete der Malerei dargestellt. Läßt den Dichter die Selbständigkeit seines sichern Urtheils nicht auf die „alte, verlogene Kunst" unbedingt schwören, so weist er doch Irrthum und Ueberhebung der neuern Richtung kräftig und mit Fug und Recht zurück, ja, seinem eindringenden Blicke entgehen gewisse Blößen nicht, die schon P. Heyse im „Marienkind" aufgedeckt hat.

So ist Felsing's Ziel realistisch, realistisch sind auch die Mittel seiner Darstellung. Nur müssen sie sich bescheiden, Mittel zu bleiben im Dienste seiner Idee. Um dieser willen verwob er auch mit gestaltungskräftiger Hand das Rein- und Immermenschliche in seine Schilderungen, um auch dadurch die Ueberwindbarkeit des Unvollkommenen durch die läuternde Schule des Lebens und durch Selbstzucht darzuthun. Denn einen „Durchgang zur Kunst der Zukunft" hat er in dem ungestümen Gebahren innerhalb der Malerei sehen gelernt. Einen Durchgang durch Irrthum und Zweifel zu Selbsterkenntniß und Herzensglück zeichnet er in der Liebe Norbert's und Mariens. Einen Durchgang zu besserm Zustande bildet für ihn auch die bedrohliche Gärung in Arbeiterkreisen. Und das Symbol für seine Idee ist eben der Nordostseekanal; werden doch auf ihm „in sechs Jahren die mächtigsten Seeschiffe von Meer zu Meer durch das Land gleiten in völligster Sicherheit vor Feinden und vor Naturgewalten, denen heute noch — Sie wissen, daß die Fahrt durch das

Skagerak die gefahrvollste an den europäischen Küsten ist! — jährlich mehrere Hundert zum Opfer fallen".

„Leben wir denn nicht in einer Zeit, die voll von verlockenden Irrlichtern ist? Wandeln denn die Menschen und die Völker unserer Tage nicht wie auf einem schmalen und schwankenden Stege, auf dem ein Fehltritt schon verderbenbringend sein kann?" Auf diese Frage Felsing's ist die bejahende Antwort sein ganzer Roman. Dadurch aber wahrt er diesem das Gepräge des Kunstwerks, daß er nicht in der Bejahung, in der wirklichkeitstreuen Wiedergabe unhaltbarer Zustände stecken bleibt, sondern mit allem Nachdruck auf den Gebrauch der Vernunft, auf die guten Eigenschaften der Menschheit, auf Arbeit und Gewissenhaftigkeit als die rettenden Mächte hinweist. Ja, seine ganze Schöpfung stellt sich im letzten Grunde als eine Anwendung seiner sittlichen Theorie dar; sie ist dazu auch vom ästhetischen Standpunkte unanfechtbar. Einzelnes anzuerkennen, wie die treffliche, glaubenerweckende Charakterisirung des berufenen Malers durch das Phantasiebild, das er sich von seiner unbekannten Lebensretterin entwirft; Kleinigkeiten aufzustechen, wie die doch unbegreiflichen einsamen Spaziergänge Maria's während des Ausstandes, vermag ich jetzt im Banne „des Sturmesbrausens" nicht. Eine Hervorhebung verdient jedoch schließlich noch der gereifte, männliche Stil und die besonnene Verwendung der Mundart.

6. Stille Märtyrer. Moderne Erzählungen von Georg Keben. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1893. 8. 3 M.

Auch diese Sammlung von Erzählungen bekundet durchgängig eine ungewöhnliche Fähigkeit zu sehen, zu beobachten und zwar immer auf eigene, nicht alltägliche Art. Zur richtigen Würdigung ihres Verfassers sei es ausgesprochen, daß er durch die Kunst seiner Erzählung und Darstellung den Leser unwiderstehlich in den Bannkreis seiner Ideen und — Tendenzen zieht, ihn auch darin festhält, selbst wo sich das Gemüth auflehnt gegen Inhalt und Absicht. Dann aber kommt der eisige, jedes versöhnlichen Gedankens bare, peinvoll-schrille Schluß: und leeren Herzens, in quälender Enttäuschung legt man das Buch aus der Hand. Man dürfte fragen: ist diese Folterung menschlicher Empfindung durch Bloßlegung ausschließlich der Schattenseiten im Erdendasein, noch dazu in vollständiger Aussichtslosigkeit, wirklich der Brauch eines Künstlers, ungefragt seine Richtung und Zugehörigkeit zu irgendwelcher Schule oder — ja wessen sonst? Aber auch die Mittel Keben's sind anzuzweifeln. Fast nichts, worin man sonst eine Erhöhung des Menschenthums zu sehen geneigt ist, erscheint ihm, nicht etwa: groß, erhaben, rein, nein auch nur tüchtig, erträglich, aus dem menschlichen Durchschnitt. Edelsinn, Biederkeit, wahren Werth findet er beinahe nur noch in der Masse oder bei dem stillen Märtyrer, Moritz Ruben. Diese Erzählung „Dem Tode geweiht" ist zeitgemäß; sie „kämpft tapfer gegen das geistliche und weltliche Kreuzritterthum, welches stets das reiche, verjobberte Israel anklagt, ohne die jüdischen Idealisten zu würdigen, deren ganzer Reichthum Entbehrung und Arbeit ist". Als unbedingter Philosemit kann Keben nicht gelten. Sagt doch sein Held: „Aus dem reichen Handelsherrn-Typus (sic!) Nathan entwickelte sich allmählich der Typus derer von Bleichröder, welch' letztere (!) keinen Lessing mehr finden werden." Er will nur Billigkeit. „Aber die christlich Naiven versetzen im Guten wie im Bösen den Juden noch immer ins Mittelalter." Trotzdem steht zu befürchten, daß Keben durch seinen Ton und durch die Mittel, die er zur Charakterisirung gebraucht, durch das Uebermaß von Edelmuth bei Ruben — vgl. hier den nächtlichen Besuch Lina's —, durch die ausnahmslose Verunglimpfung der gegnerischen Seite, seine menschlich-schöne Aufgabe herostratisch selbst vereitelt hat. Hier war thatsächlich die Hälfte mehr als das Ganze. Befremdlich bleibt auch der Umstand, daß der Held schwindsüchtig ist. Liegt darin Absicht, ein Symbol etwa? Wo nicht, so war es mindestens eine Unvorsichtigkeit.

7. Frieden. Roman von Arne Garborg. Deutsch von Marie Herzfeld. Berlin, S. Fischer. 1894. 8. 3 M. 50 Pf.

Worauf der Roman abzielt, darüber wird sich der Kenner nordischer Verhältnisse in unserer Zeit unschwer beim Lesen klar werden. Fragen wir, was er wirklich beweist und darthut, so sind es die Verheerungen, die irrige Auffassung des Glaubens, einseitige Auslegung der Bibel, der Drang des geängsteten Gewissens zu lückenloser Erfüllung der Gebote im Kopf und Leben eines grüblerischen Bauern anrichten. Von ihren ersten Anfängen als knechtische Furcht vor dem Grimm des Vergelters und Rächers der Sünde ist die Entwickelung dieses Seelenlebens durch die beseligende Ueberzeugung des Friedens in Gott hindurch bis zur wahnerfüllten Selbstzerstörung und der Vernichtung der Familie mit tadelloser Psychologie dargestellt. Die Schilderung ist schlechthin überzeugend, zur Zustimmung zwingend, in solchem Grade, daß ohne weiteres zugegeben werden muß: dieser Mann in diesen Verhältnissen mußte so enden, wenn diese äußern — freilich zum guten Theil zufälligen, also für eine Verallgemeinerung der Idee nichts beweisenden — Ereignisse hinzutraten; das ist zuzugeben, allerdings auch weiter nichts, doch genügt diese Anerkennung, um dem Seelengemälde als Kunstwerk gerecht zu werden. Der Roman ist in der Geschlossenheit der Motivirung und in der tiefen Kenntniß des Menschenherzens und seiner Bedürfnisse eine hervorragende Leistung. Einzelne Anführungen würden, losgelöst aus dem Zusammenhange, kaum die in ihnen verborgene Kunst erkennen lassen, wol gar unverständlich werden. Es ist eben schwer, aus diesem festen Gefüge den oder jenen Bestandtheil auszubrechen, um daran die Vollendung des Ganzen aufzuzeigen. Doch möge erwähnt werden die Denkrichtigkeit, mit der die Folgen aus der Verfinsterung und dem mehr als puritanischen Eifer des Vaters auf Weib, Kinder, auf alle Gebiete und Formen des Familiendaseins ausgedehnt und

erstreckt werden; ferner die lebendigen Schilderungen von Natur und Menschen, darunter des Zigeunerthums. Sehr eindrucksvoll sind die Landschaftsbilder als Spiegelungen menschlicher Stimmung. Geradezu erschütternd aber und menschlich wahr im höchsten Grade ist das Werben des nachgerade haltlosen Vaters um die Liebe seines Sohnes, die er sich durch wahnumfangenen Glaubenseifer unwiderruflich verscherzt hat.

Die Sprache ist für A. Garborg ein fügsames, sicher gehandhabtes Ausdrucksmittel seiner Gedanken. Wol hat sie trotz alledem etwas Gemachtes, Conventionelles. Doch tritt dieser ihr Charakter selten auffällig hervor, wie z. B. an der Stelle, wo der Heiallandshof sich in die Erde verkriechen will und vier Zeilen später ein Gehöft sich am liebsten verbergen möchte.

8. Die letzte Pflicht. Eine Geschichte ohne Handlung von John Henry Mackay. Berlin, S. Fischer. 1893. 8. 2 M.

Den Zusatztitel bewahrheitet die Erzählung; man müßte denn hastige Kreuz- und Querfahrten durch Berlin bis an sein Weichbild für Handlung nehmen wollen. Im übrigen ist die Darstellung schulgerecht: ein bloßes, winziges Segment aus dem Kreise menschlichen Daseins, ein Ausschnitt ohne eigentlichen Anfang — man erfährt nirgends, woher diese Anhänglichkeit des Helden an seinen Freund kommt, sie wird einfach als Thatsache gesetzt —, und ohne Ende; betroffen fragt man nämlich am Schluß: Was nun? War das alles? Auch der Inhalt ist dem herkömmlichen Stoffgebiet entnommen: in düsterster Beleuchtung ein Stück Großstadttreiben.

Indeß, wer sich darüber hinwegzusetzen vermag, wer den Blick ins Todtenschauhaus und in die Kammer der Venuspriesterin nicht scheut, der wird wol nicht umhin können, in dem Erzähler und Beobachter Mackay eine Kraft sehr hohen Ranges anzuerkennen. Es will etwas sagen, einen einfachen Vorgang zu einer fesselnden, bis in die Kleinigkeiten lebensvollen und vollständigen Schilderung zu erweitern und zu erhöhen. Einzig z. B. ist der Einfall, die Regelmäßigkeit und Gründlichkeit des unbemittelten Pedanten durch folgende Sätzchen zu kennzeichnen: „Leicht fand er die Pferdebahn. Er war ja die Strecke heute schon einmal gefahren. Selbst den Fahrpreis wußte er noch", und das in dem Augenblicke, wo die Zerrissenheit seines Herzens durch die Ahnung von seines Freundes Selbstmord zur Unerträglichkeit gesteigert ist. Und so sind all' die übrigen grundverschiedenen Charaktere, durch eine glückliche Erfindung ganz zwanglos zum Helden in Beziehung gebracht, mit schärfster Bestimmtheit, fast leibhaftig gezeichnet. Auch einzelne Schönheiten enthält das Buch, so z. B.: „Noch immer war es hell. Die Sonne, zart und duftig, schien noch, bereits im Untergehen, als könne sie sich nicht trennen von dem Tage, welchen sie selbst in Schönheit und zur Freude geschaffen." Aber sie gleichen Lichtern, die lediglich zur Contrastwirkung aufgesetzt sind, verschwinden auch in der Masse und Derbheit des Andersgearteten, unter dem wol das Stärkste ist, daß der gescheiterten Persönlichkeit, die sich selbst als „alten, verkommenen Söffel" bezeichnet, das tiefsinnige, schmerzlich-schöne Wort in den Mund gelegt wird, richtiger aus der Feder fließt: „Das Leben ist das Traurige, nicht der Tod!"

Richard Friedrich.

Aus fremden Zungen.

1. Charles Kingsley's Gedichte. Aus dem Englischen von Pauline Spangenberg. Mit einem Vorwort. Kassel, Th. G. Fisher u. Comp. 1893. 12. 3 M. 20 Pf.
2. Proben Isländischer Lyrik, verdeutscht von M. Lehmann-Filhés. Berlin, Mayer u. Müller. 1894. 8. 1 M. 20 Pf.
3. Aus Portugal und Brasilien (1250—1890). Ausgewählte Gedichte, verdeutscht von Wilhelm Storck. Münster i. W., H. Schöningh. 1892. 8. 3 M.

Nachdem fast alle Werke des berühmten englischen Dichters ins Deutsche übersetzt worden sind, folgen nun auch seine Gedichte nach (Nr. 1). Es ist eigentlich überflüssig, zu sagen, daß eines so bedeutenden und eigenartigen Mannes Gedichte vom ersten bis letzten anziehen; sie würden das thun, auch wenn Kingsley sich durch dieselben nicht als einen vollgültigen Dichter legitimirte. In diesen Gedichten sind so ziemlich alle Töne angeschlagen, die wir überhaupt in einer Gedichtsammlung suchen mögen, vom volksliederartigen Klang bis zur umfänglichen Ballade und zum griechischen Epos in Hexametern. Kingsley hat nicht viel Gedichte gemacht, aber wenn er dichtete, war es ihm heiligster Ernst damit nach seinem Grundsatz: „Es ist einer nur dann ein Dichter, wenn er das Unsichtbare im Sichtbaren zu sehen und darzustellen weiß." Er selbst dachte viel zu bescheiden von sich, um sich einen „Dichter des 19. Jahrhunderts" zu nennen; aber die vorliegende Gedichtsammlung zeigt, daß er es war.

Es hält in der That schwer, aus der immer aufs neue überraschenden Fülle dieser Sammlung Einzelnes herauszuheben. Leichte lyrische Verse suche man darin am wenigsten; aber des Schwerwiegenden, Gedankenträchtigen und doch poetisch Bewältigten ist viel darin. Daß Kingsley ein englischer Dichter ist, daran wird man freilich durch jene kleinen englischen dichterischen Eigenheiten erinnert, die in England, weil gewohnt und gemeinsames Gut, nicht auffallen, die auch wir aus altenglischen Volksliedern und Balladen kennen, an die wir uns aber doch immer wieder erst gewöhnen müssen. Ich rechne dahin eigenthümliche Naturlaute, Kehrreime, Wiederholungen, Umstellungen u. s. w. Aber man rühmt wol nicht umsonst uns Deutschen vor allen Völkern nach, daß wir die größte Fähigkeit haben, die Eigenthümlichkeiten anderer

Völker, wenigstens in der Poesie, zu verstehen, und diese Art von Kosmopolitismus kann man sich gefallen lassen. Gerade Kingsley, der ungeheuer vielseitige und doch echt englische Mensch, Dichter, Pfarrer, Socialpolitiker und was er sonst noch war, ist ein Beispiel hierfür: er hat langsam, aber sicher die deutsche — ich will nicht sagen Leserwelt, denn das wiegt gering, aber die deutsche Culturwelt erobert und wird sich in ihr behaupten.

Man lese das Lied der Unterdrückten, das unter den Gedichten aus dem Jahre 1848/49 zu finden ist: „Der schlimme Gutsherr": das ist ein so gewaltiger Schlachtruf gegen die Ausbeuter, wie ihn das Ende des Jahrhunderts nicht hervorgebracht hat und dabei von wunderbar naiver Poesie. Wie harmlos beginnt es:

Froh sprangen die braunen Hasen
Ueber den grünen Rain,
Wo Klee und Korn im Felde
Schliefen im Mondenschein.

Und wie harmlos schließt es:

Doch die braunen Häslein sprangen
Fort über die stille Höh,
Wo neben den Kreidehügeln
Stand schlafend Korn und Klee.

In dieser Naturumrahmung das Wildschützenweib mit seinen Anklagen gegen den Herrn — ja Kingsley, der Pfarrer, hat die sociale Frage studirt und bekanntlich nach gewisser Seite durch sein Eintreten für England gelöst, noch ehe die grünen Jungen und die grauen Häupter, die heute an der Spitze dieser Bewegung sind, nur das Wort social verstanden. Das Gedicht stammt aus dem socialen Roman „Yeast", der 1851 dem 1849 erschienenen Roman „Alton Locke" *) nachfolgte.

Ich möchte für unser deutsches Publikum einige Proben geben, die ich leider nach der Kürze wählen muß. Zu den englischen Eigenthümlichkeiten gehören nämlich auch ungeheuer lange Balladen: vierzig bis fünfzig Strophen sind englischen Dichtern eine Kleinigkeit. Und doch wette ich: kein Dichter der Gegenwart schreibt eine zweiundvierzigstrophige Ballade wie „Das Lied vom kleinen Baltung" (S. 24), das von der ersten bis letzten Zeile so fesselt und so das Leben im Jahre des Heils 395 n. Chr. in Versen verdichtet, wie diese Ballade Kingsley's.

Also hier einige kurze Proben. Was ist das für ein Gedicht: „Jung und alte Welt" und wie ergreift der Schluß den Jungen, wenn er an das Alter denkt, den Alten, wenn er nun alt ist, und Gott ihm des Dichters Wunsch beschert! Und wie einfach, volksmäßig und doch tiefgehend sind diese Verse:

Wenn alle Welt noch jung, mein Knab',
Noch grün die Bäume sind,
Jed' Gänschen noch ein Schwan ist, Knab',
Jede Maid ein Königskind,
Dann fahr' in die Stiefel und sattle dein Roß
Und reit' in die Weite hinaus!
Jung Blut muß sich regen, sprengt jegliches Schloß,
Kein Hündchen will bleiben im Haus.

Wenn alle Welt dann alt wird, Knab',
Das grüne Laub verdorrt,
Und all' die Lust wird schal, mein Knab',
Vergnügen geht's hinfort;
Dann wanke nach Haus, deinen Platz nimm ein,
Wo's Alte, Gebrechliche gibt;
Will's Gott, ein Gesicht wird zu finden sein,
Von dir in der Jugend geliebt.

Wie eigenartig ist der einfache Stoff, eines Kindes Tod, behandelt in

Klage.

Die frohe, frohe Lerche stieg auf und sang,
Das Häslein lief heran und knuppert' im Klee;
Die helle, helle Glock' aus dem Thal erklang,
Und meines Kindes Lachen scholl fröhlicher als je.

Gefangen liegt das Häslein nun todt im Schnee,
Todt liegt die Lerch' am Ufer der starren Wintersee;
Mein Kindchen eingebettet so tief in der Gruft,
Tief schlummert's, wenn auch mich die helle Glocke ruft.

Und nun auch noch eine Ballade mit dem markdurchschütternden Gedanken:

Dem Manne das Werk, dem Weib das Weh!

Die drei Fischer.

Da segeln drei Fischer nach Westen hinaus,
Hinweg nach dem West, wie die Sonne versinkt;
Ein jeder gedenkt an die Liebste zu Haus;
Am Strand sind die Kinder, manch' Händchen noch winkt —
Dem Manne das Werk, dem Weibe das Weh!
Zu nähren sind Viel' und karg lohnt die See! —
Doch horch! wie's stöhnt um die Barre! *)

Da wachen drei Frau'n und entzünden im Thurm
Am Leuchthaus das Licht, wenn die Sonne versinkt;
Wie peitschet so wild die Wogen der Sturm!
Aus schwarzem Gewölk, wie's drohet und winket!
Dem Manne das Werk, dem Weibe das Weh!
Die Winde sind schnell und tief ist die See! —
Noch lauter stöhnt's um die Barre.

Da liegen drei Leichen auf schimmerndem Sand,
Vom Morgen bestrahlt, wenn die Brandung versinkt;
Nun weine, du Wittwe, nun ringe die Hand,
Die grüßend, ach! nimmer dem Kehrenden winkt;
Er mußte zum Werk — und weinen mußt Du!
Je früher das End', je früher die Ruh —
Da schweigt das Stöhnen der Barre.

Es mag an diesen Proben genug sein, um zu zeigen, daß diese Gedichte Kingsley's zum Gewaltigsten gehören, was mit fremden Zungen ein deutsches Gemüth ergreifen kann. Ich scheue die zur hohlen Phrase gewordene Mahnung nicht: kein ernster Mann, keine tiefer blickende Frau sollte an diesen Gedichten vorübergehen.

Und nun noch ein Wort über die Uebersetzung. Sie

*) Ich weise auf meine Besprechung dieses Romans in Nr. 25 d. Bl. f. 1891.

*) Harbour-bar, Fels- oder Kiesbank im Hafen, an der die Wellen klagende Töne erzeugen, welche bei Fischern und Seeleuten als üble Vorzeichen gelten.

ist, wie ich weiß, nicht im Auftrag und sozusagen Tagelohn gemacht, sondern das Werk, man könnte sagen, eines Lebens. Pauline Spangenberg war die erste deutsche Uebersetzerin einer Kingsley'schen Dichtung („Elisabeth" 1855) und hat später „Alton Locke" (Brockhaus' Verlag) und „Yeast" übersetzt. Ihr Herz aber hing ihr an Kingsley's Gedichten, und die letzten Wochen ihres Lebens hat sie unter schweren Leiden an die Vollendung derselben gewendet. Es ist bewunderungswürdig, wie eine Frau die tiefen Gedankengänge dieses großartigen Mannes nachgefühlt und wie sicher sie dieselbe in das Deutsche übertragen hat. Ich würde darum auch den Herrn Verleger, der den Band ganz vorzüglich ausgestattet, übrigens wie so viele seiner Collegen dem Kritiker kein gebundenes, nicht einmal ein beschnittenes Exemplar zugesandt hat, empfehlen, auf dem „Waschzettel" künftig nicht von einem Uebersetzer, sondern von einer Uebersetzerin zu reden. Kingsley selbst würde diese kleine Täuschung verurtheilen, und so vorurtheilslos werden hoffentlich die eingefleischtesten Frauenfeinde in Deutschland sein, daß sie eine vortreffliche Uebersetzung deshalb nicht für minderwerthig halten, weil sie von einem Fräulein und nicht von einem Jüngling zweifelhafter Sprachgüte herrührt. Bekanntlich eignen sich überdies die Frauen mit ganz wenigen Ausnahmen viel besser zum Nachfühlen und Nachdichten als zum Dichten selbst, und ich kann nur wünschen, daß Deutschland mehr solch vortreffliche Uebersetzerinnen und weniger schlechte Dichterinnen hätte, als dies dermalen der Fall ist.

Von England nach Island ist's nicht allzu weit. Die „Perlen Isländischer Lyrik" (Nr. 2) führen uns dahin. Es sind vier isländische Dichter aus unserm Jahrhundert, die uns hier in freilich sehr kurzen Proben vorgeführt werden. Wer die „Edda" kennt, und wer sie kennt, der liebt sie, der wird ganz von selbst diesen Dichtungen Sympathien entgegenbringen; er wird aber doch einigermaßen enttäuscht sein, wenn er die Sammlung gelesen hat. Sie gibt zu wenig, als daß man die gesammte isländische Poesie, ja sogar viel zu wenig, als daß man die vier Dichter kennen lernen könnte, deren Namen aber doch hier nicht verschwiegen werden sollen: Bjarni Thórarensen, Jónas Hallgrímsson, Jón Thóroddsen, Grímur Thomsen.

Isländisch, eddaartig muthet uns alles in den Einzelheiten an, aber das Ganze ist doch nicht eigentlich durch isländischen Erdgeruch ergreifend. Hier ein Gedicht von Thórarensen, das aber ebenso gut auf romanischem Boden gewachsen sein könnte:

Küsse mich wieder.

Wunderst dich wohl, meine Svava,
Daß kann ich ein Wörtlein
Mühsam zu reden vermag vor
Beklommenem Muthe
Und dich umarme auf's neu, die
Erst eben ich küßte?
Scheuch' aber streng mich nicht von dir,
Du schuldest mir etwas.

Sieh, uns're Seelen ja trafen
Im Kusse zusammen,
Leise sich dir auf die Lippen
Legte die meine,
Ruhte mit Lust auf dem rothen
Polster von Rosen,
Dort aber sank sie in Schlummer
Und träumt von dir, Svava.

Auf deinen Lippen, o Liebste,
Liegt nun mein Leben,
Laß mich das schlafende saugen
Vom sonnigen Pfühle;
Laß nicht den Tod mich erleiden,
Du liebliche Svava;
Komm, laß die Seele mir kehren
Und küsse mich wieder!

Die Uebersetzung ist im ganzen wohlgelungen, könnte aber hier und da ebener sein.

Dagegen ganz ausgezeichnet übersetzt scheinen mir die portugiesischen Gedichte von Wilhelm Storck (Nr. 3), soweit man urtheilen kann, ohne die Sprache der Originale und diese selbst zu kennen. Diese Gedichtsammlung, welche sechs Jahrhunderte portugiesischer Dichtung mit 114 Dichtern umfaßt, ist vielleicht mehr dem vergleichenden Literarhistoriker interessant, als dem Laien, der nur poetischen Genuß darin sucht, wiewol auch dieser seine Rechnung finden wird. Jener aber wird geradezu gefesselt und nicht mehr losgelassen bis zum Schlusse.

Die Anordnung ist nach Jahrhunderten gemacht; sie sollte übrigens nicht blos in der Vorrede, sondern mindestens im Inhaltsverzeichniß, am besten am Kopfe jeder Seite des Textes angezeigt sein. Da ist es nun außerordentlich reizvoll und belehrend, die dichterische Ausdrucksweise und das dichterische Können der Portugiesen mit dem anderer Völker, insbesondere der Deutschen in denselben Zeiträumen zu vergleichen. Es wird hierbei zweierlei auffallen: die ungemeine Aehnlichkeit, welche die portugiesische Dichtung des 17. Jahrhunderts und noch mehr die Schäferpoesie des 18. Jahrhunderts (eschola arcadica) mit der gleichzeitigen Dichtung Deutschlands hat. Dann aber noch mehr die Thatsache, daß Dutzende von portugiesischen Gedichten aus unserm Jahrhundert sich in keiner Weise von denen früherer Jahrhunderte unterscheiden und man ruhig ganze Seiten vertauschen kann. Wo in Deutschland wäre das möglich, daß man Gedichte des 19. Jahrhunderts, vollends „fin de siècle", mit solchen aus dem 17. verwechseln könnte!

Vorangestellt sind Volks- und Studentenlieder. Und da muthet es uns wieder ganz heimisch an, wenn es von der Hochschule Coimbra heißt:

O Coimbra, o Coimbra,
Dein Student, was wird daraus?
Kommt von Haus als halber Heil'ger
Aber geht als Schelm nach Haus.

Oder die leichtfertige und doch so humoristische Frage:

Nun ade, Coimbras Brücke,
Und Mondego-Fluß ade!

Sag einmal, mein süßes Kindchen,
Thut die Liebe denn so weh?

Allen Hemisphären, soweit Studenten wohnen, gemeinsam wird die Strophe sein:

Die Studenten von Coimbra,
Die begeh'n Todsünden zwei:
Sie verthun das Geld der Väter
Und studiren nicht dabei.

Unter den Gedichten nehmen die Liebeslieder den größten Raum ein, nicht alle in unserm Geschmack, sondern vielmehr überwiegend in spanischem Schritt und Schnitt. Aber diesen poetischen Gefühls- und Gedankengängen nachzugehen, hat doch wieder seinen eigenen Reiz. Auffallen mag, daß der berühmteste Dichter Portugals, den jeder Backfisch nennt, den freilich niemand außer Portugal kennt, Luis de Comões, von dem der Uebersetzer doch gewiß die besten Gedichte ausgewählt hat, fast ohne Eindruck an uns vorübergeht, während andere ganz unbekannte Namen aus allen Jahrhunderten uns sofort fesseln.

An der Auswahl des Uebersetzers liegt es wol, daß wir von der sittlichen und namentlich religiösen Weltanschauung des dichtenden Portugals fast nichts erfahren. Und doch sind wir gewöhnt, Portugal so ungefähr spanisch-fanatisch, und dann wieder pombalisch-aufgeklärt zu schätzen. Es findet sich überhaupt nur wenig Religiöses. Hier ein schönes Sonett von Galvão (16. Jahrhundert):

Das Kreuz.

Glorreiches Kreuz, voll Siegesglanz und Helle,
Im Beuteschmuck nach tödtlichem Gefechte;
Wahrzeichen du, dem menschlichen Geschlechte
Bestimmt, daß Sünd und Tod daran zerschelle;
Heilkräft'gen Saftes nie erschöpfte Quelle,
Die Leid und Elend tilgt im Volk der Knechte,
Durch dich bewies der Herr, der allgerechte,
Daß Gnade jetzt der Strenge sich geselle;
Die Zeit der Rache ward in dir beendet;
Laß drum erblühn Barmherzigkeit und Milde,
Wie Blüten nach dem Frost der Frühling treibt;
Jedweder Feind erlahm an deinem Schilde;
Du hast das Herz des Einen ja gewendet,
Der doch derselbe war und ist und bleibt.

Auch viel Schwermüthiges läuft mit unter, fast mehr als wir jenen südlichen Menschen zutrauen. Antonio Pedro Gorcpollino singt:

Das Leintuch.

Dieses Leintuch gleicht mir völlig,
Ist geduldig früh und spät;
Daß es trock'ne meine Zähren,
Hab' ich seufzend es genäht.

Wenn vom Herzen mir das Wehe
Tropfend in die Augen steigt,
So empfängt's allein das Leintuch
Und bewahrt es auf und schweigt.

Dieses Leintuch kennt mich gänzlich,
Alles hab' ich ihm erzählt;
Wenn ich auf die Brust es presse,
So versteht es was mich quält.

Mein Vertrauter ist dies Leintuch,
So in Freude wie in Noth;
Mein im Leben bleibt's und hüllt mir
Einst das Angesicht im Tod.

Die alleractuellste Poesie aber, wenn es heute noch „actuell" ist, wie das große England das kleine Portugal in Afrika vergewaltigte, gibt Duarte d'Almeida (geb. 1844):

An England.

Koloß, du kommst zu Fall! heut', morgen, irgendwann;
Nicht lange mehr, so liegst du hingestürzt ins Leere;
Die Lande seufzen dumpf ob deiner Wucht, Tyrann!
Pirat! um deinen Raub verfluchen dich die Meere.

Allwärts wo eine Brust noch athmet kühn und frei
Und liebt Gerechtigkeit und huldigt Idealen,
Allwärts entgegen dir erhebt man Racheschrei,
Brandmarkend deine Stirn mit lästerlichen Malen. . . .

Ha! wenn du einst zergehst wie eitel Dunst und Schaum,
Du beutegier'ges Volk gesargt in Grabesbrodem,
Dann fühlt das Menschenthum, erwacht aus bösem Traum,
Sein Herz befreit und schöpft erleichtert Lebensodem.

Es wäre noch manches über dieses werthvolle Buch zu sagen, dessen Inhalt uns Storck, gemäß seiner Versicherung im Vorwort, getreu nach Inhalt und Form verdeutscht hat, und, fügen wir bei, so verdeutscht hat, daß man es wie ein deutsches Buch liest. Dabei gewinnt man aber die Portugiesen lieb und das ist in dieser Zeit des allgemeinen Völkerhasses und insbesondere der — sehr niedrig stehenden portugiesischen Staatspapiere schon etwas, wofür dem Uebersetzer herzlicher Dank gebührt.

Richard Weitbrecht.

Feuilleton.

Mit Dank wird sich mancher aus seinen germanischen Anfangsstudien des trefflichen Hülfsmittels erinnern, das Karl Bartsch's „Deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhunderts" seiner Belehrung geboten haben. Ueber den wissenschaftlichen Werth dieser Ausgabe ist heute nichts mehr zu sagen, seine Zuverlässigkeit ist erprobt. Auch das Geschick und die Zweckmäßigkeit, die den Verstorbenen bei dieser Auswahl geleitet haben, sind anerkannt, ebenso die Nutzbarkeit der knappen Einleitung mit den geschichtlichen und literarischen Nachweisen über der einzelnen Sänger Leben und Werke. Ein Vierteljahrhundert nach der zweiten Ausgabe erscheint jetzt das Buch in dritter Auflage, besorgt von Wolfgang Golther (Stuttgart, Göschen). Anlage und Auswahl sind dieselben geblieben, der Text hat nur nothwendige Aenderungen erfahren, dagegen hat der neue Herausgeber eine umfassende und gründliche Thätigkeit entfaltet durch Ergänzung und Berichtigung der Anmerkungen und zum Theil vollständige Umgestaltung der kurzen Abrisse über die Persönlichkeit der Dichter.

— Die Arbeit, die eine Reinigung unserer Muttersprache sowol von Fremdwörtern, wie von Fehlern und Auswüchsen anstrebt, geht erfreulicherweise minder geräuschvoll als ehedem, darum

aber nicht minder rüstig fort. Unter den vielen Nachzüglern zu Schröder's „Großem Papiernen" und Wustmann's „Sprachdummheiten" erwähne ich heute Paul Schumann's „Sprachliche Betrachtungen" (Dresden, E. Pierson), eine Sammlung zum Theil schon veröffentlichter Aufsätze über Verdeutschung grammatischer Kunstausdrücke, Zeitungsdeutsch, einheitliche Behandlung der Grammatik in allen Schulsprachen, logischen Werth der Grammatik u. a. m. Für Nr. 4 „Schlechtes Deutsch" wahrt sich der Verfasser ausdrücklich das zeitliche Vorrecht vor Wustmann. Was dieser Aufsatz bringt, ist alles zutreffend und wohlbegründet; doch will mir scheinen, er sei bereits weit überholt. Was die Wörter auf -ung betrifft, die Wustmann eher empfiehlt und rechtfertigt, so wird man gewiß mit dem Verfasser ihren maßlosen Gebrauch bekämpfen, aber auch nichts weiter, als diese Maßlosigkeit, die überhaupt und überall zu rügen ist. Somit richtet sich auch Schumann's Einspruch nicht gegen die „Ungwörter", wie er sagt, an sich und das mit vollem Recht. Einerseits fallen sie uns nicht lästig auf, andererseits sind sie unentbehrlich. Weiter kann man ein überzeugter Anhänger der Sprachreinigung sein und doch förmliche Beklemmungen empfinden bei einem Blick auf die Versuche, grammatische Ausdrücke zu verdeutschen. Hier läuft die beste Absicht eine recht große und arge Gefahr, so wenn man für den sogenannten bestimmten Artikel die Uebersetzung: Andeuter, für den unbestimmten: das unbetonte Eins vorschlägt, wofür Schumann setzen will: bestimmtes und unbestimmtes Greifwörtchen. Ich bedaure bei den meisten Vorschlägen — vgl. auch Vocal = Mundöffner, Consonant = Mundschließer —, den Eindruck erhalten zu haben, daß man sich mit ihnen himmelweit von dem Gebiete praktischer Möglichkeit entfernt hat. Auf diesem Wege klügelnder Verstandesarbeit scheint ein Erfolg ausgeschlossen. Nur die Leichtverständlichkeit, Faßbarkeit und Durchsichtigkeit etwaiger Neuerungen verbürgen ihre allgemeine Aufnahme. Auch unser Verfasser irrt aus den Grenzen der Möglichkeit hinüber in das Reich des Ideals, wenn er z. B. sozusagen eine Parallelbehandlung der Grammatik verschiedener Sprachen fordert. Zunächst kann es sich doch wegen der zeitlichen Stufenfolge in der Erlernung der Sprachen nur um ein Anknüpfen an früher schon gewonnene Vorstellungen und Begriffe handeln. Nun welcher Lehrer ließe sich da wol ein so werthvolles Unterrichtsmittel entgehen! Aber thatsächlich sind Gelegenheiten es anzuwenden überaus selten. Kennt Verfasser nicht die wirklich geistvollen Versuche in diesem Sinne und — ihren Erfolg? In der Praxis gestalten sich eben die Dinge wesentlich anders, als die Theorie sie träumt. — Ebenso begründet wie schmerzlich ist, was Schumann in seinem Schlußaufsatz vorbringt, ich meine die widerspruchsvolle und gleichgültige Haltung, in der die maßgebenden Gewalten im Staate, desgleichen die Zeitungen — unsere großen Verlagsbuchhandlungen machen es übrigens kaum besser — mit wenigen rühmlichen Ausnahmen dem deutschen Sprachverein gegenüber verharren. Nun, um so unbestrittener sein Verdienst, wenn er auch ferner farà da se.

— Mit dem fünften Bande seiner „Schriften über Freimaurerei" (Leipzig, Findel), der soeben unter dem Titel: Vermischte Schriften (Subscriptionspreis 3 M.; Einzelpreis 4 M.) erschienen ist, tritt J. G. Findel aus dem Gebiete geschichtlicher Kritik mitten in den Kampf des Tages ein. Diesen fünfzehn Aufsätzen ist zum rechten Verständniß und gerechter Beurtheilung des Bundes die allgemeine Beachtung recht sehr zu wünschen. Geradezu unentbehrlich erscheinen sie für jeden Angehörigen der Maurerei. Spricht doch überall darin ein denkender, unbefangener Mann mit der nöthigen Sachkenntniß und Erfahrung, der, so zäh auch seine Ueberzeugung die wohlbegründete Ansicht festhält, doch nirgends als meinungswüthiger Eiferer der Unduldsamkeit verfällt, außer wo es den Kampf gegen Unwahrheit gilt. Wenn man bedenkt, wie geschult und gewappnet die geschworenen Gegner, aber auch die zweckbewußten Verleumder des Bundes sind, dann müssen seine Mitglieder eine doppelte Pflicht anerkennen, sowol dankbar zu sein für das von Findel beschaffte Rüstzeug, als auch es sich zu eigen zu machen.

— Das Problem der Entstehung und Entwickelung des mittelalterlichen Gildenwesens gehört gleichzeitig der Wirthschafts-, der Rechts- und der politischen Geschichte an. Grundlegend für die Ausbildung des Kaufmannsstandes und des Handwerks, direct oder indirect zusammenhängend mit dem Aufschwunge des Städtewesens und dem Ausbau der städtischen Verfassungen, schöpferisch wirksam auf dem Gebiete des Rechts durch umfassende Normirung der Bedingungen ihrer Sonderexistenz, politisch einflußreich und von geradezu universalhistorischer Bedeutung durch ihr Ringen nach bürgerlicher Freiheit und Unabhängigkeit, so haben diese eigenartigsten Gebilde des mittelalterlichen socialen Lebens in neuester Zeit die Aufmerksamkeit der Wirthschaftspolitiker, Juristen und Historiker in gleichem Maße auf sich gezogen und eine fast unübersehbare Reihe von Einzelforschungen und zusammenfassenden Darstellungen hervorgerufen. Gerade diese Vielseitigkeit des Problems rechtfertigt es, jenen Studien das Interesse weiterer Kreise zuzuwenden und deshalb in d. Bl. auf die Schrift „Untersuchungen zur Geschichte der Kaufmannsgilden des Mittelalters. Ein Beitrag zur Wirthschafts-, Social- und Verfassungsgeschichte der mittelalterlichen Städte von Dr. Alfred Doren" (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1893) empfehlend hinzuweisen. Sie befaßt sich mit einer der wichtigsten Erscheinungsformen des Gildenwesens, den Kaufmannsgilden, d. h. denjenigen genossenschaftlichen Verbänden, in denen sich die Kaufleute einer Stadt zunächst zum Schutze des über Land und See gehenden Handels, dann aber auch zur gemeinsamen Regelung und Förderung ihrer kaufmännischen Interessen überhaupt zusammenfanden. Diese Gilden haben in der That im Gegensatze zu den erst einer spätern Zeit angehörenden Zünften der Handwerker eine besondere Bedeutung erlangt. Gerade sie waren es, deren Entstehen und Wachsthum mit dem des Städtewesens Hand in Hand ging. Sie haben sich in dem Kampfe für die Unabhängigkeit der Städte von den lehnsherrlichen Gewalten besonders hervorgethan, dem Großhandel durch Beseitigung lästiger Verkehrsschranken die Wege geebnet. Marktordnung und kaufmännische Sitte ausgebildet. Aus ihnen endlich sind, wenigstens großentheils, jene stadt- und rathsbeherrschenden Geschlechter hervorgegangen, mit denen die aufkommenden Handwerkerzünfte in langen blutigen Kämpfen um die politische Gleichberechtigung gerungen haben. Doren hat es vortrefflich verstanden, in den zusammenfassenden Partien seines Buchs Entstehung und Entwickelungsgang der Kaufmannsgilden, ihre Verbreitung und Wirksamkeit, Ziele und Bestrebungen, ihre sociale Zusammensetzung und ihre Stellung im Wirthschaftsorganismus der Gesammtheit aufzuhellen, die Fülle des Materials großen einheitlichen Gesichtspunkten unterzuordnen, aus der bunten Mannichfaltigkeit der Erscheinungen die typischen Formen herauszuarbeiten, und dabei aber zugleich immer den Zusammenhang mit den bewegenden Impulsen des Wirthschaftslebens jener Epoche überhaupt, wie mit den socialen Strömungen und Schiebungen in der Volksgemeinschaft festzuhalten. Referent muß sich auf diese allgemeinen Bemerkungen über das anregende, auch in stilistischer Hinsicht durchaus rühmenswerthe Buch beschränken. Das leidige Gefühl, dem reichen Inhalte der Schrift nicht gerecht werden zu können, findet nur ein schwaches Gegengewicht in dem Bewußtsein des guten Willens, nach Kräften etwas zur Verbreitung des Buchs beizutragen.

— Der Verfasser des Buchs „Das Reich Judäa im Jahre 6000 (2241 christlicher Zeitrechnung). Roman von Max Osterberg-Verakoff" (Stuttgart, Druckerei und Verlagshaus Dr. Förster u. Comp., 1893) gibt ein Zukunftsbild, das noch weniger Wahrscheinlichkeit hat, als etwa die Träumereien Bellamy's. Beim Lesen weiß man nicht, ob man sich entrüsten oder lachen soll — obgleich der Verfasser keine von diesen beiden Wirkungen beab-

sichtigt hat. Ich bin weit entfernt, in alle die Vorwürfe einzustimmen, die der agitatorische Antisemitismus unserer Tage den Juden macht; aber daß ein Deutscher seinem Volke eine so dreiste und plumpe Apotheose des Judenthums zu bieten wagt, ist doch ein starkes Stück. Osterberg versetzt uns, wie schon der Titel zeigt, in eine ferne Zukunft. Mit drei Generationen ist das Reich Judäa wieder erstanden. Die Juden haben, bevor sie sich nach dem auf friedlichem Wege (Milliarden wurden dazu zusammengebracht!) wiedererhaltenen Palästina zurückwandten, die christlichen Völker durch eine ungeheuere freiwillige Anleihe, die sie ihnen gewährten, in edelster Weise für die mit ihrem Scheiden verbundenen pecuniären Verluste entschädigt. Jetzt blüht das Reich unter David II., dem Enkel des ersten Königs, einem Nachkommen des Philanthropen Montefiore; Hoherpriester ist Aaron Kohn (aus dem Stamme [!] Kohn). Der junge Ludwig von Fürsprech kommt nach Jerusalem; als Gast seines Geschäftsfreundes Frankfurter will er die Zustände in dem merkwürdigen Staate kennen lernen; er ist nicht frei von Vorurtheilen gegen das jüdische Volk; aber eins nach dem andern erweist sich ihm durch die lichtvollen Darlegungen Frankfurter's und auf Grund seiner eigenen Beobachtungen als grundlos. Als er scheidet, geschieht es mit dem Bewußtsein, daß die Bewohner des Reichs Judäa die edelsten und glücklichsten der Menschen sind. Die Sprache ist des Inhalts würdig; alle Unarten des Zeitungsstils erscheinen in reicher Auswahl. Wie häßlich z. B., wenn die liebliche Dina dem Kronprinzen auf die Frage, ob sie einverstanden sei mit der Enthüllung ihrer gegenseitigen Liebe, antwortet: „Voll und ganz" (S. 94), oder wenn dieser seiner Mutter im Gespräch über Dina versichert: „Sie zu lieben, das ist selbstredend" u. s. w.

— Wieder können wir das rechtzeitige Eintreffen der neuen Comeniushefte (October und November 1893) anzeigen. Die Monatshefte bringen eine tüchtige und nicht nur für den Pädagogen, sondern auch für den Literar- und Culturhistoriker sehr werthvolle Abhandlung: „Johann Georg Hamann als Geistesverwandter des Comenius" von Lettau, und eine ebenso tüchtige Arbeit von Bernhard Baehring über „Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen". Unter der Abtheilung „Quellen und Forschungen" folgt die Fortsetzung der nun schon durch eine ganze Reihe von Heften gehenden Berichte Koaesala's zur Lebensgeschichte des Comenius. „Kleinere Mittheilungen", „Literaturberichte" und „Bücherkunde" zeigen auch diesmal wieder, wie zielbewußt die Redaction sich ihrer schwierigen Aufgaben entledigt. Dasselbe Lob läßt sich auch dem neuesten Hefte der „Mittheilungen der Comeniusgesellschaft" spenden, die den Kreis ihrer Betrachtungen und Berichte weiterzieht als die Monatshefte und die immer weitere Kreise in den Dienst der Gesellschaft ziehen werden.

— Aus der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" von Virchow und Wattenbach sind uns zwei neue Hefte zugegangen: „Kurfürstin Sophie von Hannover" von Dr. Richard Fester und „Friedrich der Große und sein Vorleser de Rades" von Dr. Gundlach. Beide Arbeiten zeigen die Eigenschaften der Gründlichkeit und der geschickten Darstellung, die wir an den Heften der Sammlung wahrzunehmen gewöhnt sind.

— Die Erzählung „Herzenskämpfe aus den Schweizer Bergen" von E. Zahn (Zürich, Th. Schröter, 1893) enthält das alte Lied von dem hartherzigen Vater, der dem Glück des Liebespaares entgegen ist. Der reiche Fuhrwerksbesitzer will die Tochter des Zuchthäuslers nicht zur Schwiegertochter haben, die Mutter führt aber auf dem Sterbebette eine Versöhnung zwischen Vater und Sohn herbei; so wäre alles in schönster Ordnung, wenn sich die Braut nicht inzwischen den Tod gegeben hätte, um den Geliebten nicht mit seinen Aeltern zu entzweien! Die Darstellung dieser rührenden Liebesgeschichte spricht durch Wärme des Tons an, ist aber nicht frei von Schwächen in der Motivirung und Charakterzeichnung. So scheint der Vater der Heldin ein heruntergekommener Dichter, den ein strenger Kritiker auf dem Gewissen hat, verzeichnet. Naiv ist die Art, wie der Dichter den bösen Nebenbuhler beseitigt; dagegen sind andere Personen, so die Mutter der Heldin, der Pfarrer wohlgelungen. Im Stil stören Schachtelsätze und Härten, Provinzialismen wie „stetsfort", „neuerdings", „sie fand dieselbe offen stehen" und ähnliche Nachlässigkeiten.

— Ein anziehendes Büchlein von Bruno Weiß: „Volkssitten und religiöse Gebräuche. Eine culturgeschichtliche Studie" (Bremen, J. Kühtmann, 1892) beschäftigt sich mit den verschiedenen Sitten und Gebräuchen, welche sich in deutschen Landen innerhalb der evangelischen wie römischen Kirche finden. Sowol die einzelnen Feste und Heiligentage, zahlreiche Aeußerungen des volksthümlichen und gesellschaftlichen Lebens, wie endlich auch die kirchlichen Handlungen der Abendmahlsfeier und der Confirmation finden Berücksichtigung. Lebendig und anschaulich zeigt der Verfasser, wie hier und dort sich eine große Wandelbarkeit bemerklich macht, die, bei den Evangelischen übrigens in anderer Weise, als bei den Römischen, beeinflußt ist von der Art, wie die fraglichen Dinge sich dem Rahmen des bürgerlichen Lebens einfügen. Daß zahlreiche kirchliche Gebräuche, besonders der Romkirche, ihren Ursprung nach dem Heidenthum verdanken und nur christlich umgedeutet sind, ist ja bekannt. Unser Schriftchen stellt, ohne gerade Neues zu bieten, ihrer eine große Anzahl zusammen. In diese Reihe gehört auch das in Schlesien am Lätaresonntage und in vielen Gegenden Ost- und Südostdeutschlands noch übliche sogenannte Sommersingen, auch Todaustragen oder Winteraustreiben genannt. Auch dieser von den Slawen zu uns gekommenen Sitte liegt ein altheidnischer Brauch gelegentlich der Frühlingsfeier zu Grunde. Wenn aber der Verfasser das in der Reformationszeit hierdurch hervorgerufene Kinder- und Volkslied „Nun treiben wir den Papst hinaus" durch Luther verfaßt sein läßt, so ist das ein Irrthum. Nicht Luther, sondern Mathesius ist der Vater dieser Umdichtung. Jener hat das für die Kinder zum Mitfasten bestimmte Lied nur zum Druck befördert.

Bibliographie.

Berger, K., Die Entwickelung von Schillers Aesthetik. Gekrönte Preisschrift. Weimar, H. Böhlau. Gr. 8. 4 M.

Gizycki, Lily v., Deutsche Fürstinnen. Berlin, Gebr. Paetel. 5 M. 50 Pf.

Hartenstein, A., Die goldne Karla. Berlin, J. H. Schorer, A.-G. 8. 4 M.

Henne am Rhyn, Dr. O., Geschichte des Rittertums. (Band III der „Illustrirten Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte".) Leipzig, P. Friesenhahn. Gr. 8. 4 M.

Lieder und Geschichten der Suaheli. Uebersetzt und eingeleitet von C. G. Büttner. (Beiträge zur Volks- und Völkerkunde. 3. Bd.) Berlin, E. Felber. Gr. 8. 4 M.

Meyer, R., Der Capitalismus fin de siècle. Wien, Verlagsbuchhandlung „Austria" (F. Doll). Gr. 8. 7 M.

Murray, A., Jesus selbst. Kassel, Ernst Röttger. 40 Pf.

Peschkau, E., Lebensräthsel. Neue Novellen. Berlin, J. H. Schorer, A.-G. 8. 4 M.

Rittner, H. H., Erinnerungen eines höheren Reichsbeamten aus Elsaß-Lothringen 1871/73. Saarbrücken, H. Klingebeil. 8. 2 M. 50 Pf.

Roland, E., Der Cantor von Orlamünde. Dichtungen. 2. Auflage. Oldenburg i. Gr., Schulze'sche Hofbuchh. 8. 1 M. 60 Pf.

Scholl, C., Hundert Jahre nach Lessings „Nathan". Den Judenhassern zur Beschämung, ernsten Juden zur Selbstprüfung. Bamberg, Verlag der Handelsdruckerei. 2 M. 40 Pf.

Stretton, H., Halbbrüder. Roman, übersetzt von A. Böcler. Leipzig, E. Ungleich. 8. 3 M. 50 Pf.

Valentin, V., Aesthetische Studien. II. Band. Berlin, E. Felber. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Wechßler, E., Balladen. Nordlandsgesänge — Sagen — Schwänke. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 12. 2 M.

Westkirch, L., Er soll Dein Herr sein. Berlin, J. H. Schorer, A.-G. 8. 2 M.

Wichert, E., Herr von Müller. Roman. 2 Bände. Leipzig, C. Reißner. 8. 7 M.

Zingeler, Karl Th., Kaiser Karl's erste Liebe. Gotha, F. A. Perthes. 2 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Infertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte Volksausgaben von Reisewerken.

8. Jeder Band geh. 5 M., geb. 6 M. 50 Pf.

Unsere Kolonien: Land und Leute geschildert von B. Volz. Mit 71 Abbildungen und 2 Karten.

Emin Paschas Entsatz und Stanleys Zug durch das „dunkelste Afrika“. Nach Stanleys Berichten und Emins Briefen für weitere Kreise dargestellt von B. Volz. Mit 61 Abbildungen und einer Karte.

Stanleys Reise durch den dunklen Weltteil. Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet von B. Volz. Fünfte Auflage. Mit 54 Abbildungen und Karte.

Nachtigals Reisen in der Sahara und im Sudan. Nach seinem Reisewerk dargestellt von A. Fränkel. Zweite Auflage. Mit Nachtigals Porträt, 92 Abbildungen und einer Uebersichtskarte.

Reise- und Jagdbilder aus Afrika. Nach den neuesten Reiseschilderungen zusammengestellt von W. von Freeden. Mit 88 Abbildungen und einer Karte.

Nordenskiölds Vegafahrt um Asien und Europa. Nach Nordenskiölds Berichten für weitere Kreise bearbeitet von E. Erman. Zweite Auflage. Mit Porträt, 200 Abbildungen und einer Karte.

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapitän Koldewey. Volksausgabe. Im Auftrage des Vereins für die Deutsche Nordpolarfahrt in Bremen bearbeitet von M. Lindeman und O. Finsch. Neue Ausgabe. Mit 54 Abbildungen und 4 Karten.

Deutsche Kolonialgeschichten für die Jugend.

Reich illustrirt. 8. Jeder Band geb. 2 M. 50 Pf.

Falkenhorst. Am Victoria-Njansa. Eine ostafrikanische Kolonialgeschichte. Der reifern Jugend erzählt. Dritte Auflage. Mit 41 Abbildungen.

Falkenhorst. In Kamerun. Zugvogels Reise- und Jagdabenteuer. Der reifern Jugend erzählt. Sechste Auflage. Mit 43 Abbildungen.

Falkenhorst. Der Zauberer vom Kilima-Ndjaro. Adlers Kriegs- und Jagdabenteuer in Ostafrika. Der reifern Jugend erzählt. Fünfte Auflage. Mit 54 Abbildungen.

Falkenhorst. Sturmhaken. Franz Sturms Abenteuer im Bismarck-Archipel. Der reifern Jugend erzählt. Vierte Auflage. Mit 83 Abbildungen.

Falkenhorst. Eldoradofahrer. Eine deutsche Kolonialgeschichte aus vergangener Zeit. Der reifern Jugend erzählt. Vierte Auflage. Mit 4 Abbildungen in Farbendruck.

Elster, O. Die Goldgräber von Angra Pequena. Der reifern Jugend erzählt. Vierte Auflage. Mit 30 Abbildungen und 1 Karte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen.

Album der neuern deutschen Lyrik. 10. Auflage. 8. Geb. mit Goldschnitt 3 M. Prachtausgabe auf Chamoispapier in Lederbd. mit Goldschn. 7 M. 50 Pf.

Gerhardt, Paulus. Gedichte. Herausgegeben von K. Goedeke. 8. Geb. mit Goldschnitt 5 M.

Hammer, Julius. Auf stillen Wegen. Dichtungen. 3. Aufl. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M.

—— Fester Grund. Dichtungen. 4. Aufl. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M.

—— Lerne, liebe, lebe. Dichtungen. 5. Auflage. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M.

—— Die Psalmen der Heiligen Schrift. In Dichtungen. 8. Geb. m. Goldschn. 7 M.

—— Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. 33. Aufl. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M. 25. Auflage. (Jubelausgabe mit größerm Druck.) 8. Geb. m. Goldschn. 6 M.

—— Unter dem Halbmond. Ein osmanisches Liederbuch. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M.

—— Zu allen guten Stunden. Dichtungen. 5. Auflage. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M.

Kalidasa. Sakuntala. Indisches Schauspiel. Metrisch bearbeitet von E. Lobedanz. 8. Aufl. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

—— Urvasi. Indisches Schauspiel. Deutsch metrisch bearbeitet von E. Lobedanz. 3. Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Schulze, Ernst. Cäcilie. Min.-Ausgabe. 2 Theile. 8. Geb. m. Goldschn. 9 M.

—— Gedichte. (3. Auflage.) 8. Geb. 4 M.

—— Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht. 14. Auflage. 8. Geb. 3 M. Illustrirte Prachtausgabe. Mit Holzschnitten. 4. Geh. 10 M. Geb. in Leinwd. 17 M.; in Lederbd. 24 M.

—— Die bezauberte Rose. — Poetisches Tagebuch. Mit Einleitung und Anmerkungen von Tittmann. 8. Geh. 1 M. 20 Pf. Geb. 2 M.

Sturm, Julius. Für das Haus. Liedergabe. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

—— Gedichte. 6. Aufl. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

—— Neue Gedichte. 2. Auflage. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

—— Zwei Rosen oder das hohe Lied der Liebe. 2. Auflage. 8. Geb. 1 M. 60 Pf.

—— Aufwärts! Neue religiöse Gedichte. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

—— Gott grüße dich! Religiöse Gedichte. 4. Auflage. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

—— Fromme Lieder. 1. Theil. 11. Auflage. — 2. Theil. 4. Auflage. — 3. Theil. 8. Jeder Theil geb. m. Goldschn. 3 M.

—— Lieder und Bilder. Neue Dichtungen. 2 Theile. 2. Auflage. 8. Jeder Theil geb. m. Goldschn. 3 M.

—— Natur, Liebe, Vaterland. Neue Dichtungen. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 49. — 7. December 1893.

Inhalt: Ferdinand von Saar. Von Benno Rüttenauer. — Neue Prachtwerke. Von Nautilus. — Vom Prinzen Friedrich Karl. Von Otto Speyer. — Frauenromane. Von H. A. Lier. — Land und Geld. Von J. Wychgram. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Ferdinand von Saar.

Vor einigen Jahren, als ich Ferdinand von Saar noch kaum kannte, schrieb ich in d. Bl. über seine „Geschichte eines Wienerkindes", wobei ich die gehaltreiche und geradezu aufdringliche Lebenswahrheit des Dargestellten vor allem betonte. Und heute, nach einem gründlichen Studium des Dichters, auch des Lyrikers, bin ich erst recht überzeugt, daß ich mit jenen Aeußerungen die wesentlichste dichterische Eigenart Saar's bezeichnet habe, die ich einmal, von hergebrachten Namen absehend, die künstlerische Wahrhaftigkeit nennen will.

In dem Streit der „Aeltern" und der „Jüngern" werden schwere Vorwürfe, berechtigte und unberechtigte, von beiden Seiten erhoben. Wenn dabei den Aeltern zur Last gelegt wird, daß sie die Welt nicht darstellen wie sie wirklich ist, sondern wie die Phantasie des Dichters sie ausmalt, so ist ein solcher Vorwurf Unsinn, d. h. er ist kein Vorwurf, weil er einfach die Schaffensweise eines jeden Dichters bezeichnet, ob derselbe nun Gerhart Hauptmann oder Schiller heiße. Traurig, daß man solche Wahrheiten noch erst betonen muß. Anders dagegen steht es um die Anschuldigung, daß ein Dichter die Welt nicht darstelle wie sie sich in seinem Kopfe spiegelt, wie sie in seinem Bewußtsein steht, sondern eben anders, also nicht mit künstlerischer Wahrhaftigkeit, sondern verlogen, nicht nach den Forderungen seines künstlerischen Gewissens, sondern nach andern uneingestandenen Forderungen, nicht aus künstlerischer Absicht, wie man vorgibt, sondern aus weltlichen Nebenabsichten: weil man um jeden Preis gefallen will, weil man in vielgelesenen Zeitschriften gedruckt sein, weil man gelesen und gekauft sein will; — weil man an der wohlgedeckten Tafel der Literatur sitzen will, wie Hans Hopfen sich bildreich ausdrückt.

Diese Anschuldigung, zugleich eine ästhetische und eine moralische, ist leider einem großen Theil unserer Literatur gegenüber berechtigt. Die klangvollsten Namen sind nicht rein davon. Und noch einmal: nicht um die Wahrheit, nach der Pilatus gefragt, handelt es sich; nicht um die absolute Wahrheit, nicht um die Wahrheit im Gegensatz zum künstlerischen Schein, auch nicht um die Wahrheit im Gegensatz zur gesellschaftlichen oder herzlichen Höflichkeit, womit Paul Heyse die Frage getrübt hat, sondern um die Wahrheit als Wahrhaftigkeit, als Uebereinstimmung des Künstlers mit sich selbst, mit seinem künstlerischen Wissen und Gewissen, ohne welche Wahrheit ja der Dichter ein Gott wäre, der an seine eigene Schöpfung nicht glaubte, also genau das Gegentheil von einem positiven Geiste im Goethe'schen Sinn des Wortes, sondern ein Schalk, der es nicht sein will.

Zu den wenigen aber, die rein im Gewissen sind, die sich niemals erziehen ließen von Leuten, zu deren Erziehung sie berufen waren, die nie ein außerkünstlerisch motivirtes Zugeständniß machten, weder an den falschen Geschmack, noch an die falsche Tugendhaftigkeit, weder an den schwachen Geist noch an die schwachen Nerven: zu diesen wenigen gehört Ferdinand von Saar.

Gerade den Oesterreichern wirft man gern Verlogenheit vor; ein Oesterreicher aber ist es, der in unserer Literatur zu den wenigen Wahrhaftigen gehört.

Natürlich thut es die Wahrhaftigkeit allein nicht. Sie ist an sich unfruchtbar und wird fruchtbringend erst durch andere Eigenschaften, die eben den Dichter ausmachen: offener Sinn, Freude an der Erscheinungen Flucht, eigener reicher Lebensgehalt.

Vieles andere gehört noch dazu, z. B. „das Wort, das kühn das dunkelste benennt; aber die drei vor allen sind noth. Und Ferdinand von Saar besitzt sie in hohem Grad, und weil er sie besitzt, sind seine Dichtungen wahr, abgesehen davon, daß sie schön sind. Ja, wahr. Das ist wirklich eine ihrer ersten Eigenschaften. Aber freilich heißt das nicht — wie einige große Geister klüglich behauptet haben — daß sie die Wirklichkeit, das Leben selber sein sollen.

Gewiß sind sie nur Bilder des Lebens, aber wahre

Bilder, keine unwahren, keine falsch gezeichneten und falsch gefärbten, keine verzerrten und verzogenen, keine Bilder eines Hohlspiegels; es sind Bilder, die, wie andere Bilderbücher, erfreuen, erheitern, unterhalten, ohne sich aber dabei zu begnügen, weil sie mehr vermögen; denn sie können Wahrheit künden, können ins Gewissen reden, können Irrthümer zerstreuen, können dunkle Tiefen des Lebens erhellen; sie können den Menschen sich selber kennen lehren, sie können das Leben über das Leben aufklären, und alles nur als Bilder, nicht als Worte, nicht als Predigten.

Einen so hohen Beruf hat der wahrhaftige Dichter, der unwahre aber macht daraus ein Verbrechen. Und darum habe ich in Saar als erstes seine Wahrhaftigkeit aufgestellt.

Mit ihr hängt nun manches zusammen, z. B. seine Art des Vortrags. Saar erzählt fast immer so, daß er, auch der Form nach, immer die eigene Verantwortung für das Erzählte übernimmt. Er kann es; er erzählt nur, was er erlebt hat. Bei allem, was er erzählt, war er dabei, und so trägt er es vor.

Nun greifen zwar viele zu diesem Mittel der Illusion und thun so, als ob sie selber dabei gewesen wären; und sie waren wol auch dabei, aber man glaubt ihnen doch nicht. Denn ihnen fehlt der Sinn des Dichters, der das innere Leben alles Geschehens faßt und darstellt. Dieser besondere Sinn macht, wie bei jedem Dichter so auch bei Saar, aus dem zufälligen Erlebniß immer ein Gedicht, eine Dichtung d. h. ein so überzeugungsvolles Bild des Lebens, daß der Mit-Künstler und Eingeweihte mit Bewunderung die Kunst betrachtet, die also zu überzeugen, die also die Wahrheit des Lebens vorzutäuschen vermag, während der Laie die Kunst ganz übersieht und sich am Bilde freut und am Bilde lernt, als sei es das aufgeschlagene Buch des Lebens selber.

Gerade die „Novellen aus Oesterreich", die eben in zweiter Auflage vorliegen *), sind vortreffliche Beispiele zu dem Gesagten. Novellen waren oft genug und wollten oft genug nichts sein als schöne Bilder und Bildchen, ohne weitern Anspruch, als das Auge zu erfreuen, das betrachtend auf ihnen ruht. Das ist die Novelle alten Stils. Saar's Erzählungen aber sind anderer Art. Sie verfolgen Zwecke, die, nur mit andern Mitteln, auch die wahrheitsuchende Wissenschaft verfolgt; sie wollen nämlich die menschlichen Zustände an gewissen Orten und zu gewissen Zeiten „wahrheitsgetreu" darstellen; sie wollen ganz bestimmte politische und sociale Verhältnisse eines ganz bestimmten Landes, nämlich Oesterreichs, und in ganz bestimmten Jahrzehnten zur poetischen Anschaulichkeit erheben.

Gleich die erste, „Innocenz": das ist nicht nur die Darstellung jenes furchtbarsten aller Kämpfe des Menschen mit sich selber, nämlich der Versuchung des Asceten und gelehrten Priesters durch die Macht der Liebe und, letztlich, seines eigenthümlichen, schmerzlich süßen Glückes in der Entsagung; es ist zugleich eine Beleuchtung des österreichischen Katholicismus und Klosterwesens unserer Zeit. Und dann die „Geigerin": das ist auch noch mehr als die geniale, lebendig wahre Hinstellung eines künstlerisch veranlagten Weibes aus dem Volke, das durch leidenschaftliche blinde Liebe maßlos elend wird; das Bild ist zugleich so reich mit localen Farben ausgemalt, daß wir ganzen Volkskreisen einer bestimmten Stadt, nämlich Wiens, in ihr innerstes Leben und Treiben hineinschauen. Es ist im besten Sinn des Wortes eine sociale Studie. Und das sind auch, nur in noch höherm Maße, „die Steinklopfer", eine Art socialer Roman lang vor allen „socialen Romanen der Mode." Nur die Erzählung „Marianne" ist ausschließlich eine Herzensgeschichte. Dagegen wirft die Novelle „Das Haus Reichegg" — von den interessanten Charakteren, denen wir darin begegnen ganz abgesehen — wieder so überraschende Streiflichter auf allgemeine Zustände, hier der hochadelichen und hochkirchlichen Verwaltungskreise des Landes, daß man sie wol eine culturhistorische Studie aus Oesterreich nennen darf.

Und auch seine meisten übrigen Erzählungen (die unter andern Titeln gesammelt sind) könnte Saar in diesem Sinn „Oesterreichische Novellen" nennen. So dieser „Lieutenant Burda", eine Erzählung, in der nicht nur der seltsame und einzige Charakter des Titelhelden, der bei aller persönlichen Bestimmtheit zugleich symbolisch ist, vorgestellt wird, worin vielmehr das ganze österreichische Offiziersleben, der ganze Stand mit seinen eigensten Manieren und Sitten vermittelst weniger Striche in die Anschauung gerückt werden. Und das furchtbare „Vae victis". Das ist nicht nur die typische Geschichte einer unglücklichen Ehe mit tragischem Ausgang für den einen Theil; das ist auch nicht nur die anschauliche Aufstellung dreier menschlicher Individuen, der Frau, des Mannes und des andern Mannes, an denen wir die Menschenkenntniß und schöpferische Kunst des Dichters bewundern: — das ist zugleich die grelle Beleuchtung eines nationalen Unheils, infolge dessen die tüchtigsten Kräfte in Mißachtung gerathen können und verderben müssen.

Hierher gehört auch die eingangs genannte „Geschichte eines Wienerkindes", dieses geniale Seitenstück zur „Geigerin", diejenige von Saar's Novellen, die von allen den modernsten Anstrich hat. Und endlich gehört hierher „Seligmann Hirsch", die Geschichte des rührend komischen Vaters jüdischer Emporkömmlinge, mehr eine ethologische und ethnologische Skizze als eine Erzählung im hergebrachten Sinn des Wortes.

Ueberhaupt wäre „Studie" (und manchmal Skizze) im allgemeinen der bezeichnendere Ausdruck für die Saar'schen sogenannten Novellen. Einzelne sind wahre Charakterstudien: wie „Tambi", die Geschichte des tragischen Dichters, der selber tragisch endet, weil er, aus Mangel an jeder Erziehung und Selbsterziehung, im bürgerlichen Sinn

*) Novellen aus Oesterreich von Fr. von Saar. Zweite Auflage. Heidelberg, C. Weiß. 1893. 8. 4 M.

des Wortes ein Lump wird, bei aller Schönheit und Herrlichkeit des Gemüths. Und die Troglodytin, die einzige Novelle Saar's, in welche vielleicht etwas „unsolide" Romantik hineinspielt; — auch „Ginevra", eine rührende Verherrlichung jungfräulicher Unbefangenheit und reinen Vertrauens, aber auch ein rührender Gesang der Untreue, der menschlichen Schwachheit.

Und wieder in andern mochte das eigene Herz seine süß wehmüthigen Erinnerungen dem Dichter in die Feder dictirt haben . . .

Meine Darstellung hat bisjetzt die Werthschätzung der Saar'schen Dichtungen hauptsächlich aus ihrer Fülle wahren Lebens und lebendiger Wahrheit hergeleitet. Dabei ist, wie ich noch einmal betonen will, eine tiefe und seltene Kenntniß der Weltdinge und des Lebens, d. h. des Menschenherzens und seiner Leidenschaften, seiner lichten und dunkeln, selbstverständlich vorausgesetzt. Und auch ein eigenes durchgekostet haben des Lebens, in Höhen und Tiefen, wie Saar selber andeutet:

Schelte man doch nicht den Dichter,
Wenn auch er zuweilen sinkt
Und wie anderes Gelichter
Aus des Lebens Pfütze trinkt.

Reiner nur in Gegensätzen,
Heller tönt empor sein Lied;
Nimmer weiß das Licht zu schätzen,
Wer das Dunkel stets vermied.

Aber diese Voraussetzungen könnten in hohem Maße erfüllt, und die Dichtungen könnten dennoch als Kunstwerke roh sein. Sie sind es aber nicht; denn sie stehen auf der Höhe der Form. Ihr Vortrag — wenn man ein gelegentliches allzu gemächliches Sichgehenlassen in den Einleitungen ausnimmt, — ist tadellos; ihre Sprache ist ebenso vornehm wie wahr, sie ist zugleich kühn und zurückhaltend, beides an seinem Platz, und sie hat Stil, d. h. sie ist persönlich geprägt, von einer Persönlichkeit mit tiefer Bildung des Geistes und Gemüths.

Das Gleiche gilt vom Lyriker Saar. Seinen Gedichten merkt man vor allem an, daß ihr Urheber sie spät veröffentlicht hat. Gegen andere Gedichtsammlungen, welche ihre Verfasser bereits in ihren zwanziger Jahren in die Welt hinausgegeben haben, stechen Saar's Gedichte sehr ab, sehr zu ihrem Vortheil. In dem ganzen Bande stört nicht das geringste Unreife, Unfertige. Alles nur Nachahmende, Nachempfundene, was jugendlichen Veröffentlichungen so leicht anhaftet, ist hier ausgeschlossen. Jedes Gedicht ist abgeklärt und vollendet; jede Strophe trägt den scharfen Stempel ausgeprägtester und selbständigster Persönlichkeit. Und was noch mehr werth ist, was ihnen den höchsten geistigen Reiz verleiht: in diesen Gedichten lebt ein ganzes Leben. Alle sind Gelegenheitsgedichte im Goethe'schen Sinn des Wortes, alle bestehen das höchste Kriterium eines lyrischen Gedichtes, denn alle sind sie nicht nur gedichtet, sondern auch gelebt, gelebt ehe sie gedichtet wurden. In jedem von ihnen zittert das lebendige Herz des Dichters. Voilà un homme! Das ist der hauptsächlichste Eindruck, den sie machen, denn sie offenbaren einen Menschen bis in die geheimsten Fasern seiner Seele hinein. Liebe und Haß, bitterer Schmerz und wonnige Lust, stille Thränen und lautes Frohlocken, Verzweiflung und höchstes Göttergefühl, bittern Groll und wehmüthige Entsagung, und alle menschlichen Empfindungen sind in diesen Gedichten nicht die bunten Fetzen, womit ein spielendes Kind seine Puppe aufputzt — und ein Dichterling seine Gedichte, sondern Gehalt und Bestand eines Lebens, dessen Summe eben diese Gedichte bilden, die in ihrer Gesammtheit nun wirken, wie die erschöpfende künstlerische Darstellung einer reichen, tiefen, interessanten, einer außerordentlichen Persönlichkeit, die sich lesen wie die rhapsodische Geschichte, wie die intimsten Confessionen einer solchen Persönlichkeit.

Neben dieser einen Thatsache werden die wunderbare Reinheit in Form und Sprache und ein überraschender Gedankenreichthum zur Nebensache.

Bei Saar's Gedichten wird es so recht klar, was den Gehalt und Reichthum des Lebens ausmacht: gerade das was, merkwürdigerweise, dem Geschichtschreiber als solchem entgeht. Wenn man in einem Schriftstellerlexikon oder verwandten Quellen nach Daten aus Saar's Leben forscht: fast nichts, die reine Armseligkeit. Und in seinen Gedichten ein Leben wie es reicher nicht gedacht werden kann!

Und darum wird, wer Saar's Gedichte liest, nicht nur einen hervorragenden Dichter, sondern auch die hochbedeutende Menschlichkeit dieses Dichters intim kennen lernen — so kennen, als ob er sein Leben mit ihm gelebt hätte.

Auch als Lyriker hat Ferdinand von Saar seine eigene Sprache. Sie ist von lebhafter innerer Anschaulichkeit, ohne bilderreich zu sein; sie ist das Gegentheil von der Sprache eines Anastasius Grün. Ich finde, daß auch Goethe's lyrische Sprache in ihrer höchsten Aeußerung ohne Bilder ist — weil eben die stärkste unmittelbare Empfindung, welche das Wesen der höhern Lyrik ausmacht, auch gebieterisch nach dem einfachsten und unmittelbarsten Ausdruck verlangt. Saar's Sprache hat auch sonst nichts Pomphaftes; sie verschmäht vor allem jedes rhetorische Pathos. Sie ist darin das Gegentheil der Hamerling'schen oder Schiller'schen Sprache. Saar's Ausdruck ist plastisch, wie die Sprache Goethe's, sie ist eindringlich und machtvoll, aber ruhig und ohne Heftigkeit.

Zum Schluß ein Wort über das Verhältniß des Dichters zu den Frauen, welches, besonders in unserer Zeit, eigen genug ist, um besonders hervorgehoben zu werden. Ich hatte wiederholt in d. Bl. die Gelegenheit auszusprechen, wie verweiblicht unsere Literatur ist, die, statt den Ausdruck männlicher Anschauungs-, Empfindungs- und Schätzungsweise zu sein, sich ausnimmt, als ob sie, auch wo dies nicht der Fall, einzig von Weibern geschrieben werde. Das Uebel hängt mit den Emanzipationsgelüsten des Weibes und deren Begünstigung durch den Mann

zusammen. Das Weib will dem Manne gleich sein, also soll sich der Mann so modeln, daß das Weib ihm gleich sein kann.

Nun, Ferdinand von Saar ist kein Emancipationsnarr. Er kennt das weibliche Herz wie wenige, er hat es an hundert Stellen bewiesen; der eigenste Werth mehrerer seiner Novellen beruht in dieser intimen Kenntniß. Und er spricht vom Weibe im Tone aufrichtiger Hochschätzung und warmer Dankbarkeit. Er rühmt ihm Großes nach. Aber als ein Kenner; und darum schätzt er und rühmt er am Weibe nicht etwa beanspruchte männliche Tugenden, sondern weibliche, die Tugenden, wodurch das Weib gerade Weib ist und also verschieden vom Manne, diejenigen Tugenden, wodurch es dem Manne Rosen ins Leben flicht, nicht solche, wodurch es mit dem Manne in erbitternden Wettbewerb treten möchte. Wie überall, so ist auch in dieser Sache Ferdinand von Saar zu wahrhaftig, um den herrschenden Ideen, die er als falsch begreift, das Wort zu reden, um dem Verlangen eines Geschlechts zu schmeicheln, das seine eigensten Interessen verkennt, weil ihm, durch die Cultur, durch die verhängnißvollen Eigenschaften der Cultur, die Urinstinkte seiner Natur abhanden gekommen sind. Wahrhaft gebildete und bedeutende Frauen, die zugleich Naturen sind, werden dem Dichter dankbar sein. Was die Durchschnittsfrau und der Durchschnittsmann der heutigen Bildung mit aller socialen Weisheit und Wissenschaft nicht begreifen, ihnen wohnt es, bewußt oder unbewußt, als Gefühl in der Seele, und darum halten sie zum Dichter, dessen Loos und Beruf, wie sie ahnen, dem ihrigen geheimnißvoll verwandt ist. In Wahrheit, der Gebetswunsch des Dichters auf eine junge Schönheit, er paßt auf den Dichter selber:

In dieser harten Tage Lauf
Gilt Nutzen nur und Nützen,
Dir geh' ein anderer Himmel auf
Und möge Dich beschützen!

Benno Rüttenauer.

Neue Prachtwerke.

1. Orientreise des Großfürsten-Thronfolgers von Rußland. In Allerhöchstem Auftrage verfaßt von Fürst E. Uchtomskij. Aus dem Russischen übersetzt von Dr. H. Brunnhofer. Mit über 400 Abbildungen in Holzschnitt und circa 8 Kunstblättern in Heliogravüre und Stahlstich nach Zeichnungen des Malers Karasin und nach Photographien. Erster Band: Griechenland, Aegypten, Indien. Leipzig, F. A. Brockhaus. Folio. 1894. In Prachteinband mit Goldschnitt 55 M. Auch in 30 Lieferungen à 1 M. 50 Pf. zu beziehen.
2. Sechs Monate Indien. Jagd- und Reisebilder von Wold. Friedrich, Text von E. von Leipziger. Leipzig, A. Fischer. Gr. 4. 25 M.
3. Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm, illustrirt von P. Grot-Johann. Complet in 20 Lieferungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894. Gr. 4. 20 M.
4. Unsere Kunst, herausgegeben von der Freien Vereinigung düsseldorfer Künstler. Düsseldorf, Michels. 36 M.

Die großblätterigen Gewächse der Literatur sind, wie alle Zierpflanzen, der Mode, der Zeitrichtung unterworfen. Sie gedeihen bald auf diesem, bald auf jenem Boden, aber jedes Gebiet ist schon bepflanzt, und das Neue engt das Alte ein. Wir können die monumentalen Erscheinungen des Büchermarkts eintheilen in solche, die auf realem und solche, die auf idealem Gebiete sich bewegen. Die erste Kategorie sind die länderbeschreibenden Prachtwerke, deren lange stattliche Reihe durch Ebers' Aegypten eröffnet wurde. Die zweite nehmen die bildenden und redenden Künste zu Hülfe, beschränken sich häufig allerdings auch auf die malende oder zeichnende Kunst allein, wie dies bei den Blättern aus Hendschel's Skizzenbuch bis zu den Allers'schen großen Skizzenbüchern ersichtlich ist. Allers hat auch dieses Jahr wieder eine solche Mappe, „La bella Napoli" betitelt, herausgegeben. Den Erfolg des Werks aus Friedrichsruh wird er damit freilich nicht überbieten.

Von beiden obengenannten Arten von Prachtwerken wollen wir diesmal einige herausgreifen.

Den Spruch: „Wenn zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe", kann man auf die beiden fürstlichen Orientreisenden anwenden, die den Anstoß zu zwei stattlichen Werken des diesjährigen Weihnachtsmarktes gegeben haben. Im November 1890 reiste der Großfürst-Thronfolger Nikolaus von Rußland über Wien, Triest, Griechenland, Aegypten nach Indien, China, Japan, und von da durch Sibirien zurück nach St. Petersburg. In seiner Gefolgschaft befanden sich einige russische Fürsten, darunter als Reisesecretär und Historiograph der Fürst E. Uchtomskij, und ein Maler Gritzenko (von dem, wie es scheint, kein Bild des Werks herrührt). Einige Zeit vorher fuhren ein deutscher Fürst, ein Maler und ein Offizier, nämlich der Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein, der Professor Woldemar Friedrich und der Hauptmann E. von Leipziger ebenfalls nach Osten, um die Wunder Indiens kennen zu lernen.

Die russische Reise (Nr. 1) nahm im ganzen neun Monate in Anspruch und erstreckte sich auf ein viel weiteres Gebiet, ist daher an Wechselfällen und fortwährender Aenderung der Scenerie sehr reich. Der fürstliche Schriftsteller, welcher der Expedition officiell beigeordnet war, zeigt sich als sehr unterrichteter Mann, behält aber, soweit wir seine Schilderung verfolgen konnten (25. Lieferung), eine gewisse vornehme Reservirtheit bei. Auch ist er genöthigt, alle officiellen Empfänge, Ehrungen und sonstigen Umstände, die dem erlauchten Reisenden auf seiner Fahrt begegnen, gewissenhaft und umständlich zu verzeichnen. Bei aller Kunst der Darstellung wird diese Schilderung, die sich durch 60 Lieferungen erstreckt, für uns Deutsche etwas ermüdend durch ihre Breite, wenigstens dann, wenn man

genöthigt ist, sie längere Zeit ununterbrochen zu genießen. Im einzelnen freilich ist so vieles Merkwürdige, Spannende, Anziehende in dem Werke, daß man kaum weiß, wo man mit der Aufzählung beginnen soll. Dahin gehört unter anderm die höchst anschauliche Schilderung des Besuchs der oberägyptischen Königsgräber, deren merkwürdige Fremdartigkeit auch aus der umfassenden Schilderung des fürstlichen Reisebegleiters uns anweht.

Die künstlerischen Gaben zu der großen Reisebeschreibung bestehen in einer Anzahl vortrefflicher Abbildungen in Holzschnitt, die auf Grund einer Sammlung von 1200 Photographien durch den russischen Maler Karasin entworfen wurden. Als Vorbild hat vielleicht das große Werk von Ebers über Aegypten gedient, wenigstens trifft die Art der Illustrirung des russischen Werks mit dem deutschen Originalwerke in vielen Punkten zusammen. Außer den zahllosen Holzschnitten sind in dem Werke noch einige Kupferdrucke verstreut, die meist Gruppenbilder der Reisenden zeigen. Die Hauptperson des Unternehmens, der Großfürst-Thronfolger, wird merkwürdigerweise nie redend eingeführt, noch wird eine Aeußerung von ihm berichtet. Derartiges zu berichten litt vielleicht die hohe Stellung des Reisenden nicht; doch empfindet es der unbefangene Leser schließlich, wenn die erlauchte Persönlichkeit im Text immer wie ein Schatten vorbeigleitet. Die vorliegenden 25 Lieferungen führen den Reisenden bis nach Dehli, der größere Theil der Reise und der weniger häufig besuchte Theil der Fahrt, vor allem die durch Sibirien, fehlt noch. Ohne Zweifel bietet aber gerade der zweite Theil noch viel Merkwürdiges und fast Unbekanntes, und mit doppelter Spannung muß man der Fortsetzung dieses großartigen Unternehmens erwarten, das nach so viel Erfülltem noch mehr verspricht.

Die deutsche Reise, von der oben die Rede war (Nr. 2), erstreckte sich der Hauptsache nach auf Indien, und ihre Unternehmer beabsichtigten vor allem die dortigen Jagdgründe zu studiren. Nicht mittels eignen Geschwaders wie der hochgestellte Russe, sondern wie gewöhnliche Sterbliche, an Bord eines Passagierschiffes reiste das oben genannte Trifolium zunächst nach Port Said, von da nach Suez mit einer unfreiwilligen Unterbrechung in Ursache, wo die Locomotive streikte; alsdann gings durch das glühend heiße rothe Meer, dessen feurige Luft keine Rangunterschiede kennt, nach Bombay. Auch dem Herzog von Schleswig-Holstein standen in Indien weit mehr Thüren und Gebiete offen, als dem gewöhnlichen Globetrotter; und der waidkundige Verfasser berichtet von mancher aufregenden Jagdscene, die das Herz des Jägers höher schlagen machen kann. Der Ton des ganzen Werks ist viel unbekümmerter und heiterer als die von beständigen Rücksichten etwas entfärbte Schilderung des russischen Reisenden. Herr von Leipziger erwähnt seine Reisebegleiter wol gelegentlich, ist aber im übrigen durchaus selbständig und theilt sich selbst auf das Behaglichste mit. Professor Friedrich thut nun das Gleiche, aber auf seine Weise; er gibt mit wenig Pinselstrichen oft das viel anschaulicher, was der Schriftsteller mit epischer Breite nicht bewältigen kann. Meist sind es Tuschzeichnungen, die mit dem Pinsel keck aufs Papier gesetzt sind, theils durch Autotypie, theils durch Lichtdruck vortrefflich nachgebildet; um aber auch die Farbenpracht des Orients ein wenig zu ihrem Recht kommen zu lassen, sind dem Werke einige Buntdrucke beigegeben von einer Ausführung, die auch einen verwöhnten Geschmack befriedigen kann.

Hier verlassen wir nun die wohlgegründete dauernde Erde und wenden uns den Sphären zu, die als das Reich der Phantasie angesehen werden. In diesem Reiche herrscht keine Gewalt und kein Kastengeist; keiner stört den andern jeder darf Besitz ergreifen davon, so viel ihm beliebt.

Zu einer Zeit als Deutschland die letzten ihm gebliebenen Kräfte der Verzweiflung sammelte, um sich vor der Zertrümmerung zu bewahren, erschien ein Büchlein, das kostbare Reste deutschen Volksthums vor dem Untergange für immer bewahrte: die Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm. Welchen Werth diese zarten Blüten der Volkpoesie für uns haben, wie sorgsam sie von den beiden Gärtnern im Reiche der deutschen Sprache und des deutschen Wesens gepflegt worden sind, das braucht man heutzutage kaum mehr zu sagen.

Vor uns liegt eine neue Ausgabe dieses unvergänglichen Straußes alter guter deutscher Poesie (Nr. 3).

Es ist ihm gegangen wie dem Aschenputtel, das sein unscheinbares Gewand mit einem Prachtkleid vertauscht hat und nun in jedem Königshause erscheinen darf, ja daselbst ein lieber, gern gesehener Gast werden kann. Diese märchenhafte Veränderung hat zwar keine mächtige Fee vollbracht, sondern sie ist auf ganz natürlichem Wege zugegangen. Die deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart hat einen trefflichen deutschen Künstler P. Grot-Johann dessen Name schon in manchem Prachtwerke eine wichtige Rolle spielte zur Verkörperung der lieblich zarten Gestalten herbeigerufen. Leider hat Gevatter Tod, als er sich selber so conterfeit sah, dem liebenswürdigen Künstler den Stift rauh aus der schaffensfrohen Hand genommen, und ein zweiter Maler mußte den Torso beenden. Das ist R. Leineweber, ein Deutschböhme von Geburt und seinem Genossen in mancher Hinsicht ähnlich. Es liegt nun eine Ausgabe vor uns, die für den schlichten Inhalt fast zu reich und kostbar scheinen könnte. Die Aufgabe der Illustrirung war hier schwerer als anderswo und ist, man darf es sagen, aufs Würdigste gelöst. Dem Werke selbst ist eine feinsinnige Einleitung von Moritz Necker beigegeben, die uns den Werth des köstlichen Besitzes, den vor allem Deutschlands Mütter und Kinder den Brüdern Grimm verdanken, lebhaft vor Augen stellt.

Eine wohlgelungene Vereinigung deutscher Kunst und Poesie stellt auch das neue Prachtwerk dar, das die freie Vereinigung düsseldorfer Künstler unter dem Titel „Unsere Kunst“ (Nr. 4) hat erscheinen lassen. Es bietet siebzig künstlerische Beiträge der verschiedensten Art, und zwar

sind zur Reproduction bestechende Techniken, Heliogravüre und Lichtdruck herangezogen worden. Der Autotypie ist hier ein breiter Raum eingeräumt, und soweit sie zur Vervielfältigung von Tuschzeichnungen und Studien aller Art diente, mit vollem Recht. Zu welch künstlerischer Wirkung bei entsprechender Behandlung es die Autotypie bringen kann, ist hier gezeigt; sie wetteifert mit dem besten Holzschnitt. Man sieht es dem Werke an, daß es von Anfang bis zu Ende mit der größten Sorgfalt und peinlichsten Kritik hergestellt worden ist. Denn die ganze Ausstattung des Buchs, dies schwere Kupferdruckpapier, auf dem die Drucke mit Kraft und Weichheit erscheinen, der musterhafte Druck, der reiche, solide aber nicht prahlende Einband legen für den Geschmack derer, die für das Zustandekommen des Werkes gesorgt haben, ein lobendes Zeugniß ab. Ein einleitendes Gedicht von E. Scherenberg, belehrt uns darüber, daß der neumodische Künstlerstreit der jetzt allenthalben spukt, in dem Werke nicht zum Ausdruck kommen solle; und so findet man denn hier die verschiedenartigsten Studien vereinigt, die in ihrer Gesammtheit wieder einmal ein prächtiges Bild geben, von dem ungeschwächten intensiven Kunstleben der rheinischen Stadt. Die räumlichen Grenzen verbieten uns, einzeln auf die Beiträge einzugehen; aber man braucht ja nur die Namen der Maler und Dichter zu nennen, die uns so vertraut ins Ohr klingen, um die Gewißheit zu haben, daß hier eine edle Auslese echter Kunst und Poesie sich zusammengefunden hat. Namen wie F. Brütt, C. Gehrts, Th. Rocholl, E. Dücker, G. Oeder, L. Munthe, Carl Sohn, Arthur Kampf sind ja bekannt genug. Und gar unter den Dichtern finden wir die Lieblinge der Nation: R. Baumbach, Felix Dahn, Jul. Wolff, E. v. Wildenbruch, neben Jul. Lohmeyer und K. von Perfall. Kurz dieses Werk ist nicht für ein oder zwei Jahre bestimmt, ein Modeartikel zu sein, wie etwa die Allers'schen Werke sind, sondern birgt in sich einen Schatz, der seine Reize erst bei vielfach wiederholtem Betrachten recht offenbart.

Nautilus.

Vom Prinzen Friedrich Karl.

Mit Prinz Friedrich Karl. Kriegs- und Jagdfahrten und am häuslichen Herd von Heros von Borcke. Berlin, P. Kittel. 1893. Gr. 8. 6 M.

Noch ist kein Jahrzehnt verflossen, seit der „Rothe Prinz", der große Heerführer und schneidige Reitergeneral, dessen Name und Thaten von 1864 bis 1871 in aller Munde waren, aus der Reihe der Lebenden geschieden ist, und schon ist seine Person weit in den Hintergrund zurückgetreten, schon scheint seine Gestalt in den Erinnerungen der Nation stark verblaßt. Die auf den ersten Blick auffallende Thatsache erklärt sich unschwer bei genauerer Betrachtung. Das leuchtende Dreigestirn jener Periode: König Wilhelm, Bismarck und Moltke, überscheint bei dem Rückblick auf jene große Zeit alle kleinern Sterne so weit, daß deren Eigenglanz fast verschwindet. Wenn sich neben ihnen noch Kronprinz Friedrich Wilhelm im Andenken und der Liebe des deutschen Volkes dauernd zu behaupten gewußt hat, so bewirkte das einestheils die imponirende äußere Erscheinung des ritterlichen Helden, andererseits seine populäre Haltung und sein gewinnendes Wesen, endlich aber auch noch das tiefe Mitgefühl, das die furchtbaren, heroisch ertragenen Leiden und das tragische Geschick Kaiser Friedrich's in jeder fühlenden Brust wachriefen. Prinz Friedrich Karl ist wol bei der Armee, nie aber im Volke populär gewesen. Sein Wesen war oder erschien wenigstens den Fernerstehenden zu hochmüthig-selbstbewußt, sein Benehmen gegen andere zu schroff abweisend. Dazu kam, daß er seit 1871 aus dem Gesichtskreise der Nation, so weit sie sich nicht für speciell militärische Dinge interessirte, vollständig verschwunden war.

Ist es so erklärlich, daß seine Gestalt nur wenigen vertraut, sein wahres Wesen nur einzelnen genauer bekannt ist, sodaß sich viele einseitige oder geradezu falsche Ansichten über ihn bilden konnten, so ist es um so dankbarer zu begrüßen, wenn ein Mann, der ihm eine lange Reihe von Jahren im Leben nahegestanden hat, der mit Urtheil und Sachkenntniß, bei aller Verehrung für „den hohen Herrn" doch die nöthige Unabhängigkeit und Aufrichtigkeit verbindet, um seine Eindrücke und Erfahrungen rückhaltlos auszusprechen, auch wo sie keineswegs schmeichelhaft für seinen Gönner lauten, es unternimmt, am Faden seiner gemeinsamen Erlebnisse mit dem Prinzen ein lebendiges Bild des Mannes vor uns aufsteigen zu lassen, der in der Geschichte der letzten Kriege eine so hervorragende Rolle gespielt hat, wenn auch seine Darstellungen „weder die Prätension haben, eine theilweise (!) Biographie des hochseligen Prinzen zu bedeuten, noch die, ein Stück Geschichte vorzuführen".

Heros von Borcke hatte als junger, abenteuerlustiger und thatendurstiger Offizier den preußischen Waffendienst quittirt, um auf der Seite der Südstaaten in dem nordamerikanischen Secessionskriege von 1861 bis 1865 zu kämpfen. Rasch schwang er sich hier zum Obersten und Stabschef des großen Reitergenerals Stuart empor und nahm einen hervorragenden Antheil an dessen in der Geschichte jener Tage berühmt gewordenen kühnen Einfällen (raids) in das nordstaatliche Gebiet, die er uns in seinem Buche „Zwei Jahre im Sattel" lebhaft geschildert hat. Nach Beendigung des Krieges ging er nach England, stellte sich von hier aus im Juni 1866 der preußischen Heeresleitung zur Disposition, obwol er an den Nachwehen zweier schwerer Verwundungen litt (Luftröhre und

Lunge waren ihm durchschossen) und ließ sich auch dadurch nicht vom Wiedereintritt in die Armee abhalten, daß er vom Obersten wieder zum Secondelieutenant hinabsteigen mußte. Der Ruhm seiner Thaten jenseits des Oceans war ihm vorausgegangen. Als er sich mit andern Offizieren beim Könige meldete, trat dieser sogleich auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Ich freue mich sehr, Sie wieder hier zu sehen und danke es Ihnen, daß Sie dem preußischen Namen in fernen Landen solche Ehre gemacht haben."

Schon in den funfziger Jahren hatte Borcke als junger Kürassier- und später Dragoneroffizier, zumal durch sein schneidiges Reiten die Augen des Prinzen Friedrich Karl auf sich gezogen. Der Prinz interessirte sich lebhaft für den amerikanischen Feldzug, zeichnete Borcke bei jeder Gelegenheit aus und bewahrte ihm sein Wohlwollen bis zu seinem Ende, wenn der Verfasser auch selbst hervorhebt, daß er nie zu seinen Intimsten gehört habe.

Zu spät eingetreten, um mit dem Gros der Armee aufbrechen zu können, holte Borcke dasselbe erst auf dem böhmischen Kriegsschauplatze ein. Auf seiner Reise dorthin, deren Erlebnisse er uns flott und anziehend schildert, kam er nur flüchtig mit seinem Gönner in Berührung. Den eingehenden Bericht über die Schlacht bei Königgrätz (mit zwei Plänen des Schlachtfeldes, S. 67—108) hätte uns der Verfasser ersparen dürfen, da er weder neues bringt, noch eigene Erlebnisse mittheilt.

Wesentlich größeres Interesse bringt die Erzählung des Vormarsches nach Wien, auf dem er fast beständig der Begleiter des Prinzen war, der ihm eine weit über die Ansprüche seines militärischen Ranges hinausgehende Aufmerksamkeit und Rücksicht bewies, ihn an seine Tafel zog und, als wiederholte Lungenblutungen sich bei ihm einstellten, sich sehr besorgt um ihn zeigte und ihn in seinem Wagen fahren ließ. Zumal der Aufenthalt auf den Schlössern Pernstein und Ebenthal, wo Prinz Friedrich Karl vorübergehend sein Hauptquartier aufschlug, bot dem Verfasser Gelegenheit zur Mittheilung interessanter und zum Theil für den Prinzen sehr charakteristischer Episoden. Friedrich Karl war ein leidenschaftlicher Jäger und benutzte seinen Aufenthalt in den Schlössern der österreichischen Großen, um, von Borcke begleitet, die mächtigsten Hirsche ihrer Wildparks aufs Korn zu nehmen, deren Geweihe eine Zierde der Sammlungen seines Jagdschlosses wurden. Neben den zahlreichen, theilweise allerdings nur für den Waidmann anziehenden Jagdabenteuern bieten diese Ausflüge dem Verfasser auch Stoff zu flüchtig umrissenen, aber doch klaren und anschaulichen Landschafts- und Genrebildern. Kriegsgeschichtliches und Diplomatisches wird dagegen nur vorübergehend gestreift, und nur selten finden sich Urtheile über bekannte Persönlichkeiten, wie z. B. an der Stelle, wo Borcke bei seinem Zusammentreffen mit dem Oberstcommandirenden in Böhmen, Vogel von Falckenstein, tief beklagt, „daß dieser General, nachdem er auf dem westlichen Kriegsschauplatze die größte Arbeit gethan, seines Commandos enthoben und dasselbe dem glatten, diplomatisch gewandten General von Manteuffel übertragen wurde, der nur noch die Früchte zu ernten hatte, die unter seinem Vorgänger gereift waren".

Der Aufenthalt in Prag, wo er auf dem Rückmarsche mit dem Prinzen längere Zeit erst in dem finstern und ungesunden Schlosse der Wallensteiner, das sich Friedrich Karl seiner abgeschlossenen Lage wegen ausgewählt hatte, dann auf der schönen, hochgelegenen Villa Kinsky verweilte, bietet neben den Jagdausflügen bei Teplitz und dem sächsischen Lustschlosse Moritzburg wieder eine Reihe von Anekdoten zur Illustration verschiedener Charakterzüge des Helden. Nach der Rückkehr behielt der Prinz den Verfasser noch längere Zeit als Gast auf seinem Schlosse Klein-Glienicke bei Potsdam und dem nahen Waldschlößchen Dreilinden. Das Anerbieten, des Prinzen persönlicher Adjutant zu werden, schlug Borcke aus, da er außer Stande sei, seine Ansichten stets unterzuordnen und deshalb fürchten müsse, früher oder später mit seinem Gönner in Collision zu gerathen.

Bald nach dem mit ungerechtfertigter Umständlichkeit beschriebenen Einzuge des siegreichen Heeres in Berlin (S. 255—70) schied der Verfasser aus dem Militärdienste, heirathete und widmete sich nun ganz der Landwirthschaft auf der von ihm erstandenen großen Herrschaft Zychce in Westpreußen. Hier hatte er auch die Freude, seinen hohen Freund bei den Manövern von 1875 bewirthen zu dürfen. An dem Feldzuge von 1870 bis 1871 theilzunehmen, verhinderten ihn seine noch immer nicht ganz geheilten Wunden.

In den Jahren 1868—83 traf er, theils als geladener Gast, theils zufällig noch öfters mit dem Prinzen und dessen Gemahlin zusammen. Bei dem letzten Wiedersehen im Sommer 1883 fand er den Prinzen, der wenige Jahre vorher „noch ein Bild des Wohlbefindens und des Lebens gewesen war, ein Mann der That, des Wollens und energischen Vorwärtsstrebens — unzufrieden mit allem, verbittert, schlaff und müde". Als Borcke dann im folgenden Jahre von einer Fahrt nach Amerika, wohin ihn seine alten Kriegsgenossen gerufen und hochgefeiert hatten, zurückkehrte, sagte ein Freund zu ihm: „Der Prinz hat sich überlebt; es wäre für ihn das Beste, wenn er zur Rast ginge." Der Wunsch sollte bald in Erfüllung gehen: am 15. Juni 1885 verschied Prinz Friedrich Karl infolge eines wiederholten Schlaganfalles.

Wir versuchen, zum Schlusse die einzelnen Züge, wie sie sich an verschiedenen Stellen des Buches zerstreut finden, zu einem Umrißbilde des Wesens, Charakters und der Lebensweise des Prinzen zusammenzufassen, indem wir die Gewährleistung für ihre Richtigkeit unserm Verfasser überlassen.

Friedrich Karl war ein hochbegabter Mann von vielseitigem, gründlichen Wissen und vornehmer Gesinnung, ein Soldat von großer Pflichttreue und ein Führer von den hervorragendsten Eigenschaften; dabei zugleich ein

Mensch mit einem großen, warmen Herzen. Er war frei von kleinlichem Mistrauen, dagegen nicht von öfters wenig begründeten Vorurtheilen; er ließ sich dann aber meist gern eines Bessern belehren und bemühte sich nach Kräften, infolge solcher Vorurtheile begangenes Unrecht wieder gutzumachen. Er war ein treuer Freund seiner Freunde, ja er trieb einen wahren Cultus der Freundschaft. Wie viele große Herren, verkehrte er gern vertraulich mit seinen Kriegskameraden, konnte es aber durchaus nicht vertragen, wenn man, in seinen eigenen Ton einstimmend, ihm gegenüber den schuldigen Respect vergaß. Manches Rauhe und Schroffe in seinem Wesen ging übrigens wol mehr aus einer Art von Verlegenheit, als aus seiner innern Natur hervor, und erklärt sich vielleicht dadurch, daß seiner Jugend der Sonnenschein warmer Aelternliebe gefehlt hatte. Trotz seines klaren Verstandes war er kein großer Menschenkenner und nicht unempfindlich gegen die Schmeicheleien der Schmarotzer, die sich an ihn drängten. Selbst ein entschiedener Feind öffentlicher Ovationen, konnte er es auch nicht gut vertragen, wenn andern dergleichen nach seiner Ansicht über Gebühr gebracht wurden. Zumal war das in Bezug auf den Kronprinzen der Fall, dem gegenüber er es nicht verschmerzen konnte, daß er selbst, der ältere und verdientere Soldat, dem Thronerben im Range wie in der Volksgunst nachstand. Betreffs des vielbesprochenen Verhältnisses zwischen den Gatten, sagt der Verfasser, der von der Schönheit und Liebenswürdigkeit der Prinzessin ganz begeistert ist: „Ob der Prinz sich des Schatzes voll bewußt war, den ihm Gott in seiner Gemahlin bescheert hatte, wage ich nicht zu beurtheilen, glaube aber nicht, daß er, wie man behauptet, sie rauh behandelt habe.“ Ein zärtlicher Vater, verstand es Friedrich Karl doch nicht, seine Liebe zu den Kindern in der rechten Weise zu zeigen und ihr volles Vertrauen zu gewinnen.

Seine Lebensweise war streng geregelt. Liebte er eine wohlbesetzte Tafel und reichlichen Genuß des Weines — der übrigens an seinem Tische ebenso wie seine Cigarren von höchst bescheidener Qualität zu sein pflegte — so war er doch nichts weniger als ein Schlemmer oder Trinker. Ein sparsamer Hauswirth, legte er viel zurück, half aber andererseits bedrängten Freunden gerne aus der Noth und zeigte hier oft große Freigebigkeit.

Mit trefflichem Gedächtniß begabt und mit vielseitigen Kenntnissen war er vor allem in der historischen und zumal in der kriegsgeschichtlichen Literatur sehr bewandert. Obwol auch ein tüchtiger Forstmann und Landwirth, war er doch vor allem Soldat. Als Feldherr entwarf er selbst, und nicht, wie man wol behauptet hat, sein Generalstabschef, seine strategischen Pläne innerhalb der ihm durch die Oberleitung der Gesammtarmee gezogenen Grenzen. Er war nicht tollkühn, wofür er von manchen fälschlich gehalten ward, sondern ein vorsichtig berechnender Stratege. Den allerdings höchst gewagten allgemeinen Angriff der ersten Armee auf einen überlegenen Feind in festen Positionen am Morgen des 3. Juli 1866 schreibt der Verfasser wenigstens theilweise dem Umstande zu, daß sich der Prinz mit der kühnen Hoffnung geschmeichelt habe, den Sieg ohne die Hülfe der zweiten Armee zu erringen. Die Eifersucht gegen den Kronprinzen, die dabei wieder zum Vorschein kam, war dem König Wilhelm sehr schmerzlich, und da Friedrich Karl auch gegen ihn selbst zuweilen eine gewisse Widerspenstigkeit zeigte, verscherzte er sich mit der Zeit das Wohlwollen seines erhabenen Oheims und Herrschers. Daher und aus seiner damit zusammenhängenden Unthätigkeit nach 1871 mochte wohl der Trübsinn entspringen, der den Prinzen in seinen letzten Lebensjahren selten verließ.

Otto Speyer.

Frauenromane.

Seitdem die selige Marlitt mit ihren „Gartenlaube“-Romanen einen geradezu unerhörten Erfolg bei der Lesewelt erzielt hat, sind die weiblichen Romanschriftstellerinnen in von Jahr zu Jahr größer werdenden Scharen aufgetaucht und haben ihren männlichen Collegen den Kampf ums Dasein wesentlich erschwert. Gegenwärtig beherrschen sie namentlich unsere Familienblätter und illustrirten Journale fast so ausschließlich, daß kaum noch von einer männlichen Concurrenz die Rede sein kann. Sie haben auf diesem Gebiete bereits den Sieg davongetragen, freilich aber auch die Thatsache auf dem Gewissen, daß ernste Männer dergleichen Blätter nur selten noch zu eingehender Lektüre in die Hand nehmen. Um so verwunderlicher erscheint es, daß viele weibliche Autoren trotz ihrer gesicherten Stellung auf dem literarischen Markte unter dem Deckmantel des Pseudonyms schreiben, und daß sie dafür am liebsten Namen wählen, die zunächst auf einen männlichen Urheber rathen lassen. Es ist das ein Spiel, das freilich höchst weiblich, aber doch nicht ganz ehrlich ist, und das nach unserm Dafürhalten besser unterbliebe. Denn im Grunde nützt es denen, die sich darauf verlegen, gar wenig. Schon nachdem man die ersten zwanzig oder dreißig Seiten eines solchen verkappten Frauenzimmerromans gelesen hat, wird man sich in den meisten Fällen über das Geschlecht des Urhebers klar, aber der kleine Täuschungsversuch, der so harmlos erscheint, trägt dann gewiß nicht dazu bei, für die Verfasserin ein günstiges Vorurtheil zu erwecken. Die Vertauschung männlicher und weiblicher Rollen hat nämlich stets etwas Bedenkliches, weil die Gefahr besteht, daß die verschiedenen Vorzüge der beiden Geschlechter darüber verloren gehen und wenig erfreuliche Zwittergebilde an ihre Stelle treten.

Zu solchen Betrachtungen haben uns die folgenden Romane und Erzählungen aufs neue angeregt, über deren literarischen Werth oder Unwerth wir die folgenden Bemerkungen zu machen haben.

1. Eigenart. Roman von A. von der Elbe. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1893. 8. 5 M. 50 Pf.

Dieser Roman, dessen Verfasserin Auguste von der Decken heißt und der zuerst in „Ueber Land und Meer" veröffentlicht wurde, ist unverkennbar die Arbeit einer weiblichen Feder. Das zeigt sich nicht nur in der Charakterisirung der Hauptheldin, des aus Mexico stammenden Fräuleins Jorja Becker, deren Extravaganzen mit besonderer Vorliebe erzählt werden, sondern noch mehr in der Art und Weise, mit der die beiden wichtigsten männlichen Gestalten des Romans, der Pastor Gottfried Engelke und Josias von Bergen, uns vorgeführt werden. Die Verfasserin hat sich zwar auch bei diesen Figuren um eine sorgfältige Charakterisirung bemüht, aber es bleibt in der von ihr gegebenen psychologischen Begründung der Handlungsweise ihrer Helden ein ungelöster Rest, der nicht aufgehen will, man mag die Sache anfangen, wie man will. Am unklarsten dürfte die Gestalt des Josias von Bergen sein. Eine so passive, von keiner Leidenschaft ernstlich berührte Natur, an und für sich schon eine seltene Ausnahme unter Männern, wie dieser Josias, wird nie von der Liebe zu einem zwar zu allerlei Abenteuern geneigten, geistig aber keineswegs hervorragenden Mädchen, wie Jorja, eine solche leidenschaftliche Liebe fassen, daß er sich aus Verzweiflung über eine unerwiderte Neigung das Leben nehmen sollte. Ist aber eine solche Natur wirklich einmal so in Aufregung gerathen, daß ein so verzweifelter Schritt erklärlich wird, dann wird es schwerlich beim bloßen Versuch zum Selbstmord bleiben, und am allerwenigsten wird ein solcher Schiffbrüchiger, der sein ganzes Leben hindurch der schlimmste Egoist gewesen ist, seine Jagd nach dem Glück völlig einstellen und seinen Trost in Werken christlicher Liebe suchen. Dies aber ist das schließliche Los Josias von Bergen's, der, als er Jorja's Liebe zu dem Pastor Gottfried Engelke erkannt hat, zu dem angedeuteten Auskunftsmittel greift. Aber auch dieser Pastor ist eine Gestalt, in dessen Seele wir nicht mit ausreichender Klarheit zu lesen vermögen. Künstlerisch hochbegabt, hat er seiner kleinlich denkenden, beschränkten und egoistischen Mutter zu Liebe auf die Ausübung des von ihm leidenschaftlich geliebten Malerberufs verzichtet und ist Pastor geworden, wie sein Vater. Da ihm jedoch die innere Neigung zu seinem Amte fehlt, findet er auch kein rechtes Verhältniß zu seiner Gemeinde. Er predigt über die Köpfe hinweg und vernachlässigt über seinen vor der Mutter verborgen gehaltenen malerischen Uebungen sein Amt und die Pflichten gegen seine Gemeinde. Unter solchen Umständen lernt er die Mexicanerin Jorja kennen, die von ihrem Vater zu einfachen Verwandten auf das Land nach Norddeutschland gesandt ist, sich aber als verwöhntes Kind reicher Aeltern an die etwas philiströsen Anschauungen und Gewohnheiten ihrer neuen Umgebung nicht gewöhnen kann. Kein Wunder, daß ihn die exotische Pflanze entzückt, und daß er sich in Jorja verliebt und auch bei ihr Gegenliebe findet. Die richtige Lösung des aufgeworfenen Problems wäre nun die gewesen, daß Jorja dem Pastor das Unrecht, sein Wesen zu verleugnen, klargemacht hätte, und daß auf diesem Wege die Hindernisse ihrer Verbindung aus dem Wege geräumt würden. Davon ist aber nicht die Rede. Jorja, deren Eigenart in bloßen Aeußerlichkeiten und in dem Mangel einer guten Erziehung besteht, muß vielmehr erst eine große Dummheit begehen. Mit Hülfe eines durch und durch unwahrscheinlich gezeichneten Büchercolporteurs, eines Feindes ihres Vaters, der sich durch die Verführung der Tochter an seinem ehemaligen Rivalen rächen will, geht sie nach Berlin durch, geräth dort in sehr zweideutige Gesellschaft und wird erst durch den bereits abgewiesenen Josias von Bergen aus einer höchst fatalen Lage befreit. Diese ganze berliner Episode ist durchaus phantastisch und das Ergebniß einer echt frauenzimmerlichen Einbildungskraft. Inzwischen aber entdeckt der Pastor mit Hülfe eines Freundes zur rechten Zeit sein Talent als Maler; er reist nach Berlin, wo seine Bilder auf der Ausstellung Aufsehen erregen, und der glücklicherweise gerade aus Mexico eintreffende Vater Jorja's kann nichts Besseres mehr thun, als dem glücklichen Paar seinen Segen zu ertheilen. So ist die Lösung des gut angelegten Conflictes, der in der Brust des Haupthelden zum Austrag kommen sollte, ganz äußerlich; er hängt von lauter Zufälligkeiten ab, und die weibliche Logik macht es sich mit ihrer Erfindung so bequem, als möglich. Weit besser als die Hauptgestalten sind die Nebenfiguren des Romans gehalten. Es fehlt also der Verfasserin keineswegs an Begabung für ihren Beruf, für den sie auch eine entschiedene Beherrschung der Sprache mitbringt, die wesentlich zur Empfehlung des Romans dient. Dafür aber mangelt ihr die Fähigkeit, consequent zu denken und das selbst gewählte Problem psychologisch richtig zu Ende zu führen.

2. Dem Irrlicht nach. Roman von Alexander Römer. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1893. 8. 5 M.

Auch der Name Alexander Römer ist nur der Deckmantel für eine schriftstellernde Dame Namens Charlotte Regenstein, die als Verfasserin von Romanen in den letzten Jahren eine ziemliche Fruchtbarkeit entwickelt hat. Leider hat sie sich seit der Zeit, da wir ihren Roman „die Lüge ihres Lebens" kennen gelernt und in Nr. 2 d. Bl. f. 1891 besprochen haben, nicht zu ihrem Vortheil weiter entwickelt. Die Vorzüge, die wir damals ihrer Erzählung nachgerühmt haben, die klare Durchführung des Grundgedankens und eine gewisse Gewandtheit in der Darstellung, wird niemand auch dieser ihrer neuesten, größern Arbeit abstreiten können. Und wenn man seine Ansprüche nicht

gar so hoch stellt, wird man auch an der Erfindung der Handlung wenig auszusetzen haben, und ihre Möglichkeit der Hauptsache nach zugeben. Unterzieht man aber die Gestaltung der Charaktere einer kritischen Prüfung, so zeigt es sich bald, daß sie sehr schablonenhaft entworfen sind, und daß sie sammt und sonders die herkömmlichen Grenzen des leidlichen Familienromans nicht überschreiten. Da ist zunächst ein höchst tugendhaftes, etwas spießbürgerlich angelegtes Paar, der Oberlehrer Dr. Villatte, und Erna, die Tochter des Commerzienrathes Walldorf, der mit seiner Familie eine elegante Villa in Loschwitz bei Dresden bewohnt. Sie lieben sich und kriegen sich natürlich auch, obwol Villatte sich anfänglich in Erna's Cousine und Pflegeschwester Sylvia verliebt, die gar nicht für ihn paßt und als ein Stück Wachs in der Hand ihrer excentrischen Mutter Cölestine Zernial erscheint. Wie Sylvia, das leichtsinnige, unerfahrene, aber harmlose Mädchen der charakterfesten Erna gegenübergestellt wird, so contrastirt Roderich Walldorf, der Sohn des Commerzienraths mit Villatte. Roderich ist der verwöhnte Sohn eines reichen Mannes, besitzt eine oberflächliche Neigung für Wissenschaft und Kunst, einiges Talent für die Musik, das aber über die Sphäre des Dilettantischen nicht hinausreicht, vor allem aber liebt er das Nichtsthun. Im Grunde ist er eine höchst langweilige, abgeschmackte und blasirte Person, deren Schicksal uns nur insoweit interessirt, als dasjenige Sylvia's durch das seinige bestimmt wird. Soweit er überhaupt der Liebe fähig ist, liebt er seine Pflegeschwester Sylvia, die um seinetwillen ihrem Verlobten Villatte absagt. Da er sich aber vor allem amüsiren will, geht er auf Reisen und nöthigt dadurch Sylvia, ihrer Mutter zu folgen und als Sängerin ein Leben voller Abenteuer und Enttäuschungen zu beginnen. In Paris lernt Roderich eine Russin, Vera Petruschka, kennen, die ihn durch ihre Schönheit und ihren Geist so fesselt, daß er ihr nach Rom folgt. Die Dame, deren Charakter am unklarsten bleibt, scheint eine Nihilistin zu sein, ist aber in Wahrheit die Gattin eines vornehmen Russen, der sich politisch compromittirt hat, und deshalb in die Verbannung nach Sibirien geschickt worden ist. Ihn zu befreien und sich wieder mit ihm zu vereinigen, ist ihr einziges Ziel, das ihr schließlich auch zu erreichen gelingt. Man sieht aber nicht ein, warum sie dazu nöthig hat, Roderich an der Nase herumzuführen, und kann noch weniger glaubhaft finden, daß eine so wenig energische Natur wie Roderich sich das Leben nehmen sollte, weil er sich in seinen Hoffnungen betrogen sieht. Allerdings wird sein Entschluß noch durch das Wiedersehen mit Sylvia begründet, der er in dem Augenblick wieder begegnet, wo sie, mit einem schwarzen Nonnenschleier angethan, in Rom zum Katholicismus übertritt, um den Wunsch ihrer Mutter zu erfüllen und einen liederlichen römischen Grafen zu heirathen. In diesem Augenblicke überkommt ihm plötzlich das Bewußtsein seiner Schuld an Sylvia, und dieses Schuldbewußtsein, verbunden mit der Verzweiflung über den Verlust Vera's, treibt ihn in den Tod. Dieses Ende stimmt aber so wenig zu dem ganzen Wesen Roderich's daß wir über das Gefühl der Unwahrscheinlichkeit nicht hinwegkommen. Strengern Ansprüchen, die man an ein Kunstwerk zu stellen berechtigt ist, genügt das nicht; doch wollen wir gern zugeben; daß anspruchslosere, nur Unterhaltung suchende Leser bei der Lektüre dieses Romans immerhin ihre Rechnung finden werden.

3. Die Reiterkäthe. Roman von Augusta Benda. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1893. 8. 4 M.

Auch dieser Roman kann keinen Augenblick seinen Ursprung aus einer weiblichen Feder verbergen. Darauf deutet nicht blos die Hauptfigur, die Reiterkäthe, eine weibliche Kraftnatur hin, die nicht davor zurückschreckt, als Soldat Kriegsdienste zu thun, und es durch ihre Tapferkeit und ihren Muth bis zum Hauptmann bringt, nach Erreichung ihres gleich zu erwähnenden Sonderzweckes aber in ihr ursprüngliches bäuerliches Leben zurückkehrt, sondern in noch höherm Grade die Unklarheit, in der uns die Verfasserin über die eigentlichen Beweggründe für Käthe's Handlungsweise läßt. Fast bis gegen den Schluß des Romans hin, müssen wir annehmen, daß sich Käthe aus Liebe zu ihrem von feindlichen Reitern fortgeschleppten Pflegebruder Ulrich hat bestimmen lassen, ihre weibliche Natur zu verleugnen und sich in Männertracht in das wildeste Kriegsgetümmel zu wagen. Beweis dafür ist ihre ungewöhnliche Aufregung, die sie am Krankenlager des verwundeten Bruders zur Schau trägt, ihr Ausscheiden aus dem Regiment in dem Augenblick, wo der Geliebte in ihr väterliches Haus zurückgekehrt ist, ihr herber Seelenschmerz, als ihr Ulrich mit einem einzigen Wort seine Misbilligung ihres Unternehmens andeutet, Beweis endlich auch ihre rasende Eifersucht und vollständige Verzweiflung, als sie hinter die Liebelei Ulrich's mit der schönen, aber unbedeutenden Annemile kommt. Statt dessen erfahren wir in der entscheidenden Unterredung zwischen Käthe und Ulrich, daß der Zweifel an einem göttlichen Weltregiment, der Käthe in den Schrecknissen des Krieges bei dem schauerlichen Ende ihrer Mutter und angesichts der Mishandlung einer Freundin befallen hat, der eigentliche Grund für ihren Eintritt in das Heer gewesen ist, und daß sie Gerechtigkeit im Kriege und Bestrafung der entmenschten Frevler gesucht hat, und lesen mit Erstaunen das Geständniß des Mädchens, daß ihr Leben auch ohne das Dazwischentreten des Pflegebruders so ziemlich den gleichen Verlauf genommen hätte. In dieser doppelten Motivirung, von der die eine der andern widerspricht, liegt der Hauptfehler in der Charakterzeichnung der Heldin, und dieser Fehler beruht seinerseits wieder auf dem Mangel einer strengern Logik, mit der sich das weibliche Geschlecht nun einmal nur schwer befreunden kann. Ein weiterer Fehler und zwar ein solcher der Composition liegt darin, daß das Geheimniß von Käthe's wahrem Wesen zu früh an den Tag kommt, und daß deshalb der ganze zweite Theil des Romans seit

Käthe's Abschied aus dem Regiment wesentlich weniger Interesse gewährt, als der recht gut erzählte Anfang. Die Auflösung des geschickt geschürzten Knotens erfolgt nämlich viel zu langsam, und die Häufung immer neuer Verwickelungen in den Schicksalen der Nebenpersonen ermüdet so sehr, daß man froh ist, wenn der lange Faden endlich abgesponnen ist. Ueberhaupt trägt die ganze Handlung im höchsten Grade den Charakter des Unwahrscheinlichen und mühsam Ausgeklügelten. Sie spielt zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs im Odenwalde, doch ist der historische Hintergrund nicht kräftig genug herausgearbeitet, als daß die Erwägung, daß in jener Zeit die seltsamsten Wechselfälle menschlicher Schicksale, wie sie uns der Simplicissimus vorführt, an der Tagesordnung waren, zur Rechtfertigung für die vielen Zufälligkeiten des Romans dienen könnte. Um etwas Zeitcolorit in ihre Erzählung zu bringen, bedient sich die Verfasserin, deren Sprache sich im allgemeinen angenehm lieſt, gewisser alterthümlicher Wendungen, wie „maßen", „sonder Scheu", „sintemalen", „zu vörderst", „als welche", „wie gewunschen", „schier" u. s. w., ohne zu bedenken, daß derartige Mittelchen ihren Zweck verfehlen, weil sie meistens unfreiwillig komisch wirken. Eine eigenthümliche Vorliebe besitzt sie endlich für die Construction mit dem Genitiv. Sie schreibt wiederholt: „des Athems sparen", „des Weges verfehlen", „genug des Schamgefühls haben", und meint jedesfalls auch dadurch ihrer Schreibweise archaistische Färbung zu geben, erreicht aber an diesen Stellen stets nur den Eindruck des Gekünstelten. Im übrigen sind die Bilder und Vergleiche, die sie wählt, meist treffend; doch finden sich auch Ausdrücke und Phrasen, die vollständig verfehlt oder sinnlos sind. Was denkt sich z. B. die Verfasserin bei einer „höhnisch gekräuselten Oberlippe" oder bei einem „stolzmarkirtem Haupte"? (S. 42 und 43). Wir gehören gewiß zu allerletzt zu denen, die jedes Wort bei der Lektüre eines Romans auf die Goldwage legen und mit schulmeisterlicher Wollust jeden Fehler aufstöbern, aber es gibt doch gewisse Grenzen, deren Ueberschreitung niemandem, selbst einer Schriftstellerin nicht gestattet werden kann, und bei diesen sind wir in Fällen, wie in den eben angeführten, angelangt.

4. Kaleidoskop. Novellen von E. Merx. Leipzig, R. Claußner. 1893. Gr. 8. 5 M.

E. Merx oder, wie der Name nach Kürschner's Literaturkalender zu ergänzen ist, Eulalia Merx ist eine ziemlich gewandte Erzählerin, die von vornherein durch die Anspruchslosigkeit ihres Auftretens gewinnt. Von den drei Novellen der Sammlung wollen wir auf die erste, die uns weitaus am besten gefallen hat, näher eingehen. Unter dem Titel: „Früh verlobt" behandelt sie das Schicksal eines jungen protestantischen Geistlichen, der, armer Leute Kind, sich zu früh durch die Verlobung mit einem vermögenden und herzlichen guten, aber ihm an Bildung weit nachstehenden Mädchen gefesselt hat, und der in seiner Verzweiflung über dieses sein Schicksal und über seine hoffnungslose Liebe zu einer vornehmen Frau, in deren Haus er als Erzieher eingetreten ist, keinen Ausweg mehr weiß, als zum Katholicismus überzugehen und als Mönch allen irdischen Neigungen zu entsagen. Daß die Erzählung diese seltsame und überraschende Wendung nehmen mußte, ist von der Verfasserin allerdings nicht zwingend genug dargelegt worden, doch hat sie den Entschluß ihres Helden wenigstens einigermaßen vorbereitet und durch die Umstände gerechtfertigt. Da sie aber den Uebertritt zum Katholicismus keineswegs als Heilmittel für Seelenschmerzen der angedeuteten Art empfiehlt, sondern vielmehr deutlich durchblicken läßt, daß auch das Klosterleben dem schiffbrüchig Gewordenen keinen Trost und keine Ruhe gewährt, kann man von einer katholisirenden Tendenz ihrer Dichtung nicht sprechen. Sie erzählt einfach und schlicht nach dem Leben, ja die Annahme, daß sie einen Fall aus der Wirklichkeit bearbeitet habe, ist gar nicht so ohne weiteres abzuweisen.

An diese Arbeiten deutscher Erzählerinnen, reihen wir die zweier ausländischen Dichterinnen, die in der bekannten und gut geleiteten Engelhorn'schen „Allgemeinen Roman-Bibliothek" erschienen sind.

5. Das Haus am Moor. Von Florence Warden. Zwei Bände. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Anna Dulk. (Engelhorn's Allgemeine Roman-Bibliothek. 9. Jahrgang. Band 23 und 24.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1893. 8. 1 M.

Der Prospect, der den einzelnen Bänden des neuesten Jahrgangs dieses Unternehmens beigegeben ist, bezeichnet die Erzählung „Das Haus am Moore" als „eine gruselige Geschichte" und setzt hinzu, daß sie „gut und spannend" erzählt sei. Wir können diese Behauptung als durchaus zutreffend bestätigen und jedermann, der sich vor dem Unheimlichen und Aufregenden nicht fürchtet, zu der Lektüre dieses Romans rathen. Daß der in ihm behandelte Vorgang, die Liebe eines Diamantendiebes und Banditen ersten Ranges zu einem unschuldigen Mädchen, das in seinem Hause als Erzieherin seiner Kinder lebt, an und für sich wahrscheinlich wäre, möchten wir nicht behaupten. Aber was geschehen kann, den Leser über dieses Gefühl während der Lektüre hinwegzutäuschen und ihn zu zwingen, seine ungetheilte Aufmerksamkeit den Worten des Erzählers zu widmen, das hat Florence Warden gethan und sich dadurch einen Erfolg gesichert, der nicht mit dem Tage untergehen wird. Die unheimliche Schwüle der ganzen Atmosphäre, in die wir gleich auf den ersten Zeilen ihres Romans versetzt werden, verläßt uns keinen Augenblick während des ganzen Verlaufs der sonderbaren Vorgänge, die uns hier berichtet werden. Der Roman gehört zu den sogenannten Ich-Romanen; das Talent der Verfasserin für das von ihr gewählte Genre ist erstaunlich.

6. Giovannino oder den Tod! Dreißig Procent. Erzählungen von Mathilde Serão. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von Anna Dulk. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 9. Jahrgang. Band 25.) Stuttgart, Engelhorn. 1893. 8. 50 Pf.

Mathilde Serão ist eine Erzählerin, die auch von den Männern ernst genommen zu werden verdient. Was keine der deutschen Colleginnen, von denen wir diesmal gesprochen haben, in den behandelten Werken zu leisten verstanden hat, zeichnet ihre beiden kurzen Novellen vortheilhaft aus: ein tiefes psychologisches Verständniß und eine consequente Durchführung der Charaktere. Vermöge dieser Kunst schafft sie Gestalten, die sich dem Gedächtniß fest einprägen und sich in haarscharfen Umrissen vor unserm geistigen Auge erheben. Sie gehört zu den tüchtigsten Vertreterinnen des heute in Italien so verbreiteten Verismus in der Literatur, und wenn ihre Stoffe bei dieser ihrer naturalistischen Richtung auch meist nichts Anziehendes haben, sondern weichherzige Gemüther meist durch ihre unerbittliche Tragik abstoßen, so kann uns dies jedoch nicht hindern, den literarischen Werth ihrer Novellen anzuerkennen. Gerade an ihnen zeigt sich, was die geschickte Behandlung zu thun vermag. Auch diesmal wieder ist der Gegenstand gewöhnlich. Ein junges Mädchen, Chiarina mit Namen, die Stieftochter einer schändlichen Wucherin, liebt einen jungen Mann, Giovannino, der um ihre Hand anhält, um durch das Geld der künftigen Schwiegermutter in den Stand gesetzt zu werden, sein bequemes Faulenzerleben fortzusetzen. Die Stiefmutter, die anfangs von dem Heirathsproject nichts wissen will, schon aus Neid und Eifersucht auf Chiarina, die sie mishandelt, wie sie ihren Mann mishandelt hat, willigt endlich ein, weiß aber Giovannino so an sich und ihr unsauberes Geschäft zu fesseln, daß er sich hinter dem Rücken seiner Braut dazu hergibt, ihren eigenen Liebhaber zu machen. Als Chiarina, die auf ihre Liebe alle ihre Hoffnungen gesetzt hat, das Verhältniß der beiden entdeckt, nimmt sie sich das Leben, indem sie sich zum Fenster hinausstürzt. Das ist der ganze Inhalt der ersten der beiden hier vereinigten Novellen, gewiß nicht sehr sympathisch dem Gegenstande nach, aber die Kunst der Darstellung und die vorzügliche Charakteristik aller in ihr auftretenden Personen verleiht ihr einen entschiedenen literarischen Werth. Auch bei der zweiten Novelle steckt in dieser Knappheit und Kürze, die verbunden ist mit einer seltenen Lebendigkeit und Anschaulichkeit, ein bedeutendes Stück schriftstellerischer Kunst, und wenn die Masse unserer deutschen Romanschreiberinnen nur ein kleines Bruchtheil davon ihr Eigen nennen könnten, würden wir keinen Augenblick anstehen, ihre Mitwirkung in der Literatur mit Freuden zu begrüßen.

H. A. Lier.

Land und Geld.

1. Weder Communismus noch Kapitalismus. Ein Vorschlag zur Lösung der europäischen Frage von C. Jentsch. Leipzig, F. W. Grunow. 1893. 8. 4 M. 50 Pf.
2. Geschichte des modernen Reichthums in biographischen und sachlichen Beispielen von E. Schmidt-Weißenfels. Berlin, O. Seehagen. 1893. Gr. 8. 6 M.

Auf eigener Scholle „den väterlichen Kohl" zu bauen, ist seit alten Zeiten der Mehrzahl der Menschen als Inbegriff irdischen Glücks erschienen. Denn dieses im buchstäblichen Sinne „irdische" Gut ist aller idealen, geistigen Güter Quelle. Es hat für unser Volk eine Zeit gegeben, da fast jeder Volksgenosse ein Stück Land sein eigen nannte: in jenen glücklichen Jahren des frühen Mittelalters schwieg darum jener Wunsch; sobald aber das gefräßige Ungethüm, das die moderne historische Schule „Geldwirthschaft" nennt, in die Welt trat, gab es auch Menschen, die, der Mutter Erde entfremdet, sich nach der Mutter Erde sehnten. Und seitdem wir ein Deutsches Reich errichtet haben und der deutsche Boden auch räumlich nicht mehr ausreicht, uns alle behaglich zu beherbergen, geschweige denn zu ernähren, setzen Millionen Deutscher ihren Fuß auf ein Land, von dem ihnen nicht eines Strohhalms Breite zugehört und in das sie nicht einmal ein Radieschen einzupflanzen berechtigt sind. Darum rufen wir wieder, nur in einem andern Sinne, wie jener Matrose des Columbus: Land! Land! Der spanische Bursche im Mastkorb wollte sagen: Gott sei gedankt, daß wir's haben! Wir armen Deutschen in unserm Käfig meinen: Gott sei's geklagt, daß wir's nicht haben!

Es ist eine Genugthuung für alle, die unter dem Drucke der bösen Zeitläufte leiden, daß ein so bedeutender Mann wie Karl Jentsch in jenem Rufe der Sehnsucht einen Ruf des guten Rechts nachweist. Denn das ist der Zweck und der beherrschende Inhalt seines neuen glänzenden Buchs „Weder Communismus noch Kapitalismus" (Nr. 1), daß er uns nachweist, wie alle Pein beseitigt, alle Noth gehoben, alle Sehnsucht gestillt, aller Unfriede geschlichtet, alle Krankheit und Verkrüppelung geheilt werden wird, wenn wir wieder Land bekommen, darauf zu wohnen und zu arbeiten. Denn „Land ist Brot", so schließt er sein Buch und so klingt es, kunstvoll variirt, durch sein Buch.

Wir haben uns schon einmal mit diesem merkwürdigen Manne beschäftigt, der so himmelhoch aus dem Schwarm ragt. Was wir damals an Lobsprüchen und Beifall ersinnen konnten, haben wir ihm gespendet; wir wußten nicht, wer er war und wo er lebte, aber wir fühlten, daß dieser titellose „Karl Jentsch" ein tiefer und weiter Geist sei. Die mittlerweile gemachte Erfahrung, daß der größte Theil des „gebildeten" Publikums an den „geschichtsphilosophischen Gedanken" vorübergegangen ist,

betrübt uns zwar sehr, doch fügt sie zu dem innern Recht noch ein äußeres hinzu, um bei dieser zweiten Gelegenheit unsere schwache Stimme wieder zu erheben und zu rufen: in diesem Manne ist uns, wenn wir ihn nur hören wollen, ein Prophet erstanden.

In zwei entgegengesetzten Möglichkeiten pflegt die landläufige Anschauung unsere wirthschaftliche und damit unsere staatliche und menschliche Entwickelung endigen zu lassen: entweder die Socialdemokratie siegt und dem Einzelnen bleibt nichts, woran er sein Herz und dessen ureigene Triebe hängen und wenden kann, alles wird gemeinsam und damit gemein, oder aber der Besitz von Geld, von Land, von Brot geräth ganz in die Hände einzelner Weniger und alle andern bilden ein Heer von sklavisch verkümmernden Existenzen, deren Zweck und Mittelpunkt ganz außer ihnen selbst liegt. Jenes nennt man den Communismus, dieses den Kapitalismus. Dem Entweder — Oder dieser für alle Verständigen gleich schrecklichen und trostlosen Anschauung setzt Jentsch sein Weder — Noch entgegen: es gibt eine dritte Möglichkeit, das ist die Wiederbesinnung des Volks und seiner Führer auf die natürlichen Daseinsbedingungen, die in frühern Zeiten das Glück ganzer Geschlechter begründet haben und die auch heute noch vorhanden sind, weil sie in der menschlichen Natur und den menschlichen Trieben begründet sind. Diese Daseinsbedingungen fassen sich in dem einen Worte zusammen: Grundbesitz. Das klingt zunächst, gelind gesagt, wie eine Utopie, eine jener thörichten Schwärmereien, die, weil sie so gar weit von jeder Möglichkeit der Erfüllung abirren, gerade dem Gegentheil dessen dienen, was der Ersinnende beabsichtigte. Man muß aber mit Jentsch den Weg durchlaufen, der ihn zu seiner Forderung führt, und dann den weitern, auf dem er uns die Erfüllung der Forderung zeigt. Wir wollen dem Leser nichts davon verrathen, um ihn desto eher zur Lektüre des Buchs zu reizen. Freilich „das Land, das uns fehlt, wächst uns nicht von selber zu" und so mag, was Jentsch nicht etwa als seinen Vorschlag, sondern als eine sichere Entwickelung der Dinge darstellt, nicht ohne Blut und Opfer an augenblicklicher Wohlfahrt abgehen; aber darauf kommt es bei einer Wahl zwischen dauerndem Elend und künftigem Glück gar nicht an, und daß das deutsche Volk ein Volk tapferer That sei, wird von Zeit zu Zeit die Geschichte ohnedies erweisen müssen, damit es nicht in Vergessenheit gerathe.

Auf eins wollen wir den Leser noch hinweisen, was ihn, wenn er nicht mit den Schlußforderungen Jentschens übereinstimmt, auch für den Widerspruch reichlich entschädigen wird, das ist die Fülle von zweifellos richtigen und mit herzerquickendem Freimuth ausgesprochenen Beobachtungen über unser ganzes sociales und politisches Leben. Was auf den köstlichen Seiten über die „Aufgaben des Staats" und über „die Uebervölkerung und die Noth der Landwirthschaft" gesagt wird, das ist unsers Wissens überhaupt noch nicht gesagt worden und kann so nur von einem Manne gesagt werden, bei dem so tiefe Kenntnisse und so tiefes Urtheil sich so glücklich mischen und durchdringen.

Wir fügen der Anzeige dieses Buchs die eines andern hinzu: „Geschichte des modernen Reichthums in biographischen und sachlichen Beispielen" von Schmidt-Weißenfels (Nr. 2), das mit jenem freilich nur durch unsere Ueberschrift verknüpft werden kann. Sonst bietet sich kein Vergleichspunkt. Dort die tiefeindringende Reflexion eines im besten Sinne subjectiven Geistes, hier die leichte Aneinanderreihung bloßer, wenn auch recht interessanter Thatsachen und eine sichtbare Freude des Verfassers an überraschender Thatsächlichkeit. Man liest auch solch ein Buch gern, denn es gewährt einen guten Einblick in die Geschichte des Kapitalismus und in die vielfältigen Ursachen, aus denen er hervorgewachsen ist. Ein kurzer Ueberblick über die Privatreichthümer in der alten Gesellschaft in den europäischen Ländern ist als Einleitung vorausgeschickt. Der moderne Reichthum datirt erst von der großen Umwälzung des Erwerbslebens durch die technischen Erfindungen der Dampfmaschine, der Fabrikspinnerei, der Locomotive und des Dampfschiffes und durch den Aufschwung der chemischen Wissenschaft. An persönlichen Beispielen zeigt uns der Verfasser, wie, durch einzelne dieser Factoren oder durch das Zusammenwirken mehrerer, unternehmende Männer Reichthümer gesammelt haben, gegen die manche Königsschätze Kinderspiel sind. Auch der Rückschlag des Großkapitals auf die socialen Verhältnisse wird von Schmidt-Weißenfels in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen, und das ist der Abschnitt des Buchs, in dem sich das Interesse über das mehr Anekdotische erhebt. Er setzt in populär-klarer Form das Verhältniß des Arbeiterthums zum Kapital auseinander, wie es sich je nach Zeit und Land und Betriebsgattung verschieden gestaltet hat; man erfährt das Erforderliche über Arbeiterassociationen in den Culturländern, über trades unions, über die Gründe und Zwecke der Streikbewegungen, und schließlich auch über die sehr interessanten friedlichen Ausgleichsorganisationen in Amerika und England. Auch über andere Dinge, z. B. über die Verwendung des Reichthums in der Wohlthätigkeit, gibt das Buch dankenswerthe Bemerkungen. So können wir es unsern Lesern wohl empfehlen.

F. Wychgram.

Feuilleton.

Von den neuesten Erscheinungen der englischen Literatur erwähnen wir zuerst ein zweibändiges, schöngedrucktes und in jeder Beziehung fein ausgestattetes Werk, in dem W. G. Collingwood „The Life and Work of John Ruskin" (London, Methuen u. Comp.; Boston, Houghton, Mifflin u. Comp.) eingehend geschildert hat. Es ist immerhin eine mißliche Sache, das noch nicht abgeschlossene Leben eines bedeutenden Mannes darstellen zu wollen, namentlich wenn der Betreffende sich so vielseitig erwiesen und so schroffe und überraschende Wandlungen durchgemacht hat wie der berühmte Kunstkritiker John Ruskin. Der Biograph steht seinem Helden zu nahe, um ihn richtig zu sehen und beurtheilen zu können und wird zu sehr durch persönliche Beziehungen beeinflußt, um ein treues Charakterbild von ihm zu zeichnen. Collingwood ist nicht nur ein warmer Freund und großer Bewunderer Ruskin's, sondern dürfte auch gewissermaßen als sein Schüler betrachtet werden; daher läßt er sich durch den Glanz des Meisters leicht blenden und in seinem Urtheile zu oft bestimmen. Alles was Ruskin thut, ist in Collingwood's Augen wohlgethan, und er ergeht sich zu oft in rhapsodische und rhetorische Bewunderung, wo eine scharfe und eingehende Kritik dem Leser weit dienlicher wäre. Das Werk zerfällt in vier Bücher, von denen das erste (1819—1842) in ausführlicher und anziehender Weise Ruskin's Abstammung, Erziehung, Familienverhältnisse, Liebeswerbung und Enttäuschung schildert und mit der Ablegung seines Examens zu Oxford schließt, aus dem er als Baccalaureus mit dem nicht sehr hohen Grad eines „honorary double fourth" hervorging. Er schrieb ein schlechtes Latein und verstand wenig Griechisch und auf der englischen Universität wurden ihm diese Mängel, trotz seiner Stärke in andern Disciplinen, verhängnißvoll. Im zweiten Buche (1842—1860) lernen wir ihn als Kunstkritiker und Verfasser seiner bedeutendsten Werke: „The Seven Lamps of Architecture", „The Stones of Venice" und „Modern Painters" kennen. Den allerersten Platz unter den modernen Malern wies er den historischen Landschafter J. M. W. Turner an, dem er durch übergebührliche, den Künstler selber oft in Verlegenheit setzende Verherrlichung bald in England zu großer und zum Theil unverdienter Berühmtheit verhalf. Diese Lobpreisung hat ihn jedoch nicht verhindert, 1851 kurz vor Turner's Tode eine zur Gunst des „Pre-Raphaelitism" verfaßte Broschüre zu veröffentlichen. Das dritte Buch (1860—1870) zeigt uns Ruskin in keinem besonders vortheilhaften Lichte als dilettantischen Staatswirthschaftslehrer, während das vierte Buch (1870—1892) hauptsächlich seine Thätigkeit als Professor an der Universität Oxford in Betracht zieht. Buchhändlerisch wie literarisch haben Ruskin's Werke einen außerordentlichen Erfolg gehabt; der bisherige Absatz wird auf 300000 Exemplare geschätzt, ohne die zahlreichen Broschüren und andern kleinen Schriften, die aus seiner Feder stammten, mitzurechnen.

Eine Biographie von ganz anderer Art und noch größerm Interesse für das allgemeine Lesepublikum ist „The Life of Captain Richard Burton by his wife Isabel Burton" (London, Chapman u. Hall, 2 Bde.). Nach einem äußerst bewegten und abenteuerlichen Leben ist Burton am 20. October 1890 zu Triest gestorben, wo er seit dem Jahre 1872 mit dem Amte eines britischen Consuls bekleidet war. Er soll auch auf dem Sterbebette Katholik geworden sein; ob diese Bekehrung aus innerer Ueberzeugung oder blos aus Gefälligkeit gegen seine frommkatholische Gattin geschehen sei, müssen wir dahingestellt sein lassen. Ein Mann, der dem Sûfismus unter den Sûfis, dem Brahmanismus unter den Bramahnen und dem Mohammedanismus unter den Mohammedanern zu huldigen pflegte und alle Religionen als gleich falsch und gleich wahr zu betrachten schien, hätte sich leicht entschließen können, zur Beruhigung seiner lieben Frau diese letzte Rolle zu spielen und sich in die alleinseligmachende Kirche aufnehmen zu lassen. Er besuchte die Universität Oxford, fand aber keinen Geschmack an der ihm dort vorgeschriebenen gelehrten Laufbahn, machte dumme Streiche und wurde schließlich relegirt. Darauf kaufte ihm sein Vater eine Offiziersstelle und er begab sich nach Indien. Was für ein Leben die Subalternen der indischen Armee in der Regel führen, wissen wir zur Genüge aus Rudyard Kipling's realistischen Erzählungen. Der junge Burton betheiligte sich gern an allen Strapazen, Vergnügungen und körperlichen Uebungen, aber statt die übrige Zeit als Faulenzer in den Baracken und Kasernen zu vergeuden, widmete er sich mit Eifer dem Studium der Landessprachen, in denen er die Prüfung mit Auszeichnung bestand. Auch durch freundlichen Verkehr mit den gebildeten Eingeborenen lernte er ihre Sitten, Gewohnheiten und Lebensanschauungen gründlich kennen. Wegen dieser Kenntnisse und dieses Umgangs wurde er von seinen Kriegskameraden „the white nigger" (der weiße Neger) genannt; denn alle Indier werden von britischen Soldaten und Unterbeamten durchweg als „niggers" bezeichnet, da sie von einer Blutsverwandtschaft mit diesen dunkelfarbigen Ariern nichts wissen oder wissen wollen. Die Tüchtigkeit des „weißen Negers" wurde bald von Sir Charles James Napier anerkannt, der ihm eine Stelle an seinem Generalstab gab und ihn auch als Dolmetscher im Kriege gegen die Sikhs verwendet. Seine großen Sprachkenntnisse kamen ihm ferner sehr zu statten, als er 1853 in mohammedanischer Verkleidung eine Pilgerfahrt nach Mekka und Medina unternahm und glücklich ausführte. Aeußerst spannend und belehrend ist seine 1855—1856 zu London erschienene Schilderung dieses gewagten Unternehmens. Während dieses Werk unter der Presse war, machte er die gefahrvolle ostafrikanische Expedition nach der Stadt Harar und war der erste Europäer, der dorthin gelangte. Außer den Beschreibungen seiner wiederholten Reisen nach verschiedenen Theilen Afrikas und den Aufzeichnungen über einen Ausflug nach Nordamerika und den Besuch der Mormonenstadt, hat er eine vortreffliche Uebersetzung der „Tausendundeine Nacht", die ihm 10000 Pfd. Sterling eingebracht haben soll, und eine Uebertragung der „Lusiade" und andere Gedichte des Camoens veröffentlicht. Die in seinem Nachlaß vorhandene Uebersetzung des „Wohlriechenden Gartens" hat seine Frau anstößig gefunden und vernichtet. Das ganze aus fast 1300 Seiten bestehende Werk leidet sehr an Weitschweifigkeit; dies gilt besonders vom zweiten Bande, dessen Inhalt wenigstens zur Hälfte mit Vortheil gestrichen werden könnte. Bei weitem am interessantesten und werthvollsten ist der erste Band, der auch Burton's Selbstbiographie enthält, die nur 100 Seiten umfaßt und leider unvollendet geblieben ist, aber ein klares und treues Bild des Mannes in den Hauptzügen seines Charakters gibt.

Das dritte uns vorliegende Werk, Donn Piatt's: „Gen. George H. Thomas: A Critical Biography" (Cincinnati, Robert Clarke u. Comp.), wird den beabsichtigten Zweck des Verfassers jedenfalls vollständig erreichen, wenn dieser darin bestehen soll, die Geduld jedes einsichtigen und rechtschaffenen Lesers auf eine harte Probe zu stellen und den gutherzigsten und langmüthigsten Recensenten zum gerechten Zorn zu reizen. Im wesentlichen ist das Buch eine 658 Seiten starke Schmähschrift und sollte eher a captious and calumnious als „a critical biography" heißen, da es dem Herrn Donn Piatt hauptsächlich darauf ankommt, unter dem Vorwande, den Lebenslauf des Generals Thomas zu schildern, wozu er eigentlich nichts Neues liefert, die weit bedeutendern Feldherren Grant, Sherman und Sheridan zu verleumden. Der General Thomas war übrigens ein tüchtiger und tapferer Soldat

und edeldenkender Mann, der sich über das Verfahren seines unberufenen und unbesonnenen Biographen entrüsten und für eine derartige Verherrlichung bedanken würde.

— Eine Fülle von Abbildungen bietet der soeben zur Ausgabe gelangende „Illustrirte Weihnachtskatalog von F. A. Brockhaus in Leipzig", dieser seit Jahren als vorzüglich bewährte literarische Berather. Obenan steht Brockhaus' Konversations-Lexikon mit seiner Jubiläumsausgabe, die vorliegende Besprechungen der angesehensten Blätter als unübertreffliche Leistung bezeichnen. Sechs ganzseitige Tafeln, darunter eine Chromotafel, versuchen dem, der den „Brockhaus" noch nicht kennen sollte, eine Probe der reichen, meisterhaften Abbildungen zu geben. Von andern Werken fällt die „Orientreise des Großfürsten-Thronfolgers von Rußland" in die Augen, ein Prachtwerk ersten Ranges. Durch die Ausgabe in Lieferungen ist ihre Erwerbung allen Kreisen möglich. Eine Zierde des Verlags bilden auch die Werke von Schliemann, Gregorovius, Carriere, Schopenhauer, Bodenstedt, denen sich die Elite der Forschungsreisenden mit ihren hervorragendsten Werken anreiht; wir finden Emin Pascha, Wißmann, Hauptmann Morgen, Schweinfurth, Stanley, Nordenskiöld und andere berühmte Namen vertreten. Ein besonderes illustrirtes Verzeichniß von Reisewerken mit einer größern Anzahl von Werken erscheint gleichzeitig. Die Kataloge sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

— Auf das große Geschichtswerk Jäger's: „Weltgeschichte in vier Bänden", das sich durch lichtvolle Darstellung, wissenschaftliche Gründlichkeit und geschichtlich zuverlässige Illustrirung vortheilhaft auszeichnet, sei als auf ein vortreffliches Weihnachtsgeschenk für jung und alt hier nochmals aufmerksam gemacht. Von der Lieferungsausgabe (54 Lieferungen zu je 60 Pf.) sind soeben Lief. 21—32 erschienen. Das Werk ist aber auch jetzt schon vollständig und gebunden zu beziehen (Verlag von Velhagen u. Klasing in Bielefeld und Leipzig).

— Von früher ausführlich besprochenen bedeutenden Werken, die in zweiter oder dritter Auflage soeben erschienen sind, mögen hier erwähnt werden: „Der Schimmelreiter", Novelle von Th. Storm (3. Auflage, Verlag der Gebr. Paetel in Berlin) und „Aus meiner Studienzeit, Erinnerungen von Heinrich Hansjakob" (2. Auflage, Verlag von G. Weiß in Heidelberg).

— Unter dem Titel „Meine Kinderjahre" wird Th. Fontane demnächst einen autobiographischen Roman im Verlage von F. Fontane in Berlin veröffentlichen.

Bibliographie.

Eschricht, E., Kolsas Braut. Roman. Leipzig, C. Reißner. 8. 3 M.

Grotthuß, J. E. Freiherr v., Das baltische Dichterbuch. Reval, F. Kluge. Gr. 8. 6 M.

Hildeck, Leo, Abseits vom Wege. Zwei Erzählungen. Dresden, H. Minden. 8. 2 M.

Ratzenhofer, G., Wesen und Zweck der Politik. 3 Bde. Leipzig, F. A. Brockhaus. Gr. 8. 20 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien das

≡ Prachtwerk ersten Ranges ≡

Orientreise des Grossfürsten-Thronfolgers von Russland.

In Allerhöchstem Auftrage verfasst von **Fürst E. Uchtomskij.**

Aus dem Russischen übersetzt von **Dr. H. Brunnhofer.**

Mit über 400 Abbildungen in Holzschnitt und ca. 8 Kunstblättern in Heliogravüre und Stahlstich nach Zeichnungen des Malers **Karasin** und nach Photographien.

Erster Band: Griechenland, Aegypten, Indien.

Folio. In Prachteinband mit Goldschnitt 55 M.

Auch in 30 Lieferungen à 1 M. 50 Pf. zu beziehen.

(Der zweite [Schluss-] Band erscheint 1894.)

Für Liebhaber kostbarer Werke ist eine **Luxusausgabe**, auf Velinpapier gedruckt, in wenigen Exemplaren veranstaltet. Der erste Band dieser Ausgabe enthält ausser den Abbildungen der gewöhnlichen Ausgabe 9 Heliogravüren, darunter 2 farbige, und kostet elegant in Saffian gebunden, mit reicher Deckenpressung in orientalischem Stil und mit Goldschnitt, 150 M.

Ein illustrirter Prospect gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Religiöse Reden und Betrachtungen

für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen.

Von

Moriz Carriere.

Dritte mit kritischen Beigaben vermehrte Auflage.

Das vorliegende Werk ist bei seinem ersten Erscheinen auf eine Stufe mit Schleiermacher's „Reden über die Religion" und Fichte's „Reden an die deutsche Nation" gestellt worden und wie diese seine Vorgänger hat es einen heilsamen, tiefgehenden Einfluß auf die Gebildeten Deutschlands geäußert. Auch die neue, dritte Auflage wird jenen, die das Werk noch nicht kennen, eine Erhebung sein, ist aber infolge der Anfügung einer Reihe von Zusätzen auch für Besitzer früherer Auflagen von Werth.

Die dritte Auflage der „Religiösen Reden und Betrachtungen" bildet zugleich den 14. Band von Carriere's „Gesammelten Werken".

Isolde Kurz

Phantasieen u. Märchen.

Fein kartoniert M. 3.—

Bl. f. litt. Unterhaltung: Alles ist groß, männlich gedacht und gefühlt. — Die Sprache ist eine **wunderschöne**, vollklingend, rauschend und einschmeichelnd. Es **wird wenig Prosaschriften geben, die es diesem Buche hierin gleichthun.**

Gedichte.

Soeben erschienen: 2. **vermehrte** Aufl.

Gewählter Geschenksband M. 4.—

Allg. Ztg.: „Das sind Offenbarungen aus der Tiefe der Menschenseele von einer rückhaltlosen Offenheit und Deutlichkeit, die in der **deutschen Litteratur ihresgleichen suchen dürften.**"

Florentiner Novellen.

Soeben erschienen: 2. Auflage.

Stilvoller Originalband M. 5.50.

Frankf. Journal: „Wie mit ihren Gedichten in die Reihe der **ersten deutschen Dichterinnen**, so ist Isolde Kurz mit diesen Florentiner Novellen in die Reihe der **besten deutschen Novellisten** getreten. . . ."

G. J. Göschen, Stuttgart.

Vornehmes Geschenkwerk.

Neue Ausgabe 1893 in 1 Band

Klopstocks Leben u. Schriften

von **Fr. Muncker.**

Prof. der Universität München.

M. 12.—, in fein. Bibl.-Bd. M. 14.—

Gegenwart: Diese **geistvolle und feinsinnige** Klopstock-Biographie zeigt sich uns überall als ein harmonisches, trefflich geschriebenes, **im besten Sinne populäres Werk.**

Stuttgart, G. J. Göschen.

Soeben erschien **Katalog Nr. 221** m. antiquar. Bücherlagers, enth. Schönwissensch. Literatur — Curiosa — Werke über Kunst — Musikal. Literatur.

Versandt gratis und franco.

B. Seligsberg in **Bayreuth.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an Johanna Motherby

von

W. von Humboldt und E. M. Arndt.

Mit einer Biographie Johanna Motherby's und Erläuterungen herausgegeben von

Heinrich Meisner.

Nebst einem Porträt.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Diese zum ersten male veröffentlichten Briefe bieten einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik W. von Humboldt's und Arndt's, insbesondere des letztern, dessen Thätigkeit während der Befreiungskriege, Familien- und Seelenleben sie vorführen. Die vertraute Freundin beider, Johanna Motherby, deren Biographie nebst einem Porträt gegeben wird, tritt hiermit in den Kreis der berühmten Frauen zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hypatia,

oder

Neue Feinde mit altem Gesicht.

Von

Charles Kingsley.

Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa.

Mit einem Vorwort von

Christian Karl Josias Bunsen.

Sechste Auflage.

Zwei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

In Kingsley's berühmtem Roman „Hypatia", einem meisterhaften Lebens- und Sittengemälde aus dem 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, ist das letzte harte Ringen des Heidenthums mit dem mächtig vordringenden Christenthum im Rahmen der Lebensschicksale der schönen hellenischen Philosophin Hypatia geschildert. Der von Bunsen bei der deutschen Lesewelt eingeführte Roman erfreut sich allgemeiner Beliebtheit.

Die vorliegende sechste Auflage wurde im Preise wesentlich ermäßigt.

Belletristische Novitäten

aus dem Verlage der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Der Eisenwurm.

Roman von

Robert Byr.

2 Bde. Preis geh. M. 5.—; fein geb. M. 6.—

Rahu.

Roman von

Gregor Samarow.

3 Bde. Preis geh. M. 10—; fein geb. M. 13.—

Der gute Genius.

Roman von

E. Schmidt-Weißenfels.

Preis geheftet M. 3.—; fein gebunden M. 4.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg.**

Hohe Bleichen 34.

Soeben erschienen:

Novalis.

(Friederich von Hardenberg.)

Eine biographische Charakteristik

von

Just Bing.

M. 4.—, geb. M. 5.

Die

Philosophie des Metaphorischen

in Grundlinien dargestellt

von

Alfred Biese.

M. 5.—, geb. M. 6.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Urvaśi.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von Edmund Lobedanz.

Dritte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

in Pulver- u. Würfelform.

HARTWIG & VOGEL

Dresden.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig, 1893, Nr. 4.)

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 50. — 14. December 1893.

Inhalt: Ernst von Schiller und August von Goethe. Von Heinrich Düntzer. — Zur deutschen Literaturgeschichte. Von Anton Schlossar. — Dante und die Kunst. Von Ernst Lehmann. — Neue Erzählungen. Von Richard Opitz. — Ein neuer Roman von Felix Dahn. Von Adolf Brieger. — Militärisches. Von Victor Kurs. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Ernst von Schiller und August von Goethe.

Ueber den Lieblingssohn Schiller's schwebten bisher nur dunkle Gerüchte in der Luft, die durch einzelne urkundliche Mittheilungen wenig aufgeklärt wurden. Jetzt hat ein Verwandter des Verewigten, Oberlandesgerichtsrath Dr. Karl Schmidt in Colmar, aus den lautersten Quellen ein ausgeführtes Bild von ihm zu entwerfen gesucht. Vor uns liegt das erste Heft seiner Schrift. *) Die Einleitung bietet seinen Lebensgang. Leider schreckt derselbe durch eine kleinliche Umständlichkeit, wie man sie selbst bei den bedeutendsten Größen sich selten gefallen läßt, den Leser zurück. Auch schadet die offenbare Ueberschätzung dem vollen Eindruck; denn das deutsche Volk ist nicht so undankbar, daß ihm Schiller's Söhne gleichgültig sein könnten. Jedenfalls sind wir jetzt in Stand gesetzt, uns das Wesen, Streben und Wirken von Schiller's zweitem Sohne zu vergegenwärtigen, besonders wenn man einzelnes hinzunimmt, was der Lobredner übergangen hat. Hier möchten wir nur seiner auch im „Lebensgange" nicht berührten Freundschaft mit Goethe's August eingehend gedenken, da sie von ganz eigener Bedeutung ist.

Schon im Jahre 1796 war Schiller's noch nicht drei Jahre alter Karl im Hause der Frau von Stein der Spielkamerad des fünf Jahre ältern August Goethe; der herzliche Knabe schrieb sogar einige Seiten an Karlchen nach Jena, wo er ihn später wiedersah, auch seinen kleinen Bruder fand. Vom Gute Rosla machte August am 18. Juli 1799 einen Besuch bei Schiller. Der Vater schrieb diesem am folgenden Tag, sein August habe sich gefreut, Karl und Ernst wiederzusehen, auch von letzterm viel erzählt. Eines weitern Besuches vom 4. August, der seinen Kleinen recht große Freude gemacht, gedenkt Schiller. Im November ließ er, da seine Gattin schwer erkrankt war, seinen Karl in Goethe's Hause zurück, wie sehr er auch sonst jede Verbindung mit August's Mutter scheute. Karl freute sich seiner schmucken Jägertracht, während August sich in der Bergmannskleidung gefiel, in welcher er zuerst beim Bergmannszuge zu Ilmenau erschienen war. Nach Schiller's Uebersiedelung zu Ende des Jahres bildete sich zwischen den Familien der beiden Dichter eine engere Verbindung: die Kinder sahen sich häufiger und August fand besondere Freude an dem zarten, sehr aufgeweckten Ernst. Im Juni 1802 hören wir gar von einer Ordensgesellschaft der drei Dichterkinder, die natürlich von dem ältern August ausgegangen war, der schon ein eifriger Münzsammler geworden war. Cotta, der sich bei seiner Anwesenheit zu Weimar dieser engen Freundschaft gefreut hatte, ließ am 29. Juni in einem Briefe an Schiller auch die Jugend grüßen und fragte an, ob „die Früchte verzehrende Gesellschaft", launige Anspielung auf die alte „fruchtbringende", auch die Becher erhalten, die er ihr gesandt. Den Dank für die schöne Gabe sprach August im Namen der Gesellschaft aus; wenn Cotta einmal Weimar wieder besuche, würde sie sich die Freiheit nehmen, ihm den Gesellschaftsorden umzuhängen. Ernst besuchte erst im folgenden November die Schule. Die Mutter freute sich ganz besonders seiner leidenschaftlichen Lust am Lesen und Schreiben, ja sie glaubte schon in seinen Versleleien dichterische Anlage zu entdecken, die sie ermunterte. Als im Mai 1804 beide Knaben mit den Eltern in Berlin waren, verkehrten sie am Hofe mit dem Kronprinzen und Prinz Wilhelm. Der Kronprinz schloß Freundschaft mit dem zwei Jahre ältern Karl, wogegen der kleine Ernst sich etwas scheu zurückhielt und lieber bei der Mutter blieb. Durch die wiederholte längere Entfernung der Schiller'schen Familie von Weimar wurde auch August's Verbindung mit den Kindern gestört, und als Schiller im Herbst, von einer schweren Krankheit kümmerlich genesen, als ein gebrochener Mann zurückkehrte, war ein frohes Zusammensein der Kinder ausgeschlossen. Auch mochte schon jetzt der Unterschied der Jahre sich fühlbarer machen

*) Schiller's Sohn Ernst. Eine Briefsammlung mit Einleitung von Dr. Karl Schmidt. Paderborn, F. Schöningh. 1893. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

und der Gegensatz der Charaktere von August und Karl schärfer hervortreten. Zu Anfang des folgenden Jahres erkrankte Schiller von neuem; seit dem Februar litt Goethe an einer äußerst schmerzhaften Nierenkolik, deren Anfälle sich jeden Monat wiederholten. Freilich wird August vor seiner anfangs April 1805 zur Großmutter in Frankfurt angetretenen Reise sich von Schiller's Familie verabschiedet haben, aber die herzliche Verbindung war gelöst; selbst der jüngere Voß, der gemeinsame Hausfreund beider Dichter, konnte deren Herstellung nicht vermitteln. Als August voll von den bei der Großmutter genossenen seligen Tagen heimkehrte, hatte die letzte tödtliche Krankheit Schiller schon ergriffen. Sein am 9. Mai erfolgter Tod erschütterte Goethe so gewaltig, daß er Monate lang keinen Angehörigen der Familie sehen konnte. Aber auch in der Folge kam es nicht mehr zu herzlicher Vertraulichkeit, ja die Trauung Goethe's mit der Mutter seines Sohnes, die als eine sittliche That die auf Sitte und Würde haltenden Damen Weimars hätte versöhnen sollen, bildete eine neue Scheidewand; denn die jetzige Geheimräthin war ihnen verhaßt.

Ehe August am 4. April 1808 von Heidelberg abging, verabschiedete er sich auch bei Frau von Schiller, doch das nähere Verhältniß zu ihren Kindern hatte sich längst gelöst. Auf dem Gymnasium hatte er reifere Freunde getroffen, ja er verkehrte viel mit Schauspielern und Schauspielerinnen, ließ auch schon eine freilich hoffnungslose Geliebte zurück. Frau von Schiller sandte ihm eine Woche später ein selbstverfertigtes Andenken, das sie bei der Unruhe in ihrer Familie erst jetzt habe vollenden können. „Ich hoffe", schrieb sie dabei, „daß das Andenken an mich und meine Kinder länger in Ihrem Herzen ausdauern wird als diese leichte Arbeit. Doch sei es Ihnen indeß nur ein Zeichen, daß ich gern habe, daß Sie unser denken. Ich hoffe, daß Sie Karl's Freund in spätern Zeiten auch bleiben, und wenn er dem männlichen Alter entgegengeht, wird er Ihnen wieder gleichartiger werden als in den letzten Jahren hier der Fall sein konnte, weil Sie zu verschiedene Geschäfte und also auch Ansichten haben mußten, und während Sie dem Ernstern nachstrebten, er noch mit den Begriffen seines kindischen Alters im Streit war. Wenn er erst fühlen wird, daß nicht allein Antheil und Liebe, sondern auch ein vereintes Fortstreben und Fortschreiten Freunde aneinander kettet, so werden sich beide Gemüther in reifern Jahren wieder vereinigen und so zusammen einem Zweck entgegenstreben, zum Guten der Welt mitzuwirken." Daß Goethe sein Wohlwollen gegen die Kinder des verewigten Freundes nicht hatte erlöschen lassen, ergibt sich daraus, daß er Karl und Ernst nebst ihrem neuen Hofmeister Abeken am 18. December 1808 bei sich zu Mittag hatte. Ernst war damals schon ein federfertiger Dichter: zwei längere Dichtungen „Gustav Adolf" und „die Nixe der Saale" gehören dem Jahre 1808 an, ja für Weihnachten 1809 brachte er ein fünfactiges Drama „Coligny's Tod" zu Stande; den Stoff zur ersten und letzten Dichtung hatten ihm des Vaters geschichtliche Darstellungen geboten. Erst darauf wurde der junge Dichter Primaner des Gymnasiums, wo er es aber nicht lange aushielt; zwei Lehrer des Gymnasiums ertheilten ihm darauf Privatunterricht. Auf den dichterischen Lorber scheint er jetzt verzichtet zu haben, obgleich die Mutter es auch später noch an Ermunterung seines vermeintlichen Talents nicht fehlen ließ. Zwei belobte Gelegenheitsgedichte von 1810 sind eitel phrasenhaft.

Auch als August im Herbst 1809 von Heidelberg zurückkehrte, um in Jena weiter zu studiren, bildete sich kein Verhältniß zu Schiller's Kindern. Seine Mutter, der die vornehmen Damen ihre Stellung nicht gönnten, bildete noch immer eine Scheidewand ihrer Häuser. Im Herbst 1810 bezog Karl die Hochschule Heidelberg, um sich der Forstwissenschaft zu widmen. Dorthin zog es anderthalb Jahre später auch Ernst, in dem es gewaltig gärte. Sein unbestimmtes Sehnen trieb seine zarte, reizbare Natur, etwas Großes, seines Vaters Würdiges zu leisten; die noch immer schwankende Gesundheit steigerte seine Unruhe. Zunächst wollte er vorzüglich alte Sprachen, Physik, Mathematik und Staatengeschichte treiben, aber er folgte nur seiner Laune, noch zweifelhaft, welchen Lebensberuf er sich wählen sollte, doch neigte er immer mehr zur Rechtswissenschaft. Im Herbst 1813 besuchte er Weimar. Die traurigen Zeiten bestimmten ihn, zunächst auf ein Jahr nach dem freilich sehr vereinsamten Jena zu gehen, um juristische und kameralistische Vorlesungen zu hören.

Dem am 22. November erschienenen zündenden Aufruf des Herzogs an die Freiwilligen folgte Karl, den schon früher der Soldatenstand angezogen hatte. Den noch immer schwächlichen Ernst bestimmte der Wunsch der besorgten Mutter sich nicht den Freiwilligen anzuschließen. Auch Goethe's August hatte sich gedrungen gefühlt, dem Rufe des Vaterlandes zu folgen. Aber des Vaters Seele zerriß der Gedanke, den einzigen Sohn nutzlos dem Moloch des Krieges zu opfern. Deshalb gab der Herzog diesem einen dienstlichen Auftrag, und da der Dichter auch dadurch noch nicht beruhigt war, versprach er ihm, den Sohn in seiner angefangenen Laufbahn zu belassen. August und Ernst waren nebst dem nach Rudolstadt gegangenen Arthur Schopenhauer die einzigen jungen Leute angesehener weimarischer Familien, die nicht als Freiwillige sich meldeten, weshalb sie von den begeisterten Vaterlandsfreunden verachtet wurden. Diese gemeinsame Vereinsamung stiftete zwischen ihnen den Bund inniger Freundschaft. Goethe meldete Frau von Schiller, daß er ihren Ernst an Professor Eichstädt in Jena dringend empfohlen habe, da es für ihn als Juristen nothwendig sei, sich mit der lateinischen Sprache und den römischen Eigenthümlichkeiten näher bekannt zu machen. Diese erwiderte darauf am 2. Februar 1814: „Ich habe mit Rührung Ihren Antheil empfunden. In der Freundschaft des lieben Sohnes für Ernst habe ich manchen Trost schon empfangen; denn es ist mir so lieb, wenn die Söhne das Band, das die Väter so schön verbunden, weiter ausdehnen." Aber nicht blos die Vereinsamung, auch ein Herzenszug verband diese jetzt. Sie

Verlag von C. E. M. Pfeffer in Leipzig.

Die ewigen Räthsel

Populär philosophische Vorträge, gehalten im Literarischen Verein zu Baden-Baden

von

Rudolf von Wichert

Oberstlieutenant z. D.

Erste Serie 1889, Gr. 8° (II u. 112 S.) M. 1.50.

Der Instinct. — Das Gesetz der Erhaltung der Kraft. — Das Atom. — Das Problem der Sprache. — Der Kampf um die Seele. — Nothwendigkeit und Freiheit.

Zweite Serie 1890, Gr. 8° (I u. 128 S.) M. 1.50.

Raum und Zeit. — Das Schöne. — Sinn und Verstand. — Der Zweck im Weltall. — Wissen und Glauben. — Der Utilitarismus.

Das stärker und stärker mich begleitende Grundgefühl beim Lesen dieser Vorträge ist das der Bewunderung gewesen für den Reichthum naturwissenschaftlich-philosophischer Kenntnisse, gewürzt durch Dichtersprüche, zumal aus Goethe's Faust, welche mir hier bei einem alten Soldaten entgegentraten. — Die Vorträge behandeln lauter Fragen, welche für jeden nachdenkenden Gebildeten unserer Tage von hohem Interesse und tiefer Bedeutung sind; und er findet sie hier nicht in der schweren Sprache des Gelehrten, nicht in der leichten Rede des Phantasten, sondern in dem ernsten Tone einer nach innerer Klarheit ringenden Persönlichkeit dargestellt.
(Kreuzzeitung. E. H.)

Die Vorträge sind ein beredtes Zeugniß nicht nur für die Wissenschaftlichkeit dessen, der sie gehalten hat, sondern auch für die Bildung des Publikums, dem sie gehalten wurden. Auf dem Boden der wissenschaftlichen Forschung stehend, hält gleichwohl der Autor das Banner des Geistes über alles hoch; ein Reich der Freiheit vertritt er, das über dem Naturmechanismus waltet. Hierdurch entlastet er das Gemüth und klärt die Einsicht derer, welche von naturwissenschaftlichen Demonstrationen und Argumentationen beengt sind. Lichtvoll weiß er die Probleme darzulegen und seine Versuche der Lösung bieten mehr als der Titel „Die ewigen Räthsel" annehmen läßt. (Theologisches Literaturblatt. L. Rabus.)

Auch den Vorträgen der zweiten Serie können wir, wie denen der ersten, das Zeugniß ausstellen, daß sie ihren Stoff unter sachgemäßer Berücksichtigung der einschlägigen Literatur in einer gefälligen Form behandeln. (Deutsche Literaturzeitung. Alex. Wernicke.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von C. E. M. Pfeffer in Leipzig.

Der ersten Serie seiner philosophischen Vorträge läßt der Verfasser hier eine zweite folgen, welche durch gemeinfaßliche und fesselnde Darstellung von Fragen, welche mehr oder weniger unser Denken beschäftigen, sich hoffentlich ebensoviel Freunde wie jene erwerben wird. Die Fragen werden vom idealistischen Standpunkte aus fesselnd und erhebend behandelt, so daß die darin gegebene Anregung eine erbauliche im besten Sinne des Wortes ist. (Straßburger Post.)

Es vereinigt sich in allen diesen Abhandlungen eine auf vielseitigem und gründlichem Studium beruhende Wissenschaftlichkeit mit einer nicht gerade populären, aber doch sehr klar und verständlich gehaltenen Darstellung, Vorzüge, welche dieser Sammlung zu besonderer Empfehlung gereichen. Das Buch, welchem hoffentlich bald eine neue Sammlung folgen wird, dürfte vielen wissenschaftlich gebildeten und gegen diese tiefsten Fragen der Menschheit nicht gleichgültigen Lesern ohne Zweifel Befriedigung und Interesse gewähren. (Deutsche Revue. C. S.)

Auch die zweite Serie dieser Vorträge kann wie schon früher die erste von einer freisinnigen Kritik in ihrer Eigenart nur rückhaltlos anerkannt werden. Das ist keine Philosophie aus bloßen Begriffen, sondern aus einer lebendigen und selbst erfahrenen, geistvoll poetischen Anschauung heraus. In schwunghafter und blühender Form tritt uns hier ein Kern eigener und bestimmter philosophischer Weltansicht und Ueberzeugung entgegen, die hauptsächlich in dem Idealismus von Kant und Schiller ihre Wurzel und ihren Ausgangspunkt finden dürfte. Das ganze Streben des Verfassers wie die heute mehrfach zu beobachtende Wiederanknüpfung der Studien an Kant darf als eine erneute Hinweisung auf die Reinheit und Klarheit jener Epoche freudig anerkannt und begrüßt werden.
(Blätter für lit. Unterhaltung. Konrad Herrmann.)

Es ist erfreulich und anerkennenswerth, wie der Verfasser vom Kritizismus zu einer theistischen Philosophie aufsteigt.
(Literaturbericht für Theologie. Lic. Gl—d.)

Diese Vorträge verdienen Empfehlung, weil sie wirklich populär-philosophisch im besten Sinne des Wortes sind, und weil sie den Standpunkt eines vernünftigen Glaubens an Gott mit Wärme und Einsicht vertreten. Der Verfasser lehnt sich vorzugsweise an Kant und Lotze an, hat aber die gesammte philosophische Literatur der Gegenwart gründlich studirt und selbstständig verarbeitet. (Grenzboten).

Die Vorträge sind wegen ihrer idealen Tendenz, wegen ihres die besten wissenschaftlichen Resultate in klarer, gefundener Auffassung und lichtvoller, interessanter Darstellung darbietenden Reichthums dringend zu empfehlen. Der Leser wird in allen Vorträgen bestens Belehrung und sittliche Erhebung finden. (Theologischer Literaturbericht. K. P.)

Die vorliegenden Vorträge, welche auf reiche Beläge gestützt, ihre Themata in anschaulicher und durchaus sachgemäßer Weise behandeln, sind einem weiten Leserkreise angelegentlichst zu empfehlen. Der Standpunkt des Verfassers ist ein vermittelnder; er will in den Kämpfen der Gegenwart ausgleichen und findet festen Grund und Boden für seine Bestrebungen in der frei erfaßten Philosophie unseres Lotze. (Westermann's Monatshefte.)

Diese zweite Serie populär-philosophischer Vorträge schließt sich würdig an die von uns früher gewürdigte Reihe an. Die Themata sind nicht minder interessant, die Behandlung ebenso lichtvoll, der conservative Standpunkt wird ebenso unverrückt im Auge behalten und zur Geltung gebracht. (Philosophisches Jahrbuch. Dr. Gutberlet.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

fühlten sich beide von tiefster Verehrung der Geistesgröße ihrer eng verbundenen Väter durchdrungen, denen sie auch äußerlich glichen. August war eine ernste, treue, von leidenschaftlichem Feuer glühende, dabei echt praktische Natur; da er in seiner unselbständigen Stellung keine Befriedigung fand, ließ er sich vom sinnlichen Genusse fortreißen, wodurch er sich immer mehr zerrüttete und zeitweise ganz verwilderte. Auch Ernst vermochte nicht sich selbst zu beherrschen, er litt an stärkster Reizbarkeit, hing gern phantastischen Plänen und Träumen nach, wodurch er das stetige Wirken in der Gegenwart versäumte. Goethe bemerkte, er sei in sich gekehrt, wie es auch sein August war. Frau von Schiller äußerte noch im November 1817 ihrem ältern Sohne: Ernst habe zuweilen eine Melancholie, die sie traurig mache; hätte er auch Gründe, die ihn betrübten, so sollte er doch an dem Glauben einer göttlichen Leitung festhalten; noch scheine er das rechte Verhältniß des Lebens nicht gefunden zu haben, da er entweder zu froh oder zu trüb sei, kein Maß in seinen Kräften halte, sich zu viel oder gar keine Bewegung mache, zwei oder drei Nächte ohne Schlaf zubringen könne.... Das zunächst Folgende entzieht uns eine Lücke, die des Herausgebers Punkte andeuten. Zur Vermuthung, daß hier ein wildes Leben, worin August sich zuweilen hinreißen ließ, näher bezeichnet wurde, stimmt eine mir von Alfred Nicolovius berichtete Sage von dem ausschweifenden Leben, welches die beiden Dichtersöhne zuweilen zusammen getrieben. Die Mutter mag August als Verführer ihres Sohnes angesehen haben. Aus der Zeit, wo Ernst sich um eine Anstellung in Weimar bewarb, die im Grunde nur daran scheiterte, daß er die der Facultät durch Handschlag versprochene, vom Großherzog geforderte juristische Dissertation jahrelang nicht lieferte, aus den Jahren 1816 bis 1818 haben sich nur wenige Spuren vom Zusammenleben der Freunde erhalten. Im Juni 1817 führte August Ottilie von Pogwisch heim, in deren Hause Ernst befreundet war; die Hochzeit wurde auf Goethe's Wunsch im allerengsten Kreise gefeiert. Auf der Mansardwohnung des jungen Ehepaares, dem sogenannten Schiffchen, war Ernst ein werther Gast. Im folgenden Jahre stand er bei August's erstem Knaben Gevatter.

Seine Anstellung bei dem Kreisgerichte zu Köln im Juni 1819 war für Ernst ein großes Glück: sie entriß ihn einem stockenden, verworrenen, aufreibenden Leben, verscheuchte seine fiebernde Unruhe, seine leidenschaftliche Genußsucht und erfüllte ihn mit stolzem Selbstvertrauen. Der Mutter schrieb er: bald solle man ihn hochschätzen und bewundern; denn er heiße Schiller. War er auch kein großer Jurist, so versah er doch seinen Dienst mit guter Einsicht und der ihm, wie auch August, zu Gebote stehenden Klarheit und Redefertigkeit. Die Rhein- und Moselgegend that ihm wohl, und wie gut er es sich bei mundendem Wein in vertrauter Gesellschaft werden ließ, davon wußte Karl Simrock manches zu erzählen. Schon nach vier Jahren führte er eine Rheinländerin als Gattin heim, die sein Leben verschönte. Auch die Beförderung im Dienste fehlte nicht, wenn sie auch nicht so rasch erfolgte, wie sein Ehrgeiz sie forderte. Im Sommer 1824 sprach er auf der Rückreise von Berlin, wo er seine Versetzung an den Appellhof betrieben hatte, zu Weimar vor. Hier wurde er vom Hofe und von Goethe freundlich aufgenommen. Leider mußte er von einem traurigen Zerwürfnisse zwischen August und Ottilien hören, die beide abwesend waren. Wie glücklich fühlte er sich selbst, während August von Zeit zu Zeit das Opfer der ihn wild hinreißenden Leidenschaft war, und er sich weder im Hause noch in seiner äußern Stellung wohl fühlte, wenn er auch seine Geschäfte pünktlich versah und seinem Vater mit innigster Liebe ergeben war. Zwei Jahre später, nach dem Tode der Mutter kam Ernst wieder nach Weimar, diesmal in Begleitung seiner Frau; er hatte die Ordnung der Familienangelegenheiten zu betreiben und mit Goethe über die Herausgabe von dessen Briefwechsel mit seinem Vater zu verhandeln. Ernst war ein ebenso gewandter Geschäftsmann wie August. Mit diesem hatte er jetzt eine sonderbare Festfeier zu bestehen. Der auf dem Friedhof aufgefundene, von Goethe erkannte Schädel Schiller's sollte in dem Fußgestell seiner Kolossalbüste von Dannecker auf der großherzoglichen Bibliothek niedergelegt werden. Die zufällige Anwesenheit von Ernst erregte, vielleicht im Kanzler von Maltitz den seltsamen Gedanken, dieser solle den Schädel seines Vaters an Goethe's Sohn, als Vertreter des Vaters, der Bibliothek übergeben. Die wirklich aufgeführte „Todtengräberscene" fand großen Anstoß. Während seines vierzehntägigen, durch eine Reise nach Berlin unterbrochenen Aufenthaltes ergoß August seinen tiefen Schmerz in das Herz des Freundes, den er so glücklich sah. Wenn er im folgenden Jahre dem ihm fremden Holtei gegenüber sehr mittheilsam, mild, ja wehmüthig sich zeigte, wie viel tiefer und gemüthlicher mußte er dem aus der weimarischen Noth geretteten Freunde sein unheilbares Herzeleid erschließen! Die Worte, welche er nach der Abreise von Ernst auf ein Quartblatt von Conceptpapier unter der Ueberschrift „Abschied" hinwarf, sind erhalten. „Bin ich denn ganz allein? — Ich habe Vater ja, ich habe Frau, ich habe Kinder auch, doch keinen Freund! — Er schied!" Das Blatt, das keineswegs an Ernst gerichtet war, verdankte ich dem Wohlwollen von Alfred Nicolovius. Ich verehrte es der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar. Später wurde das von mir längst veröffentlichte Blatt von einem Besucher der Bibliothek neu entdeckt! Ob August und Ernst später Briefe gewechselt, weiß ich nicht; wahrscheinlich ist es nicht.

Die Freunde sahen sich nicht wieder. Schon rettungslos verloren, reiste August im Frühjahr 1830 nach Italien, wo er wieder auflebte, aber es war das letzte Aufflackern einer mächtigen Flamme. Erst wenn einmal das Goethearchiv August's Berichte an den Vater und andere Mittheilungen von ihm und über ihn der Welt vertraut hat, wird man über den Sohn des großen Dichters gerecht urtheilen können, der bei aller ihn zerstörenden leiden

schaftlichen Glut ein guter und bedeutender Mensch war. An Schiller's Geburtstag traf den Vater die Kunde von der Bestattung seines August bei der Pyramide des Cestius, wo er selbst einst zu ruhen gewünscht hatte. Wie tief mußte dieser freilich längst gefürchtete Verlust den trierer Landgerichtsrath Ernst von Schiller treffen! Eine so treue Seele, ein so feuriger Geist, eine so starke Willenskraft, eine so edle Gesinnung war hier vorzeitig der wilden Leidenschaft erlegen, aus deren Stürmen er selbst sich fern von Weimar glücklich gerettet fühlte. Heinrich Düntzer.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Der deutsche Minnesang. Eine Darstellung seiner Geschichte, seines Wesens und seiner Formen von Franz Lechleitner. Zwei Bücher. Wolfenbüttel, J. Zwißler. Gr. 8. 1893. 10 M.

Das vorliegende Werk ist seit längerer Zeit wieder der erste Versuch, eine Geschichte des deutschen Minnesanges und zwar in volksthümlicher allgemeinverständlicher Weise zu bieten. Der Verfasser, ein Tiroler, welcher vor einiger Zeit eine Zahl volksthümlicher tiroler Bauernspiele veröffentlicht hat, und mit dem Romane „Der Schreiber von Constanz", der ebenfalls zur Minnesängerzeit spielt, nicht ohne Glück hervorgetreten ist, liefert in den zwei Bänden über den deutschen Minnesang nicht nur eine literargeschichtliche Arbeit, sondern auch werthvolle Beiträge zur Geschichte der Cultur und Sitte und des geistigen Lebens in jener Zeitperiode überhaupt. Es war zweifellos überaus anregend für ihn, daß es ihm gegönnt gewesen unter den „Zinnen der Wartburg" selbst, wie aus dem Vorworte hervorgeht, sein Buch auszuarbeiten und an jener durch Dichtung und herrliche Geschichte geweihten Stätte den Spuren nachzugehen, welche die Glanzzeit mittelalterlicher Poesie zurückgelassen und die gerade mit der Wartburg vielfach in so naher Verbindung stehen. Wie angedeutet, haben wir es mit keinem streng wissenschaftlichen Fachwerke zu thun, doch ist der Verfasser nach allen Richtungen hin mit seinem Stoffe wol vertraut, und bringt ihm daneben auch noch eine hohe nationale Begeisterung entgegen, die sich nicht selten in diesem Buche in geradezu schwungvollen Sätzen geltend macht. Von Interesse sind auch die Beziehungen zwischen den Liedern der Minnesänger und manchen heute noch im Volke verbreiteten Gesängen, auf die Lechleitner an verschiedenen Stellen, insbesondere beispielsweise in dem vierten Kapitel des ersten Buchs: „Minnesang und Volkslied" hinweist. Daß seine Untersuchungen sich nicht nur der systematischen historischen Darstellung, sondern auch den ästhetischen Elementen nach verschiedenen Richtungen zuwenden, erweisen insbesondere Kapitel des zweiten Buchs wie: „Das Naturleben im deutschen Minnesang", „Humor, Pessimismus, Religiosität", „Die Frau im Minneliede", „Der Minnesang im Dorfe, an der Wanderstraße, in der Bürgerstube", „Der Minnesang in der Erinnerung des deutschen Volkes" u. a. m. Wie billig eröffnet ein Kapitel über den Minnesang in den romanischen Ländern das ganze Werk, worauf sich die Darstellung über „das Aufblühen des höfischen Lebens in Deutschland" anschließt. Es folgen nun die Ausführungen über das erste Vorkommen des Minnesanges auf deutschem Boden; bekanntlich machte er sich zunächst auf dem österreichischen und bairischen Gebiete geltend, wo zunächst an den Ufern der Donau oberhalb Linz der von Kürenberg seine Lieder ertönen läßt. Der Verfasser widmet weiterhin dem „ersten höfischen Minnesinger" Heinrich von Veldecke ein eigenes Kapitel, gedenkt dann in fesselnder Darstellung der Minnesänger „Von den Niederlanden bis zur Donau", der fürstlichen Sängerhöfe zu Thüringen, am Kaiserhofe der Hohenstaufen, am Hofe der Babenberger zu Wien, in Kärnten, in Böhmen und in Ungarn. Das Kapitel über „Die Formen des Minnesangs" weist den Unterschied zwischen Lied und Spruch und den Charakter beider Formen in zutreffender Weise, es macht auch mit der Art des Tanzes, der in so inniger harmonischer Verbindung mit dem Gesange erscheint, bekannt und mit dem engen Zusammenhange, in dem beim Tanzliede Melodie und Wort standen. Eine schöne Darstellung beschäftigt sich mit dem großen Minnesänger Walther von der Vogelweide, ein weiteres Kapitel mit der Wartburg und ihrer Bedeutung für die Entwickelung des Minnesanges sowie mit den historischen und fabelhaften Elementen des Sängerkriegs auf der „Deutschen Sängerburg". Nachdem der Verfasser noch die Beziehungen des politischen Lebens im 12. und 13. Jahrhundert zu dem Minnesange, sowie die Beziehungen des letztern zum Hohenstaufenhofe besprochen, bietet er im Schlußkapitel des ersten Buches Betrachtungen über die nationale Bedeutung des deutschen Minnesanges, er sieht in ihm den reformatorischen Geist, und in Walther von der Vogelweide den Vorgänger Luther's. Es ist schon angedeutet worden, nach welcher Richtung die Untersuchungen im zweiten Buche (Bande) des Werks hinweisen. Außerdem wird die systematische Darstellung über die Schüler Walther's, über die letzten ritterlichen Sänger, und über „die Meister" fortgeführt und in dem Kapitel über den „Minnesang in der Erinnerung des deutschen Volks" abgeschlossen, wobei der edlen Lieder Schiller's, Uhland's und der Poesien Geibel's und Scheffel's gewissermaßen als Nachhall aus jener Minnesängerzeit gedacht ist.

Lechleitner's Werk hat übrigens auch einen poetischen Theil am Ende jedes Bandes. Es findet sich in geschmackvoller Zusammenstellung daselbst eine Auswahl der schönsten und besten Lieder der Minnesänger, und zwar sowol in der Urschrift als auch in Uebersetzungen Simrock's und

Anderer. Verschiedene der Lieder und Sprüche scheint der Verfasser des Buches selbst übertragen zu haben, sie zeigen von der Gewandtheit und dem Geschick des Uebersetzers. Bezüglich der äußern Form dieser Proben wäre es vielleicht angemessen erschienen, den Urtext und die Uebersetzung nicht in zwei Gruppen aufeinanderfolgen zu lassen, sondern nebeneinanderzustellen, wodurch auf einen Blick Original und Uebertragung übersehen und zugleich geprüft werden könnte, auch würden die Schönheiten des Originals, das ja die beste Uebersetzung nie erreichen kann, dann erst recht ins Auge fallen. Für eine etwaige Neuauflage wäre diese Anordnung sehr zu empfehlen.

2. Die bardische Lyrik im 18. Jahrhundert von Eugen Ehrmann. Halle a. S., M. Niemeyer. 1892. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Was der Verfasser dieser fleißigen literarhistorischen Untersuchung unter der „Bardenlyrik" versteht, sagt er selbst auf Seite 77 seines Buchs. Es ist ihm danach für den Charakter des Bardenlieds dies allein entscheidend, „daß in dem Gedicht gesagt oder in seinem ganzen Charakter stillschweigend aber klar vorausgesetzt wird: der Dichter will als Barde singen, das Gedicht soll ein Bardenlied sein, oder daß dadurch, daß ein Gedicht einer altdeutschen Person, z. B. Thusnelda, oder einer Gesammtheit wie den Cheruskern in den Mund gelegt ist, eine deutliche Nachahmung altdeutschen Gesanges beabsichtigt wird." Von diesem Standpunkte ausgehend, behandelt Ehrmann seinen Gegenstand, zunächst an Klopstock und insbesondere an „Ossian" anknüpfend, dessen Fingal ja den Ausgangspunkt der Bardensänger bildet. Den deutschen Barden Denis, Haschka, Kretschmann (Rhyngulph), Gerstenberg u. A. wendet sich nun der Verfasser in eingehender Weise zu, schildert die Eigenart ihrer Dichtweise, nach verschiedenen Richtungen, und macht auf die charakteristischen Punkte derselben, vielfach durch eingestreute Probestellen erklärend, aufmerksam. Welche Vorwürfe sich die Bardensänger am liebsten zum Gegenstande ihrer Dichtung nahmen, wie die Behandlung und Ausführung erfolgte, wie der patriotisch-deutsche und der kriegerische Ton hervortreten, und der deutschen Mythologie sowie dem Leben der alten deutschen und nordischen Völker von den Bardensängern hauptsächlich im Liede Aufmerksamkeit zugewendet wurde, wird in dieser Darstellung ausführlich und klar geschildert. Die eigenartigen Formen des Bardengesanges erscheinen in dem Schlußabschnitte des Werkchens behandelt, welches insbesondere in dem „Quellenverzeichniß" am Ende eine hübsche bibliographische Zusammenstellung der Erstlingsdrucke einer Zahl von solchen Bardenliedern von 1763 bis 1809 bietet. Daß diese nicht ganz vollständig sein kann, erwähnt der Verfasser selbst im Vorworte, worin er zur Lieferung von Nachträgen aufmuntert, um die Aufgabe einer annähernd vollständigen Bibliographie der Bardenlyrik vielleicht später wieder einmal anzugreifen. Es hat in der That mit der Auffindung derartiger seltener Druckwerke seine eigenthümlichen Schwierigkeiten, doch dürfte Ehrmann insbesondere in Bibliotheken Oesterreichs, wo im vorigen Jahrhundert die Bardenpoesie überaus verbreitet erschien, noch manchen glücklichen Fund thun, der für sein Unternehmen von Werth wäre. Jedenfalls erscheint in dieser vorliegenden Schrift eine Partie unserer Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts fleißig behandelt, der bisjetzt wenig Aufmerksamkeit zugewendet worden ist. Wenn auch Einzelne sich mit Autoren beschäftigten, die als Vertreter der Bardenpoesie gelten können, so hat es sich doch zumeist um biographische Arbeiten gehandelt.

3. Sämmtliche Fabeln und Schwänke von Hans Sachs. In chronologischer Ordnung nach den Originalen herausgegeben von Edmund Goetze. Erster Band. (Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts Nr. 110—117.) Halle a. S., M. Niemeyer. 1893. 8. 4 M. 80 Pf.

Nachdem der durch seine Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit ausgezeichnete Literarhistoriker E. Goetze früher sieben Bändchen von den Fastnachtsspielen des Hans Sachs in dieser handlichen und dabei zugleich dank dem Entgegenkommen des opferwilligen Verlegers billigen Ausgabe edirt hat, erscheint nun, von seiner kritischen Hand bearbeitet und gesichtet, auch eine vollständige Sammlung der Fabeln und Schwänke des berühmten Nürnbergers. Es hat bisjetzt nur eine Ausgabe dieser Schwänke gegeben, welche absolute Vollständigkeit aufweist, nämlich jene in der großen Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart, die von A. v. Keller, später ebenfalls von E. Goetze herausgegeben worden ist. Allein diese Ausgabe ist eben nur den Vereinsmitgliedern zugänglich, und überhaupt nur für wissenschaftliche Kreise bestimmt. Von den Volksausgaben oder Ausgaben dieser Schwänke und Fabeln überhaupt, deren verschiedene seit dem vorigen Jahrhundert zum Theil sprachlich erneuert erschienen sind, hat keine absolute Vollständigkeit auch nur angestrebt, sondern nur eine Auswahl geboten. Und doch wird die staunenswerthe Thätigkeit Hans Sachsens erst aus einer Sammlung wie es die vorliegende ist, einem allgemeinen Leserkreise ganz klar, sowie nicht minder des Dichters Belesenheit und außerordentliches Wissen. Uebrigens bietet diese Ausgabe auch dem Fachmann vortreffliche kritisch gesichtete Texte, der Herausgeber hat überall, wo sie vorhanden war, die Handschrift benutzt, wo dies nicht der Fall gewesen, Einzeldrucke oder die erste Nürnberger Folioausgabe, zu deren Vergleichung die zweite oder dritte Folioausgabe herangezogen worden sind. Solche, und andere Vergleichungen von großem literarhistorischen Werthe werden bei jedem einzelnen Stücke beigefügt, auch fehlen die Lesarten der alten Ausgaben und Drucke nicht. Dieser erste Band, dem in nicht allzu langer Zeit ein zweiter nachfolgen soll, mit welchem die Sammlung abgeschlossen wird, enthält 200 Nummern, deren erste („die 18 schön eyner junckfrawen") von 1527 datirt ist, während die letzte („warumb die hünd den kaczen und die kaczen den mewssen so piter feint sein") das Datum des 20. Aprilis 1558 trägt. Es braucht wol nicht bemerkt

zu werden, welchen Werth eine solche vollständige Sammlung außer für den Literarhistoriker, auch für den Cultur- und Sittengeschichtschreiber, für Untersuchungen auf dem Gebiete der Volkskunde und in so mannichfaltiger Hinsicht für Vergleiche, Studien und Untersuchungen besitzt. Die Orthographie hat der Herausgeber nach der alten Vorlage genau beibehalten, und weder eine Uebertragung noch etwa eine Erneuerung des Sachs'schen Wortes versucht, mit vollem Recht, denn diese Stücke passen nur für den gereiften Leser, und keineswegs für lüsterne oder jugendliche Gemüther, der Humor, welcher in den Versen des Nürnbergers steckt, ist für letztere gar nicht verständlich, und solchen möge eine der erwähnten Ausgaben in Auswahl genügen. Der ernste Leser und der Forscher wird aber dem Herausgeber und Verleger für diese schöne Ausgabe zu besonderm Danke verpflichtet sein.

4. Beiträge zur Geschichte der deutschen Weihnachtsspiele von Dr. Wilhelm Köppen. Paderborn, F. Schöningh. 1893. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

In der nicht umfangreichen, aber mit großer Sorgfalt und voller Durchdringung des Stoffes verfaßten Arbeit, die hier erscheint, stellt der Verfasser Untersuchungen an über ältere und neuere Weihnachtsspiele, deren verschiedene Texte, soweit sie nicht gedruckt vorgelegen sind, sich W. Köppen in Abschriften zu verschaffen wußte. Da insbesondere in den letzten Jahrzehnten eine Zahl solcher Spiele zumal volksthümlicher Stücke aus verschiedenen deutschen Gebieten durch den Druck veröffentlicht wurde, so war dem Verfasser ein ziemlich reiches Material für seine Zwecke geboten. Zunächst behandelt er die lateinischen Weihnachtsspiele, welche bis ins 11. Jahrhundert zurückreichen, über deren Verhältniß zueinander er seine Beobachtungen mittheilt und sie begründet, sowie er die verschiedenen Entwickelungsphasen dieser alten Spiele näher charakterisirt. Es kann an dieser Stelle nicht der Zweck sein, der scharfsinnigen Untersuchung genau zu folgen, doch sei insbesondere auf jene Kapitel hingewiesen, welche den Beziehungen der volksthümlichen Spiele zueinander, und den Untersuchungen über diese Spiele gewidmet sind wie: „Das Sterzinger Weihnachtsspiel und sein Verhältniß zum hessischen Weihnachtsspiel", „Die Grundlage des Sanct Galler und der erlauer Weihnachtsspiele" und insbesondere die ausführliche Darstellung über „Hans Sachsen's Christi Geburt-Spiel in seinem Verhältniß zum volksthümlichen Weihnachtsspiel", wobei der Verfasser auf den sicher nachweisbaren und wahrscheinlichen Einfluß der Spiele des Hans Sachs auf die in den bairisch-österreichischen Ländern heute noch vorkommenden Weihnachtsspiele hindeutet, den Nachweis dieses Einflußes auf die übrigen Weihnachtsspiele deutscher Gebiete jedoch nicht als erbracht sieht. Die scharfsinnigen Erörterungen werden vielleicht hier und da Wiederstand finden, sind jedoch mit genauen Beispielen belegt, und bieten für so manche bisher nur vage Vermuthung eine feste sichere Grundlage.

5. Karl Gottfried Ritter von Leitner von Franz Ilwof. (Separat-Abdruck aus den „Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark". XLI. Heft.) Graz, Leuschner u. Lubensky. 1893.

Die vorliegende kleine biographische und literarhistorische, dem trefflichen Karl Weinhold zu seinem siebzigsten Geburtstage, gewidmete Schrift, zeichnet den Lebenslauf und die dichterische und literarische Thätigkeit des edeln als Nestor der österreichischen Dichter, im Jahre 1890 verstorbenen Poeten K. G. Ritter von Leitner in liebevoller Weise. Wir erhalten über den mit Unrecht fast Vergessenen, den schon G. Schwab und L. Uhland als trefflichen Balladendichter würdigten, eingehende Daten seines Lebens und Dichtens, sowie Andeutungen über den werthvollen literarischen Nachlaß Leitner's. Es wäre zu wünschen, daß dieser und eine Neuausgabe der schönen Poesien des Oesterreichers überhaupt sich eines Förderers in Verlegerkreisen bald erfreuen möchte.

Anton Schlossar.

Dante und die Kunst.

Der Verfall der italienischen Kunst beginnt, wo die Maler aufhören, Dante in sich zu tragen.
Peter von Cornelius.

Während die wissenschaftliche Danteforschung das Leben des Dichters und den Inhalt seiner Werke mit außerordentlichem Eifer und lohnendem Erfolge behandelt, sind die Untersuchungen, die der Kunstgeschichte zufallen, noch nicht in rechten Fluß gekommen. Jeder neue Beitrag, der zu den Quellen hinabreicht und schätzenswerthes Material ans Licht zieht, hat daher Anspruch auf den Dank der Dantefreunde.

L. Volkmann*) unterzieht vor allem eine stattliche Reihe von etwa dreißig figurengeschmückten Handschriften Deutschlands und Italiens einer eingehenden Betrachtung. Es sind ihm an siebzig Codices der Divina Commedia zu Gesicht gekommen. Fast in allen Ausgaben fällt, wie natürlich, der Hauptantheil der Abbildungen dem Inferno und Purgatorio zu, deren Scenerie und Handlung den Künstlern willkommenen, greifbaren Stoff in Menge bieten, während die Herrlichkeit des Paradieses, wo das Abstracte und Seltsame überwiegt, nur von den größern unter den Illustratoren, die dem Dichter zu folgen vermochten, mit bedeutenden Gestalten ihrer Vorstellungskraft bedacht worden sind.

Außer den rein erläuternden Darstellungen — von denen schon Brunellesco redet —, in denen Dante's Höllen-

*) Bildliche Darstellungen zu Dante's „Divina Commedia" bis zum Ausgang der Renaissance von Dr. Ludwig Volkmann. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1892. Gr. 8. 2 M.

und Himmelfahrt wie die Reiseroute in einer Specialkarte verzeichnet ist, sind zwei große Hauptgruppen von Illustrationen zur Divina Commedia zu unterscheiden: solche, die die Ereignisse schildern, und andere, die nur zum Schmucke des Werkes dienen sollen. Jene weisen den Künstler unmittelbar auf das Episodenbild und auf die discursive Malerei hin, in der eine Folge aneinander hervorwachsender Situationen in den Rahmen eines einzigen Bildes zugleich zur Darstellung kommt. Ihrer bedient sich Meister Botticelli ebensogut wie Luca Signorelli, um dem schnell dahinfließenden gewaltigen Stoffe Blatt für Blatt folgen zu können. Beide zeigen uns Dante und Virgil mehrmals auf dem Blatte, ja, im dritten Gesange des Paradieses zeichnet Sandro di Mariano den Kopf des Dichters in zwei verschiedenen Lagen, um das Wenden des Hauptes wirkungsvoll zur Darstellung zu bringen. An solche Nebeneinanderstellung verschiedener Zeitphasen auf einem Bilde auch der ersten Größen war man indes gewöhnt: Die Bilder Botticelli's an den Wänden der Sistina des Vaticans, die Reliefs Ghiberti's am Zenobiusschrein in Santa Maria del fiore und die Frescogemälde von Andrea del Sarto in Sant' Annunziata in Florenz u. a. bezeugen dies zur Genüge.

Unter den besonders schönen Handschriften mit Miniaturen sei hier nur der Codex Rom, Vaticana, Urbinati, Nr. 365, genannt, der mit 110 großen Miniaturen von feinster Ausführung geschmückt ist. Von ihnen hat Volkmann seiner Schrift zwei in Zinkographie nachgebildete Probeblätter beigegeben. Die Handschrift der Gymnasialbibliothek zu Altona enthält eine Anzahl Zeichnungen, die als Vorläufer der Botticelli'schen angesehen werden müssen.

Obwol das Werk Sandro Botticelli's ursprünglich auch eine Handschrift der Divina Commedia zierte, sind seine Zeichnungen doch Kunstwerke von durchaus selbständigem Werthe, von einer Größe und Hoheit, in der sie nur ein Künstler schaffen konnte, dessen schwärmerisches und nachdenkliches Gemüth ganz in den Mysterien der Dichtung aufging, eine „persona sofistica", wie Vasari ihn nennt, einen Poeten, der selbst einen Theil der Dante'schen Gesänge mit Erläuterungen versah. Seine Zeichnungen sind durch die Ausgaben von Lippmann und Strzygowski allgemein zugänglich geworden. Die Kupferstiche des Baldini, eines Künstlers, von dem wir nur den Namen kennen, sind zumeist vereinfachte Verkleinerungen der Botticelli'schen Arbeiten, und nur auf wenigen Blättern findet sich eine Zuthat eigener Erfindung. Eine kurze Besprechung der Holzschnittausgaben beschließt die Ausbeute des Quattrocento, und ein allgemeiner Ueberblick über die Art der künstlerischen Auffassung der einzelnen dichterischen Gestalten leitet in das 16. Jahrhundert hinüber.

Von den Künstlern des Cinquecento eröffnet Luca Signorelli den Reigen mit seinen Bildern zum Inferno und Purgatorio im Dome zu Orvieto; ihm folgt Michelangelo mit den beiden weiblichen Figuren zur Seite seines Moses in S. Pietro in vincoli in Rom, mit Lia und Rahel, wie sie die 27. Cantica des Purgatorio schildert. Außerdem findet sich bekanntlich in seinem jüngsten Gerichte sowol Christus, der „somme Giove", als der grause Fährmann der Unterwelt, wie er jeglichen, der zögert, mit dem Ruder schlägt, und der Höllenrichter Minos getreu nach Dante's Worten dargestellt. Die zweiundzwanzig Zeichnungen, die Federigo Zuccaro in Madrid vollendete, wohin ihn Philipp der Zweite berufen hatte, sind theils in Röthel, theils in Sepia oder mit der Feder ausgeführt und zeigen eine höchst geschickte und brillante Technik. In den Gestalten der Dämonen lehnt er sich an Signorelli und Buonarroti an; Helden und Dichter erscheinen in antiken Gewändern; seine Landschaften sind zwar virtuos ausgeführt, aber auch bereits mit phantastisch verschnörkeltem, architektonischem Beiwerke verunziert. Er wird also, entgegen der Vermuthung Lippmann's, die Zeichnungen Botticellis, wenn auch gekannt, so doch kaum nennenswerth verwendet haben. Zu gleicher Zeit entstanden in Florenz die Zeichnungen des Giovanni Stradano, eines geborenen Vlamänders Hans van der Straet, der sich im allgemeinen der Auffassung des Michelangelo nähert, hier und da aber auch seine nordische Abstammung nicht verleugnet, wie in der Wiedergabe der Teufel, die nicht als Dämonen, sondern in Thiergestalt auftreten. Die Holzschnittausgaben des 16. Jahrhunderts bilden das letzte Glied dieser Kette.

Von besonderm Interesse sind die in der Einleitung gegebenen Bemerkungen und Belege über Dante's persönliches Verhältniß zur Kunst, sowie über Dantebildnisse, soweit sie in den Darstellungen zur Divina Commedia vorkommen. Ein besonderer Aufsatz ist der Untersuchung gewidmet, inwieweit die Darstellungen des jüngsten Gerichtes auf Dante's Einfluß zurückzuführen sind.

Dem künstlerischen Werthe nach stehen die Botticelli'schen Zeichnungen die weniger bekannten Wandgemälde Signorelli's am nächsten.

Luca d'Egidio di maestro Ventura de' Signorelli, der Meister von Cortona, der „mit seinem jüngsten Weltgericht Orvietos hohe Tempelhallen schmückte", hat in der Cappella della Madonna di San Brizio unter seine gewaltigen Wandgemälde elf noch wenig bekannte Sockelbilder grau in grau gemalt, deren Stoffe den elf ersten Gesängen des Dante'schen Purgatorio entnommen sind. Mehr oder weniger ausführliche Beschreibungen dieser Bilder sind von Crowe und Cavalcaselle in ihrer Geschichte der italienischen Malerei, von Gsell-Fels in seinem Reisehandbuche und von Ludovico Luzi (il duomo d'Orvieto) gegeben worden, am eingehendsten aber hat sie Robert Vischer (Luca Signorelli und die italienische Renaissance) geschildert und besprochen. In der Geschichte der Renaissance von E. Müntz findet sich auch eine Probe des Kunstwerkes: das Medaillon zum fünften Gesange des Purgatorio, jene Scene, wo die hinter den Dichtern zurückbleibenden Seelen sich über den Anblick des noch im Fleische wandelnden „erhabenen Pilgers" nicht beruhigen

können, dessen Leib die Strahlen des Lichts nicht hindurchläßt. Aber erst in dem Werke von Franz Xaver Kraus*) erhalten wir einen vollständigen Einblick in die Gesammtheit der Signorelli'schen Dantebilder. Wenn auch, wie schon R. Vischer muthmaßt, die Ausführung der Wandbilder fremden Händen anvertraut worden ist, so gehen sie doch unmittelbar auf Zeichnungen Signorelli's zurück, die er in den Jahren 1500 bis 1502 entworfen hat. Kraus glaubt die Hand des Girolamo Genga aus Urbino zu erkennen, der wie Vasari berichtet, den Meister nach Orvieto begleitete und dort mit ihm zusammen wirkte.

Da Michelangelo's Zeichnungen zu Dante, die ein Exemplar der Ausgabe der Divina Commedia von 1481 schmückten, bei einem Schiffbruche zu Grunde gegangen sind, so nehmen die Grisaillen Luca's die zweite Stelle unter den Dante-Illustrationen ein; denn nur die Umrißzeichnungen von Sandro Botticelli übertreffen sie an Poesie und Reichthum der Darstellung. Die Bilder Luca's zeigen aber größere Eigenthümlichkeit und schmiegen sich dem Genius des Dichters und seiner „zornerglühenden Seele" noch inniger an.

Kraus gibt zu jedem der in Lichtdruck getreu wiedergegebenen Bilder die Stelle der Gedichte, auf die die Zeichnung Bezug nimmt, und fügt die nöthigen geschichtlichen und literarischen Erklärungen hinzu. Ueber die Entstehung der Bilder ist leider nur wenig ermittelt worden. Kraus führt dabei die Reihe der frühern Dante-Illustratoren, der Vorläufer Signorelli's an, auf die einzelnes in seinen Bildern zurückgehen dürfte; am ehesten scheint ihn ein Werk aus Giotto's Schule, das sich seinerzeit im Besitze des Matthias Corvinus befand, hier und da unterstützt zu haben. Im allgemeinen darf auch der Einfluß der aus Dante's Geiste hervorgegangenen Schöpfungen Orcagna's und namentlich der Werke des Fra Angelico als sicher angenommen werden: Wie sich hier im Purgatorio die Seelen um Dante drängen, so sehnsüchtig und verlangend eilen sie im Limbo des Angelico auf den Erlöser zu.

*) Luca Signorelli's Illustrationen zu Dante's „Divina Commedia" zum ersten mal herausgegeben von Professor Dr. Franz Xaver Kraus. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1892. Gr. 4. 12 M.

Unter den Bildnissen, die Luca Signorelli in dem Beiwerke zu seinen großen Wandbildern in der Kapelle unserer lieben Frau gemalt hat, befindet sich auch ein Porträt Dante's, das auch in dem Kraus'schen Werke Aufnahme gefunden hat. Obwol nach Tausenden zählend, sind fast alle Dantebildnisse, Erzeugnisse der Phantasie in Anlehnung an Boccaccio's Beschreibung der Persönlichkeit des Dichters (La Vita di Dante) — darnach hat er mindestens zeitweilig einen Bart getragen — entstanden. Da im Jahre 1321 noch niemand an Todtenmasken gedacht hat, so ist auch die Echtheit der „Maschere", seien sie nun in den Uffizien von Florenz oder im Besitze von Seymons Kirkup, ein Wahn; sie können allerhöchstens dem 15. Jahrhundert entstammen. Den meisten Anspruch auf Echtheit und Aehnlichkeit hat noch immer das Bildniß in der Kapelle des Bargello zu Florenz, das der mit Dante befreundete Giotto ausgeführt hat.

Bedenkt man, wie wenig die zeitgenössischen Porträtmaler leisteten und welche Veränderungen ihre Werke im Laufe der Jahrhunderte erlitten haben, so wird der Zweifel verständlich, mit dem der Kenner auch an alte Bildnisse des Dichters herantritt. Von spätern Bildnissen kommt nur noch das Tafelbild des Domenico di Francesco di Michelino, eines Schülers von Fra Angelico, im nördlichen Seitenschiffe des Florentiner Domes in Betracht. Den immer wiederkehrenden Typus des Dantekopfes hat Raffael im Parnaß und in der Disputa in vollendeter Weise idealisirt und ausgebildet. Mitten inne steht Luca Signorelli's Brustbild; auch von ihm wird noch ein Reflex der persönlichen Erinnerung an die leibliche Gestalt des Dichters ausgehen, wie sie sich einst in den jetzt zerstörten Fresken Gaddi's wiederspiegelte.

Die Dantebilder konnten keinen bessern Interpreten als Franz Xaver Kraus finden; man steht sofort unter dem Eindrucke, daß der Verfasser dieser Erklärungen ganz in Dante's Dichtungen aufgeht. Man fühlt es aus seinen Worten heraus, daß er sich vor den Kämpfen der Gegenwart zu ihnen geflüchtet und in seiner Einsamkeit ganz der Kunst, dem Suchen nach Wahrheit in der Gestalt des Schönen hingegeben hat.

Ernst Lehmann.

Neue Erzählungen.

1. Kaptein Meerrose und ihre Kinder. Erzählung in drei Bänden von Balduin Möllhausen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1893. 8. 12 M.
2. Neben der Liebe. Wiener Sitten von Hermann Bahr. Berlin, S. Fischer. 1893. 8. 3 M.
3. Heidenkinder. Vier Geschichten von J. Schnakenburg. Leipzig, A. Janssen. 1893. 8. 2 M.
4. Bunte Reihe. Ein Geschichtenbuch von Moritz Goldschmidt. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. 1893. 8. 4 M. 50 Pf.
5. Sehnsucht. Von Julius Hart. Berlin, S. Fischer. 1893. Gr. 8. 2 M.
6. Das gute Krokodil und andere Geschichten aus Italien. Von Ernst von Wolzogen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1893. 8. 3 M. 50 Pf.

Es genügt den Namen Möllhausen zu nennen, um eine bestimmte Vorstellung von dem zu erwecken, was man in einem neuen Romane zu erwarten hat. In der That weist der heute uns vorliegende, Kaptein Meerrose und ihre Kinder (Nr. 1), die Hauptmerkmale der Möllhausen'schen Erzählungskunst auf. Auch er spielt wie die besten jenes Autors in zwei Welten und schafft sich dadurch schon den Boden für eine weit verzweigte, an Effecten und

Farben reiche Handlung. Angesichts der vielen unfruchtbaren, an Handlung armen Erzeugnisse der Gegenwart ist man geneigt, diese Eigenschaft besonders hoch anzuschlagen. Möllhausen ist eine resolute Erzählernatur, in seinen alten Tagen unbeeinflußt von den Theorien der Modernen. Bei ihm ist noch Action, frisches Leben, und auch die Schilderung fremder Zonen beruht ja auf eigenster Anschauung. Wenn man die Kapitelüberschriften liest: „Auf den Meeresboden", „Ein tiefes Geheimniß", „Bei nächtlicher Arbeit", „Die Flucht von dem Blokadebrecher", „Heimliche Beschützer", „Zur Verfolgung", „Das Geständniß", so mag man lächeln und sich an die Ueberschriften gewisser Colportageromane erinnern. Aber wenn zwei dasselbe thun, ist es bekanntlich nicht immer dasselbe. Bei Möllhausen sind die Ränke und Verbrechen schurkischer Gesellen nur die Hebel, durch die lebenswahr und originell geschaffene Charaktere veranlaßt werden, ihre geistige Kraft zu entfalten. Die vorliegende Erzählung enthält einige prächtige Figuren, ein liebenswürdiges Mädchenbild und ein kraftvolles, männliches Weib. Diese Kapitänsfrau, die unerschrocken ihre Pflicht erfüllt und trotz aller Hemmnisse und Gefahren ihr Ziel fest im Auge behält, ist vortrefflich erfunden. Ihr gelungener Versuch, den in Schwermuth versunkenen Gatten in der höchsten Gefahr zur Thatkraft aufzustacheln, gibt Anlaß zu einer Scene von erschütternder Wirkung. Im Grunde stellt auch diese Geschichte den Sieg des Lichts über die Finsterniß dar. Wohlfeil wäre die Behauptung, daß manche Personen darin „von Edelmuth triefen". Durch den Realismus der Darstellung ist hinreichend dafür gesorgt, daß die stark hervortretende Treue und Uneigennützigkeit dem Leser nicht unnatürlich erscheint. Die ganze Atmosphäre, in der wir uns hauptsächlich bewegen, ist zu frisch und kräftig. So können wir nicht umhin, diesen Roman als eine gesunde bürgerliche Kost angelegentlich zu empfehlen.

Lassen wir nun unsere Blicke einmal zu einem der Modernsten schweifen, indem wir H. Bahr's wiener Roman „Neben der Liebe" (Nr. 2) betrachten! Statt der frischen Seeluft athmen wir hier den Dunst der Cafés, riechen den Duft von Parfüms. Nach den erhabenen Eindrücken, die das Meer und ferne Zonen in uns erzeugt haben, lassen wir uns bannen in das kleinliche Treiben modernen Gesellschaftslebens. Und was sind das für Menschen, denen wir hier begegnen! Kaum eine gesunde Natur ist darunter. Auch der scheinbar anständigste von diesen Männern, was ist er für ein erbärmlicher Egoist! Wie hätschelt er das liebe Seelchen und den wohlgepflegten Leib, wie sinnt er Tag für Tag auf Genüsse, behaglich die Langeweile zu verscheuchen. Und nun gar erst die unverstandene Frau! Die neue Kunst ruft nach Natur. Nun wohl! der moderne Künstler mag sie schildern in allen ihren Formen, wo immer sie uns ergreifend und dämonisch entgegentritt. Aber es muß eben Natur sein, was er schildert. In unserm Romane treten uns aber nicht irrende, sondern unwahre, sich selbst und andere betrügende Menschen entgegen. Diese Welt des Scheins kann für den, dem die wahre Noth der Menschheit am Herzen liegt, kein Interesse haben. Er nimmt auch an dem Untergange eines solchen Wesens keinen menschlichen Antheil. „Die andern leben weiter." Ganz richtig. Es wäre auch schlimm, wenn deswegen die Welt auseinandergehen sollte. „Er wußte nur noch: es ist ja alles ganz dumm . . . ganz dumm, sich irgendwie zu kümmern. Wir thun doch nichts, sondern es geschieht. Das Leben geht einfach weiter, immer weiter." Ja das ist eben das Schlimme, daß diese Menschen keinen ernsten Lebenszweck sich schaffen. Muß also der Versuch, die traurigen Helden des Stücks zu Märtyrern zu stempeln, zurückgewiesen werden, so zeigt doch die Darstellung an sich mancherlei Vorzüge. Bahr ist ein scharfsichtiger Beobachter des modernen Lebens, er beherrscht alle die Phrasen und Gemeinplätze der sogenannten Gesellschaft und ist in den Modedichtern, -philosophen und -künstlern völlig zu Hause. Wie detaillirt und kenntnißreich schildert er uns das Heim eines Junggesellen, und wie geistreich weiß er durch immer neue Vergleiche uns zu unterhalten, wenn er den Eindruck, den eine Person macht, uns schildern will. Schade, daß dieser Witz nicht an Würdigeres gewendet wird!

Weit ab von dem Getriebe des modernen Lebens führen uns die Geschichten von Schnakenburg, „Heidenkinder" (Nr. 3). Sie suchen eine Brücke zu schlagen zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen Heidenthum und Christenthum. „Julklapp" ist ein liebliches Kindermärchen, „Plastik" eine wenig gelungene Skizze der Entwickelung der antiken Kunst und ihres Uebergangs zur christlichen, wenig gelungen deshalb, weil sie als Märchen zu lehrhaft, als Belehrung aber zu symbolisch ist. Mehr novellistischen Gehalt hat „das Sachsenroß"! Freilich wird hier der innere Zusammenhang der beiden Theile nicht recht klar. Wir sehen nur ein post hoc, während der Verfasser ein propter hoc anzunehmen scheint. Am wenigsten gezwungen stellt den Sieg des Christenthums über das Heidenthum dar „die Karyatide". Feinsinnige Anschauung und Geschick der Darstellung zeigen alle diese Geschichten.

Um im Wechsel fortzufahren, wenden wir uns dem „Geschichtenbuch" von M. Goldschmidt zu (Nr. 4). Sein Motto ist der Ausspruch Fontane's: „Nichts feierlich nehmen!" Er nimmt wenigstens insofern den rechten Standpunkt ein, als er diese leichten Geschichten nicht ausgibt als wichtige Actenstücke des modernen Culturlebens. Wir brauchen sie darum auch nicht feierlich zu nehmen. Wir bescheinigen ihm gern, daß er als Erzähler die nöthige Routine hat, daß er insbesondere das Rothwelsch der modernen „Gesellschaft" völlig beherrscht und die zerfahrene, nervöse Redeweise dieser Kreise gut copirt. Gedankenstriche sind sehr reichlich angebracht, eine wirkliche Pointe haben aber doch nur wenige von diesen Geschichten.

„Sehnsucht" von Julius Hart (Nr. 5) behandelt die Wahrheit, daß die Erfüllung des Verlangens auch der

Tod der Leidenschaft ist. Die Einkleidung zeigt eine eigenthümliche Mischung moderner Realistik und schwärmerischer Romantik. Die Heldin ist ein Medium, sie hat etwas Visionäres in ihrem Wesen, und der Eindruck des Geheimnißvollen wird noch gesteigert durch das Dunkel ihrer Vergangenheit. Sie selbst ist ja wol mit dem weiblichen Brustbilde auf dem Umschlage des Buches gemeint. Aber auch hier gilt, daß „endigt als Fisch das Weib, das oben so schön ist". Wenigstens winkt die Heldin wiederholt als Nixe aus dem See und verschwindet endlich auf dem See, ein weiblicher Lohengrin. Auch an Ibsen'sche Figuren wird man erinnert. Der Verfasser versteht es ausgezeichnet, jenes Traumleben bei Nacht und bei Tage zu schildern, und es verdient alle Anerkennung, wie er immer neue Wendungen findet, das schmerzliche Sehnen der beiden Personen zu schildern. Nur dieses Geschick der Darstellung bewahrt uns vor Ermüdung. Aber auch so hat dieses ewige Zergliedern ein und derselben Empfindung etwas Unbehagliches. Man möchte auch diesen Menschen wie denen Bahr's zurufen: „Unterzieht euch einer rechtschaffenen Arbeit, dann werdet ihr dieser dummen Gedanken bald ledig werden!"

Frisches Leben pulsirt dagegen wieder in den Geschichten von Ernst von Wolzogen (Nr. 6). Misfallen hat uns eigentlich nur der Titel des Buches, der seinen Ursprung in einem recht mäßigen Wortwitze hat. Der Verfasser zeigt sich in seinen Geschichten nach verschiedenen Seiten hin in vortheilhaftem Lichte. Die Schilderung eines italienischen Jungen, der, von seinen Landsleuten verachtet, mit rührender Treue den fremden Wohlthätern anhängt, ist an sich kein besonders neuer Vorwurf. Aber wie weiß der Verfasser ihn zu beleben! Sein Humor bewahrt ihn vor einer sentimentalen Wendung, hindert ihn aber auch nicht, den seelischen Kämpfen des von ihm in Schutz genommenen Tiberius nachzuspüren. „Die versetzte Heilige" ist ein treffliches Charakter- und Sittenbild. Nur die schließliche Lösung dürfte bei näherer Prüfung doch einiges Bedenken erregen. Wer jemals italienisches Leben kennen gelernt hat, wird erstaunt sein, wie sicher der Verfasser es darstellt, mag er uns nun in den Gasthof einer kleinen Stadt oder unter das festlich gestimmte Volk führen. In diesen Geschichten treten Landsleute von uns in Beziehung zu der italienischen Bevölkerung. In der Geschichte „Zimmer Nr. 13" aber kommen besonders Deutsche mit Deutschen in Berührung, was dem Verfasser Veranlassung gibt seiner Satire freien Lauf zu lassen. Die Spukgeschichte selbst kann ein tieferes Interesse nicht in Anspruch nehmen. Es ist die ganze Darstellungsweise, die uns fesselt, die gute Laune, die sich gleich zu Anfang äußert: „Friedlich wie ein braver Kleinbürger, der des Abends vor seiner Hausthür mit der Pfeife im Munde eindrusselt, ließ der Vesuv sein weißes Rauchwölkchen in die klare Luft steigen." Zur Höhe tragischer Leidenschaft erhebt sich v. Wolzogen andererseits in der Geschichte vom Gardasee: „Hero und Leander". Sie erscheint nicht als bloße Uebertragung des antiken Stoffs auf moderne Verhältnisse. Sie ist vielmehr so lebenswahr, als sie nur sein kann. Gleich die einleitende Scene, der Einmarsch einer militärischen Abtheilung in größter Sonnenglut, zeigt den Verfasser auf der Höhe packender Darstellung. Anerkennung verdient auch, mit wie sicherm Kunstgefühl er der Versuchung ausgewichen ist, aus dem Stoffe sich ergebende heikle Situationen in naturalistischer Manier auszubeuten. Die ganze Darstellungsweise E. von Wolzogen's hat uns an die italienischen Novellen Hans Hoffmann's und Victor Widmann's erinnert. Diese letzte Erzählung könnte so auch von Paul Heyse geschrieben worden sein.

Richard Opitz.

Ein neuer Roman von Felix Dahn.

Julian der Abtrünnige. Geschichtlicher Roman von Felix Dahn. Drei Bände. Vierte Auflage. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1894. 8. 21 M.

Unter die großen und räthselhaften Gestalten der Geschichte, die immer wieder die Dichter zur Ergründung und Darstellung ihres Wesens locken, aber selten eine würdige Darstellung finden, gehört unzweifelhaft Julian, der Abtrünnige. Er, den David Strauß schon 1849 als den Romantiker auf dem Thron der Cäsaren bezeichnet hatte, war in seiner historischen Erscheinung dem Romantiker Eichendorff noch nicht romantisch genug, sodaß er sein Bild wie sein Schicksal ins phantastisch Wesenlose glaubte ziehen zu müssen. Mit mehr historischem Sinn und tieferm Verständnisse für das Seelenleben einer so eigenartigen Natur wagte dann Ibsen im Jahre 1873 Julian zum Helden eines Doppeldramas zu machen. „Kaiser und Galiläer" wurde den Deutschen erst vor fünf Jahren durch eine Uebersetzung zugänglich gemacht. Die Dichtung beginnt großartig und wälzt sich durch eine Reihe bedeutender Scenen dahin, versandet aber immer mehr, indem, durch Schuld der verkehrten Geistesrichtung Ibsen's immer mehr geflissentlich das Kleine und Niedrige herausgesucht und der Weise und Held zu einem Narren gemacht wird. Dann hat, rückwärts schreitend von dem „Kampf um Rom" und den Romanen aus der Völkerwanderung, Felix Dahn es unternommen, den letzten großen Römer in einem dreibändigen geschichtlichen Roman für die Mitwelt auferstehen zu lassen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß unter seiner Hand kein sogenannter Professorenroman entstanden ist, eine Dichtungs- oder Nichtdichtungsgattung, deren schlechteste Exemplare keineswegs immer von Professoren herrühren. Felix Dahn beherrscht die Zeit vom ersten

Verfall des kaiserlichen Römerreichs bis zu dem Erstehen des römischen Reichs deutscher Nation mit einem so umfassenden und sichern Wissen, wie nur wenige, und dabei ist er ein erzählender Dichter von allerhöchstem Range. Er besitzt eine ganz ungewöhnliche Gestaltungskraft und darin liegt schon, daß er, wie den Kern der Dinge, so auch den der Personen zu erfassen weiß, denn man kann nur gestalten, was man erfaßt hat. Er hat sein Werk mit der sichersten künstlerischen Einsicht angelegt und ausgeführt. So wie das Bild des historischen Julian sich in seinem Geist allmählich zu voller Klarheit entwickelt hatte, so erwog er mit Umsicht und Vorsicht, wie weit er in seiner Dichtung der Geschichte folgen und vor allem, welche Personen er aus ihr in seinen Roman hinübernehmen dürfe. Man hat es getadelt, daß Dahn sowol den künstelnden Schönredner Libanius wie den Mystiker Maximus und seine Genossen habe in den Hintergrund treten lassen, während der griechisch ägyptische Götterglänbige und Schwindler Lysias, eine erfundene Gestalt, in dem Leben dieses Julian eine so wichtige Rolle spiele und einen so breiten Raum einnehme. Sehr mit Unrecht, denn mit Rhetorik wie mit Mystik übersättigt uns ja schon der Cäsar selbst und der Götterpriester verkörpert ein Element des sinkenden Heidenthums, das für Jahrhunderte von Bedeutung gewesen ist.

Julian's Leben gleicht auch in der Geschichte einem Märchen. Schon als Kind wie durch ein Wunder dem christlichen Bluthunde Constantius entgangen, wird er aus der dumpfen Enge mönchischer Anschauungen durch Lysias befreit, der die Rolle eines Christenpriesters spielt, verfällt dafür aber zwei Unheilsgeistern jener Zeit, der Rhetorik und einer zwar edeln, aber phantastischen und jeder Lebenskraft entbehrenden Mystik. Dann, noch zweimal fast wunderbar vom Tode gerettet, steht er endlich als Cäsar an der Spitze Galliens, das er wieder erobern soll, während sein Schwager Constantius ihm bei jeder Gelegenheit verrätherisch Hindernisse bereitet und ihm die Erfüllung seiner Aufgabe unmöglich zu machen sucht. Aber der ehemalige Klosterschüler, der spätere Schüler der Akademie, er, der sich zuerst kaum auf dem Pferde zu halten vermochte, entwickelt sich alsbald zu einem Helden und Feldherrn ersten Ranges. Jener Wundersieg von Argentoratum — Dahn gebraucht im ersten Bande die modernen Namen, also hier: Straßburg, in oft störender Weise — ist schon durch die Darstellung in Gustav Freytag's „Ingo" vielen Tausenden bekannt geworden, aber wie viel schöner noch ist das Gemälde, das Dahn gibt, in Composition, Gestalten, Färbung und symbolischer ahnungsvoller Beleuchtung. Die verschiedenen Stämme, die verschiedenen Waffengattungen in Julian's Heer sondern sich auf das klarste voneinander, ebenso sind die tollkühnen Alemannen mit höchster Wahrheit gezeichnet. Und wie sind die einzelnen typischen Persönlichkeiten herausgearbeitet. Wie lebendig tritt jener gallische Christ und jener germanische Heide uns entgegen, die, der eine auf ein christliches, der andere auf ein heidnisches Amulet vertrauend, blindlings einer in den Speer des andern rennen. Und nun dieser griechisch-ägyptisch gebildete fränkische Königssohn Merowich-Serapion!

In diesem, der neben dem Römer Jovianus Julian's bester Freund wird, hat Dahn einen Vertreter des Germanenthums geschaffen, der, ohne deshalb historisch unwahr geworden zu sein, spätere Entwickelungsstufen im voraus erkennen oder doch ahnen läßt. Der Dichter läßt ihn mit voller Klarheit die Nothwendigkeit immer neuer germanischer Invasionen und den ebenso nothwendigen endlichen Sieg des Germanenthums voraussagen — wahrlich keine von jenen billigen Prophezeiungen post eventum, sondern eine Erkenntniß, die einem denkenden Deutschen mit Nothwendigkeit kommen mußte in einer Zeit, wo Deutsche den Kern des römischen Heeres bildeten und Deutsche römische Legionen, ja römische Heere führten. Der zweite Band endigt mit jener Scene zu Paris, wo die Soldaten den Julian zwingen, seinen Eid dem hundertfachen Verräther Constantius zu brechen und Augustus zu werden. Bei Dahn ist Julian's Verhalten durchaus nicht zweideutig, wie es das auch in der Geschichte nicht ist. Was entscheidet, ist schließlich doch vor allem die Vaterlandsliebe des großen Mannes, die nicht deshalb verdammt werden darf, weil sie von einer Wallung, nicht der Eitelkeit, sondern des Thatendurstes und des Strebens nach Ruhm begleitet ist. Aber gerade hier knüpft der Dichter den Fallstrick an, der zu Julian's moralischem Sturze führen soll. Dieser erfolgt, als Julian, der seinen persönlichen Glauben weder Christen noch Heiden aufdrängen kann, auf dem Zuge gegen die Parther in Circesium mit dem keck herausgeforderten Athanasius zusammentrifft. Gewiß spricht sich das Gerechtigkeitsgefühl Dahn's darin aus, daß er den bedeutendsten Vertreter des Christenthums jener Tage, der ihm unmöglich sympathisch sein kann, einen solchen Triumph feiern läßt, aber in Wahrheit siegt Athanasius doch nur deshalb, weil Julian ein so überzartes, fast hätte ich gesagt, ein so überchristliches Gewissen hat, denn wenn er bei dem blieb, was für einen Helden und Patrioten das einzig natürliche war: Ich habe meinen Eid gebrochen, um das Reich zu retten! so war er unbesiegbar.

Jetzt unterliegt er, der große Sophistenschüler, der überlegenen Sophistik eines Fanatikers. Oder ist es nicht die allerärgste und heillosesteSophistik, wenn Athanasius zu beweisen sucht, es sei schlimmer einen Eid aus Vaterlandsliebe zu brechen, als aus Todesfurcht? Was frommt es da, wenn wir uns sagen, der Dichter wolle hier zeigen, wie das siegende Christenthum selbst in seinen besten Vertretern sophistisch verderbt sei? Was vermag diese Reflexion gegen den unmittelbaren Eindruck des Sieges des Athanasius? Und der Dichter hat nicht genug daran gehabt, seinen Helden niederwerfen zu lassen; er mußte auch noch zermalmt werden. Athanasius hat die Mutter Julian's mitgebracht und läßt sie hereinführen. Blind sind die Augen, bei denen Julian einst dem Constantius Treue

geschworen hat — dieser Effect ist also vorbereitet — und im Wahnsinn verflucht die Mutter den Sohn. Eine gewaltige Scene, aber zu gewaltig. Gerechtfertigt wäre sie nur als Schluß einer Tragödie. Von hier ab zolle ich dann allerdings dem Dichter wieder rückhaltlose Bewunderung. Er macht den Fehler wieder gut, das heißt, er macht ihn uns vergessen.

Denn nachdem er seinen Helden so tief gestürzt hat — man denkt an Heinrich in Canossa — hebt er ihn noch einmal zu seiner höchsten Höhe empor. Julian's letzter Kampf, der letzte große Sieg der Waffen Roms, ein ewiges Ruhmesmal deutschen Heldenthums und deutscher Treue, zeigt Julian, den von dem Galiläer besiegten, in einer Größe, einer Milde, einer Seelenruhe und einer heitern Liebenswürdigkeit, daß er den Tod des Sokrates in Schatten stellt. Er kann den Leser zu Thränen rühren, wie er Römer und Germanen zu Thränen rührt. Unterlegen in dem großen Kampfe um die Religion, gescheitert in dem Bestreben wieder aufzurichten, was die Nothwendigkeit gestürzt hatte, stirbt Julian doch — noch herrlicher als Epaminondas, als Sieger, sein Leben versinkt im Glanze des Ruhmes.

Und wie wunderbar ist dieser eigenartigste der Menschen in all den widersprechenden Eigenschaften seines Wesens gezeichnet. Wie trefflich ist sein verzwickter, parenthesenreicher, mit naiven Ausbrüchen einer doch wieder bewußten Eitelkeit durchwebter Stil nachgebildet. Und welch unvergleichliche Kraft des Humors zeigt sich hier, zeigt sich vor allem in der Leichenrede, die Merowich-Serapion seinem noch lebenden kaiserlichen Freunde hält, zeigt sich in der Charakterisirung der Germanen.

Adolf Brieger.

Militärisches.

Die Kriege Friedrich's des Großen. Erster Theil: Der erste schlesische Krieg. 1740—1742. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Zweiter Band: Von Mollwitz bis zum Beginn des Mährischen Feldzuges. Dritter Band: Der Feldzug in Mähren und der Feldzug in Böhmen und Oberschlesien (Schlußband). Mit 20 Karten, Plänen und Skizzen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1893. Gr. 8. 21 M.

Mit dem jetzt vorliegenden Doppelbande hat der Große Generalstab den ersten Theil der Geschichte der Kriege Friedrich's des Großen beendigt. Die Darstellung der rein militärischen Ereignisse nimmt in dem Werke einen viel kleinern Raum ein als die der politischen Verhältnisse. Schon die große Zahl der in den ersten schlesischen Krieg handelnd eingreifenden Staaten — Preußen, Sachsen, Hannover und England, Baiern, Frankreich, Schweden, Oesterreich, Rußland — und die Nothwendigkeit der Klarlegung von deren jeweiligen Interessen und Absichten erforderte eine ausreichend breite und eingehende Schilderung des politischen Elements; hinzu kam aber, daß die Ansichten der Historiker über manche Einzelerscheinungen des Kriegs sich gegenüberstanden und der Widerlegung oder auch der Klärung und Ausgleichung bedurften. Neben dem als fertig bearbeitet anzusehenden historischen Material hat demnach der Generalstab ein umfangreiches Quellenmaterial für seine Darstellung verwendet, die Berichte der preußischen, bairischen, sächsischen, englischen und französischen ordentlichen und außerordentlichen diplomatischen Agenten, die der österreichischen und preußischen Ober- und Unterfeldherren, Tagebücher von Zeitgenossen, z. B. des Buchbinders Minzer (aus der Bibliothek des Landesmuseums zu Linz), des Pastors Seegebarth vom preußischen Regiment Prinz Leopold, eine große Anzahl von Einzelschriften, wie die Aufzeichnungen des olbendorfer Kirchenbuchs, und zahlreiches andere. Dennoch mußten für manche Episode des Kriegs die bei den einzelnen maßgebenden Persönlichkeiten treibenden Motive durch sorgfältiges Gegenüberstellen der nur zu muthmaßenden innern Entscheidungsgründe und der auf das Handeln einwirkenden äußern Anlässe erst gefunden werden; denn schriftliche Aufzeichnungen von genügender Zuverlässigkeit fehlten oft selbst über entscheidende Wendungen in den diplomatischen wie in den militärischen Aetionen.

Im großen und ganzen klärt das Werk des Generalstabs jedenfalls die damaligen schwer übersehbaren politischen Verhältnisse soweit auf, wie es irgend möglich war. Diese Aufgabe war kaum überall erquicklich. Sowol die Regenten wie die Gesandten hüben und drüben spielten nur zu häufig eine zweideutige Rolle; sie hatten selten weniger als zwei Eisen im Feuer. Der Freund von vorgestern zeigte sich gestern als unzuverlässiger Verbündeter, heute als heimlicher Gegner und wurde morgen zum offenen Feinde. Selbst in rein militärischer Beziehung wurde auf seiten beider kriegführenden Parteien mehrfach mit einem Mangel an Selbständigkeit und Entschlußfähigkeit gehandelt, der den modernen Leser fremdartig berührt. Die österreichischen Feldherren erhielten klare, energischen Geist athmende Instructionen von Maria Theresia und gleichzeitig abschwächende von deren Gemahl; sie befolgten weder die einen noch die andern ganz und rechtzeitig. Friedrich der Große seinerseits correspondirte über seine Pläne und empfing Rathschläge von dem nicht auf dem Kriegsschauplatz befindlichen Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau.

Das Buch selbst verheimlicht oder beschönigt übrigens die angreifbaren Seiten in Friedrich's damaliger Heerführung in keiner Weise. Zum Belege hierfür seien einige Stellen wiedergegeben: „Der alte erfahrene Führer (Fürst Leopold) beurtheilte die Folgen einer verlorenen Schlacht richtiger als der junge König.“ — „Es fehlte ihm (Fried-

rich) wol zum Theil auch die Geschäftsgewandtheit" zur schriftlichen Fixirung politischer Abmachungen. — Die Forderung Friedrich's, daß siegreiche „Reiter und Dragoner angesichts des auf 300 Schritt heranjagenden feindlichen zweiten Treffens ihren Ritt unterbrechen und sich auch vor diesem Angriff erst wieder sammeln sollten, war von nachtheiligen Folgen. — Der König „ertheilte, da eine Heeresleitung durch Directiven unbekannt war, auch den Feldmarschällen bestimmte Befehle ohne Angabe seiner Absichten, und diese hielten sich für berechtigt, auf Grund ihrer vermeintlich bessern militärischen Einsicht, davon abzuweichen, so die Gedanken und Entschlüsse ihres Kriegsherrn durchkreuzend". — „Ueber die Politik des Cardinals (Fleury) hat sich der König gerade in diesem Zeitpunkt wahrscheinlich getäuscht, sicher aber über die Stimmung in Wien." — „In militärischer Beziehung mußte Friedrich vorerst eine Schule durchmachen. Es fehlte ihm an praktischer Uebung und an Kriegserfahrung."

Dem gegenüber hat es doppelten Werth, wenn die Schlußbetrachtung über den Krieg, die übrigens auch die schönen Worte der Bewunderung für Friedrich's große Gegnerin Maria Theresia *) bringt, den König Friedrich der damaligen Zeit, nicht etwa den einer spätern, wie folgt beurtheilt:

> Dort, wo es sich darum handelt, in freiem und kühnem Gedankenfluge aus der stets wechselnden politischen Lage die militärischen Folgerungen zu ziehen, zeigt sich Friedrich gleich anfangs auf der Höhe seiner Aufgabe. Hier ist der junge König an Unbefangenheit der Anschauungen, Klarheit, Kühnheit und Folgerichtigkeit der Entschlüsse, an Seelengröße seinen berühmtesten Generälen überlegen. — Von erster Stunde an gehen alle kriegerischen Entwürfe Friedrich's von den sorgfältigsten Erwägungen über die thatsächlichen Kräfte der Gegner, über deren Vertheilung und Schlagfertigkeit aus; sie gründen sich auf einer (sic!) richtigen Berechnung von Raum und Zeit. Nirgends findet man etwas von der damals herrschenden engherzigen Schulweisheit, von dem Kleinkram in den Anschauungen über den Krieg. Nirgends ist von der Besitznahme von Landstrichen, als einer entscheidenden Kriegshandlung, die Rede. — Wenn er angreift, so hat er es auf die feindliche Armee und auf die feindliche Hauptstadt abgesehen. — Man wird von Friedrich keine Gefühlspolitik erwarten. Seine Politik war von einer gesunden Eigennützigkeit für die Größe seines Landes. Wenn man aber sieht, in welcher kleinlichen und erbärmlichen Weise in damaliger Zeit Politik getrieben wurde, wie dieses Wort gleichbedeutend war mit Verstellung, mit Ränken und Kniffen, mit Länderschacher, ja mit Wortbruch und Bestechlichkeit, so wird man zugeben, daß Friedrich als Politiker sich über die Männer dieser Zeit erhob, nicht nur durch Weite des Blicks, Größe der Anschauung und Höhe seiner Ziele, sondern auch durch ein scharfes Gefühl für Gerechtigkeit.

Den hier ausgesprochenen Sätzen wird jeder zustimmen, der an Hand des Generalstabswerks verfolgt, mit welchem Eifer und eingehendem Verständniß Friedrich die Mängel in der Ausbildung und Fechtweise des Heeres, insbesondere der Reiterei, verbessert, mit welcher Rücksichtslosigkeit er den Widerstand seiner Offiziere hiergegen zu brechen gewußt, mit welchem scharfen militärischen Blick er persönlich Recognoscirungen im Felde und vor Festungen ausgeführt, und mit welcher Energie er stets seine Ziele in Heerführung und in Politik verfolgt hat.

Die Darstellung des Verlaufs der einzelnen Gefechte des Feldzugs ist unstergültig sorgfältig und klar. Wie eingehend das Für und Wider erwogen ist, davon gibt der Anhang zum dritten Band, in dem die verschiedenen Erzählungen über die Schlacht von Chotusitz beleuchtet werden, einen Beweis. Um so befremdlicher ist es, daß bei der Schilderung gerade dieser Schlacht der eigenthümlichen und heldenhaften Thätigkeit des Feldpredigers Seegebarth nicht ausdrücklich gedacht ist; daß dessen eigene Erzählung *) seiner Thaten *wahr* ist, fühlt jeder, der sich auf die Sprache der Wahrheit versteht.

Die Karten und Pläne des Werks sind vorzüglich ausgeführt. Die Uebersichtskarte III bietet gleichzeitig ein interessantes Bild der damaligen Lage der „Gruppen" des preußischen Staats. Mit welcher Sorgfalt die Pläne den *damaligen* Terrainverhältnissen entsprechend bearbeitet sind, davon gibt der Umstand einen Beweis, daß in einem Fall durch Forschungen in den Pfarreracten das frühere Vorhandensein von sumpfigem Wiesenboden da constatirt ist, wo jetzt trockenes Ackerland liegt.

Der Stil des Buchs zeigt die Klarheit, Einfachheit und ruhige Würde, welche die frühern Veröffentlichungen des Generalstabes aufweisen. Auch dem kritisch geschulten Auge dürften nur wenige nicht ganz glückliche Wendungen, wie jenes oben citirte „Sich gründen" mit folgendem Dativ, oder der zweimalige Gebrauch des Wortes „durch" in ein und demselben Relativsatz auffallen. Fremdworte sind nach Möglichkeit vermieden; so sind Contribution und Requisition, Recognoscirung, Cernirung durch Beitreibung, Erkundung, Umstellung ersetzt.

Die Besprechung des verdienstvollen Werks, an dem kein Historiker vorübergehen kann und das dem Militär wie dem Laien eine reiche Fundgrube von Anregung und Belehrung bietet, sei mit dem Bedauern geschlossen, daß der Raum d. Bl. es nicht erlaubt, besonders interessante Einzelheiten aus den Briefen und „Ordres" Friedrich's des Großen mitzutheilen.

Victor Kurs.

*) Wenn es die vornehmste Aufgabe der Geschichtschreibung ist, den nachkommenden Geschlechtern jene Gestalten vor Augen zu führen, deren Vorbild zu allem Großen und Edeln begeistert, so dürfen diese Worte über den Ersten schlesischen Krieg nicht schließen, ohne noch einmal jener jungen Fürstin Erwähnung zu thun, deren Heldengestalt den Oesterreichischen Erbfolgekrieg überstrahlt. Erfüllt von Gottvertrauen, von dem Bewußtsein ihres Rechts und von dem Stolz ihres Hauses, steht die junge, unerfahrene Königin von Ungarn unerschütterlich da, während alles um sie herum wankt und zittert. Verlassen von aller Welt, umringt von Feinden, welche die Beute ihrer Staaten schon im voraus unter sich vertheilten, ergreift die junge Frau das Scepter, um in wenigen Jahren als die mächtigste Fürstin des Erdkreises dazustehen. Ihr einziges Misgeschick besteht darin, daß unter ihren Feinden ein Friedrich sich befindet. Aber auch für Friedrich wurde es zum Verhängniß — wenn man die schwere Prüfung des siebenjährigen Riesenkampfes als ein solches bezeichnen kann —, daß er es gewagt hatte, einer Maria Theresia die schönste Perle aus ihrer Krone zu entreißen.

*) In Fontane's „Wanderungen durch die Mark Brandenburg", Theil III, Kapitel „Etzin", ist der betreffende Abschnitt des Tagebuchs abgedruckt.

Feuilleton.

Aus der neuesten französischen Literatur heben wir Folgendes hervor:

Aus dem Verlage von P. Ollendorf in Paris zunächst: „Napoléon et les Femmes. I. Theil: L'amour. Von Frédéric Masson". Die meisten Kapitel dieses Buchs sind Artikel, die im Sommer und Herbst d. J. im „Figaro" erschienen sind und dort berechtigtes Aufsehen erregt haben. Masson untersucht auf Grund eines überaus umfangreichen, vielfach aus privaten Quellen, deren Angabe ihm untersagt ist, gelieferten Materials alle Beziehungen, die Napoleon während seines ganzen Lebens zu den Frauen gehabt hat. Die bisher verbreitete Meinung, daß der Feldherr und Staatsmann jenen Beziehungen nur wenig Zeit und Einfluß gewährt habe, und daß diese Gleichgültigkeit auf der Eigenart seines Naturells beruhte, wird durch das neue Buch gründlich zerstört. Die Zahl der Frauen, denen Napoleon sein Interesse, spielendes oder leidenschaftliches, gewährte, ist sehr groß gewesen. Der Verfasser charakterisirt sie uns alle, von der vagirenden Bretonin, die den achtzehnjährigen Militärschüler in den Alleen des Palais Royal fesselte, bis zur Erzherzogin Marie Louise, der er — zum ersten male in seinem Leben — wirkliche eheliche Liebe und Treue widmete. Ganz besonderes Interesse erweckt die durchaus neue Darstellung seines Verhältnisses zu Josephine Beauharnais. Wir werden auf das sehr merkwürdige Buch vielleicht an anderer Stelle zurückkommen, empfehlen es aber einstweilen allen, deren Interesse an dem gewaltigen Manne nicht bei den Kriegs- und Staatsactionen stehen bleibt, sondern die den feinern psychologischen Antrieben seiner Natur nachzugehen lieben.

In einem wenig umfangreichen Buche desselben Verlags untersucht A. Bocher, ein durch geistvolle historische und nationalökonomische Schriften vortheilhaft bekannter jüngerer Schriftsteller, die Frage nach dem Einfluß der modernen Erfindungen auf unser gesammtes sociales und moralisches Leben: „Les progrès modernes, importance de leur rôle dans le présent et dans l'avenir." Der leitende Gedanke ist der, daß trotz der großen Umgestaltung, die unser ganzes äußeres Leben durch jene Erfindungen erfahren hat, doch in moralischer Hinsicht fast gar keine Aenderung durch sie erfolgt sei. Gleichwol scheint es dem Verfasser, als ob die Fortschritte, die aus den Umgestaltungen entsprungen sind, nicht der Größe der letztern entsprechen und er macht Vorschläge, wie solche Fortschritte mit Bewußtsein durch die gesetzgebenden Factoren herbeigeführt werden können. In der Hauptsache beschäftigt sich Bocher mit französischen Verhältnissen; ihre Beleuchtung durch einen vorurtheilslosen Kopf ist für Ausländer sehr interessant, um so mehr als er mit großem Freimuth gewisse Seiten des französischen Nationalcharakters kritisirt.

Von den belletristischen Neuigkeiten des Ollendorf'schen Verlags seien hier noch folgende drei erwähnt. Vor kurzem ist Léon Cladel gestorben, dem seine liebenswürdigen Erzählungen beim Publikum und sein liebenswürdiges originelles Wesen bei den schriftstellerischen Berufsgenossen große Beliebtheit eingetragen hatten. Er lebte die letzten funfzehn Jahre in Sèvres, in einer ganz ländlichen, epheuumrankten kleinen Villa, der er den Namen Villa Bon Accueil gegeben hat und die in der That einen großen Theil der pariser Schriftstellerwelt in ihren Mauern empfing. Nun haben sich fünfundzwanzig Novellisten, darunter die allerberühmtesten, wie Zola, Daudet, Halévy zusammengethan und zu Ehren des verstorbenen Freundes jeder eine Novelle beigesteuert zu einem Bande, den man sinnig „La Villa Bon Accueil" genannt hat. Die Skizzen sind ganz allerliebst und wir dürfen sie unsern Lesern sehr empfehlen.

Schwerere Kost ist Strada, „Charlemagne, la France Mère de l'Europe", ein Drama von 345 ansehnlichen Seiten, mit episch-lyrischem Prolog und Epilog, und dazwischengestreuten episch-lyrischen „intermèdes". Es ist eine Darstellung der Thaten Karl's des Großen, der natürlich als Urfranzose gedacht ist; das Ganze klingt aus in die durch die Ueberschrift angedeutete Verherrlichung Frankreichs, von dem Europa alles Gute und Vollkommene bekommen habe. Die Franzosen seien stets gewesen und seien noch heute die Nation der „justice" und der „méthode", d. h. der richtigen Erforschung der Wahrheit. „Frankreich spielt unter den Völkern der Gegenwart die Rolle, die Griechenland in der zweiten Epoche der Civilisation und der Veda in der ersten gespielt hat." So heißt es in der Vorrede. Wir haben von dem Werke den Eindruck gehabt, daß in geschickt gereimter Prosa viele ungeschickte und ungereimte Gedanken vorgetragen werden. Geradezu komisch ist der nach dem Abschnitte „Witikind" eingestreute Gesang „La fuite des Walkyries"; der Ritt der Walkyrien, der „bande ignoble et infâme des déesses" (!) sei nicht der göttliche Feengalop, den Berlioz (!) gehört habe, sondern „le galop d'amazones grossières" „qu'entendit Wagner (!) l'envieux (!)". Solchen schnurrigen Expectorationen gegenüber weiß man wirklich nicht, was man dazu sagen soll, daß ein Herr Clarens eine umfangreiche Biographie des Dichters Strada veröffentlicht; charakteristisch ist schon die Widmung dieser Biographie; der Verfasser bringt sie den Mitgliedern des Institut de France dar in der Hoffnung, daß „sie die Wichtigkeit und die Größe des Werks Strada's begreifen werden, dieses unvergleichlichen Genies (!) und daß sie ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen werden". Fast hat es den Anschein, als ob die ganze Publication ein schlechter Witz sein sollte. Ist es das nicht — und die Herstellung zweier umfangreicher Bände ist dazu doch wol zu kostspielig —, so wollen wir Biographie und Dichtung dem deutschen Publikum als ein Beispiel anzeigen, wie nahe Chauvinismus und Geschmacklosigkeit verwandt sind.

Bei Charpentier und Fesquelle (Paris, 11 Rue de Grenelle) hat der vielgepriesene Novellist und Lyriker Catulle Mendès eine Anzahl russischer Gedichte in französischer Nachbildung herausgegeben; elf Dichter sind vertreten, darunter Puschkin, Turgenjeff, Lermontoff und auch der Großfürst Konstantin. Das Bändchen liest sich angenehm, obgleich es nichts wirklich Bedeutendes enthält.

Die „Bibliothek Charpentier" in Paris veröffentlicht einige neue Romane. Jean Dalbret ist die Ehre zutheil geworden, seine „Cousine Hélène" mit einer Vorrede keines Geringern als André Theuriet's in die Welt senden zu dürfen. Das Sujet ist sonderbar, aber nicht ohne Interesse, ein junger Mann, der leidenschaftlich liebt, wagt nicht seine Liebe zu gestehen, weil er hereditär belastet ist; in seiner Familie sind Wahnsinnsfälle vorgekommen, und er fürchtet selbst das Opfer dieser Krankheit zu werden. Sein Gewissenskampf aber erregt ihn so, daß seine Umgebung ihn wirklich wahnsinnig glaubt. Das junge Mädchen allein, das er liebt, durchschaut den Zustand seiner Seele und gibt ihm auf dem in Romanen beliebten Wege sein Vertrauen zu sich selbst wieder. Die psychologischen Wandlungen sind recht geschickt geschildert. Nur der Schluß ist unwahrscheinlich.

Ein recht spannendes Sittenbild gibt die Schriftstellerin Gyp in ihrem dialogisirten Roman „Du haut en bas". Der Roman „L'Astre Noir" von Léon Daudet trägt zwar als Devise das Wort Napoleon's: „Vous êtes un homme, Monsieur Goethe", der Inhalt hat aber sehr wenig Beziehung zu Goethe und Napoleon, sondern culminirt in einer widerwärtigen, stofflich an Zola erinnernden Scene, die den Kreis der Leser wesentlich verengern muß.

— Eine nur 55 Seiten umfassende Monographie über „Charles Kingsley als Dichter und Socialreformer" von Ernst Groth (Leipzig, F. W. Grunow) ist eine sorgfältig ausgeführte und in jeder Beziehung vorzügliche Arbeit. Seit Kingsley's am 23. Januar 1875 erfolgten Tode sind mehrere das Leben und Wirken des vielseitigen und ungemein thatkräftigen Mannes darstellende Schriften nicht nur in England, sondern auch in Frankreich, Deutschland und andern Ländern des Continents veröffentlicht worden. Zuerst haben wir die von seiner Gattin herausgegebenen zweibändigen „Letters and Memories of His Life", die in die „Tauchnitz Collection of British Authors" aufgenommen wurden und 1879 in deutscher Uebersetzung bei Perthes in Gotha erschienen sind. Darauf folgte 1888 ein von D. M. de Vries verfaßtes, sehr tüchtiges Werk: „Charles Kingsley, Schets van Karakter en Denkbeelden met Bloemlezing uit zijne Geschriften" (Amsterdam, J. H. de Bussy); nur nimmt die „Blumenlese" verhältnißmäßig gar zu großen Raum ein; sie sollte das Wesen des Dichters und Denkers hervorheben und beleuchten, und dient doch eher zur Verhüllung und Verbergung seiner Gestalt. Ferner zu erwähnen sind die kritische Würdigung Kingsley's als Romanschriftsteller von Emile Montégut in den „Écrivains modernes de L'Angleterre" (Paris), Kaufmann's „Charles Kingsley, Christian Socialist and Social Reformer" (London), und Kalthoff's „Charles Kingsley, ein religiös-soziales Charakterbild" (Berlin). Der Umstand, daß alle diese drei Schriften im vorigen Jahre erschienen sind, beweist zur Genüge, wie lebhaft man sich für Kingsley als Dichter, Socialpolitiker und Volkswirthschaftslehrer noch immer interessirt. Leider verräth Kalthoff's Schrift, wie Groth durch ein besonders draftisches Beispiel nachweist, einen auffälligen Mangel an Vertrautheit mit den Werken, die er beurtheilen will. In der That sind die von Kingsley während der fünfziger und sechziger Jahre in Predigten, Broschüren und namentlich in den Wochenblättern „Politics for the People" und „The Christian Socialist" angeregten und mit Muth und Einsicht erörterten Fragen heutzutage lichterloh brennend geworden, obschon er an dem, was man jetzt unter Socialismus und sogar christlichem Socialismus versteht, ohne Zweifel vieles auszusetzen haben würde. Auf die Darlegung seiner Grundsätze und seine Bestrebungen, ihnen Geltung zu verschaffen, können wir hier nicht näher eingehen und verweisen den geneigten Leser auf Groth's schön geschriebenes und durchaus gediegenes Schriftchen, das auf gründlichen Forschungen beruht und überhaupt zum besten gehört, was man bisjetzt in Deutschland über diesen Gegenstand veröffentlicht hat.

— „Die englische Staats-Verfassung" von Wilh. H. Preuß (Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung) ist keine Geschichte der staatsrechtlichen Institutionen Großbritanniens, sondern, wie es auch auf dem Titelblatte angegeben wird, „eine gedrängte Darstellung derselben zur Orientirung für Staatsmänner, Kaufleute, Schiffsrheder und Zeitungsleser". Das Ganze ist in drei Bücher getheilt, von denen das erste die Krone und ihre Räthe, das zweite das Parlament und seine Regierung und das dritte die ziemlich verwickelte englische Rechtspflege behandelt. Der Verfasser hat uns mit einem auf gründlichen Studien beruhenden, völlig zuverlässigen Handbuch beschenkt, wofür wir ihm unsern verbindlichsten Dank aussprechen. Nur würde es durch eine Inhaltsangabe und ein gutes Register an Brauchbarkeit und praktischem Werth bedeutend gewinnen. Hoffentlich wird er diesen Mängeln in den neuen Auflagen abhelfen.

— Aus dem Nachlasse von Otto Baisch, Poeten, Maler, Musiker, Schriftsteller und Redacteur der Zeitschrift „Ueber Land und Meer", ist ein Band „Lieder und Sinnsprüche" im Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt zu Stuttgart erschienen. Baisch war ein vielseitiger und vielgeübter Mann; ursprünglich Lithograph, Dichter und Uebersetzer von Burns und Alfred de Musset, war er eine Zeit lang Maler, in welchem Berufe er aber keine dauernde Befriedigung fand. Er wandte sich der Schriftstellerei zu und gab unter anderm heraus „J. Chr. Reinhart und seine Kreise" (Leipzig, 1883). Seine spätern Redactionsarbeiten ließen ihm keine Muße zu größern Arbeiten. Er schrieb auch Novellen und lag mit Eifer musikalischen Studien ob, deren Frucht sogar größere Compositionen waren. Aus seinem Nachlaß ist nun dieses kleine Prachtwerk (10 M.) mit einer Reihe von trefflichen Federzeichnungen und stimmungsvollen Maler-Radirungen von der Hand seines Bruders Hermann Baisch entstanden. Auch ein Porträt des vielseitigen Mannes, von W. Kranskopf radirt, ist beigegeben. Die Gedichte sind stimmungsvolle Ergüsse einer fein empfindenden Seele und verrathen Sinn für Wohlklang und abgerundete Form. Auch das vornehme Gewand des Buchs trägt dazu bei, es als treffliches Festgeschenk erscheinen zu lassen.

— Das Werk von Franz Hottinger: „Aus Welt und Kirche" (2 Bde., Freiburg i. Br., Herder, 3. Auflage 1893), haben wir beim Erscheinen der ersten Auflage (1885, S. 572 fg.) ausführlich besprochen. Wir können heute nur unser Urtheil wiederholen. Es sind ganz vortreffliche Bilder und Skizzen aus Italien, Deutschland und Frankreich, die höchst interessant und belehrend geschrieben sind, aber leider mit der sich überall aufdrängenden Tendenz, den Ultramontanismus zu verherrlichen und die Reformation herunterzusetzen. Der dritten Auflage sind „Neue Bilder aus Tirol" und „Skizzen aus der Schweiz" beigefügt worden.

— „Die Silene in der archaischen Kunst der Griechen" von Heinrich Bulle (München, Ackermann, 1893) behandelt „Die Typik und die mythische Auffassung der Silene". Der Verfasser vertritt die unanfechtbare Anschauung, daß die Silene entstanden durch „Differenzirung aus der großen Familie der indogermanischen Winddämonen". In Beziehung zu Dionys treten sie erst später — als Kunstcentrum hierfür wird Attika nachgewiesen —, ein Vorgang, mit dem zugleich eine Tradition für Vermenschlichung der Typen erwuchs. Eine von der griechischen Kunst abweichende Auffassung erfuhren die Silene in Etrurien. Das übersichtlich geordnete und gründlich verwerthete Material der Arbeit besteht hauptsächlich in Vasenbildern.

— Von der vierten Auflage des berühmten Werks von Georg Brandes: „Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts", übersetzt von W. Rudow, sind bisjetzt 14 Lieferungen (zu je 1 M. 50 Pf.) erschienen. Die letzten Lieferungen enthalten das Werk: „Die romantische Schule in Frankreich."

Bibliographie.

Bürger, G. A., Ausgewählte Werke in 2 Bdn. Mit einer biographischen Einleitung von R. M. Werner. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 2 M.

Hoensbroech, O. Graf v., Moderner Jesuitismus. (Preußische Jahrbücher 1893, November.) Berlin, H. Walther. 2 M. 50 Pf.

Keben, G., Stille Märtyrer. Moderne Erzählungen. Zürich, Verlagsmagazin. 8. 3 M.

Moltkes Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839. (Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. Bd. VIII.) Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 9 M.

Proicher, Ch., Frederik William Robertson. Sein Lebensbild in Briefen. Gotha, F. A. Perthes. 7 M.

Schlögl, F., Gesammelte Werke. 3 Bde. Inhalt: I. Wiener Blut. II. Wiener Luft. III. Wienerisches. Wien, A. Hartleben. 8. 9 M.

Schmidt, A., Schillers Sohn Ernst. Eine Briefsammlung mit Einleitung. Mit Bildnissen und 2 Handschriften von Schiller und Goethe. II. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Sophokles' Sämtliche Werke in 2 Bdn. Uebersetzt und mit Einleitung versehen von L. Türkheim. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 2 M.

Tasso, T., Befreites Jerusalem in 2 Tln. Uebersetzt von J. D. Gries. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 2 M.

Tanning, Dr., Goethe's Bildungsideal. (Aus „Sammlung pädagogischer Vorträge".) Bielefeld, A. Helmich. 40 Pf.

Werner, E., Freie Bahn! Roman. Leipzig, E. Keil's Nachf. 8. 5 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Festgeschenke. Nova.

Preise für Exemplare in **feinen Original-Einbänden:**

Allmers, H., Dichtungen. 3. Auflage. M. 4.
— Fromm und Frei. Religiöse Dichtungen. M. 2.
— Römische Schlendertage. 7. Auflage. M. 7.
— Marschenbuch. 3. Auflage. M. 7.
— — **v. Dörnberg,** Bilder aus den Nordsee-Marschen. Lichtdruck-Prachtwerk. M. 9, in Pracht-Mappe M. 15.
Appell, Werther und seine Zeit. 3. Auflage. M. 6.
Aus den Papieren eines unbekannten Denkers. M. 2.
Bulthaupt, Eine neue Welt. Drama. 2. Auflage. M. 3.
— Dramaturgie. * Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. 5. Auflage. M. 6. ** Shakespeare. 4. Auflage. M. 6. *** Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube. 3. Auflage. M. 6.
— Gerold Wendel. Trauerspiel. 2. Auflage. M. 3.
— Der verlorene Sohn. Schauspiel. M. 3.
— Durch Frost und Gluthen. Gedichte. 2. Auflage. M. 5.
Charpentier, Russische Wanderbilder. 2. Auflage. M. 4.
Croon-Mayer, Liederborn. 2. Auflage. M. 4.
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 3. Auflage. M. 5.
— Winternächte. Gedichte. 3. Auflage. M. 5.
— Die Hexe. Trauerspiel. 5. Auflage. M. 3.
— Von Gottes Gnaden. Trauerspiel. 2. Auflage. M. 3.
— Die Rosen von Tyburn. Trauerspiel. M. 3.
Kaden, Italienische Gypsfiguren. 3. Auflage. M. 5.
Kellner, A., Die Rothenburg. Dichtung. M. 5.
Leben der Prinzessin de la Trémoïlle. Herausgegeben von Dr. R. Mosen. M. 7,50.
Murad Efendi, Ost und West. Gedichte. 3. Auflage. M. 5.
— Nassredin Chodja. Osmanischer Eulenspiegel. 3. Auflage. M. 3.
— Balladen und Bilder. 3. Auflage. M. 3.
Neumann-Strela, Thron und Reich. 3. Auflage. M. 3.
Niemann, Oldenburger Münsterland. 2 Bde. Karte und Pläne. M. 7.
Partisch, Sylvesterglockenklang. 2. Auflage. M. 2.
Poppe, Zwischen Ems und Weser. Land und Leute. M. 7.
Preuß, Englische Staatsverfassung. M. 1,60.
Rittershaus, E., Buch der Leidenschaft. 4. Auflage. M. 3.
— Aus den Sommertagen. 4. Aufl. M. Portrait d. Dichters von L. Knaus. M. 5.
Roland, Der Cantor von Orlamünde. 2. Auflage. Dichtung. M. 2,50.
Spaeth, Samenkörner der Wahrheit. 32 Predigten. M. 8.
Stahr, Ad., Italien. 5 Theile. 4. Auflage. M. 18.
— Oberitalien. 2 Theile. 3. Auflage. M. 7,50.
— G. E. Lessing. Leben und Werke. 9. Auflage. M. 7,50.
— Weimar und Jena. 3. Auflage. M. 7.
Stern, Ad., Wanderbuch. 3. vermehrte Auflage. M. 4.
Stucken, E., Zwei Dichtungen. M. 2,40.
Volksbote. Volkskalender. 57. Jahrgang reich illustrirt. 50 Pf.
Schinz, Deutsch-Südwest-Afrika. Illustrirt. M. 20.
Staudinger, Die Haussaländer. 2. Auflage. M. 12.
Zimmermann, Preußisch-deutsche Handelspolitik, **aktenmäßig** dargestellt. M. 18.

Geschenklitteratur-Verzeichniß gratis.

Verlag: **Schultzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen.

Lebensbild eines deutsch-christlichen Staatsmannes.

Dem deutschen Volke dargeboten von

Bernhard Baehring.

8. Geh. 2 M. 50 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Von **Hermann Hettner.**

Dritter Theil: **Die deutsche Literatur im achtzehnten Jahrhundert.** gr. 8. geh.

Erstes Buch: Vom westphälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Grossen, 1648 bis 1740. Vierte verbesserte Auflage. **Preis 7 Mark.**

Zweites Buch: Das Zeitalter Friedrichs des Grossen. Vierte verbesserte Auflage. **Preis 10 Mark.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Religiöse Reden und Betrachtungen

für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen.

Von

Moriz Carriere.

Dritte mit kritischen Beigaben vermehrte Auflage.

8. Geh. 7 M. Geb. 8 M. 50 Pf.

Das vorliegende Werk ist bei seinem ersten Erscheinen auf eine Stufe mit Schleiermacher's „Reden über die Religion" und Fichte's „Reden an die deutsche Nation" gestellt worden, und wie diese seine Vorgänger hat es einen heilsamen, tiefgehenden Einfluß auf die Gebildeten Deutschlands geäußert. Auch die neue, dritte Auflage wird jenen, die das Werk noch nicht kennen, eine Erhebung sein, ist aber infolge der Anfügung einer Reihe von Zusätzen auch für Besitzer früherer Auflagen von Werth.

Die dritte Auflage der „Religiösen Reden und Betrachtungen" bildet zugleich den 14. Band von Carriere's „Gesammelten Werken".

(Mit Beilagen von **Hugo Andres & Co., Frankfurt a. O., Eduard Heinrich Mayer, Leipzig,** und **C. E. M. Pfeffer, Leipzig.**)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 51. — 21. December 1893.

Inhalt: Passion und Liturgie. Von Heinrich Reimann. — Denkwürdige Briefe. Von Adalbert Schroeter. — Koser's Geschichte Friedrich's des Großen. Von A. Baldamus. — Zur Sprache und Literatur. Von A. Saleck. — Dürer's Aufenthalt in Basel. Von Ernst Lehmann. — Romane und Novellen. Von Ernst Roeder. — Rosegger's neuestes Werk. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Passion und Liturgie.

In der bekannten „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" ist jüngst eine Abhandlung von Ph. Spitta über die Passionsmusiken erschienen.*) Der Abhandlung liegt ein Vortrag zu Grunde, der im Casino zu Elberfeld gehalten, aber für den Druck erweitert wurde.

Daß der Herausgeber der Werke Heinrich Schützens und der Biograph Johann Sebastian Bach's wie kaum ein anderer berufen ist, über die Passionsmusiken dieser beiden Meister zu sprechen, bedarf keiner Versicherung. Er gilt in allen Fragen, welche diese Meister betreffen, als Autorität und es wäre vergebenes Bemühen, diesen seit lange wohlbegründeten Ruf durch eine glatt zustimmende sogenannte „Recension" noch weiter befestigen zu wollen. Gerade einer Autorität gegenüber, wie sie in Bezug auf Schütz und Bach Philipp Spitta zweifellos vertritt, scheint es mir viel besser angebracht, diejenigen allgemeinen Gesichtspunkte hervorzuheben, in welchen er Grundansichten und Auffassungen vertritt, die sich einer allgemeinen Zustimmung nicht erfreuen können. Es sind „offene Fragen", bei denen durch eine leidenschaftslose Erörterung „pro" und „contra" die Sache selbst nur gewinnen kann.

Spitta geht davon aus, daß man seit der Neuentdeckung der Matthäus-Passion durch Mendelssohn (1829) in ihr nichts anderes als ein „Oratorium" — im Händel'schen Sinne — gesehen hätte. Das Oratorium sei aber nie und nirgends ein wesentlicher Theil der Liturgie gewesen. Bach's Matthäus-Passion sei ein „grundkirchliches Kunstwerk" und als solches „ein organischer Theil der Liturgie". „Diese selbst soll ein Kunstwerk im höchsten Sinne des Wortes sein, die Musik in ihr nur ein Element dieses Kunstwerks. . . . Wenn man nun bei Bach's Matthäus-Passion . . . diesen Umstand mehr oder weniger übersah, so begreift sich leicht, daß sie nicht voll verständlich werden konnte."

Gewiß; vom Standpunkt des Händel'schen Oratoriums aus betrachtet, sind Bach's Matthäus- und Johannes-Passion völlig unnahbar und unverständlich. Diese Werke sind aus einem tief-kirchlichen Geiste entsprungen und tragen durchaus den Charakter ihres Ursprunges an sich; Händel's Oratorien sind selbst da nicht einmal streng kirchlich, wo sie kirchliche Stoffe behandeln; Händel ist ein Weltkind, in der bessern Bedeutung dieses Wortes. Aber liturgisch, wie der Verfasser meint, sind Bach's Passionen ebenso wenig, sie gehören nicht in den liturgischen Gottesdienst; sie sind im idealen Sinne kirchlich, sie sind ein Gottesdienst für sich, aber keine Liturgie! Vom Standpunkt der Liturgie kommen wir dem Verständniß der Passionen meines Erachtens nicht näher, als wie von dem des Händel'schen Oratoriums.

Die katholische Kirche bringt in der Charwoche alle vier Passionen zur Verlesung: am Palmsonntage die des Matthäus, am Dienstage die des Marcus, am Mittwoch die des Lucas, am Charfreitage die des Johannes. In den Metropolitankirchen, die einen eigenen Sängerchor haben, werden alle vier Passionen lateinisch in dem bekannten Lectionstone gesungen. In den übrigen Kirchen nur die am Palmsonntag (Matthäus) und am Charfreitag (Johannes) und zwar: deutsch. Die ersten drei nehmen in der Liturgie die Stelle des Evangeliums, das stehend angehört wird, ein. Die Charfreitags-Passion wird „in cornu Epistolae", d. h. auf der Epistelseite gelesen!

In welcher Weise der Vortrag der Passion im Laufe der Zeit ausgestaltet wurde, darf hier als bekannt übergangen werden: erwähnt seien nur die beiden Haupt-

*) Die Passionsmusiken von Sebastian Bach und Heinrich Schütz. Von Prof. Ph. Spitta. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Neue Folge. Heft 176.) Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei. Gr. 8. 80 Pf.

gattungen der Passion: die sogenannte Choralpassion mit vierstimmigem Falso-Bordone-Satz der „Turbae" und Choralrecitation der Solisten; und die Passionsmotette, eine mehrstimmige Composition des Passionstextes, ohne Solo. Selbst die Partien des Evangelisten, Christi u. s. w. sind hier mehrstimmig im Motettenstil componirt. Der Chor sang die Motettenpassion ebenso wie die Choralpassion, während der Geistliche am Altare den betreffenden Evangelientext still für sich las. Der Text zeigt in der Motettengattung (z. B. bei Obrecht) nicht selten entgegen der Ueberschrift „secundum Matthaeum" eine Blütenlese aus allen vier Evangelisten, also einen Verstoß gegen die Liturgie. Trotzdem sind alle diese Passionen als „liturgische" zu bezeichnen, da sie sonst nach ihrer ganzen Anlage, nach Inhalt und Form, der Cultushandlung entsprachen. Die Reformation hat in dieser Hinsicht nur insofern eine Aenderung hervorgebracht, als der deutsche Text anstatt des lateinischen bevorzugt und die lutherische Uebersetzung zu Grunde gelegt wurde. Im übrigen wurde die Palmsonntags- und Charfreitagsliturgie im wesentlichen unverändert aus der alten in die neue Kirche hinübergenommen. Hier entwickelte sie sich — aber immer in den durch die Liturgie vorgeschriebenen Grenzen und von dem kräftigen, ernsten, religiösen Hauche der Reformation gefördert, weiter, ohne jedoch irgendwelche andere neue typische Erscheinungen hervorzubringen.

Nun war es aber Sitte, daß während der „Grabesruhe Christi", die am Charfreitage nach beendetem Gottesdienste begann und bis Ostersonnabend abends währte, die Kirche geöffnet und dem Besuche der Gemeinde zugänglich blieb. Die Anwesenden vereinten sich zu Gebet und Gesang; man sang vor allem Lieder, Choräle, die auf die Passion Bezug hatten.

Für die Zeit um 3 Uhr nachmittags am Charfreitage, also für die Stunde des Verscheidens Christi, hatte man seit alter Zeit eine besondere Andacht — keinen liturgischen Gottesdienst — festgesetzt: Hier bot sich von selbst der Kunst Gelegenheit, einzugreifen und in einer freiern — durch die liturgischen Gesetze nicht beeinflußten Form — zu den Gläubigen zu reden, ja sogar sich mit den Gläubigen zu einem gemeinsamen „idealen" Gottesdienste zu vereinigen. Sebastiani's, eines Thüringers, Passion vom Jahre 1672 bietet zum ersten mal diese freiere Form. Jene Charfreitagsaufführungen waren uralter Brauch; erst in den sechziger Jahren dieses 19. Jahrhunderts ist dieser Brauch in der katholischen Kirche endgültig beseitigt worden. Auch in Leipzig war in vor-Bach'scher Zeit diese Sitte eingeführt. Wie Spitta mittheilt, begann die Passionsmusik (am Charfreitag gab es niemals einen „Vespergottesdienst", denn der Charfreitag ist gar kein „Feiertag" in katholischem Sinne!) um $1\frac{1}{4}$ Uhr und dauerte $1\frac{1}{2}$ Stunden, schloß also gegen 3 Uhr, der Todesstunde Christi, offenbar, um die so ergreifende musikalische Darstellung des Todes Christi am Ende der Passion mit der genauen Zeit und Stunde des Abscheidens in Einklang zu bringen. Aus dem Zusammenwirken aller dieser Umstände also, d. h. aus der freiwilligen Versammlung der Gemeinde zu einer Zeit, die außerhalb des liturgischen Gottesdienstes lag, aus der Gewohnheit derselben, am Grabe Christi Lieder und Choräle zu singen, aus dem Bedürfniß die Leidensgeschichte des Herrn gerade zu jener geweihten Nachmittagsstunde zu hören, ist die Bach'sche Passion entstanden. Die freiere und durch keine liturgischen Vorschriften behinderte Form dieses idealen, und so echt volksthümlichen Gottesdienstes ist es gerade gewesen, die auf Bach's Phantasie so wunderbar wirkte; sie ließ ihn alle Hülfsmittel, namentlich auch die Formen des italienischen Oratoriums, herbeiholen, um jene weihevollen Nachmittagsstunden so herzbewegend als nur irgendmöglich zu gestalten. An die liturgische Passion erinnert einzig und allein noch der Umstand, daß den Worten des Evangelisten ein bestimmtes Evangelium (z. B. des Matthäus) untergelegt wurde, in allen übrigen Formen ist die Bach'sche Passion so hoch und weit über die liturgische Passion hinausgewachsen, als die Kunst Bach's über der jedes andern, sei es frühern oder spätern Meisters steht.

Die liturgische Passion beginnt und schließt mit typischen Formeln: „Das Leiden unsers Herren Jesu Christi, wie es . . . beschreibet"; bei Schütz steht anstatt „Leiden": „Die Historie". Den Beschluß macht ziemlich regelmäßig die „gratiarum actio": „Dank sei dem Herrn, der uns erlöset hat . . ." Anfangs- und Schlußworte stimmen mit dem „Missale Romanum", dem sie entnommen sind, überein. Jene Formen sind also typisch für die liturgische Passion. Was setzt Bach an ihre Stelle? Jenes musikalische Weltwunder: den ersten Doppelchor der Matthäus-Passion, mit dem eingefügten Choral „O Lamm Gottes" — eine Choralphantasie von so unergründlicher Tiefe, so unbegreiflicher Structur, so unfaßbarer Größe, so unnahbarer Majestät, wie nichts im gesammten Gebiete der Musik! Welche Stelle will man diesem Wunderwerke in der Liturgie geben? wie die „Töchter Zions", wie die immer drängender werdenden Fragen: „Was"? „Wie"? „Wo"? des zweiten Chores liturgisch erklären? Aehnlich steht es mit dem Schlußchor der Matthäus-, dem Anfangschor der Johannes-Passion. Der Grabgesang am Grabe Christi ist das gemeinsame Trauerlied der am Grabe des Heilands versammelten Gemeinde, ein tief ergreifender, aber kein liturgischer Gesang, erklärbar nur aus dem oben dargestellten kirchlichen Herkommen an den letzten beiden Tagen der Charwoche, nicht aber aus liturgischen Vorschriften. Ein Gesang — nur in ganz idealer Form — wie jene Lieder, die zu den Passionsandachten in der katholischen wie evangelischen Kirche gesungen wurden und werden: „Da Jesus in den Garten ging", „Da Jesus an dem Kreuze stand", „O Lamm Gottes" u. a. Nur wenn man der Bach'schen Passion die breite kirchlich-volksthümliche Basis, nicht den schmalen, regelrecht geformten liturgischen Fuß unterstellt, wirkt sie nach dem bekannten, oft citirten Worte Rochlitzens wie ein „künstlerisch christliches Fest",

während die Vorstellung, daß z. B. mit dem Anfangschor der Matthäus-Passion „ein Act beginnt, der im geordneten Gottesdienst ein wesentliches Glied bildet", den Tondichter meines Erachtens weder zur Aufbietung eines so unendlich umfangreichen äußern Apparats, noch viel weniger zur Entfaltung einer solchen wahrhaft überirdischen Phantasie begeistern konnte, wie dies bei Bach der Fall gewesen ist. Die Liturgie geht streng nach Form, Brauch und Regel; sie muß es thun, um eben einen „geordneten Gottesdienst" hervorzubringen. Bach's religiöse, sagen wir selbst streng kirchliche Phantasie aber schweift über alle Grenzen hinaus; Ort und Zeit, woran die Liturgie fest gebunden ist, schwinden wie Schatten dahin, und über ihnen schwebt aller Fesseln ledig der Genius der erhabensten, reinsten christlich-kirchlichen Musik. Wol enthält Bach's Passion dem Oratorium entlehnte Elemente, und doch bedeutete seine Passion eine entschiedene Lostrennung von dem damals üblichen, italianisirenden Oratorienstil, wie er z. B. (um nur das Nächstliegende zu erwähnen) in den Brockes-Passionen Keiser's, Händel's, Teleman's und Mattheson's zu Tage tritt. Bach's Passion bedeutet eine gesunde Reaction, die die zu verweltlichen drohende Passionsmusik ihrem Mutterschose, der Kirche, zurückgibt. Bach ist ein Reformator, gleich Luther, wenngleich nicht der „Vollender der protestantischen Kirchenmusik", wie ihn Spitta bezeichnet. Ich glaube nämlich nicht, daß man in der Musik — ebenso wenig in jeder andern Kunst — einen so starken Strich zwischen protestantischer und katholischer Kunst ziehen darf. Einen solchen Riß im deutschen Kunstleben hat die Reformation doch wol nicht hervorgebracht. Sie hat die Künste mit neuen Ideen überreich befruchtet, aber die Ausdrucksmittel der Künste sind die alten geblieben, der „protestantische Stil", wenn man nun schon von einem solchen reden will — scheint mir jünger als das 18. Jahrhundert, das Jahrhundert Bach's zu sein. Wol finde ich in Bach den Typus, besser das Ideal eines protestantischen Kirchencomponisten insofern, als seine Musik so rein von allen Schlacken, so frei in den Formen und doch so streng in ihren Gesetzen, so würdevoll, so tief und innig empfunden, so ganz ohne alles äußere Schaugepränge ist, wie es sich der Protestantismus gegenüber der katholischen Kirche als sein ideales Ziel gesteckt hat. Also nur in dieser *symbolischen* Bedeutung kann man von Bach's „deutsch-protestantischer Musik" sprechen. Was die musikalischen Ausdrucksmittel Bach's betrifft, so ist er wol deutsch, nimmer aber specifisch protestantisch, sondern christlich-interconfessionell. Die einzige Ausnahme bildet vielleicht der „Choral". Ich sage „vielleicht", weil auch von katholischen Kirchenlieder- und Orgelcomponisten der „Choral", freilich nicht in so hervorragender Weise, gepflegt wurde, als dies von seiten protestantischer geschehen. Allerdings an Bach's Choralbearbeitungen, gleichviel ob für Orgel oder Gesang, reicht nichts heran, was hier oder dort geschaffen worden ist. Der Anfangschor der Matthäus-Passion, daneben noch die Choralphantasie „O Mensch bewein' dein Sünde groß" am Schluß des ersten Theils werden unerreichte, einsame Höhepunkte der gesammten Musikliteratur bleiben!

So hat denn Bach, wie ich glaube, eine universellere, allgemeinere christlich-kirchliche Bedeutung, als sie Spitta zum richtigen Verständniß der Bach'schen Passionen voraussetzen zu müssen glaubt. Meine Ansicht stützt sich auf den unermeßlichen, wie Schumann sagte, „incommensurabeln" Gehalt der kirchlichen Werke Bach's, insbesondere seiner Passionen. Mit der in unergründliche Höhen schweifenden Phantasie Bach's — ich kann sie nur annähernd der Klopstock's vergleichen, als er seinen „Messias" dichtete — scheint mir die feste Norm und Regel der Liturgie in strengem Widerspruch zu stehen. Der „Messias" Klopstock's ist ebenso wenig ein „Evangelium", eine sonntägliche Pericope, als Bach's Matthäus-Passion ein liturgisches Musikstück.

Des weitern erscheinen mir Bach's Kirchencantaten und Passionen ebenso wenig als die Messen, Motetten und Antiphonen Palestrina's specifisch confessionell. Wenn Recensenten nach dem Anhören einer Palestrina'schen Motette oder eines Messensatzes sofort von „Weihrauchdunst" faseln, so ist das eben — „Dunst". Alles, was so rein, so hoch und so erhaben ist wie die Kunst Palestrina's und Bach's, gilt mir eben einfach als christlich, nicht christlich-confessionell; und ich will und brauche nicht an Hanslick's Theorie vom Musikalisch-Schönen zu erinnern, um darin verstanden zu werden, daß die Musik dogmatische Unterschiede, wie sie die christlichen Confessionen trennen, ausdrücken nicht vermag. Ich vermag darum auch nicht einen Ausspruch zu verstehen, wie den folgenden: „Eine Kirchencomposition . . . muß im allgemeinen auch das Wesen und *unterscheidende* Merkmal ihrer Religion aus sich zurückspiegeln. Dies . . . geschieht denn auch bei Bach im vollen Maße." So lange es sich um die *symbolische* Auffassung der künstlerischen Persönlichkeit Bach's in dem oben angegebenen Sinne handelt, gebe ich das Gesagte zu; weiter vermag ich keinen Schritt zu gehen. Wenn nun trotzdem Palestrina von Bach eine so weite Kluft trennt, so liegt das lediglich in der Verschiedenheit der beiderseitigen *künstlerischen* — nicht religiösen — Stellung. Denn Palestrina ist *Vocalist*, Bach: *Instrumentalist*. Das erklärt ebenso sehr die Verschiedenheit ihres Stils, als die Wesensgleichheit der Grundlage ihrer künstlerischen Empfindungen. Nur wer diese beiden Riesengeister von diesem allgemeinen musikalischen, weder durch liturgische Regeln noch durch confessionelle Voreingenommenheit getrübten Standpunkte aus hört und in sich aufnimmt, wird ihnen beiden gerecht werden. Ein unbewußtes Gefühl für das Richtige hat schon längst unsere protestantischen Chordirigenten veranlaßt, Compositionen Palestrina's, seien es Messensätze oder Motetten in das Repertoir ihrer Chorgesänge aufzunehmen. In der in dieser Hinsicht viel intoleranten katholischen Kirche ist das Gleiche mit Bach'schen Werken (z. B. mit der H-moll-Messe), soviel ich weiß nur ganz vereinzelt der Fall gewesen. Hier kommt freilich als

erschwerender Umstand, die den Bach'schen Werken zumeist zu Grunde liegende lutherische deutsche Bibelübersetzung dazu. Aber jene protestantischen Dirigenten haben bezüglich Palestrina's das richtige Gefühl, daß seine Musik nicht confessionell katholisch, sondern allgemein christlich sei und im höchsten Grade erbauend wirke. Hinter Palestrina steht aber Bach keineswegs in dieser Hinsicht zurück. Daß er die deutsche Bibelübersetzung Luther's seinen Werken zu Grunde legt, macht seine Musik noch nicht protestantisch! Auch bei ihr liegt der Schwerpunkt in dem über der Confession stehenden, allgemein christlichen Gehalte! Die Verschiedenheiten beider Großmeister können somit die beiden Begriffe: „Passion" — und „Liturgie" andeuten, vorausgesetzt daß man „Passion" in dem Sinne der oben entwickelten Grundidee der Bach'schen Passion — also im Gegensatz zur Liturgie — auffaßt! Palestrina, der christliche Liturgiker, und Bach, der Componist allerdings unliturgischer Passionen, der aber durch seines deutschen Geistes Kraft die ganze Christenheit zu einem freien, idealen Gottesdienst um sich versammelt! Faßt man „kirchlich" in diesem allgemeinen Sinne, so stimme ich Spitta gern bei, wenn er Bach's Passionsmusiken nur dem verständlich findet, der sie im Sinne und Geiste der „Kirche" auffaßt.

Heinrich Reimann.

Denkwürdige Briefe.

1. Briefe an Johanna Motherby von Wilhelm von Humboldt und Ernst Moritz Arndt. Mit einer Biographie Johanna Motherby's und Erläuterungen herausgegeben von Heinrich Meisner. Nebst einem Porträt. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1893. 8. 3 M. 50 Pf.

Am 14. November 1890 gelangten auf der Auction von R. Lepke in Berlin Briefe Wilhelm von Humboldt's und Ernst Moritz Arndt's zur Versteigerung, welche den Namen der Adressatin, Frau Johanna Motherby's, geb. Thielheim, in den Vordergrund der literarischen Tagesgespräche stellten und, es läßt sich nicht leugnen, der Unbekannten, oder Vergessenen einen wenn nicht hervorragenden, so doch unverrückbaren Platz innerhalb unserer neuen Culturgeschichte anwiesen. Denn das unterscheidet sie, müssen wir mit Entschiedenheit gegen den Herausgeber dieser Briefconvolute einwenden, auf das schneidendste von Frauen wie Caroline Böhmer und Henriette Herz, Dorothea Veit und Elisa von Ahlefeldt, daß Johanna's Bedeutung eine allein culturgeschichtliche und gar keine literargeschichtliche ist.

Die Briefe Humboldt's gelangten in Privatbesitz, die Arndt's in die Magazine der königlichen Bibliothek zu Berlin. Einer ihrer Beamten gibt sie in vorliegendem Bande heraus nach allen Regeln und Kunstnormen, welche für derartige selbstlose Arbeiten zur Zeit modern und canonisch sind. Sogar ein Bild der Heldin ist beigegeben, kaum zu ihrem Frommen. Treffender charakterisirt sie ein Passus aus dem 25. der Arndt'schen Briefe, welcher der von Meisner vorausgesandten biographischen Skizze zum Leitspruch dient: „Liebe und Phantasie, und immer nichts anderes, das ist Furina's Leben." Johanna, erfahren wir hier, war seit dem 4. Juli 1806 die Gattin des königsberger Arztes Motherby, dessen wohlhäbiges Haus einen Schnittpunkt der geistigen Bewegungen dieser ostpreußischen Culturoase bildete, denn Männer wie Schön, Nicolovius und Stein gingen bei dem jungen Paare ein und aus. Seit dem April 1809 auch Wilhelm von Humboldt, der als Geheimer Staatsrath im Cultusministerium vorübergehend in der damaligen Residenz des Königs beschäftigt war. Die Folge dieses Verkehrs des verheiratheten Mannes bei den Motherby's war nach seinem noch vor Jahresschluß erfolgtem Scheiden von Königsberg eine Reihe von Briefen an die junge Frau, deren vier erhalten und hier mitgetheilt sind und, um mit den Worten ihres Herausgebers zu reden, „ein wunderbares interessantes Licht auf die kleine Liebesepisode aus dem Leben des strengen Aesthetikers werfen". In der That sind es wirkliche Liebesbriefe (nebenbei eine ganz andere Temperatur athmend als die mehr diätetisch onkelhaften Episteln an Charlotte Diede), die, vom December 1809 bis Ende Mai 1813 datirend, hier durch die Dazwischenkunft eines Zweiten oder besser (Motherby eingerechnet) eines Dritten zu jähem Schlusse kamen. Das so bewegliche wie geräumige Herz der jungen Frau hatte, um wiederum mit dem Herausgeber zu reden, inzwischen „voll und ganz" ein Anderer gewonnen. Dieser Andere war kein anderer als Ernst Moritz Arndt, der als Secretär des Freiherrn von Stein im Januar von Petersburg nach Königsberg gekommen war. Arndt war Witwer, und, kurz und gut, um wieder mit dem Herausgeber zu reden „erst allmählich, aber mit unwiderstehlicher Gewalt, drängte sich die Gestalt der dreißigjährigen Frau Johanna Motherby in sein nach Liebe verlangendes Herz". Die literarischen Denksteine dieser Liebe sind die hier veröffentlichten 72 Briefe, welche vom April 1813 bis zum März 1836 Arndt an Johanna richtet. Man darf den merkwürdigen Herzensbund, welcher Bestand hielt, selbst als die geschiedene Frau Dr. med. Motherby im Jahre 1824 zu Berlin Frau Dr. med. Dieffenbach und im Jahre 1833 von dem elf Jahre jüngern Gatten wiederum getrennt worden war, nicht der Wandelbarkeit zeihen, denn es ist zweifellos, daß Arndt's seelische Hingabe an die wunderbare Frau trotz seiner 1817 erfolgten zweiten Verheirathung mit Schleiermacher's Schwester Nanna ihre volle elementare Kraft bewahrte, bis sie, nicht ohne Frau Motherby's Schuld, im April 1819 eine plötzliche Abkühlung und Wandlung erfuhr. Die entscheidenden Worte des ehrlichen Mannes, die ihm ein Stück seines innern Glücks kosten mochten, lauteten unter

dem 17. April: „Ich fühle den süßen Brand in meinen Adern, das verderblich reizende Gift; aber ich will seyn, der ich seyn muß und der Ehre meines Namens getreu bleiben, damit nicht einst voll Unmuth das Antlitz des Treuen (Dr. Motherby) sich von mir wende, wenn ich ihm in der Unterwelt begegne: in der Hölle aber jemand zu begegnen, habe ich keine Lust.“ Dies war das Erlöschen der Episode „Furina“, nun folgte, wie wir wissen der Act: Dieffenbach. Mit der Trennung von ihm erlitt Johanna's Geltung in der schöngeistigen Welt Berlins eine vorübergehende Verdunkelung, bis sie in dem Cirkel der ihr bereits seit Königsberg engbefreundeten Elisa von Ahlefeldt neue Macht gewann. Ein geistvoller Kammergerichtsreferendar, der als Shakespeareübersetzer und Freund Liszt's bekannte J. Ph. Kaufmann, war der letzte Verehrer der 54jährigen Frau Professor Dieffenbach, die im August 1842 verschied, wie der Herausgeber rühmt, tiefbetrauert von ihren alten und neuen Freunden.

Ohne Frage fiel auf den, wie man sieht, nicht dornenlosen Lebenspfad der wunderbaren Königsbergerin ein voller Abglanz der Aureole dreier hervorragender Männer unseres Jahrhunderts; was aber mehr ist: ebenso fraglos wurde das Seelenleben eines so hochvornehmen Geistes wie Wilhelm von Humboldt, eines so kraftvollen Idealisten wie E. M. Arndt und eines seiner Wissenschaft so weit vorausfliegenden Arztes wie Dieffenbach durch die Freundschaft der durch nichts weniger als körperliche Vorzüge ausgezeichneten Frau auf das anmuthigste bewegt, um nicht zu sagen: zeitweise unbeschränkt beherrscht; ob bereichert und geklärt, entzieht sich meiner und unserer Beurtheilung. Insofern übrigens die Briefe Arndt's, der in den Freiheitskriegen neben dem Steuerrad der hohen preußischen Politik stand, unmittelbare Eindrücke und Abdrücke der erregten Zeitläufe wiedergeben, gewinnen seine Liebesbriefe an die Motherby neben ihrem culturhistorischen Sonderinteresse auch rein geschichtliche Bedeutung.

2. Lenz in Briefen. Von J. Waldmann. Zürich, von Stern. 1894.

Der Gedanke, ein authentisches Bild des Dichters J. M. R. Lenz aus Briefen von ihm selbst, an und über ihn zu gestalten, durfte um so dankenswerther erscheinen, als seit der 1857 von Dorer-Egloff veröffentlichten Sammlung der Lenz'schen Briefe an Lavater, die neben seinen Briefen an Salzmann und Sarasin, die urkundliche Hauptquelle für das Lenz'sche Leben bilden, inzwischen der literarhistorischen Forschung und angenehmen Zufällen vergönnt war, umfängliches Material zu immer reicherer Vervollständigung der Biographie des Dichters zu Tage zu fördern. Freilich gibt der Herausgeber nur Excerpte, sodaß die Forschung nach wie vor zur Einkehr bei den Originalen genöthigt bleibt. So ist der wissenschaftliche Werth ein bemessener und die Kritik dieser Excerpte, schwierig, denn nur nach Kenntniß der vollen Vorlage ermöglicht sich ein Urtheil über die Ausscheidungsprocesse des Herausgebers. Er hat sich begnügt, wie er sagt, nur die signifikanten Stellen des Briefwechsels mitzutheilen, d. h. dasjenige, was sich auf des Dichters Lebensschicksale, Schriften und persönliche Beziehungen erstrecke. Tiefere Einblicke in die Innenwelt zu erschließen, hat ihm ferner gelegen und er entschuldigt sich naiv mit der Meinung, daß die sentimentalen seitenlangen Ueberschwenglichkeiten und Herzensergießungen des Briefwechsels, wie sie damals unter Freunden und Bekannten im Schwange gewesen seien, heute kein Interesse fänden. Das ist natürlich eine durchaus verlorene subjective Meinung. Mir gilt eine Lenz'sche Herzensergießung mehr als ein elendes Datum seines elenden Lebens.

3. Der Briefwechsel der Brüder J. Georg Müller und Johannes von Müller. 1789—1809. Herausgegeben von Eduard Haug. Erster Halbband: 1789—1799. Zweiter Halbband: 1800—1809. Frauenfeld, J. Huber's Verlag: 1891—93. Gr. 8. à 5 M.

Diese Veröffentlichungen aus der schaffhausener Ministerialbibliothek besitzen allerdings ein ungleich schwereres Gewicht, und dieser mustergültig von Eduard Haug herausgegebene Briefwechsel des ruhmreichen schweizer Brüderpaars darf mit dem Herausgeber wegen seiner biographischen, geschichtlichen und literarhistorischen Bedeutung, wegen seiner Regelmäßigkeit, seiner Rückhaltlosigkeit und seines Umfangs, wie endlich wegen der beiden Briefschreiber selbst ein literarisches Document ersten Ranges genannt werden. Der Briefwechsel entstammt, wie man sieht, zum Theil der Epoche der Motherby-Reliquien, sodaß sich die geschichtlichen Spiegelungen so anziehend wie lehrreich ergänzen. Die Correspondenz der Müller erhebt sich geradezu zur Geltung vollwichtiger historischer Urkunden, und so erscheint der äußere Gang des Buchs wohlthuend gesichert. Freilich gehört es zu jenen, nach denen man in keiner öffentlichen Bibliothek Fehlfragen thut, und das Los derart aus dem Wust des Alltagsmarktes gehobener Bücher pflegt ein mehr an sich rühmliches als für Autor und Verlagshandlung ersprießliches zu sein. Der briefliche Austausch der Brüder begann im Jahre 1778, doch scheinen die Briefe Georg's bis zum Juli 1789 verloren zu sein. Die politischen Wandlungen halten den geistigen Verkehr in steter Erregung, republikanischer Jubel über die gesprengten Fesseln des verseuchten Absolutismus wechselt mit Entsetzensrufen über die Schreckensherrschaft der pariser Bluthunde. Den eigentlichen Herzschlag dieser Briefe aber bildet die schwärmerische Liebe beider Brüder zu ihrem Schweizerlande und dem Städtchen, das sie geboren. Nicht immer stimmen ihre politischen Ansichten überein und gehen vielmehr gereizt auseinander, wenn es gilt, des Vaterlandes Bestes zu ergründen, immer wieder aber lösen sich die dialectischen Dissonanzen in trauter brüderlicher Harmonie. Nicht minder auch als die weltgeschichtlichen Ereignisse geben die literarischen Bewegungen diesen Briefen Geist und Inhalt, und besonders Herder und Lavater erscheinen immer wieder in der Brüder vielbewegtem Gedankenkreise.

Adalbert Schroeter.

Koser's Geschichte Friedrich's des Großen.

König Friedrich der Große von Reinhold Koser. Erster Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1893. Lex.-8. 8 M.

In einer frühern Nummer d. Bl. (30. März 1893, Nr. 13) haben wir die im Cotta'schen Verlage erscheinende, von H. von Zwiedeneck-Südenhorst herausgegebene „Bibliothek deutscher Geschichte" charakterisirt. Für diese Sammlung hat der als Forscher für die Zeit Friedrich's des Großen rühmlichst bekannte Reinhold Koser die Geschichte dieses Königs übernommen. Von ihr liegt jetzt der erste Band vor; er beginnt mit dem Regierungsantritt, d. h. dort, wo Koser's älteres Werk „Friedrich der Große als Kronprinz" schließt, und führt die Geschichte bis zum Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs. Dem Zwecke der Bibliothek entsprechend bietet der Verfasser eine glatt geschriebene Darstellung unter Verzicht auf kritische und polemische Erörterungen; doch hat er am Schluß des Bandes in Anmerkungen Literatur-Nachweise gegeben. Koser's Gesammtauffassung möge der folgende Ausschnitt aus dem Vorwort kennzeichnen:

Als Voltaire sein „Zeitalter Ludwigs XIV." abgeschlossen hatte, forderte ihn Lord Chesterfield auf, jetzt der Geschichte eines großen Königs die eines großen Menschen folgen zu lassen, Friedrich's II. von Preußen. Und König Friedrich selbst hat es nicht ungern vernommen, daß der glänzende Vertreter der englischen Aufklärung ihn l'homme de Prusse, nicht le roi de Prusse zu nennen pflegte.

Aber wer Friedrich's Leben darzustellen unternimmt, wird gleichwol im Ernste nicht darüber zweifelhaft sein können, ob er den Menschen, ob er den König in den Vordergrund zu rücken hat.

Gewiß bietet an dieser großen historischen Gestalt schon das allgemein Menschliche des Betrachtungsstoffes genug: der Mensch Friedrich in der Vielseitigkeit seiner Anlage, in seinem Streben und Irren, in der Kraft und Fülle seiner Bethätigung und seiner Wirkungen. Das an Friedrich's Grabe trauernde Geschlecht hat ihm den Namen des Einzigen geben wollen, eine Bezeichnung, gegen die damals ein hervorragender Geschichtschreiber (gemeint ist Johannes von Müller in einer Akademievorlesung über die Geschichte Friedrich's II.) mit echt historischem Feingefühl den Einwand erhoben hat, daß der große Mann nie ein anderer ist, als er selbst, sowie er in seiner Zeit und Lage eben zu sein hat. Aber jene Vielseitigkeit des Wesens und Wirkens gab der Bezeichnung wenigstens einen bedingten Anspruch. In jüngster Zeit haben in unserm Vaterlande Kriegsführung und Politik in ebenbürtigem Zusammenwirken das Größte geleistet und bei getheilter Arbeit jede in ihrem Gebiete mehr erreicht, als je die Kriegsführung und die Politik der friedericianischen Epoche. Ein andermal in großer Zeit, in den Tagen der Freiheitskriege, erscholl die bittere Klage, daß die Diplomaten verdürben, was die Feldherrn errungen hätten. Bei Friedrich's Leben wäre für diese Klage kein Grund, und zu jener Arbeitstheilung keine Nöthigung gewesen. Feldherr und Staatsmann, Diplomat und Volkswirth in einer Person, hat dann dieser Vielgewandte noch seine Kriegsthaten und Friedenswerke als Geschichtschreiber geschildert, er hat sich seine Siegesmärsche componirt, hat zwischen den Schlachten wie in den Erholungspausen der Friedensarbeit Verse gemacht, und die Grundfragen der Philosophie erörtert. Und unendlich vielseitig, wie seine Anlage war, schloß sie auch die stärksten Gegensätze ein: neben dem leichten, frohen Sinn, der den heitern Genuß sucht und am schönen Scheine sich ergötzt, eine thränenreiche Gefühlsschwelgerei, die im Schmerze wühlt; neben der aufwallenden Hitze eisige schneidende Kälte; neben hingebender Begeisterung den ätzenden Spott. Seine ungemeine Lebhaftigkeit aber, die Reizbarkeit seiner Nerven, seine Empfänglichkeit und Nachgiebigkeit gegen alle Eindrücke ließ den Uebergang von einem Gegensatz zum andern meist sehr unvermittelt eintreten.

Voltaire, dem dieser Geist allezeit das wunderbarste psychologische Problem war, hat von einem zwiefachen Enthusiasmus bei Friedrich reden wollen, einem Enthusiasmus des Denkens und einem oft entgegengesetzten, aber ebenso aufrichtigen Enthusiasmus des Handelns. Der „Querpfeifer und Poet", den sein Vater ihn gescholten hat, ist Friedrich Zeit seines Lebens geblieben, und dennoch zugleich der Mann des Entschlusses und der That geworden — dennoch oder vielleicht gerade deshalb. Carlyle hat Friedrich Wilhelm I. tiefsinnig schön einen stummen Poeten genannt. Auch was in Friedrich's Seele an Poesie vorhanden war, ist in seinen französischen Versen nur unvollkommen zum Ausdruck gelangt. Der Erscheinungsformen der Poesie sind gar viele. Also hat Gneisenau ihren Umfang umschrieben: „Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend, sind nichts anderes als Poesie; keine Herzenserhebung ohne poetische Stimmung." Wenn Gneisenau die Menschen darauf ansah, ob ihre Seele der „Elevation" fähig sei, so hat Friedrich's Seele zum höchsten Schwunge sich zu erheben vermocht. Aus unerschöpflichem Quell gewann er die Kraft des Gemüths, von der Fichte gesagt hat, daß sie es sei, und nicht die Gewalt der Arme, welche Siege erringe. Diese Kraft des Gemüths war es, die ihn im tiefsten Unglück aufrecht erhielt, die ihn im Unglück hat wachsen lassen, die ihm den Anspruch auf den Namen des Großen gegeben hat. An Friedrich's Leidensgeschichte lernt man das Dichterwort ermessen von dem großen gigantischen Schicksal, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt". Das große gigantische Schicksal, das ihn verfolgte mit immer neuen Schlägen, das ihn durch alle Zweifelsqualen, alle Leiden hindurchjagte, es erhob den, der nichts als Mensch zu sein begehrte, auf die volle Höhe des Heldenthums, heldenhaften Königthums, der wahrhaft antiken Gesinnung, in welcher er gelobte:

Doch ich, dem Sturm und Schiffbruch dräun,
Will, standhaft trotzend dem Verderben,
Als König denken, leben, sterben.

So ist es diesem Sterblichen zwar nicht vergönnt gewesen, aus dem Zwiespalt seiner Natur zu jener innern Harmonie vorzudringen, deren Erreichung den Geistesheroen unserer classischen Literaturperiode als das Bildungsideal galt; wol aber hat er es vermocht, seine auseinander strebenden Neigungen unter die monarchische Herrschaft eines höchsten Triebes zu zwingen, unter den kategorischen Imperativ seiner Königspflicht.

Wir haben diese überaus feinsinnige Charakteristik hierher gesetzt, weil wir dadurch vor den Lesern gerade dieser Blätter dem trefflichen Werke Koser's besser gerecht zu werden glaubten, als mit der Angabe einiger Einzelheiten aus der Darstellung der geschichtlichen Thatsachen. Denn in dieser Charakteristik zeigt sich, wie tief Koser in das innerste Wesen seines Helden eindringt, hier erhebt sich der Geschichtschreiber zum Künstler. Daß er dabei nie den festen Boden der Forschung unter den Füßen verliert, bedarf bei dem Herausgeber der „preußischen Staatsschriften aus der Zeit Friedrich's des Großen" und der „politischen Correspondenz Friedrich's des Großen" keiner

Versicherung, und daß er bei Erzählung der Thatsachen eben diese Thatsachen voll zur Geltung bringt, lehrt jeder Blick in das Werk. Wir wollen hier nur noch herausgreifen die Darstellung jener wichtigen Wandlung der politischen Gesammtlage, die sich zwischen dem aachener Frieden und dem Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs vollzog. Die preußische Politik war die eines „gesättigten" Staates, der mit dem Erreichten zufrieden einen neuen Krieg zu vermeiden suchte. Friedrich gründete diese Politik zunächst noch auf die Freundschaft mit Frankreich und war von einer fast leidenschaftlichen Erbitterung gegen England erfüllt. Als die englischen und französischen Colonisten im Ohiobecken feindlich zusammenstießen, rieth er den Franzosen sogar die Besetzung Hannovers. Da suchten die Franzosen den König selbst zu dieser Unternehmung zu veranlassen und bekundeten damit, daß sie ihn gern in den Krieg hineinzögen, während er gerade von der französischen Freundschaft die Sicherung des Friedens wünschte. Seitdem näherten sich Preußen und England; Friedrich, anfangs zurückhaltend und schwankend, schloß endlich mit England den Neutralitätsvertrag von Westminster mit Rücksicht auf einen russisch-englischen Vertrag: er hoffte so die Russen von Deutschland fern halten und damit den Frieden für Deutschland sichern zu können. Indeß der Aerger der Franzosen, daß Friedrich sie von seinen englischen Verhandlungen nicht vorher in Kenntniß gesetzt hatte, führte sie zu dem von Kaunitz erstrebten Anschluß an Oesterreich: ein Umschwung deshalb so bedeutsam, weil der jetzt in Freundschaft gewandelte Gegensatz zwischen Frankreich und Oesterreich (Habsburg) seit den Tagen Karl's V. der festeste Punkt in der europäischen Politik gewesen war. Auch in Petersburg siegten nun die Feinde Friedrich's: die antipreußische Coalition der drei Großmächte wollte im Jahre 1757 über ihn herfallen, da entschloß er sich zuvorzukommen. Ueber den die Dinge entscheidenden Westminstervertrag urtheilt Koser, daß Friedrich's Fragestellung: „Krieg an der Seite Frankreichs oder Friede an der Seite Englands" falsch gewesen sei, daß die Wahl vielmehr nur freigestanden habe zwischen Krieg im Bunde mit Frankreich und Krieg im Bunde mit England. Es mag aber dabei darauf hingewiesen werden, daß das letztere Bündniß für Preußen doch wol das natürlichere gewesen ist, weil es sich in Nordamerika wie in Europa um Vertheidigung der deutschen und der protestantischen Sache gehandelt hat.

Wir empfehlen unsern Lesern Koser's Werk aufs wärmste und wünschen nur, daß der zweite Band in nicht zu langem Zwischenraum erscheinen möge. A. Baldamus.

Zur Sprache und Literatur.

1. Poetik. Die Lehre von der deutschen Dichtkunst. Entworfen von Ernst K. Kleinpaul. Ausgeführt für Dichter und alle Freunde der Poesie von Wilhelm Langewiesche. Drei Theile in einem Bande. Neunte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Bremen, M. Heinsius Nachf. 1892. 8. 7 M.

Es gibt Bücher, die sich die Treue ihres alten und die Freundschaft eines immer neuen Publikums zu bewahren wissen trotz aller Concurrenz, denn jeder Leserkreis heischt seine besondere Stilgattung und seinen besondern Vortragston. Kleinpaul's Poetik zählt zu diesen immerhin keineswegs alltäglichen Erscheinungen. Sie schaut in neuer Jugend in dieser neunten Metamorphose auf fünf Decennien zurück und zeigt sich trotz ihres scholastischen Aufbaues, ihrer haarspalterischen Gliederungen und der doctrinären Trockenheit ihrer Darlegungen zum Kampfe mit den Rivalinnen gestiefelt und gespornt. Der ganzen endlosen Nomenclatur aller möglichen und unmöglichen Vers- und Strophenarten, die je auf dem Hexensabbath der „deutschen" Metren ob kurz oder lang ihr Wesen trieben, fehlt kein Jpunkt. Der Katechismus ist äußerlich vollkommen, ja partienweise greulich überladen, „steht aber immerhin schief darum", denn inhaltlich ist das Buch schwierigern ästhetischen Deductionen nirgends gewachsen und Disposition wie Definition zeigt elementare logische Mängel und verhängnißvolle Unklarheiten und Halbheiten. So ist die Coordination burlesker, komischer, humoristischer und satirischer Poesie eine unsaubere und die Definitionen von Roman und Novelle, Ballade und Romanze sind ungültig oder unvollkommen. Das Buch bekennt unwillkürlich seine Hülflosigkeit selbst durch jeweilige Anleihen bei dem glänzenden Rivalen Gottschall. Das Beste an dem Buche sind die reichen poetischen Illustrationen, wo sie, was auch unterläuft, nicht zwecklos verschwendet werden. Die Vollständigkeit der technischen Terminologie bewahrt durch diese fleißige Veranschaulichungsmethode schönen Werth auch dort, wo dem gaukelnden Begriffe das fesselnde Wort oder dem ästhetischen Räthsel die kritische Lösung versagt bleibt.

2. G. E. Lessing's Uebersetzungen aus dem Französischen Friedrich's des Großen und Voltaire's. Im Auftrag der Gesellschaft für deutsche Literatur in Berlin herausgegeben von Erich Schmidt. Berlin, Besser. Gr. 8. 4 M.

Hier werden mit bündig einleitendem Vorwort unter der üblichen modernen Ziffern-, Noten- und Glossenbegleitung leider ohne Nachahmung der ursprünglichen Ausstattung und damit unter Verzichtleistung auf die zur Zeit so beliebte Scheinwirkung einer auch äußern Identität, einige Lessing'sche Uebersetzungen neugedruckt, die bei der Bedeutung ihrer classischen Vorlagen in engerm Kreise nicht nur erheucheltes, sondern auch aufrichtiges Interesse finden werden. Da sie in den completesten Gesammtausgaben der Werke Lessing's fehlen, würden sie ein all-

gemeines wecken, wenn die in Frage kommenden Schriften Friedrich's des Großen ohne geschichtlichen Commentar verständlich und für die hier in Frage kommenden Aufsätze Voltaire's der deutsche Geschmack empfänglicher wäre. So gipfelt der Werth dieser Uebersetzungen neben der schönen Ausbeute, die sie den Biographen bietet und bieten wird in ihrer sprachlichen Stufenhöhe und das Buch wird reicheres Material der Linguistik als der Literaturgeschichte liefern. Aber wie sehr diese Uebersetzungen der Gesammterscheinung Lessing's gegenüber peripherischen Charakter bewahren, so unentschuldbar haben die Gesammtausgaben gehandelt, welche sie ausschlossen, denn diese Uebertragungen sind ein ganzes Stück Lessing, ja sie sind ein Stück seines Lebens. Sie zeigen ihn hier im literarischen Dienste der genialsten Köpfe seiner Zeit. Die Behauptung, daß er an diesen schriftstellerischen Vermittlerdienst Hoffnungen für seine Persönlichkeit geknüpft habe, ist zunächst nicht zu stützen. Ihn interessirten zuerst die Vorlagen an sich, und sodann das Problem ihrer Verdeutschung. Zweifellos ruht in dem Namen Voltaire ein, ja vielleicht das Verhängniß seines Lebens. Ob dieser Name für seine Entwickelung aber Stern oder Unstern war, entzieht sich der Entscheidung.

3. Altes und Neues aus dem pegnesischen Blumenorden. II. Nürnberg, J. L. Schrag. 1893. 8. 3 M.

Natürlich begrüßen wir diese neue Spende des ehrwürdigen Ordens mit voller Herzlichkeit und ganz besonderer Theilnahme. Auf ein Vierteljahrtausend schaut er zurück, und damit auf eine Thätigkeit von keineswegs weltbewegender Tragweite, aber doch auf unausgesetzte Bestrebungen eines idealen und wenn auch in kleinem Kreise heilvoll förderlamen Wollens. Der pegnesische Blumenorden heutiger Prägung will nichts anderes sein, als ein „mit Nutzen erfreulicher" literarischer Verein, wie andere auch, und trachtet im Sinne seines Stifters Harsdörffer durch öffentliche Vorträge und periodische Publicationen die Pflege der deutschen Sprache, der Dichtkunst, der Geschichte und überhaupt der schönen Wissenschaften zu fördern. Ich gestehe, das Programm ist so einladend, als es breit ist und wünsche zu engerm und weiterm Frommen bestes Gedeihen. Die vorliegende Spende ist vielseitig und interessant genug. „Möge unsere schlichte Gabe allenthalben gut aufgenommen werden", mit diesem Wunsche sendet der heutige Ordensmeister die diesjährige literarische Darbringung der edeln Genossenschaft in die Welt, und mit fröhlichem Danke nehmen wir sie entgegen. Bei der Vielartigkeit des Gebotenen ist ein Eingehen auf das einzelne mißlich, nur soviel zur Charakteristik des allgemeinen Inhalts. Der derzeitige Präses entwickelt Zweck und Ziele seines Ordens. Der Freiherr von Kreß handelt über die gelehrte Bildung im alten Nürnberg und das Studium der Nürnberger an italienischen Hochschulen. Andere treubeflissene Ordensleute handeln über Ludwig Uhland und seine Werke, über Schuld und Schicksal in der „Braut von Messina", über Martin Greiff's Trauerspiel „Konradin" und Lessing's Pseudofaust auf der nürnberger Bühne, über Grillparzer und die Idee des „Kaufmanns von Venedig". Der letzte Aufsatz des Freiherrn von Scheurll hat uns neben Hans Pfeilschmidt's Mittheilungen über die erwähnten Faustaufführungen auf der nürnberger Bühne besonders interessirt. von Scheurll ist der Meinung, daß der Gegensatz zwischen Schein und Sein, zwischen Wesen und Erscheinung, das leitende Grundmotiv des Lustspiels sei. In der That beherrscht dieser Contrast zwischen Schein und Sein die Wahlacte der Freier, und Bassanios Entscheidung bildet einen Brennpunkt des Stückes. Auch in der Gerichtsscene erblickt von Scheurll den Sieg des wirklichen über ein scheinbares Recht. Doch ähnliche Gegensätze zwischen Sein und Wesen, was schließlich doch nichts anderes heißt, als zwischen Halbheit und Ganzheit, zwischen Leere und Inhalt, zwischen niederer und höherer Potenz, zwischen Unfertigkeit und Vollendung, lassen sich in jeder zuständigen Komödie nachweisen. Am Ende läßt sich jede bedeutende Tragödie als Illustration des Erfahrungssatzes hinstellen, daß das Gesunde das Kranke überwältigt, und die höhere Vollkommenheit triumphirt. So ist die Grundidee des Kaufmanns von Venedig concreter zu fassen, übrigens ist sie zu reich, um sich in einem Axiom fangen zu lassen. Diesen Abhandlungen in Prosa lassen dichtende Ritter des Ordens sodann Poetisches folgen, das ihm vielstrahlig eine verheißungsvolle Zukunft kündet.

4. Die Hauptprobleme der Sprachwissenschaft in ihren Beziehungen zur Theologie, Philosophie und Anthropologie von Alexander Gießwein. Freiburg i. B., Herder. 1892. Gr. 8. 5 M.

Der Verfasser ist ein ebenso tüchtiges Sprachtalent, wie ein wohlgeschulter Sprachphilosoph, und der wird ihm in beiden Eigenschaften gegenübertreten müssen, welcher den wohlgewappneten Kämpen zu befehden sinnt. Der Verfasser hat sein Werk aus dem Magyarischen übersetzt, durch den Beifall ermuntert, den es bereits in diesem Idiome fand. Uebrigens ist dieser deutsche Doppelgänger zu zwiefachem Umfang angewachsen. Der Verfasser rechnet hauptsächlich mit der Zustimmung der Apologeten, er macht kein Hehl daraus, daß er bemüht gewesen ist, die Unhaltbarkeit der monistischen Weltanschauung und die Unanfechtbarkeit der christlichen auch vom Standpunkte der vergleichenden Linguistik gründlichst darzuthun. Weder der sprachwissenschaftlichen noch der geologischen Paläontologie ist es gelungen, das fehlende Mittelglied zwischen Mensch und Affe zu entdecken. Der ihm inne wohnenden göttlichen Kraft verdankt der Mensch die Sprache. Sie besteht aus Leib und Seele. Die Laute bedeuten den Leib. Vor ihrer Sinnfälligkeit ist der Mensch gezwungen halt zu machen, wie der Chemiker vor den Elementen. Woher stammt des Menschen Kraft, diese leblosen Laute zu beseelen? Hier citirt der vielbelesene Forscher eines der klang- und inhaltvollsten Worte de Lagardes, welcher der Sprachwissenschaft vor allem den Nachweis dankt, daß „am Morgen

unserer Geschichte nicht der Papua auftrat, sondern ein entwickelter Mensch, in dessen reinen Augen sich alles spiegelte, was schön und erhaben war, und von dessen Erbe wir noch heute zehren". Die Sprache selbst, sagt unser vortrefflicher Gedankenfreund und Gesinnungsgenosse Alexander Gießwein, sei zwar nicht der Rubicon, welcher Thier und Mensch sondere, dies sei vielmehr die Vernunft, das Denkvermögen, die Sprache aber sei dieser Denkprocesse vornehmstes Ausdrucksmittel. Die Fachleute mögen zum Frommen und Fortkommen des schön gruppirten Buches das ihre thun.

5. Friedrich Leopold Stolberg's Jugendpoesie von Dr. Wilhelm Keiper. Berlin, Mayer u. Müller. 1893. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Es war ein Lieblingswunsch Friedrich Zarncke's, daß eine neue, den Anforderungen der Wissenschaft genügende und mit der Wahrheit in schönerm Einklang als die Arbeit Janssen's stehende Biographie des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg erscheine. Die Literaturgeschichte mußte den Mangel der objectiven Würdigung eines Dichters, dem sie zu so hohem Danke verpflichtet blieb, immer wieder drückend empfinden, und das Mühlrad der deutsch-philologischen Seminarien blieb durch Vorunterſuchungen für die drängende Aufgabe in angenehm bewegter Thätigkeit. Denn das Heil der modernen Literaturgeschichte kommt aus dem Seminar (!) und bleibt seitdem an chemische Zersetzung geknüpft: daher ihre blendenden nationalen Erfolge und der Enthusiasmus des Verlegers für das monographische System. In vorliegender Schrift tritt die berückende Methode nunmehr an Friedrich Leopold Stolberg. Möge sie sich unter wirklichen schriftstellerischen Principien zu einer würdigen Biographie des Grafen erweitern und erhöhen. Damit dieser Wunsch erfüllt werde, muß aber jede Spur des lediglich Vorbereitenden, Bodensuchenden, Grundbohrenden, Steinschichtenden, Formtastenden, Knifflig-zerfasernden und Gemüthlich-zerdröselnden selbstherrlich entfernt werden. Wir fordern ein Werk ohne die Eierschalen der Schule, ohne die Sägespäne der Methode. Hier sehen wir den vielversprechenden Verfasser, freilich noch innerhalb seiner ersten Entwickelnng, auf der eingeschlagenen Bahn indessen seinem Lehrer Erich Schmidt, als einem Vorbild folgen, in dessen Studium das literaturgeschichtliche Ideal sich ihm immer tiefer erschließen wird. Ueber dieses selbst gibt Schmidt's wiener Antrittsrede die beste Auskunft, nur weniges würde Schmidt heute anders fassen. Zum einzelnen dieser Sonderschrift möchte ich bemerken, daß die Iliasübersetzung ohne Noth außerhalb der Betrachtung geblieben ist. Wenn die Theorien der Uebersetzungskunst, welche von Wilamowitz in seinem „Hippolytus" vorträgt, erwähnt wurden, so durfte ein Hinweis auf ihre classische Bedeutung nicht unterbleiben. Es ist das beste, was seit langem über die Kunst des Uebersetzens verlautet ist, das allerbeste aber, was über ihre Probleme von unserer, gegenwärtig so leidenden, alten Philologie jemals geleistet wurde. Noch rathen wir Keiper ein tieferes Ergründen des Stolbergischen Verhältnisses zu der deutschen Ballade, ihrem Modell und ihrem Ideal. Hoffentlich kommt der Tag, wo er als Biograph Stolberg's in d. Bl. begrüßt werden kann.

A. Saleck.

Dürer's Aufenthalt in Basel.

Wie der Reisende, der über den Sanct-Gotthard aus Italien zurückkehrt, das Wachsen des jungen Rheines mit steigendem Antheil begleitet und, wenn er seinen Augen entschwindet, sorglich nach ihm ausspäht, im Geiste den Lauf des frischen Alpensohnes ergänzend: so ergeht es dem Dürerfreunde, wenn er den Lebensgang des größten deutschen Malers von dessen Kindheit an verfolgt, bis 1492 die Thore Colmars ihn seinen Blicken entziehen. Erst 1494 taucht Dürer wieder in Nürnberg auf. Wo und wie hat er die Zwischenzeit verbracht? Auf welchem Wege ist er nach Colmar gelangt? Thausing läßt ihn nach Italien ziehen, eine Vermuthung, die schon vor ihm Fiorillo, von Rettberg und Grimm etwas schüchterner ausgesprochen hatten. Ihnen folgten Springer und alle neuern Dürerforscher mit Ausnahme Ephrussi's, sodaß jetzt von einem ersten italienischen Aufenthalte des Künstlers als von einer unumstößlichen Thatsache gesprochen wird.

Diesem neuen Glaubenssatze bereitet Daniel Burckhardt's Schrift und Fund*) ein wohlverdientes jähes Ende; er entwirrt den ziemlich willkürlich geschlungenen Hypothesenknäuel mit sicherm Griffe, und legt die Fäden, einen jeden einzeln verfolgend, wohlgeordnet auseinander. Der Kern der Schrift ist der Beweis, daß sich Dürer zu jener Zeit — heute vor dreihundert Jahren — nicht in Venedig, sondern in Basel aufgehalten hat; der neue Fund besteht in einer Reihe bisher so gut wie unbeachteter Zeichnungen Dürer's zu zwei Lustspielen (zur Andria und zum Eunuchen) von Terenz.

Nachdem Dürer in Colmar gearbeitet und wahrscheinlich durch Ludwig Schongauer Unterweisung im Zeichnen für den Holzschnitt genossen hatte, wanderte er im Spätsommer 1492 den Rhein entlang nach Basel, der Stadt, die neben Köln einen begabten Künstler am meisten an-

*) Albrecht Dürer's Aufenthalt in Basel von 1492—1494 von Dr. Daniel Burckhardt. Mit 15 Text-Illustrationen und 50 Tafeln in Lichtdruck. München, G. Hirth's Verlag. 1892. Gr. 4. 20 M.

locken mußte. In Basel hatte sich damals der Buchdruck mächtig entwickelt, namentlich waren Bücher, mit rohen Holzschnitten geziert, zum Tagesgeschmack geworden. Sicherlich hatte Anton Koberger, der Verleger des „Schatzbehälters", Wohlgemuth's Freund und Dürer's Gevatter, seinem vielversprechenden Pathenkinde manchen guten Wink mit auf die Wanderschaft gegeben und ihn schließlich auch an den ihm befreundeten Buchdrucker Hans Amerbach gewiesen.

Nur wenige Monate nach seiner Ankunft in Basel führte Dürer die erste Zeichnung für den Holzschnitt aus: den heiligen Hieronymus vom Jahre 1492 mit dem Namenszuge des Künstlers auf der Rückseite. Freilich besitzen wir keine gedruckten Bücher mit Titelblättern und Bildern, die seine Thätigkeit in der Amerbach'schen Druckerwerkstätt bezeugen, wol aber hat sich, dank einer freundlichen Fügung, eine Reihe noch ungeschnittener Stöcke, Abbildungen zur Andria und zum Eunuchen des Terenz, erhalten, die aus dem ehemaligen Amerbach'schen Cabinete stammen und dadurch ihre Herkunft deutlich zu erkennen geben. Ein unumstößliches Zeugniß für diese Vermuthung trägt die Rückseite eines der Holzstöcke, auf den, wie Burckhardt durch handschriftliche Vergleichung festzustellen vermochte, der kleine zehnjährige Basilius Amerbach, Familiennamen von Anverwandten schrieb. Die Stöcke haben bisher nur einmal Erwähnung gefunden, und zwar bezeichnet sie Woltmann in seiner „Deutschen Kunst im Elsaß" als das Werk eines und desselben Meisters. Erst Daniel Burckhardt hat ihren wahren Werth erkannt: fast alle Zeichnungen zur Andria und die meisten zum Eunuchen sind Schöpfungen Dürer's. Die nahe Verwandtschaft mit dem Hieronymusbilde läßt ihre Entstehung in das Ende des Jahres 1492 oder in den Anfang von 1493 setzen.

In seinen weitern Ausführungen beleuchtet der Verfasser die für einen ersten Aufenthalt in Italien aufgebrachten literarischen und künstlerischen Zeugnisse. Namentlich wendet er sich gegen die Thausing'sche Auslegung der Schenrl'schen Worte „qui cum nuper in Italiam rediisset", sowie gegen die Erklärung der bekannten Stelle von Dürer's Brief an Pirkheimer: „und daz ding, daz mir vor eilff Jarn so woll hat gefallen daz gefell mir itz nit mer", wo unter dem „ding" höchstwahrscheinlich die in demselben Briefe erwähnte „antikische Art" zu verstehen ist. Die im Hintergrunde der Marter des Johannes erscheinende Säule der Piazzetta in Venedig ist, wie anderes ähnlicher Art bei Wohlgemut, den damals auftauchenden Reisewerken, vielleicht dem Breidenbach'schen entnommen. Springer, der auch für Thausing's Dogma eintrat, verwechselt bei seinen Nachforschungen Judenhüte mit „Dogenmützen"; die von ihm als „italienische Drapirung des Radmantels" bezeichnete Tracht stammt von monogrammirten Kupferstichen aus der baseler Zeit, und die „venetianischen Gondolieri" der auf vielen Werken Dürer's vorkommenden Stehruderer sind schlichte baseler Rheinschiffer, die im 15. Jahrhunderte wie noch heute ihre Fahrzeuge stehend lenken. Aehnliches Schicksal haben die übrigen Versuche, Dürer zu jener Zeit in Italien festzuhalten.

Die Zeichnungen der Holzstöcke lehren, daß Dürer nimmermehr durch einen Vertreter Nürnberg'scher Kunstweise nachhaltig beeinflußt worden sein kann, sondern bereits in Nürnberg sich mit der Formen- und Empfindungswelt des großen colmarer Meisters Martin Schongauer vertraut gemacht hat. Denn die noch von keinem Formenschneider mißhandelten Bilder sind viel mehr mit Schongauer verwandt als „das Narrenschiff" und „der Ritter von Thurn", in denen schon Muther und Lützow Schongauer'schen Einfluß bemerkt haben. Aeußerlich zeigt sich die Verwandtschaft in den Mädchengestalten, die der Folge der klugen und thörichten Jungfrauen entstammen, sowie in einzelnen kleinen Zügen und im Landschaftlichen; eigentliche Copien sind indeß nicht nachweisbar. Dagegen finden sich in spätern Werken Dürer's einzelne Gestalten wieder, die er unmittelbar seinen Terenzbildern nachgebildet hat. Auch muthet uns schon hier die perspectivische Behandlung des landschaftlichen Hintergrundes an, aus dem bereits der ganze Dürer hervortritt. Gleich das Titelbild, Terenz in einer Landschaft seine Andria dichtend, ladet zum Vergleiche ein. Der heitere Dichter wandelt sich später zum heiligen Antonius um, der sich vor der Stadt in ein heiliges Buch vergräbt, und der stille See im Thalkessel ist zum Burggraben geworden. Schloß und Schiffe aber, sowie die Bäume auf den Bergen und die Büsche des Vordergrundes finden sich ganz ähnlich wieder auf dem vierten Blatte zur Apokalypse. Und wie dieses eine Blatt, so deuten sie alle auf den uns vertrauten Dürergeist hin, der sich unter dem Banne des Vorläufers bereits zum Fluge nach freier künstlerischer Vollendung bereitet.

Die Illustrationen zu Brant's Ausgabe des Terenz, zu seinem Narrenschiff und zum Ritter von Thurn sind also die Frucht des baseler Aufenthaltes und füllen den Zeitraum von 1492 bis zum Frühjahr 1494 aus, wo ihn der Vater wieder zurückrief. „Und als ich heimgekommen war, unterhandelte Hans Frey mit meinem Vater und gab mir seine Tochter, Jungfrau Agnes und gab mir mit ihr 200 Gulden, und wir hielten die Hochzeit, die war am Montag vor St. Margarethen im Jahre 1494." So lautet der Schluß der fortlaufenden Familienchronik. Aber noch ehe Dürer Basel verließ, malte er für seine Braut sein eigenes Bildniß, das sich jetzt in der Sammlung von Eugen Felix in Leipzig befindet und dessen Nachbildung im Lichtdruck dem Burckhardt'schen Werke als Titelbild vorangeht.

Der mit großer Sicherheit vorgetragenen Vermuthung D. Burckhardt's wird es nicht an Gegnern fehlen, die die alte Hypothese Thausing's wieder zu Ehren bringen möchten. Aber selbst wenn eine größere Anzahl jener Blätter dem Meister abzusprechen wäre, so bliebe die größere Wahrscheinlichkeit doch noch auf seiten Burckhardt's, dessen Vermuthungen sich namentlich mit den Ansichten Ephrussi's und Albert von Zahn's in Einklang befinden.

Ernst Lehmann.

Romane und Novellen.

1. Ein moderner Don Juan. Roman von Josef J. Brochet. Dresden, E. Pierson. 1893. 8. 4 M.
2. Zu hohes Spiel. Roman von J. Treumann. Berlin, R. Eckstein Nachf. (H. Krüger). 1893. 8. 2 M.
3. Eine Frau. Studie nach dem Leben von H. K. von Heydenfeldt. Zweite Auflage. Leipzig, E. Reißner. 1893. 8. 2 M.
4. Die Schwestern. Novelle von K. Sommer. Berlin, Alb. Goldschmidt. 1892. 50 Pf.
5. Mädchen am See. Erzählung von Wilh. Wolters. Dresden, E. Pierson. 1893. 8. 2 M.
6. Im Frühlingssturme und andere Thüringer Geschichten von A. Trinius. Minden i. W., Bruns' Verlag. 1893. 8. 2 M. 50 Pf.

Ein Roman, der zunächst den Vorzug der Originalität besitzt, ist „Ein moderner Don Juan" von Josef J. Brochet (Nr. 1). Von vornherein sei indeß gesagt, daß der Titel den Inhalt nicht ganz zutreffend kennzeichnet, vielmehr werden des Helden wegen Vorstellungen erweckt, die sich nicht erfüllen. Dieser Held, ein junger Arzt, ist nicht das, was man unter einem Don Juan versteht, und erst recht nicht unter einem „modernen". Er ist bei einer fast rücksichtslos geraden und offenen Natur und bei reichem Geist ein haltloser, mit sich und der Welt zerfallener Mensch, der als Student gründlich getobt hat, mit seinem Beruf unzufrieden ist und sein Herz nicht beherrschen gelernt hat; kurz, ein aus Reichthum, Elternlosigkeit und zu früher Selbständigkeit hervorgegangener und daher unselbständig gewordener Mensch. Er möchte gern den Himmel erstürmen, und es wird ihm schwer den nächsten Hügel zu erklettern. Dieser junge Mann kommt nach beendigtem Studium zu seinem nächsten Verwandten, einem Onkel mit einer hübschen Tochter, in ein Landstädtchen, und da ist es denn eigentlich nicht gar so verwunderlich, wenn er sich in das reizende Bäschen verliebt. Der Onkel, der sehr wol einsieht, daß das Innere des jungen Mannes ein Chaos ist, daß sich in ihm, wie er sich ausdrückt, ein dunkler Proceß vollziehe, verspricht ihm nur bedingungsweise die Hand der Tochter, aber die jungen Leute schwören sich ewige Liebe und Treue. Da soll der Bräutigam, erstens um von der Braut getrennt zu sein, und zweitens um der Gattin und Tochter eines Gutsnachbarn während der Abwesenheit des Hausherrn männlichen Schutz zu bieten, längere Zeit auf jenem Gute wohnen. Die interessante Hausfrau fesselt sein Interesse, zunächst rein sachlich. Der intensive geistige Verkehr und eine gewisse Uebereinstimmung der Charaktere führen jedoch zu intimern Beziehungen, die von der Frau mit wahrhaft wahnsinniger Leidenschaft ausgenützt werden. Das wäre nun Alles einigermaßen faßlich, wenn nicht die Tochter dem Beispiel der Mutter folgte. Die Situation gestaltete sich zwar derart, daß der junge Mann etwas entschuldigt aus ihr hervorgeht, aber ein gelinder Schauer läßt sich doch nicht unterdrücken. Das Ergebniß ist, daß der Doctor auf die Ehe mit der Cousine verzichtet; nach weitern Schlenderjahren, die ein großes Vermögen aufzehrten, geht er resignirt nach Batavia, um dort „unter den Fittigen der Weisheit des Talleyrand'schen Schneiders: Man muß doch leben! ruhig den Rest seiner Tage als Arzt zu beschließen".

Der Roman ist in seinem Höhepunkte eine Frivolität; das läßt sich nicht leugnen. Aber er ist doch uns ein geistreiches Werk. Alles, was das geistige Leben unserer Zeit beschäftigt, die verschiedensten Wissenschaften, Politik, nationalökonomische und rein philosophische Fragen kurz alles zieht Brochet in den Bereich seiner Betrachtungen; ob man seine Anschauungen stets theilt, oder nicht, darauf kommt es nicht an, sie sind jedenfalls interessant und fesselnd, und geben dem Roman ein eigenartiges Gepräge. Schon deshalb dürfte der Curiosität wegen, er die Aufmerksamkeit auf sich lenken, wenigstens die gebildeter Kreise. Andere als Gebildete und dabei mit einer guten Portion Geduld ausgestattete Menschen, werden das dickleibige Werk nicht zu bewältigen vermögen. Zur Unterhaltung dient es niemand, und nur vom literarisch-wissenschaftlichen Standpunkt aus kann es der Fachmann genießen.

Ein Sensationsroman, und zwar einer, der als Zeitungs- oder Lieferungsroman Aufsehen machen könnte, ist der Roman aus dem amerikanischen Leben: „Zu hohes Spiel" von J. Treumann (Nr. 2). Es ist eines jener Werke, die tropfenweise verabreicht, durch ihre aufregenden Effecte in der Handlung harmlose Menschen auf die Folter spannen, und in den Köpfen oft heillose Verwirrung anrichten, wenn sie für wirkliches Leben halten, was nur phantastische Auswüchse eines abenteuerlichen Geistes sind. An Abenteuerlichkeiten und Unmöglichkeiten leistet dies Werk in der That das tollste, sodaß es selbst für einen „amerikanischen Roman", dem man schon manches phantastische zugute hält, zu viel wird. Einem Hintertreppenroman machte die „Spannung" alle Ehre, die dadurch hervorgerufen wird, daß zwei Mädchen sich einander ganz genau ähnlich sehen, stets verwechselt werden und ihre tragischen Schicksale gegenseitig austauschen. Das merkwürdige ist, daß beide, die sich zufällig auf der Straße in Neuyork kennen lernen, den schnurrigen Gedanken hatten, in Männerkleidern zu gehen. Es läßt sich denken, was eine rege Phantasie aus solchem Stoff alles macht, und wenn irgendetwas an dem Roman zu bewundern ist, so ist es der Geist des Verfassers, der 240 Seiten hindurch stets etwas neues aufzufinden weiß, um die Sache, wenn sie aufgeklärt werden könnte, wieder verwickelt zu machen. Zum Schluß soll die frapante Aehnlichkeit der beiden Damen dadurch erklärlich werden, daß sie sich als Zwillingsschwestern entpuppen, aber nach Lage der Sache ist ein halbwegs vernünftiger Mensch auch mit dieser Erklärung noch nicht befriedigt, und er legt das Buch mit der Ueberzeugung bei Seite, daß es in den Köpfen der Roman-

schreiber noch Dinge gibt, von denen sich die Schulweisheit gewöhnlicher Sterblicher nichts träumen läßt.

Die Novelle „Eine Frau" von H. K. von Heydenfeldt (Nr. 3), oder „Studie nach dem Leben", wie sich der Verfasser ausdrückt, behandelt das Problem der Ehe, und man kann nicht behaupten, daß das Werk geistlos wäre. Heydenfeldt hat vor allem das Kapitel der Liebe gründlich studirt, und er weiß, wie die Menschen in der Liebe denken und handeln. In dem vorliegenden Buche, das eine Ergänzung zu Tolstoi's Kreuzersonate sein soll, sucht der Verfasser nachzuweisen, daß auch eine bloße Freundschaftsehe ein Unding sei und als Ehe moralisch zu Grunde gehen müsse. Trotzdem kann und muß, heißt es im Vorwort, ein sittliches Verhältniß zweier ernst beanlagten, durch gemeinsame heilige Pflichten verbundenen Personen angestrebt werden; und daß es — trotz heißer Kämpfe und wiederholter Verstrickung in Schuld — auch möglich und erreicht werden kann, sucht diese Erzählung zu beweisen. Dieser Beweis ist in der That gelungen, aber — wohlgemerkt — nur in dieser Erzählung! Und wenn selbst diese Erzählung dem wirklichen Leben nachgeschrieben wäre, so würde damit für das Eheproblem doch noch gar nichts bewiesen sein. Ein einzelner Fall ist doch nicht für ein- und allemal maßgebend, und wenn sich gerade diese Freundschaftsehe nicht bewährt hat, soll deshalb jede Freundschaftsehe unmöglich sein? Wer Welt und Menschen kennt, der weiß, daß sich keine Grundsätze aufstellen lassen, nach denen sich das Glück oder Unglück einer Ehe vorherbestimmen läßt, und der weiß ferner, daß die freudigsten Hoffnungen auf Eheglück ebenso oft enttäuscht werden, wie vorausgesagtes Unglück sich in Glück verwandelt. Mag man also an solchen „Studien nach dem Leben" noch soviel Geist und schriftstellerisches Geschick bewundern, für die Sache selbst bleiben sie Theorie, und die Theorie ist nirgends so grau, wie gerade in der Ehe- und Liebesfrage.

Die nächste Geschichte „Die Schwestern" von K. Sommer (Nr. 4) gehört zu jener Dutzendwaare, die Leihbibliotheken und Zeitungen überschwemmt, und den Geschmack des Publikums verdirbt. Nicht eine Spur von Originalität, oder von Gedanken ist darin zu finden, weder in der Handlung noch in der Darstellung. Von zwei Schwestern ist eine mit einem Arzt verlobt, sie ist aber eigensinnig und löst die Verlobung. Nachdem sie sich darauf mit dem Jugendgeliebten ihrer Schwester verlobt hat, sieht sie plötzlich ein, daß die erste Wahl doch die bessere war. Sie löst auch die zweite Verlobung, und die Schwester kommt zu ihrem Liebesrecht. Die Hoffnung, daß der erste Bräutigam sie ohne weiteres wieder in Liebe aufnehmen werde, schlägt aber fehl. Da wird sie Krankenpflegerin, und als solche trifft sie der Bräutigam in einem Spital. Er ist gerührt, liebt sie wieder, und die Heirath findet statt. Die unkünstlerische Erzählungsart hat diesen schon an sich unglaubwürdigen Vorwurf nicht auf eine höhere Stufe zu erheben vermocht, und so ist die Geschichte nichts als eine gewöhnliche Alltagsarbeit, die vielleicht eine alte Frau sentimental macht, aber selbst die bescheidensten Ansprüche an Lektüre für Gebildete unerfüllt läßt.

Eine Erzählung in modernem Stil, jedoch von höhern sittlichen Grundsätzen getragen, ist die von Wilhelm Wolters: „Mädchen am See" (Nr. 5). Sie entbehrt auch nicht poetischer Auffassung und Stimmung. Die Handlung dreht sich um die Liebe eines Studenten zu einem modellstehenden Mädchen, das bei aller Keckheit, wie sie jenen Damen eignet, doch eine gewisse Reinheit des Herzens zu bewahren gewußt hat. Im Vertrauen auf die Liebesschwüre des jungen Mannes gibt sie sich ihm hin und hofft auf die Heirath. Da wird der Geliebte, um den Zusammenbruch des väterlichen Geschäfts zu vermeiden, eine reiche Verwandte zu heirathen gezwungen. In der Verzweiflung geht die Verlassene ins Wasser. Wolters hat die einfache Handlung mit allerlei stimmungsvollem Beiwerk umgeben, und empfängliche Gemüther werden an der Erzählung großen Antheil nehmen.

Ein herzerfrischendes Buch bilden „Die Thüringer Geschichten" von A. Trinius (Nr. 6). Es sind sechs Erzählungen und Novelletten, über denen allen der duftige Hauch der Poesie gebreitet liegt, und uns anmuthet wie der Frühlingssonnenschein über dem Blumengarten. Trinius versteht, den Reiz seiner thüringischen Heimat über seine Geschichten auszugießen, und seinen Figuren so frisches Leben einzuhauchen, daß wir sie vor Augen zu sehen meinen. Er ist ein Lyriker in der Prosa, und alle Herzenstöne und Stimmungen stehen ihm zu Gebote. Groß ist er auch in seinen Naturschilderungen, die frei von jeder hochtönenden Phrase, die sonst so oft echte Stimmung ersetzen muß, durch ihre schlichte Einfachheit entzücken. Zwar „modern" ist das nicht, aber es steckt jene Poesie, Wahrheit und Reinheit des Herzens darin, nach der man hundert „moderne" Werke vergeblich durchstöbert.

Die erste Geschichte: „Im Frühlingssturme" behandelt eine Liebesaffaire Wolfram's von Eschenbach. Als Wolfram nach dem Tode des Landgrafen Hermann im Frühling des Jahres 1217 die Wartburg betrübt verläßt, sucht er während eines mächtigen Gewittersturms Schutz auf Burg Stein. Frau Hildegard, deren Herz von ihrem Gatten vernachlässigt wird, schenkt dem im Stillen verehrten Wolfram ihre Liebe. Mit dem weiterreitenden Sänger verläßt sie dann ihre Burg, um sich fortan dem Klosterdienste zu weihen. Ein allerliebstes Idyll ist „die Glücksblume" und ein humorvolles Genrebild aus dem Nenenhofer Krähwinkel zeichnete Trinius in der „Nenen Bürgermeisterin". Treffliche Herzensstudien enthalten „Sybille" und „Bergsener". Die übrigen Geschichten reihen sich gleichwerthig den genannten an.

Ernst Roeder.

Rosegger's neuestes Werk.

Peter Mayr, der Wirth an der Mahr. Eine Geschichte aus deutscher Heldenzeit von P. K. Rosegger. Wien, A. Hartleben. 1893. 8. 4 M.

Gerade im Juli 1893 sind es funfzig Jahre geworden, daß P. K. Rosegger geboren worden ist, mannichfache Ehren wurden bei dieser Gelegenheit dem Dichter in seiner engern Heimat Steiermark und aus allen deutschen Gauen zutheil, hat er doch diese seine engere Heimat durch seine Werke und durch die Schilderungen in denselben, welche ja so getren das schöne Bergland zeichneten, berühmt gemacht, im allgemeinen aber auch eine besondere Eigenart deutscher Erzählungskunst geschaffen, welche dem steirischen Poeten in der Geschichte unsers neuern Schriftthums eine besondere Stelle anweist. Wie getreu er seine heimischen Berg- und Alpenbewohner schildert, kann freilich am besten nur der Bewohner des Landes selbst beurtheilen, welcher unter diesem Volke weilt, wie Rosegger, aber bei allen realistischen Zügen, die hier und da auftauchen, einen Hauch verklärender Poesie seinen Wald- und Bergbewohnern verleiht, das fühlt jeder Leser in Nord und Süd der deutschen Gaue heraus und jeder wird von dieser Poesie umfangen, der eins der Dichtwerke des steirischen Poeten zur Hand nimmt.

Rosegger hat sich selten entschließen können, einen größern Roman auf historischer Grundlage zu schaffen, im „Gottsucher" hat er den Anlauf hierzu genommen, es wurde ein tiefdurchdachtes von einer gewaltigen ethischen Idee getragenes bedeutendes Werk, doch ist der historische Charakter des Ganzen von dieser Idee in den Hintergrund getreten, der Gottsucher spielt in lang vergangener, jedoch geschichtlich nicht zu bestimmender Zeit. Dafür liegt nun in „Peter Mayr" ein wirklicher historischer Roman Rosegger's vor mit fest bestimmten Umrissen in Bezug auf die Zeit, in welcher er spielt, mit geschichtlich beglaubigten Persönlichkeiten und Oertlichkeiten. Diesmal hat sich der Dichter nicht sein heimisches Steirerland, sondern das Berg- und Gletschergebiet Tirols zum Schauplatze seiner Darstellung gewählt. Daß er dieses nicht minder genau kennt, weisen die prächtigen Schilderungen bestimmter Gegenden, Orte und Gebiete, welche des Localcolorits nicht entbehren, dabei aber die Kunst des Schilderers und Erzählers in hohem Grade aufweisen. Die große Geschichte des tiroler Volksaufstandes von 1809 gegen die bairisch-französische Vergewaltigung des am österreichischen Kaiserhause mit allen Fasern seines Herzens hängenden Volksstammes bildet den geschichtlichen Hintergrund des Gemäldes, welches der Dichter vor uns aufrollt und das er mit seinen lebenswahren Gestalten bevölkert. In ihrer Mitte steht der mannesmuthige Wirth Peter Mayr an der Mahr bei Brixen, welcher einen Theil des Volksaufstandes leitet, einer großen Zahl von feindlichen Truppen im Engthale einen gräßlichen Untergang bereitet, und schließlich, obwol er Weib und Kind besitzt, durch eine Lüge, die ihm zur Rettung seines Lebens in den Mund gelegt wird, sich dieses Leben nicht erkaufen will, sondern verurtheilt unter den Flintenschüssen feindlicher Soldaten seinen der Heimat und dem Kaiser stets ergebenen Geist aushaucht. Mannichfaltige andere Figuren gruppiren sich um den Wirth an der Mahr, sein Weib Nothburga, sein nur zehnjähriger, aber schon vom gleichen Patriotismus beseelter Sohn Hans, der Andreas Hofer durch eigene Führung im Gebirge gerettet hat und selbst an den Kämpfen gegen die Vergewaltiger theilnimmt, die lustige Figur des Spielmanns Gurgler-Tonele nebst der von ihm geliebten und so tapfer mit der geweihten Hengabel den Baiern und Franzosen entgegentretenden Magd Hanai in Peter Mayr's Hause, des letztern Schwager, der Geistliche Augustin, welcher nicht nur Segen zu spenden und Messe zu lesen, sondern im entscheidenden Momente auch den Stutzen zu gebrauchen versteht und noch so manche andere, vom Dichter mit wunderbarer Meisterschaft gezeichnete Gestalt. Ueberall in dem Werke herrscht Kraft und Gewalt der Darstellung, die Kampfscenen sind in fesselnder, oft erschütternder Weise gezeichnet, die patriotische Gesinnung der Beurtheilung, welche sich Männern, Weibern, ja selbst Kindern mitgetheilt hat, weiß der Dichter oft in kleinen, aber ungemein charakteristischen Zügen dem Leser vorzuführen. Es braucht wol nicht bemerkt zu werden, daß Rosegger auch dieses Volkes Eigenart förmlich studirt hat, wovon auf jeder Seite seines fesselnden Werks uns Beweise entgegentreten. Es ist an dieser Stelle nicht möglich, des Einzelnen und der vielen Schönheiten in dem neuen Buche dieses Erzählers zu gedenken, doch mögen die gegebenen Andeutungen genügen. Thatsächlich dürfte „Peter Mayr" Rosegger's bester Roman sein, man wird ihn neben die vortrefflichsten der historischen Romane in der modernen Erzählungsliteratur zu stellen haben.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Eine glückliche Wahl hat für das kommende Fest in dem Werke „Aus Studienmappen deutscher Künstler" (Breslau, Wiskott) zwei Vertreter von ganz verschiedener Richtung herausgegriffen: Ludwig Passini und Heinrich Hofmann. So sehr Stoff und Behandlungsweise beide voneinander trennt, so groß der Gegensatz zwischen dem lebensfrischen Realismus des einen und der streng-akademischen Weise des andern sein mag, eines bleibt ihnen doch gemeinsam: beide halten ihre Kunst rein von allem Häßlichen, Rohen und allzu Leidenschaftlichen, beide bewahren stets die vornehme und anmuthige Haltung, die uns in ihren Schöpfungen so

wohlthuend berührt. Es ist dies keineswegs überraschend: denn beide haben ihre ersten ausgedehnten Studien und ihre größern Werke unter italienischem Himmel, in Venedig, begonnen. Passini arbeitete im Dogenpalast und mitten im Volke, das wol oft arm und zerlumpt erscheint, aber allerorten Feinheit und Grazie offenbart, während Hofmann sich mehr dem christlichen Idyll zuwandte und in der Art eines Bonifazio und Palma Vecchio sein Ideal suchte und fand. Passini's Scenen auf dem Ponte della Paglia und im Hafen von Triest, die anmuthigen Gestalten jungen Venezianerinnen und das reizvolle Gesichtchen Amalietta's werden nicht minder Auge und Gemüth erfreuen wie die biblischen Gestalten Hofmann's, deren anmuthige, weiche und romantische Züge besonders in der Predigt am See Genezareth hervortreten.

— Zwei freundliche und gemüthvolle Erzählungen: „Aschenbrödel" von Elisabeth Hofmann (Nürnberg, Verlag der Jugendgartenlaube) und „Vierklee" von B. Egbert (Leipzig, Richard Richter), sind für den Weihnachtstisch unserer jungen Mädchenwelt bestimmt. Elisabeth Hofmann, die Tochter des Dichters Friedrich Hofmann, theilt mit dem Vater die Liebe für die Thüringer Berge. Wol verräth der Titel schon das Muster, nach dem sich die Erzählung aufbaut, auch findet sich zu jeder Märchengestalt das entsprechende Spiegelbild, aber der geschickte Ausbau und die lebendige Zeichnung der Charaktere, von der Titelrolle bis zur gütigen Fee, lassen das alte Thema nicht blos genießbar, sondern auch genußreich erscheinen. Außerdem enthält das Buch noch einige Geschichten aus dem Pensionsleben, aus denen neben dem muntern Lachen übermüthiger Backfische auch das schlichte Wort praktischer Lebensweisheit und der erhebende Klang milder Frömmigkeit zu dem Herzen der Leserinnen dringt. — Das Vierblatt entpuppt sich als ein Quartett junger Mädchen von ebenso viel verschiedenen Temperamenten. Die Verfasserin trifft zwar meist den frischen natürlichen Ton, wie er sich für den Stoff und für ihre Leserinnen eignet, streift indes hier und da das Gebiet der Romantik, wodurch wol die Spannung erhöht wird, aber auch die Glaubwürdigkeit Einbuße erleidet. Dafür wiegt die eine Abbildung des „Vierklees" fast sämmtliche bunte Bilder des „Aschenbrödels" auf.

— Ein willkommenes Hülfsmittel für Naturfreunde, die sich ihrem Steckenpferde mit Erfolg widmen wollen, bietet sich in der Zeitschrift „Natur und Haus", herausgegeben von Dr. Ludwig Staby und Max Hesdörffer (Berlin, Robert Oppenheim), deren erster Band uns vorliegt. Die monatlichen Hefte entsprechen dem Zwecke, den Pflanzen- und Thierfreunden, den Vogelliebhabern wie den Blumenzüchtern, den Aquarien- und Terrarienbesitzern, den Sammlern von Schmetterlingen, Käfern, Muscheln oder Gesteinen in allen Fragen und Nöthen der Anschaffung wie der Pflege rathend und belehrend zur Seite zu stehen, in vortrefflicher Weise. Die anregend geschriebenen größern Aufsätze entstammen meist den besten Schriftstellern unserer wissenschaftlichen Fachzeitschriften, und ebenso rühren eine große Anzahl der Abbildungen von Meisterhänden her. Selbstverständlich wird auf die jeweilige Jahreszeit ganz besonders Rücksicht genommen, ein Monatskalender ertheilt über die zeitgemäßen Vorrichtungen die geeigneten Vorschriften, und Plaudereien und Mittheilungen, sowie Frage- und Antwortkasten vermitteln die Erfahrungen der Leser und der Fachleute auf möglichst kurzem Wege.

— Als Weihnachtsgabe für die Kleinen sendet der hochbegabte Dichter Julius Sturm seine „Kinderlieder" (Nürnberg, Verlag der Jugendgartenlaube), die bald dem Kinderzimmer und von Wald und Feld, bald aus der Bibel und dem Seelenleben des Kindes ihre Stoffe entnehmen. Manche dieser gemüthvollen, formvollendeten kleinen Lieder und Gedichte kennen wir aus seinem „Buche für meine Kinder" (Leipzig, Alphons Dürr), aus den „Bunten Blättern" (Wittenberg, Herrosé) und aus seinen „Liedern und Bildern" (Leipzig, F. A. Brockhaus), die meisten aber, über hundert, sind vollständig neu und wollen nun auch wie die andern von Kind und Mutter gesungen sein. Leider stimmen die Farbendruckbilder, die an den üblichen Attrapenschmuck für Naschwerk erinnern, weder zu der frischen und gesunden Luft, die aus den Liedern strömt, noch zu der sonstigen gediegenen Ausstattung des Buchs.

— Die Kunst, aus Schriftproben einer sonst unbekannten Persönlichkeit den innern Menschen zu entziffern, bleibt immer ein gewagtes Ding. Weniger bedenklich aber erscheint es, wenn man sie auf bekannte und hervorragende Zeitgenossen anwendet, wie es in dem Buche „Oeffentliche Charaktere im Lichte graphologischer Auslegung von O. Zix" (Berlin, Ernst Hofmann u. Comp.) geschehen ist. Aus der etwas mystisch gehaltenen Einleitung, die an Somnambulismus, Gedankenlesen und andere geheimnißvolle Erscheinungen anknüpft, erfahren wir, daß die Deutungen der Schriftzüge von einer „sensitiven" Dame herrühren, deren Mutter bereits „telepathischen" Einflüssen zugänglich gewesen sei, und daß besagte Dame, mit wenig Ausnahmen, nicht gewußt habe, wer die Urheber der zu deutenden Handschriften sind. Wenn nun auch hier dem Zweifel Thür und Thor geöffnet sind und der kühler Denkende zu dergleichen sonderbaren Schwärmereien den Kopf schüttelt, so soll doch durch diese Worte den Liebhabern der Graphologie nicht die Freude verdorben werden; in der That gewährt der Versuch, die einzelnen Federzüge mit den Stichworten der Deutung in Einklang zu bringen, eine sinnige Unterhaltung, obschon das Experiment nicht immer gelingen will. Die Deutung erscheint hier und da nicht ganz zutreffend und setzt sich in einzelnen Fällen mit dem gegenübergestellten kurzen, aus Brockhaus oder Meyer entnommenen Lebensabriß in Widerspruch. Unter den 135 mit Charakteristiken bedachten Persönlichkeiten finden sich Kaiser und Fürsten, Dichter und Gelehrte, Künstler und Künstlerinnen, Afrikareisende und Abgeordnete in reichster Auswahl.

— Englische Gelehrte haben zum ersten male den Versuch gemacht, auch die Kleinern, die Neun- bis Vierzehnjährigen, in anmuthiger Weise in die moderne Naturwissenschaft einzuführen; den Anstoß dazu hatte der große Faraday in seiner classischen Naturgeschichte der Kerze gegeben. In ähnlichem Tone zeigt A. Buckley in ihrem „Feenreich der Wissenschaft" (Altenburg, Geibel) dem Kinde, daß die Wunder der Natur nicht minder gestaltenreich sind als die der Märchenwelt. Die Rollen der Feen übernehmen die Naturkräfte; ihre geschäftigen Hände wirken als Sonnenstrahl, Wärme, Anziehung, Licht, Schall, Elektricität und chemische Verwandtschaft, sie begleichen den Wassertropfen auf seiner Reise über Länder und Meere, die Bildhauer Wasser und Eis zeigen ihre gestaltenreichen Werke an Küsten, in Höhlen und an den Cañons, und Biene, Pflanze und Steinkohle erzählen uns ihre Lebensgeschichte.

— In seiner vortrefflichen Schrift „Graf Leo Tolstoj ein russischer Reformator. Ein Beitrag zur Religionsphilosophie" (Kiel, Lipsius u. Tischer, 1893) zeigt Gustav Glogau den Werdegang des Grafen Leo Nikolajewitsch Tolstoi, welcher, eine tiefkritische, durch und durch selbstthätige Natur, nach hartem, schwerem Ringen auf den Trümmern aller überkommenen und erworbenen Anschauungen endlich im Alter von funfzig Jahren das Licht der ungetrübten göttlichen Offenbarung erblickte und in der Annäherung an des Menschen Jesu, welcher nicht das Geringste mit der geistlichen Macht, der Kirche, gemein hat, das wahre Leben fand, das sich in ihm zu einem ethisch-religiösen Socialismus oder Communismus verdichtete. Er dreht nicht nur der alten orthodoxen Kirche, sondern auch der modernen Bildung den Rücken. Diese gilt Tolstoi als ein Product der Heuchelei und der Schwäche, als ein Product nicht des guten, sondern des bösen Willens. Um uns über die unbequeme ethische Aufgabe hinwegzusetzen, erhebt die entmannte Vernunft die bloße Thätigkeit des Verstandes auf den Thron, das luxuriöse „menschenwürdige Da-

sein“ aber bleibt ihr entschieden die Hauptsache. Alle ihre erhabenen Beschäftigungen und Gespräche interessiren sie im Vergleiche zu einer reich besetzten Tafel nur beiläufig. Beiden nun, der alten Kirche und der neuen Bildung, stellt der russische Reformator in gleicher Weise die innerlich wiedergeborene Vernunft des ganzen Menschen entgegen. Es ist indeß dafür gesorgt, daß seine Bäume nicht in den Himmel wachsen. Ohne seiner großartigen Gedankenrichtung irgendwie nahe treten zu wollen, urtheilt der Verfasser mit Recht, daß Tolstoi gleich jedem Denker seiner Nation den Zoll gezahlt hat. Wie tief immer die Brüderlichkeit, welche ihm vorschwebt, in dem Charakter des russischen Volks, verglichen mit dem Westen Europas, begründet sein möge, so beruht es doch auf Mangel an Liebe und Einsicht, wenn er in den höhern Culturbestrebungen und in Triebkräften der Geschichte eigentlich gar nichts Berechtigtes zu erkennen weiß, nur um dafür als guter Patriot die Enge des bäuerlichen Lebens ins Unbegrenzte mit der Phantasie auszuschmücken. Das Vorurtheil gegen den faulen Westen zerstört den Geschichtssinn, der gerade hier mächtig entwickelt ist und dies mit Recht, weil die Weltgeschichte das Weltgericht ist. Nichts entsteht auf einmal fix und fertig, die hehren Ideen thun es nicht Pallas Athene gleich, welche in voller Rüstung, mit strahlenden Waffen und mit der gezückten Lanze aus dem Haupte des Zeus entsprungen ist, sie müssen vielmehr in langem und mühseligem Entwickelungsproceße durch Verinnerlichung erkämpft und errungen werden. Auch Tolstoi ist nicht als Reformator geboren worden. „Tolstoi fehlt es“, sagt Glogau, „an unserer philologisch-historischen Anschauung entschwundener Zeitalter und fernstehender Völker; an der Erkenntniß, daß der Mensch nothwendig in verschiedenen Formen und dazu jedesmal noch in getheilten Sphären sein Wesen auswirke, die sich nicht vorschnell vereinheitlichen lassen. Auch sehr relative Bildungen, wie das alte Dogma, bleiben so als einseitige und kümmerliche Verkörperungen hehrer Gedanken für gewisse Zonen und Zeiten immerhin aller Verehrung würdig, nur Tolstoi's absolute Kritik verkennt es, daß sie die Producte von damals segensreich wirksamen Mächten sind. Wer aber ferner wie Tolstoi, um die alleinige Herrlichkeit eines gottergebenen Sinnes zu heben, z. B. die Thätigkeit der Aerzte als etwas völlig Nichtiges beurtheilt; wer von den Segnungen der Technik, der befreienden zügelnden Macht der exacten Forschung; wer von der Erweiterung des Gemüths durch Kunstanschauung fast gar nichts zu rühmen weiß . . .: in dessen Natur liegt etwas Vorschnelles, Weibliches, das ihn zu einem competenten Beurtheiler der menschlichen Dinge ungeeignet erscheinen läßt.“

— Der Verfasser des Buchs „Aut Caesar aut nihil. Geschichtlicher Roman aus dem zeitgenössischen Rußland“ (2 Bde., Leipzig, Elischer Nachf., 1893) Erwin Bauer, ein geborener Deutschrusse, kennt die Verhältnisse, die er schildert; er weiß uns die Vertreter des Nihilismus und des traditionellen Russenthums mit gleicher Anschaulichkeit und man kann fast sagen mit gleicher Objectivität vorzuführen, während allerdings die Anhänger des westlichen Liberalismus mehr im Hintergrunde bleiben. Das Hauptinteresse concentrirt sich natürlich, wenn wir von dem Helden zunächst absehen, auf die Nihilisten. Wir lernen die meisten Hauptvertreter dieser Richtung in den Jahren 1879—84 kennen; alle Schattirungen sind vertreten vom idealen Schwärmer und idealistischen Fanatiker bis zum kalten nur die allgemeine Vernichtung als Selbstzweck erstrebenden Bösewicht; auch das weibliche Element kommt zu seinem Recht, vor allem in den beiden anziehenden Gestalten der Sophie Perowskaja und der Marja. Wir durchleben mit stets wachsendem Antheil die Entwickelung der Partei aus einem radicalen Socialismus zum reinen Terrorismus; ein Theil ihrer Anhänger wird schließlich sogar zu gemeinen Räubern und Mordbrennern. Der geschichtliche Gang der Ereignisse ist meist beibehalten; vor allem werden uns die verschiedenen vergeblichen und endlich das gelungene Attentat auf Alexander II. in lebhaftester Weise vorgeführt. Wir sehen, wie dieser Erfolg in der That das Verderben der Bewegung wird; wie sich die meisten Anhänger jetzt schaudernd von den Führern der Bewegung abwenden, hauptsächlich weil sie fühlen, daß dieser Kaiser persönlich ohne Schuld und ein guter Mensch gewesen ist. Den romanhaftesten Anstrich hat der Held der Erzählung, der Gutsbesitzerssohn Leikin. Ursprünglich Gardelieutenant, tritt er zur Gensdarmerie über und schwingt sich dann rasch zum Leiter der politischen Polizei und damit zu einer der einflußreichsten Stellungen des Reichs empor. Lange Zeit hält er die Fäden der Bewegung ebenso bei der Regierung wie bei der Umsturzpartei in der Hand. Den Nihilisten, deren blindes Vertrauen er zu gewinnen gewußt hat — natürlich ohne daß einer von ihnen seine Identität mit dem gefürchteten „Nihilistentödter“ ahnt, läßt er seine Weisungen und Warnungen durch geheimnißvolle mit „Er“ unterzeichnete Botschaften zukommen; er leistet ihnen wiederholt große Dienste, ohne sie natürlich zu schonen, wenn er der Regierung gegenüber einen Erfolg braucht. Getreu seinem Wahlspruch „Aut Caesar aut nihil“ einem schrankenlosen Ehrgeiz gehorchend, wahrt er sich anfangs die Möglichkeit, für oder gegen die Nihilisten zur erträumten Dictatorstellung emporzusteigen. Nach dem Attentat wendet er sich, da er einen baldigen Sieg der Terroristen als aussichtslos erkennt, immer ausschließlicher der Regierung zu; übrigens fängt er auch an etwas bescheidener zu werden: wenn es nicht anders geht, wird er sich auch mit der ersten Stelle nach dem Kaiser begnügen. Aber sein Verhängniß naht. Einer der gemordeten Nihilisten ist zuletzt hinter sein gefährliches Geheimniß gekommen; dessen letzte Botschaft gelangt allerdings in sehr romanhafter Weise — in die Hände des nihilistischen Executivcomités. Sie laden ihn zur Verantwortung vor; er beschließt, um sie nicht noch mistrauischer zu machen — wieviel sie schon wissen, ist ihm ja unbekannt — zu erscheinen und so fällt er durch ihre Hand. In chronologischen Dingen und überhaupt in der Einzelanordnung zeigt der Verfasser bisweilen eine etwas bedenkliche Sorglosigkeit; auch die Sprache läßt besonders im zweiten Bande mehrfach Sorgfalt vermissen. Aber die Vorzüge überwiegen doch entschieden und auf jeden Fall versteht es Bauer, unser Interesse vom Anfang bis zu Ende wach zu halten.

Bibliographie.

Crocker, B. S. M., Unerwartet. Roman in 2 Bdn. Aus dem Englischen von E. Becher. 1. Bd. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 10. Jahrg. 6. Bd.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Döring, Prof. Dr. A., System der Pädagogik im Umriß. Berlin, R. Gaertner. Gr. 8. 6 M.

Elster, O., Der Sohn der Sterne. Roman. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt. 8. 4 M.

Eschstruth, N. v., Scherben. Novellen. Berlin, J. H. Schorer, A.-G. 8. 2 M.

Friedmann, A., Neue Novellen. Mannheim, J. Bensheimer. 8. 4 M.

Kohl, H., Die politischen Reden des Fürsten Bismarcks. VIII. 1879—1881. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 8 M.

Külpe, O., Grundriß der Psychologie. Mit 10 Figuren im Text. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 9 M.

Lettow-Vorbeck, O. v., Der Krieg von 1806/7. Bd. 3: Der Feldzug in Polen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Lex.-8. 5 M. 50 Pf.

Miris, v., Der letzte Sonntagsjäger. Humoristische Studie. Ansbach, M. Eichinger. 1 M. 50 Pf.

Petersen, G. P., Geschichten aus der Heimatstadt. Hamburg, O. Meißner. 2 M. 40 Pf.

Schrill, E. (S. Keller), Steppenbilder und Steppenleute. Erzählungen Leipzig, E. Ungleich. 8. 3 M. 50 Pf.

Wolff, E., Urkunden zur Geschichte der neueren deutschen Literatur II. Blätter aus dem Werther-Kreis. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt. 8. 1 M. 50 Pf.

Xenien 1796. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archives herausgegeben von E. Schmidt und B. Suphan. Abdruck der achten Schrift der Goethe-Gesellschaft. Weimar, H. Böhlau. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

≡ Prachtwerk ersten Ranges ≡

Orientreise des Grossfürsten-Thronfolgers von Russland.

In Allerhöchstem Auftrage verfasst von **Fürst E. Uchtomskij.**

Aus dem Russischen übersetzt von **Dr. H. Brunnhofer.**

Mit über 400 Abbildungen in Holzschnitt und ca. 8 Kunstblättern in Heliogravüre und Stahlstich nach Zeichnungen des Malers **Karasin** und nach Photographien.

Erster Band: Griechenland, Aegypten, Indien.

Folio. In Prachteinband mit Goldschnitt 55 M.
Auch in 30 Lieferungen à 1 M. 50 Pf. zu beziehen.

(Der zweite [Schluss-] Band erscheint 1894.)

Für Liebhaber kostbarer Werke ist eine **Luxusausgabe**, auf Velinpapier gedruckt, in wenigen Exemplaren veranstaltet. Der erste Band dieser Ausgabe enthält ausser den Abbildungen der gewöhnlichen Ausgabe 6 Heliogravüren, darunter 2 farbige, und kostet elegant in Saffian gebunden, mit reicher Deckenpressung in orientalischem Stil und mit Goldschnitt, 150 M.

Ein illustrirter Prospect gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schopenhauer-Briefe.

Sammlung meist ungedruckter oder schwer zugänglicher
Briefe von, an und über Schopenhauer.

Mit Anmerkungen und biographischen Analekten herausgegeben von
Ludwig Schemann.

Nebst zwei Porträts Schopenhauer's von Ruhl und Lenbach.

8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Cotillon-
und **Carneval-Artikel,**
Papierlaternen,
Gartenfeuerwerk,
„PUCK", photogr. Apparat.
Gelbke & Benedictus, Dresden.
Man verlange Preisbuch.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an Johanna Motherby von W. von Humboldt und E. M. Arndt.

Mit einer Biographie Johanna Motherby's und Erläuterungen herausgegeben von
Heinrich Meisner.

Nebst einem Porträt.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Diese zum ersten male veröffentlichten Briefe bieten einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik W. von Humboldt's und Arndt's, insbesondere des letztern, dessen Thätigkeit während der Befreiungskriege, Familien- und Seelenleben sie vorführen. Die vertraute Freundin beider, Johanna Motherby, deren Biographie nebst einem Porträt gegeben wird, tritt hiermit in den Kreis der berühmten Frauen zu Anfang dieses Jahrhunderts.

E. Pierson's Verlag in Dresden und Leipzig.

Soeben ist erschienen:

Der Heiland aus den Bergen.

Ein psychologisches Schauspiel
von
Heinrich Welcker.

Preis M. 1,50, geb. M. 2,50.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Wasser in seinen Formen

als Wolken und Flüsse, Eis und Gletscher.

Von
John Tyndall.
Zweite Auflage.

Mit 26 Abbildungen.
8. Geb. 4 M. Geh. 5 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 1. Band.)

Der kürzlich verstorbene berühmte englische Naturforscher hat in dem vorliegenden, in zweiter Auflage erschienenen Werke ein Meisterstück der Popularisirungskunst geliefert. Er versteht, das Alltägliche interessant zu machen und es in seinen Formen und Beziehungen klar zu schildern.

(Mit Beilagen von **Otto Wigand, Leipzig,** und **F. A. Brockhaus, Leipzig.**)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 52. — 28. December 1893.

Inhalt: Zum Jahresschluß. Von Richard Friedrich. — Biographisches. Von Wilhelm Arndt. — Neue Classikerausgaben. Von A. Saleck. — Aus der Romanliteratur. Von Adalbert Schroeter. — Humoristisches und Satirisches. Von Richard Weitbrecht. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zum Jahresschluß.

Mit Fug und Freude stellen wir an die Spitze der diesjährigen Uebersicht, die in Wesen und Absicht ihrer Vorgängerin in Nr. 52 d. Bl. f. 1892 durchaus gleicht, die Erwähnung zweier Jubiläen. Rudolf von Gottschall wurde am 30. September, seinem siebzigjährigen Geburtstage, in ausgezeichneter Weise und durch die Theilnahme aus allen Gauen des Vaterlandes, ja von jenseits der Reichsgrenzen geehrt. Diese Anerkennung hat er durch ein reiches Leben erworben; als ein Glück begrüßen wir mit einem der Redner an den Tagen des Festes, daß die deutsche Literatur menschlichem Ermessen nach den schaffenden Künstler auch körperlich noch lange zu den Ihrigen zu zählen hoffen darf. Auch Oesterreich und besonders Wien hat für seinen Sänger, den ebenfalls siebzigjährigen Ferdinand von Saar, überzeugende Beweise liebender Hochschätzung gehabt. Und wie Gottschall durch Schauspiel und Roman, so hat Saar durch Elegie und Novelle verheißungsvolle Bürgschaft für unversiegliche Kraft gegeben.

Der Blick auf den literarischen Ertrag des Jahres läßt die belebte Vielgestalt, die Mannichfaltigkeit des schöpferischen Strebens und in den Richtungen Eigenart und Besonderheit vermissen. Ansätze im Vorjahr, die schöne Frucht versprachen, sind nicht weiter entwickelt, Formen und Stoffe wieder fallen gelassen worden, die der Gegensatz als natürlich und folgerichtig herausgetrieben und aufgegriffen hatte; unverkennbar bestimmte und bereits zu klarer Deutlichkeit ausgebildete Züge scheinen wie von geheimnißvoller Hand aus dem Gesammtbild dieser und jener Gattung weggewischt. Das ist zuzugeben: fast alle Gebiete weisen viel Gutes auf; im Verhältniß zu dem mehr als Mittelmäßigen hat, soweit ich die Sache verfolgen kann, die Kritik weniges als unter dem Durchschnitt zurückgewiesen, aber freilich auch nur weniges als hervorragend, als eigenthümlich ausgeprägt, als Offenbarung ureigener Individualität oder als Eingebung echten Genies bezeichnen dürfen. Allerdings sind der Abstufungen zwischen Mittelmaß und Vollendung viel, sehr viel, ja bei weitem mehr als von jenem hinab zu vollständiger Werthlosigkeit. Auch ist der Durchschnitt des Urtheils und Geschmacks heute entschieden gegen früher erhöht. Trotz aller Gegenrede wird „schrecklich viel gelesen". Die Folgen davon äußern sich in gesteigerten Ansprüchen des Lesepublikums an die Schriftsteller. Zum andern Theil ist jene Thatsache unleugbar eine Wirkung des Streites der Jungen und Alten. Begreiflicherweise wollte man auch von denen etwas lesen, über die man soviel lesen mußte, und zwar kaum allenthalben gewöhnlicher Neugierde folgend, auch nicht, um nur mitreden zu können. Ein weiteres kommt hinzu. Einen mächtigen Zuwachs an Kraft und Begabung hat unser nationales Schriftthum einst zu erwarten, nämlich dann, wenn sich das einstweilen noch immer ungeberdige Ungestüm gelegt hat. Und über dieses noch einige Worte! Zwar beharrt der eine und andere unwandelbar auf dem anfänglichen Programm. Aber schon bringt der bemerkenswerth leistungskräftige Verlag von Dr. Albert u. Comp. im Rothen und blauen Blut H. von Redern's einen Versuch „den Streit zwischen Romantik und Realismus in friedlicher Weise zu schlichten". Brandes weist in „Menschen und Werken" auf eine offene oder dumpfe Opposition gegen Sudermann hin, die gerade von einer Gruppe herzurühren scheine, die in künstlerischen Ansichten ihm nicht sehr fern steht, die aber durch bestimmtere Formulirung derselben Principien sich von ihm getrennt sieht. Das wäre der Zwist im eigenen Lager! Weiter stellt ein Musenalmanach, der sich als modern bezeichnet, unleugbar Classisches neben rein Naturalistisches. Es wächst überhaupt die Schwierigkeit, mit dem von den Neuesten selbst gewählten Namen „Moderne" einen allgemeingültigen Begriff zu verbinden. Ich beziehe mich dafür auf mehr als ein Gedicht in Henckell's Liederbuch, auf eine Menge solcher bei G. Falke Tanz und Andacht,

sowie auf seinen Roman „Aus dem Durchschnitt". Und wenn Hauptmann sich nach Fulda's trefflichem „Talisman" ebenfalls im Märchendrama versucht hat, so weiß ich nicht, was die Schule dazu sagt, wohl aber, daß weder Wirklichkeit noch Natur Kennzeichen dieser Form sein können. Glänzenden Erfolg errang Sudermann's Dichtung „Heimat". Die Kritik hat mancher Orten die Bedeutung des Stücks bestritten, der Dichter hat die Thatsache für sich. Es wird auch schwer halten, sich dem nachhaltigen Eindruck des Dramas bei der Aufführung zu entziehen. Alles, was unter dem Namen Moderne inbegriffen ist, strebt O. Bierbaum im „Modernen Musenalmanach" zusammenzufassen. Die zweite Jahresausgabe ist bereits erschienen. Am tiefsten das Wesen dieser Richtung erfaßt und ihren kraftgenialischen Zug wissenschaftlich auf Herkunft und Zusammenhang mit dem Charakter der Zeit untersucht zu haben, dieses Lob gebührt Duboc „Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland". Auch daß die ernsten Warnungen des gewiß ebenso zuständigen, wie vorurtheilslosen Renaissancemoralisten, G. Brandes, von gewisser Seite beherzigt würden, „ehe das Unglück geschehen, das Herz des Volks in den Koth getreten ist", wäre recht zu wünschen; so, wenn er sagt: „Diese von eingebildeten oder wirklichen Schriftstellern handelnden Romane und Dichtungen, diese ewigen Poesien über Poeten sind ein Erbe von den Selbstbespiegelungszeiten der Romantik her und als solche irritirend", oder: „die Lesewelt hat das Recht, von dem Schriftsteller zu verlangen, daß er nicht das Wort nehme, bevor er Reife genug besitzt, die Tragweite seiner Ansichten einigermaßen übersehen zu können". Sehr scharf äußert sich künstlerischer Gegensatz zur Wirklichkeitssucht wiederum im Roman, vor allem in Hans Hopfen's recht zeitgemäßem „Glänzendem Elend" und mit wohldurchdachten Einwürfen bei Felsing „In Sturmesbrausen". Daß auch die Malerei gestreift wird, ist nur geboten, unter andern gegenüber Ansichten die „das Kunstfühlen durch Lessing's „Laocoon" schon in zarter, gymnasialer Jugend verkrüppelt werden" lassen und gegen Sätze folgenden Inhalts: „Was die Vision des Nähern besagen will, weiß ich nicht, kümmert mich auch nicht. Der malerisch-poetische Effect ist erreicht, sodaß man sich ihm gefangen geben muß."

Was oben als allgemeines Gepräge des dichterischen Schaffens im abgelaufenen Jahr ausgesprochen wurde, gilt vornehmlich von Roman und Novelle: Breite und Fülle bei annehmbarem Durchschnittswerth, über den sich Hopfen und Felsing mit einigen andern Berufenen erheben. Nicht ohne Bedeutung ist bereits und kann solche noch in höherm Grade erlangen die Massenförderung von Erzählungen durch die deutsche Verlagsanstalt. Ich könnte deren vierzehn sofort aufzählen, darunter die liebliche Felicitas von Waldmüller.

Neue, besprechenswerthe Erscheinungen, neue, beachtliche Bahnen sind kaum wahrzunehmen: Realisten gehen neben Historikern und Antiquaren her, das Sittenbild steht neben dem Moralroman; fast auch schon abgenutzt sind die phantastischen Zukunftsbilder. Zufall ist es, daß zwei Erzähler „das Modell" zum Stoff wählen — H. Basedow und G. May —, daß Baron Roberts und Rob. Scheffner an zeitgeschichtliche Vorgänge in Königsschlössern anknüpfen, daß endlich zweier Romane Handlung an der Stätte des Siechthums sich abspielt: im Leprosenhaus bei W. Jensen, Mentha, in der Heilanstalt für Lungenkranke — Brennecke, Unter den Taunusbuchen — und für Nervenleiden — Dora Duncker, Unheilbar. Aesthetisches läßt sich bei der Mäßigung in der Darstellung nicht viel einwenden. Immerhin, scheint es, genügt diese dreifache Ausmalung der Orte des Leidens vorläufig durchaus. Auch im Hofklatsch und der abgebrauchten Ateliergeschichte ist keine wünschenswerthe Erweiterung des Stoffgebietes zu sehen. Beide „Interieurs" bleiben besser verschlossen. — Fast unberechenbar ist der Frauen Antheil an der Erzählungsliteratur; den Versuch, seinen Umfang zu bestimmen, mußte ich bald abbrechen: gering ist dieser nicht. Eine gefällige Uebersicht gewährt Schrattenthal's Frauenlyrik unserer Tage.

Nicht minder rührig und betriebsam ist das schöne Geschlecht in der Epik und Lyrik und wiederholt hier in seinen Erzeugnissen recht scharf ausgeprägt den Gegensatz zwischen Classicismus und Realismus. Eigentlich anziehender wird jedoch die unvermeidliche Deutlichkeit und die wirklichkeitstreue Rücksichtslosigkeit der neuesten Theorie dadurch thatsächlich nicht, daß sie aus weiblichem Munde oder weiblicher Feder kommen, wol auch ganz vergessen lassen, daß man die Schriftstellerin liest, ließen nicht einzelne bestimmte Merkmale als Reste und Trümmer weiblichen Denkens wieder und wieder den Leser stolpern. Ein Ideal der Weiblichkeit zeichnen uns Erich Schmidt, Grimm und von Wildenbruch in ihren Vorreden zu H. von Olfers — der Dichterin; die Erzählerin heißt Marie von Olfers — Gedichten. Bekannter ist ihre Kunstgenossin Aug. von Hörmann, deren „Neue Gedichte" durch innige Empfindung und schöne Form sich auszeichnen. Bleibenden Werth behält H. Hoffmann's Lyrik „Vom Lebenswege"; ungewöhnliche Begabung bekundet Friedr. Adler mit seinen „Gedichten". Des fruchtbaren W. Jensen reizender „Holzwegtraum", Saar's „Elegien" und des sinnigen Seidel „Neues Glockenspiel" wahren diesen Dichtern ihren alten Platz. Ein leiser Nachklang der vorjährigen Problemdichtung tönt aus Schlichtegroll's „Todtentänzen", mit denen er sich Pröll's „Todtentanz" zur Seite stellt. Aehnlich geartet ist M. Emants' symbolisirende „Götterdämmerung". — Indeß, auf beiden Gebieten ist von innern Bewegungen fast nichts zu spüren. Aeußerlich fällt auf die große Wirkung, die der Cotta'schen Wiederbelebung des Almanachs beschieden ist. Ihm folgte der erwähnte „Moderne Musenalmanach", folgten sechs andere Dichter der gleichen Richtung mit der „Menschlichen Tragödie, Gedichtbuch der Gegenwart", ihm schließlich die Dichter-Albums, z. B. die „Gedichte aus Riga", und die „Moderne Lyrik" von Berg und Lilienthal. Wenn hierbei

und in den fröhlich gedeihenden Anthologien richtige Wahl waltet, so kann man diese Sammelwerke nur gutheißen. Sie bieten und zeigen manch hübschem Talente den einzigen Weg, Gelungenes zu veröffentlichen, ohne die leidige Zugabe einiger hundert Seiten Makulatur. Sie bieten auch dem Freunde der Dichtung die einzige Möglichkeit, die lyrische Hochflut zu verfolgen. Fort grünt und blüht die mundartliche Dichtung; auf einen ihrer Vertreter, John Brinkmann, sei besonders hingewiesen. Eine Bemerkung nebenbei. So sehr ich dieser Art eine selbständige Bedeutung zuerkenne, so finde ich diese doch nur im innern Werth ihrer Erzeugnisse. Von einer erfrischenden, reinigenden, Ersatz schaffenden Wirkung für unsere Schriftsprache habe ich trotz einiger Aufmerksamkeit kein Anzeichen finden können. Verwandt dieser liebevollen Pflege der Mundart sind die Bemühungen, Volksthümliches in Wort und Lied aufzusuchen und zu erhalten, besonders bei den Tiroler Dichtern. Vielleicht noch Dankenswertheres strebt die Thätigkeit an, die auf Verdrängung der niedern und Colportagemachwerke durch gesunde Volksbücher sich richtet, mögen auch bei der rührenden Geschäftigkeit, die hier Hand ans Werk legt, Misgriffe, wie in den Traktätchen mit unterlaufen. Eine Lösung der vorschwebenden Aufgabe sehe ich für's deutsche Haus gelungen bei Trojan, „Für gewöhnliche Leute", und Schulze-Smidt, „In Moor und Marsch". Hier füge ich an die Pläne mit der Volksbühne, die wol auf Herrig's Vorschläge zurückgehen. So hat Wien am 28. November das Raimundtheater mit der „Entfesselten Phantasie" eröffnet. An der Zeit ist's! Wiederum probirt auf unsern deutschen Bühnen ein jeder, was er kann und mag. Und in mancher Hinsicht ist Können und Wollen unglaublich, wenn auch in verschiedenem Sinne! Wie oben im Citat aus einer Kunstkritik Sinn und Bedeutung des Gemäldes als ganz unerheblich, schlechthin unwesentlich abgethan werden, so räumen jetzt Dramatiker mit der freilich wol mühsamen Einheit der Handlung auf. Doch das ist ja alles bekannt. Darum nur noch eine Frage: können sich wirklich gewisse freie Bühnen Volksbildungsstätten nennen? Leider bedurfte gerade unser nationales Schauspiel keineswegs zu mehr Ehre mehr Feinde. Jedenfalls wird nirgends so heftig gestritten wie um die Bühne: ihre Macht haben die Parteien, wie der einzelne richtig veranschlagt. Wenn nun bisher die Führung des Kampfes fast ausschließlich den Dichtern überlassen wurde, ist es nur angezeigt, daß jetzt kunstliebende und -ehrende Laienkreise geschlossen auf den Plan treten. Da möge denn vornehmlich der Allgemeinen deutschen Bühnengesellschaft rascher und voller Erfolg vergönnt sein, die für die deutsche Nationalbühne nicht nur in den gleichnamigen Veröffentlichungen ficht, sondern auch zum Bau eines Schauspielhauses in Eisenach zu verschreiten gedenkt, wo jährlich von Mitte Mai bis Mitte August in sechzig Aufführungen je drei classische und drei moderne Stücke in mustergültiger Weise vorgeführt werden sollen.

Zahllos sind die Dramen, ihre Menge macht ein näheres Eingehen zur Unmöglichkeit. Im Unterschied zu den beiden andern Gattungen und zur Prosadichtung fällt hier auf die von Kritikern jeder Färbung und aller Richtungen gleichmäßig festgestellte Werthlosigkeit der überwiegenden Masse von Erzeugnissen. Hier steht der Leser kritischer Zeitschriften vor einer Unbegreiflichkeit in der Unbelehrbarkeit des Zuges zu dramatischer Selbstoffenbarung. Es gibt keine Mätzchen, keine Luftsprünge, zu denen der winkende Lorbeerkranz nicht ermuthigte. Freilich wenn Ibsen sich mit dem „Baumeister Solneß" in's Wirrsal der Suggestion verirrte, was sollen dann Sterne vierter und fünfter Größe für unmöglich erachten? — Außer den früher Genannten erwähne ich Fulda's „Verlornes Paradies" und trotz mancher Vorbehalte von Wolzogen's „Lumpengesindel" wegen seines unverkennbaren Humors. Es ist geradezu ein Verlust für das deutsche Lustspiel, daß von Wolzogen's Muse sich Pfade aussucht, die übermäßig an Dorfstraßen im Frühling oder Herbst erinnern. Gerade er könnte andere finden und gehen. Im Zusammenhange mit ihm habe ich eines sonderbaren Zufalls zu gedenken, der, falls eine Zeitungsnachricht zuverlässig ist, ihn gemeinsam mit Misch ein Stück Phönix schreiben und zugleich die Idee: ein Künstler gelangt zur Anerkennung erst, nachdem und dadurch, daß er fälschlich todtgesagt wird, gleichzeitig von andern als Lustspiel —? Friese, Rembrandt — und als Operntext —? Graf Sp. (Titel unbekannt) — behandeln ließ. Schöne Anlage bekunden Barth mit Tib. Graechus und Lehmann mit Genoveva. Endlich wurde eine ganze Reihe Columbusdramen, z. B. von Weickum, Wolff u. s. w., veranlaßt durch die Weltausstellung, die ja auch eine umfangreiche Chicago- und überhaupt Amerikaliteratur hervorrief.

Auf die Bühne zielen auch die zahlreichen dramaturgischen Arbeiten ab, zum guten Theil gleich wohlmeinend und gediegen. Sie mögen überführen zur Theorie und Literaturgeschichte. Zuvor aber gehe ich auf die Uebersetzungsliteratur ein, die queckenhaft alle Gebiete überwuchert. Hierher rechne ich nicht all die wahrhaft künstlerischen Verdeutschungen, die den Traum einer Weltliteratur der Verwirklichung nähern, wie z. B. Haberlandt's „Vasantasena", Pasch's Calderon-Uebersetzung, die Lorinser's Uebertragung der geistlichen Spiele desselben Dichters ergänzt, Fulda's meisterhaften Molière, von Schack's Auswahl aus englischen Dramatikern; auch mit seiner Anthologie abend- und morgenländischer Dichtungen erwirbt er sich gerechten Anspruch auf Dank, wie Bertuch mit Mirèio und Braun mit der spanischen Lyrik. Nichts ist ferner zu sagen, wenn die Schöpfungen der großen Erzähler des Auslands in deutscher Sprache wiedergegeben werden. Ist doch ihre Kenntniß für die Beobachtung der Bewegungen in unserer Prosadichtung leider vielfach unentbehrlich, ich denke an Zola, auch Ohnet, Bourget u. a. Aber in der erdrückenden Menge sonstiger Uebersetzungen aus aller Herren und allen herrenlosen Ländern liegt eine Gefahr und eine Beeinträchtigung unserer Erzähler. Was

bringen von dieser Art allein Engelhorn's Romanbibliothek, die Bibliothek der fremden Zungen und die Sternbannerserie auf den Markt! ganz abgesehen noch von den Einzelausgaben. Man sehe einmal hin und man wird entsetzt sein über die vorauszusetzende Armuth an Erfindung und Erzählungskunst in Deutschland, die uns zu Anleihen zwingt bei Russen, Polen, Dänen, Skandinaviern, in England, Frankreich, Spanien, Italien, bei Portugiesen, Neugriechen, Ungarn, Serben und Kroaten, endlich in ungeahnter Höhe in Amerika. Zugestanden auch, daß hier nichts wahllos aufgenommen, nichts ungeprüft auf seinen Werth und ohne klare, bestimmte Absicht zugelassen ist: sind wir in Deutschland wirklich so baar aller Talente? und wenn, wie vermuthlich nicht so schlankweg geleugnet werden dürfte, nicht: wo bleiben unsere Schriftsteller? Wenn aber unser Volk neben zahlreichen heimischen Erzeugnissen noch solche Massenreproduction fremder Literaturen aufnimmt, dann spreche man wenigstens nicht mehr von Leseträgheit und Theilnahmlosigkeit. Im Grunde tritt der alte Schaden hierbei zu Tage: die kindisch-gläubige Bewunderung der Fremde! Sie blüht ja auch in Dingen des Schauspiels. Was aber gelegentlich diese Fremde uns zu bieten wagen darf, darüber konnte der Allgemeinheit die Augen öffnen ein Selbstbekenntniß aus diesem Jahre, daß sogar gleichgestimmte und -gesinnte Blätter nur aus dem „maniacalischen" Zustand des Verfassers zu erklären und womöglich zu entschuldigen wußten.

Zu einer auch nur ganz flüchtigen Skizze der auf Erkenntniß gerichteten Schriftstellerei gebricht es mir an Raum. Ihr Reichthum und ihr Erfolg ist außerordentlich. Wol ist der Meinungsstreit oft scharf, oft sogar nicht ohne Bitterkeit: als seine Ergebnisse wären aber hier sichtbare Fortschritte, Vertiefung des Verständnisses, Klärung der Ansichten, Erweiterung und festere Begründung des Wissens, zu verzeichnen. Ich erwähne, um einiges herauszugreifen, die schönen Errungenschaften der Goetheforschung, die Briefsammlungen unserer Classiker, Düntzer's mannhaftes Eintreten für Friederike von Sesenheim, Lorenz, „Goethe's politische Laufbahn", Gneiße, „Schiller's Lehre von der ästhetischen Wahrnehmung", Kühnemann, „Herder's Weltanschauung", Hausegger, „Das Jenseits des Künstlers", Mehring, „Die Lessinglegende", das Grillparzer-Jahrbuch, Hebbel's Briefwechsel; Brandes', „Menschen und Werke", Hettner's Literaturgeschichte, Gervinus' Leben, von ihm selbst. Auch für eine große und ernste Frage muß ich mich mit einem Hinweis begnügen: sie heißt Weltanschauung! im Kampfe darum sehen wir wieder Wissenschaft und Kunst vereint; diese hat zuletzt gesprochen in M. von Ebner-Eschenbach's „Glaubenslos?"

Richard Friedrich.

Biographisches.

1. Gaspard von Coligny. Sein Leben und das Frankreich seiner Zeit von Erich Marcks. Erster Band. Erste Hälfte. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1892. Gr. 8. 8 M.
2. Lebensbilder aus dem Jahrhundert nach dem großen deutschen Kriege. Von G. E. von Natzmer. Gotha, F. A. Perthes. 1892. Gr. 8. 7 M.
3. Figuren und Ansichten der pariser Schreckenszeit (1791 bis 1794). Von J. Eckardt. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1893. Gr. 8. 8 M.
4. Leopold von Ranke's Leben und Werke. Von E. Guglia. Leipzig, F. W. Grunow. 1893. 8. 4 M. 50 Pf.
5. Heinrich Gelzer. Von F. Curtius. Gotha, F. A. Perthes. 1892. Gr. 8. 1 M.
6. Aus dem Leben Th. von Bernhardi's. Erster Theil: Jugenderinnerungen. Zweiter Theil: Unter Nikolaus I. und Friedrich Wilhelm IV. Briefe und Tageblätter aus den Jahren 1834—1857 von Th. von Bernhardi. Leipzig, S. Hirzel. 1893. Gr. 8. 11 M. 50 Pf.

Die leichteste und doch wiederum die schwerste Aufgabe, welche der historischen Kunst gesetzt werden kann, ist die Herstellung einer Biographie. Das Leben des einzelnen Menschen, sein Werden und Arbeiten, seine Stellung in der Zeit und zu seinen Zeitgenossen, der Einfluß, der von ihm ausging, die Eindrücke, die er selbst empfing, die ihn bestimmten und schließlich zu dem machten, was er wurde: das sind Aufgaben, die nicht groß genug gedacht werden können. Wie verschieden ist zudem das Object der Biographie! Der Staatsmann, der Krieger, der der Träger seiner Zeit ist, in welchem die Geschichte einer Epoche verkörpert erscheint, steht dem prüfenden Geschichtschreiber anders gegenüber als der stille, bescheidene Gelehrte, dem oft genug die Welt durch die Wände seines Arbeitszimmers begrenzt ist, der als Lehrer den Samen der Erkenntniß in die Herzen der aufstrebenden Jugend streut, der vielleicht auch mit den Kindern seines Geistes mächtig anregend auf die Zeitgenossen wirkt, der aber in letzter Linie doch nicht das genannt werden kann, was wir unter einer geschichtlichen Persönlichkeit verstehen. Aber beides sind gesunde Persönlichkeiten, die, in der stärkenden Volksluft aufgewachsen, reiche Früchte hervorgebracht haben. Ihnen gegenüber stellen sich oft genug Menschen, die in einer kranken Zeit geboren, selbst von innerlicher Fäulniß ergriffen erscheinen, die nicht aufbauten, sondern niederrissen, deren Andenken kein gesegnetes, sondern ein verfluchtes ist. Gerade solche Erscheinungen werden in ihrem Selbst nur dann richtig dargestellt werden können, wenn sie auf dem Hintergrund der Zeit, der sie angehören, ich möchte sagen mit dem richtigen Farbeneffect gemalt erscheinen. Unendlich wechselnd tritt der Einzelne im Leben uns entgegen, unendlich wechselnd muß also auch die Form der Biographie sein. Und wer von uns vermag in alle verborgenen Tiefen der Menschennatur zu sehen? Wer vermag, wenn die von ihm zu schildernde Persönlichkeit ihm fremd, oder wenn er sie als ein

viel später Lebender darzustellen unternimmt, die Lücken, die für die geschichtliche Erkenntniß durch das Quellenmaterial bedingt sind, mit kunstvollem Sinn ganz zu füllen? So wird die höchste Blüte der Biographie die sein, wenn ein großer und guter Mensch, der dem Jahrhundert, in dem er lebte, seinen Stempel mit aufgedrückt hat, selbst zur Feder gegriffen und das was er erlebt und erfahren niedergeschrieben hat. „Dichtung und Wahrheit" steht für uns doch darum so hoch da, weil es uns ein Lebensbild des jungen Goethe gibt, wie es nur er, der Einzige, geben konnte. Und was müßte das für ein Buch werden, wenn der gewaltige Baumeister des Deutschen Reichs es unternähme, sein Leben mit dem wahrhaftigen Ernst, der seine Thaten durchweht, zu schildern? Wahrheit ist bei jeder Biographie ein strenges Gebot! Wie oft ist dagegen gefehlt worden! Wie oft kann die Eigenliebe, der Zug zur Selbstverherrlichung, nicht unterdrückt werden, so daß die Lebensbeschreibung bisweilen mehr ein Hymnus auf das eigene Ich als ein getreues Bild des Erlebten wird. Goethe hat es empfunden, wie der unlautere Stoff der Menschennatur sich doch immer wieder hervordrängt, wie Gefühl und Kritik sich bei dem Schriftsteller streiten. Wenn er einmal sagt, in diesem Abschnitt seiner Lebensgeschichte sei alles dargestellt, was er erlebt habe, und doch nichts so, wie es erlebt worden sei, so hat er mit sicherm Blick die Gefahren, die sich bei jeder Selbstbiographie einstellen, gekennzeichnet. Ihm jedoch war es vergönnt, den Schleier der Dichtung aus der Hand der Wahrheit zu empfangen, und so ist sein Leben, das er uns geschildert, wirklich *sein* Leben gewesen. Wie viel schwerer wird die Aufgabe, wenn ein Fremder oder ein später Lebender eine Biographie zu schreiben unternimmt! Hat er den Betreffenden gekannt, ist er ihm vielleicht verwandtschaftlich verbunden gewesen, so ist das eine Erleichterung und doch auch eine Erschwerung seiner Aufgabe. Ist er aber von ihm durch Generationen, oder gar durch Jahrhunderte getrennt, so ist er auf die Gesetze der historischen Forschung gewiesen. Freilich gibt es da einen Ausweg. Man kann wol die Zeugnisse aus der Zeit vorführen, das mehr oder weniger weitschichtige Material, das durch emsiges Suchen aber auch durch einen glücklichen Zufall zusammenzubringen war, selbst reden lassen. Aber hier wird dem Leser eine Aufgabe gestellt, die sich der Biograph eigentlich selbst zu stellen hatte, der Leser bildet sich aus den Documenten das Bild selbst. Man wird eine solche Biographie kaum als ein Muster bezeichnen dürfen. Aber wir besitzen treffliche Werke dieser Art, die jeder von uns mit dem höchsten Genuß gelesen hat. Die höchste und schönste Form bleibt, um es noch einmal kurz zu sagen, die Selbstbiographie und die von tüchtigen Geschichtschreibern gemachte. Goethe's „Dichtung und Wahrheit" setzen sich als ebenbürtige Genossen, wenn man lediglich das historische Kunstwerk betonen will, Biographien wie die York's von Droysen, Scharnhorst's von Lehmann würdig an die Seite.

Von den in dem Vorhergehenden charakterisirten Arten der Biographie haben wir in den oben aufgezählten Büchern eine reiche Auswahl. Als historischem Kunstwerk wird der Preis dem Buche von Erich Marcks (Nr. 1) gebühren. Es führt uns in eine der wichtigsten Epochen aus der Geschichte Frankreichs, in den Kampf der Hugenotten mit dem französischen Königsthum. Gaspard von Coligny ist der Träger dieses Kampfes gewesen. Sein Werden lernen wir in dem vorliegenden Halbband kennen. Am Hofe Franz des Ersten macht unser Held seine ersten Schritte, die wunderbar heitere Welt der Renaissance hält ihn einige Zeit umfangen, die Blüte der Lebensfreudigkeit, die diese Periode erfüllt, ging nicht spurlos an seiner Seele vorüber. Dann tritt der Regierungswechsel ein, Heinrich II. nimmt das Scepter aus der Hand des sterbenden Vaters, auch er ein Kind der Renaissance, noch heute von dem Schimmer der Poesie umleuchtet — Diana von Poitiers war seine Geliebte — und doch ein entsetzlich nüchterner Mensch. „Er schritt sein Lebtage schwerfällig durch seine Umgebung dahin, wohlmeinend, bescheiden, verlangend nach freundschaftlicher Stütze, aber willenlos und geistlos: Franz I. hatte geherrscht mit launenhafter Selbständigkeit; unselbständig ließ sein Sohn durch seine Günstlinge sich und sein Land regieren." Sein Nachfolger Franz II. ist dann wieder ein verschieden gearteter König, ein Herrscher, der unter dem Drucke der Katharina von Medici sein Leben lang stand. Welche Fülle der Gestalten tritt uns während der Herrschaft dieser drei französischen Könige entgegen! Die Montmorency's und die Guises, Karl V., Granvella, Philipp II.; Calvin, die vielen Märtyrer des französischen Protestantismus! Coligny selbst war eine schwerflüssige Natur, ihm fehlte, wie sein Biograph einmal überaus bezeichnend sagt „die Schmiegsamkeit". Es ist eine lange, strenge Selbstzucht, die er an sich vornahm und die ihn endlich zu dem machte, der er geworden ist. „Die Entwickelung des Protestanten in Gaspard Coligny umfaßt eine Reihe von Jahren, im engern Sinne sicherlich deren vier. So oft — im ganzen geschieht es selten genug — ein Lichtstrahl auf sein inneres Leben fällt, wird erkennbar, daß er ein Stück weiter gerückt ist. Der Vorgang scheint sich sicher, langsam, mit Regelmäßigkeit durchzusetzen. Kein feuriges Hasten, kein leidenschaftliches Brausen tritt an den Tag, Coligny läßt sich vorwärts schieben, er scheint den Dingen lediglich nachzugeben. Sein Uebertritt erinnert in seinem methodischen Nacheinander an den Calvin's. Auch ihm und vollends ihm, ward die religiöse Neuerung als eine vollzogene Thatsache von außen her nahegebracht; leise bereits vorbereitet, durch Leben und Eigenart nach innen gewiesen, ergriff er sie, fand sich ihr wesensverwandt, im Zusammenwirken äußerer und innerer Erlebnisse mit den Antrieben seiner Natur ward er ihr allgemach gewonnen. . . . . Aber der Bruch (mit der katholischen Kirche) war doch nichts Geringes, es handelte sich um das irdische und zugleich das ewige Heil, und diese Natur war voller Ernst und Treue. Wenn sie nicht schäumte

so zeigt sie doch in den Stunden ihrer Erregung eine scharfe Herbigkeit. Nicht logische Prüfung allein — und auch die gab Anlaß genug zum innern Ringen —, die tiefe Bewegung einer schwerflüssigen und strengen Seele wird auch hier die Loslösung vom ererbten Glauben, das Hineinwachsen in neue Welt begleitet und erzwungen haben."

Wie Coligny ist auch das Frankreich seiner Zeit in einem gewaltigen Umbildungsprozeß begriffen. Das Zeitalter der Reformation ist auch das Zeitalter der größten Neubildungen auf staatlichem Gebiete, das die Geschichte kennt. Während aber in dem Deutschland jener Zeit ein vollständiger Umschwung sich vollzieht, der germanische Geist durch die Reformation vertieft und geläutert wird, trat in Frankreich bald jene Reaction ein, die später zur Ausbildung des Königthums Ludwig XIV. geführt hat. In Frankreich: die einheitliche Gestaltung des Landes, das Erwachsen und Erstarken des absoluten Königthums, in Deutschland noch Zersplitterung in eine Fülle von staatlichen Gebilden, aber doch ein neuer Geist, der in jahrhundertelanger Arbeit sich dann den Staat baut.

Das sehen wir namentlich in dem Buche von G. E. von Natzmer (Nr. 2), das uns Leben und Schicksale einer preußischen Adelsfamilie in dem Jahrhundert nach dem großen deutschen Kriege vorführt. Es sind zum Theil hervorragende Menschen gewesen, die in dem Dienste der Krone Preußen heranwuchsen, aber noch in dem größern Dienste der allgemeinen Menschheit. Der Geheimrath und der Feldmarschall Natzmer zeigen doch in allen ihren Zügen jene ernste Tüchtigkeit, die von dem großen Kurfürsten seinen Dienern gelehrt worden ist, unter dem wunderbaren Volkswirth und Schöpfer der preußischen Macht, Friedrich Wilhelm I. unverrückbares Eigenthum der nächsten Generationen, fortwirkend bis in unsere Tage, geworden ist. Diesen preußischen Beamten und Generälen scheint Zinzendorf, den Natzmers durch Verwandtschaft eng verbunden, wie eine fremdartige Erscheinung gegenüberzustehen. „Zinzendorf ist es beschieden gewesen, nach einer auch harten Jugend, welche ihn geschickt machen sollte, das eine, was noth thut, mit Sicherheit zu erfassen, bei aller Selbstzucht, zu welcher er sich durch den Widerspruch, den sein Wirken erfuhr, angehalten fühlte, nicht am wenigsten von ihm nahestehenden christlichen Gesinnungsgenossen verkannt zu werden, aber auch den wunderbaren Segen Gottes in der Brüdergemeinde und der Mission, welche sie trieb, in ihren Anfängen zu schauen, und darüber mit einem Frieden, den die Welt nicht geben kann, zu sterben." Auch Zinzendorf's innere Entwickelung ist undenkbar ohne die Einwirkungen des preußischen Geistes, der in den Natzmers lebte. Leider ist das Buch, das wir hier erwähnen, im Grunde nichts anderes als eine Quellensammlung; aber immerhin müssen wir es anerkennen, daß in ihm höchst bedeutsame Beiträge zur Geschichte der damaligen Zeit gegeben werden.

Ein bedeutender Theil des Eckardt'schen Buchs (Nr. 3) war bereits früher in der „Deutschen Rundschau" als Einzelaufsätze erschienen. Vereinigt und vermehrt führen sie uns die grausen Gestalten der Schreckensmänner und der französischen Revolution vor Augen: Robespierre, Danton, St. Just, Fouquier-Tinville, Marat, Hebert und Chaumette, Dronet, den Postmeister von Sainte Menehould, der die Gefangennahme der fliehenden Königsfamilie bewirkte. Eine Reihe anderer Erscheinungen damaliger Tage, z. B. Josephine Beauharnais, Delphine de Custine, Schlabrendorf schließen sich an. Verfasser versteht es bekanntlich aus einem begrenzten Quellenmaterial das Wichtige und Entscheidende herauszufinden. Er ist ein guter Beobachter, ein feiner Psycholog. In der Beurtheilung der französischen Revolution hat sich bekanntlich in den letzten Jahrzehnten ein bedeutsamer, nicht zum wenigsten durch französische Forscher selbst begründeter, Umschwung vollzogen, an Stelle der Verherrlichung ist der kritische Zweifel, die nüchterne Betrachtung getreten. So wird aus dem strahlenden Licht, in welcher die französische Revolution noch heute manchen unklaren Köpfen erscheinen mag, nur eine grelle, die Augen schmerzende Beleuchtung. An die Stelle antiker Größe, die man den Heroen der Revolution gerne anheften möchte, tritt die Erbärmlichkeit kleiner Menschen oder von politischem Wahnsinne erfaßter Geister. Und keine von allen den Gestalten, die uns von Eckardt vorgeführt werden, vermag zu unsern Herzen zu sprechen. Es ist in letzter Linie doch das Gefühl, das uns bei diesen Menschen erfaßt, als ob wir in Schmutz gegriffen hätten.

Wie anders wirkt auf uns die Persönlichkeit des großen Historikers Leopold Ranke, den E. Guglia (Nr. 4) zu schildern unternommen hat. „Welche Verhältnisse Ranke zur Geschichte geführt haben, und zu untersuchen, ob sich in den Werken dieses «objectivsten» aller modernen Geschichtschreiber nicht doch Spuren seines ganz persönlichen Glaubens und Empfindens zeigen, oder kurz: ob in seinen Büchern etwas von den Menschen ist", das ist das Arbeitsziel, daß sich Guglia gesteckt hat. Man wird sagen dürfen, daß Verfasser im großen und ganzen ein anziehendes Buch geliefert hat. Er hat freilich einen harten Kampf mit dem Material zu bestehen gehabt. Neben den historischen Werken Ranke's, die in der Gesammtausgabe aufgenommen, fünfzig und mehr Bände füllen — die Weltgeschichte hat darin, nebenbei bemerkt, nicht Aufnahme gefunden — ist das Quellenmaterial für Ranke's Leben recht dürftig. Es kommen eigentlich nur zwei Bände Briefe in Betracht, die Alfred Dove's feinsinnige Hand für die Ausgabe von Ranke's Werken zusammengestellt hat, sowie kleine Bruchstücke einer eigenen Lebensgeschichte, zu welcher sich der Meister in verschiedenen Jahren seiner letzten Lebensperiode gezogen fühlte. Auch was sonst von andern über Ranke geschrieben — es ist nicht gerade allzuviel — ist herangezogen. So dürfen wir uns nicht darüber wundern, daß wir über den Menschen Ranke und seine menschlichen Leiden und Freuden verhältnißmäßig wenig, über seine historischen Arbeiten

dagegen viel von dem Verfasser zu hören bekommen. Es ist gewiß richtig, wenn der Verfasser an solchen Stellen meist den Meister selbst reden läßt. Und schön klingt die Darstellung aus in der Schilderung von Ranke's Arbeiten an der Weltgeschichte! Das ist die reife Frucht eines reich gesegneten Lebens, das — nach dem Bibelwort — köstlich gewesen ist, weil es Mühe und Arbeit gewesen ist! Nur eins hätten wir noch gewünscht, daß Verfasser es breiter ausgeführt, als er es gethan hat: die großartige Wirksamkeit Ranke's als akademischer Lehrer, die Heranziehung einer Reihe jüngerer Kräfte zum Studium, die Arbeiten dieser Schüler an den Jahrbüchern des deutschen Reichs, die Frucht, die daraus für unser gesammtes Universitätsstudium erwachsen ist. Was wir bei Guglia in dieser Beziehung finden, ist nur Andeutung oder Bruchstück.

Ein wenig gekannter Mann, war, so lange er lebte, Heinrich Gelzer. Ihm hat Friedrich Curtius (Nr. 5) nur wenige Blätter gewidmet, die noch keinen Ruhmeskranz auszufüllen vermögen, aber mit zu dem Schönsten gehören, was in unserer neuen historischen Literatur als Liebeszeichen auf das Grab entschlafener verehrter Menschen gelegt worden ist. Gelzer, der in seinem Leben wenig hervortrat, hat doch an manchen Stellen tief und nachhaltig eingegriffen, er konnte Friedrich Wilhelm IV. rechtzeitig vor den Gefahren einer meuchlerischen Rotte warnen; ihm ist der friedliche Ausgleich der preußisch-schweizerischen Verwickelungen wegen Neuenburg zu danken, er hat Roggenbach entdeckt und seine Anstellung im badischen Ministerium veranlaßt, er hat 1866 sich redlich abgemüht, den Kampf Deutscher gegen Deutsche zu verhüten, er hat nach dem Frieden die alten Bande zwischen Nord und Süd fester geknüpft, er ist es gewesen, der 1870 ein Schreiben des Großherzogs von Baden nach München bringt um König Ludwig zu bestimmen, die deutsche Kaiserkrone dem großen Hohenzoller anzutragen. Im Auftrage König Wilhelm's war Gelzer nach Rom gereist, um den Verhandlungen des Vatikanischen Concils als aufmerksamer Beobachter zu folgen, er hat in den spätern Jahren den wärmsten Antheil an den socialen Arbeiten Bismarck's genommen. Die wunderbarste Innigkeit christlichen Denkens und Fühlens tritt uns auf Schritt und Tritt entgegen, es ist eine Glaubensfreudigkeit in diesem Manne, die uns rührt und erquickt. Sein Leben strebt nach Einem: nach der Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden. So sei das Andenken dieses so wenig Gekannten noch für Generationen ein gesegnetes!

Und endlich das letzte hier zu besprechende Werk (Nr. 6). Der Mann, um den es sich handelt, Theodor von Bernhardi, ist der wissenschaftlichen Welt seit langem bekannt durch sein „Leben des Generals Toll", durch seine Geschichte Rußlands und der europäischen Politik, die einen Theil der im Hirzel'schen Verlage erscheinenden Staatsgeschichte seit den Freiheitskriegen ausmacht, durch sein Werk: „Friedrich der Große als Feldherr", durch manche andere Arbeit, die hier aufzuzählen zu weit führen würde. Wie er zu dem, was er ist, geworden, ersehen wir erst aus den vorliegenden beiden Bänden. „Der Civilist, der nie ein Gewehr getragen, brachte es zum hervorragendsten Militärschriftsteller seiner Zeit, der in den Ueberlieferungen der Romantik emporgekommene, zum Dichter erzogene Sohn August Ferdinand Bernhardi's und Neffe Ludwig Tieck's zum gelehrten Germanisten und eminent praktischen Historiker und Volkswirth, der im Kindesalter nach Italien und Süddeutschland versetzte Berliner zum ausgezeichneten Kenner russischer Menschen und Verhältnisse, der vierundsechzigjährige Privat-Gelehrte zum diplomatischen Berichterstatter über die wichtigsten Ereignisse seiner Zeit." Seine Jugendzeit, die die Jahre 1805—1818 umfaßt, hat Bernhardi selbst niedergeschrieben, sie gehört mit zu dem Schönsten, was uns in den letzten Jahren geworden ist. Dann folgen seine Tagebücher und Briefschaften. Es ist ein reiches Material zur Geschichte der Zeiten des Kaisers Nikolaus und Friedrich Wilhelm des Vierten; ein Material das nebenbei eine Fülle anderweitiger Aufschlüsse giebt, z. B. über August von Goethe und dessen Gemahlin. Wir können uns nicht versagen aus der Vorrede, welche der Sohn des Verstorbenen dem ersten Bande vorausgeschickt, eine Stelle hier mitzutheilen, sie sei zugleich in den trüben Stunden der Gegenwart ein Licht, das seinen leuchtenden Schein auch in die Zukunft werfen möge. „Durch die Verkettung der Verhältnisse lange Zeit in Rußland gefesselt und mit tausend Fäden diesem Lande verbunden, erfaßt den jungen Gelehrten früh eine tiefe Sehnsucht nach der deutschen Heimat, und er reißt sich los, «damit seine Söhne dereinst in dem großen Kampfe zwischen Germanen und Slawen» dessen Herannahen er früher als alle seine Zeitgenossen erkannte, «auf deutscher Seite fechten möchten.» — Tief und schmerzlich leidet er dann unter dem Druck der politischen Verhältnisse in den trüben Tagen des Niedergangs des preußischen Namens; aber selbst in den dunkelsten Stunden jener Zeit, der die Episode von Olmütz ihren Stempel aufgedrückt hat, verliert er keinen Augenblick das feste Vertrauen in die geschichtliche Mission des preußischen Staats und in die zukünftige Größe Deutschlands. Als Mitkämpfer im politischen Leben, als Vorkämpfer der Wahrheit auf dem Felde geschichtlicher Forschung ist er immer bereit, die eigene Person zurücktreten zu lassen, wo es die Sache zu fordern scheint, — in stolzer Freude schwillt seine Brust bei der Kunde von den preußischen und deutschen Siegen, und bis in seine letzten Lebensstunden lebt und webt sein Geist in den Interessen von Kaiser und Reich. Ja, als ich am 12. Februar 1887 an seinem letzten Schmerzenslager stand, und schon die Schatten des nahenden Todes sich rasch über den Vierundachtzigjährigen senkten, da waren fast seine letzten Worte eine ernste Mahnung, nie zu vergessen, daß alles Streben und Erringen im Leben des Einzelnen eine wirkliche und wahre Bedeutung nur dann gewinnt, wenn es in bewußter Beziehung steht zum Allgemeinen."

Wilhelm Arndt.

Neue Classikerausgaben.

Immer aufs neue sind die hervorragendsten Institute des deutschen Verlagsbuchhandels opferwillig bestrebt, dem deutschen Hause in sorgfältig gesichteten Sammlungen die edelsten Erzeugnisse der in- und ausländischen Literatur in gefällig in sich abgeschlossenen Bibliotheken für möglichst geringen Einsatz als ideales Besitzthum zu stiften. Bei diesem Wettstreit ist es natürlich, daß das jüngste Unternehmen in kritischer Hinsicht vor den Vorgängern solange den Vorrang behauptet, bis es von neuer Gefolgschaft verdunkelt wird. So ist kurz und bündig einzuräumen, daß die Classikerausgaben des Meyer'schen Bibliographischen Instituts zu Leipzig die mehr oder minder ähnlichen Bestrebungen wohlbekannter berliner und stuttgarter Firmen, sowol rücksichtlich des Inhalts wie der Folie, weit überflügelt haben. Meyer's Classikerausgaben bieten in 150 durchschnittlich 500 Seiten starken, in elegantem Renaissancestil gebundenen Bänden, welche decorativ auf das anmuthigste sich in jedem Wohnraum geltend machen, neben einer umfassendern Auslese aus der neuhochdeutschen Literatur bestgemeinte Blütenlesen aus der Poesie der Engländer und Romanen, der Skandinaven und Slawen, der Hellenen und Orientalen, und selbst aus der römischen Literatur wird ein bunter Kranz Horazischer und Ovidischer Lyrik geboten und mit Naschwerk aus Catull Tibull, Properz und Martial in billiger Attrape ausgestellt. Uns gilt es zunächst eine stattliche Reihe von Bänden zu mustern, welche sich seit Jahresfrist, mit immer neuer Freude bewillkommnet, zur nunmehrigen fröhlichen Anzeige auf unserm Recensionstisch zusammengefunden haben. Es handelt sich um Ausgaben von Werken Tieck's, Novalis', Uhland's und Körner's.

1. Tieck's Werke. Herausgegeben von Gotthold Ludwig Klee. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1893. 8. 6 M.

Insofern diese Klee'sche Ausgabe, wie man sieht, nur eine bemessene Auswahl aus den Tieck'schen Werken liefert, ergibt sich die Titulatur „Tieck's Werke" als unzulässig, fehlen doch die für eine intimere Kenntniß und Beurtheilung Tieck'schen Wesens unerläßlichen Hauptdocumente seines dramatischen und epischen Schaffens „Der Blaubart" und „Vittoria Accorombona" völlig; ebenso auch die Hymnen an die Rose und die Lilie. Natürlich wird sich der Herausgeber mit den Schranken entschuldigen, in welche ihn die geschäftlichen Dispositionen des Unternehmens gezwängt haben. Hier aber ist zu erwidern, daß die zum Theil sehr langathmigen Einleitungen ohne Noth und Schaden hätten gekürzt werden können, und daß Novellen, wie „Der Geheimnißvolle" und „Der funfzehnte November" völlig entbehrlich waren, wie auch „Der Pokal" nur eine novellistische Etappe des Dichters ohne alle weitere Bedeutung bezeichnet. Gerade bei Auswahl Tieck'scher Novellen für das heutige Publikum, welches eine so weite Kluft von der Zeit ihrer Entstehung trennt, mußte mit ganz besonderer Rücksicht, meinetwegen weniger auf den veränderten Geschmack, als vielmehr auf die vollkommene literarische Zuständigkeit des Dargebotenen verfahren werden, denn ein einziger Misgriff nach dieser Seite bringt den Dichter um eine größere Anzahl von Lesern und Käufern, als der Verlagshandlung angenehm sein dürfte und ihr liebenswürdiges Unternehmen verdient. Da das Studium der Entstehung der dichterischen Erscheinung nach wie vor auf die Gesammtausgaben angewiesen bleibt, durfte eine Auslese Tieck'scher Dichtungen rücksichtlich der Novellen freier schalten, als es hier geschehen ist. Neben Perlen von unvergänglichem Werthe, welche wie „Die Elfen" und „Des Lebens Ueberfluß" Glanzpunkte deutscher Novellistik bleiben werden, ist Minderwerthiges um so leichter zu missen. Um so weniger freilich vermag man sich selbst in einer Ausgabe ausgewählter Tieck'scher Schriften mit der vollständigen Abwesenheit seiner dramaturgischen und sonstigen kritischen Hinterlassenschaften zu befreunden. Die Verlagshandlung hat ihre übrigens mit liebevollster Sorgfalt und gediegener Kennerschaft von dem Herausgeber geleitete Neuausgabe Tieck'scher Werke mit dem besten Porträt des Dichters geschmückt, das mir bekannt ist. Das Original, ein Oelgemälde Josef Stieler's, stammt aus des Dichters dresdener Glanzepoche.

2. Novalis' Werke. Fouqué's Undine. Herausgegeben von J. Dohmke. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1893. 8. 2 M.

Wir bleiben im Bann der Romantik. Novalis und Fouqué — wie eng waren sie den Häuptern der Schule und vor allem ihrem Hochmeister Tieck, verbunden! Novalis und Fouqué — wie spiegeln sich in beiden Namen die beiden verschiedenartigsten Hauptströmungen der geistigen Bewegung in wunderbarer Strahlenfülle, katholisirende Mystik und naturphilosophische Phantastik, märchenbunte Ritter- und Geisterpoesie und weltflüchtiges Waldesträumen, dessen weiche Jagdhornmelodien sich gleichwol metallisch zu verhärten wissen zu schmetternden Fanfaren eines patriotischen Fanatismus. Aber wie anders ist die Welt Tieck's, als das grund- und gestaltlose Nebelreich Novalis', wie grundverschieden Tieck's scharfsinniges Aesthetisiren und die fieberkranke ziellose Novalis'sche Specnlation. Während das Auge Tieck's trotz aller jeweiligen Coquetterie mit dem Uebersinnlichen volle Klarheit bewahrt gegenüber den Wesen und Dingen dieser Welt, so verzittert die Novalis'sche Hymnologie wie der Misklang zersprungener Saiten, und seine gesammte Poesie verharrt in einer krampfhaften Weltflucht. So ist sie selbst und ihre Wirkung, die übrigens auch für ihre eigene Zeit eng bemessen war, mit tiefem Schnitte von unserer, wie einseitig immer auf das Reale und seine Atomistik gerichteten Epoche geschieden, und keine Kunst und keine Pietät des Herausgebers wird über galvanische Belebungsversuche sich erheben. Novalis' Dichtnng bleibt ein literarischer Friedhof für uns,

und selbst seine volksthümlichern hymnologischen Aufsätze dürfen als verlorene gelten, wie sehr ihm auch die im Jahre 1871 mit einer bombastischen Rede Richard Gosche's an seiner weißenfelser Grabstätte errichtete weiße Marmorbüste zu gönnen bleibt. Seine Werke werden die Bedeutung einer literarischen Rarität innerhalb des weitern Publikums, für welches die Meyer'schen Classikerausgaben am Ende doch ausschließlich berechnet sind, nie übersteigen. Hier auch erhellt sich das überaus Misliche der Gesammttitulatur des Unternehmens, welche Erscheinungen durchaus secundärer Natur, wie Novalis' und Fouqué, unter den Begriff des deutschen Classicismus stellt: weder Novalis noch Fouqué besitzen irgendeine Eigenschaft, welche unsere Classiker so himmelhoch über das Niveau begrenzter Talente trägt. Auch ein naives Genießen der Fouqué'schen „Undine" ist dem heutigen Geschmack, soweit er mündig ist, kaum mehr möglich, indessen ihre literarhistorische Bedeutung ist wichtig genug, um auch in modernen Hausbibliotheken, in deren Vordergrund wol Storm und Fontane, Konrad Ferdinand Meyer und Sudermann, Marie von Ebner-Eschenbach und Bertha von Suttner stehen werden, der anmuthigen Curiosität einen effectvollen Rückplatz einzuräumen. Auch diese Neuausgaben geben Zeugniß von rührender Sorgfalt des Herausgebers und sind mit wiederum vortrefflichen Bildern der Autoren geschmückt, die hier zu neuem Dasein ringen.

3. Uhland's Werke. Herausgegeben von Ludwig Fränkel. Zwei Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1893. 8. 2 M.

Diese Neuausgabe besitzt den Vorzug einer verhältnißmäßigen Vollständigkeit; wenn die fachwissenschaftlichen Schriften des Dichters ausgeschlossen blieben, so war dies hinsichtlich ihrer engern Bedeutung gerechtfertigt, während die kunstphilosophischen Aufsätze Tieck's ein immer neues allgemeines Interesse wecken. Den Uhland'schen Dichtungen an sich gegenüber verharre ich nach wie vor in der kühlen Meinung, daß man sich allmählich bequemen wird, sie mehr unter dem kritischen Gesichtswinkel zu betrachten, in dessen Spannweite sie Goethe, Rückert und Schopenhauer erschienen. Eine Geschichte der deutschen Ballade wird eingehender zu prüfen haben, wie gerade innerhalb der Kunstgattung, in welcher der Haupttrieb der Uhland'schen Dichtweise wurzelt, die Hauptnieten seines künstlerischen Schaffens fielen. In der That hat er die deutsche Ballade ihren vorgezogenen Grenzen weit entrückt und das düstere Kind der schottischen Heide und ferner mittelalterlicher Zeiten mit den Theaterflittern der Romantik des 19. Jahrhunderts aufgeputzt, sodaß es in dieser oft nahezu schäferlichen Maskerade sich selbst nicht mehr kennt. Pietätvolle Erinnerungen an unterhaltende Schulstunden unserer Knabenzeit dürfen die Unbefangenheit solcher Erkenntniß nicht trüben. Insofern diese Neuausgabe indessen neben der achtbändigen Originalausgabe die vollständigste unseres Marktes bedeutet, bliebe ihr ein vornehmer Rang gesichert, wenn sie auch nicht die weiter unten zu betonenden Vorzüge besäße, welche dieses Meyer'sche Unternehmen überhaupt auszeichnen.

4. Körner's Werke. Herausgegeben von Hans Zimmer. Zwei Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1893. 8. 4 M.

Das Gebotene gibt trotz mancher Ausscheidung ein vollkommenes Bild der Körner'schen Poesie, deren kriegshistorische Bedeutung so unumstößlich bleibt, als ihre literarhistorische Geltung bemessen ist. Seitdem der Körner-Cultus in dem dresdener Körner-Museum einen in mehr als einer Hinsicht interessanten Mittelpunkt gefunden hat, wird die vorliegende neue Veröffentlichung der Körner'schen Poesien zweifellos alten und jungen Schwärmereien für den heldenmüthigen Dichterjüngling willkommene Nahrung spenden. Uebrigens zweifeln wir nicht, daß auch Körner, der Theaterdichter, sich zu einer so achtunggebietenden Höhe emporgearbeitet haben würde, auf welcher wir immer wieder dem Freiheitssänger unsere dankbare Huldigung bringen. Diesen Körner'schen Werken hat die Verlagshandlung ebenso wie den Uhland'schen durch ein ausgezeichnetes Porträt des Dichters in Kupferstich eine besondere Zierde verliehen.

Aber diese in ihrer Neuheit überraschenden Beigaben vortrefflicher Originalbildnisse und charakteristischer Autogramme sind es neben der stillvollen Eleganz der äußern Ausstattung dieser Ausgaben nicht in erster Linie, welche ihnen einen eigenartigen Werth verleihen. Der Hauptvorzug dieser weitangelegten Sammlung besteht in der mustergültigen Herstellung des Textes und der peinlichen Sorgfalt des sachlichen und sprachlichen Commentars. Und insofern den hier gegebenen, von erlesenen Kennern revidirten Fassungen eine vollkommene kritische Zuständigkeit eignet, wird sich auch die Forschung verpflichtet halten müssen, von diesen Meyer'schen Ausgaben eingehendste Kenntniß zu nehmen, so wenig sie berechnet sind, lediglich Interessen zünftiger Fachwissenschaft zu dienen.

A. Saleck.

Aus der Romanliteratur.

1. Wenn man liebt. Eine Geschichte in vier Büchern von Bernhardine Schulze-Smidt. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1892. 8. 5 M.

Der Roman, im übrigen gut ehrlich deutsch gedacht, hat englische Allüren. Die peinliche Anlage des Netzwerks, die breite Maschenführung, das krampfhafte Heranholen möglichst abgelegener nur bruchweise passender Leitsprüche ist englisch. Der das Ganze beseelende Geist indessen löst ohne die bekannten Quersprünge und Rückläufe der englischen Romantechnik seine Aufgabe hier und da wol mit tantenhaft docirender Selbstgefälligkeit, im Ganzen aber mit aller uneigennützigen Hingebung eines deutschen

Autors, der unbekümmert um Mode und ihren Sclavenlohn den Ideen oder Einfällen folgt, mit deren Ausspinnen er der Welt des Idealen besonders nutzbare Stützen zu verleihen wähnt. Um den Inhalt unserer Erzählung in Kürze anzugeben, so bildet ihren Mittelpunkt bräutliche Liebe, die über den nachdunkelnden Fehltritt des Verlobten nicht nur den Schleier des Vergessens breitet, sondern vielmehr sein schließlich übrigens anmuthiges Verhängniß zu theilen übernimmt. Jedenfalls gibt es im Reiche der Liebe viel schwierigere Prüfungen zu bestehen, als die Erzählerin in ihren Blättern Braut und Bräutigam nicht ohne tragische Drücker zu tragen auferlegt. Schließlich handelt es sich doch nur, um mit Heinrich von Kleist zu reden, „um einen Fehltritt mit blauen Augen"; wenigstens hat die Mutterliebe der Verfasserin alles gethan, was ihrem Helden gegenüber an Mohrenwäsche gelingen konnte. Die Sorgfalt des sonstigen Wabenbaus in diesem saubern novellistischen Bienenkorb haben wir bereits hell gepriesen. Die Localfarbe ist echt, ihre Treue indessen verlohnt sich kaum, denn sie erzeugt kein eigentliches Wohlgefallen. Die Menschen mögen fleißig modellirt sein, aber das Bleigewicht ihrer Alltäglichkeit versagt ihnen jede Schwungkraft zu einem noch so bemessenen Aufflug in die Sphären, in denen wir den Lieblingen unserer Kritik zu begegnen gewohnt sind.

2. An der Schwelle des 20. Jahrhunderts. Eine Familienchronik von David Sibyllinus. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1892. Gr. 8. 5 M.

Die dünne, fast fadenscheinige Handlung dient ersichtlich in ihrer eigentlichen Anlage zum Träger einiger Eimer philosophelnder Selbstvergnügungen eines literarischen Dilettanten. In auseinanderliegenden Zeiträumen bin ich zu dem sibyllinischen Werke zurückgekehrt, das in seiner künstlerischen Anlage auf ebenso niedriger Stufe verharrt, als es schulmeisterlich widerspruchslos im einzelnen gesetzt ist. Der Hauptinhalt besteht in subjectiven Promenaden auf dem durch billige Compendien geebneten Gebiet großpolitischer und allgemeinphilosophischer Probleme, deren modische Lösungen hier romanhaft verwässert werden.

Der Verfasser hat in scheinbar angenehm gehobener Position ein Stück äußerer Welt mit Aufmerksamkeit beobachtet. Wie weit seine Schilderungen aus den Maulwurfsgruben des Jesuitismus auf Selbstbeobachtungen und Selbsterfahrungen beruhen, läßt sich nicht ergründen, wol aber rufen diese Darstellungen viel mehr Vertrauen als Zweifel wach. Denn ersichtlich weiß der Verfasser auf den Höhen der europäischen so kirchlichen wie staatlichen Politik nicht blos vom Hörensagen Bescheid, nur die Schwingen seines literarischen Auflugs scheinen durch staatspolitische Gewichte zunächst beschwert zu sein. Wir wollen auf Einzelheiten seiner mühlradhaften Dialektik nicht weiter eingehen, denn seine Meinungen über Plato und Schopenhauer dürften sich doch eher theilnehmenden engern als indifferenten weitern Kreisen empfehlen. Besonders beklagenswerth bleibt es immerhin, daß hier das A-b-e der großen europäischen Politik der letzten Jahre in so knabenhafter Spiegelung erscheint und das staatsmännische Genie des Jahrhunderts hier Zupfungen an seinen stählernen Schwingen erfährt, die selbstverständlich ein so unreifer literarischer Anfall gar nicht berühren konnte.

Will der Verfasser in schriftstellerischen Bestrebungen verharren, so scheint mir das philosophelnde Feuilleton für Sonntagsmorgen-Zeitungen oder der politische Leitartikel für Modejournale seine gegebene Domaine. Es läßt sich nicht leugnen, daß er sich mit den Problemen der Gegenwart hingebend beschäftigt hat. Die Art und Weise indessen, wie er sie schriftstellerisch hier behandelt, ist mehr ein Tändeln als ein Ergründen. Der Conversationston des Salons ist ungeeignet für die ernste Kritik religionsphilosophischer Glaubenssätze und die novellistische Kunstform zu zart für grübelnde Speculationen.

3. Die Million. Roman von Theophil Zolling. Zwei Theile in einem Bande. Dritte Auflage. Berlin, Verlag der Gegenwart. 1893. 8. 6 M.

Dieser Roman ist das Erzeugniß einer sichern, ausgereiften Kunst. Der Verfasser zeigt sich ebenso sehr als Meister der Technik wie als Herr seines Stoffes. Der Theoretiker und der Empiriker reichen sich in seinen Schöpfungen immer aufs neue die Hand, um sich in unermüdlicher aber nie überhasteter Praxis immer enger zu verbrüdern. So steuert Zolling seine Fahrzeuge, die nicht eben leicht betrachtet sind, mit kundiger Hand und festem Auge stets zum Ziele. Die wiederholten Auflagen seiner Erzählungen geben immer wieder Zeugniß wie sich sein Leserkreis erweitert; es ist natürlich, denn niemand wird bei dem Erzähler Einkehr halten, ohne selbst gesteigerte Erwartungen erfüllt zu sehen. — Ein breites Stück berliner Lebens führt er uns diesmal vor. Es ist wahr, die Coulissen sind allzu oft gestellt und die Typen des modernen berliner Lebens bis zur Uebersättigung uns vorgeführt worden, so daß der specifische berliner Roman an sich an Reiz verloren hat, ohne sich zu Schöpfungen von vollem poetischen Werthe zu erheben. Ja, man darf sagen, daß die meisten dieser Augenblicksaufnahmen mit dem Augenblick vergangen sind. Neben Theodor Fontane sind eigentlich Spielhagen allein dort, wo seine Romane sich auf berliner Boden begeben, berliner Bilder von tieferm poetischen Gehalte gelungen. Es kommt ja hier durchaus nicht auf den lautlichen Abklatsch des Markthallen-Jargons oder die greifbare beschreibende Nachbildung einer Niquet'schen Wurst und einer Dressel'schen Pastete an. Nicht einmal nächtliche Modelljagden mit Polizeicommissaren sind erforderlich, so wünschenswerth die intimere Kenntniß des berliner Gaunerthums erscheinen mag. Die Verfasser sind zumeist der Versuchung erlegen, die einzelnen Fundstücke zu Mittelpunkten heterogener

Theile zu machen, deren Zusammenschweißen ihre Kunst überbot. Am weitesten kamen immer noch die Segmentarier oder Fragmentarier, oder wie man sie immer nennen will, deren Miniaturarbeit und aufbauschende Detailmalerei sodann wiederum in unvermitteltem Contrast zu der Leerheit und Nichtsnutzigkeit ihrer Vorwürfe trat. Einen literarischen Panoramenbauer wie Zola hat Berlin nicht gefunden, und der deutsche Roman braucht darüber nicht traurig zu werden. Zolling nun hält sich in gleicher Weise fern von den Typenreitern wie von den novellistischen Photographen, von den Cocotten-Solisten und den literarischen Rowdies, welche die socialistische Wauwautrommel pauken. Und doch steht eine ungeheuere Spinnerei mit gärenden Arbeitermassen in der Mitte seiner Dichtung, und ein Gardedragoner-Offizier, der „Zola nur halb versteht", ist einer der Hauptträger der Handlung. Ein breiterer berliner Roman aber, mag ohne Socialismus undenkbar sein und die Poesie Berlins mag in den Offizieren der Gardecavalerie culminiren. Jedenfalls bricht der socialistische Stier, wie ihn der Dichter hier entfesselt, gebändigt in die Kniee, um auf freierer Weidetrift Zufriedenheit und schönere Luft zu gemäßigter Arbeit zu grasen, und was das Lieutenantselement anlangt, so scheint Generalstab und Kriegsakademie den Cirkeln unserer gegenwärtigen Romanschreiberei zu abseits zu liegen, oder ihre militärischen Charaktere literarischen Aetstudien unerreichbar zu sein. Immerhin erscheint der Spielhagen'sche Gardelieutenant der Mode bei Zolling reicher schattirt.

Die Hauptstärke des Romans besteht in der erzählenden Breitmalerei hervorragender großstädtischer industrieller Institute, ihres innern Mechanismus und ihres Personals. Den Glanzpunkt seines Werkes hat der Dichter aber in den vordersten Eingang gestellt, in einer außerordentlich packenden, fieberhaft bewegten Schilderung des Börsentreibens. Um der Gerechtigkeit willen sei nicht verschwiegen, daß man anderer Orten den Begebenheiten um so raschere Flügel wünscht. Dahingegen sind auch die charlottenburger Rennen mit dramatischer Lebendigkeit dargestellt. Ist so Rühmendes von dem allgemeinen Stil der Erzählung zu sagen, welcher allerdings die Kunst blendende poetische Lichter aufzubieten ferner liegt, so erweist sich auch die Charakteristik der leidenden Menschen, denn vorwiegend Leidensprocesse finden statt, als durch und durch gediegene und von steter Treue. Auch komische Scenen von drastischer Wirkung laufen unter, den Mittelpunkt der einen bildet eine Schüssel Steppenhühner, das Motiv der andern der Verkauf eines abgetriebenen Schimmels, der als feuriger kienrußgleißender Rappe in die Hände des leicht dupirten Besitzers zurückkehrt.

4. Der Wahrheitsucher von Karl Emil Franzos. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1893. 8. 10 M.

In stillere Welten führt uns dieser Roman, dessen Triebräder minder äußere Begebenheiten, als die Entwickelungsmomente eines geistigen Lebens bilden, dessen Wurzeln aus grübelnder Resignation ihre Schößlinge nach der Wahrheit drängen. Der Unterbau der weitspurigen Erzählung ist ein alltäglicher, der vom Durchschnittsroman immer wieder gern benutzt wird. Ein aufgeweckter Geisbub, dessen Knabenhirn frühe an der göttlichen Gerechtigkeit irre wird, findet Aufnahme und erste Erziehung bei einem ehrwürdigen katholischen Pfarrherrn, der auch für die weitere wissenschaftliche Bildung des jungen Skeptikers Sorge trägt, bis er in die Klauen der Jesuiten fällt.

Hier beginnt der tief angelegte Roman zu fesseln. Der Novizenfang ist ein Kapitalstreich jesuitischer Perfidie. Wir Deutsche haben für den Begriff kein deckendes Wort. Die Verschleppung des bejammerswerthen Jünglings in das Collegium germanicum ist vortrefflich eingeleitet und hinausgeführt. Der General selbst hätte sie nicht würdiger disponiren können. Die Schilderung des Treibens in der römischen Brutstätte jungen Nachwuchses der glorreichen Genossenschaft ist von packender Wirkung. Viel gewaltiger aber ist die der erschütternden Darstellung der Seelen- und Gewissensqualen, mit denen wir den Hauptträger des Romans und seine Freunde ringen sehen. Doch der Wahrheitsdrang, über welchen weder Drohung noch Verheißung im Leben unseres Helden jemals Macht gewinnen, sprengt die jesuitische Zwingburg. Verpflanzt in das Priesterseminar zu Prag, vermag auch hier der junge Theologe nicht Boden zu gewinnen, und er entsagt für immer der geistlichen Laufbahn. Von neuem grinst ihn das Nichts einer gebrochenen Existenz an, aber wieder springt ein Wunder, wie sie in seinem Leben wiederholt thätig werden, wohlwollend in die Kluft. Auf der Moldaubrücke rettet ihn vor dem Sprunge in den Strom ein vom Abendtrunk heimkehrendes Mitglied der internationalen revolutionären Propaganda und unser Wahrheitsucher stellt sich begeistert in den Dienst ihrer Ideale, wie denn überhaupt sein ganzes grundehrliches, sittlich hochstehendes Leben der Idee geweiht bleibt, welche er periodisch anbetet. So gräbt er rührig mit am Sturze Metternich's, ohne diesen jedoch in Prag zu erleben. Verrath sprengt die Staatsverbesserer der verdumpften Monarchie auseinander. Ein neues Wunder rettet den unserigen nach Dresden; ein nochmaliges hilft seinem poetischen Talente zum Durchbruch. Inzwischen länft im Roman Erfindung und Staatsgeschichte nicht eben erquicklich durcheinander. Nach Leipzig verschlagen, gewinnt unser Held Verleger, Brant und literarische Genossen von historischer Geltung. Die endlich ausbrechende Revolution führt ihn in sein gequältes Vaterland zurück auf die wiener Barrikade. Doch wir müssen kürzer sein. Der Radicalist wird zufolge neuer Wandlungen seines Ideals und mit Hülfe neuer Wunder Herold der constitutionellen Staatsform mit reactionären Anflügen. Mittlerweile ist er Gymnasiallehrer für Deutsch und classische Sprachen in Czernowitz geworden. Hier wird er das tragikomische Opfer seiner Lyrik, die natürlich seine politischen Häutungsprocesse wiederspiegelt. Bei einem öffentlichen Actus declamiren

Schüler Gedichte, welche das Farbenspiel der heterogenen Perioden seiner staatsphilosophischen Idole tragen. Ein neues Wunder macht den wiedernm Ankerlosen zum Gutsverwalter und stellt ihn als solchen und schließlich als Fabrikdirector in die Mitte der socialistischen Bewegung, nicht aber als Tribünenschreier, sondern als ehernes Bollwerk der Vernunft und weiser heilverbreitender Ordnung. Das ist die Geschichte; das ist der stille Hafen, in welchen das sturmgepeitschte Schifflein des Wahrheitssuchers einläuft. Es ist eine Art faustischer Resignation wie man sieht, die einem an Strebungen und Irrungen reichen Leben den letzten segensreichen Inhalt leiht. Wir haben in diesem neuen Roman des rühmlichst bekannten Autors ein Stück ernster literarischer Arbeit vor uns. Sie hat sich ihre Krone sauer werden lassen und mag ihrer froh sein.

Adalbert Schroeter.

Humoristisches und Satirisches.

1. Der kleine Bolland oder Acta Sanctorum minora, d. i. Zwanzig frommheitere Legenden in anmutige und höchst erbauliche deutsche Reime gebracht von Benno Rüttenauer (P. Hilarius à la Santa Clara O. Q. S. F.). München, Dr. E. Albert u. Comp. 1 M. 50 Pf.
2. Moralische Träumereien von Ekkehard Zeitgenoß. Basel, B. Schwabe. 1893. 1 M. 60 Pf.
3. Imker-Grüße aus Kurpfalz. Eine Sammlung heiterer und ernster Imker-Lieder von Joh. Phil. Glock. Im Selbstverlage des Verfassers. 1893. 8. 1 M. 25 Pf.
4. Germania und ihre Kinder. Eine Satire von Friedrich Freiherrn von Khaynach. Zürich, Verlags-Magazin. 1893. 8. 1 M. 50 Pf.

Es sind gerade 250 Jahre seit die ersten beiden Bände, des Riesenwerks „Acta Sanctorum", begonnen von dem Jesuiten van Roswey, nach seinem Tode 1629 fortgeführt von dem Jesuiten Johannes Bolland erschienen sind. In nächster Zeit erscheint der zweiundsechzigste Band dieses nach Bolland „Die Bollandisten" genannten Werks, in welchem nach kalendarischer Folge das Leben und die Thaten der katholischen Heiligen beschrieben werden.

Ich muß diese trockene Notiz zum Verständniß des Titels eines äußerst vergnüglichen Büchleins vorausschicken, mit dem uns Benno Rüttenauer (Nr. 1) erfreut hat. Rüttenauer hat den imanenten Humor, der in den wunderbaren Leistungen der Heiligen liegt, mit feiner Nachfühlung des Unglaublichsten herausgefunden. Wenn aber jemand glaubt, der „Kleine Bolland" schneide auf, der lese den großen Bolland nach und er — wird noch viel tolleres Zeug finden: hier ohne Humor, dort verklärt und für Gläubige wie Ungläubige eben durch den Humor lieblich und angenehm gemacht. Zwar will ich nicht verschweigen, daß dem Dichter der Schalk im Nacken sitzt, ja daß er sogar sehr boshaft sein kann; bisweilen blickt aber ein wunderbarer religiöser Ernst durch diese launigen Knittelverse hindurch, sodaß selbst heikle Stoffe, wie „das Liebeslager" ihrer Peinlichkeit beraubt, daß Gläubige mit der humoristischen Darstellung versöhnt werden, die bösen Ungläubigen aber Stoff haben nachzudenken über die Kraft der Religion selbst in ihren Verirrungen.

Um solche Dinge humoristisch oder ernst darzustellen, bedarf es einer gewissen Naivetät im Gefühl wie in der Ausdrucksweise, sonst wird die Sache unerträglich. Und diese Naivetät, ich möchte sagen Kindlichkeit der Darstellung weiß der Dichter ganz vorzüglich zu wahren, wenn er es auch, sei es in einzelnen Versen, sei es am Schlusse, nicht verhalten kann, zu zeigen, wie hoch er über seinem Stoffe steht. Ein Beispiel hier ist:

Wie der heilige Franz auf der Wippe spielte.

Nachdem Franziskus mit seinem Orden
Lange genug verachtet worden
Und verspottet in schlechten Witzen
Von Heiden auf hohen Kirchensitzen,
Von Pfaffen in Purpur und Mecheler Spitzen,
Gewann er endlich großen Ruhm,
Besonders seitdem er zum Christenthum
Auf einer romantischen Excursion
Bekehrt den Sultan von Babylon.
Nun ward er verehrt über alle Grenzen,
Und jeder wollte mit ihm glänzen,
Der Kaiser Friedrich von Hohenstaufen
So gut wie der gemeine Haufen;
Die frömmsten gar verglichen ihn gern
Mit Jesu Christo unserm Herrn.

Um diese Zeit ging Franz nach Rom,
Zu holen sich in Petri Dom
Den officiellen päpstlichen Segen.
Da zogen die Römer ihm entgegen,
In Procession mit Kreuz und Fahnen.
Das konnte der Heilige nimmer ahnen,
Und da er just am Wegesrand
Ein Häuflein fröhlicher Kinder fand,
Die sich auf schwankem Brett vergnügten
Und wippend auf und nieder wiegten
In kindlich ungeschickter Weis,
Kam er zu Hülfe dem schwachen Fleiß,
Und stieg, um ihnen Freude zu machen,
Selbst auf das Brett am einen Ende.
Die Kinder aufs andere klommen behende,
Und unter Händeklatschen und Lachen,
Als trüge die Kinder Vogelgefieder,
Hochfliegend ging es auf und nieder.
Von fern' erschollen die heiligen Lieder,
Die Litaneien der Proeession,
Der Heilige hörte nichts davon;
Er war beim Spiel mit Leib und Seele,
Er lachte laut aus voller Kehle.
Stets lustiger wippte der heilige Franz,
Die Kinder schrieen laut: der kann's;
Sie wußten vor Wonne sich nicht zu fassen,
So hatte sie niemand noch wippen lassen.

Die Waller aber, die solches sah'n,
Blickten verwirrt einander an,
Im Beten und Singen verloren das Trumm
Und höchlich geärgert kehrten sie um.

Zwei Cardinäle dieses hörten
Und sich im tiefsten Herzen empörten;
Sie liefen zum Papst, sie schrieen ihn an,
Das hat dein heiliger Franz gethan,
Er hat des Volkes Glauben verhöhnt;
Aber du selbst hast ihn verwöhnt,
Wir sagten es immer, er sei frivol,
Er sei ein Hanswurst, nun siehst du's wol.
Da lächelte der Papst und sprach:
Ihr sagt dem Franz nur Gutes nach,
Wie es bestätigt des Herren Wort:
„So ihr den Kindern nicht werdet gleich,
Ihr nimmer gewinnt das Himmelreich".
Die andern aber fuhren fort,
Den Franz zu verleumden und zu schelten,
Und ließen des Papstes Wort nicht gelten;
Sie meinten in keinen patristischen Glossen
Sei je die Rede von Spiel und Possen.
Da rief der Papst, es ist genug,
Wir Sünder streiten mit schlechtem Fug;
Was heilige Art,
Allein ein Heiliger offenbart,
Und das ist der Franz, wie allbekannt.
Der Papst mit einer Bewegung der Hand
Den beiden Herrn den Rücken wandt. —

Nicht jeder Papst sprach solche Worte,
Es gab schon Päpste verschiedener Sorte,
Kunstrichterpfaffen und -Pontifexe
Waren zu Zeiten von anderm Gewächse.

Ich meine, die Legende wäre schöner ohne die verstandesmäßigen letzten vier Zeilen. Anders in dem Gedicht „Sanct Georg der Andere". Der ist Luther; neben den waschecht Heiligen treffen wir nämlich auch Leute, wie den Heiden Herkules oder den Propheten Daniel, an dem sich streng Bibelgläubige vielleicht ebenso stoßen werden wie legendengläubige Katholiken an Rüttenauer's Heiligen der Acta Sanctorum. Der Dichter erzählt die bekannte Legende mit dem Teufel in Luther's Tintenfaß und schließt:

Für gute Christen dennoch hat
Ein kleines Häkchen diese That,
Um ihm fast die Lust dran zu rauben:
Denn nicht der Teufel nur ward hier getroffen,
Ein frommes Christenkind, der Teufelsglaube,
Ist in der galligen Tinte mit ersoffen,
Und damit traf, so geht heut das Gefluker,
Sein eignes Lieblingskind der fromme Luther.

Wer sich über Vorurtheile erheben, und etwas „drein gehen" lassen kann, wird die meisten dieser fromm heitern Legende mit Behagen genießen.

Ganz ähnlich wie Rüttenauer mit den Heiligen geht Ekkehard Zeitgenoß (Nr. 2) mit Nixen und Elfen um, nur ist in seiner Prosa mehr Poesie als in Rüttenauer's Versen. Diese Märchen fangen in der Regel hochpoetisch und mit stimmungsvollen Naturbildern an; aber nach wenigen Zügen kommt der Schalk zum Vorschein, der es namentlich auf unsere schäbigen Culturverhältnisse abgesehen hat. Das Büchlein enthält somit mehr Satire als Humor, aber die Satire ist doch meistens humoristisch verklärt. So heißt es in der zu ernsthaft vorgetragenen „Kürbisgeschichte" plötzlich: „denn Dummheit schützt selbst nicht vor den höchsten Ehrenstellen", oder im Tannhäuser:

An den Stufen des Vatican (!) kniete Tannhäuser und klagte sein pater pecavi.

Aber der Papst löste ihm seine Sünde nicht.

Er konnte es ja nicht. Hätte Tannhäuser sich über die Sache als über eine einst gewesene noble Liaison hinweggesetzt, nun ja, dann gut. Aber so, da der Frevler den Staub selbst aufgewirbelt, — es wäre doch ein Greuel für alle braven und guten Bürgersleute gewesen, hätte der Heilige Vater ein absolve (!) te gesprochen.

Der Papst dachte ja sonst in solchen Sachen sehr milde und tolerant, aber, wie gesagt, unter solchen Umständen blieb ihm nichts übrig als das: „Deine Sünde ist zu groß, als daß sie könnte von Dir genommen werden."

In der Nixengeschichte erfreut uns folgendes Ballgespräch:

Man tanzte hier anders, als es die Nixen gethan, und Damen und Herrn unterhielten sich aufs lebhafteste. Sie hatten sich immer sehr viel zu sagen, auch wenn sie einander vorher gar nicht gekannt hatten.

Hans wußte nicht so viel zu sprechen, er kam sich recht einfältig vor; hier mußte es noch recht viel für ihn zu lernen geben.

So hörte er denn einem Paare zu; der Herr stand in eifrigstem Gespräche vor der Dame, die auf einem Sopha saß, und fragte sie: Haben Sie Kinder, gnädige Frau? Da sagte sie ihm: Ja, mein Herr, zwei.

Der Herr fuhr fort: Wie alt sind denn dieselben? und die Dame entgegnete: Zwei und drei Jahre.

Der Herr äußerte wieder: Ach, da ist wol das mit zwei Jahren das jüngere, und entzückt sagte die Dame: Ganz richtig, und das mit drei Jahren das ältere.

Dem Herrn schien die Lösung außerordentlich zu gefallen, denn er erwiderte mit sichtbarem Einverständniß: Ach, das ist ja allerliebst, das wollte ich eben sagen.

Hans ging enttäuscht weg. Seine Nixen hatten weniger gesprochen.

Es war also auch bei den Frauen nicht besser.

Der Verfasser erzählt gut und weiß seine Hiebe wirklich märchenhaft einzukleiden — und das ist keine kleine Kunst. Hier eine seiner Geschichten, die ich der Kürze halber wähle:

Der Adler unter den Störchen.

Es war einmal ein Adlerei, das war aus Versehen in ein Storchennest gekommen und so brütete es denn die Storchenmutter mit den eigenen Eiern aus.

Als zur richtigen Zeit die jungen Vögel, Störchlein und Adler, ausschlüpften, da zog die Störchin alle groß, wie es ihre Pflicht und Schuldigkeit war als Vogelmama.

Nun flog jedoch bald der Adler viel höher als die Störche, und das erzürnte diese.

Deshalb klapperten sie ihm vor, er sei ein hochmüthiger Geselle, was er denn eigentlich dächte. Er könnte ja gar nichts; das bischen Hochfliegen sei doch eine recht brotlose Kunst, denn da oben gäbe es keine Frösche zu fangen. Dabei vermöchte er aber nicht einmal zu klappern, geschweige denn im Sumpf herumzuwaten. Vom Kinderbringen wollten sie überhaupt lieber gar nicht erst reden.

Nun weiß ich zwar ganz gewiß, daß von den Störchlein ebenfalls noch keines Kinder gebracht hatte, aber weil sie in dem Rufe standen, sie könnten dies, so machten sie dem Adler aus seinem Unvermögen in dieser Kunst einen Vorwurf, oder richtiger — so schlimm war es ja nicht, sie wollten vielmehr gar nicht davon reden.

Der Adler ließ alles über sich ergehen. Er sah ein, wie es zu nichts führen würde, zu widersprechen. Die Störche hätten doch all sein Reden überklappert.

So war er durchaus nicht auf Rosen gebettet, ja er hatte ein recht peinliches Dasein. Oft wäre er sogar lieber auch ein Klapperstorch, denn ein Adler gewesen.

Wol war ihm nur, wenn er allein hoch oben in den Lüften schwelgte. Dann freilich unendlich wohl; dann war er selig.

Er versuchte, auch den Störchen dieses Gefühl zu beschreiben; diese schüttelten jedoch ihre langbeschnäbelten Köpfe und nannten ihn verrückt.

Immer oben zu bleiben, vermochte der Adler nicht, er mußte sich von Zeit zu Zeit herabsenken. Mit Bangen sah er den Tagen entgegen, wo er, alt und schwach geworden, mehr und mehr unten sitzen mußte und der Störche Hohn anhören.

Glücklicherweise traf dies nicht ein, er starb schon in jungen Jahren.

Nach seinem Tode kamen ein paar Raben, und als kluge Vögel schmückten sie des Adlers Grab und ergingen sich in Lobgekrächze über ihn.

Da waren die Störche stolz, daß in ihrem Nest ein so herrliches Thier ausgebrütet worden war. Sie gehen sogar seither damit um, ihm ein Denkmal zu setzen.

Man wird auch dieses Buch mit ungestörtem Behagen genießen, und das ist keine kleine Empfehlung.

An die Bienenfreunde in erster Linie wenden sich Glockens „Imker-Grüße“ (Nr. 3). Aber auch, wer nicht Imker ist, wird sich deren erfreuen. Aus der kindlichen Freude am Bienenvolk, aus einem liebevollen Sichversenken in das kleine Leben des Bienenhaushalts ist dieses Buch herausgewachsen. Dabei ist es äußerst mannichfaltig, und auch hier wieder zeigt sich, daß das Ergriffensein von einem Stoff die erste Bedingung für dichterische Wiedergabe ist. Dabei waltet in dem Buche ein gesunder deutscher Patriotismus, der immer wieder von dem Kleinleben der Bienen die Gedanken auf das Große des Vaterlands lenkt.

Auch in anderer echt lyrischer Art weiß der Dichter zu singen:

Der Bienenkuß.

Die Lilien hüllen sich in Flor,
Die Rosen sind vor Neid erblaßt
Weil einem Veilchen du in's Ohr
Ein heimlich' Wort geflüstert hast.

In's holde Blumenangesicht
Hast du so warm hineingedrückt
Den süßen Kuß, du kleiner Wicht,
Der alle Schönen tief entzückt.

„Ich liebe dich“ — o süßer Ton,
Du Sphärenklang im Weltenall,
Du findest in den Kleinsten schon
Der Wesen frohen Wiederhall.

Daneben finden sich einige ausgezeichnete Kinderlieder von der Biene und drollige Dialectgedichte. Auch die „Imker-Schnadahüpfeln“ sind zum Theil nicht übel. Was er vom Bienencurs singt, gilt auch sonst:

A Diplomerl is hübsch,
A Diplomerl macht Freud,
A Diplomerl macht stolz
Und den dümmsten Kerl g'scheit.

Ebenso, was er dem „Gesammtvorstand“ anmuzt:

Die Herren vom Gesammtvorstand
War'n „bei der Drucklegung dabei“,
„Hab'n g'holf'n und gebessert“,
Daß „die Anleitung richtig sei“.

Aber die Schnitzer des Buches,
Die Böck' mit anand',
Schiebt einer auf den andern,
Das is interessant.

Von der Harmlosigkeit dieses Buchs zu Khaynach's „Germania und ihre Kinder“ (Nr. 4) ist ein großer Schritt. Hier ist alles grimme Satire, beißende, oft auch daneben beißende Ironie, und wenig behaglicher Humor. Warm und wohl wird einem bei der Dichtung nicht, und die Hoffnung des Verfassers, daß man lache und sich ergötze, geht nicht in Erfüllung. Für diesen Satiriker gibt es vom lieben Gott an bis — sagen wir einmal Adolf Wechsler (S. 116) nichts heiliges, seine Satire macht aber auch vor keinem Götzen halt, und so wird der Dichter es wol mit allen verderben. Seine Weltanschauung ist nicht gerade erhaben: sie bewegt sich zwischen Sect, Austern und schönen Weibern, hält dabei aber etwas auf gute Manieren, welche indessen nicht ausschließen, daß der Dichter häufig Grobheit mit Satire verwechselt.

Im ersten Gesang vernichtet Khaynach die deutsche Dichtung der Gegenwart; er mißt hierbei nicht immer mit ganz gerechtem Maße, sondern schlägt Dichter- und Schriftstellerköpfe ab, wie der Knabe die Disteln. Im ganzen freilich hat er mit seinem Gericht nicht unrecht; aber was soll uns das recht prosaische summarische Abthun ganzer Dichterhalbdutzende wie in den Versen:

„Vergiß Süddeutschland nicht und seiner Helden,
Die Heldenschar von Geist, Papier und Feder,
Da mußt Du Lingg's und Baumbach's Größe melden,
Den Schack, den Heyse, die in all' und jeder
Beziehung als gewalt'ge Kerle gelten“ ....
Was? Sie und ihre Poesie von Leder?
Wie? Heyse, Schack, der gute Lingg und Baumbach
Sind dort die Größten? Männer, die mir kaum, ach,

Der Rede werth erschienen? Gut es sei.
Gewiß, der Hermann Lingg ist ein gewandter
Scribent, auch Lyriker so nebenbei,
Als solcher unbedeutend; interessanter
Wär Baumbach wol, wenn nicht das einerlei
In seinen Liedern, trotz soviel pikanter
Und lockrer Stellen, etwas müde machte,
Zuweilen gar mich zur Verzweiflung brachte.

Wo steckt denn da eigentlich die Satire und wo ist die poetische Bewältigung des Stoffs? Diese läßt überhaupt in der ganzen Dichtung sehr viel zu wünschen übrig, selbst da wo die Satire nicht übel ist. So z. B:

Mein braver Hamerling, Du wolltest viel,
Erreicht hast Du nicht alles, was Du wolltest.
Weißt Du nicht, daß Du Verse fürs Gefühl
Nicht dichten, weniger noch drucken solltest?
Denk' der Verleger, welch' ein müß'ges Spiel,
Welch' mächt'ge Epensässer, die Du rolltest!
Wer soll sie kaufen, wer sie gar verlegen?
Wer wird sie Weihnacht untern Christbaum legen?

O Hamerling, man darf nie sinnlich sein
Wie Du, auch niemals reißen derbe Zoten,
In allem sei man mimiglich und fein,
Prosa ist alles — Verse sind verboten,
Novellen und Romane schreib allein —
Du that'st es nicht — man warf Dich zu den Todten,
Dich armen Teufel, als Du gar noch lebtest
Und Verse machtest und vergeblich strebtest.

Der zweite Gesang führt uns in den Dichter-Olymp und macht uns mit den gestorbenen Dichtern bekannt. Was hier vorgebracht wird, ist nicht immer klar oder, sobald es klar ist, mehr grob als satirisch. Und ob das Klare auch wahr ist, darauf kommts dem Dichter nicht an; wenn nur ein Körnchen Wahrheit darin steckt, dann genügt es ihm.

Dieser zweite Gesang enthält als Anhang fast hundert Strophen „Memoiren des Herrn von ***", in welchen der Lebenslauf eines heruntergekommenen adelichen Herrn erzählt wird, vielleicht das beste im ganzen Buche, trotzdem die Schilderung, wie der kaum mannbare Jüngling von einer alternden Kokette verführt wird, mit jener behaglichen Umständlichkeit erzählt wird, die der Satiriker Khaynach im ersten Gesang verdammt hat: man sieht, der Satiriker trägt zwei Seelen in seiner Brust, und fast scheint mir die moderne Seele, die sich hier offenbart, die ursprüngliche. Eine „schöne Seele" ist's aber nicht.

Am höchsten erhebt sich der dritte und letzte Gesang mit seinen socialen Einblicken und Ausblicken; aber auch hier fehlt es an Klarheit und an wirklicher poetischer Kraft, den Stoff zu bewältigen. Die Art, wie Khaynach hier Bismarck abthut, ist zum mindesten oberflächlich, und ich gestatte mir, das bekannte Wort umgekehrt anzuwenden und frei zu übersetzen: „quod licet bovi non licet Jovi, zu Deutsch: wenn man sich Ungezogenheiten gegenüber kleinen und allerkleinsten Geistern erlaubt, so hat man damit doch noch keinen Freibrief für Riesen wie Bismarck. Kleinlich ist's zudem, Bismarck wegen eines literarischen Urtheils in der Weise zu tadeln, wie Khaynach, und ihn in dreiundeinerhalben Strophe abzuthun: das ist zu wenig, viel zu wenig; ein Dutzend Strophen des Hasses hätte Bismarck doch wohl verdient!

Der Schluß des Gedichtes sinkt wieder herab ins gewöhnlich „Moderne", und die ganze Satire zeigt, daß man ohne eine einheitliche ideale Weltanschauung zwar satirische Verse, aber keine Satire schreiben kann.

Richard Weitbrecht.

Feuilleton.

Von der „Geschichte der christlichen Malerei" von Dr. Erich Franz (Freiburg i. Br., Herder, Theil I 1887 fg.) liegt der zweite Theil in den Lieferungen 8—14 beinahe vollständig vor. Mit dem Tode Raphael's gedenkt der Verfasser sein Werk abzuschließen. Vielleicht läßt er sich durch seine Erfolge bestimmen, auch noch eine Geschichte der christlichen Malerei der folgenden drei Jahrhunderte vorzubereiten. Finden wir doch gerade in der spätern Geschichte der italienischen Malerei noch Zeitabschnitte, wo die Kunst einen ausgesprochener tendenziösen kirchlich-christlichen Betrieb verfolgt, als er bei ihrem Erblühen im Quattrocento, während ihrer Reife in der goldenen Zeit möglich war; wir erinnern nur an die Gegenreformation, an die Zeit jesuitischer Prachtentfaltung um die Wende des 17. Jahrhunderts, ganz zu schweigen von der spanischen Kunst im 17. Jahrhundert. Wie Theil I, so ist auch dieser Schlußtheil in sieben Bücher gegliedert. Buch I: „Die neue christliche Malerei in Italien", behandelt in drei Abschnitten Giotto und seine Schule, die gleichfalls ein geschlossenes Bild bietende sienesische Schule, sowie die ungefähr zeitgenössischen mehr oder minder selbständigen Meister in Umbrien, in den Marken, in den oberitalienischen Städten. Buch II: „Erste Epoche der Gothik (1250—1420)", schildert die Kunst in Frankreich, in den Niederlanden, in England und in Deutschland. Buch III: „Die italienische Frührenaissance", ist am umfangreichsten. Buch IV: „Die niederländische Malerei des 15. Jahrhunderts." Sehr kurz ist Buch V: „Die Malerei des Quattrocento (?) in Frankreich, Spanien und Portugal." Buch VI: „Die deutsche Malerei des 15. Jahrhunderts", wo eine Schilderung von Dürer's Kunst, seiner Thätigkeit auf dem Gebiete der graphischen Künste und seiner originalen Auffassung und Wiedergabe kirchlicher Cyklen bei den vom Verfasser gewählten historischen Grenzen leider ausgeschlossen blieb. Buch VII: „Die Hochrenaissance." Hier zeigen sich die bedenklichen Folgen systematisirender Kapitelüberschreibung. An die Spitze dieses Buchs ist Leonardo da Vinci gestellt, auf den das Quattrocento wol nicht weniger gerechtfertigte Ansprüche erheben dürfte als das Cinquecento.

— Von dem Roman „Il Romano" von Ursula Zöge von Mantenffel (Leipzig, Ungleich) ist die dritte Auflage erschienen.

— Die kleine Schrift von Th. Ziegler: „Fr. Th. Vischer" (Stuttgart, G. J. Göschen), ursprünglich ein Vortrag, der im Verein für Kunst und Wissenschaft in Hamburg gehalten wurde, verdient offenbar, daß sie weitern Kreisen bekannt wird; sie ist mit Wärme, Kenntniß und in schöner Sprache geschrieben.

Bibliographie.

Arnold, April-Wetter. Neue Novellen. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 12. 3 M.

Baechtold, J., Gottfried Keller's Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Erster Band. 1819—1850. 2. Auflage. Berlin, W. Hertz (Besser'sche Buchh.). Gr. 8. 6 M.

Carriere, M., Gesammelte Werke. 14. Bd.: Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen. 3. Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus. 8. 7 M.

Kruse, H., Sieben kleine Dramen. Leipzig, S. Hirzel. 8. 4 M.

Weinhold, K., Rede bei Antritt des Rectorats der kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Berlin, J. L. V. Laverrenz. Gr. 4. 75 Pf.

Westkirch, L., Novellen. Berlin, J. H. Schorer. 8. 3 M.

Zwiedineck-Südenhorst, H. v., Deutsche Geschichte im Zeitraum der Gründung des preußischen Königtums. (Bibliothek deutscher Geschichte. 86. Lfg.) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Lex.-8. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das erste ausführliche Werk über Kamerun.

Durch Kamerun
von Süd nach Nord.
Reisen und Forschungen im Hinterlande 1889 bis 1891.

Von

E. Morgen,

Hauptmann im Grenadierregiment Nr. 12.

Mit 19 Separatbildern und 50 Abbildungen im Text von Hellgrewe, einem Porträt und einer Karte.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

In dem mit 19 Separatbildern und 50 Textabbildungen von Hellgrewe's Meisterhand, einem Porträt in Heliogravüre, sowie der ersten ausführlichen Karte der Colonie Kamerun ausgestatteten Werke erzählt der kühne Reisende in spannender Weise seine erfolg- und abenteuerreichen Reiseerlebnisse und bietet zugleich ein wirkungsvolles Gesammtbild der vielgenannten, aber nur an wenigen Küstenpunkten bekannten Colonie. Morgen's Werk, das erste ausführliche Originalwerk über Kamerun, wirkt geradezu sensationell durch den Nachweis, daß Europäer sich im Innern der Colonie ohne Gefahr für ihre Gesundheit ansiedeln können. Hervorragendes politisches Interesse gewinnt das Werk durch die Versuche Frankreichs, auf Grund der neuen Mizon'schen Reise das Hinterland von Kamerun in französische Hände zu spielen, wissenschaftliches Interesse durch die werthvollen geographischen und volkswirthschaftlichen Beobachtungen und Forschungen des Verfassers.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wesen und Zweck der Politik.
Als Theil der Sociologie und Grundlage der Staatswissenschaften.

Von

Gustav Ratzenhofer.

Drei Bände. Mit 1 lithograph. Tafel. 8. Geh. 20 M.

Diese Untersuchungen über Wesen und Zweck der Politik, eingeleitet und abgeschlossen durch ausführliche Erörterungen aus dem Gebiete der Soeiologie, sind auf ganz neuem Wege angestellt, und das System, das der Verfasser entwickelt, trägt durchaus den Charakter der Selbständigkeit. Die weitblickenden, scharfsinnigen Darlegungen behandeln die schwierige Materie in erschöpfender Weise. Staats-, Volkswirthschafts- und Rechtslehrer sowie Politiker im weitesten Sinne werden sich für das zeitgemäße Werk in hohem Maße interessiren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. **Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.** 10. Auflage. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Diese beliebte, bereits in zehnter Auflage vorliegende Erzählung Gerstäcker's ist eins der gelungensten Erzeugnisse deutschen Humors.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen.

Album der neuern deutschen Lyrik. 10. Auflage. 8. Geb. mit Goldschnitt 3 M. Prachtausgabe auf Chamoispapier in Lederbd. mit Goldschn. 7 M. 50 Pf.

Gerhardt, Paulus. Gedichte. Herausgegeben von K. Goedeke. 8. Geb. mit Goldschnitt 5 M.

Hammer, Julius. Auf stillen Wegen. Dichtungen. 3. Aufl. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M.

—— Fester Grund. Dichtungen. 4. Aufl. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M.

—— Lerne, liebe, lebe. Dichtungen. 5. Auflage. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M.

—— Die Psalmen der Heiligen Schrift. In Dichtungen. 8. Geb. m. Goldschn. 7 M.

—— Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. 33. Aufl. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M. 25. Auflage. (Jubelausgabe mit größerm Druck.) 8. Geb. m. Goldschn. 6 M.

—— Unter dem Halbmond. Ein osmanisches Liederbuch. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M.

—— Zu allen guten Stunden. Dichtungen. 5. Auflage. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M.

Kalidasa. Sakuntala. Indisches Schauspiel. Metrisch bearbeitet von E. Lobedanz. 8. Aufl. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

—— Urvasi. Indisches Schauspiel. Deutsch metrisch bearbeitet von E. Lobedanz. 3. Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Schulze, Ernst. Cäcilie. Min.-Ausgabe. 2 Theile. 8. Geb. m. Goldschn. 9 M.

—— Gedichte. (3. Auflage.) 8. Geb. 4 M.

—— Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht. 14. Auflage. 8. Geb. 3 M. Illustrirte Prachtausgabe. Mit Holzschnitten. 4. Geh. 10 M. Geb. in Leinwd. 17 M.; in Lederbd. 24 M.

—— Die bezauberte Rose. — Poetisches Tagebuch. Mit Einleitung und Anmerkungen von Tittmann. 8. Geh. 1 M. 20 Pf. Geb. 2 M.

Sturm, Julius. Für das Haus. Liedergabe. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

—— Gedichte. 6. Aufl. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

—— Neue Gedichte. 2. Auflage. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

—— Zwei Rosen oder das hohe Lied der Liebe. 2. Auflage. 8. Geb. 1 M. 60 Pf.

—— Aufwärts! Neue religiöse Gedichte. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

—— Gott grüße dich! Religiöse Gedichte. 4. Auflage. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

—— Fromme Lieder. 1. Theil. 11. Auflage. — 2. Theil. 4. Auflage. — 3. Theil. 8. Jeder Theil geb. m. Goldschn. 3 M.

—— Lieder und Bilder. Neue Dichtungen. 2 Theile. 2. Auflage. 8. Jeder Theil geb. m. Goldschn. 3 M.

—— Natur, Liebe, Vaterland. Neue Dichtungen. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 070034787